Digitized by Google

4· Per.
7 fk
(26, Juli–Sept.

Didaskalia

Digitized by Google

DEUTSCHE
BIBLIOTHEK
IN
GENF
1833.

Lav.

<36619731370019

<36619731370019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Herausgegeben

von

J. A. Hammeran.

DEUTSCHE BIBLIOTHEK IN GENF 1833.

Sechs und zwanzigſter Jahrgang.

Juli — December 1848.

Bayerische Staatsbibliothek München

Frankfurt am Main,

Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Herausgegeben

von

J. A. Hammeran.

DEUTSCHE BIBLIOTHEK IN GENF 1833.

Sechs und zwanzigſter Jahrgang.

Juli — December 1848.

Bayerische Staatsbibliothek München

Frankfurt am Main,

Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß der Didaskalia.

Juli bis Ende December 1848.

Gedichte.

Deutſches Volkslied 188.
Dem deutſchen Reichsverweſer Erzherzog Johann von Oeſterreich bei ſeinem Einzug in Frankfurt a. M. 191.
Prinz Johann im Jahre 1820 192.
Drei deutſche Gläſer 193.
Das Fürſtenwort in Brühl 196.
Sein Grab 203.
Das Unglück und ſein Gefolge 205.
Johann von Oeſterreich 206.
Das deutſche Lied 208.
An Johann von Oeſterreich 209.
Die Alten 215.
Der Wind hat ſich gedreht 216.
Dem deutſchen Reichsverweſer 218.
Friſch auf! 218.
Am Grabe eines großen Deutſchen 220.
Der Dombau 222.
Feierſtunde 224.
Die drei Präſidenten 227.
Ich ſehe keine Reaktion 232.
Barbaroſſa's Gruß an den Erzherzog Johann 234.
Der Auſiedler 242.
Schleswig-Holſtein 245.
Wo war Deutſchland und wo iſt's nun 251.
Deutſchlands Klage 262.
März und September 261.
Thränen auf das Grab des Abg. Wirth 266.
Reminiscenz 272.
An das deutſche Volk 278.
Mahnung an das deutſche Volk 279.
Den Wählern 284.
Oktoberlied 287.
Der babyloniſche Thurmbau 289.
Stimme der Zeit 294.
Der erſte Schnee 298.
Täuſchung 300.
Das Berliner Parlament 303.
Robert Blum 306.
Die Brüder 307.
Ein freier Mann 310.
Friedrich der Große 319.
Deutſchlands Berge und Ströme 321.
Braucht die Welt Propheten 323.
Ein Träumer an die Wachenden 330.
Aus Schleswig-Holſtein 334.
Heiliger Abend 336.
Am Weihnachtsfeſte 337.
Drei Kaiſer 338—339.

Erzählungen.

Das Spiegelbild 182—183.
Ein Beitrag zur Geſchichte der ruſſiſchen Polizei 189—191.
Das blutige Taſchentuch 192—196.
Der Goldarbeiter 197—213.
Das Mädchen aus Cypern 214—221.
Der luſtige Geiger 223—228.
Türkiſcher Fanatismus 229—230.
Der räthſelhafte Leichenzug 232—234.
Der Maler und der Teufel 235—236.
Der Auferſtandene 237—241.
Charlotte 243—249.
Der Sohn des Pflanzers 250—259.
Das Hoſpital »Les Quinze Vingt« 260—262.
Heinrich Rolland 264—268.
Die St. Gertraudskirche bei Rügenwalde 269 bis 275.
Die Bürgerwehrwache 279—281.
Die Harfenſpielerin 282—290.
Das Haus von Weſenbeke 291—328.
Die Freunde 329—332.
Die Heimkehr des Geflüchteten 333—337.

Vermiſchte Aufſätze.

Briefe aus Paris 180—188. 194. 195. 198—201. 203. 207. 208. 217—220. 229. 230. 232. 301—302. 305. 319—320. 326—332.
Auch ein Wort über den Arbeitsmangel und die Verarmung 180.
Der Papſt, die Revolution und Lamennais 180.
Die Wahl des prov. Reichsverweſers 180
Heinrich Zſchokke 182.
An das deutſche Volk und an die Drei 182.
Barbès 183.
Redner in der Paulskirche in Frankfurt a. M. 184. 185. 202.
Emil Girardin 184.
Turneriſches Volksfeſt auf dem Feldberg 184.
Sylveſter Jordan's neueſte Schrift 185.
Frankfurter Bilder 187.
Die Intereſſen der Arbeit 187.
Deutſchlands Einheit und einige Schriften darüber 188.
Das neue Hotel national in Wien 189.
Wie ſoll es künftig hinſichtlich der Verbrauchsſteuer in Deutſchland gehalten werden? 189.
Trennung der Kirche vom Staate! Trennung der Schule von der Kirche! 190. 191.
Zur Beachtung für Schulmänner, öffentliche u. angehende Redner, beſonders in Frankfurt a. M. 190
Der Verein für deutſche Reinſprache 190.
Wegweiſer nach dem Feldberg 191.
Zur Verſtändigung über den Mißbrauch der freien Preſſe 192.
Der Selbſterhaltungstrieb und der Gemeinſinn 193.
Das Prinzip der kirchlichen Conſtituirung Deutſchlands 193.
Wahlumtriebe der rheiniſch-weſtphäliſchen Geiſtlichkeit 194. 195.
Die Aufgabe des erwachten Deutſchlands 195.
Die letzten Stunden des Erzbiſchofs von Paris 196.
Mirabeau und Gagern 196.
Erzherzog Johann 197.
Vereinfachung in Hofhaltung und Staatsweſen ein dringendes Bedürfniß 197.
Aus dem Leben Paul Pelliſon's. 198. 199.
Das Volksfeſt auf dem Feldberg 199.
Der Feldzugsplan der Ruſſen gegen Deutſchland 200.
Warnung 200.
Ein Beſuch im piemonteſiſchen Lager 201.
Artikel IV. der Grundrechte des deutſchen Volkes 202.
Die deutſchen Auswanderungen 204—206.
Paris jetzt und vor einigen Monaten 204.
Schulweſen und abzugsfreies Auswanderungsrecht 205.
Das Leichenbegängniß des Capellmeiſters G. Guhr 206.
Das Vaterland bedarf 207.
Ueber Arndt's neueſte Schrift 209.
Ein Wort über Emancipation der Schule von der Kirche 209.
Arnold Wenzel's von Butzbach Vergnügungsreiſe in den Jahren 1843, 1844, 1845, 210—221. 260. 261.
Das Leichenbegängniß des Dr. J. G. A. Wirth 210.
An Deutſchlands Turner u. Turngemeinden 210.
Die Unabhängigkeit der Religionsfreiheit 212.
Aus der Schatzkammer des Lebens 213.
Bilder aus Frankfurt 214.
Trennung der Schule von der Kirche 214.
Arago in deutſchem Gewand 215.
Aufruf an die deutſchen Vereine 216.
Reform in der katholiſchen Kirche 217.
Das Frankfurter Volks- und Waldfeſt am 6. Auguſt 218. 219. 221.
General Cavaignac und Erzherzog Johann 220.
Ueber das Wandern der deutſchen Handwerksgeſellen 222.
Ueber eine allgemeine Kirche 222.
Deutſchland ſoll haben gleiche Münz-, Maaß- und Gewicht-Eintheilung 223.
Deutſchlands Gegenwart und Zukunft 224.
Der Pfarrherr von Charlotte Birch-Pfeiffer 224.
Das Dombaufeſt zu Köln 225—227.
Die erſten deutſchen Reichsminiſter 225. 226.
Vortrag von Ruge über die Nationalverſammlung in Frankfurt a. M. 226.
Aus der Schatzkammer des Lebens 226.
Joſeph Graf Radetzky 227.
Die Gewerbefreiheit und ihre Folgen 227.
Ein Beſteuerungsvorſchlag 228.
Ein Waadtländer im deutſchen Parlamente 228.
Die Wirkung der Preſſe auf die Börſe 228.
Zur Schulfrage 229
Die Errungenſchaften des 6. März und die freie evangeliſche Gemeinde zu Kirchbrombach 229.
Nachklänge zum Kölner Dombaufeſt 230. 231.
Eine Revolution in der Speiſekammer 231.
Der Reichsverweſer und die bürgerliche Schützengeſellſchaft im Waldesgrün des Oberforſthauſes am 19. Auguſt 1848 231.
Ueber die Gewiſſenhaftigkeit des deutſchen Bürgers bei den Wahlen 231.
Proteſt der Barbiere 231.
Religionsfreiheit in Italien u. Deutſchland 232.

Digitized by Google

Zur kirchlichen Frage 233.
Aufruf an deutſche Frauen u. Jungfrauen 233
Gedenkblatt an Pius IX. 233.
Baron Jellachich, Banus von Croatien 234. 278.
Verloſung weiblicher Handarbeiten zum Beſten der deutſchen Flotte 234.
Noth der Weber 235.
Wichtig für Auswanderer 235.
Der wiſſenſchaftliche Congreß am 27., 28. und 29. Auguſt zu Frankfurt a. M. 236. 241. 242. 257.
Die Celebritäten der erſten und zweiten franzöſiſchen Revolution 236.
Eine Adreſſe, die deutſche Bühne betr., an die deutſche Nationalverſammlung 237.
Die Dekorationen des Frankfurter Theaters für 30,000 fl. zu kaufen 237.
Gewerbsintereſſen 238.
Frankfurter Theaterangelegenheit 238.
Aus der Schatzkammer des Lebens 238. 263.
Zur Frage über die Trennung der Kirche vom Staate 239.
Zur Kenntniß der Arbeiterzuſtände 239.
Staatlich-kirchliche Bedenken 240.
Denkmal der Preſſe 240.
Die in Hamburg gerüſteten Anfänge zur deutſchen Kriegsmarine 241.
Aus der Paulskirche in Frankfurt a. M. 242.
Die freie evangeliſche Gemeinde in Kirchbrombach im heſſiſchen Odenwalde 242.
Der Ankauf der Decorationen des Frankfurter Theaters 243.
Der Congreß der kurheſſiſchen Wahl-Comites 244.
Badiſcher Schulverein 244.
Ueber den Waffenſtillſtand mit Dänemark 245.
Noch einige Worte über den Ankauf der Decorationen 245.
Wiederum die Frankfurter Theaterdecorationen 245.
Organiſation der demokratiſchen Vereine in Oberheſſen 246.
Auch ein Wort zur Einigung der Confeſſionen 246.
Herr Jucho über die Frankfurter Theaterangelegenheit in der Didaskalia 246.
Ein Beſuch bei Linné 247—251.
Iſt die Nationalverſammlung competent, den Gemeinden das unbedingte Wahlrecht ihrer Seelſorger, und den Kirchenſprengeln daſſelbe Recht in Beziehung auf die Beſetzung der höhern Kirchenſtellen zurückzugeben? 247.
Ueber wucheriſche Fruchtſpeculation 249.
Wiener Freiheitsmuſik 250.
Aufruf an Deutſchlands Lehrer 251.
Auszüge aus den Briefen eines badiſchen Offiziers in Holſtein 252. 253.
Bibelverbreitung 252.
Das Briefporto betr. 252.
Ueber Volksvereine 253.
Ein Sittenroman 253.
Ueber allgemeine deutſche Geſetzgebung 255.
Die Männergeſangvereine in Bezug auf die jetzige ſociale Umgeſtaltung unſeres Vaterlandes 256.
Ein enthülltes Geheimniß 256.
Ein deutſches Herz 257. 258.
Der neue Bürgerverein in Offenbach 258. 259.
An ſämmtliche Volksſchullehrer Deutſchlands 258.
Deutſchkatholiken in Wien 259.
Zur Unterrichtsfrage 260.
Der Beſenſtiel als Brautwerber 260.
Die Unterrichts- und Erziehungsfrage in den Grundrechten des deutſchen Volks 261.
Der königl. Central-Schulbücher-Verlag in München im Kampfe mit den Gewerben der Buchdrucker u. Buchhändler in München 262.
Fürſt Lichnowsky und General Auerswald 263.
Gedanken eines alten Republikaners über Republiken und Föderativſtaaten 263.
Der Studentencongreß und die deutſche Lehrerverſammlung in Eiſenach 263. 264. 266.
Die kirchlichen Verhältniſſe der Gemeinde Kirchbrombach im heſſiſchen Odenwald 263.
Die Chartiſten im Jahr 1848 264.
Rückblicke auf die Vorgänge in und um Lörrach 265 266.
Oeffentlichkeit 265.
Ein Ausſpruch von Immanuel Kant 265.
Eine Rede des Reichstagsabgeordneten Reh von Darmſtadt 267.
Ein Rückblick und was iſt zu thun? 267.
Brief eines naſſauiſchen Landmädchens an ſeinen Liebhaber 267.
Bedenke! 267.
Beſchlüſſe der allgemeinen deutſchen Docentenverſammlung in Jena 268.
Aufſchlüſſe über die Pläne der rothen Republikaner im ſüdlichen Deutſchland 268.
Die Ermordung des Fürſten Lichnowsky 268—269.
Auswanderungs-Angelegenheit 270.
Das Studenten-Parlament 270.
Der Krieg der Magyaren u. Kroaten 271. 277.
Einige Worte der Beleuchtung der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit 271.
Ein Votum über die neueſten Zeitereigniſſe 272.
An die Nationalverſammlung 272.
Ueber Erneuerung der Wahlen zur deutſchen Reichsverſammlung 273.
Die Nationalverſammlung in Frankf. a M. 273.
Drei Stunden bei Guſtav v. Struve 274—276.
Proudhon 274.
Politiſche Bedeutung der Börſe 274.
Geſchichte der neueſten Zeit in Biographien und Charakteriſtiken 276.
Die Ereigniſſe der letzten Tage in Wien und ihre Bedeutung für Deutſchland 276. 277.
Einige Worte über das Geſetz zum Schutz der Reichsverſammlung 277.
Das Clubbunweſen in Lyon 277.
Aus einer Vorleſung von M. G. Saphir 277.
Rede- und Denkfreiheit 279.
Verſammlung der Vereine für deutſche Auswanderung 279. 280.
Volksſchullehrercongreß 279.
Wer ſind die Wühler 280.
Sicilien und die deutſche Politik 281.
Einige Worte über die Ehe zwiſchen Juden und Chriſten 281.
Eine Audienz mit Jellachich 282.
Der Lehrercongreß in Frankfurt a. M. 282. 287.
Zacharias Daſe 282. 290. 319.
Die letzten blutigen Ereigniſſe in Meſſina 283.
Nach Amerika! 283.
Das Gedächtniß der Freiheitskriege 284.
Frankfurter Wahl- und Verfaſſungsangelegenheiten 284. 285.
Karl II. von England und die Habeas-Corpus-Akte 285. 286.
Göthe's Fauſt in Stuttgart 285.
Die Mainzer Synode 287. 289.
Ueber das Elſäſſer Säkularfeſt 287.
Ueber das Theater 289.
Die Parteien in der Reichsverſammlung 290.
Der alte Jahn 290.
Iſraelitiſche Synodalverſammlung 290.
Marie Milanollo 290. 295.
Der Religionsunterricht in der Schule 291.
Einige Mittheilungen über die neuen katholiſchen Sonderbündeleien 291.
Die Wichtigkeit der Donaufürſtenthümer Moldau und Wallachei für Deutſchlands commerzielle Wohlfahrt und politiſche Sicherheit 292—293.
Die Vereinigung Thüringens 294.
Die Erklärung J. Venedey's 295.
Die Flugblätter drohen mit dem Wegzug der Reichsverſammlung von Frankfurt 296.
Illuſtrirter Kalender für 1849 296.
Zur Frage über die Vereinigung Thüringens 297.
Profeſſor Vogt aus Gießen 297.
Die Berliner Volksredner 297.
Ein lebender Wurm im lebenden menſchlichen Auge 298
Erzählung eines alten Ungarn 298.
Die Schlacht des 28. Oktobers in und um Wien 299-300.
Graf Brandenburg 300.
Zur Electro-Telegraphie 301.
Wien! 302.
Die Clubbs in den Vereinigten Staaten Nordamerika's 303—304.
Die Macht der Gewohnheit 304.
Zwei koſtbare Fenſter 305.
Robert Blum 306.
Einige Details über den Brand in der Burg am 31. Oktober 307.
Ueber die Clubbs in Amerika 307.
Für freies Vereinsrecht 308.
Die deutſche Münze 308.
Ludwig van Schwanthaler 309.
Die Eroberung Lyons durch die republikaniſchen Heere am 9. Oct. 1793 309.
Herr Baſſermann und die Volksvereine 310 bis 311.
Jeremiade eines ſtillen Bürgers 311.
Zehnter Jahresbericht des Verwaltungsausſchuſſes der Mozartſtiftung an löbl. Liederkranz 311.
Ueber gemiſchte Ehen 312.
Eine Unterredung mit Jellachich über die Politik in Oeſterreich und Frankfurt 313.
Das neue deutſche Reich 313.
Die Entdeckung der Goldregion in Californien 314.
Die diesjährige Thätigkeit der kurheſſiſchen Ständekammer 315.
Zur Statiſtik und Naturgeſchichte von Abyſſinien 316 317.
Die Deutſchen in Siebenbürgen 317.
Prinz Friedrich, Schauſpiel in fünf Abtheilungen von Heinrich Laube 318.
Preußiſche Einquartierung 318.
Die Vertretung des Landvolkes in Tyrol 321.
Maſchinenweſen und Proletariat 321.
Deutſchlands Handel und Ungarn 322.
Ueber Anarchie und die Mittel ihr abzuhelfen 323—324.
Dr. A. J. Becher 324. 328.
Wanderungen durch die Bücherwelt 325.
Franzöſiſche Kunſt und franzöſiſche Ikonoklaſten 325.
Franz Joſeph Becker 327.
Das Vereinsweſen und der Märzvereins 329.
Politiſcher Muth 331.
Die Adelsfrage und der Beſchluß der Nationalverſammlung vom 6. Dec. 333.
Aus dem Banate 334. 337—340.
Louis Napoleon Bonaparte 334. 340-341.
Ehehinderniſſe in Frankreich 334.
Ueber die kirchlichen Verhältniſſe in Kirchbrombach 335.
Ein Brief aus Pennſylvanien 335.
Die Kranagen in Baden 336.
Concert des Herrn Stigelli 336.
Georg Stratimirowič, Anführer der Serben 337.
Der Sommernachtstraum von Shakespeare 341.

Kunſt- und Literatur-Notizen.

186. 187. 202. 205. 215. 229. 237 248. 249. 253. 255 261 266. 270. 275. 284. 297. 305.

Korreſpondenzen.

Darmſtadt 180. 186. 190. 194. 203. 211. 231. 250. 253. 255. 270. 274. 279. 280. 281. 282. 285. 286. 291. 296. 297. 298. 302. 316. 318. 319. 326. 334. 339.
Gieſſen 180. 243. 305.
Frankfurt a. M. 181. 189. 195. 201. 208. 209. 213. 216. 222. 225. 233. 243. 247. 250. 270. 279. 289. 292. 295. 297. 304. 308. 311. 312. 313. 314. 316. 318. 324. 330. 331. 340.
Fulda 183 309.
Mainz 186. 199. 200. 220. 223. 238. 262. 265. 269. 270. 274. 281. 289. 290. 293. 295. 300—301. 302. 306. 309. 312. 314. 322. 326 327. 328. 333. 335.
Wiesbaden 187. 188. 189. 207. 208. 235. 241. 242. 247 281. 285. 314. 337.
Weilburg 187.
Bad Homburg 187. 212. 238. 266.
Stuttgart 189. 304. 317. 332.
Aus Rheinheſſen 189. 235. 252. 283. 293—294.
Aus der Provinz Starkenburg 192—193. 211. 231. 298.
Wetzlar 194.
Aus der bayeriſchen Pfalz 195. 201.
Vom Mittelrhein 196 267.
Aus Oberheſſen 196. 243. 314. 336.
Offenbach 198. 204. 220. 230. 288. 250. 341.
Von der Bergſtraße 198.
Marburg 200. 214. 230. 298. 337.
Eiſenach 202. 268. 295.
Weimar 203. 228. 229. 250. 275.
Bacharach 203.
Vom bayeriſchen Main 204.
Wertheim 205.
Baden-Baden 205.
Limburg a. d. Lahn 206.
Langenſchwalbach 207.
Bensheim a. d. Bergſtraße 207. 315.
Grünberg 209.
Aus Mittelfranken 210.
Aus der oberrhein. Kirchenprovinz 212—213.
Aus dem Badiſchen 215—216. 323.
Vom Main 217. 304.
Langen 217. 224.
Nierſtein 218. 219. 257.
Oberrad 219.
Reichelsheim 220.
Aus dem Großherzogthum Heſſen 223. 240. 298.
Mühlhauſen in Thüringen 225.
Aus dem Kreiſe St. Goar 228.
Bopperd 230.
Aus dem Kreiſe Worms 233.
Wimpfen am Neckar 233.
Rüdesheim 234.
Aus Naſſau 237.
Uſingen 237. 245. 260. 273. 278. 285. 291.
Aus Franken 237. 286.
Mannheim 238—239. 288.
Worms 239.
Aus der Wetterau 239 334.
Aus dem oberen Elſenzgau 241.
Heidelberg 241. 266. 271. 273 302. 312. 317. 323. 340.
Vom Rhein 243. 303.
Oppenheim 241. 249. 256.
Remlingen 241.
Dürkheim in der Pfalz 246.
Aus Baden 247. 248.
Waldeck 247. 259.
Von der Kinzig 248.
Fürth 249.
Fronhauſen bei Marburg 250—251.
Aachen 252.
Nürnberg 252.
Kirchbrombach 252. 284.
Kiſſingen 256.
Aus dem Weimar'ſchen 261.
Oberierlenbach 262.
Aus der Pfalz 263. 339.
Bonn 268. 316.
Neuſtadt a. d. H. 259.
Reuß-Schleiz 273.
Köln 275. 295. 304. 317. 326. 339.
Wicker bei Hochheim 278.
Grabſchwerin 278.
Aus Bayern 279. 288.
Caſtel bei Mainz 280.
Cronberg 282.
Aus Altbayern 286.
Brotterode bei Schmalkalden in Kurheſſen 288.
Berlin 288. 301. 377. 331.
Hanau 288. 235. 336.
Leipzig 291. 297. 311.
Hadamar im Herzogthum Naſſau 292.
Aus Kurheſſen 293.
Caſſel 299. 315.
Nürnberg 299.
Seligenſtadt 301.
Aus Mittelbaden 302.
Aus dem heſſiſchen Odenwald 305.
Heppenheim an der Bergſtraße 305. 300. 319.
Aus dem badiſchen Odenwald 308.
Dresden 311.
Karlsruhe 317. 326. 327.
Hochheim a. M. 320.
Hamburg 320.
Aßmannshauſen 322.
Hauſen bei Nidda 324.
Landau 332.
Lahr 337.
Bern 340.
Schaumburg bei Diez 340.
Bonn 341.
Frankenthal 341.

Literatur.

Ocean und Mittelmeer, Reiſebriefe von Carl Vogt. 2 Bde. Frankf. liter. Anſt., 1848. 230.
Katechismus der chriſtlichen Vernunftreligion, bearb. von Heribert Rau, Pfarrer. Stuttg. 1848. 231.
A. de Gerando, über den öffentlichen Geiſt in Ungarn ſeit dem Jahr 1790. 240.
Die neue Volksſchule, von C. F. Lauckhard (Darmſt. bei Leske) 244.
Dornen und Roſen von den Vogeſen. Von Conrad Krez 268.
Illuſtrirte Naturgeſchichte des Thierreichs 269.
Das kalte Schwefelwaſſer zu Bad Weilbach von Dr. med Roth 271.
Ausgewählte chriſtliche Volks- und Feſtreden, nebſt einem Anhange religiöſer Poeſien, von Dr. theol. G. Friedrich. 2te Aufl. 274.
Der nordamerikaniſche Landwirth, ein Handbuch für Anſiedler in den nordamerikaniſchen Staaten 278.
Die Geſchichte von Eiſele und Beiſele. Ein ſocialer Roman von W. H. Riehl 281.
Die deutſchen Volksbücher von Johann Fauſt, dem Schwarzkünſtler, und Chriſtoph Wagner dem Famulus ꝛc. von Frhrn. von Reichlin-Meldegg 282.
Das Chriſtenthum der Kirchen in ſeinen augenfälligſten Widerſprüchen mit der Lehre Jeſu. Von C. Bauer, deutſchkath. Pfarrer 289.
Geſchichte der deutſchen Sprachen von Jacob Grimm 292.
Deutſchland, eine repräſentative Demokratie, eine conſtitutionelle Monarchie, oder ein blos vollendeter, die Freiheiten und Volksrechte garantirender Bundesſtaat? Von Dr. Karl Vollgraf 300.
Rhetoriſche Skizzen aus der Paulskirche von Dr. Kniesel 301.
Zur Verſtändigung über Republik u. ſ. w. von Lic. Dr. Fricke 301.
Eine deutſche Kolonie im ſtillen Ocean von Dr. Lang, Senator in Neuſüdwales 301.
Das Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen von Herrig und Viehoff 303.
Germania. Eine Dichtung, dem deutſchen Parlament gewidmet von Ernſt Detlepp 306.
Neueſter politiſcher Wegweiſer für Auswanderer nach Nordamerika mit Karten ꝛc. von Kaplan Schmölder 307.
Weihnachtsliteratur 321.
Die Royaliſten von Sternberg 328.
Die Charfreitags-Chriſten 328.

Frankfurter Theater u. Concerte.

236. 260. 272. 287. 310. 312. 323. 331.

Mannichfaltigkeiten

durch faſt alle Nummern.

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 180. Samſtag den 1. Juli 1848.

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

VI.

18. Juni.

Man iſt endlich hier zur Einſicht gekommen, daß keine Regierung beſtehen kann, wenn das Volk auf den Straßen regiert. Jeder Patriot wünſcht ein Gouvernement, ſo direkt als nur immer möglich von der Nation gewählt. Wenn jedoch jeder Clubb, jede Mißgeburt einer von Parteileidenſchaften oder Sonderintereſſen geſchwängerten Minorität der wahren Volksſouverainität den Krieg erklärt, dann iſt die Freiheit mehr gefährdet, als unter der wenigſtens geregelten Alleinherrſchaft an den Ufern der Newa.

Man frage dieſe Aufwiegler, was ſie eigentlich wollen; ihre Deviſe iſt: Aut Caesar, aut nihil; mit andern Worten: viel Geld, ohne zu arbeiten, oder gar nichts, weil wir jetzt ſchon nichts haben. —

Man hat geglaubt, das Volk werde, im edlen Bewußtſeyn der ſelbſterrungenen Freiheit dieſes köſtliche Gut mit Achtung behandeln; man ſuchte den Geiſt des Widerſpruches um jeden Preis einzulullen mit den Geſängen der Marſeillaiſe und der Gironde, bis endlich die Wächter ſelbſt eingeſchlafen und die nur im Schlummer gelegenen Parteien das auf den Federn der Leidenſchaft und der Eigenliebe ausgeſpannte Sopha verließen, mitten in der Nacht verließen, um, im Finſtern tappend, ihr Heil zu ſuchen.

Jetzt, nachdem von allen Seiten grinſende Geſpenſter ſich zeigten, jetzt kommen Geſetze, die dem Prinzip nach richtig, ſogar nothwendig ſind, aber wegen ihrer allzu großen Strenge in einer republikaniſchen Regierung nicht erwartet wurden. Man hat die Todesſtrafe für politiſche Verbrechen abgeſchafft, man droht mit ſechs, acht, zehn Jahren Einſperrung Dem, der mit Waffen ſich bei einem Attroupement betheiligt und nach den üblichen Sommationen ſich nicht entfernt.

Welch' ein Wirrwarr von Parteien, Meinungen, Decreten, Geſetzen! Welch' ein Kampf zwiſchen der Legitimität und dem Volkswillen, zwiſchen dem hiſtoriſchen und dem erkämpften Recht, zwiſchen der moraliſchen und der phyſiſchen Kraft, zwiſchen poetiſchen Staatsmännern und proſaiſchen Diplomaten!

Die große Maſſe, in Frankreich ſowohl als in Deutſchland, hat nur ein Ziel im Auge: Freiheit, Ordnung, Arbeit und Verdienſt. Wie verſchiedenartig jedoch ſind die Kämpfe, die Waffen, die Hoffnungen, die dem Hauptzwecke untergeordneten Nebenzwecke!

In Deutſchland hat es bis zum Februar dieſes Jahres zwei große Parteien gegeben, die eine mäßig, ſehr mäßig vorwärts ſchreitend, wenn das Syſtem compromittirt ſchien, ſogar zum Rückzug blaſend; die andere den raſchen Fortſchritt wünſchend. In Frankreich war Alles ſchon verwirrt vor dem 24. Februar, und nur durch die Verwirrung iſt die Republik ſo unerwartet zum Vorſchein gekommen.

In Deutſchland hat es keine Legitimiſten, keine Buonapartiſten, keine Cabetiſten, keine Schüler Robespierre's und Marat's gegeben; unſere Parteien haben keinen Thron ſtürzen wollen, um eine Familie zu verdrängen. Nur in Frankreich konnten ſich die Männer der verſchiedenartigſten Meinungen coaliſiren, um mit dem bei Vielen geheuchelten Ruf: „Vive la république!“ ihrem Syſtem eine beſſere Ausſicht zu bereiten. Ich verſtehe hier unter Parteien die Parteiführer. Das edle Volk, das ſo oft für die Freiheit geſtritten, hat nur das edelſte Ziel im Auge; aber wenn Großmuth und Erhabenheit, politiſche Reife und unbegränztes Nationalgefühl die Grundzüge des franzöſiſchen Charakters ſind, ſo iſt es andererſeits nicht zu läugnen, daß kein Volk empfänglicher für die unheilvolle Saat egoiſtiſcher Parteiführer iſt, als das franzöſiſche. Nur in Frankreich konnte man heute mit Männern Götzendienſt treiben, die morgen, wenigſtens für die Gegenwart, mit dem Schleier der Vergeſſenheit oder der Gleichgültigkeit bedeckt wurden. Heute auf den Händen getragen, morgen unter dem Meſſer der Guillotine; heute im Pantheon, morgen in der Goſſe; heute Kaiſer, morgen ein proſcribirtes Ungeheuer, dem bei ſeiner Wiederkunft Hunderttauſende zujubeln.

Die Fahnen der jetzigen Parteien tragen die Aufſchrift: „République à tout prix“, oder „Republik ſo lange, als möglich“; jene das Motto der Republikaner von geſtern, dieſe das der Republikaner von heute. Unter den Parteiführern der Republikaner von längerem Datum gibt es allerdings eine Anzahl wahrer Patrioten, die, ihrem Grundſatze getreu, die republikaniſche Staatsform als die beſte betrachten und dem ſchönen Ziel entgegenarbeiten, das das „heutige Frankreich“ erreichen ſoll, um reich und glücklich zu werden. Die republikaniſche Staatsform iſt die beſte; es läugnen dies nur Wenige. Aber iſt ſie möglich? Iſt ſie unter den jetzigen Umſtänden möglich, wo die ſocialen Zuſtände ſo zerrüttet ſind, wo der Kampf der Beſitzloſen gegen die Reichen, gegen die Bemittelten hereinzubrechen droht? Dieſe Frage hält die obenerwähnten Männer nicht ab, der Republik mit Leib und Seele anzugehören, aber, um mich eines abgenutzten Ausdrucks zu bedienen, der Republik mit gewiſſen monarchiſchen Grundlagen; ſie ſcheuen ſich, Hand an das morſche ſociale Gebäude zu legen und ſind daher im Kampfe mit den ſogenannten ſocialiſtiſchen Republikanern, die die Republik nur als Mittel betrachten, um die geſellſchaftlichen Zuſtände „auf den höchſten Stand der Vollkommenheit zu bringen“ (??). Dieſe zwei Parteien ſind repräſentirt durch Lamartine und Ledru-Rollin; ich möchte ſie in gewiſſer Beziehung den Einen den Guizot, den Anderen den Thiers von heute nennen,

Digitized by Google

natürlich den jetzigen Umſtänden nach erſcheinend. Eine Stufe weiter finden wir die eigentlichen Communiſten. Es iſt ſo viel über Communismus geſchrieben und gewitzelt worden, daß ich dieſes Thema nur kurz hier berühren will. Die Idee, die dem Communismus zu Grunde liegt, iſt die der reinſten und edelſten Gleichheit und Brüderlichkeit, wozu die Menſchen jedoch erſt eine Stufe von Vollkommenheit erreichen müſſen, die die Strafgeſetzbücher unnöthig machen. Wenn die Leute, die Communismus predigen, nur immer ihrer Ueberzeugung gemäß ſprächen, wären ſie mehr zu bedauern als zu verachten; jetzt kommen die „Menſchenfreſſer", die exaltirten Montagnard's, Homöopathen, welche Gift mit Gift vertreiben und die faulen Glieder des Staatskörpers mit dem Inſtrumente operiren möchten, das einſt Samſon dirigirte, wie Raphael den Pinſel, wie Paganini die Geige; ſie wollen hell machen mit der „Laterne", einer Flamme, in welcher der Urgroßvater des Herzogs von Bordeaux und der des Grafen von Paris ihren Tod gefunden; Barbès, Albert, Blanc ꝛc. ſind die Matadore dieſer Partei.

Die Republikaner von neuerem Datum wollen, wie geſagt, die Republik ſo lange als möglich, wo nicht Joinville, die Herzogin von Orleans, den Grafen von Paris, den Herzog von Bordeaux, Louis Napoleon. Iſt ſie, die Republik, in ihren Augen noch möglich? Man leſe die Organe der verſchiedenen Parteien mit einiger Aufmerkſamkeit durch, die Antwort wird man leicht finden.

Was uns in Deutſchland bis zum Februar 1848 fehlte, war das Volk in Maſſe; was in Frankreich fehlte, die eigentlichen Volksmänner. Der Sieg der Revolution in Deutſchland (das preußiſche Miniſterium verzeihe mir dieſen Satz), hat Welcker, Gagern, Jordan ꝛc. an die Spitze der Regierung gebracht, Männer, die ſtets mit denſelben Waffen, auf demſelben Schlachtfelde gekämpft, die die öffentliche Meinung ſchon längſt in Ausſicht hatte; in Frankreich Lamartine (ich neige mich ehrfurchtsvoll vor dieſem Namen); Lamartine aber, urſprünglich Legitimiſt, hier und da in ſeinen früheren Schriften Pietiſt; Rollin und Flocon ſtürmiſche Republikaner, kaum aus der Wiege kommend, Barrikaden bauend; Barbès und Albert bei den Attentaten gegen das Leben Louis Philipp's wenigſtens in der öffentlichen Meinung compromittirt, und dieſer babyloniſche Leuchtthurm ſollte dem verirrten Staatsſchiff den Weg zum Hafen zeigen? Das Schiff irrt noch verſchlagen auf dem brauſenden Meere umher, es kämpft, wie das „deutſche", auf tobenden Wellen gegen Sturm: beide kämpfen; drohende Klippen, unten ein fürchterlicher Abgrund.

Im Schiffsraum ſitzen ängſtlich die Völker. Noch kein Land? Muth, Germania! Die ſchwarz-roth-goldne Flagge weht ſtolz neben der weiß-blau-rothen. Was auch die Parteiführer beginnen mögen, das franzöſiſche Volk verdient anhaltend jenen großen Namen, den ihm die Geſchichte ſeit Jahrhunderten verliehen. Mögen Deutſchland und Frankreich, eng vereint, die edle Aufgabe unſeres großen Jahrhunderts vollbringen!

Republik oder Monarchie; nur Freiheit, Ordnung, Arbeit und Verdienſt!

Auch ein Wort über den Arbeits-Mangel und die Verarmung.

Es iſt ſchon ſehr viel über den Arbeits-Mangel und die zunehmende Verarmung geſchrieben worden, und fortwährend ſprechen ſich darüber noch immer mehr Anſichten aus, was unſtreitig beweiſt, daß eine außerordentliche Noth vorhanden iſt, und den Wunſch rege macht, daß in dieſer Beziehung bald erfolgreiche Schritte geſchehen möchten. Allein alle die Stimmen, welche bis jetzt über dieſe vorhandenen Uebel laut geworden ſind, haben ſich weniger mit der Aufſuchung der Urſachen, die den Arbeits-Mangel und die Verarmung veranlaßt haben, befaßt, als vielmehr mit den Mitteln, wie ſie entfernt werden können; daher iſt man auch, ohne Kenntniß des Grundes der Sache, auf große Irrwege geführt worden. Als Beiſpiel will ich hier nur einen Artikel in der Didaskalia vom 15., 16. und 17. Mai letzthin bezeichnen, mit der Ueberſchrift: „Wie kann dem jetzt in Deutſchland herrſchenden Nothſtand abgeholfen werden?" worin die durch hohe Zölle im Preiſe erhöhten überſee'ſchen Produkten, die Güterzerſtückelung, Uebervölkerung außer Verhältniß zu dem Beſitz des Grund und Bodens, zu ſtarke Auflagen ꝛc., ohne allen Nachweis, als Urſachen der Verarmung angegeben werden. Gegen ſolche Anſichten ſprechen nicht nur eine Menge Vernunftgründe, und namentlich die vor Augen liegende Thatſache, daß in England, Frankreich, Deutſchland ꝛc. der Ackerbau noch lange nicht auf der Stufe ſteht, wo er ſtehen ſollte, ſondern auch, daß in dieſen Ländern ungefähr ein Drittheil des Grund und Bodens unbebaut, öde liegt, noch ganz werthlos iſt; einen Werth aber kann er nur erhalten durch eine ſtarke Bevölkerung, durch viele Conſumenten, welche die Erzeugniſſe verbrauchen. Da nun noch ſo viele werthloſe, unbenutzte Produktions- und Erhaltungs-Mittel vorhanden ſind, ſo iſt die gegenwärtige Bevölkerung entweder noch nicht ſtark genug, oder dem Arbeits-Mangel, der Verarmung muß eine ganz andere Urſache zu Grunde liegen. Wer wird auch wohl behaupten wollen, daß die Europäer, ohne das Ausland, nicht mehr ſo viel erzeugen könnten, als ſie verbrauchen müſſen? Will man die Auswanderungen fördern, ſo ſucht man den Nationalreichthum zu ſchwächen, zu vermindern, denn dieſer beſtehet einzig und allein in der größtmöglichſten Ausbeutung, Benutzung des Kapital-Vermögens, des Grund und Bodens; je mehr Werth man ihm geben kann, deſto wohlhabender wird die Geſammtheit ſeyn; ſetzt man ihn in Unwerth, ſo erfolgt Armuth; mit der Entfernung der Conſumenten (die doch von allen ſchwach bevölkerten Ländern geſucht werden), wird weniger verbraucht, daher auch weniger erzeugt, gearbeitet, das Kapital-Vermögen verliert an Werth, die Zahl der Armen wird vermehrt; jedenfalls giebt es viel mehr Conſumenten, als eigentliche Producenten. Spanien war im Anfang des 18ten Jahrhunderts unter ſeinen chriſtlichen Fürſten mit 8 Millionen Seelen viel ärmer, als früher unter den Mauren mit 32 Millionen Seelen. — Die Güterzerſtückelung iſt, was heute allgemein anerkannt wird und faktiſch bewieſen werden kann, der Geſammtheit vortheilhaft und nicht nachtheilig, weil dadurch das Kapital-Vermögen mehr vertheilt, die Selbſtſtändigkeit und im Allgemeinen auch die Produktion vermehrt wird; ein großes Uebel iſt es aber, wenn man bei der Güterzerſtückelung die Produktionsmittel, Produkte und ſomit die Arbeit im Werthe herabzudrücken ſucht. Würden die Colonialwaaren wirklich in hohen Preiſen ſtehen, was gewiß der Fall nicht iſt, ſo wäre dieſes ebenfalls nützlich und nicht ſchädlich, denn alsdann würde man mehr inländiſche Erzeugniſſe verbrauchen müſſen, folglich ſich auch mehr beſchäftigen können. *) Wenn auch geringe Auflagen ſehr wünſchenswerth ſind, ſo iſt doch in den hohen nicht gerade der größte Uebelſtand zu ſuchen, ſondern in dem Mangel an Arbeit, Verdienſt. Wer viel erzeugen, arbeiten, gewinnen kann, der kann auch ſtarke Staatslaſten bezahlen, ertragen; muß er hingegen ohne Verdienſt nur einen Kreuzer beiſteuern, ſo iſt dieſes ſchon zu viel. Hieraus iſt erſichtlich, daß alle die anempfohlenen Heilmittel noch viel größeres Unheil hervorrufen würden; dadurch wird die öffentliche

*) Der Menſch kann ja doch nur auf dem Erdenfleck erzeugen, arbeiten, den er bewohnt; und auf Produktion, Beſchäftigung, beruht ausſchließlich ſeine Erhaltung.

Digitized by Google

Meinung, wenn auch nicht abſichtlich, nur irre geführt; es iſt aber durchaus nothwendig, ſoll dem Egoismus mit Nachdruck begegnet werden, daß ſie mit der wahren Urſache der Uebel, welche die Geſellſchaft peinigen, genau bekannt iſt; dieſe iſt ausſchließlich in dem den vorhandenen Zuſtänden unangemeſſenen verderblichen Staatsökonomie- oder Handels-Syſtem zu ſuchen und zu finden; will man dieſes nicht ändern, ſo wird es zerſtörend fortwirken, ſelbſt wenn Deutſchland die Hälfte ſeiner jetzigen Bevölkerung verloren hätte. Dieſe iſt deshalb ein Reichthum, weil ſie uns in den Stand ſetzt, das Kapital-Vermögen mehr zu benutzen, zu erhöhen. Je zahlreicher ein Volk iſt, deſto zufriedener, wohlhabender muß es in Geſammtheit ſeyn, inſofern man die den Um- oder Zuſtänden angemeſſenen ſtaatsökonomiſchen Beſtimmungen in Anwendung bringt, was doch vernünftiger Weiſe geſchehen ſollte; unſere eigene Erfahrung fordert uns dazu auf.

Eine ſo weitumfaſſende und höchſt belangreiche Frage, wie die vorliegende, worüber ſchon ſeit Jahrtauſenden viele Staatsmänner, Oekonomen, Philoſophen, Gelehrte geſtritten haben und noch ſtreiten, kann übrigens nicht in dem engen Raum eines Tagblattes, wie es faſt täglich geſchieht, nach allen Seiten hin gehörig beleuchtet und durchgekämpft werden.

Ich habe dieſe kurzen Gegenbemerkungen aus dem vor wenigen Tagen veröffentlichten Werke: „Die Grundurſache des Arbeit-Mangels, der zunehmenden Verarmung und des Verderbens der Europäer. Zweibrücken, Ritter.“ entnommen, worin nicht das alte, abgedroſchene Lied der Klage über die zunehmende Verarmung hergeleiert, ſondern unumwunden die Grundurſache der Entſtehung und das Mittel zur radikalen Heilung des vorhandenen Krebsſchadens angegeben wird. Dieſes Buch verdient die größte Aufmerkſamkeit und die höchſte Beachtung. Der Verfaſſer deſſelben, welcher ſehr viele Erfahrung im gewöhnlichen und Geſellſchaftsleben zu beſitzen ſcheint, 1845 eine Einladung zur Errichtung einer Kredit-Anſtalt im Intereſſe der Handwerker und Bauern des bayeriſchen Pfalzkreiſes veröffentlicht hat, und verwichenes Jahr für die Beantwortung einer von der pfälziſchen Geſellſchaft für Pharmacie und Technik aufgeſtellten induſtriellen Preis-Frage gekrönt worden iſt, hat ſich bei der Behandlung des vorliegenden ſo wichtigen Gegenſtandes hauptſächlich auf den Boden der Geſchichte geſtellt, auf den Grund des Verderbens früherer Völker hingewieſen, durch eine Menge Belege, handgreifliche Thatſachen, Bemerkungen und Betrachtungen ſo nachdrücklich und überzeugend die Urſache ermittelt, woraus auch für die heutigen Bewohner Europa's Arbeits-Mangel und Verarmung hervorgegangen iſt, und das Mittel bezeichnet, wie ſie ſchnell entfernt werden können, daß ich ſehr bezweifle, ob man es verſuchen wird, ihn zu widerlegen.

Der Gegenſtand iſt an und für ſich, namentlich in jetziger Zeit, von ſo hoher Wichtigkeit und großem Belange für alle Staatsbürger, und noch insbeſondere für die handarbeitende, erzeugende Klaſſe von Leuten, daß es höchſt wünſchenswerth wäre, dieſes Buch möchte ſich in Aller Hände befinden. Die Theorien vieler Staats-Oekonomen, beſonders die der Freihändler, werden die Segel ſtreichen müſſen. B.....

Frankfurt a. M., im Juni 1848.

Der Papſt, die Revolution und Lamennais.

In einem Schreiben, das Pius der Neunte kürzlich an ein Mitglied der franzöſiſchen Nationalverſammlung (wahrſcheinlich an einen Biſchof) gerichtet hat und das in der Pariſer „Preſſe“ abgedruckt iſt, befinden ſich nachſtehende, die Stellung des Papſtes, Italien und der neueren Bewegung gegenüber, charakteriſirende Bemerkungen:

„Seit langer Zeit machen es mir die verſchiedenen Regierungen zum Vorwurf, daß ich es ſey, dem ſie ihren Sturz und ihre augenblicklichen Verlegenheiten zu danken hätten. Hiergegen habe ich geglaubt, in Erinnerung bringen zu müſſen, daß ich durch die Bewilligung von Zugeſtändniſſen an mein Volk ſo zu ſagen nur den Rathſchlägen gefolgt ſey, die ſie ſelbſt meinen Vorgängern ertheilten; daß ich, wenn ich die Völker immer aufgefordert, ihren Souverainen Gehorſam und Achtung zu erweiſen, auch die Letzteren nothwendig anfeuern mußte, ihre Unterthanen ſtets väterlich zu behandeln; mein Fehler iſt es daher nicht, wenn die Völker ſich erheben, weil ihre Souveraine meinen Rath nicht befolgten. Was Italien betrifft, ſo habe ich mich nicht allein dem Kriege, den es für ſeine Unabhängigkeit führt, nicht widerſetzt, ſondern als Italiener und als Souverain billige ich ihn vielmehr; als Prieſter und Papſt jedoch muß ich, da alle Chriſten meine Kinder ſind, darauf ſehen, daß ſie ſich nicht einander aufreiben, und daß der Friede unter ihnen herrſche. Auf dieſes Ziel hin ſind alle meine Wünſche gerichtet, und ich hoffe zu Gott, daß er ſie ſegnen und daß er auf meine Gebete der Welt den Frieden und die Glückſeligkeit ſchenken werde. Wenn man meine Worte anders auslegt, ſo täuſcht man ſich über meine Abſichten.“

Bemerkenswerth ſind in demſelben Briefe auch die nachſtehenden Worte über den bekanntlich vom Papſt Gregor XVI. exkommunizirten Verfaſſer der „Worte eines Gläubigen“, den Abbé Lamennais:

„Mein Vorgänger hatte dieſen chriſtlichen Philoſophen in den Bann gethan; ich vermag zwar ſeine Dogmen und ſeine Lehren ebenfalls nicht ganz zu billigen, aber ich glaube, daß er für die Menſchheit viel gethan; als Stellvertreter Chriſti ſende ich ihm alſo meinen Segen auf Erden.“

Mannichfaltigkeiten.

Wir in Europa kennen ſehr wenig von amerikaniſcher Kunſt, und dies Wenige giebt uns keinen hohen Begriff von ihrer Vortrefflichkeit. Es iſt gewiß merkwürdig, daß ein Volk, das einen guten Theil Civiliſation mit ſich hinüber über das Meer nahm, das faſt in einem Tage eine große Nation wurde und mit Europa in der innigſten Verbindung ſteht, ſo geringe Auszeichnung in literariſcher, wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Beziehung erlangt hat. Die Zahl der Perſonen in Amerika, welche wirkliches Intereſſe an den ſchönen Künſten nehmen, iſt ſo beſchränkt, und die Kraft des Volkes wird durch den Handel und die Politik ſo ganz in Anſpruch genommen, daß der Künſtler, der ſich auf die Unterſtützung ſeiner Landsleute verlaſſen wollte, ſehr trübe Ausſichten haben und bald einſehen würde, wie chimäriſch ſeine Hoffnungen geweſen. Alle amerikaniſchen Künſtler, welche bisher Ruf und Ehren erlangt haben, erwarben dieſelben nicht in dem Lande, in welchem ſie geboren wurden, ſondern in der alten Welt, wo Gott ſey Dank die Kunſt noch immer ein Luxus iſt, der von Allen gewürdiget wird und an dem ſich Alle erfreuen; Weſt, Copley, Gilbert Stuart, Allſton und Inman ſind die Namen, die ihren Ruhm europäiſcher Ausbildung und Gönnerſchaft verdanken. Dies giebt ſelbſt der Amerikaner Tuckerman zu, der ſo eben ein Werk über die Maler ſeines Vaterlandes (Artist Life) veröffentlicht hat, und unſere deutſchen Republikaner mögen auch daraus abnehmen, daß keine der neuen Republiken, wie überhaupt keine Republik, ein günſtiger Boden für die Kunſt iſt, weil in ihr das Drängen und Treiben der grob materiellen Intereſſen und die fortwährend erregten politiſchen Leidenſchaften die Ruhe und die poetiſche Stimmung des

Digitized by Google

Gemüthes ausſchließen, ohne welche die Kunſt nicht gedeihen kann. — (Allg. Modztg.)

Hr. Achille Fould weiſ't in einer kleinen Schrift, die Finanz-Kriſis Frankreichs betreffend, nach, daß unter der Herrſchaft Louis Philipp's die tägliche Ausgabe die Einnahme durchſchnittlich um 760,000 Frcs. (190,000 Thlr.) überſtiegen habe, während ſich das Deficit unter der republikaniſchen Regierung auf 25,00,000 Frcs. (650,000 Rthlr.), mithin auf ziemlich das Dreifache obiger Summe belaufe; ſollte daſſelbe in dem nämlichen Maßſtabe ein Jahr hindurch fortdauern, ſo würde das Ergebniß ein Geſammt-Deficit von 228,125,000 Rthlr. ſeyn.

(Die erſte Putzmacherin in New-York.) „Ich war darauf bedacht“, erzählt Mrs. Maury in ihrem „English woman in America“ Lond. 1848) „meine Garderobe wieder zu ergänzen; man empfahl mir Miß Mullin als die erſte und geſchickteſte Putzmacherin. Ich begab mich zu dieſer Dame mit einem Stück feinen Muslins und erſuchte ſie, mir zwei Anzüge daraus zu fertigen. Ich wurde gemeſſen und bemerkte dann als Engländerin: „Wollten Sie die Güte haben und übermorgen früh gegen ſieben Uhr, wo ich mich zum Frühſtück ankleide, zu mir kommen, um mir die Sachen anzuprobiren?“ „Madame“, lautete die Antwort, „ich gehe oder ſende niemals zu meinen Kunden; würde es Ihnen daher gefallen, ſich zu mir zu bemühen?“ „Sehr gern.“ „Könnte dies vielleicht übermorgen um ein Uhr Nachmittags geſchehen?“ Ich war damit zufrieden. An dem anberaumten Tage regnete es und ich hatte überdies Geſellſchaft, ſo daß ich Miß Mullin ganz vergaß. Erſt am folgenden Morgen dachte ich an mein Verſprechen und gegen zehn Uhr eilte ich zu der Putzmacherin; ſie empfing mich mit einem Ausdruck gekränkter Würde und verzeihender Herablaſſung in ihrer Miene. „Madame“, ſagte ſie zu mir, „hätte ich einen Augenblick vermuthen können, daß Sie mich vergeblich warten laſſen würden, ſo würde ich anders über meine Zeit verfügt haben.“ Ich ſuchte die zürnende Dame, ſo gut ich konnte, zu beſänftigen und bat demüthig wenigſtens um einen Anzug für den nächſten Sonntag. Miß Mullin war unerbittlich. Erſt nach zehn Tagen erhielt ich die Kleider. Sie waren ſehr gut gemacht, aber auch von einer tüchtigen Rechnung begleitet; in London würde mir die vorzüglichſte Modiſtin nur halb ſo viel dafür angeſetzt haben.“ (Allg. Modenz.)

Ziemlich zweihundert Werke (die Zeitungen und periodiſchen Blätter nicht mit gerechnet) haben in den letzten acht Tagen die Pariſer Preſſe verlaſſen, und mit Ausnahme von etwa einem halben Dutzend handeln ſie ſämmtlich von politiſchen Gegenſtänden und Perſonen. Die Maſſe Schriften, welche der Revolution ihre Geburt verdanken, iſt in Wahrheit ungeheuer groß und es ſcheint unmöglich, daß nur die Hälfte davon Leſer finden könne, beſonders wenn man bedenkt, daß Paris gegenwärtig mit ungefähr hundert alltäglich erſcheinenden Zeitungen geſegnet iſt. Unter den neueſten Flugſchriften machen ſich einige durch ihren ſcandalöſen Inhalt bemerklich: z. B. „Liebesbriefe der Herzogin von Orleans“ (einer ſo reinen unbeſcholtenen Dame, als nur jemals athmete), „des Prinzen von Joinville“ und ſogar „der Königin von England an den Herzog von Nemours!“ Jeder Verſtändige begreift ſogleich, daß dies elende Erfindungen niederträchtiger Verläumder und geldſüchtiger Speculanten ſind; aber ſo verdorben iſt der Geſchmack der großen Menge, daß dergleichen erbärmliches Zeug reißend abgeht. (Allg. Modenztg.)

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 22. Juni.

Eine anonym erſchienene Flugſchrift, als deren Verfaſſer Hr. Karl Siebert genannt wird, theilt unter dem Titel: „Beitrag zur neuen Verfaſſung Deutſchlands“ mancherlei Deſiderien mit, deren Berückſichtigung ihm beſonders wünſchenswerth erſcheint. Die Grundſätze, von denen der Verfaſſer ausgeht, ſind die des neuen Staatsrechts, aber die Anwendung, die er von ihnen macht, ſind in mancher Beziehung neu und überraſchend, da, ſeiner Anſicht zufolge, der Premierminiſter vom dem Volke auf drei Jahre gewählt und nur auf ſo lange landesherrlich beſtätigt werden ſoll. Der Adel ſoll allen ſeinen Geburtstiteln entſagen. Ueberhaupt geht das Beſtreben des Verfaſſers dahin, dem Volke einen größeren Antheil an der Geſetzgebung, Regierung und Verwaltung des Staats zu ſichern und eben dadurch die demokratiſche Republik unter conſtitutionell-monarchiſchen Formen praktiſch einführen.

Gießen, 28. Juni.

In dem von Butzbach, 18. Juni datirten, in Nro. 176 der Didaskalia enthaltenen Aufſatze über die Volksverſammlungen daſelbſt iſt mein Name mit dem anderer Redner zuſammengeſtellt und bezüglich dieſer Aller geſagt: ſie „ſuchten der Republik Anhänger zu verſchaffen.“ Ich glaube mir, meiner Stellung und meinen Freunden ſchuldig zu ſeyn, mich gegen dieſe Ausdrucksweiſe zu verwahren. Es ſcheint faſt, als ſollte ſich jene Redensart nur auf die zwei letztgenannten Redner beziehen, da weder Dr. Carriere, noch ich in unſeren Worten irgend etwas kund gaben, was jenen Ausdruck rechtfertigen könnte. Was mich insbeſondere betrifft, der ich vor der Schlußrede des Vorſitzenden das letzte Wort hatte, ſo äußerte ich in meiner kurzen Anſprache an die Verſammlung mein Vertrauen auf die friedliche Löſung der ſchwierigen Zeitfragen mit Hülfe der Waffen der entſchiedenen Rede. Nur dieſe Abſicht wird der aufmerkſame Zuhörer in meinen Worten gefunden haben, wenn ich dem Auftreten jener Männer Anerkennung zollte, welche auf dem Wege des Friedens, ohne Umſturz, aber mit aller Entſchiedenheit Das zu verwirklichen ſtreben, was das deutſche Volk zur Gründung eines freien geſetzlichen und glücklichen Zuſtandes verlangen kann. Dem, der eine andere Abſicht in meiner wohl klaren Rede zu finden vermeint, ſtehe ich bereit, den Inhalt dieſer Anſprache, wie er mir ziemlich genau im Gedächtniß verblieben iſt, wiederzugeben. Zu jener Vertrauens-Aeußerung konnte ich wohl um ſo mehr noch Veranlaſſung haben, als vielleicht hier und da Einer, im Mißverſtändniß der vorderen Reden, zu der Meinung hätte kommen können, als wenn dem gewaltſamen Umſturz habe das Wort geredet werden wollen. Würde ich Aufforderung gehabt haben, mich weiter über politiſche Fragen auszudrücken, namentlich darüber: ob Republik, ob Monarchie? ſo würde ich eben ſo, wie früher, meine Anſicht, die theilweiſe ſchon zur Geltung gekommen iſt, begründet haben, daß für die Geſammtverfaſſung Deutſchlands in natürlicher Entwickelung unſeres ſeitherigen Zuſtandes die republikaniſche Form mit einer executiven Einzelgewalt als die einzig mögliche nothwendig iſt, und nur durch die Reichsverſammlung allein vermöge ihrer Souveränetät in's Leben gerufen werden kann; daß dagegen der Mehrheit des Volkes in den Einzelnſtaaten die Feſtſetzung der Verfaſſungsform für dieſe überlaſſen bleiben muß und hierbei nur die Rückſicht begränzend iſt, daß jene Verfaſſung des Einzelnſtaates nicht im Widerſpruch ſteht mit der Geſammtverfaſſung Deutſchlands.

Dr. Vogel.

Mainwaſſer-Wärme: Am 30. Juni, Morgens 8 Uhr: 14 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 1. Juli. Der zerbrochene Krug, Luſtſpiel in einem Act, von Kleiſt. Hierauf: Herr Hampelmann ſucht ein Logis, Localpoſſe in 5 Bildern.

Sonntag, 2. Juli. Fauſt, große Oper in 2 Abtheil., Muſik von Spohr.

Druk und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 181. Sonntag, den 2. Juli 1848.

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

VII.

21. Juni.

Die Wetterpropheten in der politiſchen Welt haben ſich verrechnet; das Gewitter, das man von Tag zu Tag erwartete, hat ſich, wenigſtens dem Auſcheine nach, verzogen. Die Schlacht, die General Thomas ankündigte, iſt vertagt: Paris iſt ruhig; das Amen des Telegraphen.

Ruhig? Ja, es iſt ruhig, ſehr ruhig; der Hammer in den Werkſtätten liegt müßig bei Seite, die Räder der Maſchinen ſtehen ſtille, die Ateliers ſind verödet, die Seehäſen ſind verlaſſen. Armes Frankreich!

Wie ſoll dieſem Zuſtande ein Ende gemacht werden, wie ſoll die Republik befeſtigt werden, wie ſoll ſie in jene Lage gerathen, die die aufrichtigen Republikaner, die jeder wahre Vaterlandsfreund, jeder Freund des franzöſiſchen Volkes wünſcht?

Die proviſoriſche Regierung hat am 24. Februar drei Monate verlangt, um dann dem Elende zu Hülſe zu kommen; der Wechſel war ſchon am 24. Mai abgelaufen, er wurde proteſtirt, prolongirt, auf unendliche Monate verlängert.

Von allen Seiten erheben ſich heute Stimmen gegen die ſchwache, ſchlechte, erbärmliche Verwaltung; es ſind nicht blos Stimmen aus dem Grabe der mit dem Sturze des Königs verſunkenen Diplomaten, es ſind nicht blos Stimmen aus dem Krater der feuerſpeienden Montagnards; ſelbſt Männer, die ſtets das Julíregiment mit Energie verfolgt und nichts weniger als ultrarevolutionäre Ideen haben, ſagen der heutigen Regierung bittere Wahrheiten.

Die „Aſſemblée nationale" veröffentlichte geſtern einen Brief des Marquis Boiſſy, eines perſönlichen Freundes Lamartine's, dem Letzterer eine Geſandtſchaftſtelle in Rom zugeſagt hatte.

Der Brief iſt an den Miniſter des Aeußern; der Marquis wirft unter Anderem der Regierung ein Verfahren vor, das nicht wenig dazu beigetragen, den Credit der Republik zu ſchwächen, nämlich die Art und Weiſe, wie man die wichtigſten Stellen im Innern und theilweiſe im Auslande beſetzt hat.

Schon längſt haben die Zeitungen ſcandalöſe Geſchichten darüber gebracht, wobei die eines gewiſſen Riancourt am meiſten Aufſehen erregte. Derſelbe war von der proviſoriſchen Regierung zum Regierungs-Commiſſär in Havre ernannt. Ehe er dieſen wichtigen Poſten bekleidete, hatte er ſich mannichfache Verbrechen zu Schulden kommen laſſen, ſogar, wie jetzt ziemlich gewiß, einen Mord begangen; einer ſeiner Freunde, der ihm öfters drohte, Alles an den Tag zu bringen, erhielt endlich (um ihn zu beſchwichtigen) eine nicht unbedeutende Stelle im Departement des Regierungs-Commiſſärs Riancourt auf Veranlaſſung des Letzteren. Nicht lange darauf wurde auch der Freund ermordet gefunden. Der Commiſſär, obwohl allenthalben in Verdacht, blieb unbehelligt, bis er, nachdem endlich der Procurator einzuſchreiten für nöthig erachtete, die Flucht ergriff. Dieſes Beiſpiel ſteht nicht iſolirt da; der Marquis Boiſſy ſeinerſeits ſchreibt an den Miniſter:

„Was mich betrifft, Herr Miniſter, der ich ſtets auf der Tribune geſagt und in Ihrem Cabinet wiederholt habe, daß ich glaube, man ſey weder den Regierungen, noch den Regierungsmänner verpflichtet, daß die Regierungen nichts ſeyen, die Männer, wenn möglich, noch weniger, daß das Land allein Etwas, daß es Alles ſey, daß man ſich ganz und einzig und allein dem Lande zu opfern habe, daß, indem man dient, man allein dem Lande dient, ſo werden Sie, ſo wird Jedermann einſehen, daß nur in der Ueberzeugung, nützlich zu ſeyn, daß unter den gegenwärtigen Umſtänden, wo das Land mehr als je uneigennützige Ergebenheit bedarf, ich einwilligte zu dienen ſelbſt unter Miniſtern, von denen mehrere durch ihre Unerfahrenheit in Geſchäften, ihre Unfähigkeit, ihre Gierde für ſich und die Ihrigen, ihren Despotismus, der nur auf jenen exaltirten Liberalismus folgt, den ſie unter der geſtürzten Dynaſtie zur Schau trugen, die durch ihre Tendenzen in wenigen Monaten Frankreich in einen ſolchen Zuſtand gebracht haben, daß uns jetzt weiter nichts übrig bleibt, wir, die wir ſtets die Vergangenheit ſo hartnäckig bekämpft, als zu ſeufzen, wenn wir die Gegenwart in Vergleich bringen, an Frankreich zu verzweifeln, wenn es noch einige Zeit in jenen zerſtörenden, raubſüchtigen, unwürdigen Händen einiger ſchamloſen Männer bleibt, die es ausbeuten und entwürdigen. Ja, Herr Miniſter, Männer ohne Scham, denn Sie wiſſen beſſer, als ich, daß, wenn zu der traurigen Liſte jener Männer, die im Auslande die Repräſentanten und die Schande Frankreichs ſind, vor wenigen Tagen als würdiger Schluß zu dieſen degradirenden Wahlen, ein überzähliger Souffleur von einem der kleinen Theater der Boulevard's der Aſſocié eines öffentlichen Hauſes, mit dem Schilde „Entbindungs-Anſtalt" fehlte, daß dieſer Mann vielleicht heute ſchon ſich bei einer der fremden Mächte befindet als bevollmächtigter Miniſter, der Repräſentant des edelſten, des großmüthigſten, des empfindlichſten Volkes der Welt!"

Der Brief Boiſſy's wird ohne Zweifel zu Interpellationen in der Nationalverſammlung Veranlaſſung geben.

Die Regierung ſcheint im Wahne zu ſeyn, alle Männer anſtellen zu müſſen, die unter der vorigen Regierung Barricaden erbaut oder im Gefängniß geſeſſen; ſie glaubt alle hervorragenden Männer zurückſetzen zu müſſen, die, wenn ſie auch früher nicht für die Republik gekämpft, doch jedenfalls vor Allem das Vaterland lieben.

Es wird nicht lange ruhig bleiben, der Sturm wird losbrechen, alle Symptome ſind da.

Digitized by Google

VIII.

23. Juni.

Er iſt losgebrochen, der Sturm; während ich dieſes niederſchreibe, kämpft man in den Straßen. Welch' ein ſchrecklicher Anblick! Welch' ein fürchterliches Schauſpiel; Brüder kämpfen gegen Brüder. Auf beiden Seiten das Wort Brüderlichkeit auf den Lippen, mörderiſche Waffen in der Hand.

Sie ſind zu verdammen, die unglücklichen Aufwiegler, welche allenthalben Schreck und Tod verbreiten; ſie ſind noch mehr zu bedauern! Die Regierung hat ſie unglücklich, hat ſie brodlos gemacht; ſie haben Hunger, ihre Kinder verlangen Brod, ihre Frauen haben die Kraft nicht mehr, den Säugling zu ernähren. Brod! Brod! ſie wollen es mit der Gewalt der Waffen erkämpfen; es mußte dazu kommen.

Im Intereſſe der menſchlichen Geſellſchaft muß man ihnen heute ſtatt Brod Kartätſchen offeriren, im Intereſſe des Ganzen, o Gott, muß man heute auf verzweifelte Familienväter ſchießen. Welch' eine ſchreckliche Lektion für Deutſchland, für Europa.

Es iſt der erſte ſociale Kampf unſeres Jahrhunderts, ein Kampf von unberechenbaren Folgen; die Politik iſt in den Hintergrund getreten, man denkt an keinen Prätendenten an keinen Präſidenten.

Ein Mittel, um dieſen Leuten Brod zu geben; ein Mittel, ein radikales Mittel für dieſe unglückſeligen Arbeiter! Ein Königreich oder eine Republik Dem, der helfen kann!

Neben den verzweifelten Arbeitern kämpfen tollkühne, elende Verbrecher; es ſollen nicht weniger als 20,000 Individuen in dieſem Augenblick in Paris ſeyn, die ſchon auf den Galeeren waren; 120,000 arme brodloſe Arbeiter, von denen die Hälfte die Waffen ergriffen; rechnet man die politiſchen und ſocialen Wühler hinzu, ſo kann man ſagen, daß in dieſem Augenblick wenigſtens 100,000 Menſchen kämpfen gegen die vereinigten Truppen; ſie ſind unterſtützt von Frauen, die Patronen machen, in Ermanglung des Pulvers nimmt man Sand, Glas, was man findet. Im Faubourg St. Antoine ſind 15 Fuß hohe Barrikaden; in der Stadt befinden ſich Emiſſäre mit gefährlichen Waffen; auf dem Boulevard Montmartre hat ein kleiner Knabe einen ſolchen Verbrecher denuncirt; man wollte ihn auf der Stelle erſchießen, er wurde in Sicherheit gebracht. In der Kirche St. Gervais hat man bei einem kleinen Jungen 18,000 Fr. in Gold gefunden; ehe man dieſe Kirche nahm, war das Hôtel de Ville ernſtlich bedroht; er war zwiſchen zwei Feuern.

Allenthalben ſah man geſtern Mittag todte Bürger tragen; Jedermann entblößt ſich ehrfurchtsvoll; die Truppen präſentiren.

Deputationen der Aſſemblée encouragiren das Volk auf allen Seiten muthig, den Aufwieglern entgegenzutreten; ich ſah Larochejacquelin die Nationalgarde haranguiren. Das Clos St. Lazare iſt von den Inſurgenten meiſterhaft occupirt, ſie haben eine ganze Reihe Häuſer in Beſchlag genommen, aus welchen ſie ein unheilvolles Feuer eröffnen. Es liegen dort viele Steine, für ein neues Spital beſtimmt; hinter jedem Stein ſind Aufwiegler verborgen; die Kugeln kommen von allen Seiten, ohne daß man den Feind ſieht; die Truppen mußten eine Barrikade, die ſie genommen, theilweiſe wieder errichten, um ſich zu decken.

Ich ſah eine eroberte Fahne mit der Aufſchrift: Arbeit oder Tod! Brod oder Tod!

Bemerkenswerth iſt, daß man keinen Ruf zu Gunſten einer politiſchen Partei hört; auf beiden Seiten: vive la république!

Paris iſt förmlich im Kriegszuſtand; man unterſucht Jeden, der nicht aktiv bei den Truppen iſt; auch in vielen Wohnungen wurden Hausſuchungen vorgenommen; die Börſe iſt natürlich geſchloſſen, man kann nicht bis zur Brieflade gelangen, ein Nationalgardiſt nimmt die Briefe ab; die Straßen ſind öde. Truppen, nichts als Truppen. Nicht allein die Läden, auch die Café's, Reſtaurants, Marchands de vin, Bäcker, Fleiſcher, Alles iſt geſchloſſen; bei Letzteren ſieht man hie und da die Thüren halb geöffnet.

Ein trauriger Sonntag in dem ſtets ſo munteren Paris!

IX.

Den 26. Juni.

Paris in Belagerungszuſtand .... ein fürchterliches Wort, eine ſchreckliche Nothwendigkeit; es fragt ſich nur, ob die Nationalverſammlung klug gehandelt, durch dieſes Verfahren in ganz Europa Schrecken und Angſt zu verbreiten; man hätte beſſer gethan, alle Maßregeln zu ergreifen, ohne Paris durch ein beſonderes Decret in Kriegszuſtand zu erklären; die Umſtände, die Stimmung unter den Bürgern hätten alle exceptionelle Geſetze für den Augenblick gebilligt.

General Cavaignac iſt heute Dictator in Paris, wie General Bonaparte es war; die Regierung Lamartine, Rollin u. Comp. iſt verſchwunden, ohne daß ſie das geringſte Bedauern zurückgelaſſen hätte. Die Revolution hatte dieſe Männer einen Augenblick in den Vordergrund gedrängt; vier traurige Monate bezeichnen ihre Unfähigkeit, ihre Unwiſſenheit in Regierungsſachen. Eine fürchterliche Emeute, die Jeder vorausſah, der nur einigermaßen den Gang der Regierung beobachtete, eine Emeute, wie ſie noch nicht vorgekommen, hat die Helden des 24. Febr. von der Schaubühne heruntergeriſſen. Feinde der Republik! hat man Denen zugerufen, die es wagten, die Regierung zu tadeln. Reaction! ſchrieen die blinden Anbeter der Regierung, wenn man Ordnung und Mäßigkeit verlangte. Sie haben die Reaction gefürchtet und heute befindet ſich Paris nicht mehr in der Reaction, ſondern unter militäriſcher Dictatur; rechnet man das humane Benehmen des braven General Cavaignac ab, ſo haben wir wenigſtens der Form nach eine Dictatur à la Bonaparte, à la Narvaez.

Sie haben ihre Früchte getragen die Aufreizungen der ultrarevolutionären Preſſe, die gottloſen Reden der exaltirten Montagnards, die unſeligen Quackſalbereien mit den Nationalwerkſtätten; das Blut der bravſten Bürger iſt gefloſſen, ergraute Krieger, die ein Jahrzehnd oder länger in den arabiſchen Wüſten mit Wunden bedeckt, von Ruhm umſtrahlt, für die Größe Frankreichs kämpften, haben an der Schwelle einer elenden Barricade ihr Leben verloren; Offiziere und Generale, die den vergifteten Pfeilen der Araber, den mörderiſchen Kugeln uncivilisirter Horden getrotzt, ſind in den Mauern der Hauptſtadt im Getümmel eines verheerenden Bürgerkrieges gefallen. Tauſende von Wittwen, Zehntauſende von Waiſen, Hunderttauſende trauernde Freunde und Bekannte, fünf und dreißig Millionen Menſchen in Angſt, Ungewißheit, einer düſteren Zukunft entgegenſehend.

In der Stunde der Gefahr erſt hat die Nationalverſammlung das ſchwache Fünferdirectorium geſtürzt, erſt als 100,000 verzweifelte Inſurgenten mit Feuer und Schwert „ſociale Reformen" herbeiführen wollten, erſt als das Leben der Frauen und Kinder bedroht, als die heldenmüthige Nationalgarde und die braven Linientruppen ihr Blut dem Vaterlande geopfert, da hat die Nationalverſammlung eingeſehen, daß der Zuſtand bedenklich iſt; da haben die ſchönen Worte aufgehört, da hat die Noth die Republikaner genöthigt, zu reactionären, zu dictatoriſchen Maßregeln zu greifen. Was nützen heute alle Decrete, ſeit dem 24. Febr. erlaſſen? Freiheit in einer ſich im Kriegszuſtand befindenden Stadt, Gleichheit vor dem Martialgeſetz, Brüderlichkeit auf dem Père-Lachaiſe. Die Republik hat Arbeit garantirt; o Gott, ſo viel wurde lange nicht in Paris gearbeitet, als in dieſen unglückſeligen Tagen des 23., 24., 25. und 26. Juni, die mit blutiger Schrift in das Buch der Geſchichte eingetragen werden, mit dem traurigen Ehrentitel: „Erſte blutige ſociale Revolution", die Todesſtrafe hat man für politiſche Verbrechen abgeſchafft; heute wohl nur das Todes-Urtheil, nicht die Todes-Strafe.

Digitized by Google

So wären ſie herangekommen, dieſe erwarteten ſchaudervollen Tage, dieſe fürchterliche Kataſtrophe, das Banquet a 25 Centimes pr. Kopf; ſo hat man ſich denn zum erſten Male genöthigt geſehen, Leben und Eigenthum im Centrum des civiliſirten Europa's, in der Hauptſtadt Frankreichs nicht gegen eine Räuberbande, nicht gegen eine Guerillashorde, nein, gegen eine ganze Schichte der menſchlichen Geſellſchaft zu vertheidigen; ich ſage zum erſten Male. Denn wenn die Nationalverſamlung im Intereſſ der Republik nicht ſchleunig zu radikalen Mitteln greift, könnten dieſe Metzleien leicht erſt das Vorſpiel zu einem, wenn möglich, noch viel traurigem Stücke gebildet haben.

Es ſcheint mir außer Zweifel, daß morgen Paris ruhig ſeyn wird, und werde ich Ihnen dann einige Details über dieſe bemerkenswerthe fürchterliche Emeute geben.

X.

27. Juni.

Wo ſoll ich anfangen? Wo ſoll ich enden? Ich habe Ihnen Details verſprochen, ich müßte Ihnen die verſtümmelten Glieder braver Bürger, ich müßte Ihnen ganze Tonnen voll Thränen, ich müßte Ihnen einen ganzen Kirchhof ſenden, wollte ich Ihnen beſchreiben, was wir in dieſen ſo unglücklichen Tagen erlebt.

Am 23. Morgens hat die Emeute begonnen, 6 bis 700 Arbeiter aus den **Ateliers nationaux** haben die Faubourg St. Denis und St. Martin beunruhigt; man errichtete Barrikaden an der Porte St. Denis, Porte St. Martin, an den Straßen Clery, St. Apolline, Enghien, l'Echequier St. Denis, St. Martin, de l'Entrepot, du Temple, St. Antoine ꝛc. zu gleicher Zeit in der Cité, am Pantheon, Platz Maubert des Boucheries, Platz St. Michel, andererſeits in der Nähe der Nord-Eiſenbahn und des Platzes Lafayette, der Barrieren Rochechouart, Poiſſonnière, der Chapelle St. Denis, des Clos St. Lazare.

Schon begannen die Inſurgenten an der Porte St. Denis ſich ſich des **Boulevards Bonne nouvelle** zu bemächtigen, um von dort aus mehr in das Innere der Stadt nach den Straßen Vivienne und Richelieu zu gelangen, als der erſte Angriff gegen ſie unternommen wurde; ſie räumten ohne hartnäckigen Widerſtand das **Boulevard Bonne nouvelle**, und verſchanzten ſich hinter den Barrikaden der Porte St. Denis und St. Martin.

Der Kampf war hier ſchon entſetzlich, es wurde aus verſchiedenen Hauſen auf die Nationalgarde geſchoſſen; um 1½ Uhr jedoch hatte man die Hauptpunkte genommen die Inſurgenten verſchanzten ſich an der Baſtille nach dem Faubourg St. Antoine zu, wo ſie nicht weniger als 65 Barrikaden bis zur **Barrière du trône** errichteten. Um 3 Uhr näherten ſich die Inſurgenten der Barrière Poiſſonnière, dem Faubourg, man verſuchte ſchon eine Barrikade an den Straßen Montholon und Cadet zu errichten, errichtete auch wirklich eine an der Rue Rochechouart; hier begann ein entſetzlicher Kampf, in deſſen Folge die Inſurgenten nach dem Clos St. Lazare und der Barrière Poiſſonnière zurückgeworfen wurden.

(Schluß folgt.)

Die Wahl des proviſoriſchen Reichsverweſers.

Wie ein Mann, den das Geſchick zu Großem erkoren hat, plötzlich aus der Maſſe des Volkes hervortritt, um eine hohe Miſſion zu erfüllen und ſeinen früher unbekannten Namen von Land zu Land ertönen zu laſſen, ſo treten auch oft Orte, die nur wenig beachtet waren, mit einem Male ſtrahlend heraus, um wie ein Pharus zu leuchten weithin in die Bewegung und Brandung der Zeit. So die St. Paulskirche in Frankfurt am Main. Noch vor wenig Monaten überſchritt ihre Berühmtheit das Weichbild unſerer Stadt nicht und hatte ihr Name nur eine engbegrenzte Bedeutung; ihre Umgebung war nur zu gewiſſen Stunden des Tages ein Sammelplatz für zahlenkundige Söhne des Merkur, für mit Akten beladene Scribenten und für wenig beſchäftigte, aber ſich deſto mehr wichtigmachende Gerichts- und Polizeidiener; dann wieder waren dieſe Räume öde und ſchweigſam und die hohen, aus ſchwerfälligen Quaderſteinen erbauten Mauern des länglichrunden und maſſenhaften Bauwerkes blickten ſtarr und froſtig umher, ſo theilnahmlos gegen Andere, als dieſe in gleicher Weiſe vorübereilten. Da geſchah es, daß der Genius der Geſchichte dieſe Kirche plötzlich zu großen Dingen auserkor und an ihre mächtigen Pfeiler die Fäden eines neuen Abſchnittes der Volksentwickelung knüpfte. Er erkor ſie zum Sitz und Vereinigungspunkt eines großartigen Völkerrathes, aus deſſen Schooß die Umgeſtaltung des Vaterlandes und die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft ſich entfalten, aus deſſen Ausſaat und Beſchluß die Grundlagen einer neuen Verfaſſung, eines neuen Geſetzbuches der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erſtehen ſollten. So iſt nun die Paulskirche in ein neues Lebensſtadium getreten und wie ſie früher nur ihrer Geburtsſtadt angehörte, ſo gehört ſie jetzt dem großen und gemeinſamen Vaterlande.

Kaum haben wir die Hälfte unſeres Jahrhunderts erreicht und ſchon hat das Jahrhundert ſich überlebt. Die Welt ſcheint aus ihren Fugen getreten und in ſtürmiſcher Eile überſtürzt ein Tag den andern; unter uns wankt der Boden und mit ihm wanken wir ſelber. Die ehernen Würfel des Schickſals ſind gefallen und Niemand weiß, wem ſie Heil oder wem ſie Verderben bringen werden. Den Männern der Paulskirche iſt die hohe Miſſion geworden, die empörten Wogen zu beſänftigen und den Sturm zu beſchwören. Ob es ihnen gelingen wird? Allwiſſend iſt nur Einer. Die Menſchen thun, was ſie vermögen, und wer ſich mit männlicher Kraft und mit beſonnenem Entſchluß zu helfen verſucht, der wird nicht umſonſt geſtrebt und gerungen haben. Es ſind denkwürdige Tage, die wir ſoeben durchlebt und an welchen mancherlei Hoffnungen und Befürchtungen uns abwechſelnd durchzogen haben; ihre Aufgabe iſt es geweſen, die oberſte Gewalt zu ſchaffen und den ſtarken Arm zu ſuchen, der ihrer Ausübung gewachſen wäre. Nun iſt es geſchehen und wer den Berathungen, wer den Beſchlüſſen der Paulskirche beigewohnt hat, der darf ſich rühmen, einen großartigen Eindruck in ſich aufgenommen zu haben. Feierliche Stille lag rings umher in den weiten Räumen der Kirche, als der Präſident der conſtituirenden Nationalverſammlung auf den hohen Ernſt und die Wichtigkeit der vorzunehmenden Wahl eines proviſoriſchen Oberhauptes hinwies, und wie die Erinnerungen an den verſunkenen Glanz des alten Kaiſerreiches und an die vergangene Macht und Größe Deutſchlands uns überkamen, ſo erſchütterte uns nicht minder die Ahnung der ungewiſſen und verhüllten Zukunft. In unſerer Mainſtadt wurde der letzte deutſche Kaiſer gekrönt und wenn es nun in Ausſicht ſteht, daß ein neuer hier wieder erwählt werden könnte, ſo wüßten wir nicht, ob wir Urſache hätten, ihn freudig und hoffnungsvoll zu begrüßen. Gerne verweilt der gereifte Mann bei den Erinnerungen ſeiner Jugend, aber nichts deſto weniger hat er andere Gedanken und andere Meinungen gewonnen. Es ändern ſich die Zeiten und mit ihnen die Menſchen und die Völker. Was aus der Vergangenheit poetiſch herübertönt, das iſt nicht immer geeignet, auch als Ideal unſerer Zukunft uns befriedigen und beglücken zu können. Und ſo ſtehen wir denn ungewiß und gedankenvoll an der Schwelle eines neuen Abſchnittes unſerer vaterländiſchen Geſchichte.

Nach dem von der Verſammlung angenommenen Wahlmodus wurden von der Tribüne herab die Namen der Abgeordneten nach der langen Reihe verleſen und Jeder hatte bei Nennung des ſeinigen den Mann ſeiner Wahl zu verkünden. Voll Spannung waren alle Anweſenden in dieſen Momenten einer wichti-

Digitized by Google

gen Entſcheidung. „Erzherzog Johann von Oeſterreich" war die Loſung der meiſten Wähler, aber ernſt und gewichtig fielen auch die Namen „Johann Adam von Itzſtein" und „Heinrich von Gagern" wie hemmende Schlagbäume und mahnende Warnungsſtimmen dazwiſchen. Andere lehnten die Wahl als mit ihrer Sendung unvereinbar ganz ab. So mochte mancher Hörer aus ſeinem poetiſchen Kaiſertraum aufgeweckt werden. Wo man dem ſtolzen Namen eines Sprößlings aus dem höchſten der deutſchen Fürſtenhäuſer den beſcheidenen eines ſchlichten Edelmannes entgegenſetzen darf, da macht ſich eine Volksſouverainetät geltend, welche den altherkömmlichen Glanz der Monarchie nicht wenig entkräftet. Wohl mag unter den gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſen ein Reichsverweſer aus fürſtlichem Stamm der beſte ſeyn und mögen auf dieſem Wege Ruhe und Ordnung im Vaterlande am ſicherſten erreicht werden, doch möge dieſer Nothanker nicht zur Brücke werden, die zum Kaiſer führt. „Der Traum von Barbaroſſa's Erwachen — hat unlängſt Th. Creizenach geſagt — mag er auch im edelſten Sinne des Wortes romantiſch ſeyn, bezeichnet die Abendröthe einer entſchwundenen, nicht die Morgenröthe einer neuen Zeit." Wer den Geiſt des Jahrhunderts verſtanden hat, der wird nicht verkennen, daß es neue Bahnen zu brechen und neue, freiere Bewegung verſtattende Formen zu ſchaffen, daß es höhere Aufgaben, als ſolche die Vergangenheit zu löſen vermochte, zu erreichen gilt. Die Pfade und Wege, auf denen die Völker wandeln, dürfen nie zurück und müſſen immer vorwärts führen. Für die mittelalterlichen Zuſtände war die Kaiſerwürde geeignet, für die unſrigen wäre ſie es nicht, und die Todten ſoll man ruhen laſſen. Auch könnte die alte gothiſche Verworrenheit der Wahlkapitulationen und der ſtreitigen Fürſtenanſprüche ſich wiederholen, was uns keinen Segen bringen dürfte. Endlich aber ſind fürſtliche Civilliſten heutigen Tages ein ſehr unbeliebter Artikel; wir haben deren ſchon ſo viele, daß wir ſie nicht vermehrt ſehen wollen. Gehen wir daher nicht über den Reichsverweſer hinaus, mit andern Worten, überſchreiten wir den Rubicon nicht! — Nach beendigter Wahl wurde unter dem Geläute aller Glocken und unter dem Donner der Kanonen die Ernennung des Erzherzogs Johann verkündet und ihm ein dreifaches Lebehoch gebracht. An vielen Häuſern wurden die deutſchen Fahnen aufgepflanzt. Was bei dieſen Vorgängen die Herzen bewegte, war nicht ſowohl das Gefühl der Pietät für die angeſtammten Fürſtenhäuſer, als vielmehr der Hinblick auf den die zukünftigen Ereigniſſe uns verhüllenden Schleier. Zur Seite der ſchönen Germania in der Paulskirche ſtehen im ſchwarz-roth-gold umflochtenen Eichenkranze die Worte:

Des Vaterland's Größe,
Des Vaterland's Glück,
O ſchafft ſie, o bringt ſie
Dem Volke zurück!

Doch kann es dem Volke nicht zurückgebracht werden, weil es ja ein ſolches noch nie beſeſſen hat; aber wenn Ihr es ihm zu ſchaffen vermöget, ſo ſollen die kommenden Geſchlechter Euerer dankbar gedenken und Euch ſegnen. Von dieſer heiligen Liebe zum Volk laſſet Euch innig durchdringen, Ihr Abgeordneten und Vertreter deſſelben, damit die andern Worte neben jener Germania zur Wahrheit werden mögen:

O walle hin, du Opferbrand,
Hin über Land und Meer,
Und ſchling' ein einig Liebesband
Um alle Völker her!

W.

Mannichfaltigkeiten.

(Breslau, 26. Juni. — Schl. Z.) Geſtern beging die „Breslauer Buchdrucker-Geſellſchaft" den Namen ihres Meiſters, Johannes Gutenberg. Die Feier wurde durch die große Theilnahme und durch die Gegenwart der Damen verherrlicht, ganz beſonders aber gehoben durch das Bewußtſeyn, daß der ehrwürdige Tag zum erſten Male von dem Lichte der freien Preſſe beſtrahlt und von dem neugeſchaffenen Bunde treuer Brüderſchaft erwärmt wurde. Nachdem ſchon während des Nachmittags die Feſtgenoſſen im Freien ein gut beſetztes Konzert unterhalten hatte, vereinigte ſie am Abend in dem mit Gutenbergs Bilde geſchmückten Saale ein Feſteſſen in bunter Reihe.

Frankfurt a. M.

Profeſſor Enslen's Rundgemälde.

Es hat die Ausſtellung dieſer ausgezeichneten Kunſtwerke überall und im vorigen Jahre auch in Frankfurt a. M. ſo viel Senſation gemacht, daß es kaum noch mehr bedarf, als der einfachen Anzeige ihrer Wiederaufſtellung in dem bekannten Locale des ſächſiſchen Hofes in der Schäfergaſſe. Die perſpectiviſchen Rundgemälde des Hrn Prof. Enslen ſind in der That Kunſtwerke im vollen Sinne des Wortes. Die Anſichten der intereſſanteſten Städte treten vor das Auge mit einer Wahrheit, daß man an die Orte hingezaubert zu ſeyn glaubt; eine wahrhaft vollendete Perſpective, eine Farbenabſtufung, wie man ſie nur bei vorzüglichen Landſchaftern findet, eine überaus feine Charakteriſirung der Klimate durch die Lufttöne und dazu eine lebendige Darſtellung des beweglichen Volkslebens bringen eine überraſchende Täuſchung hervor und laſſen das Gefühl in uns zurück, als wären wir mitten in dem bunten Getriebe geweſen. Die hier gebotenen Anſichten ſind in der That unvergleichlich und es lohnt ſich wohl, auf ſo leichte Art Neapel zu ſehen — ohne zu ſterben. Eben ſo iſt Venedig dargeſtellt; weiter finden wir ein Umgeſichtsgemälde von Rom, den Platz des Großherzogs zu Florenz, den Iſis-Tempel zu Pompeji, eine Wanderung durch die Trümmer von Pompeji, ein italieniſches Volksfeſt, Wien, Berlin, Dresden u. ſ. w. Da fehlt auch nichts, was charakteriſtiſch ſeyn könnte und es entwickelt ſich ein Volksleben, wie es keine Beſchreibung geben kann. Dieſe wenigen Worte mögen genügen, um eine Ausſtellung zu empfehlen, welche dem Kenner, wie dem Laien einen ſchönen und vielſeitigen Kunſtgenuß bereiten wird. Der Eintrittspreis iſt ſehr billig und auf 24 Kr. geſtellt.

Logogryph.

Im Süden eine ſchöne Stadt,
Die in ſich einen Fürſten hat —
Streichſt du das erſte Zeichen aus,
Dann wird ein Eigenname d'raus.

Mainwaſſer-Wärme: Am 1. Juli, Morgens 8 Uhr: 14 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 1. Juli. Der zerbrochene Krug, Luſtſpiel in einem Act, von Kleiſt. Hierauf: Herr Hampelmann ſucht ein Logis, Localpoſſe in 3 Bildern.

Sonntag, 2. Juli. Fauſt, große Oper in 2 Abtheil., Muſik von Spohr.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 182. Montag, den 3. Juli 1848.

Das Spiegelbild.

Novelle von J. Märzroth.

Zweite Abtheilung.

8.

Der ſo gefährlich verwundete Friedrich Mittermann hatte ſich indeſſen, wider alles Erwarten, nach und nach erholt, zu welchem Wunderwerk wohl Marion, die wirklich nicht von dem Lager ihres Geliebten wich, das Meiſte beigetragen haben mochte. Denn abgeſehen davon, daß ſie ihm mit nimmer ruhender Aufmerkſamkeit eine Pflege zu Theil werden ließ, wie ſie wohl nöthig war, um die Anſtrengung von Friedrich's jugendkräſtiger Natur heilſam zu unterſtützen, ſo wirkte wohl noch der Anblick ſeiner geliebten, nun auch ihre treue Hand beweiſenden Marion mit ſympathetiſch-magiſcher Kraft auf die Erſtarkung des Kranken.

Marion dagegen fühlte ſich nun zu demſelben mehe als früher hingezogen, da ſie ſtets daran dachte, daß doch ſie allein es ſey, um deren willen er ſo litt. Sie überhäufte daher ihren Geliebten mit Liebkoſungen, lauſchte ihm jeden ſeiner Wünſche an den Augen ab, und ſuchte dadurch ihre Schuld an Friedrich, der für ſie bald des Todes geweſen wäre, abzutragen.

Mittermann, deſſen Geneſung mit raſchen Schritten vorwärts ging, ward eben durch Marion's geſteigertes liebevolles Begegnen wahrhaft beglückt, und er pries oft im Stillen die ſchmerzhafte Wunde, die er erhalten, da ja dieſe es war, die Marion Gelegenheit gab, ihre Liebe zu ihm zu beweiſen, und die — den verhaßten Nebenbuhler vielleicht für immer entfernte.

Dieſer aber irrte, während ſeine Marion und Friedrich ſo manche glückliche Stunde feierten, von Gewiſſensangſt und qualvoll peinigender Furcht vor Entdeckung gefoltert, in der Ferne von einem Orte zum andern, und lebte ein ruheloſes, elendes Leben, da er, um nicht verrathen und den Gerichten überliefert zu werden, Allem auswich, was ihn nur entfernt mit Nürnberg, dem für ihn ſo geſpenſterfüllten Schauplatze ſeiner bitter bereuten That, in Verbindung bringen konnte, und er daher, weil er keine Nachricht von Mittermann's Herſtellung beſaß, unwiderruflich an den Tod deſſelben glaubte, und ſich für deſſen Mörder halten mußte. —

Und wie oft mochte es ſich ereignet haben, daß in demſelben Momente, in welchem Friedrich ſein noch vom Fieber befangenes Haupt an den Buſen Marion's glücklich ſchlummernd ſinken ließ, Karl auf offenem Felde, hinter dornigem Geſträuche verborgen, ſeine todesmüden, abgemagerten Glieder niederſtreckte und ſeufzend an ſein Unglück dachte, und ihm vor wehmüthiger Sehnſucht nach Marion das Herz zu zerſpringen drohte!

Wie gut doch iſt es, daß man die Contraſte des Lebens, die doch oft an weit auslaufenden Fäden in Beziehung zu einander ſtehen, nicht immer ſo nackt, und nahe an einander gerückt ſieht! Ihr Anblick würde ſo vielen Menſchen furchtbar und tief ſchneidend in die Seele dringen! — —

Nach Mittermann's gänzlicher Herſtellung war ſein Trachten und Sinnen dahin gerichtet, daß er Marion für ihre treue Pflege belohne, was wohl, wie er wußte, am beſten durch koſtbare Geſchenke und überhaupt durch Bereitung eines luxuriöſen und genußreichen Lebens zu erreichen war.

Der Reſt ſeiner Habe war jedoch durch die Koſten ſeiner Krankheit faſt ganz auf die Neige gegangen, und er wußte nicht, wie er zu Mitteln, deren er um jeden Preis beſitzen mußte, gelangen konnte.

Vergebens waren aber all' ſeine Anſtrengungen, all' ſeine Plane. Niemand wollte ſich mit dem als Verſchwender und Stänker Verrufenen in ein Geſchäft einlaſſen, und von einem Darlehen konnte daher ſchon gar keine Rede ſeyn.

Als ſich Mittermann ſo ganz verlaſſen ſah, ſchlich ſich, wie eine giftige Viper, ein wilder Menſchenhaß in ſeine Bruſt, der bald ſo weit gedieh, daß er einen Darbenden neben ſich hätte vor Durſt und Hunger verſchmachten ſehen können, ohne ihm ein Labſal zu reichen, ja er hätte vielleicht höhniſch auf den im Todeskampfe Liegenden herabgeſehen.

Nur für Marion hatte er Sinn und Gefühl, nur für ſie lebte er, und alles Andere war ihm gleichgültig, werthlos und verachtenswerth. Hätte er nur einen Ausweg gewußt, er würde ihn nicht zurückgewieſen haben, und wenn auch ſeine Ehre und die letzten Ueberreſte ſeines Stolzes dabei auf's Spiel gegangen wären. Was lag ihm an der Ehre, einem Menſchengeſchlechte gegenüber, das ihn verließ, und, wie er dachte, gewiß in Noth elend verderben laſſen würde, und dies Alles, weil er liebte, weil er ein Weſen, das nicht im beſten Rufe ſtand, liebte, und für daſſelbe die ganze Welt hingab, ein Weſen, dem er angehörte mit Leib und Seele!

Und als er vergebens in mehreren Handlungshäuſern ſeine Dienſte angetragen hatte, um geringen Lohn, offen andeutend, daß er mit einem untergeordneten Platze zufrieden ſeyn würde; als er ſah, daß Leute aufgenommen waren, die weniger zu leiſten vermochten als er, und die vielleicht eben ſo wenig als er, Tugendſpiegel waren, und ihr verderbtes Weſen nur zu verhüllen verſtanden, — da faßte er ſich, und ſeine falſche Scham mit kaltem Hohne zu Boden drückend, beſchloß er, ſich an ſeinen ehemaligen Chef, Thomas Wurmſer, zu wenden.

Hundert Mal ſtellte ſich ihm Wurmſer's ſtrenges Bild vor die Augen, wie er ihn, den aus dem Hauſe Gewieſenen, und nun beinahe als Bettler Kommenden mit dem ihm eigenthümlichen Ernſte durchbohren werde, und hundert Mal kam er von der Idee, dieſen letzten Rettungsanker zu ergreifen, ab, aber ſchon mehr als drei Wochen waren ſeit ſeiner Geneſung vorüber, und Marion hatte nicht nur keinen Lohn für ihre treue, liebevolle Pflege, ſon-

Digitized by Google

dern er wußte, daß auch ihre letzten Pfennige bereits zu Ende gingen, und ſie bald nicht wiſſen würden, woher ſie Brod nehmen ſollten.

Marion elend, darbend, und dies ſeinetwegen! — Dieſen Gedanken vermochte er nicht zu ertragen, und mit unwiderſtehlicher Gewalt trieb er ihn zu dem gefürchteten Thomas Wurmſer hin.

Kaum daß es ihm gelang, bei ſeinem ehemaligen Chef vorgelaſſen zu werden, und als er vor denſelben trat, blickte dieſer ihn ſo durchdringend an, daß es Friedrich wie Eis durch die Glieder drang.

Er überwand aber ſein Gefühl, und trug Wurmſern ſeine Bitte um Wiederanſtellung vor.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

(Schluß.)

Abends um 8 Uhr waren die Boulevards von der Madeleine bis zur Baſtille frei; die Inſurgenten hatten jenſeit der Brücke die Faubourgs St. Jacques und St. Marceau, dieſſeits das Faubourg St. Antoine, einen Theil des Faubourg du Temple, eine Reihe neu errichteteter Häuſer am Boulevard Beaumarchais, den Eingang des Faubourg Poiſſonnière von Seiten der Barriere, das Clos St. Lazare, das erſte Haus links an der Barriere Poiſſonnière.

Am 24. Morgens um 3 Uhr begann die Kanonade in der Cité; ſie dauerte faſt ununterbrochen zwölf Stunden; ein fürchterliches Blutbad wurde dort angerichtet. Das Hotel de Ville war einen Augenblick ernſtlich bedroht; der General Duvivier wurde verwundet, ein Obriſt des 48. Regiments, einige Stunden vorher zum Brigade-General ernannt, erſetzte ihn; einige Minuten ſpäter fiel er, von mehreren Kugeln durchbohrt. Die Garde republicaine wurde jämmerlich decimirt, das 48. Regiment hat alle ſeine Anführer verloren. Nachmittags war das linke Seineufer in den Händen der Truppen. Der Kampf am Clos St. Lazare an der Barriere St. Denis und Poiſſonnière dauerte fort.

Am 25. concentrirten ſich alle Kräfte gegen dieſen Theil der Stadt ſowohl als gegen das Faubourg St. Antoine; der General Brea und General Damesme wurden an der Barriere Fontainebleau erbärmlich maſſacrirt, Angeſichts der Truppen, welche, durch dieſen niederträchtigen Mord ermuthigt, die Inſurgenten überwältigten und im erſten Augenblick der Rache fürchterliche Repreſſalien nahmen. An der Barriere Poiſſonnière hatten die Truppen das große Spital Louis Philipp genommen, von wo aus ſie ein mörderiſches Feuer auf die Inſurgenten eröffneten. Die Nationalgarde von Enghien, Pontoiſe ꝛc. war eben angekommen; die Aufwiegler ſchoſſen ſo furchtbar auf ſie, daß die erſten Reihen fielen und der Reſt meiſtens verwundet in die Rue du Faubourg St. Denis floh, wo Viele ermattet niederſanken und in Häuſer gebracht wurden. Die Barriere Poiſſonnière und ihre Umgebung wurde genommen; der brave General Negrier wurde verwundet; General Thomas war es ſchon Tags vorher; eben ſo die Volksrepräſenſanten Bixio und Dornès, den ich kurz vorher noch in der Rue Lepelletier ſah; er war Redakteur des National.

Der Erzbiſchof von Paris, welcher mit vier ſeiner Vicare an einer der Barrikaden des Faubourg St. Antoine erſchien, wurde niedergeſchoſſen und in das Spital der Quinze-Vingt gebracht. Ich höre, daß der edle d'Affre geſtern Abend geſtorben iſt.

Geſtern Morgen, den 26., war nun noch das fürchterliche Faubourg St. Antoine zu überwältigen, wo alle Inſurgenten, denen es gelungen war, zu entkommen, ſich verſchanzt hatten. Die Deputirten Larobit, Druet und Galy Cazalat waren im ſelben Augenblick, wo der Erzbiſchof verwundet wurde, in die Hände der Truppen gefallen. Larobit wurde um 2 Uhr Morgens mit einigen Parlamentairs der Inſurgenten in die Nationalverſammlung geſchickt, die andern zwei Repräſentanten wurden als Geiſeln zurückbehalten. Die Parlamentairs verlangten, daß die Inſurgenten, ſich ergebend, die Waffen behalten dürften, was natürlich verworfen wurde; Larobit kehrte zurück; es gelang ihm ſpäter, mit ſeinen Kollegen zu entkommen. Um 11 capitulirte das Faubourg St. Antoine; durch eine ſchändliche Verrätherei, wie Andere ſagen, durch ein „Mißverſtändniß“ (??) begann um 12 Uhr das Feuer wieder von Seite der Inſurgenten; erſt Nachmittags fingen die Inſurgenten, die ſich ergeben hatten, an, die Barrikaden zu demoliren. Man verfährt ſehr gelind mit Denen, die die Waffen freiwillig niedergelegt. Der Diviſions-General Lafontaine iſt ebenfalls verwundet, eben ſo der Capitain Mauguin. In den Häuſern hatte man aus den Fenſtern des erſten Stockwerks geſchoſſen, welche mit Matratzen bedeckt waren; im zweiten Stockwerk hatte man große Puppen angebracht, welche ſich hin- und herbewegten und die Soldaten täuſchten.

Wozu noch weitere Details, wozu Ihnen die jämmerlichen Epiſoden erzählen, wie man die gefangenen Truppen verſtümmelte und mordete! Wie in dieſem unglückſeligen Bürgerkrieg mehr Soldaten, mehr Offiziere fielen, als in den bedeutendſten Schlachten des Kaiſerreichs!

Hätten Sie das Jammern der verlaſſenen Frauen und Kinder geſehen, während die braven Nationalgardiſten kämpften! Sie ſitzen an der Schwelle ihrer verlaſſenen Wohnungen; ein Schuß fällt, nur ein einziger, aber Jeder fragt ſich: Iſt es **mein** Gatte, dem dieſer Schuß gegolten? Iſt es **mein** Vater, der eben gefallen, iſt es **mein** Bruder? Die Kanonade beginnt! O Gott, es iſt nicht mehr ein Schuß, ein anhaltendes mörderiſches Feuer; ganze Reihen fallen nieder, Wittwen und Waiſen ohne Zahl! Ein Kämpfer kehrt zurück; er ſtürzt in die Arme ſeiner beruhigten Gattin, er iſt nicht verwundet! Und **mein** Gatte, und **mein** Vater, und **mein** Bruder? fragen Hunderte von Stimmen. Er weiß es nicht; er weiß nichts weiter, als daß ſie kämpfen; auch er entfernt ſich wieder, einen Kuß, vielleicht den letzten, auf die Lippen ſeines Töchterchens drückend, das mit kindiſcher Naivetät mit der Epaulette des Vaters ſpielt. Wildes Geſchrei ertönt, Leichen werden vorübergetragen. Wer liegt auf dieſer Bahre? Ein braver Kämpfer; man kennt ſeinen Namen nicht; was liegt an dem Namen, es war ein Braver!

Die Schlacht, nein dieſe Metzelei verdient dieſen Namen nicht, die Meuterei iſt vorüber; man eilt zu ſeinen Verwandten, zu ſeinen Freunden, zu ſeinen Bekannten. Du lebſt? Du biſt nicht verwundet? Kann man dieſe Scenen beſchreiben? Kann man das Aufgehen der Sonne auf die Leinwand bringen? Kann man das Rollen des Donners durch irgend ein Inſtrument wiedergeben? Kann man ſich die Schreckenstage des Jahres 93 vergegenwärtigen? Wir ſind noch zu nahe an dieſer fürchterlichen Emeute, wir ſind noch zu ſehr niedergeſchmettert durch dieſe unglückſeligen Ereigniſſe; die Nachwelt wird ſich mit Schaudern von dieſem fürchterlichen Bürgerkrieg erzählen, der die tapferſten Generale, die bravſten Offiziere, die tüchtigſten Truppen, die heldenmüthigſten Bürger, ſelbſt einen Erzbiſchof in das Grab gebracht.

Mögen die Parteien auf dem Leichentuch, das dieſe entſeelten Männer bedeckt, ſich friedlich die Hände reichen! Mögen die Seelen der Dahingeſchiedenen in allen Theilen Europa's verklärt auferſtehen und zu Frieden und Eintracht mahnen! Möge Deutſchland nie ſolche Scenen erleben und dem blutenden edlen Frankreich die Bruderhand reichen! Paris iſt Frankreich, ſagt man, öfters höhnend auf die Hauptſtadt blickend; wenn Paris Frank-

Digitized by Google

reich iſt, ſo iſt Frankreich eine großartige Nation, denn die vereinigten Truppen und beſonders die wackere Nationalgarde haben eine Tapferkeit, einen Muth, eine Energie gezeigt, ſich mit einer derartigen Größe geopfert, daß neben der allgemeinen Trauer nur eine Stimme der Bewunderung und des Erſtaunens den Ruhm dieſer edlen Männer verkündet.

Heinrich Zſchokke.

„Die Ueberzeugungen des Mannes ſind noch die des Greiſes geblieben. In ihnen werde ich einſt freudig ſterben; und werd' ich freudig gehen, wohin irgend im herrlichen Vaterhauſe mich unſer göttlicher Vater rufen wird." „Selbſtſchau." I. Theil.

Zwiſchen dem 22. März 1770, an dem Heinrich Zſchokke im Schooße einer angeſehenen und wohlhabenden Familie in Magdeburg das Licht der Welt erblickte, und dem 27. Brachmonat 1848, an dem der immer noch lebensfrohe und dennoch todesmuthige Greis hier an der Seite ſeiner treuen Lebensgefährtin und im Kreiſe ſeiner zahlreichen Kinder und Enkel ſeine Seele dem Schöpfer wieder zurückgab, liegt ein langes, thatenreiches Leben, auf welches der Edle mit wahrer Ruhe und Erhebung zurückblicken konnte.

Die Nachricht von dem Tode unſers Vaters Zſchokke wird in ſeinem neuen Vaterlande, in dem er ſich durch eine ſegensreich öffentliche Wirkſamkeit des ihm in den bewegteſten Tagen der erſten Revolution verliehenen Bürgerbriefes vollkommen würdig gemacht hat, wie in ſeiner alten Heimath, die in dem früher mißverſtandenen und mißkannten Sonderling und Schwärmer ſpäter einen ihrer edelſten und größten Bürger verehrte, und ſelbſt im fernen Amerika, das Schiffe und Straßen nach ſeinem Namen benannte, mit allgemeiner Theilnahme vernommen werden. Tauſend ſtille Thränen werden dem Heimgange des freundlichen und liebevollen Mannes fließen, der Allen, die ihn perſönlich oder nur aus ſeinen Schriften kannten, theuer und unvergeßlich bleibt; mit tiefer Wehmuth legen wir eine Blume dankbarer Erinnerung und Verehrung auf das Grab des innig befreundeten Mitbürgers, deſſen ſchönen Lebensabend in mancher Freiſtunde zu beobachten und uns an dem Bilde des bis auf die jüngſte Zeit geiſtesfriſch gebliebenen Greiſes zu erfreuen und zu erbauen wir das Glück hatten.

Wohl möchte es zunächſt die Pflicht des „Schweizerboten" ſeyn, das ganze, vielbewegte Leben Vater Zſchokke's in ſeinen einzelnen Windungen und Abſchnitten, in ſeinen Beziehungen zu den wichtigſten geſchichtlichen Ereigniſſen der Neuzeit, in ſeinen Verbindungen mit den bedeutendſten und ausgezeichnetſten Zeitgenoſſen zu ſchildern, indem dieſes Blatt, von dem Verewigten gegründet, und über ein Vierteljahrhundert als ſein Liebling gepflegt, ein mächtiger Hebel war, auf die Mitbürger ſeines neuen Vaterlandes einzuwirken im Sinne der Humanität, Aufklärung und wahrer Freiheit, zu einer Zeit, wo Oeffentlichkeit noch vielfach angefochten, wo der Sinn dafür erſt noch geweckt und erhalten werden wußte; — doch, wie könnten wir. überdies bei unſerm beſchränkten Raum, ſolches unternehmen, nachdem der Verewigte ſelbſt mit ſeinem unnachahmlichen Meiſtergriffel in der „Selbſtſchau" ſolches am beſten gethan hat. Den „bunten, unruhigen Traum ſeines Lebens" zu malen, dazu bedarf es einer höhern Begabung und eine ruhigern Stimmung, als unſere gegenwärtige, in der uns der Schmerz über den, wenn auch längſt vorausgeſehenen Verluſt zu einer des Hingeſchiedenen würdigen Federzeichnung unfähig macht.

Wunderbar hat Gottes höhere Hand den in ſeinem erſten Jahre mutter-, in ſeinem neunten vaterloſen Waiſen durch ſeine Bildungsjahre hindurch an den Klippen vorbeigeführt, an denen das Lebensſchiffchen mehr als eines ſeiner Jugendgenoſſen, die weniger begabt und für gemüthliche Eindrücke weniger empfänglich waren, als er, zerſchellte. Der hervorragende Zug ſeines Charakters, ein beſonnenes Streben nach Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit, hat ihn frühe ſchon zur Wahl des Lehramtes beſtimmt, das er als Prediger und Privatdozent mit Beifall ausübte; er hat ihn nach „dem Lande ſeiner kindlichen Vorliebe", nach der Schweiz hingezogen, die er nur wieder auf kurze Zeit verlaſſen, ihr aber bald wieder ganz angehören ſollte.

Am dritten Herbſtmonat 1795 betrat er das erſte Mal den Schweizerboden, damals freilich noch nicht ahnend, daß er auf die freiere geiſtige Entwickelung des Volkes, das er mit idylliſcher Liebe begrüßte, auf die Umgeſtaltung ſeiner öffentlichen Zuſtände bald einen ſo bedeutenden Einfluß auszuüben berufen ſeyn werde. Die hervorragendſten Männer der damaligen Zeit, die Uſteri, Peſtalozzi, Nägeli, Hirzel, Hottinger, L. Meiſter, Ith, Tralles, Rengger, Stapfer, A. Reding, Bueſinger, Th. Müller, La Harpe u. A. zählte er bald zu ſeinen nähern und vertrautern Freunden, mit denen er ſich verband, um einen feſten und ſichern Grund zu ſuchen für den Neubau, der an die Stelle alt und morſch gewordener Einrichtungen treten ſollte, und das Volk vorzubereiten auf den Umſchwung der Begriffe und Formen, der alle beſtehenden Verhältniſſe durchdrang.

Lehrer und Volksbildner zu ſeyn, war Vater Zſchokke's höchſte und würdigſte Aufgabe, die er in allen ſeinen Lebensverhältniſſen in Wort, Schrift und durch ſein eigenes Beiſpiel mit Treue und Gewiſſenhaftigkeit erfüllte, und am ſpäten Lebensabend durch Geduld im Leiden und entſchloſſenen, chriſtlich ergebenen Heimgang beſiegelte.

So ſehen wir ihn bei ſeinem Eintritt ins politiſche Leben, am 28. Auguſt 1798, die Schule von Reichenau verlaſſen, nicht um eine einflußreiche Stellung in dem neuen Einheitsſtaate zu ſuchen, ſondern als Vertreter der von der öſterreichiſchen Partei verfolgten vaterländiſch geſinnten Graubündner den Schutz des Vollziehungsdirektoriums anzuflehen. So ſehen wir ihn ſpäter als Regierungskommiſſär in Unterwalden, Schwyz und in der italieniſchen Schweiz nicht den ſchroffen Zügel des kalten Staatsmannes führen, ſondern geſchlagene Wunden heilen, Unglück mildern, Humanität verkünden, Aufklärung verbreiten, und die geſtürzten Altäre dem Gott der Liebe und Duldung wieder aufrichten. So iſt er ſpäter, nachdem er ſich im freundlichen Aargau niedergelaſſen und da ſeinen eigenen Heerd gegründet hatte, in allen ſeinen öffentlichen Stellungen dem ſchönen Zuge einer tiefen, unverſiegbaren Herzensgüte gefolgt, die ihn in der Wahl der Mittel immer nach dem mildern greifen hieß. Härte im Urtheil, Härte im Aeußern war ſeinem liebevollen Herzen fremd, darum war ſein Umgang ſo anziehend und wohlthuend, darum verfehlte er ſo ſelten ſein Ziel. Sein ganzes öffentliches Leben bezeichnet eine Reihe von Verbeſſerungen, die er theils für ſich allein, theils in den Behörden, deren Mitglied er war, angeſtrebt und großentheils auch durchzuführen das Glück hatte; es ziert daſſelbe eine rege, bis ins hohe Alter ſich gleichbleibende Theilnahme an geſelligen und gemeinnützigen Vereinen, an Werken der Barmherzigkeit und Mildthätigkeit, eine nie wankende Freiheitsliebe und ein unerſchütterlicher Glaube an den Sieg des Lichtes und der Wahrheit, deren ſchönſte Hoffnungsſtrahlen ſein ſterbendes Auge noch beleuchteten.

Mit dem Tage, an dem der aargauiſche große Rath die Kloſteraufhebung beſchloſſen hatte, — es war der 13. Jänner 1841 — ſchloß der würdige und hochverdiente Greis ſeine perſönliche Theilnahme an den öffentlichen Geſchäften. Seine damalige Rede für dieſe heilſame Maßregel war auch ſein politiſcher Schwanengeſang. Er zog ſich in ſein freundliches Stillleben auf ſeiner

Digitized by Google

reizenden Blumenhalde zurück, in welchem er jedoch mit gleich lebhafter Theilnahme den Gang der öffentlichen Dinge in und außer der Schweiz verfolgte, wiſſenſchaftlichen Forſchungen und Studien lebte, ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit fortſetzte, die Erziehung ſeiner jüngeren Kinder vollendete, Beſuche empfing, ſich des Umganges mit einigen nähern Freunden, der vielen Beweiſe von Liebe und Hochachtung, die ihm von allen Seiten gegeben wurden, erfreute, und eines heitern, beſcheidenen Familienglückes genoß, das Jedermann, der in den lieben Kreis eintrat, freundlich anſprechen mußte.

Von Jahr zu Jahr machte er Reiſen, und einen bald kürzern, bald längern Sommeraufenthalt in Bädern oder bei Freunden ſeiner zahlreichen Bekanntſchaft. Früher kehrte er froh, heiter und körperlich geſtärkt von dieſen Ausflügen zurück. In den letzten Jahren konnte man leider wahrnehmen, daß ihn dieſe Erholungstage ermüdeten. Die ſtarke, kräftige Natur, die ſich bis auf die letzte Zeit in ſeiner ganzen Haltung ausgeprägt zeigte, ſchwand, ein Anfangs unbedeutend ſcheinendes Unterleibsleiden legte den Keim der Zerſtörung in ſeinen bisher geſunden Körper, ärztliche Bemühung und Sorgfalt war zuletzt erfolglos, die liebevollſte Pflege der Seinigen konnte nur lindern. Still und ruhig ſah er ſeiner Auflöſung entgegen, die endlich am 27. Juni, Vormittags 10 Uhr erfolgte.

Noch 14 Tage vor ſeinem Ende ſagte er zu einem ihn von Zeit zu Zeit beſuchenden Freunde, den er immer äußerſt liebevoll und mit Auszeichnung behandelte: „Ich freue mich in der Hoffnung, daß ich mit vollem, klarem Bewußtſeyn meinem Tode entgegen gehen werde.“ Dieſe Hoffnung iſt in Erfüllung gegangen. Als die Lebensverrichtungen allmälig ihren Dienſt verſagten und ſelbſt die Sprache nicht mehr in ſeiner Gewalt war, verkündeten noch die letzten Züge ſeines ſterbenden Antlitzes, der letzte Blick ſeines brechenden Auges Dank und Liebe für die Seinigen, die er im ungebrochenen Herzen zu ſeinem „göttlichen Vater“ tragen werde.

Sein Tod war der Tod eines wahren Menſchenfreundes.

Der Name Zſchokke's in der literariſchen Welt iſt weit verbreitet und gefeiert, ſeine Verdienſte als Bürger ſind groß, aber größer und geſegneter wird ſein Andenken als Menſch bleiben.

„Ruhm? Schriftſtelleriſche Celebrität? Seifenblaſen! Ich kannte wohl Höheres.“ So ſchrieb Vater Zſchokke einſt. Er hat dies Höhere jetzt gefunden. (Schw. B.)

An das deutſche Volk und an die Drei.

Der proviſoriſche Centralausſchuß der demokratiſchen Vereine, Ronge, Metternich, Bayrhoffer, erheben vor dem deutſchen Volk die vierfache Beſchwerde, daß der Reichstag mit einer Mehrheit von drei Viertel ſtatt eines verantwortlichen Präſidenten, einen unverantwortlichen Reichsverweſer ernannt habe, welcher ſich in Beziehung auf die Vollziehungsmaßregeln ſo weit thunlich, mit den Bevollmächtigten der Landesregierungen in's Einvernehmen ſetzen ſoll, anſtatt die Beſchlüſſe des Reichstags zu verkündigen und zu vollziehen. Der Centralausſchuß räth daher, überall in Deutſchland Volksverſammlungen zu halten und in denſelben zu beſchließen, daß der Reichstag, als meiſt aus nicht direkten Wahlen hervorgegangen, nicht ferner anzuerkennen ſey, daß etliche und 80 namentlich genannte Mitglieder als die beſſeren zur Bildung des Kernes eines neuen Reichstags aufzufordern ſeyen.

Iſt der Reichstag darum nicht ferner anzuerkennen, weil die Mehrheit ſeiner Mitglieder nicht unmittelbar gewählt iſt? Ich antworte nein; denn aus dieſem Grunde müßten auch die als die beſſeren geprieſenen Mitglieder verworfen werden. Dürfen dieſe Mitglieder ausſcheiden? Nein, ſie müſſen auf dem Poſten bleiben, auf welchen ihre Wähler ſie geſchickt haben. Der Ausſchuß meint freilich: von jedem beſonderen Wahlbezirk aus müſſen die Vollmachten der Männer der Mehrheit zurückgenommen werden. Wenn aber dies Muß zur Wirklichkeit würde, ſo wäre ja das Ausſcheiden der Männer der Minderheit widerſinnig, denn ihre Vollmacht bliebe ja gültig.

Liegt das Uebel beim Reichstag in der mittelbaren Wahl ſeiner Mitglieder, ſo hätten die Unterzeichner des Monſtrezettels im April auf eine unmittelbare Wahl hinwirken ſollen, wie wir es hier in Frankfurt gethan haben. Der Fehler liegt aber darin, daß das Volk, dem erſt kürzlich das Licht der Oeffentlichkeit zu Theil geworden war, nicht lauter völlig erprobte Leute hat wählen können, ſondern meiſt nur ſolche, welche ſich einen Namen von Freiſinnigkeit gemacht hatten. Wir tragen noch an dem Fluch der langen Knechtſchaft. Dieſen Fluch werden wir aber nicht durch Auflöſung des Reichstags los. Würde der Reichstag aufgelöſ't, ſo blieben der Bundestag und die Fürſten. Eine ausſcheidende Minderheit kann den Kern eines Clubbs, nicht aber eines neuen Reichstags bilden, es ſey denn, daß ſie Bataillone und Kanonen hinter ſich habe. Bevor ich dieſe ſehe, rathe ich der Minderzahl, zu bleiben.

Haltet ihr die Mehrzahl der Nation für übereinſtimmend mit der Minderheit am Reichstag, ſo bringt den Beweis davon bei. Ruft das Volk zuſammen, ſprecht aber deutſch mit ihm, d. h. verſtändlich. Ihr wollt keinen Reichsverweſer, ſondern einen Präſidenten. Wenn ihr ſagt: einen Präſidenten wie in Nordamerika, dann wird das Volk euch verſtehen; dieſer Präſident kann aber auf gut Deutſch Reichsverweſer heißen, gleich wie das von Männern der äußerſten Linken geſchriebene Blatt Reichstagszeitung heißt. Das Wort Präſident iſt undeutſch und vieldeutig; ſowie aber geſagt wird: ein Reichsverweſer, wie der Präſident in Nordamerika, ſo verſteht das jeder Bauer, der einen Bruder oder Vetter jenſeits hat. Rathet alſo überall dem verſammelten Volk, die einfachen Worte zu unterſchreiben: „Reichstagsmänner, wir wünſchen jetzt und in Zukunſt einen Reichsverweſer, gleich dem Präſidenten in Nordamerika, und wollen zu ihm ſtehen mit Gut und Blut.“ Legt ferner dem Volk die Frage vor: „Wünſcht ihr den Erzherzog Johann? oder Gagern? oder Itzſtein?“ — Bringt eine Antwort zu Wege, macht, daß ſich Hunderttauſend ſtreitbare Männer für den von euch gewünſchten Präſidenten unterſchreiben, und all euer Kummer wird gehoben ſeyn. Damit könnt ihr die Mehrheit am Reichstag zum Guten lenken, indem ihr ſie nicht einſchüchtert, ſondern ermuthigt. Die linke Seite iſt entſchieden, die zahlreiche Mitte wird entſchieden — für die Sache des Volks, wenn man ihr einen kräftigen Volkswillen nachweiſ't, — gegen die Sache des Volks, wenn man ihr in Danton's Manier mit Ausſtoßung droht. Der Rath der Drei vom 28. Juni 1848 iſt eine zweite Auflage des Rathes von Fabre d'Eglantine vom 15. Mai 1793. Aber Ronge iſt kein Fabre d'Eglantine; daß ſein Herz rein iſt, das glaube ich ſo feſt, wie ich gewiß weiß, daß die ſchändlichſten Lügen über ihn in Umlauf geſetzt werden.

Friedrich Funck

Mainwaſſer-Wärme: Am 2. Juli, Morgens 8 Uhr: 14 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 2. Juli. Fauſt, große Oper in 2 Abtheil., Muſik von Spohr.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 183. Dienſtag, den 4. Juli 1848.

Das Spiegelbild.

Novelle von J. Märzroth.

(Fortſetzung.)

Wurmſer ſtarrte ihn verwundert an, als begreife er nicht, wie er eine ſolche Bitte vorzutragen ſich unterfangen könne.

Friedrich jedoch ließ ſich nicht irre machen, und ſetzte ſeine Bitte mit Verſprechungen eines geregelten Lebenswandels fort.

Wurmſer wies ihn unwillig und entſchieden zurück.

„Bedenkt," ſagte Friedrich, nachdem er ſich beinahe bettelnd zur Forderung eines Darlehens herabgelaſſen hatte, „bedenkt, daß eben meine Stänkerei, die Ihr mir vorwerft, daß eben die Todeswunde, die ich erhielt, Veranlaſſung war, daß Karl Walter ſich aus der Stadt entfernte, derſelbe Karl, der, wie Ihr wohl wißt, Eurer Hedwig gewiß noch zum böſen Dämon geworden wäre!"

Wie von einer Schlange gebiſſen, fuhr Thomas Wurmſer bei Erwähnung des Verhältniſſes zwiſchen ſeinem Kinde und Walter zurück, und ohne eine Wort zu reden, wies er auf die Thür, um Friedrich anzudeuten, daß er nicht mehr mit ihm zu reden habe. —

Zitternd vor Bitterkeit entfernte ſich Friedrich, und als er ſich auf der Straße befand, kniſchte er mit den Zähnen, und zu den Fenſtern ſeines allzuſtrengen ehemaligen Chefs hinaufblickend, ſagte er boshaft:

„Sollte ich je Gelegenheit finden, Dir Schaden zuzufügen, alter Teufel, ſo ſoll's mir von Herzen lieb ſeyn!" —

9.

Seit jenem merkwürdigen Augenblicke, in welchem Hedwig das Fleiſch gewordene Spiegelbild Karl's, oder, wie wir wiſſen, eigentlich Theobald erblickt hatte, war Hedwig ſehr oft zur „ſchwarzen Frau" hinausgekommen, und es hatte ſich bald auf ganz eigenthümliche Weiſe ein ſehr inniges Verhältniß zwiſchen Hedwig und Theobald entſponnen.

Obgleich Frau Walter, gleich nachdem ſie bereuend geſehen hatte, welchen erſchütternden Eindruck das eingeleitete Spiel auf Hedwig machte, derſelben offen geſtand, daß ſie die Aehnlichkeit Theobald's mit Karl nur deshalb zu dem magiſchen Drama benützen wollte, um vielleicht dadurch — das weitere wie? wußte ſie ſelbſt nicht anzugeben. — Hedwig's Herz ihrem Theobald zuzuwenden und ſie aus Karl's immer noch zu fürchtenden Netzen zu reißen, nebſtbei aber auf dieſe Weiſe den Plan der beiden Walter zu zerſtören, und ſich ſo an dem ſtrafwürdigen Bruder ihres, durch dieſen in's Elend gerathenen Mannes zu rächen, — obgleich Frau Walter dies Alles unverhüllt der wie in einen Traum befangenen Hedwig mittheilte, ſo fühlte ſich die Letztere doch zu Theobald unwillkürlich hingezogen, ob nun aus dem Grunde, weil ſie ſich nicht recht vor der im Momente des Schreckens mit ihr eingewurzelten Idee, Theobald ſey das gekannte Bild Karl's, ganz loszumachen vermochte, oder weil die Theilnahme, mit der ſich der hinzugekommene Jüngling bei der aus der Ohnmacht Erwachenden beſchäftigte, ſie für ihn gewann, oder weil ſie gleich bei'm erſten Blicke das milde, unverdorbene Weſen auf Theobald's Antlitz las, — dies vermögen wir nicht zu entſcheiden. Wahrſcheinlich wirkten alle drei Gründe zuſammen, um Hedwig, deren Augen in Bezug auf Karl durch Frau Walter's Mittheilung völlig entſchleiert waren, dem Sohne der „ſchwarzen Frau" in aufkeimender, wahrer, ernſter Liebe zuzuwenden.

Sie ſahen ſich oft, und ihre gegenſeitigen Gefühle gewannen täglich mehr an Stärke und Klarheit, und bald geſtanden ſich die Beiden, daß ſie nicht ohne einander leben könnten, daß ſie geſchaffen ſeyen, ſich gegenſeitig zu beglücken.

Aber konnten ſie hoffen, daß Thomas Wurmſer, der reiche Kaufmann, je in eine Verbindung ſeiner einzigen Tochter mit einem ſchlichten Handwerker willigen werde, der noch obendrein auch ein ſo naher Verwandter des verhaßten Walter war? dies war der Schmerz, der ſich in die reine, unſchuldvolle Liebesluſt der Beiden miſchte. Diesmal aber drückte Hedwig dieſer finſtere Gedanke an die Drohgeſtalt des Vaters, wie überhaupt das Heimliche und Verbotene ihres Liebesbündniſſes nicht ſo ſehr, wie jenes mit Karl, denn diesmal *liebte* ſie wirklich, und der Gegenſtand ihrer Liebe war ein wahrhaft werther, und welcher täglich edlere, liebenswürdigere, und für ein *reines* Mädchen beſeligendere Seiten entfaltete.

Hedwig war glücklich, ſie glühte wieder wie eine friſch bethaute Roſe in jugendlicher Lebensluſt, und darum fiel auch die Spannung, welche, ſeit Thomas Wurmſer von ihrem Verhältniſſe zu Karl erfuhr, zwiſchen Vater und Tochter eingetreten war, jetzt nicht ſo ſchwer, als es vielleicht ſonſt der Fall geweſen wäre.

Bald aber ſollte eine gewitterſchwangere, ſchwarze Wolke ihren Himmel trüben.

Thomas Wurmſer, der immer von der Furcht befangen war, Karl könnte doch wieder zurückkehren, und ſein Bündniß mit Hedwig wieder aufnehmen, beſchloß, dieſer Gefahr durch eine Vermählung Hedwig's zuvorzukommen und vorzubeugen. Er hatte bald einen Mann gefunden, der ihm der rechte für ſein Kind ſchien. Er war ſein Buchhalter, ein rechtlicher, thätiger Mann, der aber bereits in Jahren weit vorgerückt, und ſonſt eine trockene Krämerſeele war, die nur für Gewinn und Ziffern Sinn hatte, welche an Hedwig, der fein und zart gebildeten Blume wie eine Spinne herangekrochen wäre, und ihr das ſüße Lebensmark ausgeſogen hätte.

Daran aber dachte der alte Wurmſer nicht. Ihm ſchwebte nur die drohende Gefahr vor Augen, und da ſein Buchhalter nach Wurmſer's Sinne ein gewiß ſehr ſchätzenswerther Mann

Digitized by Google

war, ſo überrumpelte er eines Tages Tochter und Mutter mit der entſchiedenen Anzeige, daß Hedwig in wenigen Wochen mit jenem Comptoirmenſchen das Verlobungsfeſt feiern werde.

Verzweifelnd theilte Hedwig dieſe Hiobspoſt ihrem Geliebten und ſeiner Mutter mit. Man kannte den unbeugſamen ſtarren Sinn des alten Wurmſer, und an einen Verſuch, ihn vielleicht umzuſtimmen, war nicht zu denken. Was blieb alſo den Liebenden für eine Ausſicht?

Thränenden Auges blickten ſie einander in das liebe Antlitz, und feſt hielten ſie ſich an den Händen, als wollten ſie jedem einmiſchenden Zwange ſich widerſetzen.

Gerührt und ſtill eine Thräne zerdrückend, betrachtete ſie Theobald's Mutter, die in einer Ecke der Stube ſaß und vergebens ihre Geiſteskräfte zur Auffindung eines Hülfsmittels anſtrengte.

„Nein, ich laſſe nicht von Dir!“ rief von ihrer Liebe überwältigt, Hedwig, und ſchlang ihren ſchneeigen Arm um Theobald's Hals

„Und ich nicht von Dir!“ flüſterte Theobald, indem er ſie feſt an ſich drückte.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XI.

Den 28. Juni.

Die neueſten Vorgänge.

Ich will einen Verſuch machen, Ihnen ſo genau und ſo kurz als möglich den Schauplatz der Vorgänge und den jetzigen Anblick zu ſchildern. Ich gebe Ihnen dieſelben der Reihenfolge meiner Notizen nach, die ich auf den Plätzen geſammelt.

Ich beginne mit dem Clos St. Lazare. Sonntag Morgen gegen 10 Uhr griff der General Lebreton die Barriere Poiſſonnière und das Clos St. Lazare an; die 6. Compagnie des 2. Bataillons der 3 Legion gingen zuerſt in's Feuer, commandirt von Capitain Treitt; nachdem man recognoscirt hatte, wurden die Truppen in elf verſchiedenen Richtungen vertheilt. Auf ein gegebenes Zeichen wurde von allen Seiten Feuer gegeben; es fielen viele Inſurgenten, die andern verſchanzten ſich hinter den Gebäuden des Octrois und den zunächſt gelegenen Häuſern, beſonders in der Allee eines Hauſes der Chauſſee Clignancourt, wo fürchterliche Barricaden errichtet waren. Die Nationalgarde und die Linie nahmen die Poſition der Inſurgenten nach einem fürchterlichen Feuer.

Im ſelben Augenblick ließ der General Lebreton die Barricaden der Barriere Poiſſonnière angreifen, die zweite und dritte Legion der Nationalgarde ſchoſſen aus den Häuſern im Innern der Stadt; ſie nahmen die Barriere Rochechouart; der rechte Flügel ſtürzte ſich inmitten eines mörderiſchen Feuers der Inſurgenten auf die Barriere Poiſſonnière; die ſechſte Compagnie, mit einem Theil der garde mobile unterſtützte die Operation von der Seite des Egliſe St. Paul. Der Verluſt an Mannſchaft war fürchterlich; man nennt die Bürger Tenier, Huiſſier, Jamais, Kaufmann, Lemorie, Brigadier, Breſſon, Juge, Saint Martin, Damourette, die zuerſt ſchwer verwundet wurden. Die Diviſion Treitt, mit einigen Linien-Compagnien, richteten nun den Angriff gegen die Barricaden der Chapelle. Der Capitain Treitt befand ſich mit einigen Tirailleurs den Inſurgenten gegenüber; er wurde umringt von den Bewohnern der Chapelle, die mit den Inſurgenten einverſtanden waren. Er wäre mit ſeinen Leuten ſicher hier angekommen, hätten nicht im ſelben Augenblick die Truppen von der Rue La Chapelle ein gut unterhaltenes Feuer auf die Chapelle eröffnet.

Die Nationalgarde von Amiens kämpfte an der Barriere Rochechouart; die Nationalgarde von Rouen eilte zu Hülfe; hinter dem Clos St. Lazare befand ſich Artillerie. Um 4 Uhr, im Augenblick, wo ein Detachement der dritten Legion der Nationalgarde, 21 Linie und 23 legers ankamen, war die Barricade genommen und zwar im wüthendſten Sturmſchritte, wobei auf beiden Seiten viel Blut floß. Die Füſillade begann nun auf dem Boulevard extérieur und in der Nähe des Chateaurouge, wo die Inſurgenten, bald überwältigt, ſich theils in Keller flüchteten, theils gefangen wurden. Die Gefangenen wurden mit vieler Mühe der Volkswuth entriſſen.

Auf der rechten Seite der Barriere St. Denis war der Kampf noch fürchterlicher; ein ganzes Linienbataillon war ſchon beinahe von Kartätſchen niedergeſchmettert, als die Nationalgarde von Pontoiſe und Montmorency zu Hülfe kam. Auch ſie wurden nach einem fürchterlichen Kampf geſprengt; nach einem fürchterlichen Blutbade ſiegten die Truppen. An der Barriere Rochechourat fiel der Bürger Laroche, Redacteur der „Père Duchesne“, ein Hauptanführer der Inſurgenten. Er wurde an die Seite des Geranten deſſelben Blattes, Thuiller, gelegt, den man gefangen und füſilirt hatte. Man fand eine große Anzahl Feuerſpritzen, mit Spiritus und Vitriol gefüllt, welche die Inſurgenten auf die Truppen dirigirten; man fand Queckſilber, Terpentin, alle nur erdenklichen Brand- und Mord-Inſtrumente. Das Haus Nro. 120 in der Rue Chabral war eine Zufluchtsſtätte für Verwundete; die Generale Lafontaine und Carte wurden dahingebracht; Parterre hatte General Hecquet ſein Hauptquartier.

In der Nähe der Douane hatten die Inſurgenten den Theil beſetzt, der auf dem linken Canalufer, zwiſchen dem Faubourg St. Antoine und la Villette, liegt; ihre Hauptverſchanzung war in der Rue Alibert, von wo aus ſie auf die garde mobile feuerten, die am Pont du Temple ſtand.

Die fünfte Legion, an der Douane aufgeſtellt, feuerte zuerſt; ſie flohen und verſchanzten ſich hinter einer Barricade monstre an der Rue Bichat; hier wurde von Samſtag bis Montag ein anhaltender entſetzlicher Kampf geliefert. Die Inſurgenten waren hier in einer ſo vorzüglichen, uneinnehmbaren Stellung, daß der General Lamoricière perſönlich den Angriff leitete und nach einem fürchterlichen Bombardement erſt die Verſchanzung vernichtete. Der Verluſt der Inſurgenten war ſehr bedeutend.

Ein nicht minder fürchterlicher Kampf hatte an der Barriere du Combat ſtatt. Die Truppen ſtationirten in der Rue Grange aux Belles; die Avantgarde umging den Pont des Ecluſes, verſchanzte ſich in einem Hauſe, ungefähr 300 Schritte von der Barriere und begann die Schlacht. Die Inſurgenten wurden decimirt, zerſtreut oder gefangen, unter Andern der Chef des Clubbs Sobrier.

Das Faubourg St. Antoine war der Art barricadirt und ſo meiſterhaft vertheidigt, daß ſelbſt die Truppen nicht genug ſtaunen konnten über den militäriſchen Tact und die muſterhaften Anordnungen. Der Erzbiſchof von Paris fand in dieſem Quartier einen heroiſchen Tod; es ſcheint jedoch ziemlich genau conſtatirt, daß nur ein unglücklicher Zufall die Veranlaſſung war. Ich will dieſen Punkt übergehen, bis die unparteiiſche Geſchichte das Factum aufgeklärt haben wird; ſoviel iſt ſicher, daß der würdige Prälat, trotz der Vorſtellungen ſeiner Freunde, dem Triebe ſeines edlen Herzens folgend, durch die Worte der Religion auf beiden Seiten der Kämpfer eine große Wirkung hervorbrachte. „Bonus autem pastor dat vitam suam pro ovibus suis!“ rief er in der Nähe der Barricade; er ſtarb den Tod eines Märtyrers, im Lager der Inſurgenten. Man brachte ihn in das Spital der Quinze-Vingt, ſchwer verwundet. Seine letzten Worte waren Worte der Verſöhnung.

Digitized by Google

Am Pantheon fand einer der ſchrecklichſten Kämpfe ſtatt, überhaupt iſt in der Cité das Blut ſtromweiſe gefloſſen; 15 Stunden dauerte die Schlacht, 15 Stunden wurde gemetzelt und gemordet. Die 11. Legion begann den Kampf; ſie wurde ſo mörderiſch empfangen, daß ſie ſich nach der Rue St. Jacques zurückziehen mußte; 2 Stunden ſpäter machte die Garde mobile einen Verſuch, das Pantheon zu nehmen; die Vertheidiger erwiederten den Angriff noch mörderiſcher. Die Garde mobile zog ſich nach der Ecole de Droit zurück; gegen 1 Uhr kamen Linientruppen und nun begann eine Schlacht, die keine Feder beſchreiben kann. Man nahm den Platz des Pantheon; es blieben noch die Barricaden der Rue de la vieille Eſtrapade, Rue neuve Sainte Geneviève, Rue le Fourcy ꝛc. 5 Stunden wurde mit Kanonen gegen dieſe Feſtungen gefeuert; um 4 Uhr Abends hatte man alle Barricaden genommen, nach einem Gemetzel, wie es in den Annalen des Bürgerkriegs noch nicht vorgekommen. In der Ecole de Droit hatten die Inſurgenten Alles geplündert; einem Profeſſor, der ſich widerſetzen wollte, wurde mit Aufknüpfen gedroht. Der Platz Maubert war im eigentlichen Sinne des Wortes ein Blutbad; die Garde mobile, die hier kämpfte, wurde vernichtet. Ein nicht minder fürchterlicher Kampf hatte an der Barricade des petit Pont de l'Hôtel Dieu, Pont Saint Michel und Rue St. Jacques ſtatt. Das Quartier zwiſchen dem Hotel de Ville und der Egliſe St. Paul iſt nicht mehr zu erkennen; Barbaren, Hottentotten hätten keine größeren Verwüſtungen anrichten können. Ganze Façaden der Häuſer ſind verſchwunden, Läden, Zimmer ꝛc. ſind verwüſtet; es iſt ſo zu ſagen nichts als Fenſterrahmen übrig geblieben. Die Rue Pourteau St. Gervais iſt ganz verwüſtet, die Häuſer ſind von Kugeln durchlöchert; beſonders bietet die Rue St. Antoine, oder wenigſtens ein Theil derſelben einen jämmerlichen Anblick dar. Die Häuſer am Eck der Rue Cloche Perche, das Café Momus, die Häuſer am Eck der Rue Caſſe tête ſind demolirt; am Eingang des Faubourg St. Antoine hat ein Haus fürchterlich gelitten; ein anderes, ſo wie einige andere nach der Rue Roquette zu ſind niedergebrannt, zuſammengeſtürzt oder verwüſtet; andere Häuſer bieten einen nicht minder ſchrecklichen Anblick dar. Im Faubourg du Temple ſind viele Häuſer niedergebrannt; die Rue Fontaine au Roi iſt faſt gänzlich zerſtört. Es ſollen dort viele Pferde in Ställen verbrannt ſeyn. Auf dem Boulevard des Filles du Caire ſieht man Spuren einer nicht minder bedeutenden Verwüſtung; in der Rue de Chanonne iſt ein Haus eingeſtürzt; auf dem Boulevard Bonne-nouvelle in der Nähe der Rue de la Lune hat man die eiſernen Geländer der Trottoirs zerſtört. Die Boulevards Extérieurs ſind nicht minder verwüſtet; man findet dort Vorkehrungen, die die Inſurgenten getroffen hatten, welche deutlich ſchließen laſſen, daß es auf einen ſchrecklichen Bürgerkrieg auf Tod und Leben abgeſehen war. Die Rue du Faubourg du Temple ſoll im Augenblick, wo ſie genommen wurde, ein großartig-ſchreckliches Schauſpiel dargeboten haben; Häuſer brannten auf allen Seiten und die hoch auflodernde Flamme röthete die bleichen Figuren einer Unzahl Leichen, die in allen Winkeln lagen; man hatte todte Pferde zu Barricaden benutzt, Alles zerſtört, vernichtet; jämmerliches Geheul, Rachegeſchrei, Scenen, wie ſie Paris noch nie geſehen! Ein Einwohner der Rue du Faubourg St. Denis hat am erſten Tage des Kampfes 8 Todte in ſeinem Garten beerdigt.

Ich kann nicht fortfahren, Ihnen anderweitige Details zu geben, auf welche ſchreckliche Art und Weiſe die Inſurgenten ihre Mitbrüder verſtümmelt und gemordet haben; was liegt auch daran, ob man die Leute erſtickt, erdroſſelt oder gemordet hat, ob man ihnen erſt Glieder abgeſchnitten, ob der Todesſtreich von oben oder von unten geführt, ob ein Haus durch Bomben oder durch den Muthwillen der Inſurgenten niedergebrannt wurde; genug, es geſchah.

Schmach, Schmach, tauſendfachen Fluch den Anführern dieſer Horden, Heil den edlen Truppen, dem braven General Cavaignac, dem größten Theil der Assemblée nationale, die ſo muthig die Gefahr bekämpft. Der General Cavaignac hat Paris gerettet; gerettet von einer Gefahr, die größer war, als man glaubt; faßt man den Plan der Inſurrection heute in's Auge, ſo ſieht man, wie verzweifelt er war, welcher ſchreckliche Kampf geliefert werden mußte; die Emeute hatte auf dem rechten Seineufer einen Theil des Faubourg Poiſſonnière, das Faubourg St. Martin, du Temple und St. Antoine ergriffen; auf dem l. Ufer das Faubourg St. Marcel, St. Victor und einen Theil des Quartier St. Jacques; die Egliſe St. Severin war das Hauptquartier, das Faubourg St. Antoine das Waffendepot; die Inſurrection war der Art Meiſter der Hälfte der Stadt, die Linie der Inſurrection bildete einen Halbkreis; wäre es ihnen gelungen, das Hôtel de Ville und die Präfectur zu erobern, dann wäre Paris verloren geweſen; von hier aus hätten die Inſurgenten den Angriff auf Louvre und Tuilerien gerichtet, jenſeit der Brücke auf die Assemblée nationale; von dem Faubourg du Temple und der Barriere Poiſſonnière aus, natürlich im Falle des Gelingens auf das Faubourg Montmartre, Boulevard de Gand, des Italiens etc.; man mußte daher den Hauptkampf am Pont St. Michel und an der Rue Planche Milbray liefern, ſo wie am Pont de l'Hôtel de Dieu, um die Verbindung der Inſurgenten auf beiden Seineufern zu verhindern; die Poſition an der Egliſe St. Severin einerſeits und der Egliſe St. Gervais andererſeits mußte um jeden Preis genommen werden; wäre dieſes den Truppen nicht gelungen, dann hätten wir heute Paris aus der Reihe der Städte Europa's auszuſtreichen. Gottlob! daß es nicht dazu gekommen, daß die Autorität des General Cavaignac den Sieg errungen, und daß heute erſt die Republik befeſtigter als je iſt; wenn in dieſem Augenblick ein Prätendent erſcheinen würde, wehe ihm!

Sie iſt befeſtigt für den Augenblick, wenn das jetzt zu gründende Gouvernement den richtigen Weg ergreift, auch für immer, aber ein Direktorium wie das letzte würde unzweifelhaft Paris oder Frankreich an den Rand eines noch viel größeren Abgrundes bringen.

Die Ereigniſſe haben mächtiger geſprochen, als alle Zeitungsartikel, als alle Kritiken. Mögen derartige Scenen, die nie aus dem Gedächtniſſe Derjenigen verſchwinden werden, die ſie geſehen! Mögen ſie nie wiederkehren!

Barbès,

welcher heute im Dojon von Vincennes mit ſeinen Collegen Raspail, Blanqui, Sobrier ꝛc. ꝛc. für den kühnen Verſuch des 15. Mai büßt, die Regierung in die Hände der Montagnards zu bringen, iſt geboren im Jahre 1810 zu Pointe-à-Pitre (Guadeloupe).

Seine Eltern, franzöſiſchen Urſprungs, hatten ein bedeutendes Vermögen, das ſie ihm größtentheils hinterließen, wofür er ſich Güter in der Nähe von Carcaſſone im Departement der Aube ankaufte; ſein Domicil war in Fourtoul in demſelben Departement.

Das vielbewegte officielle Leben Barbès' beginnt im Jahre 1834, wo er zum erſten Male in Paris erſchien, alle Taſchen voll aufrühreriſcher Proclamationen; in Folge der bekannten April-Emeute wurde er arretirt, jedoch in Ermangelung wirklicher Beweiſe nach einigen Monaten Unterſuchungshaft wieder in Freiheit geſetzt; in Deutſchland wäre es ihm in damaliger Zeit anders ergangen. Ich bin zwar weit entfernt, eine Parallele zwiſchen Jordan, Eiſenmann ꝛc. und Barbès ziehen zu wollen, aber die franzöſiſche Geſetzgebung, ſelbſt unter der „verhaßten" Dynaſtie der Bourbonen, hat die Schmach nicht auf ſich geladen, nach

Digitized by Google

Indicien zu verurtheilen, oder im glücklichſten Falle „von der Inſtanz zu entbinden."

Am 28. Juli 1835 hat das famoſe Attentat Fieschi's mit der fürchterlichen Höllenmaſchine ſtattgehabt; obwohl Pepin, einer der Mitſchuldigen, ausſagte, Barbès wäre von dem ſcheußlichen Plan Fieschi's unterrichtet geweſen, konnte man wiederum aus Mangel anderer Beweiſe unſeren Helden nicht beſtrafen, nicht einmal eine regelmäßige Unterſuchung gegen ihn einleiten.

Im Jahr 1836 wurde er zum erſten Male zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt, in einer nicht zum Ausbruch gekommenen Verſchwörung verwickelt; die kurz darauf erfolgte Amneſtie für politiſche Verbrecher öffnete ihm den Kerker; einige Monate darauf erſchien er vor dem Aſſiſenhof in Carcaſſone wegen eines Preßvergehens; freigeſprochen, wurde er dennoch zu einem Monat Gefängniß verurtheilt wegen beleidigender Antworten, die er ſeinen Richtern gegeben.

1838 kam er nach Paris zurück, wo kurz nach ſeinem Erſcheinen abermals eine Unterſuchung gegen ihn eingeleitet wurde, abermals ohne Reſultat.

Im Jahr 1839 dirigirte er die bekannte Conſpiration, die am 12. Mai zum Ausbruch kam; es hätte damals nicht viel gefehlt, Louis Philipp um 9 Jahre früher zu ſtürzen. Der fürchterliche Kampf der Inſurgenten gegen die Truppen, die nach und nach alle Barricaden vernichteten, dauerte bis gegen Abend; Armand Barbès wurde arretirt und da er ſchwer verwundet und den Soldaten unbekannt war, nach dem Spital Saint Louis gebracht; er ſuchte ſich unter einem falſchen Namen zu verbergen, was ihm jedoch nicht gelang.

Als der Unterſuchungsrichter die üblichen Formfragen nach Namen, Stand ꝛc. an ihn richtete, erwiederte er:

„Man kennt mich ja; wozu das dumme Puppenſpiel? Man weiß, was ich will; ich werde die Folgen meiner Handlungen mit Ruhe ertragen."

Später ſagte er:

„Zwiſchen euch und uns Republikanern kann es keine Gerechtigkeit geben; es handelt ſich nur um das Recht des Stärkeren."

Barbès wurde zum Tode verurtheilt, einige Tage darauf aber begnadigt, wenn die dunkeln Mauern eines feuchten Gefängniſſes eine Gnade im Vergleich zu einem ſchnellen Tode ſind.

Allerdings hätte die Februarrevolution ihm den Deckel des Grabes nicht geöffnet; ſie öffnete ihm die Thoren des Mont Saint-Michel und der „Republikaner" Barbès erſchien auf der Schaubühne der jungen Republik, um nach einem dreimonatlichen Gaſtſpiel in das Fort Vincennes zu wandern.

Können dieſe Leute ſeyn, ohne zu conſpiriren? Ich möchte Barbès und Conſorten einen Augenblick an der Spitze der Regierung ſehen; ich glaube, wenn Einer den Andern nicht auffrißt, würde Jeder ſich ſelbſt auffreſſen.

Paris, 16. Juni 1848. Wilhelm Guggenheim.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 27. Juni.) Ein hier umlaufender, auf das Miniſterium bezüglicher Calembourg möge noch mitgetheilt werden: In dem Miniſterium ſtehen als Endpunkte: Schreckenſtein und Milde, dazwiſchen kühl Wetter (Kühlwetter).

Sir Edward Lytton Bulwer behält in dieſen Tagen des Sturmes noch Zeit und Luſt, Romane heraus zu geben. Ein neues dreibändiges Werk von ihm iſt angekündigt und wird dieſer Tage bei Bentley in London ausgegeben werden. Es iſt ein hiſtoriſcher Roman unter dem Titel: „Harold, the last of the Saxon Kings."

Korreſpondenz.

Fulda, 28. Juni.

Auch hier regt ſich das vaterländiſche Gefühl auf das Lebendigſte. Beſonders iſt es die Beſchirmung des deutſchen Vaterlandes, welche alle Kräfte in Bewegung ſetzt. So haben ſich außer der Bürgergarde noch drei Corps bewehrt, uniformirt und ſchon auf's Tüchtigſte geübt — die Turner, eine Schutzwache und ein Freicorps. Aber auch weiterhin blicken wir, und im klaren Bewußtſeyn davon, daß Deutſchland, ohne auch eine Seemacht zu haben, auf das Tiefſte herabgewürdigt und beſchädigt werde, iſt der Eifer für eine deutſche Flotte hier ein gemeinſames Band Aller. Die Turner haben eine Vereinigung aller hier beſtehenden Corps und Geſellſchaften zur Bildung eines Comité's veranlaßt, das dieſe große Angelegenheit zu ſeiner beſonderen Aufgabe macht. Das „harmoniſche Kränzchen" hat vor Kurzem für die deutſche Flotte eine muſikaliſche Unterhaltung im Freien durch den Vortrag patriotiſcher Lieder gegeben, die trotz des ſchlechten Wetters einen anſehnlichen Beitrag geliefert hat. Und zu demſelben großen Zweck wird auch der „Cäcilien-Verein", der hier unter der trefflichen Leitung des Seminar-Muſiklehrers G. A. Henkel ſeit Anfang dieſes Jahres beſteht, Montag den 3. Juli ein großes Inſtrumental- und Vocal-Konzert geben, das auch an ſich ein beſonderes Intereſſe erregen dürfte. Denn außer zwei ausgezeichneten Compoſitionen F. Mendelſohn's — „Meeresſtille und glückliche Fahrt", „Verleih' uns Friede gnädiglich" und dem Clavier-Conzert in D moll, deſſen Vortrag durch den jungen Virtuoſen H. Henkel, einen Schüler Mendelſohn's, ein klaſſiſcher zu werden verſpricht — kommt G. F. Händel's großes Oratorium: „das Alexanderfeſt", durch faſt 200 Sänger und Muſiker zur Ausführung. Wer dies Werk einmal gehört hat, für den bedarf es keines weiteren Wortes; wer aber etwas wahrhaft Großartiges und Hinreißendes kennen lernen will, dem kann man nichts ſo ſehr rathen, als ſich den Genuß zu verſchaffen, dies Meiſterwerk mit ſeinen wunderbar ſchönen Harmonien und Melodien zu hören. Um ſo mehr aber iſt eine rege Theilnahme an dieſem Konzert und ſo auch an dem Beſten für das deutſche Vaterland zu erwarten, als der Cäcilien-Verein zum erſten Mal damit öffentlich hervortritt und ein Preis angeſetzt iſt, der es Jedem möglich macht, zugleich etwas ſo Gutes zu thun und etwas Klaſſiſches zu hören.

Auflöſung des Logogryph's in Nro. 181.

Florenz, Lorenz.

Mainwaſſer-Wärme: Am 3. Juli, Morgens 8 Uhr: 14 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 3. Juli. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberöſterreich, Poſſe mit Geſang in 2 Abth., von F. Kaiſer, Muſik von A. Müller.

Dienſtag, 4. Juli. Der Freiſchütz. Oper in 4 Abth., Muſik von C. M. von Weber. (Gaſtrolle) Caſpar: Hr. Cremens, vom Stadttheater zu Köln.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 184. Mittwoch, den 5. Juli 1848.

Das Spiegelbild.

Novelle von J. Märzroth.

(Fortſetzung.)

„Fliehe mit mir!“ ſagte Theobald nach einer Pauſe leiſe der Geliebten in's Ohr, und ſüß ſchauernd blickte Hedwig zu ihm empor, denn was er ausſprach, war beinahe das Echo ihres eigenen Gedankens.

Und als Theobald ſah, daß Hedwig von dieſem einzigen, aber Gewaltmittel, das er nur nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt auszuſprechen wagte, nicht nur nicht zurückſchreckte, ſondern durch ihr Schweigen ihr Einverſtändniß zu erkennen zu geben ſchien, da ward er immer kühner und beredter, und ſo innig und zugleich glühend in der Schilderung des Glückes, dem dieſer unvermeidliche Schritt ſie entgegenführen ſolle, daß Hedwig, auch wenn ſie Anfangs vor dem Vorſchlage zur Flucht zurückgeſchaudert hätte, ſich nun unruhig pochenden, aber freudeahnungsvollen Herzens zu dieſem Auswege hingezogen fühlen mußte.

Wie ſo ganz anders klang dieſes: „Fliehe mit mir!“ aus dem Munde Theobald's, als von den verrätheriſchen Lippen Karl's! Wie ſo gewaltig unterſchieden ſich die Gründe, welche Theobald zur Rechtfertigung dieſes Schrittes vorzubringen wußte, von jenen, welche aus der kaufmänniſch-berechnenden und gemein ſpekulativen Quell bei Karl entſprangen!

Während dieſer ihr in nur zu ungeſchickt verhüllten Ausdrükken zu verſtehen gab, daß es nicht unvorſichtig ſeyn würde, nebſt den, ihr perſönlich eigenthümlichen Habſeligkeiten, auch noch was ſonſt werthvoll ſey, mit auf die Flucht zu nehmen, weil doch, wie Karl ſich ausdrückte, die Liebe beſeligend wäre, man aber am Ende doch nicht von ihr allein leben könne, und früher oder ſpäter ohnehin das Vermögen des Vaters ihr zufallen müſſe — während Karl mit dieſer Art zu denken und zu rathen, das arme Kind bis in's Innerſte der reinen Seele entſetzte, forderte Theobald ſein Liebchen ausdrücklich auf, nichts — gar nichts, als was ſie durchaus für die Reiſe nicht entbehren könne, aus dem Vaterhauſe zu entlehnen, „denn,“ ſprach der begeiſterte Geliebte fort, „wir werden uns ſelbſt einen Herd zu gründen im Stande ſeyn, und die Liebe wird meine ohnehin arbeitskräftigen Arme noch mehr ſtärken, und doppelt beglückt werden wir in dem Bewußtſeyn leben, die thatluſtigen Begründer unſeres kleinen, aber gewiß befriedigenden Hausſtaates zu ſeyn!“

Hedwig, die entzückt und mit vor Liebe und Freude thauenden Augen ihren Theobald in das ſchöne, redliche Antlitz ſah, und begierig der Harmonie ſeiner Rede lauſchte, legte ſtumm, wie zum Bündniſſe, ihre Hand in jene Theobald's, und erröthend traten nun Beide vor Frau Walter, ſie um ihre Meinung über den gefaßten Beſchluß bittend.

Dieſe aber war innig ergriffen von der heiligen Poeſie, welche in dieſem Momente über die beiden Liebenden ausgebreitet war, und ſich unwillkürlich mit Wehmuth an die eigene Jugendzeit, an eine ähnliche Stunde mit ihrem verſtorbenen Manne erinnernd, vermochte Frau Walter nur ſtumm ſegnend ihre Hände auf die Häupter der Liebenden zu legen, und erſt als Hedwig, von Klara an die Heimkehr gemahnt, ſich entfernte, und Theobald ihr ein Stück Weges das Geleite gab, da öffnete Frau Walter ihre Lippen, und den Beiden in milder Liebe nachblickend, ſagte ſie leiſe:

„Mögen ſie handeln, wie es ihre Herzen ihnen eingeben, wie ſie müſſen, wenn ihre Liebe die wahre, und dann in allen Verhältniſſen wahrhaft beglückende iſt! Derſelbe räthſelhafte Drang, der die Blume treibt, ſich zur Blume zu neigen, er lebt nur mächtiger und heiliger auch in den Blüthenkelchen dieſer beiden Herzen, und was Gott in ſeiner unerforſchlichen Weisheit zur harmoniſchen Einigung beſtimmt, das ſoll der klägelnde Menſch nicht zu trennen ſinnen!“ —

10.

Es war eine ſchöne Nacht. Sanft hauchte der lenzduftende Zephyr die keimende Erde an, und freundlich winkten die Sterne vom dunklen Himmelsdom herab. — Die Mitternachtsſtunde war nahe, und eine erquickende Stille hatte bereits um die Stadt ihre weichen Arme geſchlungen. Da ſchallten plötzlich in der Richtung, welche zu Thomas Wurmſer's Haus führte, Männertritte, und bald ſah man aus den fernen Schatten eine Geſtalt heraustreten, welche wir als jene des Friedrich Mittermann erkennen.

Aus dem Selbſtgeſpräche, welches er vor ſich murmelte, war zu entnehmen, daß ſeine ungünſtigen Verhältniſſe noch keine andere Wendung genommen hatten, und daß ſeine Stimmung eine gereizte ſey, mochte aus den Verwünſchungen, die er mitunter über ſich ſelbſt und das ganze Menſchengeſchlecht ausſtieß, zu ſchließen ſeyn.

Plötzlich wurde ſeine Aufmerkſamkeit von dem Geräuſche zweier Wanderer, welche ihm entgegenkamen, und bereits an Wurmſer's Haus vorbei waren, erregt.

Es waren zwei Nachtſchwärmer, die ſich wohl bei einem luſtigen Gelage verſpätet haben mochten, da der Eine von Beiden keines ſicheren Schrittes einherging, und von dem Andern freundſchaftlich am Arme geführt werden mußte. Sie waren in lautem Geſpräche begriffen, als ſie in Mittermann's Nähe kamen.

„Nein, 's iſt nicht möglich!“ rief lallend der Wankende. Karl Walter iſt ſeit ſeinem Verſchwinden aus Nürnberg mit keinem Auge mehr hier geſehen worden!“

„Und ich ſage Dir,“ erwiederte der Andere mit Beſtimmtheit, „der Mann, den wir an dem kleinen Pförtchen zu Wurmſer's Hauſe ſtehen geſehen haben, war Niemand anders, als eben der

Digitized by Google

Karl Walter. Ich müßte ihn nicht ſo oft geſehen haben, um ihn nicht ſelbſt im Finſtern zu erkennen!"

„Meinetwegen!" brummte mit ſchwerer Zunge der Andere. „Liegt mir gar nichts daran! — Aber das möcht' ich wiſſen, auf wen die Kutſche dort an der Straßenecke warten mag. — Ich ſage Dir, Brüderchen, dieſe Kutſche —"

„Komm' nur, komm'," ſagte der Führer des Betrunkenen, der im Eifer ſeines Geſpräches, ſo gut es gehen wollte, ſtehen geblieben war. „Komm', es iſt ſchon ſpät, und die Alte wird ohnehin ſchon murren."

(Fortſetzung folgt.)

Redner der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Nach dem alten Sprichwort wird der Dichter geboren. Auch vom Redner könnte dies geſagt werden. Selten ſind jene hervorragenden Männer, die durch die Macht ihrer Gedanken die Meinungen Anderer bewältigen, deren Sympathieen feſſeln, deren Leidenſchaften aufregen und mit dem Schwerte des Wortes glänzende Siege erringen; ſelten ſind jene Redner, die mit feurigen Zungen ſprechen und mit einer Kraft der Ueberzeugung, welcher Niemand zu widerſtehen vermag. Zählt auch die conſtituirende National-Verſammlung dieſer hervorragenden Größen nur Wenige, ſo beſitzt ſie doch Viele von nicht gewöhnlicher Befähigung und von beachtungswerthen Eigenthümlichkeiten, ſo zählt ſie doch Männer, welche hoch genug ſtehen, um ihre Anſichten höchſt erfolgreich vertreten zu können. Auch würden dieſe Befähigungen noch glänzender hervortreten, wenn die leider gar zu oft wiederkehrenden kleinlichen Debatten, welche ſich mehr um die Form, als um den Geiſt der Verhandlungen drehen, den Aufſchwung der Gedanken nicht ſo ſehr beeinträchtigten. Nur im Prinzipienkampfe kann ſich der Redner wahrhaft geltend machen, aber wo es ſich nur um Formen, um Worte handelt, da iſt kein Lorbeer zu erringen. In letzterer Beziehung möchten wir den Berathungen dieſer hohen Verſammlung mehr Großartigkeit und Concentrirung wünſchen. Es muß Meinungsverſchiedenheiten geben, weil gerade aus dieſer die Wahrheit geläutert hervorgehen ſoll; aber eben ſo gewiß gibt es auch Höhepunkte, wo man ſich vereinigen, oder wenigſtens entſcheiden und entſchließen muß, um nicht vergebens gerungen und geſtritten zu haben. Wahrlich, wir leben in Zeiten, die des kräftigen Entſchluſſes nur zu ſehr bedürfen, die zur Entſcheidung drängen und in denen keine Stunde verloren gehen darf, weil man nicht weiß, was die nächſte bringen kann. Ueberall Aufregung und Gährung, überall Zwieſpalt und Zerwürfniß, überall unter der Aſche glimmendes Feuer, — und ſolche Elemente werden nicht durch Worte und wiederum durch Worte, ſondern durch männlich ſtarke Thaten bemeiſtert. Zwiſchen unbeſonnener Uebereilung und zaudernder Unentſchlüſſigkeit gibt es doch eine Vermittelung, nach welcher zu ſtreben wir den Männern unſerer conſtituirenden National-Verſammlung dringend an's Herz legen möchten. Es iſt eine heilige Pflicht der Parteien, einander auf dem Wege zur Einigung ſo viel als möglich entgegen zu kommen, und beſonders da, wo ſich nicht um Aufgebung von Prinzipien, ſondern nur um leeren Wortkram und Formenweſen handelt. Kleinliche Tageseitelkeiten, eigenſinniges Beharren, Aufwallungen der Leidenſchaft müſſen aufgegeben und unterdrückt werden, wann das bedrängte Vaterland Rath und Hülfe von den Männern ſeiner Wahl erwartet und wo von Einigkeit und von Vaterlandsliebe ſo viel geſprochen wird. Die außerordentliche Theilnahme, welche dieſen Berathungen fortwährend zugewendet iſt, darf uns bei der Wichtigkeit des Gegenſtandes nicht wundern. Man hat es erkannt, daß hier zugleich eine Bildungsſchule für parlamentariſche Beredſamkeit eröffnet iſt, und wir gehen einer Zeit entgegen, in welcher wir der gereifteſten und kräftigen Volks- und Parlamentsredner noch oft und viel bedürfen werden.

Es mögen nun einige Andeutungen über die hervorragendſten Redner der Verſammlung folgen. Der Präſident derſelben iſt H. von Gagern. Eine hohe, imponirende Geſtalt, ein edler Geſichtsausdruck und ein Charakter von Würde bereiten den Eindruck dieſes hochgeſchätzten Mannes auf's günſtigſte vor. In ſeiner einfachen und ſchmuckloſen, aber ſtets gehaltvollen und gedrungenen Rede bekunden ſich eben ſo viel Kraft des Gedankens als Wärme des Herzens, eben ſo viel Ernſt als Milde eben ſo viel Entſchiedenheit als Verſöhnlichkeit; hierzu geſellen ſich jene Weihe und jene Innigkeit der Ueberzeugung, jene Beſonnenheit und Klarheit, die jeden Hörer feſſeln. Wie H. von Gagern das Vertrauen der Verſammlung beſitzt, ſo ſteht auch beim Volke ſein Name in vollſter Anerkennung; denn er iſt im beſten Sinne des Wortes ein Mann des Volkes und des gemäßigten Fortſchrittes, womöglich auf friedlichem Wege. — Der Vicepräſident von Soiron beſitzt viel Energie, welche ihn mitunter ſelbſt etwas zu weit fortreißt, und dabei eine in ſolchen Fällen wieder vermittelnde Bonhomie. Seiner ſüddeutſchen Derbheit mag man gerne etwas zu gut halten. Er hat übrigens viel parlamentariſche Gewandtheit und eine nicht leicht zu erſchütternde Geiſtesgegenwart. Im Prinzipienkampfe dürfte ihm vielleicht die nöthige Tiefe der Begründung abgehen. Sein helltönendes, durchgreifendes Sprachorgan und die Präciſion ſeines Ausdruckes kommen ihm bei der Leitung der Discuſſion ſehr zu ſtatten. — Profeſſor Welcker iſt dem deutſchen Volke durch ſeine langjährige Wirkſamkeit als Gelehrter, Schriftſteller und Abgeordneter genugſam bekannt. In früheren Jahren mehr der äußerſten Oppoſitionspartei angehörend, hat er jetzt, gleich manchen Andern, einen ruhigeren Standpunkt angenommen, was wir ihm nicht zum Vorwurf machen wollen, obwohl es uns oft unangenehm berührt, wenn er allzu viel von dem guten Einvernehmen mit den Fürſten und von der nothwendigen Aufrechthaltung ihrer Souverainetät und Würde ſpricht. Sein Vortrag iſt ſtets lebendig, häufig zu ungeſtüm; er ſpricht gründlich und erſchöpfend, häufig etwas breit und dann an das Katheder erinnernd; er hat in ſeinen Reden ausgezeichnete Momente, und beſonders da, wo er ſich auf dem hiſtoriſchen und ſtaatsrechtlichen Boden bewegt, aber auch manche, denen mehr Gedrungenheit und weniger rhetoriſches Beiwerk zu wünſchen wären. — Robert Blum iſt der hervorragendſte Redner der Oppoſition, und beſitzt in der That ungewöhnliche Befähigung. Er iſt ſeines Gegenſtandes unter allen Dingen vollkommen Meiſter, und weiß allen unnöthigen Wortkram fern zu halten. Seine Rede greift um ſo tiefer ein, als ſie immer ruhig, klar und beſonnen bleibt, als ſie meiſt objectiv und in konſequenter logiſcher Schärfe gehalten iſt. Ohne irgend ein Ueberbieten oder Ueberſtürzen, ohne irgend eine unweſentliche Abſchweifung, ohne rhetoriſchen Pathos entwickelt er im ſtets klaren und ſichern Fluß der Gedanken eine ungemein bewältigende Kraft der Ueberzeugung. Die Ruhe dieſes Mannes iſt mächtiger, als die leidenſchaftliche Aufwallung Anderer; doch fehlt ihm auch, wo es gilt, der nöthige Aufſchwung nicht, und in ſolchen Fällen iſt er den Gegnern furchtbar. Die Sympathieen des Auditoriums ſind ihm um ſo mehr zugewendet, als er ein mächtiger Träger jener Beſtrebungen, Wünſche und Hoffnungen iſt, welche die Gegenwart bewegen, und als er ſtets für die Ideen der Freiheit und des Fortſchrittes in die Schranken tritt, ohne den Uebergriffen der Anarchie und der Wühlerei das Wort zu reden. — Raveaux iſt in ſeinen Anſichten gemäßigter und vermittelnder und gehört mehr zum linken Centrum. Es iſt vielleicht kein Redner in der Verſammlung, welcher den Ausdruck der wahren, innerſten Ueberzeugung Deſſen, was er ſagt, ſo für ſich hätte, wie dieſer. Bei ihm iſt Alles unmittelbar, er

Digitized by Google

ſpricht ſo einfach und ſchmucklos, ſo herzlich, wir möchten ſagen, mitunter ſo kindlich anſpruchslos, und dabei ſind die äußern Formen ſeiner Rede ſo mild und verſöhnlich, daß er ergreift und rührt. Ohne den Ernſt des Princips je aufzugeben, iſt er ein ſo tiefgemüthlicher Mann des Friedens, daß man ihm nicht anders wie einem lieben Freunde in's treue Auge blicken und ihm die Hand zum brüderlichen Gruße reichen möchte. Raveaux hat wahrhaft ergreifende Momente. Wir erinnern uns an den, wo er die Verſammlung zur Erwiederung des Friedens- und Freundesgrußes an die franzöſiſche Nationalverſammlung in tief empfundener Rede und in einer Weiſe aufforderte, die alle Herzen höher ſchlagen und manches Auge ſelbſt ergrauter Männer überfließen machte. Hätte die Republik ſolcher Männer mehrere, dann würde man vielleicht keinen Reichsverweſer gewählt haben. — Vogt aus Gießen gehört zu den Rednern der Agitation, und vor dieſen muß man immerhin Achtung haben, wenn man auch anderer Meinung iſt, als ſie; denn ſie bringen Friſche und Bewegung in die oft dumpfe und ſtockende Parlamentsluft, während ſie draußen vor dem Volke daſſelbe verhindern, in die alte Gleichgültigkeit und Schlaffheit zu verſinken. Vogt iſt kein Mann, der ſich in verſöhnenden Worten gefällt, im Gegentheil wählt er ſehr ſcharfe und tief einſchneidende; ſein Vortrag hat viel bitteren Sarkasmus und mitunter weit getriebene Schonungsloſigkeit. Klarheit des Ausdrucks und ein ſehr geordneter Gedankengang machen ſeinen Vortrag populär. In ihm beſitzt die äußerſte Linke einen wackern Kämpfer. In der Sitzung vom 27. Juni hat er geſagt: „Man müſſe ſich in Allem, was beſchloſſen werde, der Mehrheit unterwerfen, aber dies ſchließe den Widerſtand nicht aus, der nothwendig ſey, um das Prinzip zur Anerkennung zu bringen. Ohne ſolche Agitation würde England keine Reformbill, kein Korngeſetz, keine Katholiken-Emancipation haben. Auch die linke Seite gedenke, wenn ſie unterliege, durch Volksverſammlungen und Rieſenpetitionen darauf hinzuarbeiten, daß eine künftige Verſammlung anders beſchließe; ſie werde aber nicht die Nationalverſammlung verdächtigen, noch dazu auffordern, daß man Unrechtes an ihr begehe." Solche Aeußerungen halten wir für nicht ſo gefährlich, wie ſie Manchem ſcheinen dürften. Volksverſammlungen, Petitionen und Demonſtrationen aller Art gehören nun ein Mal dahin, wo das öffentliche Leben erwacht iſt, und wenn ſie auch ihre Kehrſeite haben, ſo iſt dies nicht zu ändern. Die Männer aber, welche bei dergleichen Veranlaſſungen das Volk agitiren, mögen dieſe Aufregungen ja nicht zu weit treiben, und die Flammen nicht zu ſehr ſchüren. Es iſt leicht, die Maſſen aufzureizen, aber ſchwer, ſie zu beruhigen und zu zügeln. Die neu errungene Freiheit iſt wie ein junger Wein, der leicht berauſcht, und den man den Leuten nicht im Uebermaß vorſetzen darf.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XII.

28. Juni.

Ich laſſe hierbei noch einige Details über die Vorgänge der kaum beendigten Inſurrection folgen; es ſind Züge heroiſcher Tapferkeit neben der erbärmlichſten Grauſamkeit, Großmuth neben Niederträchtigkeit.

Der Capitain Loverdo, Adjutant des Generals Damesme, fiel in die Hände der Inſurgenten; die Anführer der Aufwiegler wollten ihn zwingen, ſich an die Spitze zu ſtellen; er verweigert es. Man macht Anſtalten, ihn zu erſchießen; einer der Anführer widerſetzt ſich mit den Worten: „Ich war ſelbſt Soldat und werde es nicht zugeben, daß man einen bewaffneten Offizier tödtet." Es gelingt dem Anführer, den Capitain Loverdo zu retten; er begleitet ihn ſelbſt bis in's Hauptquartier des Generals Damesme. Der Capitain erzählt das edle Benehmen dieſes Mannes; man umringt denſelben, ergießt ſich in Lobeserhebungen. Nach einigen Augenblicken verläßt er das Hauptquartier mit den Worten: „Meine Herren, Sie ſind bei Ihrer Arbeit, laſſen Sie mich zur meinigen eilen!" Er entfernt ſich; einige Minuten darauf beginnt ein fürchterlicher Kampf.

An der Barrière Poiſſonnière ſteht ein kleiner Junge, Namens Albouze; er ſieht ſeinen Vater mitten unter den Nationalgardiſten, die eben den Sturm beginnen wollen. Er läuft auf ihn zu, der Sturm beginnt. Der Kleine kann die Reihen nicht verlaſſen, der Vater ſchließt ihn in ſeine Arme, eine Kugel trifft letzteren an der Schläfe; der Vater iſt gerettet! Schreckliche Rettung; der Sohn iſt todt!

Im Faubourg du Temple wurde ein junger Mann ſchwer verletzt; man trägt ihn in das Theatre hiſtorique, welches eine Zufluchtsſtätte für Verwundete bildete. Er trägt eine Blouſe, ſchlechte Hoſen, aber ein Hemd vom feinſten Stoffe. Man fragt nach ſeinem Namen, er antwortet nicht, verlangt Papier und Tinte und nach einer großen Anſtrengung gelingt es ihm, einige Buchſtaben zu ſchreiben. Er verliert ſeine Sinne, man eilt herbei, auf dem Papier ſteht: de Polignac.

Im Faubourg du Temple ſtand eine Frau hinter den Barricaden; ſie ſchnitt den eingebrachten Gefangenen die Köpfe ab.

Am Pantheon hat man einen Theil der Garde mobile, der in die Hände der Inſurgenten fiel, mit ſiedendem Pech getödtet. Man fand Einen, dem Hände, Füße und die Naſe fehlten; man wollte einige verbrennen.

Die Garde mobile, die ſo fürchterlich decimirt wurde, hat Beweiſe einer bewundernswürdigen Tapferkeit gegeben; das 7. Bataillon, aus 700 Mann beſtehend, hat 500 verloren, das 19. hat an der Rue St. Jacques noch einen empfindlicheren Verluſt erlitten, das 16. hat ſeinen Commandanten verloren.

Man hat 10 bis 12 der Garde mobile in die Aſſemblée nationale gebracht, um ſie dem General Cavaignac und dem Präſidenten Senard vorzuſtellen. Der Jüngſte unter denſelben, André Charles Debrat, 16 Jahre alt, mußte im Hofe zurückbleiben wegen eines plötzlichen Unwohlſeyns. Man ſagte dieſes dem Präſidenten, der im Augenblick gerade nicht im Fauteuil war; er läßt ſich zu dem tapfern Jungen führen, welcher 5 Flinten und 5 Fahnen erobert hatte. „Weil du nicht zum Präſidenten kommen kannſt, begibt ſich der Präſident zu dir", ſagte Hr. Senard zu dem Knaben, ihn herzlich umarmend.

Einer dieſer Kämpfer, welcher tauſend Gewehre ihm zu Ehren präſentiren ſah, ſtürzte im Taumel der Freude faſt ohnmächtig nieder.

In der Rue St. Jacques wurde ein Capitain des 7. Linien-Regiments von einem Commiſſionär meuchlings ermordet. Einige Soldaten, die dazukamen, erſchoſſen auf der Stelle den Commiſſionär.

Am Platz de la Concorde hat eine Frau durch das Gitter der Aſſemblée nationale auf einen Soldaten geſchoſſen.

Vom 22. Bataillon der Nationalgarde wurden $^2/_3$ verwundet.

(Schluß folgt.)

Emil Girardin.

□* (Aus Frankreich, 29. Juni.) Nachdem die überreife Königsbirne abgefallen, kommt die Reihe an die faulen Holzbirnen. Man kennt inner- und außerhalb Frankreichs das Verhält-

Digitized by Google

niß des Exkönigs Louis Philippe zu dem nunmehrigen Exredakteur Emil Girardin. Die Dynaſtie Orleans hat dieſes natürliche und figürliche Findelkind an ihren Brüſten großgeſäugt. Der alte Philippe entdeckte in dem jungen Emil das hervorragende Talent unbedingter Verkäuflichkeit; eine ſolche Seele hatte er ſich gewünſcht ſeit Langem. Dem König machte die Adoption des Zeitungsſchreibers viel zu ſchaffen; er mußte den Makel außerehlichen Geburt von ihm nehmen, ihm durch das Capital zu einem Journal eine geſicherte Exiſtenz gründen, den Widerwillen der Hofleute und Miniſter gegen die Keckheit und den üblen bürgerlichen Ruf des Emporkömmlings überwinden, demſelben endlich durch eine nicht unbedeutende Beſtechungsſumme an deſſen Wähler die Thüre in die Deputirtenkammer öffnen. Für dieſes Alles blieb der geadelte Proletarier nicht undankbar. Er war der heimliche Spion und öffentliche Lobredner ſeines Königs; er diente deſſen Intereſſen in jeder andern Weiſe, ja er wagte das Leben für ihn, als er ſich mit dem tapfern und waffengeübten Republikaner Armand Carrel, dem gefürchtetſten Gegner des Königthums, in ein Duell einließ. Man ſieht hieraus, daß die gegenſeitigen Leiſtungen des Freundſchaftsbündniſſes ſo ziemlich gleich waren; allein der Journaliſt, welcher das gewagte Leben etwas über den reellen Werth anſchlug, glaubte zuletzt, im Vorſchuß zu ſeyn, und machte an den königlichen Banquier nachträgliche Forderungen, die der haushältiſche Greis übertrieben fand. „Ingratis servire nefas", dachte Girardin; er wollte zeigen, daß die Honigbiene auch einen Stachel habe, ging ſofort zur Oppoſition über und verrieth den ganzen Beſtechungshandel des Miniſters Teſte und Conſorten. Die böſe Welt ſagte damals, der Redakteur der Preſſe habe an den bewußten Geldern Theil haben wollen, er ſey aber zu ſpät gekommen, wie der arme Poet bei der Theilung der Erde, und mit etwas Wenigem ſtelle ſich das weite Herz dieſes Aemilius nicht zufrieden. Hinc illae lacrymae. Item, der Abfall des begehrlichen Pflegeſohns vom geizigen Vater und die damit zuſammenhängende Enthüllung der miniſterialen Corruption darf als erſter Anfang des Sturzes der Dynaſtie betrachtet werden. Während der Februarrevolution ſpielte Girardin, um ſich wichtig, nützlich und möglich zu machen, den beſorgten Hiobsboten zwiſchen den Barrikaden und den Tuilerien, wobei ſeine und ſeiner politiſchen Glaubensgenoſſen Pläne von der plötzlich auftauchenden Republik überfluthet wurden. Das republikaniſche Gouvernement bedankte ſich vor den Blattern der Monarchie; die Candidatur für die Nationalverſammlung fiel in's Waſſer; der Redakteur der Preſſe wurde höchſt unzufrieden mit den neuen Dingen und den neuen Menſchen. Wir laſſen nun den wahrſcheinlich durch einen Departemental Deputirten unterrichteten Spectateur sur Saône ſprechen: „Alte Liebe roſtet nicht. Von dem Landhaus des Grafen Neuilly bis zum Redaktionslokale der Pariſer „Preſſe" iſt nicht gar weit. Die Reaction hat ſich über die Perſon eines proviſoriſchen Prätendenten geeinigt; Napoleon der Zweite muß auch ſeinen proviſoriſchen Premier haben. In Emil von Girardin findet ſich ruſſiſches, engliſches, orleaniſtiſches und napoleoniſtiſches Element in glücklicher Harmonie. Er hat allen dieſen Intereſſen mit ſeiner Preſſe gedient. Noch ein Grund mehr: er kann durch die Emeute nur ſteigen, nicht mehr tiefer fallen. Dann kann die reactionäre Coalition nicht all ihr Geld auf einmal dem leichtſinnigen Burſchen Louis anvertrauen; man muß einen Ober-Banquier oder Kriegszahlmeiſter aufſtellen; auch dabei iſt der Eigenthümer der Preſſe gut zu gebrauchen. Und nun der Moment, der glückliche Moment! Dieſe ſchlagfertige Armee von 30,000 Armen, dieſe Wortführer, ſo zugänglich dem Neid oder Haß, dem Gold oder falſchen Ehrgeiz, die Beſten darunter durch Eingehen in ihre ſchwärmeriſchen Ideen zum höchſten Grad des Heroismus zu bringen! Wenn ſich jetzt auch noch ein großes conſervatives Journal auf deren Seite ſchlüge! . . . „Wir hoffen" — ſchließt der Spektateur ſeine Betrachtungen — „daß der nunmehrige definitive Chef d'Etat Cavaignac ohne Rückſicht den Gerichten die Belege zuſtellen wird, welche zur Beurtheilung eines äußerſt gefährlichen Intriguants dienen können. Wir wiſſen nicht, ob die Schuld bethörter Arbeiter, ausgehungerter Hausarmen, verzweifelter Sträflinge und ungezogener Gamins die Berathung eines Exportationsgeſetzes rechtfertigt!"

Turneriſches Volksfeſt auf dem Feldberg.

Das Volksfeſt auf dem Feldberge, ſeit vier Jahren durch die herrlichſte Witterung begünſtigt, iſt heuer durch Sturm und Unwetter unmöglich gemacht worden. Schon Tags zuvor, am 1. Juli, hatten bedeutende Regengüſſe zahlreiche Freunde deſſelben, beſonders aus entfernteren Orten, von dem Zuge auf den Feldberg abgeſchreckt. Am 2. Juli ſelbſt früh Morgens lagen ſo ſchwere Wolken auf dem Taunus und der Wind blies dabei ſo ſcharf aus Norden, daß die in Reifenberg verſammelten Mitglieder des Feſtausſchuſſes zu ihrem großen Bedauern zu dem Beſchluſſe gedrungen wurden, die Abhaltung des turneriſchen Volksfeſtes zu verſchieben und den 16. Juli in dem Falle dazu zu beſtimmen, wenn nicht etwa heftige Regengüſſe am Nachmittag und Abend des 15. Juli eine abermalige Verſchiebung nothwendig machen ſollten. — So wie aber jedes Schlimme auch wieder ſein Gutes mit ſich führt, ſo auch hier. Während nämlich am 2. Juli viele Turner aus Hanau und der Umgegend wegen des dortigen Turntages an der Theilnahme am Feſte verhindert waren, fällt dieſer Abhaltungsgrund am 16. Juli weg, wo man denn auch ſicher auf die Anweſenheit des alten Jahn wird rechnen können. Eben ſo konnte es nur Wenigen noch bekannt gemacht werden, daß der Feſtausſchuß zum 2. Juli Vorkehrungen zu einem Sternſchießen auf dem Feldberge getroffen habe. Die Theilnahme der Schützen daran würde verhältnißmäßig eine nur geringe geweſen ſeyn, während ſich jetzt, da dieſe Sache in weiteren Kreiſen bekannt werden wird, gewiß ſehr viele Schützen einfinden werden, um ihre Kunſtfertigkeit öffentlich zu zeigen.

Es waren übrigens trotz der ungünſtigen Witterung zahlreiche Schaaren rüſtiger Männer und ſelbſt viele Vertreterinnen des zärteren Geſchlechts aus Stadt und Land am 2. Juli auf dem Berge erſchienen. Da ſich das Wetter gegen Mittag aufhellte, ſo hatten dieſe wenigſtens den Genuß einer überaus günſtigen Ausſicht, wie ſie ſich nur nach vorhergegangenem Regen ſo rein zu zeigen pflegt. Die Verſchiebung des Feſtes war aber einmal beſchloſſen und ſo ſchied man denn in der Hoffnung, ſich am 16. Juli bei günſtigerer milderer Witterung wieder zu ſehen.

A. Ravenſtein.

Mainwaſſer-Wärme: Am 4. Juli, Morgens 8 Uhr: 14 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 4. Juli. Der Freiſchütz, Oper in 4 Abth., Muſik von C. M. von Weber. (Gaſtrolle) Caſpar: Hr. Cremens, vom Stadttheater zu Köln.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 185. Donnerſtag, den 6. Juli 1848.

Das Spiegelbild.

Novelle von J. Märzroth.

(Fortſetzung.)

Mittermann wartete nicht ab, bis es dem Nüchternen gelungen war, den ſich lange Widerſträubenden wieder weiter zu bringen, ſondern, raſch auf die andere Seite hinüberſpringend, ſchlich er wie eine Katze im Schatten der Häuſer bis in die Nähe des Wurmſer'ſchen Hauſes, wo er, in einer Mauerniſche verborgen, ganz gut auf das Pförtchen blicken konnte, das der Eine der beiden nächtlichen Wanderer bezeichnet hatte.

Das Pförtchen, ſonſt immer, auch am Tage, verſchloſſen, war wirklich geöffnet, aber keine Menſchengeſtalt war dort zu bemerken. Schon wollte Mittermann aus der Niſche hervortreten, da regte ſich drüben etwas, und aus dem Pförtchen kam eine männliche Geſtalt zum Vorſcheine, welche unruhig nach dem entgegengeſetzten Ende der Straße blickte, woſelbſt Mittermann nun auch die Umriſſe der von dem Trunkenen beobachteten Kutſche zu bemerken glaubte.

Als Mittermann wieder auf den Mann am Pförtchen ſeinen Blick hinüberwarf, da fiel gerade ein Lichtſtrahl aus dem Fenſter des gegenüberſtehenden Hauſes auf das Geſicht des von Mittermann Beobachteten.

„Bei Gott! das iſt Karl Walter!" dachte er, und wieder war die Geſtalt in das Pförtchen hineingegangen.

Ungeduldig harrte Mittermann in ſeinem Verſtecke.

Bald wurde leiſes Geflüſter vernehmbar, wieder trat jener Mann, den Friedrich für Karln hielt, der aber, wie die Leſer wohl errathen konnten, Theobald war, aus dem Hauſe eine verſchleierte Frauengeſtalt am Arme führend, und von einer dritten Perſon, in welcher wir Klara erkennen, gefolgt.

Nachdem ſich dieſe drei Perſonen ängſtlich ringsum geſehen hatten, eilten ſie raſch, die eine Dame faſt von dem Manne getragen, nach jener Stelle, auf welcher die Kutſche ſtand.

Als ſie dort im Dunkel verſchwanden, beugte ſich Mittermann aus der Mauerniſche heraus, und neigte lauſchend ſein Ohr nach jener Richtung hin.

Das Raſſeln eines Wagens überzeugte ihn, daß die drei Perſonen, welche aus dem Wurmſer'ſchen Hauſe gekommen waren, nun das Weite ſuchten.

„Karl Walter war es!" ſagte Mittermann, in die Mitte der Straße tretend. „Und es unterliegt keinem Zweifel, daß Wurmſer's Hedwig mit ihm die Flucht ergriffen!"

Ein höhniſches Lächeln umſpielte ſeinen Mund.

„Ich könnte jetzt Thomas Wurmſer aus dem Schlafe rütteln," fuhr er nach einer Pauſe zu ſich ſelbſt fort, „ich könnte ihm ſagen, daß ſein geliebtes Töchterlein mit dem lüderlichen Karl Walter entflohen ſey, o, ich könnte mich jetzt weiden an dem Schmerze und Schrecken, der Wurmſer bei dieſer Nachricht befiele! — Aber nein, ſie ſollen fliehen, ſollen in Sicherheit gelangen, und um ſo gewiſſer fällt dann Wurmſer der Verzweiflung anheim, die ich ihm, ach, ſo vom Herzen gönne! — Habe Wort gehalten," wandte er ſich nun zu den Fenſtern von Wurmſer's Schlafgemach, „habe getreulich Wort gehalten, habe Dir jetzt bereitwillig geſchadet, weil ich es unterließ, Dir jetzt, wie ich gekonnt hätte, zu nützen!"

Unheimlich tönten die halb unterdrückten Laute von Mittermann's Rede durch die lautloſe Stille, welche ſich nun, nach dem Verhallen des fernen Wagenrollens wieder in den Straßen gelagert hatte, und Mittermann ſelbſt fühlte ein leiſes Schauern durch ſeine Glieder rieſeln.

Er ſchritt nun langſam weiter, aber, wie er an das Pförtchen in Wurmſer's Hauſe kam, da blieb er plötzlich, wie von unſichtbarer Gewalt gehalten, wieder ſtehen. Das Pförtchen war noch immer offen, und ſtarr wühlte Friedrich ſeine Blicke in das Dunkel hinein, das ihm aus dem Innern des Hauſes geſpenſtiſch entgegen gähnte.

Ein ſchwerer Gedanke mochte ſich in ſeinem Gehirne niedergeſenkt haben, denn mit beiden Händen griff Friedrich an die Stirne, die er wie im Schmerze drückte

„Und warum nicht?" ſprach er endlich leiſe, als er einen Augenblick in dieſer Situation verharrt hatte. Gleich darauf ſetzte er ſeinen Fuß auf die Thürſchwelle.

Wieder zögerte er, blickte wie träumend in die Nacht hinaus, dann — verſchwand er raſch in dem Pförtchen. —

Leiſe, aber ſicher tappte Friedrich, der alle Wege und Gänge in Wurmſer's Hauſe kannte, im Dunkel an den Wänden fort, bis er endlich zu einer Holztreppe kam, welche, wie er wußte, von rückwärts zum Hauptgange führte, in welchem Wurmſer's Wohnung lag. Nachdem er, ohne ein Geräuſch verurſacht zu haben, oben angelangt war, ſah er einen Lichtſchein aus einer halb offen gelaſſenen Thüre, welche zu Hedwig's Gemach ging.

Leiſe öffnete er dieſelbe, und konnte, da eine dem Verlöſchen nahe Lampe darin auf dem Tiſche ſtand, Alles, was im Zimmer befindlich war, ſehen. Hedwig's Bett war unberührt, und auf dem Tiſche daneben lagen, wie zur Schau ausgelegt, Hedwig's Geſchmeide, die lockend zu Mittermann herüberblitzten.

Er machte einen tiefen Athemzug, dann trat er in's Gemach, und wie es ſchien, gerade auf den glänzenden, ſchimmernden Schmuck zu. Als aber Friedrich's Blick auf eine Tapetenthüre fiel, welche, wie ihm wohlbekannt war, direkt mit Wurmſer's Comptoir in Verbindung ſtand, blieb er betroffen auf ſeinem Platze.

Unruhig ſah er ſich im Gemache um, und als er auf der rechten Seite deſſelben noch eine dritte geöffnete Thüre, und zwar zu dem Zimmer, in welchem die alte Wurmſer ſchlief, be-

Digitized by Google

merkte, beſann er ſich einen Moment, und ſchloß dann kühn, aber ſo behutſam als möglich dieſelbe zu. —

In einem Nu befand er ſich bei der Comptoirthüre. —

Es war ihm hier, als pochten alle Pulſe in ihm, ſo lärmend laut, daß ſie das ganze Haus zu erwecken vermochten. Haſtig, als wäre man ihm ſchon auf der Ferſe, drückte er an der Thürklinke, und — zufällig mochte Wurmſer heute den Schlüſſel umzudrehen vergeſſen haben — die Thüre ging ſo leicht auf, daß Friedrich darüber beinahe erſchrak. —

Nun in das Comptoir und auf die Kaſſe zuſtürzen, — den Schlüſſel dazu aus einem ihm bekannten Fache herausheben, — die Kaſſe öffnen, daraus eine mit Banknoten gefüllte Taſche nehmen, und — dann mit dem Raube verwirrt, und nicht ohne Geräuſch, das aber Niemand hörte, den Rückzug nehmen, dies ging Alles innerhalb weniger Minuten vor ſich, und bald befand ſich der Verbrecher auf der Straße.

Gleich darauf ſchallten die Schritte eines wie gejagt Dahinlaufenden, und wieder herrſchte, als wäre unter dem Mantel der Nacht gar nichts Beſonderes vorgefallen, die frühere gleichgültige Stille. — — — —

Als ſich am folgenden Tage die Nachricht von dem Doppelſchlage, der Wurmſern getroffen, nämlich dem Kaſſendiebſtahl und Hedwig's Flucht, in der Stadt verbreitete, meldete ſich auch, um über die Sache doch einiges Licht zu geben, jener der beiden nächtlichen Wanderer, welcher, wie wir wiſſen, an Wurmſer's Hauſe Karl Walter bemerkt und erkannt zu haben glaubte, und theilte dies dem alten Manne mit ſchonenden Worten mit.

(Fortſetzung folgt.)

Redner der Paulskirche in Frankfurt a. M.

(Schluß.)

Zu den Männern der Rechten zählt Fürſt Lichnowsky. In ſeiner Erſcheinung liegt der Ausdruck des Chevaleresken. In ſeinen Reden zeigt er viel Herausforderndes und einen nicht geringen Grad Selbſtvertrauen; er ſcheint ſeine Meinung für ziemlich unfehlbar zu halten und macht kein Geheimniß aus ſeinen ariſtokratiſchen und monarchiſchen Prinzipien. „Wenn Gottes Fügung" — ſagt er — „alle vierunddreißig deutſchen Fürſtenhäuſer von der Erde verſchwinden ließe, würde das Volk neue erbliche Regenten wählen." So ſehr wir die Offenherzigkeit des Fürſten Lichnowsky ehren, und jeder Partei gerecht ſeyn wollen, ſo glauben wir doch, daß er in vorſtehender Behauptung in einem ſtarken Irrthum begriffen iſt. Sein Vortrag iſt friſch und lebendig, mitunter überſprudelnd und oft humoriſtiſch. Seinen warmen Eifer für Deutſchland's Einheit, Kräftigung und Größe dürfen wir nicht unbelobt laſſen. — Ein der äußeren Form nach wenig glänzender, weder durch Perſönlichkeit noch durch das Requiſit eines klangvollen Organes beſtechender Redner iſt der geh. Staatsrath von Wydenbrugk. Um ſo gediegener iſt der Kern ſeiner Rede, ſowie auch ſeine Anſichten als Staatsmann etwas gemäßigter geworden ſind. Er weiß ſeine Anſichten ungemein bündig, klar und überzeugend, ſowie auch in ſtets gut gewählten Redeformen zu entwickeln und die Sympathieen der Hörer für ſich zu gewinnen. — Mathy ſpricht für das Syſtem der Mäßigung und der Vermittlung zwiſchen den Regierungen und dem Volke; er iſt kein Freund von politiſchen Illuſionen und von unausführbaren Theorieen; er will den praktiſchen Weg eingehalten und die Ueberſtürzungen vermieden wiſſen. Sein Vortrag iſt ruhig, aber äußerſt klar, in allen Theilen bemeſſen, von ſeinem Gegenſtande nicht abſchweifend und immer ſehr begründet; er überraſcht und imponirt nicht, befriedigt und überzeugt dagegen. — Reh aus Darmſtadt hat, was die Vorträge der Logik und der Rhetorik betrifft, mit Mathy Aehnlichkeit, indem auch er Klarheit und Ruhe des Vortrags wohl zu einigen verſteht. In ihren politiſchen Anſichten gehen Beide auseinander und ſchließt ſich Reh den Beſtrebungen der Linken an, die er eben ſo erfolgreich als conſequent vertritt. Wenn Welcker ſich darin gefällt, ſo viel vom Vertrauen des Volks zu ſeinen Fürſten zu ſprechen, ſo iſt Reh hier anderer Anſicht, und wenn er ſagt: „Lange habe das Volk den Fürſten vertraut, ſie mögen einmal auch dem Volke vertrauen; lange habe dieſes ihnen Opfer gebracht, ſie mögen einmal auch Dpfer bringen", wer wollte ihm da nicht beiſtimmen? — Der ſehr gehaltvolle Vortrag des Abgeordneten Baſſermann bei Gelegenheit der wichtigen Verhandlungen über die proviſoriſche Centralgewalt zeigte uns in demſelben einen ſeines Rufes würdigen Redner. Wir ſtimmen ihm bei, wenn er die Anſicht ausſprach, daß eine vollſtreckende Gewalt ſo viel als möglich concentrirt ſeyn müſſe und daß ein Complex von Beamten um ſo ſchwerfälliger ſey, je zahlreicher er wäre. Zum Behuſe der Geſetzgebung mag das Prinzip recht vielſtimmiger Berathungen gelten, zum Behuf der Regierung iſt ein energiſcher und nicht durch Vielheit der Meinung zerſplitterter Wille nöthig. „Ein Haus, in welchem Deutſchland Kraſt und Einheit finde, ſey beſſer, als aller Prinzipienſtreit. Man habe gegenwärtig in Deutſchland nicht tabula rasa, ſondern gegebene Verhältniſſe; es gelte zu reformiren, nicht zu revolutioniren." Obwohl die Volksſouverainetät im Prinzip anerkennend, glaubte Baſſermann doch auf den möglichen Mißbrauch derſelben verweiſen zu dürfen, wobei er ſehr richtig bemerkte, daß Diejenigen, die vor dem Ueberſchlagen der Wellen warnten, mehr für die Freiheit thäten, als Jene, die die Volksſouverainetät immer im Munde führten. Obwohl es in unſern Tagen der Aufregung und der Parteikämpfe ſehr häufig zu geſchehen pflegt, daß Männer des beſonnenen Fortſchrittes und der Vermittelung verdächtigt werden, ſo iſt doch nicht in Abrede zu ſtellen, daß gegebene und nun einmal vorliegende Verhältniſſe den einſeitigen Conſequenzen eines Prinzips nicht aufgeopfert werden dürfen. Ideen bewegen ſich in weiter Sphäre, doch hart am Raume drängen ſich die Dinge. — Unter den jüngeren Rednern haben wir mit beſonderer Anerkennung auf Simon aus Trier hinzuweiſen. Sein Vortrag iſt ungemein belebt und anziehend, denn aus ihm ſpricht jene Wärme der für alles Schöne und Große begeiſterten Jugend. Er iſt Republikaner aus voller Ueberzeugung und liebt die Republik, weil er an ihre Humanität und an die Achtung, die ſie jedem Menſchenrechte zolle, glaubt. In den Annalen der Geſchichte ſucht er ſeine Belege und findet ſie; aber aus derſelben Quelle könnte man ihm andere von gleicher Bedeutung entgegenſtellen. Das Sündenregiſter der monarchiſchen Gewalthaber und Feinde der Freiheit iſt nicht größer, als das der republikaniſchen Dictatoren und Terroriſten. Wie ſelten die wahren Republikaner ſind und wie ſie namentlich bei uns, die wir zum Bewußtſeyn der Volksfreiheit erwachten, erſt herangebildet werden müſſen, wem ſollte dies unbekannt geblieben ſeyn? Darum nicht minder Ehre einem Manne, der, wie Simon, der Gegenwart um ein paar Dutzend Jahre vorauseilt und an eine Humanität glaubt, die dem Herzen wahr iſt, wenn auch der praktiſche Blick des Weltmannes an ihrer Ausbreitung noch zweifelt. — Es dürfte ſich Gelegenheit finden, die hier eröffneten Skizzen fortzuführen. Wie ſchon oben bemerkt, nehmen die Berathungen in der Paulskirche ein allſeitiges Intereſſe in Anſpruch und ſind eine Bildungsſchule für Alle, die im öffentlichen Leben wirkſam zu werden wünſchen. Dieſes tritt immer mehr in den Vordergrund. Nach dem alten Regiment gab es für das Volk nur verſchloſſene Thüren, nur unterirdiſche Gänge, nur geheimes Verfahren, und nur mit dem Faden der Ariadne konnte man ſich zurecht finden; das neue Geſetzbuch verlangt die res publica, nicht mehr die res privata, es will Oeffentlichkeit und Gleichheit, Licht und

Digitized by Google

Wahrheit, freie Bewegung und unbehinderte Entwickelung. Zu dieſem Behufe wird es hinfort des ſeither in Deutſchland nur wenig geübten Talentes der freien und kräftigen Rede bedürfen, und es möge darum die heranwachſende Jugend in den Hallen der St. Paulskirche eine Stätte der Belehrung und Erhebung finden. W.

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

(Schluß.)

Der General Damesme wurde in der Rue de l'Estrapade auf einer Barricade ſchwer verwundet; er ſtürzte, raffte ſich ſchnell mit ungeheurer Mühe wieder auf, ertheilte Befehle, rief: „Vive la République!“ und ermunterte die Truppen. Der tapfere General wurde ſodann in's Spital du Val de Grace gebracht.

Unter der 1. Legion der Nationalgarde bemerkte man einige der angeſehenſten Generale, die am 24. Februar in Ruheſtand verſetzt wurden, in einfacher Gardeuniform kämpfen, unter Anderen die Generale Gourgaud, Rulhières, Delarue, Saint Yon ꝛc.; Letzterer ſoll ſich beſonders an der Barrière Poiſſonnière ausgezeichnet haben. Der vorletzte Kriegsminiſter Louis Philipps kämpfte an der Seite eines ſchlichten Arbeiters.

Einige Hauptheldеn des Drama's wurden in ein Gefängniß der Rue de Tournon gebracht; ein Tambour-Major der 12. Legion, dem die Inſurgenten den Titel: „Barricadenprofeſſor“ gegeben, eine Frau, als Mann verkleidet, die es beſonders darauf abgeſehen hatte, die gefangenen Truppen zu verſtümmeln, ein Mann, der allein 22 Soldaten getödtet hat; ſeine Frau begleitete ihn mit einem kleinen Kinde.

Bei einem der Inſurgenten fand man folgendes Decret:

Art. 1. Alle Bürger, die mehr als 200 Fr. Steuer bezahlen, ſind auf zehn Jahre ihrer bürgerlichen und politiſchen Rechte beraubt.

Art. 2. Alle Güter derjenigen Bürger, welche ſeit 1815 öffentliche Anſtellungen hatten, ſind confiscirt.

Art. 3. Die Conſtitution von 1793 wird wieder hergeſtellt.

Art. 4. Die Armee iſt aufgelöſt.

Man hat viele Leute im Augenblick arretirt, wo ſie in den Straßen Geld vertheilten; auf der Mairie des 5. Arrondiſſements allein ſind Frcs. 35,000 deponirt, die man weggenommen; Leute ohne Schuh und Strümpfe hatten 25, 50, 100 Frcs. und mehr in der Taſche; ein Anderer hatte ſogar Frcs. 2400. Ein forçat libéré, einen Augenblick vorher, ehe er erſchoſſen wurde, rief: Mein Gott, ſterben für 10 Frcs.“

Am Carrouſel wurde durch ein unglückſeliges Mißverſtändniß ein großes Unheil herbeigeführt. Ein Bataillon der Garde nationale von Orleans escortirte 200 Inſurgenten nach dem Luxembourg; die Gefangenen waren nicht geknebelt. Am Carrouſel machten ſie einen Verſuch zu entweichen; die Nationalgarde feuerte auf ſie. Die Nationalgardiſten, im Tuilerienhof campirend, glaubten, das Feuern gelte ihnen; ſie ſchießen ihrerſeits auf ihre Freunde, von denen ſie ſich verrathen glaubten. Die Gefangenen benutzten die allgemeine Verwirrung; das Mißverſtändniß klärte ſich ſchnell auf, leider jedoch wurden 27 Nationalgardiſten von ihren eigenen Brüdern verwundet, von denen 15 ſtarben. Von den ſich freigemachten Inſurgenten wurden 53 erſchoſſen, der Reſt wieder gefangen.

In mehreren Häuſern der Rue du Faubourg Poiſſonnière zählt man fünf Todte unter den waffenfähigen Bewohnern.

Die Compagnie der Rue de la Paix hat 7 Todte und 10 Verwundete.

Der General Bourbon iſt ebenfalls verwundet, eben ſo General Renault.

Fünf Offiziere der Garde mobile wurden von einem Manne enthauptet, der Frauenkleider trug; auf der Hauptbarricade des Faubourg St. Antoine hatte man einen Garde républicaine, den man eben getödtet hat, als Panier aufgepflanzt. Einem Dragoner ſchnitt man ein Bein ab und ſetzte ihn wieder auf's Pferd.

Ein junger Soldat aus der Garde mobile wurde verwundet; er erhielt den Orden der Ehrenlegion. Während der Militärarzt ihn verband, ſchrieb er folgende Zeilen an ſeine Mutter:

„Liebe Mutter!“

Wirſt du die glückliche Nachricht glauben, nachdem du mich für einen ſchlechten Soldaten gehalten? Nun! ſo vernimm denn, ich habe heute aus der Hand des Generals Cavaignac die Ehrenlegion erhalten, weil ich dem Feinde eine Fahne von der Barricade am Faubourg St. Denis weggenommen habe. Der brave Camerad, der dieſen Brief bringt, iſt beauftragt, dich zu umarmen für mich, in Erwartung, daß ich es bald ſelbſt thun kann, oder daß dir die Nachricht zukömmt, ohne Sohn mehr zu ſeyn; ich rechne darauf, dich morgen zu ſehen, vielleicht heute ſchon, aber wir haben noch Arbeiten zu verrichten, die nützlich ſind. Was meine Wunde betrifft, ſo habe ich nur das Knie ein bischen zerſchmettert, aber es iſt ſo unbedeutend, daß ich zögerte, dir es mitzutheilen.

Ich umarme dich von ganzem Herzen und hoffe bald mit dir ſpazieren zu gehen und dich von der ganzen Stadt reſpectiren zu laſſen; denn ich glaube, daß es Ehre für dich und mich ſeyn wird, wenn man mir Ehren bezeugt, wie ſie nur einem alten Soldaten Afrika's gebühren.

Dein treuer Sohn

Amedée Lecornu,

„Chevalier de la Legion d'honneur.“

Im Getümmel dieſer Scenen tapferer Soldaten und erbärmlicher Miſſethäter denke man ſich nun den ehrwürdigen Erzbiſchof von Paris, ſtatt Kriegsgeſchrei Worte der Verſöhnung auf den Lippen, ſtatt einer Flinte ein einfaches Kreuz, auf der Höhe einer Barricade tödtlich niederſinken; nicht allein Generale, Offiziere, Soldaten, Bürger, auch ein Prieſter, ein Erzbiſchof, iſt gefallen, mit einem Ruhm gefallen, den ſelbſt Voltaire verherrlichen würde; die franzöſiſche Geſchichte iſt reich an Epiſoden, an Begebenheiten, die nur von Jeſuiten oder Fanatikern gutgeheißen werden, der 25. Juni 1848 iſt ein großer Tag für die Geiſtlichkeit; der ruhmvolle Tod des Erzbiſchofs von Paris, ſein wahrhaft edles, wahrhaft religiöſes Benehmen wird Epoche in der Geſchichte machen.

Sylveſter Jordan's neueſte Schrift.

Sylveſter Jordan, den man in neueſter Zeit, insbeſondere ſeitdem der 4. Mai das vielbeſprochene Bundes-Separat-Protokoll brachte, zu den „Abgenutzten“ zu rechnen ſich mannichfach bemühte, und den Viele, die ihm noch kurz vorher Hoſianna zujauchzten, nunmehr ein Kreuzige zuriefen, — S. Jordan hat in einem ſo eben erſchienenen Buche ſeine alte Brauchbarkeit und Tüchtigkeit ſtillſchweigend durch eine ſchlagende That — nämlich ein neues Buch — bewieſen. Dies Buch führt den Titel: „P. Geſpräche über Staat und Kirche, aufgezeichnet von J. Steverleys und herausgegeben von Dr. Sylveſter Jordan. Frankfurt a. M. bei B. Meidinger.“ In Bezug auf jenes räthſelhafte P. erklärt ſich die Vorrede außer Stand, genau angeben zu können, ob es „Poetiſche, Populäre, Politiſche, Patriotiſche, Proteſtantiſche oder was ſonſt bedeuten ſolle“. Die ge-

Digitized by Google

wählte Form fordert durchgängig zu ſelbſtſtändigem Nachdenken und Prüfen auf, es dem Leſer überlaſſend, ſich ein Urtheil zu bilden, zwiſchen den Zeilen herauszuleſen oder ſcheinbare Räthſel beſtehen zu laſſen. Abgeſehen von der myſteriöſen Geſchichte, welche die Vorrede mittheilt, es ſey nämlich das Manuſcript: Aufzeichnungen von J. Steverleys als ein Weihnachtsgeſchenk für Prof. Jordan in Marburg im December 1847 anonym abgegeben worden, fühlt ſich der Leſer in einer fortwährenden Spannung und wird je weiter, je mehr wißbegierig aufgeregt, und zwar einestheils durch die pikante, bald humoriſtiſche, bald ſatyriſche, bald wieder ernſte und belehrende Darſtellung im Einzelnen, anderntheils dadurch, daß, gleichwie in einem Drama Perſonen von verſchiedenen Grundſätzen neben einander in folgerechter Weiſe verkehren, ihre Anſichten zu begründen und anzuwenden verſuchen, es hier verſchiedene Genoſſen einer ſich unterhaltenden Geſellſchaft ſind, von denen jeder Einzelne ſeine Grundſätze in Geltung zu ſetzen ſich bemüht. Active Theilnehmer an den Gegenſtänden der Unterhaltung ſind vorzüglich Dr. Dorina, eben ſo reich ausgerüſtet mit gediegenen Kenntniſſen aus dem Staats- und Völkerleben, aus den Gebieten der reinen Idee und ihrer praktiſchen Anwendung, wie dieſelben harmoniſch verbunden und klar abgerundet ſind, und während dem der Gerichtsaſſeſſor Kohl, ein tüchtiger und eifriger Vertreter der neueſten Vernunftwiſſenſchaft, mehr oder weniger in und bei ſeinen Theorien verweilt, belebt und verwendet ſie Dorina unter käftiger Unterſtützung und ſorgfältigen Ergänzungen ſeines Doppelgängers Steverley bald als Bauſteine zur Grundlage, oder Säulen und Stützen eines ganzen vollendeten Gebäudes; ſodann zwei Advokaten, Schlau und Schlicht; der penſionirte Major von Scheide; der Kammerherr Baron von Schmiegen (jetzt Landgutbeſitzer); Pfarrer Wurmer, erſter proteſtantiſcher Prediger der Stadt; der benachbarte katholiſche Pfarrer Grau; der Kaufmann Schrapp; der Baumeiſter Maaß und der Bäckermeiſter Tapp, jetzt bloßer Kapitaliſt.

Jeder derſelben repräſentirt in ſeinem Standeskleide eine der in jetziger Zeit gangbaren Auffaſſungen der politiſchen und kirchlichen Dinge; er genießt ungeſchmälert und parteilos das Recht der Begründung und Beweisführung, ſo daß die verſchiedenſten Principien mit überraſchender Treue und Reichhaltigkeit der Folgerungen fein geſchieden hervortreten, unterdeß die Perſonen als äußerliche Träger derſelben im Hintergrunde bleiben.

Anſtatt den reichen Inhalt der „ſieben Abende“ hier zu referen, müſſen wir nothwendig auf das Buch ſelbſt verweiſen. Wer anziehende und gründliche Belehrung über alles Dasjenige, was uns jetzt bewegt, ſucht, der greiſe darnach, leſe und leſe nochmals, und prüfe und behalte. Er findet über Staat, Kirche, deren hiſtoriſche und vernünftige Grundlagen und ihr gegenſeitiges Verhältniß; über den deutſchen Bund, die deutſchen Fürſten und ihre Verſprechungen, über Republik, ob und inwiefern; über das konſtitutionelle Syſtem und vieles andere hiermit in Verbindung ſtehende reichliche Auskunft, weshalb dies Büchlein gerade jetzt, wo Aufſchluß und Belehrung unter den dringendſten Bedürfniſſen in erſter Reihe ſteht, und ſelbſt die Regierungen, ſtatt blos zu kommandiren, ſich zu Lehrern herbeilaſſen müſſen, — denn es iſt ja gar zu viel hierin verſäumt worden! — eine überaus ſchätzens- und dankenswerthe Gabe für jeden deutſchen Bürger iſt, weß Standes er auch ſey. Mancher wird ſich zugleich nicht wenig wundern über die Divination dieſer „P. Geſpräche“ aus Marburg, im Januar 1848, an's Licht getreten im Juni d. J. zu Frankfurt a. M. — Dem verehrten Meiſter in Recht und Politik, mit Rückſicht auf Seite IV. und V. ſchließlich noch folgende Gegenſtrophe:

Und konnt' „der kranke Mann einſt ſelber nichts verfaſſen,“
So wird er's doch nunmehr nicht Andern überlaſſen. —
„Geſetzlicher Widerſtand“ und „Konſtitution“,
Da fehlt's! indeß der „Bund“? der hat ja ſeinen Lohn!

Dr. D.

Mannichfaltigkeiten.

(Vermuthliche Witterung im Juli 1848.) Erſte Tage noch kühl und windig, auch Regen, dann heller, wärmer bis heiß mit Gewitterbildung und theilweiſe Regen bis 9., die Gewitter am 8., 9., auch wenn ſie entfernter waeen, machen die nächſten Tage vom 10. bis 15. kühl und windig, auch zerſtreut zu Regen geneigt; dann ſteigt die Wärme wieder und fallen einige heiße Tage zwiſchen den 16. und 21., worauf Gewitter und Regen eine neue Abkühlung bringen vom 21. bis 23., 24., die letzten acht Tage ſind meiſt heiter und heiß, obwohl nicht ohne Gewitter und einzelne Regengüſſe. (Stieffel's „Zeus“.)

(Eidgenöſſiſches Sängerfeſt). Als Feſtplatz für das am 13. und 14. Auguſt in Bern abzuhaltende eidg. Sängerfeſt iſt die große Schanze, die zwiſchen dem obern und Aarbergerthor gelegene Anhöhe, mit ihrer prachtvollen Ausſicht über die Stadt und in die Hochalpen, bezeichnet worden. Die Feſthütte wird für 1600 Gäſte, weſtwärts von der Sternwarte, eingerichtet, mit einem Koſtenaufwand von ungefähr 2000 Fr. Faſt täglich melden ſich neue Sängerſchaaren, ein Quartett iſt ſelbſt aus dem Kanton Appenzell angekündigt. (Schw. Nationalztg.)

(Luzern, 28. Juni.) Heute Nachmittag ging das Amtſtatthalter-Amt auf den Segelhof, der der Regierung angehört und durch die Sträflinge bearbeitet wird, und ließ einen Luzerner Bürger, Namens Waller, der vor ungefähr einem Jahr auf dem Kirchhof begraben, dann aber heimlich ausgegraben und wie ein Thier auf dem Segelhof verſcharrt worden war, wieder ausgraben und gehörig beerdigen. Die Entfernung dieſer Leiche vom Kirchhof und deren Verſcharrung auf dem Segelhof unter Siegwart's Regierung iſt erſt vor Kurzem bekannt geworden und wahrſcheinlich auf den Befehl unſeres Herrn Stadtpfarrers vorgenommen worden.

In dem Landrathe von Unterwalden iſt von zwei Mitgliedern der Antrag geſtellt worden, „Jedermann, jung und alt, ſoll den Andern mit: Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! begrüßen.“

Mainwaſſer-Wärme: Am 5. Juli, Morgens 8 Uhr: 14 Grad.

Wilh. Geelach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 6. Juli. Czaar und Zimmermann, komiſche Oper in 3 Abth., Muſik von Lortzing. (Gaſtrolle) Peter Iwanow: Hr. Rudolph, vom Stadttheater zu Köln.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 186. Freitag, den 7. Juli 1848.

Das Spiegelbild.

Novelle von J. Märzroth.

(Fortſetzung.)

Thomas Wurmſer, der unter allen mißgünſtigen Verhältniſſen, in welche er noch gerathen war, eine bewundernswerthe Ruhe, wenigſtens nach Außen hin bewährte, verlor beinahe das Gleichgewicht ſeiner Seele, als ihm dieſe Nachricht zu Theil wurde, und nur mit Mühe verbarg er den Schmerz, der ſein Inneres durchwühlte.

Alo aber der Bote dieſer Mittheilung ſich, im Stillen verwundert über Wurmſer's ſtoiſchen Gleichmuth, entfernt hatte, da warf ſich Wurmſer erſchöpft auf's Sopha, und bedeckte ſein Geſicht mit den faſt krampfhaft gekrümmten Händen.

„Alſo doch dieſer Dämon!“ ſtöhnte er leiſe. „Alſo doch dieſer elende Karl Walter! Wäre ſie mit wem immer entflohen, ich hätte es Hedwig verziehen, denn es iſt ja mein Kind! Aber gerade mit dieſem verworfenen Menſchen, mit dem Sohne meines gehaßten Feindes! Es zerreißt mir die Bruſt! — Von meinem eigenen Kinde beſtohlen, beraubt und verrathen! — Wer anders konnte hier im Spiele ſeyn, als — Karl Walter!“ —

Thränen des verzweifelndſten Schmerzes rannen dabei über die gefurchten, altergebleichten Wangen.

Da trat Wurmſer's Buchhalter ein. Er war, als er ſeinen Chef in dieſem Zuſtande erblickte, ganz beſtürzt, und ſuchte ängſtlich in allen Winkeln ſeines trockenen Gehirnes nach Worten des Troſtes und der Aufmunterung. Er gab ſich aber ganz umſonſt dieſe Mühe, denn ruhig, als wäre gar nichts geſchehen, wandte ſich Wurmſer, der es gegen ſeine Würde hielt, den häuslichen Schmerz vor ſeinem Perſonale aufzudecken, zu dem ganz Verblüfften, und trug ihm auf, heute im Comtoir ſeine Stelle zu vertreten, da er (Wurmſer) einen wichtigen Geſchäftsgang zu machen habe, der ihn vielleicht lange zurückhalten könnte.

Raſch kleidete ſich Wurmſer hierauf an, und verließ ſein Haus.

Je bedauernder die Mienen Derjenigen ſich darſtellten, die ihn auf ſeinem Gange durch die Straßen grüßten, deſto mehr bemühte er ſich, ſeinem Antlitze den Ausdruck der gleichgültigen Ruhe zu verleihen, denn mehr noch als Alles ſchmerzte den, auf die Ehre ſeines Hauſes pochenden Geſchäftsmann das Gerede und Mitleiden der Welt, welch' letzteres er ohnehin als Mann der Lebenserfahrung nur zu gut zu beurtheilen wußte.

Als er daher auf das Ziel ſeines jetzigen Ganges, auf Walter's Haus losſchritt, zwang er ſich, da er aller Bekannten Augen ihm folgen ſah, zu einem unbefangenen Lächeln, obgleich der Anblick des Gebäudes, in welchem ſein Feind wohnte, die unerträglichſten Gefühle in ihm erweckte. Eilig, wie ein Mann, der dem bitterſten, aber unvermeidlichen Ziele ſo raſch als möglich entgegenzugehen ſucht, trat er durch die Pforte des Hauſes, und ließ ſich bei dem Herrn deſſelben melden.

Bald ſtanden die beiden Männer, einſt die wärmſten Freunde, nun die ärgſten Feinde, die ſich ſeit Jahren abſichtlich vermieden, einander von Angeſicht zu Angeſicht gegenüber.

Es brauchte mehrere Minuten, bis Wurmſer ein Wort vorzubringen vermochte, um ſo mehr, als er in Walter's Miene einen gewiſſen Zug des boshaften Triumphes zu erkennen glaubte.

„Sie können ſich leicht denken,“ begann Wurmſer endlich mit etwas unſicherer Stimme, „was mich zu Ihnen führt. — Es betrifft meine Tochter und Ihren Sohn. — Ich will mich kurz faſſen, und Ihnen folgenden Vorſchlag machen. Ich verpflichte mich, die Summe von zwanzigtauſend Gulden, die mir, wie Sie gehört zu haben ſcheinen, heute Nacht, und aller Vermuthung nach, durch Ihren Sohn entwendet wurden, demſelben als ſein rechtmäßiges Eigenthum zu überlaſſen, und Ihnen noch außerdem einen Wechſel für 10,000 fl., zahlbar in ſechs Monaten a dato einzuhändigen, wenn Sie dahin wirken wollen, daß mein einziges Kind wieder in mein Haus zurückgebracht wird, denn, — ich rede offen, — meine Tochter und Ihr Sohn taugen ein Mal durchaus nicht zuſammen.“

Walter, der auf ſo Etwas nicht gefaßt war, vermochte keine Antwort darauf zu geben.

„Ich glaube,“ fuhr Wurmſer fort, als der Andere ſchwieg, „daß mein Vorſchlag ein gewiß ſehr annehmbarer ſey, um ſo mehr, da Ihnen nur der — allfälligen Mitgift wegen an einer Verbindung Karl's mit Hedwig gelegen ſeyn kann. — Meine Tochter erhält in keinem Falle mehr als 30,000 fl. zur Heirath, und die erhalten nur Sie oder Ihr Sohn, wenn Hedwig mir — zurückgegeben wird, wobei Ihr Sohn noch das Gute hat, daß er eines Bündniſſes enthoben wird, das ihn in der Folge eben ſo wenig glücklich machen wird, als meine Tochter, denn noch ein Mal, die Beiden paſſen nicht für einander.“

Die Ehrlichkeit und Nobleſſe, mit der Wurmſer hier zu Werke ging, überwältigte Waltern dermaßen, daß der Hohn und die Schadenfreude, mit welchen er anfangs ſeinem Feinde, dem er Rache geſchworen, entgegenzutreten geſonnen war, ganz in den Hintergrund gedrängt wurden, und er allen Vorrath von Freundlichkeit und Höflichkeit aufwandte, um ſich bei Wurmſer zu entſchuldigen, weil er, was im Grunde in Bezug auf das heute Nacht vorgefallene Ereigniß auch richtig war, von der ganzen Sache nichts wiſſe, und keine Ahnung von Karl's jetzigem Aufenthalt habe.

„Muß denn alſo mein rathloſes Kind zum Opfer fallen!“ rief Wurmſer ſchmerzlich erbittert, als er ſah, daß Walter ſich durchaus nicht einlaſſen zu wollen ſchien. „O! denke an die früheren Jahre zurück,“ fuhr er, faſt wehmüthig geworden, fort, „denke zurück, Gottfried, an die Tage, wo wir Freunde waren, und ich ſo brüderlich für Dich dachte und handelte! — Die Zei-

Digitized by Google

ten haben ſich geändert, es iſt geſchehen. — Aber lege die Erfüllung meines Wunſches, den ich hier ausſprach, in die Wagſcha'e, und Alles, was ich für Dich, und Alles, was Du ſeither zu meinem Nachtheil gethan, es iſt ausgeglichen, und ich bin dann Dein Schuldner! — Gottfried! Nur jetzt denke Dich in den Zuſtand eines bitter gekränkten Vaterherzens, nur jetzt erinnere Dich daran, daß wir einſt ſo innige Freunde waren!" —

Walter war beinahe gerührt, und gern hätte er dem jammernden Vater beigeſtanden, wozu ihn wohl die in Ausſicht geſtellten 30,000 fl. am meiſten beſtimmt haben dürften, aber was konnte er thun? Er wußte von der Sache ſo viel als Wurmſer und die ganze Stadt, und war davon eben ſo, wie alle Andern, natürlich nur freudig überraſcht.

Wurmſer aber glaubte feſt überzeugt zu ſeyn, daß der Vater mit dem Sohne im Einverſtändniſſe ſey, daß er nur, weil er auf ein noch größeres Vermögen rechne, mit Ausflüchten ſich zurückziehe, und, auf's Aeußerſte ergrimmt, ſchickte ſich Wurmſer an, ſeinen entſchiedenen Feind zu verlaſſen.

„Gut," ſagte er im Fortgehen, „ich habe das Meinige gethan, und bin vor Gott und der Welt rein! Meine Tochter aber enterbe ich, und Ihr ſeht nicht einen Heller von mir. Eueren Sohn jedoch, den laſſe ich wie einen Hund verfolgen, und noch heute wird ſeine gemeine That den Gerichten angezeigt!" — —

„Er iſt und bleibt doch ein böſer Menſch," ſagte Walter, als Wurmſer zornig die Thüre hinter ſich zugeſchlagen hatte, „und darum freut es mich, daß ich ſeinen Vorſchlag nicht anzunehmen im Stande war. — Zeige nur an, alter Fuchs! Mein Karl wird ſich nicht ertappen laſſen, und am Ende ſtirbſt Du doch, Freund Wurmſer, und Hedwig kann dann nicht leer ausgehen!" —

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XIII.

30. Juni.

Die neueſten Ereigniſſe.

Die Ruhe iſt hergeſtellt, ein Mann ſteht an der Spitze der Regierung, der mit Hülfe der braven Truppen, mit Hülfe der edelmüthigen Bürgergarden Paris gerettet hat; ein Miniſterium iſt ernannt, das die Sympathieen aller braven Bürger für ſich hat. Die Republik iſt gerettet; das Gewitter, das am Horizonte lag, iſt verſchwunden, das Hoffen der Anarchiſten iſt vorüber, vernichtet ſind die Träume ſchwachköpfiger Socialiſten, vernichtet die Pläne böswilliger Unruheſtifter, vernichtet die Projecte der wahren Reactionärs, die ſind ins Grab geſunken mit den Leichen der gefallenen oder dahingeſchlachteten Helden, mit den Leichen vandaliſcher Mörder. Heute ſchaart ſich ganz Paris, ganz Frankreich um das Banner der Republik; nein, es gibt für den Augenblick keine Parteien mehr, nur ein Frankreich, nur ein Vaterland, nur eine Seele, nur ein Gedanke, nur ein Herz, nur ein Schlag, ſo groß habe ich das große Frankreich noch nie geſehen.

Glauben Sie ja nicht, daß die wahre Freiheit bedroht iſt; für einen Augenblick ſchien es, als ob die militäriſche Dictatur einen Buonapartiſtiſchen Charakter annehmen würde, einen Augenblick ſchien das Recht des Volkes bedroht; nein, Cavaignac war kein Narvaez, er hat die dictatoriſche Gewalt niedergelegt, die Volksrepräſentanten haben ihm eine legitime Gewalt gegeben, er läßt die gefangenen Inſurgenten nicht mit wilder Grauſamkeit erſchießen, er iſt ſtreng und milde, er iſt gerecht.

Heute kann man etwas ruhiger die Ereigniſſe überſehen, heute kann man weniger aufgeregt ſich die traurigen, die unglückſeligen, die großartigen Ereigniſſe vergegenwärtigen: ein merkwürdiges Blatt in der Geſchichte unſeres großen Jahrhunderts, ja Uriel Acoſta: das iſt noch nicht dageweſen, ja weiſer Salomon: es hat etwas Neues unter der Sonne gegeben; wahrlich, ich beneide unſere Enkel, die, wenn wir längſt vermodert, das Buch der Geſchichte durchblätternd, die Begebenheiten des Jahres 1848 ſtudiren werden, wenn ſie an jene Brücke gelangen, die die zwei erſten Monate dieſes Jahres von den übrigen trennt, eine Epoche, in welcher jede That eine That gebährt. Wir träumen doch nicht? Nein, die 72ſtündige Kanonade, die ich gehört, hätte mich ſicher aufgeſchreckt; nein, man träumt weniger, man ſchläft weniger als früher; wer würde das Leben auch jetzt vergeuden wollen? Wir leben ja 70 Jahre in einem Tage; nur jetzt nicht ſterben, Gott der Götter! Ein Monat iſt ein Jahrtauſend.

Noch ein Rückblick auf die jüngſten Ereigniſſe, die ich Ihnen ſo treu als möglich mitgetheilt habe; es ſind viele Punkte dabei, die dem verjüngten Deutſchland zur nützlichen Lehre dienen können.

Wir hatten bis heute 33 ſegensreiche Friedensjahre durchlebt. Segensreich? Ja wohl, in gewiſſer Beziehung für einen großen Theil der menſchlichen Geſellſchaft, ein anderer Theil hat ſeinen Untergang gefunden: die brave Klaſſe der Arbeiter. Im Schwindel großartiger Erfindungen hat man die Erfindung des göttlichen Weſens: den Menſchen, vergeſſen; jeder Morgen hat ein neues Räderwerk gebracht, jeder Abend hat das Werk der Hände gelähmt; die Mechanik hat uns ſchnell vorwärts, den Arbeiter noch ſchneller rückwärts gebracht. Das Jahr 48 traf uns mit dem kühnen Motto: „Nichts iſt unmöglich!"

Nichts unmöglich? und es war uns nicht einmal möglich, das Loos der arbeitenden Klaſſe zu verbeſſern! und es war uns nicht einmal möglich, das perpetuum mobile des Zeitgeiſtes einen Augenblick zu hemmen, dem Laufe der wilddahinſchnaubenden Roſſe Einhalt zu thun, welche, den Wagen des Fortſchrittes in alle Zonen bringend, mit ihren Hufen Hunderttauſende unbarmherzig zertraten?!

Es konnte nicht ſo bleiben; unſere dahingeſchiedenen Diplomaten des letzten Jahrtauſend (ich meine das Jahr 1847) haben ſehr wohl eingeſehen, daß das morſche ſociale Gebäude nicht reparirt werden konnte, es mußte eingeriſſen, es mußte neu aufgebaut werden, aber die Politik und der Socialismus ſind ſo enge verwebt, daß jeder Stein, den man vom ſocialen Gebäude abgetragen hätte, eine Wand des politiſchen mitgeriſſen hätte, daß jede Conceſſion in der Politik eine Revolution der niedern Volksklaſſe zur Folge gehabt hätte. Preßfreiheit? mein Gott, da könnte der Arbeiter ſich ja beklagen! Freiheit? Freiheit im Allgemeinen? da hätte ja Jeder das Recht, zu unterſuchen, zu critiſiren, Vorſchläge zu machen, nein! das Volk ſollte erſtickt werden!

Die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen; der Qualm, den jene Lampe bereitet, welche auf dem Altare des Zeitgeiſtes brennt, hat die verrätheriſchen Diplomaten erſtickt; eine Suppe, die eine Anzahl franzöſiſcher Patrioten an dem gemeinſchaftlichen Tiſche der Freiheit genießen wollten, hat den König der Diplomaten, den Diplomat der Könige und ſeinen Thron, die Fürſten, die Diplomaten Deutſchland's um den Theil ihrer illegitimen Macht gebracht.

Frankreich hat die Republik proclamirt; in dieſem Augenblick hat in dieſem großen Lande nichts mehr gefehlt, als große Männer; eine proviſoriſche Regierung, zuſammengeſetzt aus den heterogenſten Elementen, hat Decrete erlaſſen, die in politiſcher Beziehung das Gepräge der reinſten und edelſten Freiheit tragen, aber das Volk, das arbeitende Volk, das die politiſche Freiheit

Digitized by Google

zu würdigen verſteht, bedarf mehr als Poeſie, mehr als Preßfreiheit, mehr oder weniger: es bedarf des Brodes; es war augenſcheinlich, daß ohne materiellen Gewinn für die niedere Volksklaſſe die nur vertagte ſociale Revolution nicht ausbleiben konnte, vertagt durch Verſprechungen, Vertröſtungen, durch das unheilvolle Projekt der ateliers nationaux.

Wir haben eine proviſoriſche, eine aus ihrem Schooße hervorgegangene tranſitoriſche Regierung gehabt; es wurde Abend, es wurde Morgen: es geſchah nichts.

Die ateliers nationaux koſteten ungeheure Summen, die Geſchäfte ſtockten, die Finanzen verwickelten ſich: es geſchah nichts.

Jeder wohlmeinende Rathgeber war ein Reactionär, Jeder, der das Unheil kommen ſah und zur Vorſicht mahnte, ein Verräther; man ſprach, ſchrieb, warnte: es geſchah nichts.

Die ultrarevolutionäre Preſſe nahm den heftigſten Charakter an, die Montagnards wenigſtens, die exaltirte Klaſſe, beſonders die außerhalb der Aſſemblée, reizte das Volk, predigte in allen Ecken, ſelbſt in den Colonnen ihrer Zeitungen Mord und Plünderung; man ſah lange zu: es geſchah nichts.

Die Arbeiter ſahen ſich betrogen; aufgewiegelt durch die Chefs der Inſurrection, größtentheils ohne es zu wiſſen, mit befreiten Galeerenſträflingen in den müßigen Tagen der letzten vier Monate zuſammentreffend, angeſpornt durch Verſprechungen und geſpendetes Geld, ſo hat ſich jene fürchterliche Conſpiration gebildet, die dieſer Tage ausgebrochen und Gottlob geſcheitert iſt.

Man ſah deutlich das Gewitter heranziehen; die Regierung befand ſich ſchon ſeit mehreren Wochen einer Emeute gegenüber, die ſich nicht mehr erſticken ließ; ich will durchaus die Regierung nicht anklagen, die Emeute direkt provocirt zu haben oder mit den Inſurgenten einverſtanden geweſen zu ſeyn, aber der offene Kampf konnte nur erwünſcht kommen, Verzögerungen hätten das Unheil nur vergrößern, die Conſpiration erweitern können; man war auf eine Emeute gefaßt, aber auf eine ſolche, wie die ſtattgehabte, an eine ſo mörderiſche Schlacht hat wohl Niemand gedacht.

Ich habe Ihnen die Details derſelben mitgetheilt, nein, ich habe Ihnen nichts mitgetheilt im Vergleich zu Dem, was man geſehen. Ich will die Schreckensſcenen nicht von Neuem ausmalen, vielmehr nochmals auf jene merkwürdige Stimmung zurückkommen, die während der verhängnißvollen Tage unter den Einwohnern geherrſcht.

Deutſchland merke auf! In der Stunde der Gefahr hat es keine Legitimiſten, keine Buonapartiſten, keine Republikaner von geſtern, keine von heute, keine ſtehenden Heere, keine Garde-Regimenter, keine Elſaſſer, keine Bourgogner gegeben, man ſah nur Franzoſen; die Truppen, die aus allen Provinzen herbeigeeilt ſind, waren in Paris keine „fremde Truppen“, man ſah nur Franzoſen. Die politiſche Discuſſion war in den Hintergrund getreten, Jeder war bereit zum Handeln; was hätten ſchöne Reden nützen ſollen? Jeder war bereit, gegen die Anarchie zu kämpfen, für die Freiheit zu ſterben.

Die Stimmung, die jetzt herrſcht, iſt vorzüglich, man iſt noch etwas niedergebeugt, wegen der edlen Söhne, die das Vaterland verloren; es iſt noch etwas düſter, weil Paris fortwährend im Belagerungszuſtande ſich befindet, weil noch auf einige Tage die Tempel Thalia's geſchloſſen, überhaupt die allgemeine Trauer um die kaum erkalteten Leichen keine öffentlichen Beluſtigungen erwünſcht machen, aber man iſt guten Muthes, man ſieht mit Zuverſicht der Zukunft entgegen.

Gott ſchütze Frankreich! Gott ſchütze das Land, das ihm dieſer Tage die Bruderhand gereicht!

Nach einigen hier verbreiteten abenteuerlichen Gerüchten, die ohne Zweifel in's Ausland dringen werden, wäre es jetzt hier unſicherer, als in den Abruzzen; man ſucht böswillige Gerüchte über Meuchelmord, Vergiftungen ꝛc. zu verbreiten; es ſtellt ſich heraus, daß dieſe Gerüchte grundlos ſind.

Vom 23. bis zum 26. Juni war ein Theil der Hauptſtadt eine Räuberhöhle, heute iſt Paris wieder Paris, in ſo weit es die jetzigen Umſtände erlauben.

Eine Barricade machen oder eine eroberte vernichten, das Pflaſter aufreißen oder wieder an Ort und Stelle bringen, das iſt hier das Werk einiger Augenblicke.

Mögen dieſe Augenblicke in Zukunft recht ſelten ſeyn!

Mannichfaltigkeiten.

(Sehr galant!) In W. veranſtalteten die Herren Kleidermachergeſellen einen Ball und luden dazu die Damen der Stadt durch Karten ein. Das gewöhnliche U. A. w. g. ſchien den Herren abgenützt und ſtatt deſſen ſtand auf der Rückſeite der Karten die zarte Bemerkung: wer nicht erſcheint, dem werden die Fenſter eingeworfen. Auch die Töchter des Superintendenten und des Juſtizamtmanns hatten die Einladung erhalten. Dieſelben beeilten ſich diesmal ausnahmsweiſe nicht mit ihrem Putz. Allein die Väter, die ſonſt gewöhnlich von den ſchwebenden Vergnügungen wenig wiſſen wollten, redeten Fräulein „Pretioſa und Victoria“ diesmal ſo dringend zu, daß die jungen Damen ſich im Glanz des Tanzſaals möglichſt liebenswürdig bewieſen. Das Feſt endete, ſagt man, zu allgemeiner Zufriedenheit: nur die Glaſergeſellen ſollen zürnend von dem Balle weggeblieben ſeyn.

(Allg. Anz.)

(Wiesbaden, 2. Juli.) Als Schubart in Augsburg die „Deutſche Chronik“ ſchrieb, und mit der Frau Cenſur, geborenen Streicherin, ſich täglich herumbalgen mußte, rief er aus: „Nur dieſen Hut voll engliſcher Freiheit und Laune!“ Da ſagte der Rathsherr Fuchs: „Was will dieſer Vagabonde? Keinen Fingerhut voll ſoll er haben.“ — Wahrlich, der Humor, der Witz iſt nur im Gefolge der Freiheit, das beweiſt England und bei uns die Maſſe der neu gebildeten Witzworte: „Fanatiker der Ruhe“ oder „Heuler“ im Gegenſatz zu den „Wühlern“; die Diener des alten Syſtems, die immer ſagen: „bisher“ war es ſo oder ſo, werden „Bisherigkeitsmenſchen“ genannt; die freiſinnige Partei zu Biebrich hat den Namen „Hofrepublikaner“ erhalten; im Innern nennen die Bauern jeden tief Verſchuldeten einen „Revolutionsmann“ — Der hieſige Verein für Freiheit, Recht, Ordnung, heißt „Eiopopeio-Verein“ ꝛc.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 30. Juni.

Vor einiger Zeit meldete das Frankfurter Journal in einem von hier datirten Artikel die Thatſache, daß ein Turnlehrer mit der hohen Beſoldung von 2000 fl. angeſtellt worden ſey, mit Bemerkungen, die dieſer in jetziger Zeit etwas ſtark überraſchenden Verwaltungsmaßregel nicht das Wort redeten. Dieſer Artikel, von wohlmeinenden und urtheilsfähigen Männern gebilligt, die in dem Vaterlande mehr erblicken, als einen groſen Turnplatz, hat in Nr. 172 der Didaskalia einen ſehr gereizten Widerleger, und in Nr. 178 der „Darmſtädter Zeitung“ einen gemäßigten Berichtiger gefunden. Jenem, dem Frankfurter Opponenten, beglückwünſchen wir von Herzen, wenn, wie die erſte Zeile ſeines Aufſatzes vermuthen läßt, er ſich eines Ueberfluſſes an Menſchenverſtand zu erfreuen haben ſollte, Dieſem aber, der uns belehren will, können wir die Verſicherung geben, daß wir die Bedeutung der Gym-

Digitized by Google

naſtik bei den alten Griechen aus der Politik des Ariſtoteles und der griechiſchen Geſchichte ſo ziemlich zu kennen glauben. Daß man übrigens einen Turnmeiſter nicht hoch genug beſolden könne, dieſe Anſicht mag vielleicht in Frankfurt bei gewiſſen Leuten, die bei der ſteigenden Blüthe der edlen Turnkunſt beſonders betheiligt ſind, für die allein richtige gelten; allein hier denkt man über dieſen Punkt anders und findet es noch zur Zeit, trotz aller Widerlegung und Berichtigung, wahrhaft unbegreiflich, wie ein Lehrer der Gymnaſtik, deſſen Wirkſamkeit wir keineswegs verkennen, mit einem ſo unverhältnißmäßig hohen Gehalte zu einer Epoche angeſtellt werden konnte, wo Land und Kammern laut auf Erſparniſſe im Staatshaushalte dringen und die gegenwärtige Lage der Finanzen dieſe beſonders zu gebieten ſcheinen. Wie viele brave Schullehrer gibt es nicht im Lande, die ſich ſchon glücklich ſchätzen würden, wenn ſie nur den zehnten Theil einer Beſoldung von 2000 fl. jährlich ſicher zu beziehen hätten! Schon ſeit Jahren wartet dieſe achtungswerthe Lehrerklaſſe auf Verbeſſerung ihrer Gehaltsverhältniſſe, ohne ſie erlangen zu können. Auf der einen Seite ſpleudider Ueberfluß, auf der andern dagegen deſto größere Noth! Dieſes ungleiche Verhältniß ſcheint aber in eine gute Staatsordnung nicht zu paſſen, und trotz aller Gegenrede können wir uns mit Andern von der Anſicht nicht trennen, daß jene Anſtellung als eine den beweglichen Zeitverhältniſſen mit Zuvorkommenheit gemachte Conceſſion zu betrachten ſey.

Mainz, 3. Juli.

Geſtern feierte die hieſige deutſchkatholiſche Gemeinde den Jahrestag ihres erſten Gottesdienſtes. Die ſeltenen Nachrichten, welche im letzten halben Jahre über den Fortgang dieſer Gemeinde in öffentlichen Blättern mitgetheilt worden ſind, könnten faſt die Meinung aufkommen laſſen, als ob eine Stockung in ihrem anfänglich ſo ſchönen Aufblühen eingetreten wäre. Allein wir können das gerade Gegentheil davon berichten und als Beweis die Thatſache anführen, daß von Neujahr bis jetzt, alſo gerade während der Zeit, wo die politiſche Bewegung die Theilnahme des Volkes ſo ſehr in Anſpruch genommen, die Anzahl der Unterſchriften auf das Doppelte geſtiegen iſt, und die Zunahme der Gemeinde noch fortwährend in ſteigendem Maße ſtattfindet. — Ein wahrhaft erhebendes Feſt hat dieſe Gemeinde am Pfingſtſonntag gefeiert. An dieſem Tage war Confirmationsfeier, und wie ergreifend dieſe auch ſchon an ſich war, ſo wurde ſie doch noch dadurch erhöhet, daß bei dem Abendmahl die von der evangeliſchen Stadtgemeinde geſchenkten prachtvollen ſilbernen Abendmahlsgefäße zuerſt gebraucht wurden. Hr. Pfarrer Engelmann ſprach deshalb in ſeiner Rede dieſer Schweſtergemeinde den herzlichen Dank ſeiner Gemeinde aus und erinnerte daran, wie auch die evangeliſche Gemeinde vor vierzig Jahren in faſt gleich kleiner Anzahl in hieſiger Stadt ihren Anfang genommen, ſeitdem aber ſich zu einer ſo anſehnlichen Gemeinde emporgeſchwungen habe. So, ſagte er, ſtehe auch der deutſchkatholiſchen Gemeinde eine beſſere, ja vielleicht eine große Zukunft bevor, und wenn ſie dann im Stande wäre, einer andern kleineren Gemeinde zu Hülfe zu kommen, dann ſollten ihr die ſchönen Abendmahlsgefäße ein Mahnzeichen ſeyn, mit derſelben Bereitwilligkeit ihre helfende Liebe an Tag zu legen, wie es jetzt die evangeliſche Gemeinde ihr gethan habe. Die Feier war ſo erhebend, ſo vom ächten chriſtlichen Geiſte durchweht, daß über 200 und darunter viele römiſch-katholiſche und evangeliſche Chriſten ſich am Abendmahle betheiligten, und ſich ſo das ſchöne Bild einer allgemeinen, d. h katholiſchen Kirche vor Augen ſtellte.

Berichtigung eines Irrthums

Am 1. Juli zog eine Schaar von 31 Knaben mit einer rothen Fahne von der Turnanſtalt zu einer Turnfahrt aus. Es iſt dadurch die Meinung verbreitet worden, als werde die der Turnanſtalt anvertraute Jugend für Parteiweſen erzogen oder gar zu Parteizwecken mißbraucht. Dieſe Meinung iſt irrig, denn mit der rothen Fahne, durch die ſie entſtanden iſt, verhält es ſich, wie folgt. Die Anſtalt iſt ſeit mehreren Jahren ſchon im Beſitze rother, weißer und grüner Fahnen; wurde eine Turnfahrt gemacht, ſo pflegte die Jugend von jeher die rothe als die leuchtendſte Farbe vorzuziehen, und ſo wie dies vor unſerer letzten Staatsumwälzung geſchah, ſo geſchah es auch am 1. Juli, ohne daß etwas Arges dabei gedacht wurde. Ich ſehe nun freilich, daß dadurch ein Mißverſtändniß hervorgerufen worden iſt, welches bei größerer Vorſicht von meiner Seite hätte vermieden werden können. Ich hoffe aber auch, daß man ſich mit obiger Aufklärung beruhigen werde. Daß ich das Turnweſen von jeher als eine Sache für ſich, als Selbſtzweck für allgemeine Menſchenbildung, nicht aber als eine Veranſtaltung für den Dienſt der Parteien angeſehen habe und noch anſehe, dies wiſſen Die, welche mir näher ſtehen, längſt, und ſcheue ich mich keineswegs, es offen zu bekennen. Deshalb iſt aber auch jede Befürchtung oder Erwartung, die Jugend werde von mir, ſtatt für das rein Menſchliche, Sittliche und Vaterländiſche — für das Parteiweſen erzogen, unbegründet. Näheres über meine desfallſigen Anſichten möge man in Nro. 2 des Volksfreundes von Habermann, zu haben bei Guſtav Oehler dahier, nachleſen.

Aug. Ravenſtein.

Kunſt- und Literatur-Notizen.

„Der freie Gutenberg. Zeitſchrift für deutſche Reinſprache, Geſinnung und Volksthümlichkeit.“ Herausgegeben von A. Schnezler. — Unvorhergeſehene Hinderniſſe, in Verbindung mit den Unruhen der Gegenwart, ſo wie die zu kurz anberaumte Friſt zur Unterzeichnung der zur Deckung der Druckkoſten erforderlichen Theilnehmerzahl, haben es dem Gründer der unter obigem Namen unlängſt durch eine „Vorſchau“ angekündigten Zeitſchrift unmöglich gemacht, dieſelbe ſchon am 1. Juli d. J. in's Leben treten zu laſſen und ihn genöthigt, deren Erſcheinen auf einen günſtigeren Zeitpunkt zu vertagen. In der Hoffnung, daß ein ſolcher nicht mehr ferne ſeyn wird und mit dem Vorbehalte, ihn dann zeitig genug in dieſen Blättern bekannt zu machen, erſucht er nun die wackeren deutſchen Männer und Frauen, bei denen ſeine „Vorſchau“ bereits einen ſo freundlichen Anklang gefunden hat, einſtweilen in ihren Kreiſen der Empfehlung und Unterſtützung dieſes vaterländiſchen Unternehmens nach Kräften beizutragen und die allgemeine Aufmerkſamkeit auf den Nutzen eines ſolchen volksthümlichen, reindeutſchen Unterhaltungsblattes hinzulenken.

Eine edle deutſche Frau hat ſich bewogen gefunden, einen Aufruf an Deutſchlands Frauen, bezüglich des Eherechts im künftigen deutſchen Geſetzbuch, in der Didaskalia vom 20. und 21. Mai ergehen zu laſſen. Dieſer Aufruf iſt von vielen Gleichgeſinnten nicht ungehört, noch unverſtanden geblieben und es wäre wünſchenswerth, ſich baldig zu gleichem Zweck zu vereinen. Es wird demnach die werthe Einſenderin der genannten Aufforderung erſucht, hiezu eine Möglichkeit zu bieten, oder gefälligſt ihre Adreſſe einzuſenden an F. v. M., poste restante, Hildburghauſen.

Frei.

(Aus den Papieren eines Ausgewanderten).

Nun bin ich frei!
Wie ein Vogel ſo frei —
Das dank' ich den Guten und Lieben.
Sie haben mich gezupft
Und alſo gerupft,
Daß kaum eine Feder mir blieben!

Mainwaſſer-Wärme: Am 6. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 6. Juli. Czaar und Zimmermann, komiſche Oper in 3 Abth., Muſik von Lortzing. (Gaſtrolle) Peter Iwanow: Hr. Rudolph, vom Stadttheater zu Köln.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 187. Samſtag den 8. Juli 1848.

Das Spiegelbild.

Novelle von J. Märzroth.

(Fortſetzung.)

11.

An einem der folgenden Abende ſchlich ein ganz verwildert ausſehender Menſch, ſorgſam jedem Begegnenden ausweichend, durch eines der Stadtthore Nürnbergs herein.

Als er nach langen Umwegen im Innern der Stadt angelangt war, und gerade auf einem menſchenleeren Punkte ſich befand, blieb er, ſich auf ſeinen Stock ſtützend, ſtehen und ſeufzte tief.

„Wer hätte gedacht," ſagte er leiſe, „daß ich meine Vaterſtadt ſo wieder ſehen werde!"

Und unaufhaltſam ſtürzte ein Thränenſtrom aus ſeinen matten Augen über die abgemagerten Wangen herab.

Da vernahm er Geräuſch ſich Nahender. Raſch ſchlich er nun weiter, und als er in jene Gaſſe kam, wo wir im Verlaufe dieſer Erzählung Friedrich Mittermann und Karl Walter mehrmal begegneten, da ſchien des Wanderers Wange von einer leichten Röthe überzogen zu werden, und, ſo gut es ſeine matten Glieder erlauben mochten, beſchleunigte er nun ſeine Schritte.

Wenn wir ihn aber, der unſere Aufmerkſamkeit ein Mal erregt hat, näher in's Auge faſſen, ſo glauben wir dieſe Züge ſchon geſehen zu haben, ja gerade hier in derſelben Gaſſe, und trotz den Veränderungen, welche Kummer und Leiden in dieſem Antlitze hervorgerufen haben, erkennen wir endlich dieſen Mann, es iſt — Karl Walter — — —

Ja, er war es, der es gerade jetzt gewagt, in die Stadt zu ſchleichen, in welcher bereits die Häſcher auf ihn ſpähten.

Aber er konnte der Sehnſucht nach ſeiner Marion nicht mehr länger widerſtehen, — er ſetzte Alles auf's Spiel, — ſie wollte er noch ein Mal umarmen, um dann, — vielleicht mit ihr, — für immer ſein Vaterland zu verlaſſen.

Haſtig ſchritt er dahin. Schon war er in der Nähe von Marion's Wohnung, da kamen ihm zwei Männer entgegen, denen er nicht mehr auszuweichen vermochte.

In einer Entfernung, von welcher aus ſie bei'm Schein der Straßenlaterne die Geſichtszüge des ihnen entgegen Kommenden zu erkennen vermochten, blieben ſie plötzlich, wie überraſcht, ſtehen, und wechſelten leiſe einige Worte miteinander. Karl, dem dies nicht entgangen war, ſuchte durch einen Satz auf die andere Seite zu kommen, wo ihm aber die beiden Andern, die ſeine Abſicht erriethen, zuvor- und gerade in den Weg kamen.

„Ja, er iſt es!" ſagte der Eine.

„Im Namen des Geſetzes!" ſprach der Andere, und hatte Karl bereits am Arme erfaßt.

Karl, der von dem Diebſtahle bei Wurmſer und Hedwig's Flucht nichts wußte, ſich ſelbſt aber noch immer für Mittermann's Mörder hielt, konnte nichts Anderes denken, als daß man nur deshalb ſeiner habhaft zu werden beabſichtige. Mit der Kraft eines Verzweifelten bemühte er ſich, den beiden Häſchern zu entkommen, und innerhalb weniger Sekunden hatte er auch Einen von ihnen zur Seite, und den Andern zu Boden geſchleudert. Flüchtigen Fußes wollte er, gehe es nun wie es wolle, ſeinen Weg zu Marion verfolgen, aber ein Blick belehrte ihn, daß die Leute, die das Geſchrei der Häſcher herbeigelockt hatte, und gerade von der Richtung, die er nehmen wollte, auf ihn zukamen, ihm hindernd in den Weg treten würden; er kehrte alſo, ſchnaubend vor Todesangſt, nach der entgegengeſetzten Seite um, und ſuchte in der Schnelligkeit ſeiner Füße ſeine Rettung. Aber, während ſeine Verfolger, laut ſeinen Namen rufend, hinter ihm herſtürmten, erblickte er auch hier mehrere Menſchen ihm entgegenkommen, welche, durch das Geſchrei der Häſcher aufmerkſam gemacht, ſtehen blieben, und gerüſtet ſchienen, der Gerechtigkeit hilfreiche Hand zu bieten.

Karl, der ſich ſo von beiden Seiten umzingelt ſah, erkannte, daß jede Rettung unmöglich ſey, und ehe noch die Menſchenmenge herangekommen war, hatte er ſich daſſelbe Meſſer, mit dem er vor nicht langer Zeit, und zwar in derſelben Gaſſe, ſeinen Nebenbuhler traf, ſo gut in's Herz geſtoßen, daß die Hinkommenden eine nur noch wenige Augenblicke zuckende Leiche fanden . . . . .

Das Stadtgeſpräch, welches an den Vorfällen in Wurmſer's Hauſe, ſo wie an Karl's Selbſtmord reichliche Nahrung fand, wandte ſich nach einigen Tagen wieder auf ein anderes Thema, nämlich auf das plötzliche Verſchwinden Marion's, welche in Nürnberg eine ziemlich bekannte Perſon war. Niemand aber ahnte dabei, daß dieſes an ſich gerade nicht wichtige Ereigniß ein anderes zur Folge haben würde, welches aufklärend in die Wurmſer'ſche Angelegenheit eingriff.

Bald darauf nämlich erſchien Friedrich Mittermann vor dem Gerichte, und gab ſich freiwillig, mit genauer Schilderung aller Umſtände, als den Thäter des bei Wurmſer verübten Diebſtahls an.

Die Flucht Marion's mit einem Theil des von ihm geraubten Geldes, und zwar in Begleitung eines jungen italieniſchen Abenteurers, hatte ſo erſchütternd auf ihn gewirkt, und ſo gewaltſam die letzten Fäden zerriſſen, an denen er noch mit der menſchlichen Geſellſchaft zuſammenhing, daß er die Zelle des Gefängniſſes faſt als ein Aſyl, um ſich vor der Welt zu flüchten, betrachtete, wobei er zugleich ſeinem Gewiſſen und Reuegefühle Genüge leiſtete.

Der Verdacht des Diebſtahls war nun von dem unglücklichen Karl, und weil es denn Viele gab, welche Hedwig für die

Digitized by Google

Mitwiſſerin hielten, auch von dieſer genommen; aber wo war Hedwig?

Allgemein glaubte man noch immer, ſie habe mit Karl die Flucht ergriffen, was noch Mittermann's Ausſage beſtätigte, da er ja Karln in jener Nacht ebenfalls geſehen zu haben meinte; — aber welches räthſelhafte Schickſal war Hedwig zu Theil geworden? —

Erſt nach einem Jahre ſeit Hedwig's plötzlicher Entfernung enthüllte ein Brief von Hedwig und ihrem Gatten den geheimnißvollen Schleier, der inzwiſchen über dieſe Angelegenheiten ausgebreitet lag.

Das junge, glückliche, in einer fernen deutſchen Stadt lebende Paar bat in dieſem Schreiben für den begangenen Fehltritt, der aber zum Heile ihrer Liebe als eiſerne Nothwendigkeit erſchien, um die Verzeihung des bekümmerten Vaters, und erklärte, darum ſo lange geſchwiegen zu haben, weil Theobald ſich erſt eine feſte Stellung erworben haben wollte, ehe er vor ſeinen Schwiegervater trat. Nun aber könnten ſie ſagen, ſie haben ihren eigenen, ſichern Herd, und nun fehle ihnen nichts zu ihrem Glücke, als die Verzeihung und der Segen des Wurmſer'ſchen Elternpaares. —

Zu gleicher Zeit kamen an Wurmſer Briefe von den vorzüglichſten Kaufleuten und Gewerbsmännern jener Stadt, in welcher Hedwig und Theobald lebten, und welche, wahrſcheinlich auf der Letzteren Erſuchen, den alten Wurmſer aufforderten, dem jungen, braven Ehepaare das Geſchehene um ſo mehr zu verzeihen, als es ja zu deren Glücke ausgefallen, und Theobald ein Mann ſey, der ſich in kurzer Zeit ſeinen Wirkungskreis und die Achtung ſeiner Mitbürger zu erwerben gewußt habe.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XIV.

Den 30. Juni.

Paris im Belagerungszuſtand.

Seit 16 Jahren wird Paris in Folge einer fürchterlichen Emeute zum zweiten Male in Belagerungszuſtand erklärt. Louis Philipp hatte bekanntlich 1832 dieſes Mittel ergriffen, obwohl die Nothwendigkeit damals nicht ſo vor Augen lag.

Am 24., 25. und 26. Juni, in den Tagen des Kampfes, war die Circulation in den Straßen faſt unmöglich, ſo ſtreng war die der Nationalgarde gegebene Conſigne; Jeder, der nicht unter Waffen war, war im eigentlichen Sinne des Wortes Arreſtant im eignen Hauſe; nur in den Frühſtunden konnten die Hausfrauen oder Dienſtboten, ſehr oft in Begleitung eines übrigens ſehr höflichen Soldaten das Nöthigſte einkaufen; eben ſo konnten Leute, die wichtige, unaufſchiebbare Geſchäfte hatten, dieſelben beſorgen, wurden jedoch von Poſten zu Poſten geleitet; mit einem laissez passer war es leichter zu circuliren; an einigen Orten, ſelbſt im ruhigen Theil der Stadt, konnte man um keinen Preis paſſiren; auf den leiſeſten Verdacht hin wurde man im Intereſſe der Sicherheit auf das Corps de Garde gebracht, um ſich ausführlich zu legitimiren. Jedem Paſſanten wurden die Rocktaſchen ꝛc. viſitirt, an einem der Poſten in der Stadt mußte ich die Adreſſe des Briefes zeigen, den ich Ihnen am 25. ſchrieb; als man ſah, daß er an eine Zeitungsredaktion war, verlangte der Poſten, daß ich ihn erſt geöffnet auf die Mairie bringen müſſe; der Offizier, der die Wache hatte, dispenſirte mich davon; ich glaube nicht, daß das Briefgeheimniß verletzt wurde. Die Fenſter der Häuſer mußten ſtets geſchloſſen, die Läden vor den Fenſtern geöffnet ſeyn; jeder Bewohner der nach der Straße zu gehenden Zimmer mußte beleuchten. Ich überſchaute mehrmal die Boulevard's von der Madeleine aus; in dieſem ſonſt ſo ſtürmiſch bewegten Quartier, außer Truppen, einigen aus der Kammer kommenden Repräſentanten, Stenographen oder Journaliſten, keine lebende Seele, kein geöffnetes Fenſter; außer militäriſchem Commando kein Laut; ich ſelbſt wurde durch ein Mißverſtändniß einmal arretirt. Als man mich nach meiner Wohnung fragte, ſagte ich Rue Coquenard, auf meinem Schein ſtand Rue Lamartine (ſeit einiger Zeit ward die Straße umgetauft); ich wurde arretirt und von Poſten zu Poſten in mein Haus geliefert. Nach eingetretener Dämmerung war die Circulation natürlich noch erſchwerter, der Anblick, den Paris darbot, noch unheimlicher; die Stille der finſtern Nacht ward nur durch vereinzeltes Gewehrfeuer, den monotonen Schritt der Patrouillen unterbrochen; zuweilen ein weithin ſchallendes Qui vive? Man konnte ſich das frühere Paris kaum mehr denken; ich glaubte in den unterirdiſchen Häuſern Pompeji's zu ſeyn; kein Wagen, kein Omnibus, kein Zeitungsträger, kein Ausrufer, kein Sänger, kein Dichter, kein Stutzer, kein Bettler, kein flanirender Engländer, kein tanzender Savoyard, kein geſchäftiger Börſenmann, kein flinker Ramoneur, kein weinender Schulknabe, keine lächelnde Dirne, kein Geld ſchleppender Garçon de Banque, kein Chiffonnier . . Alles ſchien geſtorben, Alles ſchien zu ſchlafen, nur die Nationalgarde und die Truppen lebten, nur die Vorſicht wachte.

Seit dem 27. Juni iſt die Circulation nicht mehr gehemmt, die Läden ſind geöffnet, die Boulevard's ſind belebt, die Straßen ſind gefüllt; um 9 Uhr Abends wird die Retraite geſchlagen, jedoch mehr der Ordnung halber und damit Spaziergänger noch vor etwaigen immer möglichen Vorfallenheiten rechtzeitig gewarnt ſind, indeſſen kann man unbehelligt durch die meiſten Straßen gehen; viele Leute beleuchten noch vor Fenſtern oder Thüren; in wenigen Tagen wird wohl Alles beim Alten ſeyn, hoffentlich nur in guter Beziehung.

Die permanente Sitzung der Aſſemblée nationale.

Die Aſſemblée nationale hat ſich am 23. in Permanenz erklärt; man erinnerte ſich dabei, überhaupt während des Verlaufs der Sitzungen, ſehr oft der erſten Revolution.

Im Allgemeinen nahm die Verſammlung eine ſehr würdige Haltung an, beſonders der Präſident Senard, heute Miniſter des Innern, nicht minder die Vicepräſidenten.

Die Sitzungen wurden öfters ſuspenſirt, ſtets war jedoch einer der Vicepräſidenten im Fauteuil; man kann ſich keinen Begriff von dem Anblick machen, den die Verſammlung zuweilen darbot, beſonders Nachts gegen 3 Uhr, wo die Lampen nach und nach verlöſchten, auf einigen Stellen im unheimlichen Halbdunkel Schatten ſich bewegten, ſchlummernde Geſtalten lagen; in der Vorhalle rechts Parlamentärs, von den Inſurgenten geſchickt, links ein Deputirter gähnend, ein anderer rauchend, ein dritter nachſinnend, ein vierter bereit, in's Inſurgentenlager zu eilen, einige Worte niederſchreibend, vielleicht ſein Teſtament. Viele, ſehr Viele haben ſich wacker benommen, die Meiſten ſich um das Vaterland verdient gemacht.

Wie in der erſten Revolution, wurden die Leute, die ſich auszeichneten, in die Aſſemblée geſchickt, um dem Präſidenten und dem General Cavaignac vorgeſtellt zu werden; man erkundigte ſich ſtets theilnehmend nach dem Befinden der verwundeten Repräſentanten. Mitunter fehlte es natürlich nicht an den ſtürmiſchſten Scenen, ſelbſt hier und da ein komiſches Intermezzo; die Umſtände machten aus einem Neuling einen Redner, gediegene Tribünen-Matadoren machten Fiasco.

Digitized by Google

Frankfurter Bilder.

Die Oeſterreicher

Ein ganz neues Element im deutſchen Leben ſind die Oeſterreicher, aber ein höchſt wohlthätiges. Wie ein friſcher Bergſtrom, der in einen See niederbrauſt, deſſen Waſſer weit und breit aufregt und kühlt, ſo erfriſchen ſie die Verſammlung durch ihre Natürlichkeit und Urſprünglichkeit. Das Loos aller übrigen Stämme, in halbfreien Zuſtänden ſchlaff, überlegſam und doktrinär geworden zu ſeyn, theilen ſie allein nicht; mit einem Ruck aus der Despotie in die Freiheit geriſſen, ſind ſie noch im erſten, reinen Jubel der Revolution. Sie ſind die jüngſten Söhne der Freiheit, und ſo kommt es, daß unter den Oeſterreichern in der That die meiſten jungen Männer ſich befinden. „Wäre nicht die Beſtimmung geweſen, daß ein Parlamentmitglied mindeſtens 24 Jahre alt ſeyn müſſe, wir hätten ein paar Dutzend Wiener Studenten als Vertreter hierher bekommen", ſagte mit ein Oeſterreicher. Daß ihnen die parlamentariſche Vorſchule abgeht, iſt wohl zu merken. Sie ſind am wenigſten diſciplinirt als Parteigenoſſen, aber die gute Natur hilft ihnen überall durch. Redet Einer von ihnen, ſo geſchieht es mit einem Eifer, mit einer Wärme des Gefühls und in ſo ungekünſtelter Weiſe, daß von der Aufrichtigkeit des Redners Jeder überzeugt ſeyn muß. Dabei kommt ihnen ihre Mundart ſehr zu ſtatten, welche die Schärfe des Gedankens und die Strenge des Urtheils durch ihre weiche Naivetät mildert. Für den Norddeutſchen beſonders liegt ein eigener Reiz darin, den fremdartigen Accent des Schwaben und Oeſterreichers zu hören.

Bisher kamen die Oeſterreicher in einem beſondern Lokal, in der Sokratesloge, unter ſich zuſammen. Kürzlich kam eine Deputation von Wien. Bei dieſer Gelegenheit faßte ein großer Theil der Oeſterreicher den Entſchluß, zur Linken überzugehen. Mit großem Jubel und fliegender Fahne ging es in den deutſchen Hof, wo die Linke ſich ſammelt. Daraus iſt zu erſehen, in welcher erhöhten Stimmung ſie noch ſind. Die Barrikade hat ſie nach Frankfurt geſchickt und dieſen Urſprung verläugnen ſie nicht. Noch macht ſich bei ihnen Alles in dieſer flotten revolutionären Weiſe und ihre Schritte ſind Sprünge. — Richtig hat auch dieſer Uebergang zur Linken Einen der Ihren nicht verhindert, gleich andern Tags der Linken den Text darüber zu leſen, daß häufig von ihrer Seite aus die Verhandlungen durch Dazwiſchenwerfen ungehöriger Fragen aufgehalten werden. Mochte ihm von der Linken noch ſo häufig entgegengerufen werden: „Sie gehören nicht mehr zu uns." „Ja wohl gehör' ich zur Linken und weil ich zu ihr gehöre, habe ich das Recht, ihr die Wahrheit zu ſagen", rief er zurück und ſetzte ſich mitten unter ihre Bänke, als er die Tribüne verließ.

Die Liebe zum großen deutſchen Vaterland ſpricht ſich bei den Oeſterreichern auf's Gemüthlichſte aus. Sie fühlen den Werth der Nationalität um ſo inniger, jemehr dieſelbe bei ihnen gefährdet iſt. Die Bewegung muß dort tief ins Volk gedrungen ſeyn. Einer erzählte, die Bauern vom Lande bringen den Studenten in Wien Geld, das ſie unter ſich geſammelt, und Victualien, und bitten ſie, treu für ſie zu ſtehen und die deutſche Sache nicht zu verlaſſen. (St. Beob.)

Die Intereſſen der Arbeit.

Im Leipziger Tagblatt richtet ein Arbeiter folgenden Zuruf an ſeine Mitgenoſſen:

Hört, Ihr Arbeiter und Mitgenoſſen! Da nun ſchon ſeit den Unruhen viel Zeit vergangen iſt, und wir theilweiſe davon ſehr gelitten haben, ſo hat gewiß Mancher gedacht, daß die neuen Volksverſammlungen Alles gut machen würden. Wir haben darinnen Manches gehört, manchmal recht Einfältiges, manchmal auch recht Vernünftiges, zuweilen aber auch Aufreizendes, was einem redlichen Manne ordentlich auf's Herz fiel, da dann oft auf Die, die uns Brod geben, gezielt wurde. Mir fiel da oft der Katechismus eines franzöſiſchen Arbeiters ein, wo er ſagt: Reiche und Wohlhabende muß es unbedingt für die Arbeiter geben, und der Reichthum iſt mit einem Strome zu vergleichen, den man gehörig benutzen muß, zum Mühlentreiben, Laſtentragen, zur Schifffahrt ꝛc.; wollte aber Jeder einen kleinen Theil davon wegnehmen, ſo daß er austrocknen müßte, ſo hätten wir zwar für eine Weile Etwas, hernach aber Nichts mehr, und es wäre deſto ſchlechter.

Seht, Ihr Genoſſen, das war gewiß ein vernünftiger Menſch, der Das geſchrieben hat, und ſeyen wir nun ehrlich und geſtehen geradezu, daß das ewige Verſammeln uns zu Nichts führt, ja uns manchen Groſchen für ungewohnten Aufwand aus der Taſche holt. Glaubet nicht den Vorſpiegelungen ſo manches Redners; die wollen ſich nur reden hören und denken wohl gar, durch unſere Vereinigung was zu werden, lachen uns dann aus und laſſen uns ſtecken. Vor Allen traut Denen nicht, die den Mund recht voll nehmen und goldene Berge verſprechen. So klug ſind wir gewiß allein, daß wir einſehen, daß Alles in den Verhältniſſen liegt; iſt Ruhe und Friede, wird oberwärts verdient, ſo geht die Arbeit, und auch unterwärts wird dann verdient. Und halten wir's lieber mit unſern Meiſtern, wie wir's gewiß auch auch gern ſehen, wenn's ein Mal, wenn wir Meiſter ſind, unſere Geſellen mit uns halten werden. Fragt doch ein Mal alle die ſchönen Redner, warum ſie denn früher, ehe Verſammlungen erlaubt waren, gar Nichts für uns gethan haben?

Ein Arbeiter, der ſich nicht mehr wie Schäfchen leiten laſſen will, für Viele.

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 4. Juli. St. Beob.) Geſtern ereignete ſich hier ein ganz merkwürdiger Fall. Ein Scheerenſchleifer wurde verhaftet. Im Stadtdirections-Gefängniß kommt er in die Geſellſchaft mehrerer anderer Gefangenen. Unter dieſen fällt ihm ein junger Mann auf, welchen er anzureden ſucht. Dieſer verſteht aber nicht deutſch. Der Scheerenſchleifer hört, daß es ein Ruſſe ſey. Der ruſſiſchen Sprache mächtig, wendet er ſich von neuem an ihn. Der Ruſſe antwortet und erzählt, daß er nach Würtemberg gereiſt, um ſeinen Vater zu ſuchen, der, wie er erfahren, in dieſem Lande ſich aufhalte, daß er aber — aller Mittel entblößt — der Polizei anheimgefallen gefallen ſey. Er weiß auch den Namen Deſſen zu nennen, der ſein Vater ſeyn ſoll. Da ſtürzten dem Scheerenſchleifer Thränen aus den Augen. Der Mitgefangene iſt ſein Sohn, den er als kleines Kind in Rußland zurückgelaſſen, um ſein Glück in der weiten Welt zu ſuchen. — Der Vater hatte ſich indeß in Griechenland anwerben laſſen, fiel in türkiſche Gefangenſchaft, kämpfte dann gegen Mehemed Ali, trat ſpäter in deſſen Dienſte, und kam nach Würtemberg zurück, um auf eine ſo wunderbare Weiſe in dem Stadtdirektions-Gefängniſſe zu Stuttgart mit ſeinem Sohne zuſammenzutreffen.

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Wiesbaden, 30. Juni.

Die erſte muſikaliſche Soirée in dieſer Saiſon gab Hr. H. Ritter in dem Reunion-Salon des Kurſaales. Wenn man bedenkt, daß die jetzigen Zeitverhältniſſe für Konzertiſten ſehr ungünſtig ſind, ſo muß es um ſo mehr erfreuen, daß man ſagen konnte, Hr. Ritter machte hier eine Ausnahme, da ſein Konzert von den kunſtſinnigen Bewohnern unſeres Kurortes und den hier weilenden Fremden ſehr ſtark beſucht war. Hr. Ritter iſt Virtuoſe auf der Flöte und die höchſt günſtigen Zeugniſſe eines Drouet, Spohr, Conr. Kreutzer, ſämmtlich auf's ehrenvollſte dieſem Künſtler ausgeſtellt, ſicherten demſelben hier zum voraus eine höchſt freundliche Aufnahme. Hr. Ritter trug an dieſem Abend vier verſchiedene Konzertpiezen vor und hat den ihm vorhergegangenen Ruf durch ſein meiſterhaftes Spiel beſtätigt. Sein Ton iſt zart und ſchön, die colorirten Paſſagen ſind rund und perlend und ſein Vortrag iſt geſchmackvoll. Mit Leichtigkeit überwindet er die techniſchen Schwierigkeiten. So konnte es nicht fehlen, daß dem Konzertgeber rauſchender Beifall zu Theil wurde. Auf das Freundlichſte wurden die Zuhörer überraſcht durch zwei Lieder, welche die Gattin des hier beliebten Sängers, Hrn. Ruſch, ſehr ſchön vortrug. Irre ich nicht, ſo iſt es das erſte Mal, daß dieſe Dame ſich hier öffentlich hören ließ, und mit Recht muß man ihr Vorwürfe machen, dies nicht früher gethan zu haben. Sehr ſchön ſang Mad. Ruſch ihre beiden Lieder und gerne ſtimmte ich in den reichen Beifall ein, der ihr geſpendet wurde. Hr. Peecz, mit ſeiner kräftigen Tenorſtimme, ſang den Erlkönig von Schubert und hat ſich durch die ſo gelungene Ausführung neue Anerkennung erworben. Sämmtliche Muſikpiezen wurden von Hrn. V. Vogler ſehr geſchmackvoll accompagnirt und es hat ſich dieſer junge Künſtler heute auf's Neue als trefflicher Klavierſpieler gezeigt. Möge Hrn. Ritter an allen Orten eine ſo freundliche Aufnahme wie hier werden!

Weilburg, im Juli.

Unſere Zeit hat viel Herrliches zu Tage gefördert, hierunter die Blüthe aller errungenen Freiheiten: die Preßfreiheit. Aber wie von jeher kein Waizen ohne Unkraut erwuchs, ſo hat ſich letzteres auch auf dem Felde der Tagesliteratur ſeit dem Entſchlafen der † † † Cenſur in reicher Fülle eingefunden, und es iſt Pflicht jedes aufrichtigen Freundes der Wahrheit, die verdorbenen und überwucherten Stellen wenigſtens anzudeuten und zu ihrer Reinigung aufzufordern. Als eine ſolche müſſen wir unſer hieſiges Wochenblatt bezeichnen, das ſeit einiger Zeit zu einem Tummelplatz des Scandals und der Gemeinheiten geworden iſt. Wir bedauern, uns keines milderen Ausdrucks bedienen zu können. Wäre es nicht gegen allen Anſtand, an dieſer Stelle Auszüge aus demſelben als Beleg für unſere Behauptung zu geben, der Leſer würde erſtaunen, mit welch' häßlichen Auswüchſen der junge Baum unſerer Freiheit behaftet iſt. Der Kampf der politiſchen Meinungen (ein erſprießlicher, wenn er wahrhaftig und ehrlich geführt wird), gibt hier den willkommenen Vorwand zu hämiſchen Verläumdungen der Perſonen der Gegner; Neid und Schadenfreude, dieſe Dämonen unſeres kleinſtädtiſchen bürgerlichen Lebens, hängen ſich an die Loſungsworte: Republik oder conſtitutionelle Monarchie, und beſudeln hinter dieſer Schutzmauer hervor jeden aufrichtigen Kämpfer für ſein Panier mit ihrem Geifer. Man holt die Waffen gegen Republikanismus oder Monarchismus aus dem innerſten Familienleben; häusliche Zwiſte werden zu Argumenten, und das Soll und Haben der Rechnungsbücher zu Beweisgründen gegen die eine oder die andere politiſche Anſicht. Wahrlich, man muß eine ächte Liebe zur Freiheit haben, um ihrer nicht überdrüſſig zu werden, im Angeſichte der Mittel, mit denen Viele ſie erkämpfen wollen. Die kleinlichſten und erbärmlichſten Leidenſchaften des menſchlichen Herzens treten in dieſen Kämpfen ungeſcheut an das Tageslicht und ſtellen ſich in eine Linie mit den großen Fragen des Tages. Wir ſind weit davon entfernt, zu verlangen, daß die freie Preſſe z. B. nicht das gemeinſchädliche Treiben eines Beamten vor ihr Forum ziehe; die Enthüllung von Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten gehört zu ihren heiligſten Pflichten: aber ſie ſoll es nur und allein aus reinen Beweggründen und nur auf gültige Beweiſe geſtützt thun, und nicht in ſo wahrhaft gemeiner Weiſe, wie es in dem angeführten Localblatt leider geſchehen iſt. Streiten iſt ein gutes Werk, denn aus ihm entſteht die Wahrheit; Schimpfen aber iſt niederträchtig und ohne Inhalt. Wir bitten darum im Namen des guten Rufs unſerer Stadt und im Intereſſe der großen Fragen des Tages ſelber Redaction und „Einſender" des Wochenblatts dringend um baldmöglichſte Ausrottung des beſprochenen Unkrauts; die wachſende Zwietracht unter unſeren Mitbürgern ſey ein ernſtes Mahnwort über die Folgen, die aus dieſem Mangel an „Selbſt-Cenſur" entſpringen.

Bad-Homburg, 5. Juli.

Ein ſchönes Feſt wird für den nächſten Sonntag den 9. d. M. bei uns vorbereitet, die Fahnenweihe der Bürgerwehr; die Uebergabe des Banners, welches die Jungfrauen der Stadt Homburg der Bürgerwehr geſtiftet. In der ernſten Zeit, in welcher wir leben, wird die Feier eine um ſo größere Bedeutung erlangen, da die Empfänger das ſchöne Geſchenk der Geberinnen in ſeiner ganzen Bedeutung zu würdigen gelernt haben, aus den Vorgängen der hart bedrängten Stadt Paris. Die Bürgerwehr hat die Waffen ergriffen zum Schutze der erworbenen Rechte, aber gleichwohl zur Handhabung der Ordnung und nicht weniger zur Vertheidigung des Bürgerthums gegen die Feinde, von welcher Seite ſie kommen mögen. Das heilige Banner, aus den wehrloſen Händen der Jungfrauen den Männern anvertraut, die dem Vaterlande ihr Blut weihen, möge ihnen immer da vorleuchten, wo das Geſetz und die Ordnung zu männlichem Auftreten ſie auffordert, dem Irren und Schwankenden ein Zeichen ſeyn, wo er die Stelle findet, die ihm das Vertrauen ſeiner Mitbürger anweiſ't, ihm den Weg bahnen, ſtets das Rechte zu fördern. Die Einwohner der Stadt erwarten zahlreichen Beſuch von nah und fern, und wenn der Himmel uns begünſtigt, ſo verſpricht das entworfene Programm ein heiteres, würdiges Feſt.

Kunſt- und Literatur-Notizen.

(Aachen, 3. Juli.) Geſtern wurde unſer Theater nach langer Ruhe mit den Hugenotten wieder eröffnet. Es traten darin Frau Piſcher und die Herren Reichel, Kreutzer und Pasqué vom Hoftheater zu Darmſtadt als Gäſte auf, und da an dieſe Namen ſich theilweiſe ein ausgezeichneter Ruf knüpft, ſo konnte auch von Seiten des Publikums eine große Theilnahme nicht fehlen. Der Beifall deſſelben ſteigerte ſich an vielen Stellen, aber namentlich im dritten Acte nach dem Duett zwiſchen der Frau Pichler und Hrn. Reichel zu einem wahren Sturm. Wir fühlen uns der Direktion verpflichtet, daß ſie die Ferien genannten Hoftheaters benützte, um uns Kunſtgenüſſe zu verſchaffen, wie es unſere ſonſt ſo beſchränkten Mittel nicht geſtatten, und möchte es nur derſelben gelingen, dieſe talentvollen Künſtler wenigſtens für den Sommer feſſeln zu können.

(London.) Die Geſellſchaft des Palais-Royal-Theaters in Paris hat den gegenwärtig dem Spiele der Muſe nicht günſtigen Boden der Seineſtadt verlaſſen und ſich nach London begeben, wo ihre Vorſtellungen ſehr beifällige Aufnahme finden und in mancher Beziehung, namentlich, was das Schauſpiel betrifft, den engliſchen Darſtellern als Bildungsſchule empfohlen werden. Auch die Truppe des Theatre hiſtorique ſpielt in London auf dem Drury Lane; ob ſie viel Erfolg haben wird, iſt noch ungewiß, da im Allgemeinen auch die dortigen Bühnen wenig beſucht ſind.

Mainwaſſer-Wärme: Am 7. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 8. Juli. Vicomte von Letorières, oder: Die Kunſt zu gefallen, Luſtſpiel in 3 Abth., nach dem Franzöſiſchen von Bayard, von C. Blum.

Sonntag, 9. Juli. (Neu einſtudirt): Fra Diavolo, oder: Das Gaſthaus zu Terracina, komiſche Oper in 3 Abtheil., Muſik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 188. Sonntag, den 9. Juli 1848.

Deutſches Volkslied.

„Kein Oeſtreich und kein Preußen mehr;
Ein ein'ges Deutſchland nur!
Ein deutſch Paniee, ein deutſches Heer,
Wie eine deutſche Flue!
  Das gibt ein frei's Leben!
  Da ſoll mein theu'res Schwarz-Roth-Gold,
  Dem Jedee gern das Herzblut zollt,
  Am deutſchen Himmel ſchweben!

Ein ein'ges Deutſchland wollen wir!
Ein feeies Vaterland!
Die Bürgerkron' ſey ſeine Zier,
Sein Schutz der Bürgerſtand!
  Im Wald der deutſchen Eichen,
  Trägt jede ihren Wipfel breit,
  Und weichet keinem Sturm zur Seit'
  Und keines Wetters Streichen.

Die Bürgerwehr ſey Landeswehr
Und bleibe ſtets Gebrauch!
Soldat, du biſt kein Kriegsknecht mehr,
Biſt freier Bürger auch!
  Wie Bürgee und Soldaten
  Fortan durch einen Fahneneid,
  Dem Schutz des freien Herd's geweiht,
  Sind gute Kameraden!

Und wenn es blitzt in Oſt und Weſt —
Den Blick empor gericht'!
Gott, dee in keiner Noth verläßt,
Verläßt den Deutſchen nicht!
  Ihm wollen wir vertrauen!
  Er ſchützet unſer gutes Recht,
  Hilft dem geknechteten Geſchlecht
  Den Freiheitstempel baurn!

Wir ſchwören Freiheit oder Tod!
Und Jedem Tod' und Schand',
Der Deutſchland zu beengen droht
Um eine Furche Land!
  Das wolle Gott erhören,
  Und unſern Waffen Sieg und Ruhm,
  Und unſerm freien Bürgerthum
  Des Himmels Schutz gewähren!

„Kein Oeſtreich und kein Preußen mehr,
Ein ein'ges Deutſchland nur!"
Doch auch kein ſtolzes Kaiſerheer
Auf freier deutſcher Flur!
  Im deutſchen Parlamente,
  Wo Fürſt und Volk ſein Recht vertritt,
  Sprech' ich als freier Bürger mit,
  Amen, zu frohem Ende!

Wetzlar. Wilh. Keßler.

Das Spiegelbild.

Novelle von J. Märzroth.

(Schluß.)

War ſchon der alte Wurmſer über das Wiederfinden, und wie er nach ſolchen Zeugniſſen glauben mußte, über das Glück ſeines Kindes bis in's Innerſte ſeines jauchzenden Vaterherzens erfreut, ſo überkam ihn noch ein anderes wohlthuendes Gefühl moraliſcher Befriedigung, als er erſah, daß Theobald der Brudersohn Gottfried Walter's ſey, der Sohn jenes Walter, zu deſſen Unglück Wurmſer, wie der Leſer ſich zu erinnern wiſſen wird, ſeinen Theil beigetragen zu haben, ſich öfters vorwarf.

Nun fügte es das Schickſal ſelbſt, daß gerade durch Wurmſer's Tochter der Sohn jenes armen Walter's glücklich gemacht, und dadurch die Manen des durch Wurmſer's theilweiſe Schuld im Elend Verſtorbenen verſöhnt wurden. —

Und aufrichtig pries Wurmſer für dieſe Fügung die unerforſchliche Hand, welche die Geſchicke der Menſchen lenkt. —

Nachdem Wurmſer und ſeine Gattin das junge Paar brieflich ihrer Verzeihung und fortdauernden Liebe verſichert hatten, kamen Theobald und Hedwig, um perſönlich für dieſe Elterngüte zu danken, nach Nürnberg.

Die Freude des Wiederſehens ward in dem Hauſe Wurmſer's durch ein Feſt gefeiert, das an Pracht und Lebendigkeit ſo reich war, daß die Nürnberger noch lange nachher davon ſprachen.

Nimmer aber gelang es dem alten Wurmſer, wie er es wohl wünſchte, ſeine Kinder für immer in ſeine Nähe zu feſſeln, indem er Theobald in ſeinem Geſchäfte zu verwenden beabſichtigte. Dieſer aber zog es mit Entſchiedenheit vor, auf der ein Mal betretenen Bahn conſequent und ausdauernd fortzuſchreiten, und demnach mit ſeiner geliebten Hedwig nach dem Orte ihres gewählten Aufenthaltes zurückzukehren, wo die, früher unter dem Namen „die ſchwarze Frau" in Nürnberg bekannte alte Walter ihrer harrte.

Am Abende vor der Abreiſe Hedwig's und Theobald's wanderten ſie in Begleitung der Wurmſer'ſchen Eltern nach dem

Digitized by Google

Friedhofe, wo ſie bei einem Grabeshügel, außer der Friedhofmauer, ſtille hielten.

Es war der Hügel, unter dem der bedauernswerthe — Karl Walter ruhte.

Schweigend, und von den verſchiedenſten Gefühlen ergriffen, ſtanden die beiden Paare hier, als plötzlich neben ihnen, wie aus der Erde hervorgetaucht, eine Geſtalt erſchien. Es war ein alter, ärmlich gekleideter Mann.

Als ſein Blick jenem des alten Wurmſer's begegnete, ſchien der fremde Alte plötzlich ſeine Kraft zu verlieren, denn feſt ſtützte er ſich mit der bebenden Hand auf den Stock.

„Thomas!“ rief er bewegt dem alten Wurmſer zu.

„Es iſt Karl's Vater!“ ſagte ergriffen Hedwig's Mutter leiſe zu dem jungen Ehepaar.

„Thomas!“ wiederholte der alte Walter zu Wurmſer. „Du hier bei dieſem Grabe! Ach, wie thut es mir wohl, daß eine Menſchenſeele, und gerade Du hier verweilſt! — Thomas! Bei der Erinnerung an unſere Jugendzeit, verzeihe, verzeihe — Alles, Alles! — Sieh', hier unter dieſer Erde liegt mein Sohn, — hier, weit von den Andern — ſieh', und ich bin zum Bettler geworden — Alles, Alles iſt dahin! — Büße ich nicht, ſage Thomas, büße ich nicht?“

Erſchüttert vernahmen die Uebrigen dieſe ſchmerzhaft hervorgepreßten Worte des noch vor Kurzem faſt übermüthigen und ränkeſüchtigen Walter.

„Thomas! Thomas!“ begann er von Neuem, und ſtreckte flehend ſeine Arme aus. Verzeihung, ach, ich kann ſonſt nicht ſterben! Sieh', wie Alles, das ich zum Schaden Anderer ausſann, nur mir zum Fluche ward! Karl fiel zum Opfer, ich bin elend geworden, und meines armen Bruders Sohn iſt nun der beglückte Gatte Deiner Hedwig! — So fällt das Beil, das der verbrecheriſche Arm für Andere beſtimmt, auf's eigene Haupt des Ruchloſen! O Ihr wißt nicht, wie ſchlecht, wie entſetzlich ſchlecht ich war! — Fragt nicht darnach, — ſeht mein Elend, hört meine Reue — und verzeiht, habt Erbarmen — verzeiht mir!“

Gerührt reichte ihm Wurmſer die Hand, die Walter mit Begierde ergriff.

„Iſt das nicht Hedwig?“ ſagte dieſer nun auf dieſelbe weiſend. „Und der junge Mann dort — ihr Gatte — meines Bruders Sohn . . . .“

Und mit größerer Haſt, als man von dem alten Manne erwarten mochte, ſtürzte er auf das junge Paar, es wie im Wahnſinn an den Händen faſſend.

„Um Gotteswillen! ſtoßt mich nicht von Euch. — Du nicht, Theobald! nur Du nicht. — Ich gehe nicht von hier, bis auch Ihr mir verziehen habt. — Vergebt Ihr mir? Sprecht, ich bitte Euch! die Zeit iſt ſo kurz . . . .“

„Wir vergeben von Herzen!“ ſagten die Beiden, liebreich ſich zu ihm neigend. — „Und wollen Euch in Eurem Alter pflegen,“ fügte milde Hedwig hinzu.

„Danke Euch, — danke Euch!“ ſagte wie geſtärkt der alte Mann. „Aber pflegen ſollt Ihr mich nicht, — nein, — könnte es nicht ertragen, — habt genug gethan, — habt mir verziehen! Dank, tauſend Dank! — Nun noch Eins,“ und er wandte ſich an Theobald.

„Ich werde nun ſterben, denn ich kann es jetzt,“ ſprach er, wie von prophetiſchem Geiſte beſeel. „Verſprech' es mir, Theobald, daß Du mir einen Grabſtein ſetzeſt. — Ich möchte nicht, daß man an mir, — ſo wie an dieſem da, — er wies auf Karl's Grab, — vorüberginge.“

Theobald verſprach, des Alten letzten Wunſch zu erfüllen.

„Und nun lebt wohl!“ ſagte der alte Walter. „Seyd glücklich, wie es alle Guten verdienen!“

Und ehe ſich die Andern noch von ihrer Gemüthsaufregung erholt hatten, war der alte Walter, wie er gekommen, verſchwunden. — — —

Wenige Monate ſpäter ward Gottfried Walter, der in letzter Zeit in einer ärmlichen Kammer am Ende der Stadt lebte, — todt in ſeinem Bette gefunden.

Theobald vergaß in ſeinem Glücke, deſſen er mit Hedwig genoß, ſeines Verſprechens nicht, und ließ ſeinem Oheim, wie er es gewünſcht, einen einfachen, aber ſchönen Grabſtein ſetzen, und darauf, wie der alte Walter vor ſeinem Tode ausdrücklich beſtimmte, die Inſchrift: „Sie haben mir vergeben, — betet für mich, daß auch Er es thue!“

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XV.

1. Juli.

Louis Eugène Cavaignac,

an der Spitze der jetzigen Regierung, iſt im Jahr 1802 in Paris geboren, Bruder des bekannten Republikaners Godefroy Cavaignac.

Beim Ausbruch der Julirevolution war er Capitain in Arras, 1831 wurde er wegen ſeiner freiſinnigen Geſinnungen in Ruheſtand verſetzt, 1832 wieder in Gnaden aufgenommen, nach Algier geſchickt; er that ſich daſelbſt rühmlich hervor, beſonders bei der Expedition von Mascara; 1836 wurde er vom Maréchal Clauzel an die Spitze einer Garniſon geſtellt, die nach Tlemcen verlegt wurde; er wurde zum proviſoriſchen Bataillonschef ernannt. Im April 1838 wurde ihm unter dem General Bugeaud dieſer Rang definitiv ertheilt. Entſchloſſenheit, Tapferkeit, mehrere Wunden, die er auf den arabiſchen Schlachtfeldern erhielt, ließen ihn raſch zum Obriſten und General avanciren. Seit der Februar-Revolution Repräſentant eines der Arrondiſſements von Paris, Kriegs-Miniſter, Commandant der vereinigten Truppen am erſten Tage der Inſurrection, Dictator von Paris, hat ihn nun die Aſſemblée nationale bis zur Gründung der definitiven Regierung an die Spitze der tranſitoriſchen geſtellt.

Cavaignac hat ſich ſehr um das Vaterland verdient gemacht.

Juchault de Lamorcière

iſt durch ſeine ruhmvollen Thaten in Algier allenthalben bekannt. Offizier im Jahre 1830, hat er nach und nach in Afrika alle ſeine Titel durch hervorragende Feldzüge erworben; das wichtige Portefeuille des Krieges konnte in keine würdigeren Hände kommen.

Der General Bedeau,

der neue Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, hat ebenfalls Trophäen in den Wüſten Afrika's durch glorreiche Feldzüge erworben. Am 25. Februar hatte ihn die proviſoriſche Regierung zum Platz-Commandanten von Paris ernannt.

Alexander Thomas Marie,

der neue Präſident der Kammer, iſt 1795 in Auxerre geboren; ſeit 1830 der unermüdliche Vertheidiger aller Prozeſſe des National, des unglücklichen Pepin's, Jeanne's ꝛc., ſeit 1842 Deputirter des Arrondiſſements von Paris auf den Bänken der äußerſten Linken neben Dupont de l'Eure kämpfend, ſeit der Februar-Revolution Mitglied der Regierung, hat die Ernennung Marie's heute eine große politiſche Bedeutung.

Sein Debattiren als Präſident war würdevoll, ruhig, imponirend.

Der General Negrier,

welcher ſo jämmerlich an der Schwelle einer Barricade ſein Le-

Digitized by Google

ben eingebüßt, war 1788 in Mans geboren; er begann ſeine militäriſche Laufbahn als einfacher Soldat im Jahre 1805. Seine erſten Lorbeeren erwarb er ſich bei der Belagerung von Hameln (1806); er wurde nach und nach Corporal, Fourier, Sergeant bei den verſchiedenen Kämpfen bei Danzig, Weichſelmünd ꝛc.; bei Friedland ertheilte der Kaiſer dem 18jährigen Sergeanten eigenhändig die Ehrenlegion (1808); mit einem Theil der Rhein-Armee nach Spanien verlegt, erwarb er ſich 1811 den Rang eines Capitains, 1813 den eines Bataillons Chefs. Er kämpfte bei Waterloo; die Reſtauration vergaß ihn; kurz nach der Julirevolution wurde er Obriſt; 1830 Maréchal de Camp; 1837, als der General Damremont die Expedition von Conſtantine unternahm, war Negrier interimiſtiſcher Commandant von Algier. Als die Stadt Conſtantine genommen war, wurde Negrier zum Commandanten derſelben ernannt; 1842 wurde er General-Lieutenant. Hameln, Danzig, Burgos, Villafranca, Lugo, Vittoria, Irun, Waterloo, Conſtantine haben den Helden vor ihren Mauern geſehen; die tapferen Krieger Deutſchland's, Spanien's, Italien's, ſelbſt die vergifteten Pfeile der arabiſchen Horden haben den Soldaten, den Sergeanten, den Obriſten, den Commandanten Negrier geſchont; der General-Lieutenant Negrier iſt in den Mauern von Paris gefallen, gefallen durch die Kugel eines Franzoſen.

Denis Auguſt d'Affre

als Erzbiſchof von Paris in der Faubourg St. Antoine von einer tödtlichen Kugel getroffen, im Augenblick, wo er Worte der Verſöhnung ſpenden wollte, iſt geboren im verhängnißvollen Monat December des Jahres 1793; Biſchof von Pompejopolis, Coadjutor von Straßburg, wurde er am 26. Mai 1840 zum Erzbiſchof von Paris ernannt, am 23. Juli präconiſirt, am 6. Auguſt erhielt er die Weihe.

Ich ſchließe meine Berichte über die Juni-Inſurrection, wenigſtens über die Details derſelben; man kann nichts Beſſeres thun, als das Auge nun wegzuwenden von den Scenen des beendigten Bürgerkriegs. Die Gerichte werden ihre Schuldigkeit thun, um den Urhebern und Stiftern auf die Spur zu kommen. Es wird mit der Zeit ſich Alles aufklären, was noch verſchleiert iſt. Man darf nicht Alles ſagen. Cavaignac hat dieſen Satz auf der Tribüne ausgeſprochen; er hat Echo in allen Theilen der Preſſe gefunden; nein, man darf nicht Alles ſagen, wenigſtens jetzt nicht, wo Worte eben ſo viel Unheil als Thaten hervorbringen; der giftigſte Theil der Hyder iſt die Zunge, die Preſſe darf nicht zur Hyder werden.

Es iſt Vieles, Vieles unerklärlich; das Drama iſt zu Ende, das Publikum zieht ſich zurück mit thränenvollem Auge. „Ich habe das Meinige gethan, thut jetzt das Eurige", ſagt Jeder zu den Männern der jetzigen Regierung.

Die Blätter geben fortwährend Details, Scenen der Großmuth, der Niederträchtigkeit, Berichtigungen ꝛc.; was kümmern uns dieſe Einzelheiten? Ob der Redakteur des Père Duchusne todt oder lebend iſt, ob eine Garde mobile mehr oder weniger gemordet wurde.

Die Geſchichte wird durch die Vorgänge dieſer Tage um zwei Rubriken bereichert; an der Spitze der einen: Mord, Raub, Vandalismus; an der Spitze der andern: Großmuth, Seelengröße, Patriotismus. Die Eigennamen, die in den Colonnen kommen werden, bezeichnet jetzt ſchon die öffentliche Meinung; man darf noch nicht Alles ſagen, man wird ſpäter Alles ſagen können.

Daß es ein Weib gibt, das fähig iſt, Köpfe abzuſchneiden, daß es Knaben gibt, die im zarteſten Alter Böſewichter ſind, daß es Leute gibt, die unter den ſcheußlichſten Verbrechen die höchſte Stufe von Vollkommenheit erreicht haben, das hätte uns nicht erſt Eugene Sue durch ſeine „Myſtères de Paris" darſtellen müſſen; wer heute noch die Beſchreibung der Chouette, des Tortillard's, des Maitre d'Ecole für übertrieben hält, der kann dieſe Figuren in den Gefängniſſen der Hauptſtadt finden, er findet vielleicht, hoffentlich nur wenige, in den düſtern Häuſern der verrufenen Quartiere noch anderweitige Prachtexemplare, vielleicht ſogar beſſere, vermehrte Auflagen, aber es gibt noch andere Leute, ja es gibt gut angezogene, ſehr gebildete Leute.... Man darf nicht Alles ſagen.

Deutſchland's Einheit und einige Schriften darüber.

Alle Parteien betrachten Deutſchland's **Einheit** als eine Grundbedingung für Deutſchland's Daſeyn und Erhaltug, obgleich die Anſichten über ihre Geſammtform und über das Verhältniß der einzelnen Glieder unter einander ſehr verſchieden ſind. Ohne dieſe Einheit iſt weder Erhaltung und Selbſtſtändigkeit nach Außen denkbar, noch Erhaltung und Lebensthätigkeit der einzelnen Glieder, ihr wechſelſeitiges Geben und Empfangen der umlaufenden Lebensſäfte. Darum iſt auch die Beſorgniß einzelner Glieder nichtig: ſie möchten durch die Unterordnung unter das Ganze (richtiger: die Einordnung in daſſelbe) Schaden leiden. Sie können vielmehr dadurch nur an Sicherheit und Geſundheit gewinnen. Selbſt die deutſchen Großmächte werden durch die Minderung ihrer Eigenmacht deſto ſtärker werden, „ſtark alleine, ſtärker im Vereine". Jene Eigenmacht einzelner Glieder beſchädigt als Uebermacht die Genoſſen, und iſt als politiſche Volksblütigkeit und Hyperſthenie dem Gliede ſelbſt ungeſund, das ſie beſitzt. In der Einheit liegt zugleich die Selbſtſtändigkeit, alſo die Unabhängigkeit von dem Fremden, die **Freiheit** des ganzen Vaterlandes nach **Außen** hin. Gleichſam umgekehrt bedingt die **innere Freiheit** der Glieder die lebendige **Einheit** der Gliederung, welche ohne ſie nur ein todtes, durch irgend eine mechaniſche Gewalt zuſammengepacktes Gemiſch ſeyn würde, gefährdet durch jeden Stoß von außen her und noch mehr durch den Drang ſeiner Beſtandtheile ſelbſt nach Löſung von der ſtarren, kalten Feſſel. Das Bedürfniß dieſes heiligen Bundes der Freiheit und der Einheit durchdringt allgemach die deutſchen Bürger, Stände und Staaten alle ſo lebenswarm, daß wir ſeiner Befriedigung gewiß ſind, ſoweit nämlich ein vernünftiger Menſch ein gelobtes Land in der irdiſchen Wirklichkeit ſuchen kann. Es iſt dabei ein gutes Zeichen der Zeit, daß jene **Hoffenden** auch zugleich **Strebende** ſind, daß ſie nicht in unthätiger Mundſperre das Manna vom Himmel erwarten, ſondern durch Denken, Reden und Handeln ſich alle bei dem großen Werke der Zeit mitbethätigen wollen. Geſchieht dabei mitunter des Guten etwas zu viel durch Selbſtüberſchätzung der Einzelnen, durch die Feſtfreude über den Oſterſonntag des ſo lange ſcheintodten Volkes; nimmt ſich die Freiheit des Einen mitunter noch zu viel gegen die Freiheit des Andern und dadurch auch gegen die Freiheit und Einheit des Ganzen heraus: — ſo hoffen wir, daß dieſes neue Zuviel nie wieder in das alte Zuwenig zurückfalle, wohl aber in das rechte Maß ſich füge, indem aus dem freien Volke ſelbſt **das Geſetz als Bürge der Freiheit** erwächſt.

Einige uns ſo eben vorliegende Literalien behandeln das Thema unſerer Ueberſchrift. W. **Schulz** (der Reichsabgeordnete von Darmſtadt) gab im Jahre 1832 ein Buch unter dem Titel: „Deutſchlands Einheit durch Nationalrepräſentation" heraus, welches damals alſobald unterdrückt wurde. Der Verleger (Schweizerbart in Stuttgart) ſendet es jetzt von Neuem in's Publikum, und, wie wir glauben, mit vollem Rechte; denn der Inhalt des Buches iſt kein anderer, als der unſerer wichtigſten vaterländi-

Digitized by Google

chen Fragen, und ſeine Form, ſein Styl durchaus klar und jedem irgend Denkenden und Verſtändigen zugänglich. Ueber Einzelnes mag der Verfaſſer ſelbſt ſeine Anſicht geändert haben; das Meiſte gilt noch heute. So auch eine Stelle, welche bei dem Ausbau unſerer neuen Verfaſſung wohl bedacht werden möge: „**Das Volk wünſcht**, daß ſeine Fürſten erhaben über dem Treiben der Parteien daſtehen möchten, allein es **glaubt** nicht daran; und ſo gelten ihm denn auch die Formen der neueren repräſentativen Verfaſſungen keineswegs als ſtarke **Schutzwehren** der Freiheit, ſondern es erblickt darin nur die geſetzmäßig feſtgeſtellten **Schranken des Kampfplatzes**, innerhalb deren es von den Fürſten und Fürſtenhöfen ſeine Rechte ſich erſt erringen ſoll, allein unter der ſteten Gefahr, daß im Getümmel des Kampfes von der einen oder andern Seite dieſe geſetzmäßigen Schranken über den Haufen geworfen werden.“ — **H. Kurz** — wie W. Schulz früher in politiſchen Verfolgungen, jetzt Profeſſor in Aarau — hat ſeine Anſichten über „Deutſchland und ſeine Bundesverfaſſung“ (Augsburg, Fahrenbacher) kurz vor der Erſcheinung des Siebzehnerentwurfs niedergeſchrieben, mit welchem er im Weſentlichſten übereinſtimmt, jedoch mitunter rückhaltloſer die Folgerungen der ausgeſprochenen Hauptſätze darlegend. — **Th. Tauchnitz** beſpricht in einem kleinen Aufſatze „Die politiſche Organiſation und die Einheit Teutſchlands“ (Leipzig, Höhm). Bemerkenswerth iſt ſeine Behauptung: daß die engere Vereinigung der deutſchen Stämme unter ſich nicht durch ihre Regierungsform (Monarchie oder Republik), ſondern durch die Gleichheit ihrer Inſtitutionen gefördert werde; eine Ueberzeugung, welche in der That zwar nicht die Hauptredner, aber die Hauptthäter bei dem Neubau Deutſchlands zu beſeelen ſcheint. — **C. Wilhelmi** ſucht als „Friedensbote“ (Kaiſerslautern, Taſcher) die Frage zu beantworten: „Wie könnte die deutſche Einheit eine Wahrheit werden?“ Er iſt jugendlich, lebhaft und aphoriſtiſch und flicht manch ſchöne Farbe in ſein buntes Gewebe. Von Herzen rufen wir mit ihm den deutſchen Einzelſtaaten zu: Es giebt kein Sonderintereſſe, das — ſofern es das Licht nicht zu ſcheuen hat — (der Bundesſtaat) Deutſchland nicht mindeſtens eben ſo gut zu achten und zu ſchätzen wüßte, als jeder Sonderſtaat! Imponirende Macht und Bedeutung gewinnen die Sonderſtaaten nur an der Bruſt des **großen Vaterlandes**, dann aber auch gewaltige, weltgebietende Größe. So wird der ächte Patriotismus geboren, Laßt es nur ein Mal da ſeyn, das große Vaterland, wie wollen wir es lieben! — Gar ſchön und prophetiſch wendet der Verfaſſer die bekannten Worten aus Schiller's Taucher auf den Sturm und Wirbel unſerer Gegenwart und letzten Vergangenheit an: „Es war uns zum Heil, es riß uns **nach oben**!“

L. D.

Mannichfaltigkeiten.

(**Berlin**, 5. Juli.) Die Stadtverordneten haben geſtern auf Hrn. Lewald's Antrag beſchloſſen, daß Magiſtrat und Stadtverordnete die einer alten Zopfzeit angehörenden ſogenannten ehrenden Prädicate, wie „**hochedel**“ unter einander **aufheben**. (Berl. N.)

Die Tochter des Marſchalls Maſſena ſoll in der tiefſten Armuth leben als Frau eines Kleingärtners bei Brüſſel, bei welchem die Kammermädchen die Bouquets für ihre Gebieterinnen zu kaufen pflegen. (Allg. Modenztg.)

Korreſpondenz.

Wiesbaden, 2. Juli.

Nach einem Korreſpondenzartikel Ihres Blattes von voriger Woche könnte es auswärts den Anſchein gewinnen, als ob in der hieſigen deutſchkatholiſchen Gemeinde ein allgemeiner und trauriger Indifferentismus eingeriſſen wäre. Wäre dem wirklich ſo, ſo müßten wir es ſehr bezweifeln, ob dieſem beklagenswerthen Umſtande durch Zeitungsartikel, wie der erwähnte, abgeholfen werden könne; im Gegentheile wiſſen wir ja, wie entmuthigend ſolche Nachrichten in der Regel auf die Maſſe des Volks zu wirken pflegen. Rührt deshalb jene Korreſpondenz von einem wahren Verehrer der deutſchkatholiſchen Sache her, was wir vor der Hand noch keineswegs bezweifeln wollen, ſo müſſen wir ihn wenigſtens bitten, ſich von der wahren Stimmung der hieſigen Gemeinde erſt einmal gründlich zu überzeugen; uns ſelbſt aber bleibt dabei nur zu wünſchen übrig, daß uns unſer Herrgott doch vor manchem unſerer **Freunde** in Zeitungen bewahren wolle, mit unſeren **Feinden** gedenken wir ſchon fertig zu werden. Indifferentismus aber kann weder den hieſigen Deutſchkatholiken ſelbſt, noch ihren Freunden vorgeworfen werden, wenn ſchon wie allerwärts, ſo auch hier, das erſte Zujauchzen des Enthuſiasmus, wie der diesjährige **Jahresbericht** der Gemeinde ſich ausdrückt, ſich allmälich umgewandelt hat in den geräuſchloſeren Beifall der Beſonnenheit und gereiften Ueberzeugung. Wenn die hieſigen **Gemeindeverſammlungen** ſchon ſeit Entſtehen der Gemeinde nicht ſo zahlreich beſucht werden, wie an andern Orten, ſo hat dies einfach darin ſeinen Grund, daß ein großer Theil der Gemeinde in den umliegenden Orten Biebrich, Mosbach, Schierſtein ꝛc., und zum Theil noch entfernteren, zerſtreut wohnt, der Sinn für öffentliche Verhandlungen überhaupt aber unter den naſſauiſchen Bürgern erſt dann recht erwachte, als zugleich das Intereſſe des Einzelnen auf unendlich Mannichfaltiges und Gleichwichtiges gerichtet und ſo zeitweiſe natürlich auch etwas zerſplittert wurde. Daß der **Gottesdienſt** gerade in den letzten Monaten an Frequenz etwas abgenommen hat, darf um ſo weniger befremden, als um dieſelbe Stunde, in welcher dieſer in der evangeliſchen Kirche abgehalten werden konnte, die **männliche** Hälfte der Gemeinde, wie der hieſigen Bürgerſchaft, durch die Waffenübungen der Bürgerwehr in Anſpruch genommen war. Auch jetzt, wo eben dieſes Hinderniſſes wegen unſere gottesdienſtlichen Verſammlungen vorläufig wieder in den Schützenhof verlegt ſind, gehört beſondere Eile und körperliche Ausdauer dazu, wenn ein Landwehrmann, der mit Staub und Schweiß bedeckt um 9 Uhr vom Exerciren heimkehrt, um halb 10 Uhr regelmäßig im Gottesdienſte erſcheinen will. Die Anfangszeit aber noch ſpäter hinauszurücken, geht unſerer auswärts wohnenden Gemeindeglieder wegen nicht wohl an. — Was endlich den letzten Punkt der gedachten Korreſpondenz betrifft, ſo haben wir unſererſeits noch niemals von Einzelnen, geſchweige in weiteren Kreiſen, den Wunſch äußern hören, Hr. Prof. **Schell** möchte von dem entfernten **Fulda** aus, falls er dahin zurückkehrte, zu einer Gaſtpredigt hierher eingeladen werden. Hr. Schell hat zwar viele warme Verehrer und Freunde hier, die ſich ſeiner früheren Wirkſamkeit dankbar erinnern; aber gerade ſie ſind es, die ihm ein nochmaliges Auftreten am hieſigen Altar und vor der hieſigen Gemeinde gewiß um ſo weniger zumuthen würden, als ſie dieſen Mann, trotz widerwärtiger Vorkommniſſe, noch nicht zu ſchätzen und zu lieben verlernt haben.

Mainwaſſer-Wärme: Am 8. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 8. Juli. **Vicomte von Letorières, oder: Die Kunſt zu gefallen**, Luſtſpiel in 3 Abth., nach dem Franzöſiſchen von Bayard, von C. Blum.

Sonntag, 9. Juni. **Oberon, König der Elfen**, romantiſche Feenoper in 3 Abth., nach dem Engliſchen des Planché, von Th. Hell, Muſik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes ſind von Hrn. **Mühldorfer**, Maſchiniſt und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 189. Montag, den 10. Juli 1848.

Ein Beitrag zur Geſchichte der ruſſiſchen Polizei. *)

Von C. v. K.

Ich hatte ſo Manches über Rußland gehört und geleſen, durch Beides war aber meine Neugierde mehr geſpannt, als befriedigt worden. Der Drang, vermöge eigener Anſchauung die Fäden jenes Netzes kennen zu lernen, welche ein großes, kräftiges Volk ſo künſtlich und ſo feſt umſchlingen, daß der eiſerne Arm eines Einzelnen daſſelbe widerſtandslos zu ſeinen Zwecken zu benutzen und den gewaltigen, mit Leben und Kraft erfüllten Körper wie eine Maſchine hin und her zu ſchieben vermag, veranlaßte mich, eine Reiſe nach Petersburg zu unternehmen. Dort, an der Quelle des Ausfluſſes der unbeſchränkten autokratiſchen Gewalt, hoffte ich mit Hülfe einflußreicher Empfehlungen die meiſten Erfahrungen ſammeln und die lehrreichſten Beobachtungen machen zu können.

Es war mir bekannt, daß ich mit dem Ueberſchreiten der ruſſiſchen Gränze auch der Gewalt der ruſſiſchen Polizeigeſetze verfallen ſey. Die Abgabe des Paſſes iſt dort eine der erſten Bedingungen, deren Vernachläſſigung für den Reiſenden ſehr bedenkliche Folgen haben könnte, und ich beeilte mich deshalb, derſelben gleich nach meiner Ankunft in der Hauptſtadt des moskowitiſchen Reiches Folge zu leiſten.

Ich geſtehe, daß ich gerade nicht mit beſonderer Behaglichkeit die Schwelle des großen palaſtähnlichen Gebäudes überſchritt, wo der Chef der geſammten ruſſiſchen Polizei ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte. Indem ich die breite Treppe hinaufſtieg, welche nach dem Anmeldezimmer führte, meinte ich in jedem meiner in den weiten Räumen laut wiederhallenden Schritte den warnenden Ruf eines jener vielen Opfer zu vernehmen, die an dieſem Orte einem ſchändlichen unmoraliſchen Syſtem hatten unterliegen müſſen. Wie viele für Freiheit und Recht ſchlagende Herzen mochten hier den Streichen der Knute erlegen, wie Viele für das kühne Lautwerden eines einzigen wahren Wortes von hier aus mit geſchorenem Haupte nach Sibirien abgeführt worden ſeyn, ohne vorher noch ein Mal Weib und Kind an das gebrochene Herz drücken zu dürfen; wie Viele mochten endlich noch in anderer Weiſe auf die bloßen Ausſagen erkaufter Verräther hin der Gewalt dieſer aſiatiſchen Vehme erlegen haben. Derartige Gedanken kreuzten ſich in meinem Kopfe und ſchnürten mir die Bruſt zuſammen; der Werth der Freiheit trat mir in dieſem Augenblick in ſeiner großen unendlichen Bedeutung mehr als je vor Augen.

Unter dieſen Betrachtungen betrat ich das Gemach, welches in einzelnen Fällen für den Empfang der Fremden beſtimmt iſt. Es war ein kleines, mit einem Sopha und mehreren Lehnſeſſeln verſehenes Zimmer. Ich trat an eins der Fenſter, von wo aus man einen Theil der ſich weitausdehnenden Kaiſerſtadt mit ihren Paläſten und Hütten überſehen konnte, allein es blieb mir keine Zeit, mich in dieſes anziehende Bild ernſtlich zu vertiefen. Eine Seitenthür öffnete ſich kaum hörbar, und ein junger, elegant gekleideter Mann, deſſen Manieren jene feine geſchmeidige Höflichkeit zur Schau trugen, die nur in diplomatiſcher Schule nach förmlichen Studien erworben werden kann, trat mir artig lächelnd entgegen.

Er bat mich zuvorkommend, ihm gegenüber Platz zu nehmen, und es entſpann ſich nun zwiſchen uns folgendes Geſpräch:

„Sie ſind Herr v. Z. aus Berlin?"

Ich machte eine bejahende Verbeugung.

„Sie beſchäftigen ſich mit literariſchen Arbeiten?"

„Bitte um Entſchuldigung, ich privatiſire. Wenn ich nicht irre, bin ich auch in meinem Paß nur als „Privatmann" aufgeführt," ſagte ich, nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, und hocherſtaunt, daß man in Rußland das wußte, was ich im eigenen Vaterlande nur einigen Freunden als Geheimniß anvertraut hatte.

Der junge Mann antwortete mit einer Miene der zuvorkommendſten Höflichkeit, wobei er mich jedoch ſcharf und durchdringend anblickte:

„Es war eine bloß flüchtig von mir hingeworfene Frage. Es kann möglich ſeyn, daß ich mich irre, obgleich ich meine, von Ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ſchon gehört zu haben. — Werden Sie ſich lange in Petersburg aufhalten?"

„Ich beabſichtige vorläufig acht Wochen hier zu bleiben."

„Nun, ich denke, Sie werden nicht unbefriedigt in Ihr Vaterland zurückkehren; es bietet ſich Ihnen hier reichhaltiger Stoff zur Beſchauung dar. Nur vor Einem muß ich Sie, meiner Pflicht gemäß warnen: Seyen Sie vorſichtig in Ihren politiſchen Aeußerungen!"

„Ich erlaube mir, nochmals zu wiederholen, daß ich die Reiſe hierher nur zu meiner Erholung und Belehrung unternommen habe."

„Sie ſind Herr Ihrer Zeit und Ihres Willens. Indem ich die vorige Bemerkung fallen ließ, erfüllte ich nur den Befehl des Gouvernements, welches hierbei ganz offen zu Werke geht, und es für Pflicht hält, jedem Fremden während ſeines Aufenthaltes hier zu Lande ein ſolches Verhalten anzuempfehlen."

„Halten Sie ſich überzeugt, daß ich mich ſtreng darnach richten werde."

„Sie werden wohl daran thun, denn die ruſſiſchen Geſetze ſind in dieſer Beziehung ſehr ſtreng, und nach ihnen allein würden Sie gerichtet werden."

*) Anmerkung. Indem wir den gegenwärtigen Beitrag veröffentlichen, wollen wir zwar für die unbedingte Wahrheit des hier Erzählten nicht bürgen, halten jedoch den Vorfall für möglich, wenn auch der Erzähler ſich einige poetiſche Ausſchmückungen erlaubt haben mag. Die Red. d. Did.

Digitized by Google

Ich dachte in dieſem Augenblick an den Zobelfang in Sibi-rie[illegible]n die Queckſilberminen im Ural und an die fürchterliche Kn[illegible] und dies vermehrte keineswegs mein Verlangen, mit dem ruſſiſchen Strafcoder Bekanntſchaft zu machen.

„Haben Sie ſchon früher ein Mal die ruſſiſchen Staaten be-ſucht?“ fuhr mein Examinator fort.

„Vor drei Jahren war ich ein Mal in Warſchau und vor zwei Jahren in Riga.“

„Ach ja! Ganz richtig! — In Warſchau verkehrten Sie oft mit dem Grafen P....., und legten viele Sympathieen für die Polen an den Tag. Bei einem Souper, welches der Graf Gz. gab, brachten Sie ſogar einen Toaſt auf deren Wiedererhe-bung aus.“

Das Blut ſtieg mir in den Kopf, und ich ſchauderte bei dem Gedanken an all' die geheimen Mittel, die eine Regierung anwenden mußte, um ein ſolches Spionirſyſtem in ſo ausgedehn-ter Weiſe zu betreiben. Was man mir ſo eben geſagt hatte, waren allerdings Thatſachen, allein ſie waren in ganz vertrau-ten Kreiſen, wo man ſich vor jedem Verrath ſicher glaubte, vor-gefallen.

(Fortſetzung folgt.)

Das neue Hotel national in Wien.

Dem Vorwurfe, daß Wien im Vergleiche mit Frankreich, England und Deutſchland nur äußerſt wenige großartige Gaſt-höfe beſitze, iſt durch einen neuen Gaſthof begegnet worden. Hr. **Klier** hat nämlich mit einem Geldaufwande von circa 600,000 Gulden C.-M. unter obigem Titel ein Hotel vom Grunde auf neu erbauen laſſen, desgleichen wohl ſchwerlich in Deutſchland, Frankreich und England ein zweites zu finden ſeyn dürfte. Nicht nur iſt dieſer Gaſthof durch ſeine impoſante Ausdehnung und durch die auffallende Schönheit ſeines Aeußern und Innern be-merkenswerth, ſondern die außerordentliche Zweckmäßigkeit der Eintheilung, durch ſeinen Comfort für die Paſſagiere, durch ſeine Obſorge für alle Gäſte, gehört er zu den glänzendſten Erſchei-nungen in der Kaiſerſtadt, und gereicht derſelben zu einer der bedeutendſten Zierden. Wir möchten dieſes merkwürdige Gebäude am liebſten ein Rieſen-Hotel nennen, denn daſſelbe beherrſcht ei-nen der größten Plätze in der Leopoldſtadt, enthält mit ſeiner Haupt- und Gaſſenfronte 155 Fenſter, das ganze Haus 486 Fenſter in vier Etagen, beſitzt elf Höfe, zwei große und neun Lichthöfe. Auf dem Giebel des Hauſes befindet ſich eine Ter-raſſe, in einen Garten verwandelt, auf welcher 4000 Menſchen ſpeiſen können, und welche die reizendſte Ausſicht in die weite romantiſche Umgebung Wiens bietet. In der großen, äußerſt geräumigen Einfahrt befindet ſich der Wartſaal, in welchem für die Reiſenden bei ihrer Ankunft mittlerweile, bis ihnen die Apartements oder einzelnen Zimmer angewieſen werden, das Gepäcke in Empfang genommen wird, welcher Wartſaal auch den Paſſagieren bei ihrer Abreiſe wieder ſehr bequem erſcheint. — Die überaus bequemen Stiegen und Gänge in allen vier Stockwerken werden im Winter geheizt, und zwar mit erwärm-ter Luft, eine Einrichtung, welche in dieſer großartigen Weiſe nirgends beſteht. Man gelangt von hier aus in zweihundert der eleganteſten Paſſagier-Zimmer, welche im heißeſten Sommer, ganz nach Belieben der Bewohner, durch eigene Ventiles abgekühlt werden können. Für Heizung, und natürlich auch für die Ab-kühlung, iſt nichts zu entrichten. Die Heizung des ganzen Rie-ſenhauſes geſchieht durch erwärmte Luft, mittelſt einer Dampf-maſchine, welche gleichzeitig zum Pumpen des Waſſers beſtimmt iſt, um in allen Etagen fortwährend in den angebrachten Baſ-ſins das friſcheſte Quellwaſſer zu beſitzen, und die in allen vier Stockwerken beſtehenden bequemen Bade-Zimmer für die Paſ-ſagiere mit dem hinlänglichen Bedarf an kaltem und warmem Waſſer zu verſehen. Ferner dient dieſe Dampfmaſchine zum Kochen, Holzſpalten, zum Waſchen und Reinigen der geſammten Wäſche der Paſſagiere und des ganzen Hotels, zum Trocknen und Glätten dieſer Wäſche, ſo daß in nöthigen Fällen die Wäſche der Paſſagiere in zwei Stunden mittelſt Dampf gereinigt, ge-trocknet und zum Anziehen bereitet ſeyn kann. Ferner ſteht mit dieſer Dampfmaſchine ein Aufzug nach der über dem vierten Stocke angebrachten, mit Asphalt bedeckten, ſechzehntauſend Qua-drat-Schuh umfaſſenden Terraſſe in Verbindung, welche ſowohl Speiſen und Getränke, als auch Perſonen hinaufbefördert. Dieſe Maſchine ſchafft täglich zwölf- bis fünfzehn Hundert Eimer Waſſer auf und ab, wodurch das ganze Haus, wie ſchon bemerkt, mit dem nöthigen friſchen Quellwaſſer verſehen und immerfort gerei-nigt wird. Um ſich eine Idee von dem Luxus, mit welchem die-ſes Hotel ausgeſtattet wurde, zu machen, diene zur Nachricht, daß bloß für Roßhaare zu den Möbeln und Betten 16,000 fl. ausgegeben wurden. Aber Möbeln und Betten ſind auch in der That prachtvoll, und es kann die Einrichtung der Apartements und Paſſagierzimmer wahrhaft fürſtlich genannt werden. Ueberall Sammet, Seide und Damaſt, die Draperieen höchſt geſchmack-voll, die Malerei der Wände und Plafonds wahrhaft elegant, ſo daß der Architekt, Profeſſor Förſter, der Baumeiſter Dornacher, der Maler Wimmer, der Tapezierer Stehr ſich wirklich höchſt rühmlich ausgezeichnet haben, welche beide letztere Geſchäftsleute hinſichtlich ihrer prompten, billigen und kunſtvollen Arbeit vor-züglich empfehlenswerth ſind. — Außerdem enthält dieſes Hotel noch einen Speiſeſaal im Erdgeſchoſſe, einen Speiſeſaal im er-ſten Stocke, einen Thee- und Kaffee-Salon und ein Leſe-Cabinet, in welchem ſich die geſuchteſten und beliebteſten Journale und Zeitungen des In- und Auslandes befinden. Es iſt auch noch ferner für alle Wünſche der Fremden in dieſem Hotel geſorgt. Es iſt ein eigener Arzt im Hauſe, es iſt ein ſehr großartiges Kleider-Magazin vorhanden, das ſich durch wahren Geſchmack und ſeine Obſorge von fertigen, ganz vortrefflichen Kleidern für Herren auszeichnet, und befinden ſich in dieſem Hotel ein großer Hutverlag und noch andere Niederlagen, welche reiſenden Damen und Herren alle Bedürfniſſe in großer Auswahl exact, elegant und billig bieten.

Die ſehr geräumigen und luſtigen Stallungen und Wagen-Remiſen, die überaus koſtſpieligen waſſerdichten Eisgruben, welche drei Klafter tief unter dem Waſſerſpiegel ſich befinden, und bei dem letzten Eisgange ihre erprobte Brauchbarkeit bewährt haben, laſſen nichts zu wünſchen übrig. Obgleich dieſes neue Hotel ſich bis heute noch nicht öffentlich ankündigen ließ, ſo iſt daſſelbe doch ſchon jetzt außerordentlich beſucht, namentlich ſtrömen die faſt täg-lich nach Wien kommenden Deputationen in Maſſen dahin; erſt vor wenigen Tagen wurden über Eintauſend Deputirte an meh-reren Tafeln hier bewirthet. Der Eigenthümer iſt zwar ein einfa-cher Mann, aber ſeine Einfachheit und Biederkeit nehmen un-endlich für ihn ein. — Trotz ſeines ſchlichten Weſens beſitzt er einen Reichthum von Ideen, ſeine Gäſte zu bedenken und für ihren Comfort zu ſorgen. Seine Biederkeit geſtattet ihm auch, nicht die Reiſenden zu überhalten; die Billigkeit, ja die größte Billigkeit iſt ſein Hauptaugenmerk, daher wir den Dank der Reiſenden zu erwerben glauben, wenn wir ſie bei dem bevorſte-henden Reichstage auf dieſes neue, herrliche und alle Wünſche der Fremden in Wien erfüllende Etabliſſement, auf die ſchönſten Zimmer, auf die feinſte Küche und die beſten und ächteſten Ge-tränke, und vor Allem auf die überraſchendſte Billigkeit aufmerk-ſam machen. (W. Thz.)

Digitized by Google

Wie ſoll es künftig hinſichtlich der Verbrauchsſteuer in Deutſchland gehalten werden?

Zu den Verbrauchsſteuern gehören hauptſächlich die Mahl-, Schlacht-, Trank-, Zapf-, Tabaks- und Salzſteuern, ſey es, daß dieſe Abgaben in der Form einer Steuer, ſey es, daß ſie mit dem Verkaufspreiſe ſelbſt erhoben werden. Wie in Allem, ſo findet auch hierin eine große Verſchiedenheit in Deutſchland ſtatt, ja innerhalb des Zollvereins und ſogar zuweilen innerhalb eines einzigen Staates. Dieſe Verſchiedenheit in der Beſteuerung von Gegenſtänden, welche dem Verkehr angehören, hat aber viel Nachtheiliges, denn ſie durchlöchert in einer wichtigen Beziehung die Einheit, hemmt den Verkehr, verletzt das Gefühl der Zuſammengehörigkeit und begünſtigt den unſittlichen Schmuggelhandel. Dieſe Verſchiedenheit der Verbrauchsſteuer iſt auch die Urſache, weßhalb bisher ſelbſt innerhalb des Zollvereins die Schranken, welche Land von Land ſcheiden, noch immer nicht ganz gefallen ſind, indem man zur Ausgleichung der gegenſeitigen Verbrauchsſteuerunterſchiede bei dem Uebergang eines ſteuerpflichtigen Gegenſtandes über die Landesgränze ſogenannte Ausgleichungsabgaben erhebt, die nichts ſind, als ein Binnenzoll unter einer die Sache etwas bemäntelnden Benennung. Dieſe Binnenzölle müſſen aber fallen, wenn wir uns mit unſerer Einheit nicht im Auslande und vor uns ſelbſt lächerlich machen wollen; ſie müſſen fallen, damit die Worte, „freier Verkehr im Innern", „kein Oeſterreich, kein Preußen, ein einiges Deutſchland!" u. dergl. zur Wahrheit werden und nicht blos nichtsſagende Redensarten bleiben.

Es läßt ſich indeſſen nicht läugnen, daß die gründliche Löſung dieſer Frage nicht ſehr leicht iſt; denn es hängt mit derſelben mehr oder weniger auch das ganze unmittelbare (directe) Steuerweſen, ſo wie die Zahlungskraft der einzelnen Staaten zuſammen. Aber man muß auch hier einmal von der wenig fördernden allzu großen deutſchen Bedächtigkeit abſtehen und ſchnell — weil für das Einzelne zu wenig Zeit bleibt — in einfachen Grundzügen etwas Einheitliches ſchaffen. Die verfaſſungsgebende Reichsverſammlung kann nicht Alles ins Feine ausarbeiten, das mag den folgenden Reichstagen vorbehalten bleiben; aber eine einheitliche Grundlage für Alles, wozu Einheit nothwendig iſt, das können wir von ihr erwarten, und ſie wird hierin, das hoffen wir, unſere Erwartung nicht täuſchen.

Als ſolche, dem gegenwärtigen Bedürfniß entſprechende Grundzüge könnten vielleicht folgende gelten:

1) Annahme der in Preußen geltenden Beſteuerung des Branntweins für ganz Deutſchland, ſo daß überall mit einem gleichen Satze der Branntwein bei der Erzeugung, nach dem Maiſchraum der Gefäße, beſteuert würde und nachher frei in den Verkehr überginge. Eben ſo gleiche Beſteuerung des Biers bei der Erzeugung.
2) Allgemeine Beſteuerung des Weins bei deſſen erſtem Verkauf, nach gewiſſen Hunderttheilen des Kaufpreiſes.
3) Aufhebung der Schlacht- und Mahlſteuern.
4) Gleicher Salzpreis in ganz Deutſchland, etwa drei Kreuzer das Pfund.
5) Aufhebung der nur in Oeſterreich eingeführten Tabaksſteuer, oder Verwandlung derſelben in eine Auflage auf die Tabakshandlungen dieſes Staats.

Die Ausfälle, welche ſich wegen 3 und 5 für die betreffenden Staatskaſſen ergeben, können gedeckt werden durch Aufhebung der noch beſtehenden Steuerfreiheiten ohne Entſchädigung (alſo durch gleiche Beſteuerung der Ritter- und Kloſtergüter, der Zehnteinkünfte u. dergl.), durch Verbeſſerung des unmittelbaren Steuerweſens (Grundſteuer, Gewerbſteuer) und durch Einkommenſteuern oder Klaſſenſteuern, ſowie durch Erſparniſſe an unnöthigem Staatsaufwand.

Hungen, im Juni 1848. K. L. Hunſinger.

Mannichfaltigkeiten.

In Aarau wurde am 30. Juni, Nachmittags, Heinrich Zſchokke feierlich zur Erde beſtattet. Den langen Leichenzug eröffneten die Schüler der Sonntagsſchule, an deren Gründung und Erhaltung der Verewigte einen großen Antheil hatte. Darauf folgten unmittelbar vor dem Sarge, die Lehrer und Zöglinge der Taubſtummen-Anſtalt, welcher Zſchokke als Vorſtand der Direktion bis zu ſeinen letzten Tagen alle Sorge und Aufmerkſamkeit gewidmet hatte. Der Sarg ſelbſt wurde von acht ehrenwerthen Bürgern getragen, vier jüngere Bürger hielten die Zipfel des Leichentuches. Es war nach dem Wunſche des Verſtorbenen mit einem von weißen Blumen durchzogenen Lorbeerkranze geſchmückt, den er im Jahre 1828 in einem Kreiſe vertrauter Freunde in Frankfurt a. M. erhalten hatte. Dem Sarge folgten die Söhne und Enkel des Verewigten, ſeine Verwandten und nächſten Freunde, dann die Abordnung des großen Rathes, der Regierungsrath, das Obergericht, der Gemeinderath von Aarau, die Kulturgeſellſchaft, der Forſtverein, Lehrer und Schüler der Kantonsſchule und eine ſehr große Zahl von Männern aller Kreiſe von nah und fern. Am Grabe ſangen die Schüler ein Lied, worauf ein von kundiger und nahe befreundeter Hand verfaßter Lebensabriß vorgetragen wurde.

Nicht ein Mal in ihren Gräbern haben die Könige und Königinnen Ruhe in unſerer gottloſen Zeit. So iſt in Edinburgh die Dreifaltigkeitskirche — eines der ſchönſten Gebäude altengliſcher Baukunſt — kürzlich niedergeriſſen worden, um einen Platz zu Kohlenſchuppen für die nordbritiſche Eiſenbahn zu erhalten. Die Alterthumsfreunde boten alle Mittel auf, die Zerſtörung zu verhindern, die Eiſenbahn zahlte für den kleinen Raum 115,000 Thlr., und ſie ſetzte ihren Plan durch. In der Kirche war unter andern auch die Königin Marie von Geldern, Gemahlin Jacobs II., begraben, die 1463 geſtorben. Mit Mühe erlangte man die Erlaubniß, wenigſtens die königliche Ueberreſte aufzuſuchen und zu bewahren. Der Sarg, den man fand, war von Eichenholz und noch ziemlich wohlerhalten, das Gerippe aber gänzlich zerfallen, nur der Schädel hatte ſich vollkommen erhalten, und die Zähne ſtanden noch weiß und vollſtändig darin. Der Sarg wurde mit königlichen Ehren in die Abtei Holyrood gebracht und da mit ſeiner Aſche zu neuer Ruhe beigeſetzt.

Korreſpondenz.

Stuttgart, 5. Juli.

Unſer Hoftheater, das ſeit letztem Sonntag geſchloſſen worden iſt, wie es Anfangs hieß nur auf 2 Monate, wie aber jetzt beſtimmt worden iſt, auf drei Monate, hat dieſe Nacht einen großen Verluſt erlitten, der hier die ſchmerzlichſte Senſation erregte. Die jugendliche Geſangskünſtlerin Mathilde Waldhauſer, ſeit Kurzem erſt in lebenslängliches vortheilhaftes Engagement getreten, iſt dieſe Nacht an einem nervöſen Schleimfieber in noch nicht vollendetem 20. Lebensjahre geſtorben. Im colorirten Geſange kamen ihr nur wenige deutſche Sängerinnen gleich. — Aus Ulm vernimmt man, daß nun auch ein Offizier wegen des ſchändlichen Attentats der dortigen Reiter verhaftet worden iſt.

Aus Rheinheſſen, im Juli.

Zur Mittheilung aus Rheinheſſen in Nro. 179 dieſer Blätter iſt im Intereſſe der Wahrheit Folgendes zu bemerken. Iſt es nicht eine

Digitized by Google

neue Logik, daß der dortige Korreſpondent behauptet, das Inſtitut der Notäre müſſe ſchon deshalb beanſtandet werden, weil die Stellen verkäuflich und keine fixen Gehalte ausgeworfen werden! — Kann denn das Notariat nicht zum Wohle des bürgerlichen Verkehrs ferner benutzt werden, wenn demnächſt durch geſetzliche Beſtimmung die Verkäuflichkeit aufgehoben und die Taxordnung zeitgemäß regulirt wird? Warum das Kind mit dem Bade ausſchütten? — Wenn dem Hrn. Korreſpondenten, welcher ohne fixe Gehalte das Notariat verbannen will, die Arbeit den Maßſtab der Belohnung abgibt, und derſelbe nicht etwa für das unlängſt in den Pariſer Nationalwerkſtätten durchgefallene Gleichheitsſyſtem des Lohnes ſchwärmen ſollte, dann haben die Rheinheſſen noch einige Hoffnung, daß unſerer wackerer Mitbürger das Notariat nicht gänzlich ausrotten wird, welches ſo ſchaudererregende Einkünfte bezieht, daß, wenn ſolche wirklich vorhanden wären, alle Notare in Rheinpreußen, Rheinheſſen und Rheinbayern in einem Jahrzehnte Millionäre ſeyn müßten, was übrigens demnächſt vielleicht auch noch behauptet werden wird, wenn es gewiſſen Leuten in den Kram taugen ſollten. — Möchten doch dieſe braven Patrioten dahin ſtreben, daß das Leben überhaupt wohlfeiler werde, namentlich dafür ſorgen, daß die reichen Gutsbeſitzer nicht, wie in den letzten Jahren geſchehen, den Waizen um 25 fl. das Malter verkaufen müſſen, was die Gaubickelheimer Adreſſe vielleicht noch nachholen kann. — Die Zahlen in den Rechnungen unſeres Korreſpondenten betreffend, verweiſe ich Jeden, den es intereſſirt, auf das offene Schreiben des Syndics der Notarienkammer zu Mainz, Hrn. Seyler, vom 20. Juni d. J. (von Zabern'ſche Druckerei), woraus actenmäßig hervorgeht, was man von ſolchen oberflächlichen Angaben und Anſätzen, ſelbſt wenn ſie von einem geſammten Bürgercomité ausgehen, zu halten hat. — Der Raum dieſer Blätter geſtattet mir nur, unſerem Korreſpondenten zu erklären, daß es ſeine Pflicht war, zu bemerken, welche bedeutende Fiscalvorlagen und Bureaukoſten im Brutto ſeiner Zahlen begriffen ſind, welche letztere wohl mit doppelter Kreide niedergeſchrieben, oder durch langjährige, von der Proceßſucht der Partien genährte Rechtsſtreite entſtanden ſeyn mögen. Wenn man aber der Spottbilligkeit wegen wieder zur Juſtiz durch Schultheiße und Bürgermeiſter zurück will, ſo bitten wir unſeren lieben Mitbürger noch einmal ruhig zu überlegen, welche ſegensreiche Folgen hierdurch herbeigeführt würden, wie Verwandtſchaft, Feindſchaft und Eigennutz namentlich in den Landgemeinden ſich hierdurch recht breit machen könnten, wie zwar Verzeichniſſe von Mobilien und Liegenſchaften, nicht aber in den Inventarien häufig zu erörternde juriſtiſche Verhältniſſe zweckmäßig in dieſen Händen ihre Erledigung finden könnten. — Bei den Copialgebühren gebe ich zu bedenken, daß der himmelſchreiende Gulden per Bogen darin ſeine rechtliche Begründung findet, wenn man in Betracht zieht, daß die Redactionsgebühren und Reiſediäten höchſt gering und unzureichend und der Notar keine Berathungs- und Korreſpondenzgebühr hat, ſo daß derſelbe täglich mehrere Stunden zu Conſultationen verwenden muß, ohne irgend eine Entſchädigung, und daß überdies die Salairs der Gehülfen, Ausgaben für Heitzung und Beleuchtung der Geſchäftslocale, ſo wie für Schreibmaterialien die Copialgulden auf Kreuzer reduciren. Unſeren Mitbürgern in Starkenburg und Oberheſſen rufen wir zu, daß ſie freudig die dieſſeitige Juſtizorganiſation annehmen können, ohne Furcht vor den ſchauderhaften Rechnungen unſeres Korreſpondenten, indem das Drückende der dieſſeitigen Geſetzgebung, namentlich das koſtſpielige Licitationsverfahren für Mündelgüter und die Formalitäten der Theilungsklagen durch die Meiſterhand unſeres Juſtizminiſters jedenfalls ſeiner Zeit ſo vereinfacht werden, daß alle Betheiligte zufrieden ſeyn können, wenn ſie die Träume für patriarchaliſche Zuſtände nicht ganz und gar ergriffen haben. Die Zeit iſt nicht mehr ferne, daß eine heilſame Einkommenſteuer Alle nach ihren Kräften zum Staatshanshalte beizutragen verpflichten wird, und auch die Juſtizſuchenden vom Ballaſte des Enregiſtrements, Stempelpapiers und aller ſonſtigen Fiscalgefälle befreien wird, und eine gerechte Norm ſowohl die Diener der Juſtiz, als ihre Clienten ſicher ſtellen wird. Die Beamten in Rheinheſſen haben unter dem abgetretenen Miniſterium ſehr oft, aber leider ohne Erfolg im Intereſſe des öffentlichen Wohles Abänderungen nachgeſucht; warum man ohne Erfolg petitionirte, hat unſer Gagern in ſeinen rechtlichen Erörterungen (Worms, 1847, bei Kunze) trefflich nachgewieſen. Doch die Neuzeit und ihre Miniſter werden zuverläſſig Beſſeres bringen! K.

Wiesbaden, 4. Juli.

Der Abſatz von Looſen aus der Induſtriehalle dauert noch immer fort und vielleicht bis in den Spätſommer. Dies iſt ſehr zu loben und um ſo mehr, da für die eingehenden Gelder ſogleich Waaren aus der Halle angekauft und die Verfertiger ausbezahlt werden. Die Halle zeigt ſich in dieſer erbärmlich gedrückten Handelsperiode als ein wahrer Rettungsanker und ſie darf als eine der wichtigſten und am beſten geleiteten öffentlichen Anſtalten Wiesbadens betrachtet werden. Ehre den Männern, die weder Zeit, noch Mühe ſparen, die Anſtalt zu fördern! — Unſer „Seidenzuchtverein“ hat in den Herren Profeſſor Thomae und Reviſionsrath Wagner die vortrefflichſten Männer zu ſeiner Leitung gefunden. Es iſt erſtaunlich, was dieſe Ehrenmänner mit wenigen Mitteln geleiſtet haben. Von allen Seiten werden große Sendungen Cocons in die Filanda dahier geſchickt. Großes Aufſehen hat bei unſeren Seidenzüchtern die Nachricht der „Weſerzeitung“ gemacht, daß man in Neuholland eine Art Seidenraupen, größer und productiver als die chineſiſche, entdeckt habe, von der, wenn ſie in Europa fortkommt, eine totale Verdrängung der chineſiſchen Raupen und ein Umſchwung der Seidenzucht zu erwarten ſteht. Die Geſchichte hat ſchon oft gelehrt, daß die unſcheinlichſten Dinge die wichtigſten Folgen haben.

Frankfurt a. M., 8. Juli.

Am 5. d. M. verſchied einer unſerer würdigſten und edelſten Mitbürger, Hr. Georg Marquard Seufferheld, im 67. Lebensjahre. Wie Wenige verſtand er mit dem Pfunde zu wuchern, das Glück und raſtloſe Thätigkeit ihm verliehen hatten. Stiftungen, in denen ſein Charakterbild ausgeprägt iſt, werden ſeinen Namen als einen mit Recht gefeierten der Nachwelt überliefern. Er war ein großmüthiger Gönner der Künſte und Wiſſenſchaften, ein eifriger Beförderer guter und gemeinnütziger Zwecke, ein unermüdlicher Wohlthäter der Armen und Hülfsbedürftigen, ein Chriſt im vollen Sinne des Wortes! Was die Seinigen in ihm verloren haben, läßt ſich nicht ſchildern. Ehre ſeinem Andenken und Friede ihm, der nach jahrelangen, ſchweren Leiden durch einen ſanften Tod erlöſ't ward.

Verſchiedene muſikaliſche Zeitalter.

Herrlich noch blühte die reichſte Muſik in dem vorigen Jahre,
Mendelsſohn ſpielte und Liszt, Jenny, die Nachtigall, ſang;
Nun iſt's anders geworden, es krächzt, es miaut und es klappert
Hin durch Beethoven's Land gräßlich die Katzenmuſik.

Zum Vortheile der deutſchen Flotte.
Montag den 10. Juli 1848, Abends 6 Uhr:
Vortrag von ſechs Konzertſtücken auf dem neuerfundenen Inſtrumente:
Piano-cantante,
im Saale der Loge Carl auf der Gallengaſſe durch Eduard Beurniz.

Perſonen-Billets zu 48 Kr., ſo wie Familienkarten, welche für Familien bis zu 5 Perſonen gültig ſind, zu fl. 2. ſind an der Kaſſe zu haben.

Mainwaſſer-Wärme: Am 9. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 9. Juni. Oberon, König der Elfen, romantiſche Feenoper in 3 Abth., nach dem Engliſchen des Planché, von Th. Hell, Muſik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes ſind von Hrn. Mühldorfer, Maſchiniſt und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Montag, 10. Juli. Dorf und Stadt, Schauſpiel in 2 Abth. und 5 Acten mit freier Benutzung der Auerbach'ſchen Erzählung: „Die Frau Profeſſorin“, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 190. Dienſtag, den 11. Juli 1848.

Ein Beitrag zur Geſchichte der ruſſiſchen Polizei.

Von E. v. K.

(Fortſetzung.)

„In Riga ſind Ihnen im dortigen Poſthauſe ebenfalls einige unvorſichtige Worte entſchlüpft,“ fuhr der Beamte fort; „ich könnte Ihnen dieſelben wiederholen, indeſſen die Sachen ſind bereits der Vergeſſenheit übergeben, und ich habe ſie eigentlich nur deshalb hier noch ein Mal berührt, um Sie von der Nothwendigkeit meiner vorigen Warnung, politiſche Geſpräche gänzlich zu vermeiden, möglichſt zu überzeugen.“

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar hierfür!“ entgegnete ich, indem ich im Stillen jedoch ernſtlich zu bereuen anfing, die Reiſe nach Petersburg gemacht zu haben, und mich zugleich erinnerte, daß ein Brief, welchen ich an einen meiner Bekannten in Riga kurz nach meiner Abreiſe von dort gerichtet hatte, nach deſſen Meldung nicht in ſeine Hände gelangt war. — Ein Gefühl der Unheimlichkeit ergriff mich, mein moraliſches Gefühl war auf das Tiefſte verletzt, und ich wünſchte um jeden Preis, dieſes polizeiliche tête à tête abzubrechen. Der Zufall ſchien mich dabei zu begünſtigen. Ich hörte das Rollen eines Wagens, welcher vor dem Polizeigebäude ſtill hielt. Auch die Aufmerkſamkeit meines Geſellſchafters ſchien ſich darauf zu lenken, denn er zog plötzlich ſeine Uhr hervor, warf einen flüchtigen Blick auf dieſelbe, und trat haſtig an's Fenſter. Dann wendete er ſich wieder zu mir, und ſagte nicht ohne einen Anflug von Eile: „Ich habe Ihnen nichts weiter zu bemerken, Herr v. Z.; es hängt nunmehr von Ihnen ab, inwieweit Sie ſich den Aufenthalt in Petersburg angenehm machen wollen!“

Eine zuvorkommende Verbeugung folgte dieſen Worten. Ich ſtand auf, um dieſelbe zu erwiedern, der Beamte war aber bereits durch die Seitenthüre, durch welche er eingetreten, verſchwunden. Mich hielt nichts in dem unheimlichen Gebäude zurück, und ich zögerte daher nicht, das Gemach, wo ich noch eben ſo lehrreiche Erfahrungen geſammelt hatte, gleichfalls ſchnell zu verlaſſen. In der Aufregung, in welcher ich mich befand, beeilte ich meine Schritte. Ich betrat einen Vorſaal mit mehreren Ausgängen. Zweifelhaft, welches für mich der rechte ſey, wendete ich mich dem zunächſtliegenden zu. Statt indeſſen auf die Treppe zu gelangen, betrat ich ein kleines Gemach, welches wieder einen zweiten Ausgang zeigte. Ich eilte dieſem zu, ſicher hoffend, nun endlich in's Freie zu kommen. Allein ich hatte mich geirrt; ein dunkler, von kahlen Mauern begränzter Raum verhinderte mein weiteres Vordringen. Ich hielt einen Augenblick inne, um zu überlegen, was ich beginnen ſollte.

In demſelben Augenblick hörte ich aber auch Schritte, die ſich näherten. Ein mir ſonſt unbekanntes Gefühl der Bangigkeit erfaßte mich. Die Schrecken des ruſſiſchen Polizeiſyſtems, Gewaltthat und Barbarismus jeglicher Art im Gefolge, ergriffen mich; mechaniſch zog ich die Thüre feſt an und lauſchte athemlos. Ein Herr in Uniform trat ein. Was ich damals noch nicht wußte, erfuhr ich ſpäter: es war der General v. B, Chef der ſämmtlichen Polizei. Er ſtellte ſich mit übereinander geſchlagenen Armen an's Fenſter, indem er ſich mit dem Rücken an die Brüſtung deſſelben lehnte und ſeinen ſtrengen kalten Blick nach der Thüre heftete. Eine Minute darauf hörte ich ein Rauſchen von Gewändern und ein leiſes zaghaftes Klopfen. Darauf wieder einen Augenblick tiefe Stille, welche nur durch das kurz und ſtreng ausgeſprochene „Herein!“ des Generals unterbrochen ward.

Meine Spannung wuchs, und ließ mich meine eigene gefahrvolle Lage vergeſſen. Ich lauſchte athemlos und ſtrengte meinen Blick an, um mit Hülfe einer kleinen Oeffnung, die ſich in der Thüre meines Verſchlages befand, das Zimmer zu überſehen, in welchem der Chef der geheimen Polizei, der große Inquiſitor von Rußland, wahrſcheinlich ſo eben einen jener geheimnißvollen Akte auszuführen im Begriff ſtand, denen man in unſerem Lande den wohlverdienten Namen „Barbarei“ geben würde, die man aber dort, wo ſelbſt der Ausdruck der Worte ſich unter die Macht autokratiſcher Willkür beugen muß, in ſchrecklicher, wie grauſenhafter Spott klingender Weiſe mit dem Namen Gerechtigkeit bezeichnet. —

Die Stellung, die ich inne hatte, erlaubte mir, wie geſagt, das Zimmer in ſeiner ganzen Ausdehnung zu überſehen. Ich vernahm Anfangs einige Tritte, offenbar die einer Dame, aber ſo langſam und zögernd, daß man wohl ſah, jeder Schritt geſchehe nur widerſtrebend und von innerer Furcht begleitet. Endlich drängte ſich ein Schatten vor meine Augen; — noch ein Schritt, und ich konnte die Eingetretene genauer betrachten. Es war eine edle Geſtalt, noch in der Friſche der Jugend, und ihrer reichen und geſchmackvollen Kleidung nach gehörte ſie der höchſten Klaſſe der Geſellſchaft an.

Es war nicht zu verkennen, daß dieſer ſchöne Körper, der ſie ſchmückte, im Zuſtande der Freiheit und der Natürlichkeit von einem edlen Stolze gehoben, dieſer liebliche, von kaſtanienbraunen Locken umhüllte Kopf mit ſeinen lebhaften ſchwarzen Augen, von einem friſchen, lebendigen Geiſte emporgehalten wurde, allein jetzt hüllten ſich alle dieſe trefflichen und anziehenden Eigenſchaften in das Gefühl der Furcht und des Schreckens, welches offenbar die junge Dame beherrſchte, und die kleinen zarten Hände, in denen ſie ein feines, mit koſtbaren Spitzen beſetztes Tuch hielt, zuſammengepreßt, den edeln Leib etwas vorwärts gebogen, den Kopf mit Reſignation auf die Bruſt geſenkt und am ganzen Körper leiſe zitternd, ſtand ſie, in die bleiche Farbe des Schreckens gehüllt, vor dem gefürchteten Großinquiſitor.

„Treten Sie näher, Gräfin!“ ſagte der Chef der Polizei, indem ſein Blick eine Sekunde auf einem Punkte in der Mitte des Zimmers ruhen blieb.

Digitized by Google

Die arme Dame erbebte, als ob ſich ein Abgrund vor ihr öffnete, und ein bittender, um Erbarmen flehender Blick traf ihren Inquiſitor.

„Treten Sie näher!" wiederholte dieſer in einem Tone, deſſen Eiſeskälte auch die leiſeſte Hoffnung auf Schonung abſchnitt.

Die Gräfin gehorchte, ihre Geſichtszüge hatten ſich jetzt aber völlig geändert. Die Furcht und die Angſt, die ſich vor Kurzem noch darin malten, waren einer muthigen Ergebung gewichen, und man ſah, daß eine edle freie Seele bereit war, mit Standhaftigkeit dem Märtyrerthum entgegenzutreten, welches der Despotismus vielleicht bereit war, über ſie zu verhängen.

„Gräfin!" ſagte der General, „wiſſen Sie, weshalb Sie hier ſind?"

„Nein," antwortete dieſe mit einer Stimme, die wie der qualvolle Seufzer eines ſchwachen, wehrloſen Opfers klang.

„Sie haben ſich gegen das Geſetz ſchwer vergangen."

„O, wie vermöchte ich dies, ich bin ja nur ein ſchwaches Weib!" —

„Eine ſolche Berufung kann Ihnen hier nichts nützen. Die Zunge einer Frau iſt oft ſpitzer, wie die eines Mannes, und die That bleibt immer dieſelbe."

„Aber weſſen beſchuldigt man mich?" fragte mit ſanfter, wenn gleich hörbar zitternder Stimme die Dame.

„Das Schlimmſte, deſſen man einen Ruſſen anklagen kann," ſagte der Chef der Polizei, indem er ſeinen eiskalten Blick auf ſie heftete. „Sie haben unehrbietig von Sr. Majeſtät dem Kaiſer geſprochen."

Ein leiſer Schrei, der mir tief durch die Seele drang und wie der Angſtruf eines Lammes klang, das ſich von den Klauen des Tigers umklammer fühlt, ließ ſich vernehmen; ich ſah, wie die Gräfin todtenbleich wurde, und ſich kaum auf den Füßen zu halten vermochte.

(Fortſetzung folgt.)

Trennung der Kirche vom Staate! Trennung der Schule von der Kirche!

(Aus der Provinz Starkenburg, 1. Juli.) Wenn es jederzeit in ſtreitigen Dingen räthlich bleibt, klare und deutliche Begriffe der Streitobjecte feſtzuſtellen, die verſchiedenſten Beziehungen, Verhältniſſe, Folgen ꝛc. in die reiflichſte Erwägung zu ziehen, ſo iſt dieſe Maßnahme in gegenwärtig aufgeregter Zeit um ſo mehr zu empfehlen, da täglich eine Maſſe von Ideen, Gedanken und Vorſchläge aller Art auftauchen, die häufig wegen ihrer Unreife, Einſeitigkeit, unzulänglicher Begründung oder gar verwerflicher Sophiſtik bei vielen Perſonen Begriffsverwirrung, Unzufriedenheit, Erbitterung, Exceſſe ꝛc. hervorrufen können; insbeſondere iſt die Feſtſtellung richtiger Begriffe da hauptſächlich erforderlich, wenn es ſich um Gegenſtände handelt, die in das Innere der Menſchennatur tief eingreifend ſind, wie eben Staat, Kirche und Schule. Man ſpricht und ſchreibt jetzt viel über Trennung der Kirche vom Staate, über Trennung der Schule von der Kirche, — und man iſt hier und da wirklich ſchon ſo weit damit gegangen, daß es nothwendig erſcheint, die Standpunkte und die Gränzlinien dieſer Angelegenheiten immer ſchärfer zu zeichnen und von allen Seiten möglichſt heller zu beleuchten, wozu durch nachſtehende Andeutungen Stoff zu weiteren Ausführungen gegeben ſeyn ſoll.

Es iſt nämlich nicht die Kirche, im umfaſſenden Sinne des Wortes als eine, die religiöſen Intereſſen bezweckende, geiſtig verbundene Gemeinſchaft, welche eine Trennung vom Staate wünſcht, ſondern es ſind nur die Vorſteher derſelben, die Geiſtlichen, denen eine Ueberwachung von Seiten der Staatsbehörde nicht genehm iſt. Eben ſo iſt es auch nicht die Volksſchule, die eine Trennung von der Kirche verlangt, ſondern es ſind die Lehrer derſelben, welche die Hemmung eines geiſtigen Fortſchrittes, den Druck und die Knechtung von Seiten ihrer geiſtlichen Gebieter nicht mehr länger ertragen zu können vorgeben. Dieſe Verwechslung des Staates, der Kirche und der Schule mit der Staatsbehörde, den Geiſtlichen und den Lehrern hat wohl theilweiſe zu der Begriffsverwirrung beigetragen, als unterſtelle man dem Parlamente, es wolle dem Volke ſeine Religion verkümmern oder gar rauben, wenn nach den Anträgen mancher Geiſtlichen die Kirche von dem Staate — wie die nach Berichten öffentlicher Blätter dahin zielenden Unterſchriftsſammler ſagen — nicht getrennt werde. Gerade umgekehrt dagegen wird in Betreff des Vorſchlags, die Kirche von der Schule zu trennen, bei Manchen der Glaube hervorgerufen und wohl auch hier und da (aber freilich nicht von den Lehrern) bei Kurzſichtigen abſichtlich unterſtützt, als ſolle in der Schule alle Religion verbannt werden, und auch wieder: Die Kinder ſollten von nun an nicht mehr die Kirche (das Gotteshaus, den Tempel) beſuchen. Hauptſächlich ſind es dann die Geiſtlichen, die auf der einen Seite für Trennung — Kirche vom Staate — und auf der andern Seite gegen Trennung — Schule von der Kirche — auf verſchiedenartigen Wegen und durch mancherlei Mittel agiren.

Der Staat, ein aus den Bewohnern von Landestheilen oder Ländern durch gleiche Verfaſſung und Geſetze verbundene Geſellſchaft, bedarf zur Aufrechthaltung der geſetzlichen Ordnung, zur Sicherſtellung der Rechte und zum Schutze des Lebens und des Eigenthums — der Exiſtenz — jedes einzelnen im Staate Wohnhaften, einer Regierung, gegliedert von der oberſten Staatsbehörde in verſchiedenen Graden herunter bis zum Polizeidiener. Dieſer Staatsbehörde muß daher auch die Ueberwachung über alle Corporationen, Inſtitute ꝛc. für irgend welche Zwecke und gleichviel unter welchem Namen, ſowie über jeden Einzelnen eingeräumt bleiben. Dieſelbe ſoll zwar eine, in den geſetzlichen Schranken bleibende, freie Bewegung nicht hindern dürfen, dagegen aber auch jedes Ueberſchreiten der geſetzlichen Ordnung um ſo mehr ahnden, wenn Nachtheile für Einzelne oder Mehrere entſtehen, oder gar das Wohl der Geſammtheit gefährdet werden könnte. Wenn nun die Geiſtlichen zu der ſchon gewährten Rede-, Lehr- und Preßfreiheit auch noch beſondere Freiheiten zur Ausübung ihrer confeſſionellen Anordnungen zu fordern für nothwendig halten ſollten, ſo kann man dieſes eben nicht gerade unbillig nennen, wenn damit keine Beeinträchtigungen oder Hemmungen des intellectuellen und materiellen Fortſchrittes zum Wohle aller oder auch nur einzelner Staatsangehörigen verbunden ſind. Das ſcheint aber das Ziel dieſer geiſtlichen Bittſteller nicht zu ſeyn; denn waren bisher die Geiſtlichen (wenigſtens jene der früher ſchon anerkannten und geduldeten Religionsgemeinſchaften) ſchon vor den Märztagen ſelten oder gar nicht in Ausübung ihres Cultus gehindert, und iſt eine deßfallſige Verkümmerung jetzt um ſo weniger mehr zu befürchten, ſo ſcheinen ſie vielmehr darnach zu trachten, die verlorene hierarchiſche Gewaltherrſchaft und zu den ſchon vorhandenen kirchlichen und pfarrlichen Vermögensmaſſen wieder ungehindertes Betreiben für noch weitere Anhäufung derſelben zu erlangen, ohne zu bedenken, daß die Zeiten längſt vorüber ſind, wo ein deutſcher Fürſt, Heinrich der Vierte, im Jahr 1077, vor Papſt Gregor*) dem Siebenten zu Caroſſa drei Tage lang barfuß im Schnee ſeinen Bannfluch abbüßte, — ſo wie es auch der einfältigen Menſchen hoffentlich täglich weniger geben wird, die ſich auf dem Todesbette zur Erlangung der ewigen Seligkeit einen Theil ihres Vermögens, für kirchliche Zwecke zu

*) Dieſem h. Vater haben die katholiſchen Geiſtlichen ihren ehrenwerthen Cölibat zu verdanken. D. E.

Digitized by Google

teſtiren, abſchwatzen laſſen. Bleibt nun eine vollſtändige Trennung der Kirche vom Staate baarer Unſinn, ſo weiß man nicht recht, wie man ein ſolches Erſtreben, von einem andern Geſichtspunkte aus betrachtet, bezeichnen ſoll, wenn man erwägt, daß die Herren Geiſtlichen doch auch im Staate unter den übrigen Staatsangehörigen leben, Schutz und Unterſtützung in mannichfaltiger Weiſe von den Staatsbehörden beanſpruchen und erhalten. Die Kirche kann daher nicht neben, ſondern nur, wie jedes andere Inſtitut, in dem Staate beſtehen, und die Geiſtlichen müſſen der Staatsbehörde untergeordnet bleiben.

(Schluß folgt.)

Zur Beachtung für Schulmänner, öffentliche und angehende Redner, beſonders in Frankfurt a. M.

Schon vor längerer Zeit verfaßte der Unterzeichnete eine kleine Schrift über: „Oratoriſche Ausbildung“, einen ſeither leider ſo ſehr vernachläſſigten Gegenſtand, der um ſo zeitgemäßer und dringender jetzt erſcheint, nachdem die öffentliche Rede plötzlich zu dem Anſehen einer, ſogar über der freien Preſſe ſtehenden Weltmacht erhoben ward, und nun endlich mit der Würde bekleidet werden muß, die ihr gebührt und die zu ihrer Wirkſamkeit ganz unentbehrlich iſt. Es handelt ſich dabei im Beſondern auch um die „Verbeſſerung des äußeren Vortrags, der ſogenannten körperlichen Beredtſamkeit“, und das hierüber dort von mir Mitgebrachte, namentlich „Cicero's Lehren und Anſichten über den Redevortrag“ enthalten wohl vieles Bemerkenswerthe ſelbſt für Solche, die ſich als geiſtliche oder weltliche Redner ſchon einer gewiſſen Anerkennung erfreuen.*)

Innerer Beruf und vielfache Aufmunterungen bewegen mich, jenem Gegenſtande ein ausgedehntes, praktiſches Streben zu widmen, und nachdem ich weitere Studien und Erfahrungen auf jenem Gebiete, ſelbſt in England und Frankreich, gemacht hatte, erlangte ich bereits die Befugniß, im Großherzogthum Baden und Heſſen praktiſche Vortragscurſe zu halten, und werde ſolche beſonders auf den betreffenden Univerſitäten veranſtalten. Zunächſt aber wähle ich Frankfurt, die alte freie Reichsſtadt und neue Metropole der deutſchen Beredtſamkeit, zum Mittelpunkte meines Wirkens, welches ich durch Bezugnahme auf die Vortragsleiſtungen der Sprecher des Parlamentes, an welche ich belehrende Mittheilungen knüpfen werde, möglichſt gemeinnützig zu machen gedenke.

Als einſt Demoſthenes gefragt wurde, was für den Redner die Hauptſache ſey, wies er bekanntlich die erſte, zweite und dritte Stelle dem Vortrage an. Und doch iſt gerade dieſer die ſchwache, den Hörern ſo mißfällige Seite gar vieler, ſonſt beachtenswerthen Redner unſerer Zeit. Wie ſehr könnten ſowohl dieſe als die Gegenſtände, welche ſie behandeln, und auch das Publikum dabei gewinnen, wenn ſie in dieſer Beziehung das unbefangene Urtheil und den freundlichen Rath ſachkundiger Männer in Anſpruch nähmen! Denn leider iſt es noch immer wahr, was Arndt ſchon vor Jahrzehnten bitter beklagte, daß nämlich „ſo wenig Deutſche den Klang und den Wohllaut und die Gewalt ihrer Sprache kennen, daß von Tauſenden kaum Einer richtig deutſch leſen und ausſprechen kann.“ So weit nun meine Kräfte reichen, werde ich ſolche Perſonen, ſelbſt ältere, welche ſich im äußeren Vortrage zu vervollkommnen geneigt ſind, durch eine ſehr einfache, auf Erfahrung begründete Methode bald zu einem vortheilhaften Reſultate hinzuführen bemüht ſeyn.

Selbſt zu Uebungen im freien Sprechen ſollte man nicht allein jüngere, ſondern auch bejahrtere Männer aufzumuntern ſuchen. Viele derſelben müſſen ohne alle Vorübung ſich jetzt in ihrem Berufe der freien Rede bedienen, wobei ſie ſich äußerſt verlegen und gehemmt finden. Andere möchten wohl in öffentlichen Verſammlungen ihr gereiftes Urtheil, ihre bewährte Herzensmeinung zum allgemeinen Beſten geltend machen, aber ſchweigend ſtehen ſie, mit dem drückenden Bewußtſeyn oder der peinlichen Beſorgniß des Mangels an Redfertigkeit und mit gerechtem, aber verbiſſenem Aerger hinter unwiſſenden Schwätzern und geſinnungsloſen oder leidenſchaftlichen Schreiern zurück, die nur den zweideutigen Vorzug der Courage für ſich haben, und zuweilen einen unberechenbaren Schaden anrichten, welcher durch tüchtige Gegenrede ſo leicht zu verhindern wäre. — Den Vorerwähnten müßte demnach aller Orten in discreter Weiſe durch geeignete Männer Gelegenheit geboten werden, zur Kenntniß und zu dem Gebrauche ihrer Redefähigkeit zu gelangen. Ich bin meinestheils bereit, auch darin erforderlichen Beiſtand zu leiſten.

Größere Redevereine nützen meiſtens nur den Wenigen, welche mehr Muth haben, ſich öffentlich hören zu laſſen, erſchweren aber das Auftreten der Schüchternen, ſteigern noch die Befangenheit derſelben und geſtatten überhaupt den Einzelnen die hinreichende Uebung nicht. Kleinere Redekreiſe von Bekannten ſind in jeder Beziehung, beſonders für den Anfang, am zweckmäßigſten, auch leichter zu Stande zu bringen und zu unterhalten. Sollte bei derartigen Zirkeln fremde Anordnung und Leitung erwünſcht ſeyn, ſo bin ich dazu ebenfalls erbötig.

Dr. Kniſpel,
Lehrer des Redevortrages.

*) Die noch vorhandenen Exemplare jener Schrift werden zum Beſten eines wohlthätigen Zweckes durch den Verleger, Hrn. C. W. Leske in Darmſtadt, ſowie durch die Streng'ſche und Schmerber'ſche Buchhandlung in Frankfurt (à 27 kr.) abgegeben.

Der Verein für deutſche Reinſprache.

Den Mitgliedern des Vereins und den Freunden der deutſchen Reinſprache können wir die erfreuliche Kunde mittheilen, daß täglich immer neue Beitritte zu demſelben und zwar oft aus entfernteren Gegenden ſtattfinden. Auch Frauen und Jungfrauen haben ſich eingeſchrieben. Die Zahl der Theilnehmer beträgt in dieſer kurzen Zeit ſchon über 200, die in 40 verſchiedenen größeren und kleineren Städten und Ortſchaften ſich befinden, ſo daß da überall ſchon ein Kern für die Zukunft vorhanden iſt, an den ſich immer mehr tüchtige Leute anſchließen werden. Er dehnt ſich aus von Heidelberg bis Karlsruhe, Frankfurt, Saarbrücken, Goslar, Langenſalza, Thüringen, Oldenburg, Leipzig, Nürnberg und Wien. Auch aus der deutſchen Schweiz haben ſich ſchon mehrere Theilnehmer gemeldet. Bis jetzt hat er ſeinen Hauptſitz in Süddeutſchland an den Ufern des Rheins und der Donau aufgeſchlagen; doch hoffen wir, daß auch Norddeutſchland ſpäter dieſen Gedanken aufgreifen und in der Beförderung der Reinſprache große Fortſchritte machen werde. Die Zweigvereine, wie ſolche bereits in Frankfurt, Naſſau-Diez, Darmſtadt u. ſ. w. ſich gebildet haben, werden dieſer wichtigen Sache großen Vorſchub leiſten. Hauptſächlich können Lehrer an Volks-, Mittel-, Gelehrten- und Hochſchulen ungemein viel Gutes in ihren Wirkungskreiſen hiefür ausſäen und dieſer Saame wird einſt reichliche Früchte bringen.

Heidelberg, 6. Brachmonat 1848. Der Vorſtand.
Wr. Brugger.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Zwei redliche Republikaner.) Der Stuttg. Beob. enthält folgende Erklärung: „Wir haben im demokratiſchen Verein erklärt, daß wir, durch die neueſten politiſchen Geſtaltungen, insbeſondere die Wahl des deutſchen Reichsverweſers von der Unmöglichkeit einer deutſchen Republik für die nächſte Zukunft überzeugt, beantragen, der demokratiſche Verein möchte ſich bis auf ihm günſtigere Zeiten auflöſen, damit nicht durch unerfüllbare Hoffnungen einerſeits, und Störung des öffentlichen Vertrauens andererſeits, die Intereſſen der Arbeiter und des einheitlichen Zuſammenwirkens der Bürger gefährdet werden. Dieſer Antrag fiel durch. Wir erklärten nun, daß wir, unſerer Ueberzeugung gemäß, aus dem Verein austreten. Indem wir dieſe offene Darlegung unſerer Handlungsweiſe geben, bemerken wir noch, daß wir, in Uebereinſtimmung mit dem Prinzip des Vereins, in dieſem ſtets hervorgehoben haben, daß wir nur auf dem geſetzlichen Weg der Ueberzeugung für die republikaniſche Sache thätig ſeyn werden. Unſere Geſinnung wird ſich nicht ändern. Carl Nanz. Oscar Wächter.“

Die erſten Nummern einer in Adelaide (Süd-Auſtralien) erſcheinenden deutſchen Zeitung, „die deutſche Poſt für die auſtraliſchen Colonien“, liegen vor. Der Unternehmer iſt Hr. Cornhardt, aus Lorge, früher in Bremen Setzer der „Weſer-Zeitung“, deren äußere Ausſtattung er auf ſein Unternehmen übertragen hat. Haupt-Redacteur iſt der deutſch-auſtraliſche Geognoſt Johann Menge, unterſtützt von Dr. Bayer aus Erlangen und mehreren andern deutſchen Gelehrten. Die erſten Nummern enthalten intereſſante mineralogiſche Notizen. Die Zeitung erſcheint wöchentlich ein Mal in groß Folio. Der Preis iſt 1 Livr. jährlich, voraus zahlbar, und die Beförderung auf engliſchen Poſtämtern frei.

Hans Anderſen, der däniſche Dichter, der ſeinen Ruf aber vorzugsweiſe Deutſchland verdankt und der namentlich von den deutſchen Frauen „gehätſchelt“ worden, iſt undankbar gegen die Mutter ſeines Ruhmes, denn er ſchreibt: „Der Sturm der Veränderung geht durch alle Lande, Einer aber bleibt unveränderlich, der gerechte Gott. Er iſt für „Dänemark,“ das ja nichts verlangt als ſein Recht, das anerkannt werden muß und — wird, denn die Wahrheit iſt die ſiegende Gewalt der kein Volk widerſteht. Möge jede Nationalität ihr Recht erhalten und alles Gute in ſeiner Entwickelung fortſchreiten!“ Wenn er ſtatt Dänemark „Deutſchland“ geſetzt hätte, würde er der Wahrheit näher gekommen ſeyn. (Allg. Mdztg.)

In dem Leipziger Tageblatte iſt ein hitziger Kampf ausgebrochen zwiſchen Republikanerinnen (oder wie Jemand von der Gegenpartei ſchreibt: Republikanärrinnen) und Monarchiſtinnen, aber keineswegs über die Vorzüge und Nachtheile der republikaniſchen und monarchiſchen Staatsform, ſondern über die höchſt wichtige Frage, welche Männer die liebenswürdigſten ſeyen, die Republikaner oder die Monarchiſten? Die heftigſten im Streite ſind die Republikanerinnen, die bei ihrem deutſchen Patriotismus ſchwören, keinem andern als einem Republikaner von jetzt an ihr Herz oder einen Kuß zu geben. Dies könnte allerdings einen großen Theil der Männer für die Republik gewinnen, wenn man nicht wüßte, daß dieſe ſo eifrigen Vertheidigerinnen der Republikaner lange ſchon über die Zeit der Jugend hinaus ſind und jetzt nur darum für die Republikaner ſchwärmen, weil ſie in den letzten zwanzig Jahren unter den Monarchiſten keinen fanden, der ſich um Herz und Kuß bei ihnen bewarb. Unter den jungen Mädchen und Frauen finden die Republikaner gar keine Verehrerinnen mehr, ſeit Einer in Frankreich den Antrag auf Einführung von Vielweiberei geſtellt hat; ſie geben in doppelter Hinſicht der Alleinherrſchaft den Vorzug. (Allg. Modenz.)

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 6. Juli.

An Vorſchlägen zur Verbeſſerung der Lage der Arbeiter fehlt es zwar überall nicht; allein viele derſelben, wo nicht der größere Theil, ſtützen ſich auf Vorausſetzungen und Bedingungen, die unter der Ungunſt der jetzigen Zeitverhältniſſe nicht zu erfüllen ſind. In dieſem Betracht iſt ſeither hier weniger projectirt, als ausgeführt worden, und unſer Gemeinweſen hat ſich nicht übel dabei befunden, da unbeſchäftigte Leute einerſeits Arbeit erhielten, andererſeits aber durch das Erzeugniß ihrer Thätigkeit einem wirklichen Bedürfniß abgeholfen wurde. Wegen des ganz nahe bevorſtehenden Uebels der Ueberoölkerung auf dem großen ſtädtiſchen Friedhof, der im Jahr 1828 eröffnet wurde, mußte an die Anlage eines neuen, faſt gleich großen gedacht werden, und an dieſem ſind ſchon ſeit mehreren Monaten gegen 300 Arbeiter beſchäftigt, für welche die Stadtkaſſe eine Ausgabe von etwa 1000 fl. an Wochenlohn zu machen hatte. Nach Beendigung der Friedhofarbeiten ſoll mit der Ausführung anderer gemeinnütziger Werke begonnen werden. Wären jetzt viele Gewerbsleute in einer eben ſo günſtigen Lage als die Handarbeiter, die bei dauernder Arbeit einen guten Taglohn erhalten, ſo würde die Ausſicht auf die vielverſprechende nahe Ernte, die theilweiſe ſchon begonnen hat, eine doppelt erfreuliche ſeyn. — Wie überall, ſo wird auch gegenwärtig hier der Friede des geſelligen Lebens durch Zufall oder bösliche Abſicht geſtört. Am letzten Samſtag den 30. Juni ſpielte ein junger Aufwärter in der Wirthſchaft auf dem Karlshofe mit einem Schießgewehr, zielte damit nach einem im Hofe beſchäftigten Dienſtmädchen und drückte ſcherzend los; aber — o Schrecken! — das vermeintlich ungeladene Gewehr ging los, und das Mädchen ſtürzte im Feuer zuſammen, ſo daß man es im erſten Augenblick für todt hielt. Die Unglückliche hatte einen ſtarken Streifſchuß an der Wange erhalten, der jedoch an ihrer Wiederherſtellung nicht zweifeln läßt. — Auch die an übel gewählten Orten veranſtalteten Schießübungen bereiten den Vorübergehenden Gefahr. Einem Manne, der kürzlich auf dem Wege nach ſeinem Garten war, pfiff eine Kugel dicht am Kopfe vorbei. Eine ähnliche Urſache veranlaßte den Tod eines braven Ortsbürgers von Wolfskehlen. Dergleichen Fälle ließen ſich noch mehrere aufzählen. — Bei einem am vorigen Montage vorgefallenen Wirthshausſtreite, den die widerſtreitenden Intereſſen der Tagespolitik hervorgerufen haben ſollen, erhielt ein dazwiſchen tretender Friedensſtifter einen Dolchſtich, an dem derſelbe jetzt gefährlich krank darnieder liegen ſoll. — An der von dem Jägerthor nach dem Park führenden Platanenallee, die vor 5 oder 6 Jahren auf Veranlaſſung des jetzigen Großherzogs und vieler Naturfreunde aus freiwilligen Beiträgen angelegt wurde, und die ſeither trefflich gediehen war, ſind am vorigen Sonntag Abends von den verwegenen Händen böswilliger Frevler nicht weniger als 42 Bäume abgehauen worden. Zwei Militärs wurden in dem nahen Felde ergriffen und gefänglich eingebracht, welche in dem Verdachte ſtehen, dieſe durch die Landesgeſetze ſchwer verpönte Frevelthat verübt zu haben.

Mainwaſſer-Wärme: Am 10. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 10. Juli. Dorf und Stadt, Schauſpiel in 2 Abth. und 5 Acten mit freier Benutzung der Auerbach'ſchen Erzählung: „Die Frau Profeſſorin“, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 191. — Mittwoch, den 12. Juli — 1848.

Dem deutſchen Reichsverweſer
Erzherzog Johann von Oeſterreich
bei ſeinem Einzuge in Frankfurt a. M.

Ein mächt'ger Sturm brauſ't durch das Vaterland;
Die Blitze leuchten und die Donner rollen.
Erſchüttert wankt und fällt, was lang' beſtand;
Weithin ertönt des Völkermeeres Grollen.
Das ſind die Wehen einer neuen Zeit,
Das iſt die Kraft, die endlich ſich befreit
Vom ſchweren Druck, den lange ſie getragen,
Das ſind die Wogen, die an's Ufer ſchlagen.

Stark iſt das Volk, doch grauſam iſt es nicht;
Es mäßigt ſich in dem gerechten Grimme.
Nicht Rache will's, es hält kein Blutgericht,
Nicht wilden Umſturz kündet ſeine Stimme.
Sich ſelber zügelnd, hemmt es ſeinen Lauf;
Die ſchwarz-roth-gold'ne Fahne pflanzt es auf,
Die rothe nicht, die nur durch Bürgerkriege
Hinführen kann zum ſchwer errung'nen Siege.

Es mäßigt ſich, und einen hohen Rath
Von edlen Männern ruft es dann zuſammen.
„Euch ſey vertraut der neuen Freiheit Saat,
Beſchirmt die Keime, die vom Himmel ſtammen;
Führt einen Völkerfrühling uns herbei,
Der ſegenbringend, allbeglückend ſey!
Es möge euch bei dieſem hohen Streben
Humanität mit heil'ger Gluth beleben!"

So will's das Volk. — Die Männer ſeiner Wahl
Hat es zur alten Krönungsſtadt geſendet.
Sie tagen nun im hochgewölbten Saal,
Bis ſie das große, ſchwere Werk vollendet.
Geweiht iſt dieſer Ort, ein Friedenshaus;
Es ſendet weithin ſeine Strahlen aus
Und hoffnungsvoll, voll Liebe und Vertrauen
Wird es begrüßt aus allen deutſchen Gauen.

Wer aber ſchützt indeß mit ſtarker Hand
Den neuen Bund der brüderlichen Staaten?
Wer ſchirmt der Freiheit neugeknüpftes Band,
Wo iſt der Arm zu männlich-kräft'gen Thaten?
„Erzherzog Johann iſt's von Oeſterreich!
Wir wählen ihn, nicht weil er Fürſt, obgleich
Er einer iſt, weil er ſtets treu geblieben
Dem deutſchen Volk. Ihn kann, ihn darf es lieben!"

Sey uns willkommen in der Stadt am Main!
Die Glocken läuten, die Geſchütze dröhnen.
Ein tauſendſtimm'ger Jubel miſcht ſich ein;
In ihm ſoll jeder Zwieſpalt ſich verſöhnen.
Sey du dem Vaterlande Schutz und Schild,
Sey ſtark und mächtig, ſey gerecht und mild;
Des Volkes Liebe ſey dein höchſtes Streben!
Erzherzog Johann, froh begrüßt, ſoll leben!

Wilh. Wagner.

Ein Beitrag zur Geſchichte der ruſſiſchen Polizei.
Von C. v. K.

(Fortſetzung und Schluß.)

„Es wird Ihnen nun erklärbar ſeyn, weshalb Sie hier ſind!" fuhr der General fort.

„Aber ich fordere Beweiſe für eine ſolche Anklage!" ſagte die Gräfin, ſich ermuthigend.

„Statt Reue zeigen Sie alſo noch Trotz!" ſagte der General, ſie ſtreng anblickend. „Welche Beweiſe fordern Sie? — Genügt es Ihnen nicht, wenn ich Sie an Das erinnere, was Sie am vorgeſtrigen Abend auf dem Balle, den die Fürſtin P. gab, gegen die Baronin K. äußerten, als die junge Gräfin B. an Ihnen vorüber walzte?"

„Wir ſprachen über die Ehre und das Glück, welches derſelben durch die unerwartete Ernennung zur Hofdame Ihrer Majeſtät der Kaiſerin zu Theil geworden ſey."

Digitized by Google

„Aber die Motive! — Welche Motive führten Sie für dieſe Ernennung an?"

„Excellenz, ich erinnere mich in der That nicht mehr...."

„Nun, ſo will ich es Ihnen ſagen. Sie erlaubten ſich, auf höchſt unehrerbietige und ſträfliche Weiſe eine erhabene Perſon damit in Verbindung zu bringen, die nächſt Gott jedem Ruſſen die heiligſte und unverletzlichſte iſt."

„Heiliger Gott!" liſpelte die Gräfin, indem Todesbläſſe ihre ſchöne Stirn überzog, „ich habe ſo leiſe geſprochen, daß außer der Baronin mich Niemand verſtehen konnte."

„Und doch ſind Sie verſtanden worden. Oder glauben Sie nicht, daß die Augen und das Gehör des Gouvernements bis in die geheimſten Winkel Ihres Schlafgemachs reichen?" ſagte der Chef der Polizei nicht ohne ein Lächeln verſteckten Triumphes.

Die Gräfin ſchüttelte ſich, wie wenn Fieberfroſt ſie durchbebte, und ſagte dann mit einer faſt an Apathie gränzenden Stimme:

„Wenn ich gefehlt habe, ſo wird es der Großmuth des Kaiſers leicht werden, ein übereiltes Wort zu verzeihen"

„Die Großmuth Sr. Majeſtät iſt allerdings unerſchöpflich," erwiederte der General, „denn ſonſt, Gräfin," fuhr er mit einem ſtrengen, durchbohrenden Blick fort, „ſonſt ſtänden Sie wahrlich nicht hier, ſondern befänden ſich bereits auf dem Wege nach Sibirien."

Bei Nennung dieſes furchtbaren Namens, an welchen ſich ſo viele grauſenhafte Erinnerungen, ſo viele Akte der Tyrannei und des Despotismus knüpfen, erblaßte die junge Dame von Neuem, und der ſchöne Körper ſchwankte unter den Einflüſſen des Schreckens zitternd hin und her.

„Ihre Jugend, und vor Allem Ihr Geſchlecht und Ihr Rang hat Berückſichtigung gefunden," fuhr der Chef der Polizei fort.

„O, ich wußte es ja!" rief die Gräfin aufathmend, „das edle Herz des Kaiſers konnte in ſeiner Großmuth mit einem unbeſonnenen, hingeworfenen Worte nicht markten."

„Das Herz unſeres erhabenen Monarchen iſt allerdings ſtets zur Verzeihung geneigt. Wo er in ſeinem gerechten Zorne vernichten könnte, da fällt ſeine Vaterhand mild und ſanft nieder. Auch Sie werden dies erfahren. Treten Sie näher, Gräfin."

Die junge Dame warf einen fragenden Blick auf ihren Inquiſitor und machte zögernd, mit ſichtbarem Widerwillen eine vorſchreitende Bewegung.

„Noch einen Schritt näher!" ſagte Herr v. B. noch kürzer und kälter wie zuvor, indem ſich ſein Auge feſt auf einen Punkt des Fußbodens heftete.

Die arme Gräfin befolgte dieſen Befehl mit einem Geſicht, welches deutlich zeigte, daß ihr kaum erwachter Muth wieder gänzlich geſunken ſey.

In dieſem Augenblick ſtampfte der General leiſe mit dem Fuße. Ich blickte auf, und hatte nur noch ſo viele Zeit, um zu bemerken, wie die Gräfin auf dieſes Zeichen in einer Senkung, die gerade auf dem Punkte des Zimmers angebracht war, wohin ſie ſich auf Befehl des Chefs der Polizei hatte ſtellen müſſen, ſchnell verſchwand. Die Oeffnung war aber groß genug, um mich ein unterirdiſches Gemach bemerken zu laſſen. Dort ſtanden zwei ſtämmige Weiber mit ſchmutzigem verworrenem Haar und wilden ächt ruſſiſchen Phyſiognomieen, von denen jede eine ſtarke Birkenruthe in der Fauſt hielt. Ein Fröſteln ergriff mich, als ich die Gräfin einen Schrei des Entſetzens ausſtoßen hörte, und zugleich ſah, wie die beiden Heren ſich ihrer bemächtigten. Von Schmerz ergriffen, bedeckte ich mein Geſicht mit beiden Händen, und obgleich ich nichts ſah, ſo ſchlugen doch die raſch auf einander folgenden Ruthenſtreiche an mein betäubtes Ohr.

Als ich wieder aufblickte, tauchte auch die junge Dame aus dieſer Höhle wieder empor, der Fußboden ſchloß ſich unter ihren Füßen, und jede Spur dieſer Folterkammer verſchwand. Das Zimmer war leer, der General hatte es verlaſſen und eine Todtenſtille herrſchte. Die Gräfin taumelte einige Schritte wie trunken hin und her, dann blickte ſie im wilden Schmerze empor, als wolle ſie den Himmel fragen, ob es möglich ſey, daß er eine ſo rohe Verletzung der Menſchenwürde zu dulden vermöge, bedeckte hierauf ihre ſchönen Augen, aus denen jetzt ein Strom von Thränen drang, mit ihrem feinen Spitzentuche und ſtürzte lautſchluchzend fort.

Eine Minute darauf hörte ich das Knallen einer Peitſche, Pferdegetrappel, und das ſchnelle Fortrollen eines Wagens überzeugte mich, daß die Gräfin den Ort verlaſſen hatte, wo der Despotismus ſein offenes und heimliches Inquiſitionsgericht nach Gutdünken hielt.

Ich ſelbſt lauſchte athemlos in meinem Verſteck und verwünſchte den Zufall, welcher mich dort hineingeführt hatte. Bei jedem Laut, den ich vernahm, bei jedem Schritt, den ich in der Ferne hörte, glaubte ich, man komme, um mich aus meinem Schlupfwinkel hervorzuziehen und den ruſſiſchen Geſetzen zu überliefern. Ich zitterte am ganzen Körper und der Schweiß ſtand mir in dicken Tropfen auf der Stirn; die Knute, Sibirien und die Bleiminen im Ural erfüllten mit Allem, was ſich Schreckliches daran knüpft, von Neuem meine Phantaſie; denn wurde ich entdeckt, ſo zweifelte ich nicht im Mindeſten, daß das Eine oder das Andere mein Loos ſeyn würde. Ich ſah aber ein, daß mit einem längeren Verweilen an dieſem Orte die Gefahr für mich auch ſtets größer wurde, und ſo faßte ich den Entſchluß, mich aus dieſer verzweifelten Lage um jeden Preis zu befreien. Ich lauſchte durch die Thürſpalte und überzeugte mich, daß ſich Niemand in dem Zimmer, wo die Gräfin dem furchtbaren Gericht unterlegen hatte, befand und da auch in den übrigen Theilen des großen Gebäudes das Geräuſch für einen Augenblick verſtummt war, ſo benutzte ich dieſen günſtigen Zeitpunkt und flog mit leiſen, unhörbaren Schritten aus meinem Verſteck hervor, indem ich mich dem Ausgange zuwendete, durch welchen die junge Dame das geheimnißvolle Gemach verlaſſen hatte. Noch wenige Schritte, und ich befand mich auf der abwärts führenden Treppe; eine Minute darauf ſaß ich in der auf mich harrenden Droſchke, und mit einem Gefühl der Wonne und des Entzückens gewahrte ich, daß mein Fuhrwerk ſich ungehindert immer weiter und weiter von dem Orte entfernte, wo ich unfreiwillig der Zeuge eines der geheimſten Akte der ruſſiſchen Juſtiz geweſen war.

Drei Tage blieb ich auf meinem Zimmer, immer noch fürchtend, daß das Schwert des Damokles über meinem Haupte ſchwebe; endlich wagte ich einen Ausgang und meine Aengſtlichkeit ſchwand, denn ich gelangte nun doch zu der feſten Ueberzeugung, daß meine Furcht ungegründet ſey und daß ich ein unentdeckter Zuſchauer der Scene im Polizeigebäude geweſen ſey.

Als ich die belebten Straßen Petersburgs durchſchritt, rollte mir plötzlich ein leichtes, mit ſechs reichgeſchirrten Pferden beſpanntes Fuhrwerk entgegen. Ich blickte auf und erkannte die Gräfin. Gedankenvoll lehnte ſie in einer Ecke des Wagens. Ihr Geſicht war bleich, ein tiefer Schmerz ſprach ſich darin aus, durch welchen die tiefe Verletzung deutlich ſichtbar wurde, von welcher ſich nach einem ſolchen Akte des rohen Barbarismus ihr edles, wohlgebildetes und zartes Gemüth tödtlich getroffen fühlte.

Ich wendete mich um, und kehrte gedankenvoll und verſtimmt in meine Wohnung zurück. Der Werth der Freiheit ſtieg nach einer ſolchen Erfahrung doppelt hoch in meinen Augen, und wäre ich davon noch nicht überzeugt geweſen, ſo würde ich es jetzt ſicher begriffen haben, warum ein Volk für den Beſitz derſelben freudig zu bluten und zu ſterben vermag.

Digitized by Google

Trennung der Kirche vom Staate! Trennung der Schule von der Kirche!

(Schluß.)

Viel würdiger und begründeter erſcheint dagegen in gewiſſer Beziehung eine Trennung der Schule von der Kirche und reſp. die Erlöſung der gedrückten Volksſchullehrer von dem Uebermuthe und den Anmaßungen der Geiſtlichen. Nicht die Religion ſoll hierdurch zu Grabe getragen werden, wie man dem Volke von Seiten mancher fanatiſchen Geiſtlichen vorlügen möchte, ſondern das Verdummungsſyſtem ſoll vernichtet werden, welches in ſeiner Art noch häßlicher und in ſeinen Folgen viel gefährlicher iſt, als das Metternich'ſche in der Politik, und welches mit demſelben freilich auch in Verbindung ſtand. Im Gegentheile, unſere nach rationeller Aufklärung und Ausbildung ſtrebende Lehrer können und werden ſich dann in Lehre und Unterricht verbreiten, wie ſie der Kindernatur angemeſſen ſind und die geiſtige und gemüthliche Entwickelung des jungen Menſchen nach erprobten pädagogiſchen Grundſätzen erfordert. Anſtatt daß die Lehrer den kaum ſechsjährigen Kinderchen Glaubensſätze einzupfropfen gezwungen wurden, welche ihr Faſſungsvermögen überſchritten oder ſelbſt auch noch für Erwachſene unverſtändlich und unbegreifbar bleiben, ſie mit dem Sacrament der Ehe und dem damit Verbundenen, mit Erb- nnd anderen Sünden, Fegfeuer, Hölle, Teufel ꝛc. unterhalten werden mußten, ſomit einestheils die Grundlagen zur Myſtik und dem Fanatismus gegeben, anderntheils den Kindern für ihr ganzes Leben anklebende Furcht und Aengſtlichkeit eingeimpft wurden, — anſtatt all dieſem ungeeigneten, verkehrten oder ganz verwerflichen Unterrichte in der Religion wird man die Kinder zuerſt in die erſchaffene Natur führen, und aus derſelben und vorzüglich aus dem ihnen bekannten Kreiſe ihrer Umgebung das Daſeyn, die Allmacht und Güte des Schöpfers, das Band deſſelben mit den Geſchöpfen, und dann ſpäter verbunden mit Religionsgeſchichte — ſoweit ſie dem Kinderverſtande angehört — die Pflichten zu Gott, zu ſich ſelbſt, zu den Nebenmenſchen und zu den Nebengeſchöpfen erkennen lehren. Der wohldenkende Lehrer findet es dann auch nicht unter ſeiner Würde, ſeine ihm anvertrauten Zöglinge in die Kirche (den Tempel) zu führen, an dem gemeinſamen Gottesdienſte Theil nehmen zu laſſen und die Bitt-, Dank- und Lobgeſänge durch ſein ſelbſtiges Mitſingen oder durch ein die Gemüther ergreifendes Orgelſpiel zu leiten und die religiöſe Feierlichkeit dadurch zu erhöhen; ja er wird ſogar noch, nicht nur ſeine Kinder, ſondern auch Erwachſene zur Anhörung der im Geiſte des wahren Chriſtenthums abgehaltenen Chriſtenlehre und der Predigten animiren.

Noch weniger läßt ſich ein Verbannenwollen der Religion aus der Schule folgern, wenn die Lehrer den hierarchiſchen Druck von ſich abgewälzt wünſchen. Die Geiſtlichen, bisher die Vorgeſetzten der Lehrer, und häufig zehn- und noch mehrfach höher bezahlt als dieſe, ergoſſen dann — wenn auch ſelbſt kein zehn- und noch mehrfach größeres Geſcheidterſeyn in Anſpruch nehmend, doch im Wahne auf einen zehn- und noch mehrfach höheren Standpunkt geſtellt — ihre leidenſchaftliche Ausbrüche auf die ohnehin durch ihre pekuniären Verhältniſſe bekümmerten Lehrer aus, wodurch ihre ſorgenvolle Lage zuweilen bis an den Rand der Verzweiflung gebracht wurde.*) Mit Recht muß hierin abgeholfen werden, was auch nebſt den Lehrern alle andere vernünftige und billig denkende Menſchen einſehen. Für die äußeren Schulangelegenheiten iſt wohl in jedem Orte ein Schulvorſtand wünſchenswerth, ja nothwendig; hierzu gehört aber auch der Lehrer ſelbſt, ſowie in dem Kirchenvorſtande der Geiſtliche auch ſelbſt ſitzt und überdies ſogar noch präſidirt. Da nun nach dem Lehrer der Geiſtliche in Bezug des confeſſionellen Religionsunterrichtes der Communicanten in der Gemeinde der nächſte iſt, welcher ſich für die Schule intereſſiren ſoll, ſo gehört derſelbe wohl mit in den Schulvorſtand, dagegen aber auch der Lehrer wegen weſentlicher Theilnahme an den kirchlichen und Religionsübungen mit in den Kirchenvorſtand, welche beide örtliche Behörden, reſp. die Mitglieder derſelben, ſich dann ihren Vorſitzenden jährlich wählen. Für die inneren Angelegenheiten der Schule, für Ueberwachung und Beaufſichtigung derſelben, jährlich abzuhaltende Prüfungen, wären dann von der oberſten Staatsbehörde die Schulgemeinden in Bezirke einzutheilen, und für jeden Bezirk etwa drei aus den betreffenden Bezirken, nach jeder Beziehung hin, qualificirte Lehrer, als Oberlehrer (einer dann als Inſpektor von ihnen gewählt) — gleichſam wie bei den Pfarrherren der Decan mit den Definitoren — zu ernennen, welche dann einerſeits mit den Schulvorſtänden und andererſeits mit der Oberſchulbehörde — in welche letztere Behörde jedoch auch Männer vom Fache, d. h. theoretiſch und praktiſch gebildete, zu berufen wären — in nächſter Verbindung ſtehen

Kirche und Schule ſollen demnach **neben einander**, coordinirt, nicht **über**- und reſp. **untergeordnet** im Staate beſtehen, aber beide der Staatsbehörde untergeordnet bleiben. Beide Inſtitute müſſen ihrem Weſen nach ſich auch einander berühren, und es kann daher von einer ſchroffen Trennung derſelben keine Rede ſeyn, ſondern Kirche und Schule, oder wenn man will, Geiſtliche und Lehrer ſollen freundlich Hand in Hand gemeinſchaftlich das verdienſtvolle Werk der Erziehung und der Ausbildung des Menſchengeſchlechts zur größtmöglichſten Vollkommenheit zu bringen trachten.

*) Ein ſolcher geiſtlicher Deſpot, ein Decan, kreiſchte einmal mit gellender Stimme einem Lehrer entgegen: „**Ich kann Sie vernichten!**“ — Es wäre vielleicht von Intereſſe, wenn Jemand eine Sammlung ſolcher Vorkommniſſe geiſtlichen Uebermuthes unternähme; faſt jeder Leſer dürfte wohl hierzu Beiträge liefern, können und wollen.
D. E.

Wegweiſer nach dem Feldberg.

Obgleich der Schatz, welcher ſeit Jahren für die Erbauung eines Obdachs auf dem Feldberg geſammelt iſt und der wohl gegen 1600 fl. betragen dürfte, noch immer nicht flott gemacht iſt, ſo übt doch gleichwohl der Beherrſcher des Taunus nach wie vor ſeine zauberiſche Anziehungskraft auf alle Freunde und — **Freundinnen** einer großartigen Natur aus. Er war am 2. Juli das Ziel zahlreichen Volks aus der näheren und ferneren Umgegend, das ſich durch den Regen des Vorabends und den Nordwind nicht hatte abhalten laſſen, ſeinen breiten Rücken zu beſteigen. Konnte auch wegen der Ungunſt der Witterung an jenem Tage das angekündigte Volksfeſt, in Verbindung mit Wettlaufen, Steinſtoßen und Ringen der Jünglinge und Männer nicht ſtattfinden, ſo waren doch die Beſucher durch eine ſeltene Klarheit der Luft, wie ſie nur nach ſtarkem Regen zu herrſchen pflegt, reichlich entſchädigt. Wogendes Nebelmeer zuerſt, dann Durchbruch der Sonne, Oeffnen der Wolkendecke, Hervortreten der weiten Landſchaft in den ſchärfſten Umriſſen in ſteter Aufeinanderfolge. — Das Volksfeſt ſoll nun am 16. Juli ſtattfinden; es wird aller Wahrſcheinlichkeit nach ſtark beſucht werden. Dazu Winke zu geben, beſonders für Neulinge, möge dieſer Wegweiſer dienen.

Zuerſt einige Worte über die **Witterungsverhältniſſe** des Feldbergs. Bei einer Höhe von 2721 Fuß über dem Meere ſteht die Wärme im Durchſchnitt um etwa 5 Grad niederer, als in der Mainebene. Der Luftzug entſpricht demjenigen der umliegenden Landſchaft in Hinſicht auf die **Richtung** vollkommen, hinſichtlich der **Stärke** aber iſt er auf die **Höhe** des Berges

Digitized by Google

merklicher, wogegen aber jedesmal die **eine** Seite des Bergabhangs gegen den Wind völlig geſchützt iſt. Man hat ſchon behauptet, die Witterung auf dem Feldberge ſey ſelten günſtig genug, um dortſelbſt ein Volksfeſt in größerem Maßſtabe veranſtalten zu können. Für das Frühjahr und den Herbſt mag dieſe Behauptung im Allgemeinen gelten. Im Winter und Sommer aber bietet die Witterung auf dem Berge gegen diejenige in der Ebene keineswegs einen erheblichen Unterſchied dar. Beſonders iſt dies im Juli der Fall, wo ſowohl für die Mainebene als auch für den Feldberg unter den 31 Tagen des Monats 24 heitere, zu einem Feſte im Freien vollkommen geeignete Tage gerechnet werden können, ſo daß nur der ſtärkere Luftzug auf der Höhe einen Unterſchied zum Nachtheile des Feldberges begründen würde, wenn nicht eben dadurch wieder eine Abkühlung der in der Ebene oft ſehr drückenden Hitze ſtattfände.

Der **Sonnenaufgang** auf dem Feldberg, vielfach geprieſen, bietet nur für die Bewohner der umliegenden **Thäler** etwas Außergewöhnliches, während den Bewohnern der Ebenen jenes Schauſpiel ſich täglich und in ganz gleicher Pracht darſtellt, wenn ſie nur einige Stunden früher das Lager verlaſſen wollten.

Die Ausſicht iſt gegen Sonnenuntergang, aber auch einige Stunden nach Sonnenaufgang, am reinſten. Beſonders klar iſt die Luft nach einem Regen und in dieſem Falle erſcheint auch in den Mittagsſtunden, wo ſonſt die Landſchaft etwas verſchleiert iſt, die Ferne in vollſter Deutlichkeit. Deßhalb darf auch ein Gewitterregen, wenn ſolcher ſich am Vorabend einſtellen ſollte, vom Beſuche des Berges nicht abſchrecken.

Wer auf dem Feldberge bei einem Feuer am Felſen übernachten will, hat ſich allerdings mit **Oberkleidern** zu verſehen, da auch im hohen Sommer die Nächte kühl zu ſeyn pflegen. Gilt es aber nur den Beſuch des Volksfeſtes, welches vor halb 11 Uhr Vormittags nicht beginnt, ſo genügt die gewöhnliche Sommerkleidung. Frauen thun wohl, ſich mit einem Tuch zu verſehen. Es iſt dabei zu erinnern, daß bei Gelegenheit der Volksfeſte zahlreiche Zelte und Laubhütten auf dem Berge aufgeſchlagen ſind, welche gegen Sonne und Zug hinlänglichen Schutz gewähren. Eben daſelbſt finden ſich auch Lebensmittel und Getränke aller Art zu billigen Preiſen. Wer indeß den Feldberg nicht gerade an einem jener Feſttage beſuchen will, thut wohl, ſich mit einigem Mundvorrath vorzuſehen, da ſonſt nur einige Leute aus Reifenberg mit einem guten Kaffee oder einem Glas Waſſer und Brod aufzuwarten pflegen und auch auf dieſe mit Beſtimmtheit nicht gerechnet werden kann.

Große Sorge pflegen ſich Unkundige, beſonders aus den Reihen des ſchönen Geſchlechtes, über die Schwierigkeit der Reiſe nach dem Feldberg zu machen. Beſonders die Frauen und Jungfrauen, denen das Volksfeſt ſo ſchöne Gaben für die Sieger in den Wettkämpfen verdankt und die durch ihre Gegenwart das Feſt ſo ſehr zieren, in dieſer Beziehung zu beruhigen, ſoll für die verſchiedenen Städte der Umgegend eine kurze Reiſeanweiſung folgen.

Frankfurt. Gerade Entfernung von Dom zum Gipfel des Feldbergs $2^{7}/_{8}$ deutſche Meilen. a) Abgang Abends zuvor zu Fuß oder zu Wagen nach Homburg, Oberurſel, Cronberg, (Falkenſtein) oder Königſtein zum Uebernachten. Von dort Morgens 6 — 7 Uhr nach dem Feldberg weiter, wobei zu bemerken iſt, daß von Homburg und Königſtein aus gute Fahrwege bis auf den Gipfel des Berges führen, während für Fußgänger der Weg von Cronberg aus als der ſchönſte erſcheint b) Abgang früh Morgens entweder ganz zu Fuß um 5 Uhr oder zu Wagen nach einem der obengenannten Gebirgsorte gleichfalls zur ſelben Stunde, oder das Beſte und Sicherſte um $6^{1}/_{2}$ Uhr mit dem Bahnzug nach **Soden** und von da entweder über Cronberg oder Königſtein nach dem Feldberg. Entfernung bis zum Gipfel aufwärts nach der zum Beſteigen nöthigen Zeit berechnet (bergab natürlich kürzer): von Homburg 3 Stunden, von Oberurſel $2^{3}/_{4}$ Stunden, von Cronberg 2 Stunden, von Falkenſtein $1^{1}/_{2}$ St., von Königſtein 1) über das rothe Kreuz (Fahrweg) $2^{1}/_{4}$ St. und 2) über Falkenſtein $1^{3}/_{4}$ St., von Reifenberg $^{3}/_{4}$ St.

Darmſtadt und Bergſtraße. Entfernung $6^{6}/_{8}$ Meilen. Abgang am Vorabend um 5 Uhr oder 8 Uhr Abends mit der Eiſenbahn nach Frankfurt. Von dort nach obiger Anweiſung weiter.

Mainz. Entfernung $3^{7}/_{8}$ Meilen. a) Abgang Abends zuvor über Wiesbaden (vergl. dieſes) nach Niedernhauſen zum Uebernachten und von da Morgens weiter; nur für Fußgänger. b) Abgang Abends $5^{1}/_{2}$ Uhr mit der Eiſenbahn nach Hattersheim oder Soden und von da des andern Morgens über Eppſtein (zu Fuß) oder Königſtein (Fahrweg) weiter. c) Abgang Morgens früh $6^{1}/_{2}$ Uhr mit der Eiſenbahn bis Höchſt und von da zu Wagen oder zu Fuß weiter.

Wiesbaden. Entfernung 3 Meilen. a) Abgang Abends 5 Uhr mit der Eiſenbahn wie bei Mainz angegeben. b) Abgang zu Fuß oder Wagen Abends gegen 7 Uhr nach Niedernhauſen (2 St.) zum Uebernachten und von da Morgens 5 Uhr auf Fahrweg bis Glashütte und von da auf Fußweg nach dem Feldberg, im Ganzen 4 Stunden.

Schwalbach Entfernung $3^{7}/_{8}$ Meilen. a) Ueber Wiesbaden wie oben. b) Abends zuvor über Wehen nach Niedernhauſen und von weiter wie bei Wiesbaden oder über Idſtein

Limburg. Entfernung $4^{1}/_{2}$ Meilen. Abgang Abends zuvor gegen 7 Uhr Kamberg zum Uebernachten Von da früh Morgens über Glashütten oder Reifenberg weiter Bis zu Glashütten Kunſtſtraße.

Weilburg. Entfernung $4^{1}/_{2}$ Meilen. a) Abgang Abends zuvor durch das ſchöne Weilthal bis Werth an der Weil zum Uebernachten; von da Morgens weiter; nur für Fußgänger. b) Abgang Abends oder Morgens früh zu Wagen bis Uſingen, von da auf guten Fahr- oder Fußwegen weiter.

Wetzlar. Entfernung $4^{7}/_{8}$ Meilen. a) Abends zuvor nach Gräfenwiesbach 4 St., oder Uſingen $5^{1}/_{2}$ St. zu Fuß, und von da Morgens weiter. b) Abends zuvor über Braunfels zu Wagen auf der Landſtraße nach Uſingen u. ſ. w.

Butzbach (mit dem Anſchluß von Gießen u. ſ. w.). Entfernung $3^{6}/_{8}$ Meilen. Abgang Abends zuvor nach Uſingen. Morgens weiter.

Friedberg. Entfernung $3^{1}/_{4}$ Meilen. Für Fußgänger über Wehrheim, für Wagen über Homburg.

Hanau. Entfernung $4^{6}/_{8}$ Meilen. a) Nachmittags oder Abends zuvor nach Frankfurt und von da, wie oben angegeben, weiter; für Fahrende wie für Fußgänger gleich geeignet. b) Abgang gleichfalls Abends zuvor, jedoch nur für Fußgänger über Hochſtadt und Vilbel nach Homburg und von da Morgens weiter.

Zu beſſerer Ueberſicht aller dieſer Wege mag ſchließlich meine Karte der Umgegend von Frankfurt (bei Jügel daſelbſt), ſo wie meine Karte von Naſſau (bei Beyerle und Fiſcher in Wiesbaden) empfohlen ſeyn. **A. Ravenſtein.**

Mainwaſſer-Wärme: Am 11. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 192. Donnerſtag, den 13. Juli 1848.

Das blutige Taſchentuch.

(Erzählung v. G. Kaut.)

Zur Zeit, in welcher dieſe Geſchichte beginnt, hatte ſich Napoleon bereits ſeine Laufbahn vor Toulon eröffnet. Auch war der Aufſtand gegen die Republik im ſüdlichen Frankreich unterdrückt, und die Anhänger des Königthums hatten ſich entweder in entlegene Gebirgsgegenden, oder über die Gränze geflüchtet. Diejenigen, welche noch auf Frankreichs Boden weilten, führten immer noch eine Art Krieg gegen alle Republikaner, und obgleich ſich dieſe „gutgeſinnten“ Königsfreunde als Vertheidiger und Wiederherſteller der alten, guten Ordnung, wie ſie unter Ludwig XVI. herrſchte, aufwarfen, ſo muß doch zur Steuer der Wahrheit geſagt werden, daß den ſo ſehr verrufenen Republikanern das Eigenthum weit heiliger war, als den in Rede ſtehenden Royaliſten, die ſich vor wirklichen Räubern in ihrer äußeren Erſcheinung und ihrer Handlungsweiſe durch nichts unterſchieden. Dennoch kamen dieſe Verehrer des ancien régime nicht auf den Gedanken, daß es Unrecht wäre, den Poſtwägen aufzulauern, friedliche Reiſende zu plündern und ganze Ortſchaften in Schrekken zu ſetzen.

Was nun dieſe Erzählung anbelangt, ſo handelt ſie von den abenteuerlichen Erlebniſſen eines Mannes, der ſchon in ſeiner frühen Jugend mit den flüchtigen Freunden des Königthums in Verbindung zu kommen das Mißgeſchick hatte. Ein Reiſender, der dieſen Unglücklichen, ſeiner Freiheit beraubt, in einer ſehr bedauernswürdigen Lage fand, ſchrieb deſſen Mittheilungen in ſein Tagebuch, und hiernach iſt die gegenwärtige Erzählung bearbeitet.

1.

Zu Ciotat, unweit Toulon, lebte ein Mann, der dem Spiele außerordentlich ergeben war. Die Leidenſchaft des Spiels iſt aber eben ſo unwiderſtehlich, als verderblich. Sie lockert die Bande, die den Mann an ſein treues Weib und an ſeine Kinder feſſeln, ja ſie zerreißt dieſelben ſogar; ſie entfremdet Söhne den Eltern und ſtürzt manchen Jüngling in den Abgrund des Verderbens, der unter andern Umſtänden der glückliche Vater einer Familie geworden wäre. Als jenem Einwohner von Ciotat die ſorgſame Gattin geſtorben war, vergaß er ſie bald in Geſellſchaft ſeiner Freunde bei'm Spiele, und um ſich jeder Sorge, die ihn ſelbſt nicht betraf, zu entledigen, brachte er ſeinen einzigen, neunjährigen Sohn Olivier nach Toulon an Bord der „Solitüde“, die unter dem Kapitän Marchand die Reiſe um die Welt machen ſollte. Der arme, kleine Olivier ward Schiffsjunge und kehrte nach zwei Jahren mit 300 Franken und einigem Pelzwerke, das er in China gekauft hatte, wieder zu ſeinem Vater zurück. Dieſer brachte aber das Geld in kurzer Zeit in einer Schenke durch, und jagte dann Olivier zum Hauſe hinaus, mit dem Bedeuten, er möge ſein Glück anderswo ſuchen. Der unglückliche Knabe irrte einige Tage ganz rathlos in den ſchönen Gegenden der Provence umher. Endlich nahm ihn ein Ziegenhirt auf, und bei dieſem blieb er einige Jahre. Des Hirtenlebens müde, begab er ſich eines Tages — es war im Monat December 1797 — auf den Weg nach Toulon, des Entſchluſſes, bei der Flotte der Republik Dienſte zu nehmen.

Die Provence iſt ein ſchönes, geſegnetes Land, das Paradies Frankreichs. Allenthalben ſieht man ganze Wälder von Oliven- und Orangenbäumen, an der Landſtraße ſtehen blühende Roſenbüſche, und wildwachſender Lavendel, Salbei und Rosmarin erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen. Und wer nicht beſtimmt wüßte, daß ſich das Goethe'ſche hochpoetiſche Lied: „Kennſt Du das Land ꝛc.“ auf Italien bezöge, der könnte, wenn er den Weg von Aix nach Marſeille daherwanderte, leicht zu glauben in Verſuchung gerathen, unſer großer Dichter habe unter dem fraglichen Lande die Provence verſtanden. Doch unſer Olivier konnte auf einen ſolchen Gedanken nie und nimmer gerathen; denn erſtlich kannte er das erwähnte Lied nicht, und dann war jener Decembertag, an welchem er ſich nach Toulon unterwegs befand, ſo unfreundlich und rauh, daß er ſelbſt unſerem deutſchen Himmel Ehre gemacht haben würde. Ein ſchneidender Wind pfiff vom Meere herüber und wirbelte den Schnee in dichten Flocken zur Erde. Olivier war ſchlecht gekleidet, und es fror ihn daher ſehr. Eben ſchritt er durch ein enges, düſteres Felſenthal, da brach die Nacht herein. Wie unheimlich auch ſeine Lage war, er verlor dennoch den Muth nicht, ſondern ging rüſtig ſeines Weges. Schon gab er alle Hoffnung auf, für dieſe Nacht unter ein ſchützendes Obdach zu kommen, da gewahrte er plötzlich, etwa 100 Schritte von der Landſtraße, ein einzeln liegendes Haus, aus deſſen Fenſtern ihm ein helles Licht entgegen ſtrahlte. Müde, hungrig und durchfroren näherte er ſich dem Gebäude. Als er die Thür öffnete, erblickte er einen großen Saal. Vier wild ausſehende, ſchlecht gekleidete Männer und eine alte Frau, die emſig die ſchnurrende Spindel drehte, ſaßen am Kamine, in welchem ein luſtiges Feuer flackerte.

„Was willſt Du hier, junger Menſch?“ fragte einer der Männer kurz und rauh, als Olivier eingetreten war. Der arme Jüngling war einen Augenblick ganz verblüfft über die Schrecken erregende Gruppe. Indeſſen kehrte bald ſein natürlicher Muth zurück.

„Ich möchte mich ein wenig erwärmen und Etwas genießen, denn ich bin hungrig,“ antwortete er beherzt.

Derjenige, welcher ihn zuerſt gefragt hatte, ſah ihn ſcharf an und fragte hierauf wieder: „Welche Urſache führt Dich dieſes Weges und wohin willſt Du?“

„Bürger!“ erwiederte Olivier, „ich beabſichtige, nach Toulon zu gehen, um bei der Flotte der Republik Dienſte zu nehmen.“

Digitized by Google

„Hier haſt Du keine Bürger vor Dir, ſondern treue königliche Unterthanen,“ lautete die barſche Belehrung. „Wir ſind Feinde jener Elenden, die den Monarchen gemordet und das jämmerliche Inſtitut der Republik eingeführt haben. Merke Dir Das, junger Menſch! Auch rathen wir Dir nicht dazu, Deine Kräfte der Republik zu widmen und namentlich nicht zur See. Jene Schiffe, welche in ihrer Vereinigung Flotte heißen, ſind gebrechliche, alte Schachteln, die der erſte Sturm zertrümmert. Da könnteſt Du Dein junges Leben leicht einbüßen, auch würdeſt Du der Gefahr ausgeſetzt ſeyn, den Hungertod zu ſterben; denn die Lumpenregierung des erbärmlichen Freiſtaats zahlt gar ſchlecht.“

„Wer die Arbeit liebt und kräftig iſt, ſtirbt niemals vor Hunger,“ bemerkte Olivier.

„Die ganze Republik verhungert am Ende noch,“ ſagte einer der Männer, der ſeither noch nicht geſprochen hatte. Ein ſchallendes Gelächter beurkundete, welchen Eindruck dieſe Meinung gemacht hatte. Olivier aber war es durchaus nicht zum Lachen. Uebrigens tröſtete ihn der Umſtand, daß die Männer von nun an freundlicher gegen ihn wurden, und als ihm die Alte gar noch ein in Eiern und Brod beſtehendes Abendeſſen vorſetzte, da fühlte ſich der arme hungrige Olivier in ſeiner Art ganz glücklich. Als er ſein Mahl beendet hatte, nahm ihn Derjenige, welchen die Andern „Capitain“ nannten, zur Seite und ſagte zu ihm: „Höre, Bürſchchen, da Du, wie Du vorin ſelbſt ſagteſt, die Arbeit liebſt, ſo thu' mir einen Gefallen.“

„Recht gern, mein Herr!“ entgegnete Olivier. „Befehlt, was ich für Euch thun ſoll!“

Der Capitain führte hierauf Olivier in's Freie, zeigte ihm ein Thal und jenſeit deſſelben einen Berg. Auf dieſen befahl er ihn zu ſteigen und oben ein Feuer anzuzünden; dürres Holz würde er ſchon finden. In einer Stunde ſollte er wieder zurück ſeyn. Ohne nach der Urſache dieſes ſonderbaren Auftrags zu fragen, machte ſich Olivier ſogleich auf den Weg. Am Ziele angelangt, fand er aber keine Spur von Holz; der Berg war faſt ganz kahl. Was nun anſtellen? Ohne Feuer angemacht zu haben, wagte er ſich nicht zurück. Er war in großer Verlegenheit. Da kam ihm aber plötzlich ein guter Gedanke, den er ſogleich in Ausführung brachte. Nachdem er nämlich ſeinen Stock mit vieler Mühe in die Erde geſtoßen hatte, nahm er ſeinen betheerten Hut, hängte ihn auf und ſteckte ſeine ſeine ſeitherige Kopfbedekkung vermittelſt des Feuerzeuges, das ihm der Capitain überreicht hat, in Brand. Hell loderten die Flammen.

Dieſe That erwarb ihm bei ſeiner Rückkehr große Lobeserhebungen.

Nach Verlauf einer halben Stunde — Olivier ſtand gerade im Begriffe, ſich Morpheus in die Arme zu werfen — hörte man im Thale einen langen, anhaltenden Pfiff.

„Was war das!“ rief der Capitain mit fingirtem Erſtaunen aus. „Ich glaube, eine Räuberbande nähert ſich dem Hauſe.“

„Dann müſſen wir uns wehren,“ ſagte Olivier. „Gebt mir eine Waffe.“

„Hier, mein Junge, haſt Du zwei Piſtolen,“ verſetzte der Capitain. Stelle Dich damit vor die Thür, und die beiden erſten Räuber, welche zum Vorſchein kommen, erſchießeſt Du. Mit den Uebrigen wollen wir ſchon fertig werden.“ — Stolz, wie ein alter Krieger, bemächtigte ſich Olivier der Waffen und nahm ſeinen Poſten ein. Es dauerte nicht lange, ſo ſah er, wie ſich ein Zug Männer dem Hauſe näherte; er machte ſich daher ſchußfertig. Als er aber auf den erſten der Räuber abdrückte, hörte man ſtatt eines Knalles — denn die Piſtole war nicht geladen — nur den Ausbruch eines wilden Gelächters und unmäßiges Beifallsgeſchrei, was keinem Andern, als unſerem Helden Olivier galt.

„Du haſt Muth in der Bruſt, Junge!“ ſagte der Capitain, ihm die Hand ſchüttelnd, „und wirſt ein wackerer Kämpfer werden für unſere gute, heilige Sache. Noch ehe der Morgen graut, ſollſt Du an einem Zuge gegen die Republik Theil nehmen.“

Mittlerweile waren die Männer, welche Olivier für Räuber gehalten hatte, in den Saal getreten; es mochten ihrer etwa ſechzig ſeyn. Ihre Waffen beſtanden theils in Büchſen, theils in Jagdflinten.

Alle ſahen wild und abenteuerlich aus. Mühſeligkeiten, Mangel und Gefahren hatten mitunter tiefe Furchen in ihre ohnedieß ernſten Geſichter gezogen. Das waren die Streiter, welche für die Wiederaufrichtung des geſtürzten Königsthrones kämpften. Olivier erinnerte ſich jetzt aller Gerüchte, die ihm früher von dieſen Menſchen zu Ohren gekommen waren. Von den Bewohnern des Landes wurden ſie „Flüchtlinge“ (fuyards), von der Regierung der Republik aber „Räuber“ genannt, und man muß geſtehen, daß beide Ausdrücke bezeichnend waren.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Verſtändigung über den Mißbrauch der freien Preſſe.

Ueber das Sonſt und Jetzt, nicht nur in dem inneren Treiben und Streben, ſondern auch in der äußeren Phyſiognomie unſerer Mainſtadt (Frankfurt) hat der hier erſcheinende „Freiſtädter“ vor einigen Tagen eine eben ſo lebendige als wahre Schilderung gebracht und nachgewieſen, wie die frühere Behaglichkeit und Gleichgültigkeit einer mächtig bewegten, wenn auch freilich ungeſtümen und fieberhaften Aufregung gewichen iſt. Ueberall Meinungskämpfe, Volksverſammlungen, öffentliche Reden, Aufrufe zu Proteſtationen und Demonſtrationen, erbitterter Prinzipienſtreit und politiſche Oppoſitionen; überall ein Drängen und Wogen von Fremden aus allen Gauen Deutſchland's, aus allen Ständen und von Männern aller Syſteme. Ein täglich ab- und zuſtrömendes Kommen und Gehen von und nach Außen ſteigert die Bewegung in allen Straßen und auf allen öffentlichen Plätzen, und beſonders iſt es die Paulskirche, welche den Mittelpunkt dieſer Strömung abgibt. Selbſt zur Nachtzeit hört die Bewegung nicht auf und unſere ſonſt friedliche Stadtwehr ſieht ſich zur Entfaltung einer Thätigkeit gezwungen, welche für ſie mit nicht geringen Opfern und Anſtrengungen verknüpft iſt. Verweilen wir, das Sonſt und Jetzt vergleichend, bei einem Blick auf die Zuſtände der Preſſe, welch' ein überraſchender Contraſt zeigt ſich alsdann! Wie ein ſchwerer Traum liegt der Druck der Cenſur hinter uns, und wir begreifen kaum, wie man denſelben ſo lange mit allen ſeinen großen Beſchwerden und kleinen Vexationen, mit ſeinem mörderiſchen Rothſtift und ſeinen fortwährenden Gewaltſtreichen ertragen konnte. Abgeſehen von dem grauſamen Verdummungs- und Knechtungsſyſtem, welches von den geheimen Gemächern des deutſchen Bundes aus alle Knospen und Blüthen der Gedankenfreiheit gewaltſam niederhielt, war ſelbſt jede nur einigermaßen ſelbſtſtändige Aeußerung über die harmloſeſten Dinge und unbedeutendſten Angelegenheiten von localer Beziehung verpönt. Was man auch ſagen und ſchreiben wollte, man gerieth in Conflicte und Colliſionen, und bei Allem befürchtete die Cenſur ein Majeſtätsverbrechen gegen die Unfehlbarkeit der hochweiſen Regierung, der zahlreichen Aemter und Behörden und der geſtrengen großen und kleinen Herren, die von oben herab bis zum unterſten Polizeidiener nicht anders als mit ſeidenen Handſchuhen berührt und mit Devotion genannt werden durften. In der That, es war ein ſchmachvoller Zuſtand, den die Geſchichte erſt in ſpäteren Jahren noch mit dem rechten Namen und als der Inquiſition ebenbürtig bezeichnen wird. Darf man ſich wundern, wenn nach ſolcher Erniedrigung die erwachte

Digitized by Google

Freiheit mit Ungeſtüm und nicht ohne Erbitterung auftritt, und darf man erſtaunen über den Mißbrauch und über die Exceſſe der Gegenwart, wenn man jene zehn Mal größeren Mißbräuche und Anmaßungen ſich ins Gedächtniß zurückruft? Bei den Klagen über die gegenwärtigen Ausſchweifungen der Preſſe, wenn dieſe überhaupt ſo groß ſind, wie uns Manche glauben machen wollen, ſollte man nicht außer Acht laſſen, wie und durch wen dieſe hervorgerufen worden ſind. Jeder Uebergang vom Alten zum Neuen iſt mit Geburtswehen verknüpft, doch dürfen wir wohl der Hoffnung leben, „daß die Bewegungen und Zuckungen der Gegenwart nicht das Vorſpiel zu einer dauernden Anarchie, ſondern die Uebergangsperiode zu einer freien, beſſern Zukunft des Geſammtvaterlandes bilden.“

Von Manchen hört man die Frage aufwerfen: „Was ſoll daraus werden, wenn, wie es gegenwärtig überall geſchieht, ſowohl in Tag- und Flugblättern wie durch Maueranſchläge, die Volksmaſſen in Aufregung erhalten, zur Widerſetzlichkeit angereizt und über ihr eigenes Wohl und Wehe in ganz verkehrter und ſie nur irre leitender Weiſe unterrichtet werden? Iſt dies nicht offener Mißbrauch der freien Preſſe, durch welchen der Anarchie Vorſchub geleiſtet und die böswilligen Abſichten der Wühler unterſtützt werden? Iſt es nicht an der Zeit, daß hier die Behörden einſchreiten?“ Letzteres müſſen wir unbedingt, als mit den Errungenſchaften und Rechten der kaum errungenen Freiheit unverträglich, zurückweiſen. Gerathen wir einmal wieder an die Schlagbäume des Beſchränkens und Verbietens, dann werden wir bald mit ſtarken Schritten rückwärts ſchreiten. Wollten wir auch zugeben, daß hier ein Mißbrauch der freien Preſſe vorläge, ſo können wir ihn doch nicht für ſo gefährlich halten. Nur aus dem Austauſch der Meinungen und dem Kampfe der Parteien kann die Wahrheit hervorgehen, und gegen die Uebergriffe der freien Preſſe iſt ſie ſelber wieder der kräftigſte Gegendruck. Der Gedanke ſoll durch den Gedanken, nicht durch Kanonen und Genſd'armen bekämpft werden, und der Thorheit ſoll die Weisheit, nicht die drohende Fauſt oder das Schwert entgegentreten. Wollte man ſich ſtets hinter den Mißbrauch verſchanzen, ſo könnte man Sonne, Mond und Sterne und Alles was im Himmel und auf Erden iſt, verbieten. Wir ſehen einer freiſinnigen und allgemeinen Geſetzgebung über die Preſſe entgegen, und bis zu deren Erledigung möge man uns jedenfalls das Vorrecht der nothwendigen Entwickelung durch die Oeffentlichkeit nicht verkümmern. Auch ſpäter und für immer muß uns dies höchſte aller Volksgüter wie ein theures Palladium bewahrt bleiben. Der Staatsanwalt beim königl. Criminalgericht in Berlin, *von Kirchmann*, hat unlängſt in Bezug auf die freie Preſſe ein vortreffliches Gutachten erlaſſen (vergl. Dib. Nro. 110), welchem er als Grundlage unterbreitet hat: „So lange die Preſſe ſich nur in dem Felde des Allgemeinen, in Theorien über Reform des Staats, der Geſellſchaft, des Verkehrs bewegt, ſeyen die Vorſchläge auch noch ſo übertrieben, noch ſo ſehr das Beſtehende angreifend, ſo lange iſt jedes Einſchreiten der Strafgewalt unzuläſſig. Nur dann iſt gegen Uebergriffe der Preſſe einzuſchreiten und fallen ſie dem Geſetz anheim, wenn eine Druckſchrift, das Gebiet des Allgemeinen verlaſſend, zu einem beſtimmten Verbrechen Rath oder Anleitung geben, oder die Ehre und Integrität beſtimmter Perſonen verletzen ſollte.“ Hiermit ſcheint uns der Standpunkt der Beurtheilung und die Baſis eines Preßgeſetzes ſehr richtig bezeichnet. Jene Befürchtungen von Mißbräuchen liegen mehr in der Neuheit der Sache, als in der Wirklichkeit der Gefahr. Die Ausgleichungen werden ſich von ſelbſt ergeben und ohne Beihülfe von Schergen und Kerkermeiſtern werden der geſunde Menſchenverſtand, die Achtung vor Geſetz und Recht und die Mehrheit der Beſſergeſinnten obſiegen über die Thorheit, den unvernünftigen Trotz und die Wühlereien der Böswilligkeit. W.

Prinz Johann im Jahr 1820.

Wer klimmt hinan den Wolkenſteg
Verwegen auf dem Gemſenweg?
„Das iſt ein deutſcher Mann,
„Iſt unſer Prinz Johann.“
Den Stutzen links, auf grünem Hute
Den Gemsbart und die Federn ſchön,
So ziehet er in frohem Muthe
Hinauf zu unſern Felſenhöh'n.

Wer geht im Thale drunten ein,
Zum Bretterhäuschen ſchlecht und klein?
„Das iſt ein deutſcher Mann,
Iſt unſer Prinz Johann.“
Ihn führet chriſtliches Erbarmen
Zu des geringen Bruders Noth,
Er ſpendet hülfreich ſeinen Armen
Und ſchafft in ihre Hütten Brod.

Wer pflegte hier die reiche Au?
Wer lehret dort der Schachten Bau?
„Das iſt ein deutſcher Mann,
„Iſt unſer Prinz Johann.“
Sein Wiſſen ſegnet unſ're Fluren
Und ſchließet auf der Erde Schooß,
Er zeiget uns des Erzes Spuren
Und gibt es unſerm Fleiße blos.

Wer ſchauet dort bei Sternenglanz
Auf Mattengrün den Stey'rer Tanz?
„Das iſt ein deutſcher Mann,
„Iſt unſer Prinz Johann.“
Auf unſern Almen, unſern Weiden
Verehren wir den hohen Herrn;
Er mildert Leiden, und in Freuden
Sieht er die luſt'gen Kinder gern.

Wer lauſchet dort am Felſenhang
Dem ſilberreinen Alpenſang?
„Das iſt ein deutſcher Mann,
„Iſt unſer Prinz Johann.“
Er liebt mit uns auch unſer Singen,
Und dankbar ſoll's noch Tag und Jahr,
Durch Berg' und Thäler widerklingen,
Was uns Johann von Oeſtreich war.

Wegen obigen Liedes war mir im Jahr 1820 zu Wien ein Büchlein, betitelt: „Bilder aus den Alpen der Steyermark“, mit Beſchlag belegt und erſt wieder frei gegeben worden, nachdem man ihm, bei ſchon *vollendetem Druck*, die unſchuldigen Verſe entnommen hatte. Sollte damals, vor 28 Jahren, die öſterreichiſche Cenſur geahnt haben, daß der Erzherzog Johann einſt an die Spitze des vereinten Deutſchlands treten könne?

Uebrigens habe ich von meinen „Bildern aus den Alpen der Steyermark“ ein Exemplar gerettet und bis auf dieſen Tag bewahrt, worin das geächtete Lied gedruckt ſteht. Nach der Wahl des deutſchen Reichsverweſers ſchlug ich daſſelbe auf und freute mich mit den übrigen vierzig Millionen, daß wir von unſerem Reichsoberhaupte nun frank und frei rühmen dürfen:

„Das iſt ein deutſcher Mann,
„Iſt unſer Prinz Johann.“

Ja, die vierzig Millionen mögen glauben:

Digitized by Google

— — Dankbar wird's nach Tag und Jahr
Durch Berg' und Thäler widerklingen,
Was uns Johann von Oeſtreich war.

Krotoſen, 10. Juli 1848. Aug. Schumacher.

Mannichfaltigkeiten.

(Berliner Erwerbszweige.) Frage: Sag' mal, Bohnhammel, wat treibſt du denn jetzt vor'n Geſchäft: du haſt ja immer ſo viel Zettel's unter'n Arm? — Antwort: Det will ick dir erklären, Kielmeyer; ick bin bei'n gottloſen politiſchen Clubb und bei'n frommen patriotiſchen Verein angeſtellt. Vor'n politiſchen Clubb klebe ick die Zettel's an, und werde davor bezahlt; und vor'n patriotiſchen Verein reiß' ick ſe wieder ab, und kriege och davor bezahlt; uf dieſe Weiſe ernähre ick mir höchſt anſtändig! (Karlsr. Z.)

(Karlsruhe, 4. Juli.) Mit geſteigertem Intereſſe ſind wir dem Gaſtſpiele des Hrn. Schneider's gefolgt und ſahen denſelben nach Ferdinand in „Kabale und Liebe", noch als Wildenberg d. j. in „den Geſchwiſtern"; Rolin, in den „Memoiren des Satans"; Ulrich von Hutten in „Ein deutſches Herz" von Logau und als Reinhard in „Dorf und Stadt". Alle dieſe Rollen gehören dem Fache unſeres Deſſoir's an, welcher mit Recht der Liebling des Publikums iſt, weßhalb die Erfolge jedes fremden Künſtlers an unſerer Bühne in Deſſoir's Fache zweifelhaft waren, was nur um ſo ſchmeichelhafter für unſern werthen Gaſt ſeyn mußte, indem auch er den allgemeinſten Beifall fand und noch lange im freundlichen Gedächtniß bei uns fortleben wird. Wir halten uns verpflichtet, über das Drama: „Ein deutſches Herz", von Logau, welches den 2. Juli bei vollem Hauſe zum erſten Male auf die Bühne kam, einige Worte zu berichten. — Dieſes ächt deutſche Gemälde wurde mit ſtürmiſchem Beifall von dem Publikum aufgenommen, und es freut uns, einen uns bisher fremden Namen auf ſolch' ehrende Weiſe kennen gelernt zu haben. Bei einiger Abkürzung und Milderung der harten Charakterzeichnung des um die Wiſſenſchaften hoch verdienten Erasmus von Rotterdam, wird dieſes zeitgemäße Werk die Wanderung durch ganz Deutſchland machen und dem jungen Verfaſſer für die Zukunft unter den dramatiſchen Dichtern Deutſchland's einen würdigen Namen bereiten. Unſer lieber Gaſt Hr. Schneider gab den Ulrich von Hutten, die Hauptparthie des Drama's, mit bekannter Meiſterſchaft zur vierten Gaſtrolle und wurde in der Scene und am Schluſſe der Vorſtellung gerufen. — Nächſten Sonntag wird dieſe Vorſtellung wiederholt.

Der Garten des Luxembourg und der Pflanzengarten in Paris ſtehen jetzt dem Publikum wieder offen. Von der Verwüſtung des letztern durch die Inſurgenten hatte man die romanhafteſten und ſchauerlichſten Dinge erzählt, wie Löwen- und Tigerjagden, Hinabwerfen von Soldaten der mobilen Garde in die Bärengruben und die glückliche Rettung derſelben durch ihre kaltblütige Entſchloſſenheit und gutes Glück ꝛc.; es hat ſich aber dies Alles als Fabel ausgewieſen, und bis auf einige geſchoſſene und ſofort gebratene Papageien iſt Alles unverſehrt geblieben.

In vier Kreiſen in Niederöſterreich ſind die zur Deputirtenernennung verſammelten Urwähler ohne Reſultat wieder aus einander gegangen, weil ſie Niemanden kannten, dem ſie ihr Vertrauen ſchenken konnten.

Der Handwerker-Verein zu Berlin hat beſchloſſen, auch Lehrlinge, ſobald ſie das 17. Lebensjahr zurückgelegt haben, als Mitglieder aufzunehmen.

Korreſpondenz.

Aus der Provinz Starkenburg, im Juli.

Der Pius-Verein in Mainz bellt gewaltig, wenn er getroffen wird, d. h. wenn man die eigentliche Tendenz deſſelben, die eine ächt ultramontane iſt, aufdeckt, wie dieſes in einem Artikel aus Rheinheſſen vom 21. Mai — erſchienen in der zweiten Beilage zum Frankfurter Journal vom 25 Mai — geſchehen iſt. Der Pius-Verein lieſ't dieſen Artikel in ſeiner Verſammlung vom 29. Mai vor, kritiſirt ihn und anſtatt ihn zu widerlegen, ſucht er ſich ſcheinbar dabei zu beruhigen: „es ſey erfreulich, den Verein angegriffen zu ſehen, woraus ſeine Wichtigkeit erhelle." Werden gar Hoffnungen ausgeſprochen und Vorſchläge gemacht über die nothwendigen, von allen vernünftigen Katholiken längſt gewünſchten Reformen, die Synoden als das nächſte Mittel hierzu empfohlen und einige Mißſtände unſerer Diözeſe nebenbei angedeutet, dann erhebt ſich der Trabant des Pius-Vereins, die Redaction der kath. Sonntagsblätter in Nro. 23 d. J. und infamirt das Frankfurter Journal, ſtatt ſich an den Verfaſſer des Artikels (zweite Beilage zum Frankf. Journal vom 30. Mai) zu halten, der ein Katholik iſt, und mindeſtens gleich aufrichtiger Geſinnung für den Katholicismus, wie die Redaction der kath. Sonntagsblätter, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſeinen Katholicismus nicht zum Mittel ehrgeiziger und herrſchſüchtiger Beſtrebungen gebraucht. Was über den Präſidenten des Pius-Vereins, Domcapitular Lennig, als Haupt und Führer der Ultramontanen, geſagt wird, regiſtrirt die Redaction der kath. Sonntagsblätter ſchön ein und weiß nichts dagegen zu ſagen, aber zur weiteren Empfehlung des Präſidenten ſoll wohl die Anführung dienen: „blieb jahrelang freiwillig Pfarrverwalter, weil er vom Staate eine Pfarrei anzunehmen ſich nicht entſchließen konnte." Wir fragen: Iſt dieſe Renitenz gegen geſetzliche Ordnung löblich? Oder wo iſt die Conſequenz: wenn er dennoch ſpäter vom Staate das Decret für die Pfarrei Seligenſtadt annahm und für die Domcapitularſtelle in Mainz? Die Pfarrſtelle zu Gaulsheim, wo — wenn wir die Redaction der kath. Sonntagsblätter recht verſtanden haben — Lennig freiwillig Pfarrverwalter war, hat ein ſehr geringes Einkommen, Seligenſtadt ein ſehr reiches und eine Domcapitularſtelle iſt bekanntermaßen eine Stelle, die den Mann gut ernährt und keine großen Arbeiten und Sorgen macht. Daß der penſionirte Profeſſor Riffel Mitverdienſt hat an der ultramontanen Beſtrebung des jüngeren Clerus, ſtellt die Redaction genannter Blätter nicht in Abrede. Jeder Verſuch, das Gegentheil zu behaupten, würde durch bekannte Thatſachen widerlegt werden. Aber den Stadtpfarrer Lüft glaubt die Redaction gegen eine Vermuthung in Schutz nehmen zu müſſen, wahrſcheinlich um ſich bei dieſem für die Zukunft „möglich" zu machen, deſſen zukünftige Größe er mit Andern zu ahnen ſcheint, die ihn auch ſchon bei kritiſchen Fällen zu Rathe zogen, aber die Redaction hätte dieſes in anderer Weiſe, als durch die geſtellte Alternative verſuchen ſollen; denn Männer von ſelbſtſtändiger, unabhängiger Geſinnung genirt die Anweſenheit Lüft's nicht, und wenn auch die Redaction der kath. Sonntagsblätter von keiner auf den 2. Mai ausgeſchriebenen Beſprechung weiß, ſo wußte doch wohl Lüft von einer auf dieſen Tag zu Frankfurt feſtgeſetzten Beſprechung.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

Durch einen Druckfehler wurde in einem der früheren Briefe aus Paris Louis Blanc in die Categorie der Barbès, Albert ꝛc. gebracht; es ſollte Blanqui heißen.

Mainwaſſer-Wärme: Am 12. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerau.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 193. Freitag, den 14. Juli 1848.

Drei deutſche Gläſer.

Von K. C. Tenner.

Wohlauf und ſchenkt die Gläſer voll!
Es gilt dem Mann, dem biedern Mann,
Der unſre Gauen ſchützen ſoll,
Daß Seegen ſtröm' aus ihrem Schooß,
Daß Dentſchland werde ſtark und groß.
Stoßt an, ſtoßt an! es lebe
Des Reiches erſter Steuermann —
Der deutſche Fürſt Johann!

Wohlauf und ſchenkt die Gläſer voll!
Es gilt dem Bund, dem nenen Band,
Der einen Bau uns ſchaffen ſoll,
Worin der Freiheit edles Gut
Auf felſenfeſten Pfeilern ruht.
Stoßt an, ſtoßt an! es lebe,
Was unſer Lied mit Freuden nennt —
Das deutſche Parlament!

Wohlanf und ſchenkt die Gläſer voll!
Es gilt dem Land, dem heil'geu Land,
Das kein Tyrann mehr knechten ſoll;
Dem Land, wo jüngſt noch lag die Nacht
Und jetzt ſo ſchön der Morgen lacht.
Stoßt an, ſtoßt an! es lebe
Das ein'ge, freie, ſtarke Land —
Das deutſche Vaterland!

Das blutige Taſchentuch.

(Erzählung v. G. Kaut.)

(Fortſetzung.)

2.

Noch war die Mitternacht nicht vorüber, als ein Haufen Bewaffneter ſchweigend und geräuſchlos eine öde Gegend durchzog. Es waren die Royaliſten, unter denen ſich jetzt auch Olivier befand; ſie beabſichtigten, einen Handſtreich gegen die Republik auszuführen. Da, wo die Landſtraße, welche von Toulon nach Marſeille führt, von einer dichten Weißdornhecke begränzt wird, ließ der Capitain ſeine kleine Armee Halt machen. Er mahnte zur Tapferkeit im Falle ernſtlichen Widerſtandes und befahl zuletzt ſeinen Leuten, ſich hinter die Dornhecke zu lagern. Noch wußte Olivier nicht, was vorgehen ſollte; bald aber ward er es gewahr. Als nämlich ein offener Wagen, geleitet durch eine Reitereſcorte, durch einen Engpaß im Thale erſchien, erhob ſich plötzlich der Capitain und donnerte dem Fuhrwerke ein gebieteriſches „Halt!" entgegen. Die Reiter erriethen wohl ſogleich, wen ſie vor ſich hatten und antworteten mit einer Carabinerſalve, die den Royaliſten jedoch durchaus keinen Schaden that. Unter dem Rufe: „Vive le roi!" knallten aber unmittelbar hierauf hinter der Hecke mehr denn ſechzig Gewehre; ſieben Mann von der Eskorte ſtürzten, und die Uebrigen entflohen. Nun ward die Kutſche in Stücke geſchlagen und eine Quantität darin wohlverborgener Säcke herausgezogen. Olivier machte ſich allerlei Gedanken über dieſe ſonderbare Art, die Republik zu bekriegen. Doch wagte er nicht ſeine Gedanken in Worten auszuſprechen.

Der Marſch der Bande ging nun über einen kleinen Hüge immer weiter in eine wüſte und gebirgige Gegend, und

„Auf ein Mal gähnt im tiefſten Felſengrund
Sie eine Höhle an, vor deren finſterm Schlund
Ein praſſelnd Feuer flammt."

Da war der Ruhepunkt der Bande; ein Mitglied derſelben war vorausgeeilt, hatte das Feuer angezündet und ein Frühſtück zurecht gemacht, über welches Alle mit großem Heißhunger herfielen. Olivier indeſſen zog ſich beſcheiden in einen Winkel zurück. Der Capitain machte ihm übrigens bald ein Zeichen, daß er ſich nähern möge, und gab ihm gebratenes Hammelfleiſch, Brod und Wein. Der Jüngling ließ ſich's trefflich ſchmecken.

„Olivier," ſagte der Capitain nach einer Weile, „es ſcheint, Du haſt einen guten Appetit; nun, das hat gerade nichts zu ſagen, wenn Du ſo fortfährſt, wie Du begonnen haſt. Gefrühſtückt haben wir; damit wir zu Abend eſſen können, dafür haſt Du zu ſorgen. Zwei Meilen von hier feiert nämlich heute ein reicher Mann, ein Jakobiner, die Alle Gott verdammen möge, die Hochzeit ſeiner einzigen Tochter. Da wird's hoch hergehen. Ich denke, meine Herren!" fuhr er, zu ſeinen Gefährten gewendet, fort, „ich denke, es wird keine Sünde ſeyn, wenn wir uns ungeladen bei der Hochzeit einfinden."

Ein wildes Beifallsgeſchrei war die Antwort auf dieſen Vorſchlag.

„Kannſt Du leſen, mein Junge?" wandte er ſich wieder zu Olivier.

Als dieſer die Frage bejahte, gab er ihm ein Blatt Papier, auf welchem die nöthigen Verhaltungsbefehle geſchrieben waren; worin dieſe beſtanden, wird aus dem Betragen des Jünglings hervorgehen.

In Zigeunerkleidung begab er ſich in das Hochzeitsgebäude, das ein ſtattliches Schloß war, und zog durch Singen die Aufmerkſamkeit der fröhlichen Geſellſchaft auf ſich. Man ließ ihn

Digitized by Google

ein, um den Neuvermählten Glück zu wünſchen, und gab ihm dann die Erlaubniß, bei der Dienerſchaft zu eſſen. Durch Erzählung erdichteter Unglücksfälle intereſſirte ſich bald das ganze Haus ſo ſehr für ihn, daß ihn der Herr als Hausjunge in ſeine Dienſte nahm. Noch vor Mitternacht begaben ſich alle Hochzeitsgäſte zur Ruhe; Olivier aber lagerte ſich in's Vorderhaus, und dieſe Reſignation gereichte ihm in den Augen ſeines Wirthes zu nicht geringer Ehre. Schon um 1 Uhr war Alles ruhig im Hauſe. Vorſichtig öffnete er nun das große Thor, zündete Lichter im Gaſtzimmer an, und bald nach wenigen Minuten erſchienen der Royaliſten wilde Geſtalten und gruppirten ſich um die zahlreichen Tiſche, noch reich beſetzt mit Leckerbiſſen aller Art, und auch an ſüßem, provençaliſchem Weine war kein Mangel. Der Keller war reich gefüllt, und daß dieſe Kämpfer für die heilige Sache des altfranzöſiſchen Königthums es verſtanden, den edeln Rebenſaft ohne Aufſehen der Gefäßen zu entlocken, wird man wohl zu glauben geneigt ſeyn.

Anfangs ging es bei dem Mahle — wenn dieſer Ausdruck anders paſſend iſt — ſehr ruhig her; nach und nach wurden aber die wilden Geſellen lebhafter, redeten heftig durcheinander und ſtimmten zuletzt das ſehr beliebte royaliſtiſche Lied, „O Richard, o mon roi, l'univers t'abandonne!“ an. Bei jedem Verſe heulte die ganze Geſellſchaft den Refrain nach und ſchlug dazu den Takt auf Gläſern und Flaſchen. Kaum war das erwähnte Lied beendigt, als man den Hülferuf der bereits auf der Flucht begriffenen Bewohner des Hauſes hörte. Der Ruf: „Les fuyards! les fuyards! au secours!“ tönte ſchauerlich durch die Nacht. Da wurden denn die ungebetenen Hochzeitsgäſte, denen es vor ein paar Minuten, um mit Goethe zu reden, noch ſo „kannibaliſch wohl“ war, plötzlich ruhig. Der Capitain ſchlich ſich zur Thür hinaus und kehrte nach einigen Minuten mit ſehr ernſter Miene zurück. Sein Adlerblick überflog in einem Nu die Anweſenden, dann ſagte er mit furchtbarer Entſchloſſenheit: „Der Schuft Esnard, der Spion, iſt nicht hier. Dem Kerl war vermuthlich die letzte Belohnung nicht anſehnlich genug, darum hat er uns verrathen. Zu den Waffen, Freunde! In wenigen Minuten werden vielleicht an Hundert republikaniſche Dragoner hier ſeyn. Pferdegetrappel nähert ſich von allen Seiten dem Schloſſe. Es ſind die Hunde von St. Zachariä.“

Und die Dragoner von Zachariä waren es in der That, die ſchon nach kurzer Zeit von allen Seiten in das Schloß zu bringen ſuchten. Es entſpann ſich ein hitziges Gefecht; die Soldaten wurden zurückgeſchlagen und zogen ſich hinter eine Mauer, in welcher ſich Schießſcharten befanden. Von hier aus unterhielten ſie ein beſtändiges Karabinerfeuer gegen das Schloß. Nach einiger Zeit kamen die Dragoner auf einen ſchrecklichen Gedanken. Einige der verwegenſten ſteckten nämlich einen Haufen dürren Holzes in Brand, ſo daß bald die verzehrenden Flammen um das Schloß loderten. „Taghell ward die Nacht gelichtet.“ Die Republikaner jubelten. Den Capitain ausgenommen, herrſchte drinnen unter den Rayaliſten dumpfe Verzweiflung, die ſich in dem Grade mehrte, als die Flammen weiter um ſich griffen.

„Freunde!“ ſagte der Capitain, „wir müſſen uns durchſchlagen, ſonſt ſind wir verloren. Draußen an der Herrnmauer ſehen wir uns wieder. Vorwärts, ihr Tapferen!“ Und die ganze Schaar ſtürzte ſich, ihren Führer an der Spitze, durch die Flammen in den Hof, wo ſie eine mörderiſche Salve empfing. Nur Wenige entkamen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Selbſterhaltungstrieb und der Gemeinſinn.

D (*Frankfurt*, 8. Juli.) Die Kommuniſten und jene Politiker, welche die roheſte Gewalt der Maſſen durch die Verheißung eines gelobten Schlaraffenlandes aufzuregen ſuchen, gebrauchen ungefähr dieſelben Ausdrücke und Stichwörter. Das „Proletariat“ kämpft als permanenter vierter Stand für ſeine Standesrechte unter dem vollklingenden Namen der Menſchenrechte; die „Bourgeoiſie“ für ihre „Geldſäcke“, wenn es auch nur ſehr beſcheidene Geldbeutel in der Hand betriebſamer Familienväter ſind; die „verthierten Söldlinge“ für die alte Tyrannenmacht; die Bürgerwehr für den Polizeiſtaat. In Paris iſt zwar das „Volk“ bis jetzt der Bourgeoiſie erlegen; aber es wird nicht raſten, bis es ſiegt, dort und in Deutſchland. Die ſibylliniſchen Blätter am Rheine und ſeinen Nebenflüſſen ſagen es, und auf den Trümmern ſeines neuen Jeruſalems ſitzt ein großer Prophet und bedroht die Verächter ſeiner conſtituirenden Weisheit mit einer „Reihe von ſchlimmen Verwickelungen und blutigen Kämpfen.“ Um jedoch dem armen Volke nicht geradezu die Organiſirung von Räuberbanden zuzumuthen (denn dazu ſteht es, in Deutſchland wenigſtens, noch allzuſehr auf dem verrotteten „Rechtsboden“ und kann ſich nur ſchwer von dem Zopfe des ſittlichen Gefühls losmachen), rufen die Demagogen von Zeit zu Zeit aus: Das Eigenthum iſt heilig! d. h. ſobald es durch einen kleinen Beſitzwechſel von den Millionen arbeitender und erwerbender Menſchen auf eine kleine auserleſene Schaar übergeht, welche dafür bei dem Aufbau der „wohlfeilſten Staatsform“ als Handlanger dienen und die Diäten für die Baumeiſter beſtreiten ſoll. Wir verkennen es nicht, daß unter den Miniſterialkandidaten des Cultus und der Cultur in dem utopiſchen Staate auch wirklich gute und liebevolle Menſchen ſich befinden, die ſocialiſtiſchen Schwärmer nämlich, welche die *Liebe* für den urſprünglichſten und mächtigſten Inſtinkt der Menſchheit halten, der jedem ihrer Bürger das Geben ſeliger mache, denn das Nehmen. Aber am Stärkſten in jedem lebenden Geſchöpfe waltet vielmehr der *Selbſterhaltungstrieb* und treibt, ſo trivial er urſprünglich iſt, die Menſchen und Völker bei zunehmender Bildung zu den höchſten Zielen hin. Er iſt es, der aus ſchläfrigen und feigen Philiſtern ſtreitbare Männer macht, welche ihr Eigenthum und ihre Freiheit mit gleicher Kraft gegen hohe und niedere Feinde vertheidigen. Er iſt es aber auch, der die Beſitzloſen zum Erwerbe, und wenn dieſer lange Zeit ſtockt, zur Gewaltthat der Verzweiflung treibt. Dieſe letztere Wahrheit erkannten und benutzten bisher vorzüglich die vorhin gezeichneten Demagogen; es iſt Zeit, daß die große Mehrheit des Volkes ſie anerkenne und — wenn wiederum die Liebe zu der leidenden und darbenden Minderheit nicht ausreicht — um ihrer eigenen Selbſterhaltung willen ihr den Stachel nehme, *bevor* an die Stelle des Fleißes die Verzweiflung des Armen trete mit allen ihren grauſigen Folgen für ihn, wie für das ganze Volk. Der geſunde Socialismus verlangt die Organiſation der Geſellſchaft. Die *Selbſtſorge* bewirkt das Gegentheil ihres Zweckes, ſobald ſie zur *Selbſtſucht* wird. Der einzelne Menſch oder Menſchenkreis, welcher bei dem Voranſchlage ſeines Wohlſeyns das des Andern nicht mit in Rechnung zieht, gilt dieſem Andern mit Recht als feindlicher Nachbar und ſetzt ſeine eigene Sicherheit in ein Fauſtrecht, das oft civiliſirt ausſieht und wohlbeſiegelte Verbriefung vorweiſt, aber vor jeder ſtärkeren Fauſt in Nichts verſinkt. Die Erhaltung des Einzelnen wird nur geſichert, wenn ſie unter der *Selbſterhaltung der ganzen Geſellſchaft* begriffen iſt. Dieſe wechſelſeitige Bürgſchaft der ganzen Gliederung und ihrer einzelnen Glieder für ihre Erhaltung iſt übrigens in ihrer Nothwendigkeit anerkannt, ſeit es Gemeinden und Staaten gibt, und ſomit keineswegs das nagelneue Ergebniß ſocialiſirender Weisheit. Wohl aber unterſcheidet ſich die neue Zeit durch die weit ſtärkere Betheiligung der einzelnen Glieder bei dieſer Bürgſchaft und durch die erhöhte Selbſtthätigkeit und Geltung jener Volkstheile, welche bisher mehr nur als Nullen hinter wenigen Zählern galten. Daß das Erwachen ſo zahlreicher Kräfte Anfangs nicht

Digitized by Google

ſeiten eine divergirende und zwieträchtige Thätigkeit der Geſellſchaftsglieder hervorbringt, iſt nicht zu verwundern und verdunkelt unſern Blick in die Zukunft unſeres Vaterlandes nicht. In dem vollgeſunden Staate iſt kein Glied politiſch unthätig, gilt aber auch jede Selbſtſucht und Sonderbündelei für unpolitiſch, da die ächte Politik eben in der Sorge für das *Gemeinwohl* beſteht. Was zu dieſem Gemeinwohl führe, wird dem Volke immer deutlicher werden, je mehr es ſich ſelbſt in ſeiner *Geſammtheit und Mannichfaltigkeit* kennen lernt. Wir würden aber zu Viel von ihm verlangen, wenn es erſt nach Vollendung dieſer Erkenntniß als eines rein theoretiſchen Lehrkurſes zur Praxis ſchreiten ſollte; es probirt vielmehr ſchon, während es ſtudirt und noch vorher. Dem jungen Geſchlechte werden die Ergebniſſe dieſer Proben erſt ganz zu Gute kommen, und die politiſchen Katechismen, welche ihm eine nahe Zukunft bereits in den Volksſchulen in die Hand geben ſoll, werden ihm kein Luſtſchloß des Syſtems, ſondern den feſterprobten Grundriß des Hauſes vorzeichnen, in welchem ſeine Eltern wohnen und es ſelbſt geboren wurde.

Das Prinzip der kirchlichen Conſtituirung Deutſchlands.

Vom *Weſterwalde*, im Juli.

Daß die Feſtſtellung des künftigen Verhältniſſes zwiſchen Kirche und Staat eben ſo ſehr eine kirchliche wie eine politiſche Lebensfrage iſt, daß folglich bei der politiſchen Conſtituirung Deutſchlands gleichzeitig die Frage hinſichtlich der künftigen Stellung der Kirche zum Staate ihre Erledigung finden muß, und daß Letzteres eine baldige, gemeinſame und durchgreifende Verwirklichung der nothwendigen kirchlichen Umgeſtaltung Deutſchlands bedingt, darüber iſt nicht zu ſtreiten. Wähnt man aber mit „gänzlicher Trennung der Kirche vom Staate“, oder mit „Gewährleiſtung freier Glaubens- und freier Religionsübung“ jene Prinzipienfrage hinſichtlich der Stellung der Kirche zum Staate, wie mit Einem Schlage gelöſ't zu haben, ſo dürfte ſich eine ſolche Annahme doch bei näherer Prüfung von vornherein als ein arger Rechnungsfehler erweiſen, indem „gänzliche Trennung der Kirche vom Staate“ ein *ungerechtfertigtes* und *unausführbares* Prinzip iſt, ja ſogar mit dem andern feſtſtehenden: „ſtaatliche Gewährleiſtung der Freiheit des Glaubens und der Religionsübung“, in offenbarem Widerſpruche ſteht.

Als *ungerechtfertigt* erweiſ't ſich eine gänzliche Trennung der Kirche vom Staate in ſofern, als dies dem Intereſſe des Staates wie der Kirche widerſtreitet. Beide bedingen ſich weſentlich nach ihren Zwecken und bedürfen einander zur Erreichung derſelben, können folglich, ohne ſich und einander zu ſchaden, ſich nicht völlig von einander losſagen, ſondern können und müſſen nur die unweſentlichen, unnatürlichen und die anderſeitige Freiheit beeinträchtigenden Bande zwiſchen beiden aufgeben, reſp. beſeitigen.

Der Staat hat nach dieſem Verhältniſſe der Gegenſeitigkeit die Pflicht, die Kirche wie die Diener derſelben — die ja zugleich Staats-Glieder ſind — zu ſchützen und das Geſammtwohl der Kirche auf jedmögliche Weiſe zu fördern. Dieſe Pflicht liegt dem Staate ob, nicht blos im Intereſſe der Kirche, ſondern zugleich in ſeinem eigenen Intereſſe, indem letzteres durch erſteres und umgekehrt bedingt wird. Völlige Trennung beider würde folglich beim Staate wie bei der Kirche gegen die Pflicht der Selbſterhaltung wie der Erhaltung des andern Theiles geradezu verſtoßen.

Wer hätte überhaupt die Frage: „Ob völlige Trennung der Kirche vom Staate, oder nicht?“ rechtlich zu entſcheiden, wenn anders eine ſolche Trennung als Prinzip gerechtfertigt wäre? — Etwa blos die Inhaber der Staatsgewalt, oder die Kirche für ſich allein? — Offenbar weder die eine noch die andere, da kein Theil ſich ſeiner Pflicht gegen den andern entäußern, aber auch kein Theil ſeiner weſentlichen und nothwendigen Rechte gegen den andern ſich begeben darf, vielmehr müßten ſich beide Theile über eine ſolche Trennung einigen, was wiederum vor der Hand und ſo lange nicht durch kirchliche Synoden die Geſammtheit der Kirche vertreten iſt, eine Unmöglichkeit wäre, man müßte denn durch einen neuen Willkür-Akt gerade für die oberſte und wichtigſte Frage den Conſens künftiger Synoden präoccupiren, und damit folgerecht für *jede* kirchliche Frage die Synoden überflüſſig machen wollen!

Doch nicht blos als ungerechtfertigt, eine gänzliche Trennung der Kirche vom Staate erweiſ't ſich auch eben deßhalb als *unausführbar*. Ergibt ſich dies aus dem bereits Geſagten, indem, was für beide Theile verderblich ſeyn würde, vernünftiger Weiſe auch unausführbar ſollte genannt werden, ſo ſpringt die Unausführbarkeit des erwähnten Princips vollends in die Augen, wenn man die Frage aufwirft: Wer ſoll, nach ſolcher Trennung der Kirche vom Staate, entſcheiden über kirchliche Colliſionsfälle zwiſchen Angehörigen verſchiedener kirchlicher Bekenntniſſe, namentlich Anſtände in gemiſchten Ehen hinſichtlich der religiöſen Kinder-Erziehung, ſowie vorher ſchon bezüglich der Trauung, oder Eingriffe in die Dienſtfunktionen eines Geiſtlichen anderen Bekenntniſſes und ſo weiter in oberſter Inſtanz beſeitigen? — Wird bei ſolcher *unbedingten Trennung* der Kirche vom Staat ſelbſt die „*Civil-Ehe*“ allen Verwicklungen vorbeugen, oder überhaupt alsdann aus einer Kirchengemeinſchaft als maßgebende Norm vom Staate aufgedrungen werden können? Muß nicht für ſolche Colliſionsfälle, wenn nicht das Recht vielfach zum Unrechte geſtempelt werden ſoll, nicht die einſeitige Synode oder Kirchenbehörde allein, ſondern die entſcheidende *Mitwirkung* der *Staatsbehörde* nothwendig eintreten? Von wem ſoll für's Kirchen- und Pfarrvermögen, oder für die Nutznießer des letzteren, namentlich in Zeiten der Aufregung oder allgemeiner Gefahr, der nothwendige Schutz oder die erforderlichen Maßregeln der executoriſchen Gewalt erwartet werden? Etwa blos von der kirchlichen Behörde, oder den jährlich oder nach mehreren Jahren ein Mal zuſammentretenden Synoden? Oder muß auch hier die *Mitwirkung* der Staatsgewalt eintreten? Wo findet ſich die für den Staat, wie für die Kirche nothwendige Garantie, daß, nach gänzlicher Trennung beider, bei gänzlichem Gewährenlaſſen der Kirche, in dieſer wieder eine verderbliche jeſuitiſche, überhaupt reaktionäre Propaganda ſich nicht einſchleiche? Oder ſtellt ſich auch deshalb die gleichzeitige *Mitaufſicht* der Staatsbehörden auf die Dienſtführung, Verſetzungen ꝛc. der Geiſtlichkeit als unabweisbar, und nach Allem dieſem die Unausführbarkeit gänzlicher Trennung der Kirche vom Staate heraus?

Und Letzteres um ſo mehr, als dieſes Prinzip endlich der ſtaatlichen „Gewährleiſtung der Freiheit des Glaubens und der Religionsübung“ direkt widerſpricht; denn bei Wem ſoll der in dieſem Rechte Gekränkte und Geſtörte Hülfe ſuchen? Bei der Synode, oder der kirchlichen, biſchöflichen ꝛc. Oberbehörde? Und wenn er nun hier die nöthige Hülfe nicht zu erlangen vermag, wo dann anders, als bei der Staatsbehörde, die ihm ja freie Religionsübung verfaſſungsmäßig zu gewährleiſten hat? Sind nun aber Staat und Kirche völlig von einander getrennt, ſo daß Erſterem keinerlei Recht auf kirchliche Angelegenheiten zuſteht, läßt ſich alsdann dennoch die ſchützende und entſcheidende Beihülfe des Staats beanſpruchen? Offenbar wäre dazu weder die Kirche dann befugt, noch der Staat Solches zu leiſten verbunden, ſo daß das höchſte ſtaatsbürgerliche Recht alsdann der vom Staate übernommenen Gewährleiſtung verluſtig werden müßte.

Das Reſultat iſt dieſes: Die Trennung der Kirche vom Staate kann und darf keine totale, ſondern kann und muß eine nur partielle ſeyn, d. h. auf die kirchliche Lehre und den Cultus, wofür

Digitized by Google

allein die Entſcheidung der geſammten Kirche maßgebend iſt, iſt dem Staate keine Einwirkung zu geſtatten; dagegen die Aufſicht über die genaue Vollziehung der kirchlichen Verfaſſung, über das Kirchen-Pfarr-Vermögen die Beſetzung der geiſtlichen Stellen, die Controle über die Geiſtlichen, ſo wie die letzte Entſcheidung kirchlicher Colliſionsfälle, alle dieſe Rechte muß die Staatsbehörde mit der Kirche, reſp. mit der kirchlichen Oberbehörde und Synodal-Ausſchüſſen, theilen.

Den Mitgliedern des verfaſſunggebenden Reichstages zu Frankfurt, deren Mandat auch zur Erledigung dieſer kirchenſtaatsrechtlichen Prinzipienfrage als zureichend zu betrachten iſt, mögen dieſe Bemerkungen zur Aufnahme der geeignet ſcheinenden deßfalſigen Beſtimmungen in das Reichsgrundgeſetz angelegentlich hiermit empfohlen ſeyn.

Der Auf- und Ausbau der Kirche aber, auf der damit gegebenen Baſis, bleibt dann (durch Synoden) das Werk lediglich die Aufgabe der einzelnen deutſchen Landeskirchen, und ein weiteres Mittel — worauf Einſender dieſes bereits in Nro. 151 der Didaskalia in dem Artikel: „Die Zukunft der evangel. Kirche Deutſchland's" hingewieſen — wodurch die maßlos zerſplitterte evangel. Kirche Deutſchlands endlich zu **Einer** Kirche werde, eine künftige **deutſche Reichs-Synode**. B....r.

Korreſpondenz.

Aus der Provinz Starkenburg, im Juli.

(Schluß.)

Die Verſammlung der rheinheſſiſchen Decane zu Mainz am 23. Mai hätte die Redaction nicht beſonders hervorzuheben nöthig gehabt; denn als über Verbeſſerung in der Verwaltung des Staats die Berathung gepflogen werden ſollte, ließ man auch nicht die Kreisräthe darüber berathen, und damit glauben wir hinreichend ausgeſprochen zu haben, was wir von der Stellung und Wirkſamkeit der Decane halten. Gerade auch in dieſem Punkte muß es anders werden, wenn es beſſer werden ſoll. Zähle Einer den Nutzen der Decane auf, wenn er kann; aber daß das häßliche Denunciationsweſen durch ſie gefördert werden kann, wer will es läugnen? Der Biſchof ſehe ſelbſt an Ort und Stelle nach der Amtsführung des Clerus und ſchlage nicht den unſichern Weg mittels Berichterſtattung der Decane, dieſe kennen zu lernen, ein. Der Biſchof hat hinlänglich Zeit dazu, und ſeine perſönliche Erſcheinung wird nützlicher wirken, als der Erlaß vieler Ordonnanzen. Aber leider haben ſich die Biſchöfe Vieles von der Feſthaltung ſouverainer Fürſten angewöhnt; man gelangt oft nur zu ihnen durch Vermittlung des dienenden Perſonals und das Buhlen mit Betſchweſtern und Betbrüdern, die aller Moralität baar geworden ſind; Phariſäismus und Liebäugeln mit den ultramontanen Stimmführern bringt oft gewiſſer zu äußerer Anerkennung, als die gewiſſenhafteſte Amtsführung im ächt-chriſtlichen Geiſte. Darum die dringende Nothwendigkeit von abzuhaltenden Synoden, aber nicht von ſo Quaſi-Synoden, wie der Biſchof in **Limburg** am 13. Juni abgehalten hat, indem er ſämmtliche Decane berief, die als kleine Hierarchen in alle Vorſchläge der biſchöflichen Hierarchie einſtimmten, wie vorauszuſetzen war. Ehe Synoden abgehalten werden können, ſoll nach der Anſicht der Redaction der kath. Sonntagsblätter und des Katholiken die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat feſtgeſtellt werden. Sehr klug berechnet, aber leicht zu durchſchauen, wo die ultramontanen Stimmführer hinauswollen. Macht nur die Kirche unabhängig vom Staate, entfernt jede nothwendige Ueberwachung derſelben, und wann der Abſolutismus der Kirche feſtgeſtellt iſt, dann, denken die Ultramontanen, verbieten ſich die Synoden von ſelbſt und ſollte es dennoch Einer wagen, ſolche zu beantragen, dann werden wir denſelben als ungehorſamen Sohn der Kirche ſchon zu verdächtigen wiſſen und der verdienten Strafe überliefern und — es bleibt beim Alten. Jede Regung für Beſſergeſtaltung, wo ſie ſich auch immer zeigt, denuncirt die Redaction der kath. Sonntagsblätter und des Katholiken als ſchädliche Neuerung, und wird die Einführung eines mehr volksthümlichen Elementes in die Verwaltung der Kirche empfohlen und ſelbſt durch eine von den Ultramontanen oft angeführte Auctorität, nämlich Dr. **Binterim**, der wiſſen muß, daß ehedem in der kath. Kirche das Repräſentativ-Syſtem vorherrſchend war und nicht das abſolut-monarchiſche, wie heutzutage, ſo wird dieſer vom Katholiken auf beſſere Zeiten vertröſtet. Jetzt aber iſt es Zeit, daß vernünftige Katholiken, Geiſtliche, wie Laien, ihre Wünſche und Forderungen für längſt vom deutſchen Episcopat erwartete, nothwendige Reformen ausſprechen, und ſollte das deutſche Episcopat nach wie vor in ſeiner unthätigen Ruhe und unter der Herrſchaft der Ultramontanen verbleiben, dann ſich an die deutſche National-Verſammlung um Schutz und Wahrung ihrer Rechte wenden, aber in andern Adreſſen, als die der Pius-Verein und gleichgeſinnte Vereine einſenden und vorher unbefangenen Katholiken mit dem falſchen Vorgeben: unſere Religion ſey in Gefahr, zur Unterſchrift unterbreiten. Der Katholicismus hat ſeine größten Gegner an den Ultramontanen, d. h. an Denen, die Unweſentliches Weſentlichem gleichſetzen, die Wallfahrten, Proceſſionen, Ablaſſe, Exercitien, Knabenſeminare, Klöſter u. ſ. w. für weſentliche Dinge unſerer Kirche halten und die Religion zum Mittel ihrer ehrgeizigen und herrſchſüchtigen Beſtrebungen machen und Alle, die anders denken und handeln, in ihrer Mitte als Ungläubige und Leichtſinnige verſchreien und mit Spott und Zurückſetzung heimſuchen. Trennung der Kirche vom Staate und etwa auch Trennung der Schule von der Kirche iſt ihr Feldgeſchrei, damit ſie einen Staat im Staate bilden können und, wenn der Staat die Schulen frei gegeben, die Beglückung der Welt mit Schulen der engliſchen Fräulein, die die Ultramontanen in Mainz in beſonderen, abſichtlichen Schutz nehmen, allenthalben ſtattfinden und das Volk mit Schulbrüdern das Glück klöſterlicher Bildung ſchmecken könne. Man reformire die Schule, aber ſpreche keine Trennung der Schule von der Kirche aus und mache die Ueberwachung der Schule nicht zum Monopol der Geiſtlichkeit; wer immer tüchtig iſt, Geiſtlicher oder Laie, werde zur Ueberwachung ausgeſehen. Zum Maßſtabe der Wahrheitsliebe der Redaction der kath. Sonntagsblätter ſey ſchließlich bemerkt, daß ſie, ganz gegen beſſeres Wiſſen, den ganzen Clerus der Mainzer Diözeſe in mittleren und vorgerückten Jahren als aus der Liberman'ſchen Schule hervorgegangen darſtellt. Die meiſten der Geiſtlichen in dieſen Jahren gehören der Liberman'ſchen Schule an, nicht alle, und zählt dieſe Minderzahl bei den kath. Sonntagsblättern nicht, weil ſie vielleicht nicht nach dem Zuſchnitt der kath. Sonntagsblätter iſt? Wir verkennen nicht das Verdienſt der Liberman'ſchen Dreſſur für ächt ultramontane Richtung und erkennen der Redaction der kath. Sonntagsblätter zu, daß ſie in dieſer Beziehung genannter Schule alle Ehre macht, ſelbſt wenn ſie ganz gegen Liberman'ſche Dreſſur im modernen Gewande einhergeht. Aber nicht alle Geiſtliche aus dieſer Schule ſind ihrem Geiſte treu geblieben, recht viele ſind längſt demſelben entwachſen und gehören zu den ehrenwerthen Mitgliedern unſeres Diözeſanclerus.

Einladung
an die Wehrmänner des Taunusgebirgs.

Die Bürgerwehr und Schützencompagnieen von Kronberg und Oberurſel haben beſchloſſen, am 16. Juli zum Volksfeſt auf dem Feldberg in geordnetem Aufzuge zu erſcheinen. Sie werden um 10 Uhr Vormittags auf dem Berge eintreffen, und glauben durch öffentliche Kundgebung ihrer Abſicht vielleicht dazu beizutragen, daß auch die Wehrmannſchaft anderer Taunusorte ein Gleiches thun werde. Da gleichzeitig auf dem Feldberg ein **Sternſchießen** abgehalten werden wird, ſo bietet ſich für die Schützen der Volkswehr eine erwünſchte Gelegenheit, ihre Geſchicklichkeit in der freien Handhabung der Büchſe zu zeigen.

Kronberg und Oberurſel, den 10. Juli 1848.

W. Neubronner, Major bei der Bürgerwehr.
R. Küſtee, Hauptmann bei der Bürgerwehr.

Theater-Anzeige.

Freitag, 14. Juli: Bei feſtlich erleuchtetem Hauſe. Zur Feier der Anweſenheit **Sr. kaiſerl. Hoheit des Erzherzogs-Reichsverweſers Johann. Prolog**, geſprochen von Frl. Janauſchek. Hierauf: **Oberon, König der Elfen**, romantiſche Feenoper in 3 Abth., nach dem Engliſchen des Planché, von Th. Hell, Muſik von Carl Maria von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes ſind von Hrn. **Mühldorfer**, Maſchiniſt und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Didaſkalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 194. Samſtag den 15. Juli 1848.

Das blutige Taſchentuch.

(Erzählung v. G. Kaut.)

(Fortſetzung.)

3.

Es giebt Menſchen, ihre Zahl iſt aber gering, die einen unwiderſteblichen Zauber um ſich verbreiten, einen Zauber, der alle Diejenigen, welche in nähere Verbindung mit ihnen treten, auf das Engſte an ihre Perſonen und an ihre Intereſſen feſſelt. Und auffallend iſt's, daß in der Regel dieſe merkwürdigen Menſchen kalt, verſchloſſen und auch häufig undankbar zu ſeyn pflegen. In dieſe Kategorie gehörte auch der mehrerwähnte Capitain, der eine unbegreifliche Gewalt über ſeine Untergebenen ausübte. Stets ernſt, ja ſogar zuweilen grob, war er im Gewühle des Kampfes ſchrecklich, und einen Anflug von Sanftmuth bemerkte man nur nach einer glücklichen Unternehmung an ihm. Niemand kannte ſeinen wahren Namen; man nannte ihn nur „den Capitain.“ Nichtsdeſtoweniger war ein Jeder von ſeiner Schaar bereit, die Perſon des Anführers mit Leib und Leben zu vertheidigen.

Die Vernichtung der royaliſtiſchen Bande unter dem furchtbaren Capitain wurde als ein ſehr glückliches Ereigniß angeſehen, als ein Ereigniß, das zur Beruhigung der ganzen Provence beitragen würde. Die meiſten der Flüchtlinge waren in jener Nacht durch die Kugeln der Dragoner gefallen, oder waren nach einer verzweifelten Gegenwehr in Gefangenſchaft gerathen. In dem letzteren Zuſtand befand ſich auch der Capitain mit etwa ſechs ſeiner Leute. Ein düſterer Keller in Grande-Peyras diente als Gefängniß.

Es war Sonntag, und die Hinrichtung der gefangenen Königsfreunde war auf den folgenden Tag beſtimmt. Hier und da ſah man Gruppen von Menſchen in den Straßen von Grande-Peyras, man ſprach von dem Schauſpiel, das morgen durch die Hinrichtung gegeben werden würde.

Im ſüdlichen Frankreich wird ſehr häufig die Milch, welche ſich noch in den Eutern der Kühe und Ziegen befindet, zum Verkauf ausgeboten. Es iſt daher keine ſeltene Erſcheinung, daß Jemand mit einem ſolchen Thiere durch die Straßen eines Ortes zieht und Käufer für die noch nicht zu Tage geförderte nahrhafte, animaliſche Flüſſigkeit ſucht. An dem erwähnten Sonntage nun zog ein junger Menſch in provençaliſcher Bauerntracht durch die Straßen von Grande-Peyras, eine Ziege am Stricke führend, für deren Milch er Käufer zu ſuchen ſchien. Etwas ſcharfſinnigeren Leuten wie die Bewohner des fraglichen Ortes müßte es übrigens aufgefallen ſeyn, daß der Milchhändler ſich beſtändig in der Nähe des in ein Gefängniß umgewandelten Kellers zu halten ſuchte. Hier rief er nicht allein viel lauter ſeine Milch aus, ſondern er ſang und pfiff auch royaliſtiſche Lieder. Als ihn ein Bürgergardiſt darob hart anging, ſagte er: „Willſt Du mir es verwehren, Bürger! daß ich dieſe Schurken da unten ein wenig foppe?“ Und der Bürgergardiſt war zufrieden.

Nachdem der junge Menſch ſein Weſen auf dieſe Weiſe etwa eine halbe Stunde getrieben hatte, kam der Kerkermeiſter des Keller-Gefängniſſes zum Vorſchein und forderte, daß ihm der Ziegenbeſitzer für die Gefangenen Milch verabfolge. Der Jüngling machte ein grimmiges Geſicht und verſetzte in zornigem Tone: „Wie!? dieſen Hunden ſoll ich meine Milch umſonſt geben! Ich bin noch unſchlüſſig, ob ich ihnen welche verkaufe.“ Die Unſchlüſſigkeit war indeſſen nicht gar groß; denn als der Kerkermeiſter eine Schüſſel herbeigeholt hatte, molk der junge Hitzkopf wacker hinein, ſo daß das Gefäß bald voll ſchäumender Milch war. Bevor er aber daſſelbe fortgab, ließ er ein Ding, das einer kleinen Feile auf ein Haar glich, in die Milch fallen. Niemand ſah es. Der Jüngling hatte ſich mit ſeiner Ziege noch nicht entfernt, als der Kerkermeiſter abermals erſchien.

„Die Schurken haben nicht genug,“ ſagte er; „Du ſollſt Ihnen noch ein Mal von Deiner Milch verkaufen.“

Der Angeredete ergriff die Schüſſel, und als er ein dürres Blatt auf dem Boden derſelben erblickte, nahm er es in die Hand und betrachtete es ſehr aufmerkſam.

„Nimm das Blatt nicht heraus,“ verſetzte der Kerkermeiſter, „die Diebe da unten behaupten, daſſelbe gäbe der Milch einen beſſeren Geſchmack.“ Lächelnd legte der Milchhändler das Blatt wieder an ſeine vorige Stelle, fing an zu melken, und trieb hierauf ungeſäumt ſeine Ziege zum Orte hinaus.

Der junge Menſch war, wie die freundlichen Leſer vielleicht ſchon errathen haben, Niemand anders als Olivier, der dem nächtlichen Blutbade entkommene Olivier.

4.

Die Glocke von Grande-Peyras verkündigte durch zwölf Schläge die Mitternacht. Tiefe Ruhe herrſchte im ganzen Orte, und ſchon von ferne hörte man die ſchweren Tritte der beiden Gefängnißwachen. Da loderten plötzlich Feuerflammen in dem nahen Tannenwalde auf, und die Feuerflammen, ſie griffen immer weiter um ſich, und „taghell ward die Nacht gelichtet.“ Die Wächter des Gefängniſſes riefen zwar „Feuer!“ aber man hörte ſie nicht, und es hätte vielleicht noch einige Zeit gedauert, bis der Waldbrand bemerkt worden wäre, wenn nicht ein junger Menſch mit dem Rufe: „Les fuyards! les fuyards!“ durch die Straßen gerannt wäre. Dieſer ſchreckliche Ruf riß Alt und jung aus den ſanften Armen des Morpheus. Bald lief Alles durcheinander. Die Dragoner beſtiegen ihre Pferde und ſprengten nach dem Walde, gefolgt von allen ſtreitbaren Einwohnern von Grande-Peyras. Als der vorerwähnte junge Menſch bemerkte, daß faſt der ganze Ort verlaſſen war, lief er durch eine Seitengaſſe und kehrte bald mit fünf wild ausſehenden Männern zurück. Die unheimliche, wohlbewaffnete Geſellſchaft ſchlich nun ganz nahe an den Ge-

Digitized by Google

fängnißkeller heran, überfiel die beiden nichts ahnenden Wächter und überwältigte und band ſie nach einem kurzen Kampfe. Kaum war dies geſchehen, ſo krachten die zum Theil durchgefeilten eiſernen Stäbe des Gefängnißloches, und die ſtämmige Geſtalt des Capitains kam zum Vorſchein. Hoch athmete er auf, als er ſich wieder in der friſchen Luft befand. Mehr Schwierigkeiten bot die Befreiung der übrigen Gefangenen dar, welche durch ihre Wunden zu großer Kraftäußerung unfähig waren. Doch gelang auch ſie. Die Royaliſten flüchteten ſich nun glücklich aus dem Bereiche der republikaniſchen Dragonerſäbel.

Der auf dieſe Nacht folgende Morgen war hell und warm, und wir finden die Royaliſten in dem ſogenannten Herrnthale, unweit Ciotat gelagert. Sie waren in einem lebhaften Geſpräche begriffen, an der ſich auch Olivier betheiligte. Die Blicke des Capitains waren mit ungewöhnlichem Wohlwollen auf dieſen Letzteren geheftet, denn er erfuhr, daß er deſſen Liſt und Muthe allein ſeine Rettung verdanke.

„Als wir aus dem brennenden Hauſe in den Hof gelangten,“ erzählte Olivier, „ſah ich, wie mehrere unſerer Gefährten todt niederſtürzten; auch konnte ich noch bemerken, wie Ihr Euch, mein Capitän, den Säbel in der Fauſt, mitten unter die Feinde ſtürztet. Wie ein Raſender um mich hauend, war ich ſo glücklich, die Mauer zu erreichen und über dieſelbe in's Freie zu gelangen. Wie erſchrak ich aber, als ich an der Herrnmauer nur einen Kameraden traf, der mich benachrichtigte, daß wahrſcheinlich nur Wenige der Unſrigen der Gefahr entgangen ſeyen. Am meiſten beunruhigte mich Euer Schickſal, mein Capitän. Nach und nach fanden ſich noch einige unſerer Gefährten ein, die, ohne Führer, ſich zu zerſtreuen beabſichtigten. Ich aber bat ſie, nur noch einige Tage beiſammen zu bleiben. Als ſie einwilligten, begab ich mich verkleidet nach Grande-Peyras, da ich erfahren hatte, daß man dorthin mehrere Gefangene transportirt habe. Aus den Geſprächen der Leute entnahm ich, daß Ihr, mein Capitain, unter den Letzteren ſeyn müßtet, und bald war mein Plan gemacht. Ich erhandelte eine Ziege, zu welchem Zwecke, iſt Euch Allen bekannt. Für eine Feile hatte ich vorher ſchon geſorgt, und auf dem Blatte, das in der Schüſſel lag, las ich die Zahl 12, die ich auf die Mitternacht bezog; ich irrte nicht. Freudig eilte ich zu meinen Kameraden, um mit ihnen gemeinſchaftlich zu überlegen, was nun zu thun ſey. Mein Vorſchlag ging durch. Wir wollten um Mitternacht den Tannenwald bei Grande-Peyras in Brand ſtecken, um die Dragoner und Einwohner hinaus zu locken, und wenn dies geſchehen, das Befreiungswerk zu beginnen. Bekanntlich ging Alles nach Wunſch von Statten.“

„Bei dem heiligen Ludwig, Du biſt brav, mein Junge,“ ſagte der Capitain, tief gerührt. „Nun aber, meine Freunde,“ fuhr er gegen die ganze Geſellſchaft gewendet fort, „müſſen wir auf unſere weitere Sicherheit Bedacht nehmen. Hier in dieſer Gegend können wir nicht mehr länger weilen.“

Die Wahrheit dieſer Anſicht ſah Jeder der Anweſenden nur zu wohl ein; daher brachen ſie ſogleich auf, um ein anderes Aſyl zu ſuchen.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XVI.

Den 5. Juli.

Wir befinden uns fortwährend im Zuſtande der Belagerung; die Retraite wird um 9 Uhr Abends geſchlagen; obwohl die Circulation an den meiſten Orten dadurch nicht gehemmt iſt, macht es doch einen eigenen Eindruck in Paris, die ſogenannte „Nachttrommel“ zu hören, nur das „Hört Ihr Herren und laßt Euch ſagen“ fehlt, um ſich in eine kleine Provinzialſtadt verſetzt zu glauben.

Die Unterſuchung, die die Militär-Commiſſion eingeleitet, wird, wie Ihnen bereits berichtet, emſig fortgeſetzt, doch läßt ſich nicht vorausſehen, wie und wann das End-Reſultat bekannt ſeyn wird.

Eine Emeute, die 10,000 Leuten das Leben gekoſtet, 8000 ins Gefängniß gebracht! Wenn dieſe Scenen in den Ländern eines der Heinriche der Fünfzigſte oder der Sechzigſte ſich zugetragen hätten, ein ganzes Greitz-Reuß oder Lobenſtein wäre aus dem deutſchen Staatenbunde verſchwunden, hier in Paris merkt man nicht im allergeringſten, daß 18 — 20,000 Menſchen fehlen; die Leute ſcheinen hier aus der Erde zu wachſen. Im Augenblick iſt es im Gegentheil lebhafter, die Provinzen ſchicken täglich eine große Anzahl Neugierige, welche die Schlachtfelder beſuchen, um die Spuren des fürchterlichen Kampfes in Augenſchein zu nehmen, und in der That, es iſt heute noch der Mühe werth, die Koſten einer größeren Reiſe daran zu wagen.

Unter den Gefangenen ſind ſehr Viele niedergeſchlagen, ihre Thaten bereuend, Andere rühmen ſich fortwährend, prahlen mit den grauſamen Handlungen, die ſie begangen, der Name Mörder erſchreckt ſie nicht — „Soll ich zittern, Das zu heißen, was ich nie gebebt, zu ſeyn?“ — Viele ſind im Wahne, für eine gute Sache gekämpft zu haben.

Die Inſurgenten waren ihrer Sache ſicher, ſie zweifelten keinen Augenblick, wenn auch nur auf einen oder zwei Tage Meiſter von Paris zu werden; ſie rechneten auf die Garde mobile. Dieſes Corps wurde kurz nach der Februar-Revolution gebildet; es beſteht meiſtens aus den ſogenannten „Kindern des Volkes“, d. h. aus Arbeitern, zum Theil aus jungen Leuten, welche vor der Februar-Revolution und ſelbſt nach derſelben mit den Barrikaden-Männern innigſt befreundet waren, Leute, die entweder kein beſtimmtes Handwerk hatten, oder durch die Zeitumſtände brodlos waren.

Cavaignac ſcheint am erſten Tage auch nicht ſicher auf ſie gerechnet zu haben, deshalb ließ er ſie zuerſt in den Kampf gehen, um bei einem etwaigen Uebertrittsverſuch ſie dem Feuer der ihnen gefolgten Nationalgarde auszuſetzen; indeſſen hat ſich bekanntlich die Garde mobile am tapferſten für die Ordnung geſchlagen. „Je suis de la garde mobile“, ſagt man heute mit demſelben Stolze, wie vor vierzig Jahren ein Krieger geſagt hätte: „Je suis de la grande armée de l'Italie.“

Die Parteien ſcheinen wenigſtens direkt nicht hinter den Barrikaden agirt zu haben; es iſt zwar ziemlich ſicher, daß das vorgefundene Gold vom Auslande herrührt, doch ſcheint es, als ob man nur für den Augenblick ein fürchterliches Chaos herbeiführen wollte, einen blutigen Sumpf, aus dem ſpäter die Parteiführer irgend einen Prätendenten herausgeangelt hätten.

Die weiße Fahne wurde nur an wenigen Orten aufgepflanzt. Ein Individuum, das „Vive Henri V!“ rief, wurde von den Inſurgenten ſelbſt erſchoſſen; übrigens haben die in Paris wohnenden Legitimiſten (man muß die Wahrheit ſagen) wacker für den Status quo gekämpft. Man hatte das Gerücht verbreitet, ein Graf Narbonne ſey in die Hände der Truppen gefallen; es hat ſich herausgeſtellt, daß es ein gewiſſer Comte aus Narbonne (Comte de Narbonne) war; eben ſo unrichtig iſt es, daß der verwundete Polignac ein Sohn des Exminiſters Carls X. iſt; es mag vielleicht ein entfernter Verwandter ſeyn; Larochejacquelin ſah ich ſelbſt ſtets dahin eilen, wo die Gefahr war.

Nicht minder unrichtig hat ſich das Gerücht erwieſen, Joinville ſey hier geweſen; die früheren Freunde Louis Philipps waren ſtets in den vordern Reihen der Nationalgarde; Moline St. Yon, Mackau, Dupetit Thouars ꝛc. kämpften für die Erhaltung der

Digitized by Google

Republik; ſelbſt Thiers, in der Politik noch verhaßter als Guizot, übrigens ſchon bei früheren Emeuten ſtets perſönlichen Muth zeigend, war auch anhaltend in der Umgebung ſeines Freundes Lamoricière.

Der Name Napoleon wurde hie und da zwar benutzt um aufzuwiegeln, doch nirgends von einer hervorragenden Perſönlichkeit. Pierre Napoleon war ebenfalls in der Umgebung Lamoricières; es wurde ihm ein Pferd unter dem Leibe getödtet.

Die Zeitungen enthalten fortwährend Anekdoten, Züge von Grauſamkeit, Tapferkeit ꝛc. Ich habe Ihnen mehrere mir bekannte mitgetheilt; indeſſen ſind weder die einen, noch die anderen, wenigſtens der größere Theil nicht, authentiſch erwieſen.

Ein Garde mobile, dem die kleine Fußzehe weggeſchoſſen wurde, ſoll à la Junot ausgerufen haben: „Deſto beſſer, ich hatte einen Froſtballen an dieſer Stelle“. Unter Napoleon hätte dieſe Aeußerung ein Herzogthum zur Folge gehabt; ein anderer Soldat ſoll ſogar ein Calembourg im Augenblick der Verwundung gemacht haben; er rief beſtändig: Plutôt la mort que se souiller (lieber ſterben, als ſich beſudeln [ſich feige zu zeigen]); eine leichte Wunde am Fuß verhinderte ihn, ſeinen Schuh anzuziehen: Oui, ſagte er, plutôt la mort que ce soulier (als dieſer Schuh).

Was jedoch authentiſch iſt und die furchtbaren Folgen des Bürgerkriegs zeigt, iſt folgendes tragiſche Ereigniß. Ein junger Garde mobile erſtürmt eine Barrikade; unter den erſten Reihen der Inſurgenten ſieht er ſeinen Vater. Die beiden Kämpfer erkennen ſich, die Schießwaffe fällt aus ihren Händen, der Sohn eilt in die Arme des Vaters, der Kampf beginnt, Vater und Sohn, der eine die Anarchie, der andere die Ordnung repräſentirend, werden — vielleicht von einer Kugel — durchbohrt.

Ein Anführer der Truppen erſcheint an einer Barrikade, die Inſurgenten haranguirend: Ich habe Ordre, auf die Canaille zu ſchießen, wer nicht zur Canaille gehört, ziehe ſich zurück; eine Minute darauf iſt die Barrikade verlaſſen; ein anderer Anführer erſcheint an einer andern Barrikade: Canaille, ruft er, zieht Euch zurück, ich werde ſonſt das ſämmtliche Lumpengeſindel, das ſich hier befindet, zuſammenſchießen.“ Ein fürchterlicher Kampf beginnt hier; es iſt dieſes eine große Lehre für Die, die gegen das Volk zu kämpfen haben

Die „Debats“ enthalten übrigens noch einen ſonderbaren Artikel. Ich theile Ihnen denſelben mit, die Verantwortlichkeit jedoch ganz dem Verfaſſer überlaſſend.

Die proviſoriſche Regierung vom 24. Februar ſoll, um ſich gegen etwaige Angriffe von Seiten der Nationalgarde ſicher zu ſtellen, einige Tage nach der Februar-Revolution ein ſogenanntes Barrikaden-Corps errichtet haben, Leute, denen man die Kunſt erlernte, Barrikaden ſchnell und ſicher zu errichten; man bezeichnete ihnen zu gleicher Zeit alle Punkte der Hauptſtadt, die im Falle des Ausbruchs einer Emeute zu befeſtigen wären; dieſe Leute nun waren es, den Debats nach, die in den Junitagen, die Sache der Regierung verrathend, jene famoſen Barricadenbauten, die Paris noch nie in ſeinen Mauern geſehen hatte.

Unter andern Curioſitäten theile ich Ihnen noch einen Vorſchlag mit, der gemacht wurde, um die Flucht der gefangenen Inſurgenten bei'm Transportiren unmöglich zu machen oder zu erſchweren; das Recept iſt folgendes: „Man nimmt den Gefangenen die Hoſenträger weg, ſo wie Alles, woran ſie die Hoſen befeſtigen könnten; ſie müſſen daher mit den Händen die Hoſen in gehörigen Poſition halten, ſind entweder dadurch im Laufen genirt, oder im Falle ſie die Unſchicklichkeit begingen, die Beinkleider fallen zu laſſen, wäre es leicht, die „Sansculotten“ zu erkennen und zum Anſtand zu bringen.“ Ein luſtiges Mittel; die Franzoſen ſind doch immer witzig. Witz, Wein, Weiber und Wahrheit, die vier Wehen des menſchlichen Lebens (nach Saphir), haben der großen Nation ſchon viel gekoſtet.

Die Stimmung iſt hier fortwährend gut, nur fürchtet man hier und da, daß die militäriſche Dictatur eintreten könnte, d. h. auch dann, wenn der Belagerungszuſtand aufgehoben ſeyn wird; die Generale (überhaupt das Militär) ſind durch die Junischlacht auch in der politiſchen Welt zu ſehr an die Tagesordnung gekommen; indeſſen ſind es meiſtens Männer der Freiheit, tapfere Krieger und gemäßigte aufrichtige Republikaner zu gleicher Zeit.

Der Anblick der Hauptſtadt iſt jetzt ein ganz anderer, als vor circa 14 Tagen; das ſtürmiſche Elend iſt nicht mehr vorherrſchend, die Leidenſchaften ſind abgekühlt, die gemeinen ultrarevolutionären Blätter ſind vergeſſen, die ateliers nationaux ſind geſchloſſen, die Zehnſtundenbill iſt abgeſchafft, die Anarchie iſt verſchwunden, die Ordnung lebt auf. Ein Mann der Ordnung, dem es noch vergönnt war, den Triumph der Freiheit und der Ordnung, wenn auch nur auf wenige Tage, zu erleben, iſt zum Bedauern Aller in's Jenſeits abberufen worden: Chateaubriand iſt todt.

Die Wahlumtriebe der rheiniſch-weſtphäliſchen Geiſtlichkeit.

.·. Es war natürlich, daß von den Parteien, welche in der letzten Zeit an dem Wahlgeſchäfte ihre Kräfte maßen, jede der andern den Vorrang abzugewinnen ſuchte, und wir halten das eben nicht für ein Unglück, da es gut iſt, daß in unſerer Nationalverſammlung alle Elemente der Geſellſchaft durch ihre hervorragenden Perſönlichkeiten vertreten ſind. Wenn es aber wahr iſt, daß die klerikale Partei am Rhein und in Weſtphalen auf Schleichwegen und durch Anwendung unwürdiger Mittel ihre Zwecke zu erreichen ſuchte, ſo konnte Solcherlei ihr am allerwenigſten geziemen. Zu ihrer Ehre wollen wir es annehmen, daß die ſchwere Anklage, wonach ſie ſogar die kirchliche Beichtanſtalt zur Förderung ihrer Parteiintereſſen mißbraucht haben ſoll, in hohem Maße übertrieben iſt.

Genug, der katholiſche Klerus iſt durch manche ſeiner Glieder von dunkelmänniſcher Färbung aus den genannten Landestheilen, wie auch von Bayern aus und durch manche aus dem Laienſtande von ultramontanen Inklinationen zu Frankfurt repräſentirt. Auf der andern Seite mögen die Reihen der freier aufathmenden Glieder des Klerikalſtandes ſehr licht erſcheinen; indeß thut dies nichts zur Sache, da die letztern eine mächtige Stütze in der liberalen Partei der für das Religiöſe ſich intereſſirenden Abgeordneten aller Glaubensbekenntniſſe finden. Und ſo haben wir zu der Verſammlung hervorragender Männer, wie eine ſolche unſer Vaterland noch nie geſehen, das volle Vertrauen, daß ſie den religiöſen Angelegenheiten ſeiner Bürger ernſtliche und geeignete Rechnung tragen werde.

Gewiß, es iſt an der Zeit, daß unſere religiöſen Zuſtände einer Regeneration entgegengehen, und namentlich darf unſere katholiſche Kirche nicht ſäumen, dazu Schritte zu thun, wenn ſie nicht in der nächſten Zukunft unheilbare Schäden erleiden und wenn unſer Vaterland ſelbſt von tiefgehenden religiöſen Spaltungen nicht noch mehr, als es leider ſchon iſt, zerriſſen werden ſoll.

Unſere deutſchen Volksvertreter wiſſen es, daß das Recht und die Pflicht ſie mahnen, eine deutſche Einheit zu gründen, mit deren Schattenbilde wir ſo lange getäuſcht worden ſind. Wie wird dieſe Einheit möglich ſeyn, bei aller politiſchen Verbindung unſerer Volksſtämme, wenn innere Zerwürfniſſe in die Seele des Volkslebens einſchneiden? Wie tief aber die religiöſen Spaltungen in das Gebiet der deutſchen Einheit hineinragen, kann uns allein ſchon das Kapitel der gemiſchten Ehen lehren.

Aber wie die religiöſe Einheit herſtellen? Sollen wir mit einigen Ueberſchwänglichen aus den Unſrigen erwarten, ihre Mor-

Digitized by Google

genröthe leuchte ſchon, wenn, wie jüngſt in England, Einzelne eine Bewegung zum Katholicismus hin anregen? Traurige Illuſionen! Eben ſo wenig wird durch Solcherlei der Proteſtantismus im Katholicismus aufzugehen fürchten, als wir an eine Abſorption des letztern durch den erſtern glauben, wenn bei uns einzelne Katholiken ſich der proteſtantiſchen Kirche anſchließen. Uebertritte haben hüben und drüben ſeit drei Jahrhunderten genug ſtattgefunden, und wir ſind darum noch keinen Schritt weiter im Werke der Einigung: das Einzige, was aus ſolchen Glaubensänderungen reſultirt, ſind vielfältige, mitunter maßloſe Verdächtigungen, welche der Spaltung auf's Neue Nahrung geben. Und ſollen wir Katholiken insbeſondere in dieſer Zeit, da man den Schöpfungen des Mittelalters in politiſcher und bürgerlicher Beziehung ſo ſtark zu Leibe geht und ſie gründlich abthun will, uns wohl dem Wahne hingeben können, der Proteſtantismus in corpore werde je den Despotismus jener Zeit im Kirchlichen ſich gefallen laſſen? Wir weiſen hier vorläufig auf eine ſeiner Schöpfungen hin, welche vor allen andern fallen muß, und dieſe iſt der Cölibat.

Ja es iſt an der Zeit, daß man der Welt die nackte Wahrheit ins Angeſicht ſage, die Cölibatsfrage, wie es jüngſt Dr. Lorenz Dieſenbach in dieſen Blättern angedeutet hat, tritt bei der neuen Geſtaltung der Dinge im Kirchlichen durchaus in den Vordergrund. Denn mit dem Falle jenes Inſtitutes iſt nicht nur eine der mächtigſten Schranken, welche unſere chriſtlichen Confeſſionen trennen, gefallen, ſondern einer Klaſſe unſerer Mitbürger, die darauf die höchſten Anſprüche hat, ſind heilige, durch den Irrwahn einer finſtern Zeit und durch hierarchiſchen Despotismus ihr entzogene Menſchenrechte zurückgegeben; vom Katholizismus ſelbſt aber wird eine Makel abgeſtreift, die tief ins religiöſe Leben ſeiner Glieder ſeine traurigen Schatten wirft.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 10 Juli.

In der erſten Beilage Nro. 186 des Frankfurter Journals und in Nro. 185 der Darmſtädter Zeitung iſt der Ablehnung des Geſetzes über die Entſchädigungspflicht der Gemeinden bei gewaltſamen Beſchädigungen in einer Weiſe gedacht worden, als hätten Diejenigen, welche für die Ablehnung ſtimmten, nicht im Intereſſe des Landes gehandelt, weßhalb ſich der Unterzeichnete, der auch mit Namen genannt wurde, veranlaßt ſieht, darüber einige Aufklärung zu geben. Das Geſetz kann an und für ſich nur allein durch das Staatsnothrecht gerechtfertigt werden, die Tage des Juli ſind aber nicht mehr die Tage des März, und was in letzterem Monat dringend verlangt und gerechtfertigt werden konnte, kann gegenwärtig nicht nur unnöthig, ſondern ſogar als eine Härte erſcheinen. Dieſes Geſetz iſt nämlich ſo ſtreng und dabei ſo inconſequent, daß wenn z. B. von Mitgliedern einer Gemeinde, die eine zuſammengerottete Menge bilden, ein Haus (mag es auf eine Stunde entfernt liegen, wenn es nur in der Gemarkung liegt) mehr oder weniger beſchädigt wird, die Gemeinde auch in dem Falle den Schaden zu erſetzen verpflichtet iſt, wenn ſie denſelben nicht zu verhindern vermochte, ja ſelbſt dann, wenn ſie von dem Factum erſt ſpäter Kenntniß erhielte, während, wenn die Beſchädigung deſſelben Hauſes von einer dritten Gemeinde ausgeht, welche demſelben vielleicht ganz nahe liegt, letztere vom Erſatz des Schadens befreit bleibt, wenn ſie außer Stand war, die That zu verhindern. Manche Individuen, denen vielleicht in den Zeiten der Aufregung verſchiedene ihrer Handlungen in Erinnerung gekommen ſind, welche ihnen bei ihren Mitmenſchen oder Untergebenen nicht gerade zur Empfehlung gereichen konnten, mögen allerdings höchſt betrübt darüber ſeyn, daß dieſes Geſetz vorläufig auf unbeſtimmte Zeit vertagt worden iſt. Demohngeachtet kann ich dieſen Individuen noch einen großen Troſt zurufen, nämlich den: daß, namentlich in Zeiten der Noth, ein gutes Gewiſſen, wenn auch keinen unbedingten Schutz, doch wenigſtens eine große Beruhigung gewährt. Ueberhaupt ſcheinen Diejenigen, welche die Ablehnung dieſes Geſetzes ſo ſehr beklagen, nicht bedacht zu haben, daß ſie ſich, mit ihrem lebhaften Verlangen darnach, ein bedenkliches Armuthszeugniß ausſtellen, indem ſie dadurch offen kund geben, daß ſie nur in dem Falle ihren Bürgerpflichten zu genügen vermögen, wenn ihnen eine bedeutende Strafe droht. Allein es ſteht ja auch dem Willen der Gemeinden, die den Schaden, der möglicherweiſe bei Zuſammenrottungen in ihren Gemarkungen angerichtet werden könnte, den Beſchädigten erſetzen wollen, nicht das Geringſte entgegen, und ſolche freiwillige Vereinbarungen werden von unſerer Regierung gewiß gerne gutgeheißen werden. Ich möchte daher die Herren, die ſo ſehnlichſt nach dieſem Ausnahms-Geſetze verlangen, recht ſehr bitten, in ihren Gemeinden die nöthigen Schritte zu dieſen Privatverſicherungen zu thun, in welchem Falle es ſich ſchnell zeigen muß, ob die Sehnſucht nach demſelben eine allgemeine geweſen iſt. Ich erlaube mir jedoch voraus einen beſcheidenen Zweifel darüber auszuſprechen, ob ihnen dieſes auch nur bei einer einzigen Gemeinde gelingen dürfte, und will mich deshalb vorläufig bei meiner Abſtimmung beruhigen, was auch nicht weniger bei meinen 19 Collegen der Fall ſeyn wird.

Chriſt. Zöppritz.

Wetzlar, 10. Juli.

Der Präſident des hier beſtehenden Bürgervereins, Hr. Dr. med. Herr, ein Mann, der von den Männern des ebenfalls hier beſtehenden conſtitutionellen Clubbs (vom Volkswitz „Dunkelmänner" genannt) wegen ſeiner freieren demokratiſchen Anſichten, ſowohl mündlich, als auch in öffentlichen Blättern, auf die ſchändlichſte Weiſe verdächtigt worden, fuhr am 2 l. M. in ſeinem Berufe von hier über Rechtenbach nach Volpertshauſen. Auf ſeinem Wagen hatte er einen hölzernen Koffer, der in Rechtenbach abgeladen wurde, und von da durch einen Fuhrmann weiter befördert werden ſollte. Eine ſuperfeine preußiſche Beamtennaſe witterte alsbald Waffen in dem Koffer. Flugs kam ein berittener Gensd'arme, von hier abgeſandt, mit dem betreffenden Bürgermeiſter nach Rechtenbach, welch letzterer wegen des Koffers und deſſen Inhalts ein Protokoll aufnahm, wobei der Koffer gewogen wurde, dann aber, nachdem daſſelbe von einer gehörigen Anzahl Bauern unterſchrieben worden, ſoviel mir bekannt, den Koffer uneröffnet weiter gehen ließ. — In Frankfurt möge man alſo wohl Acht haben, und, wenn etwa einmal auf die Paulskirche geſchoſſen werden ſollte aus Damen-Unterröcken, Damen-Strümpfen ꝛc. ꝛc., alsbald hierher berichten, damit der Dr. Herr auf der Stelle verhaftet, die ſuperfeine Naſe aber für ihre wichtige Entdeckung auf angemeſſene Weiſe, etwa durch Verleihung eines Ordens, belohnt werde. — Der famoſe Koffer enthielt nur Kleidungsſtücke der angegebenen Art für die Schwiegermutter des Dr. Herr, welche zu Nauheim im Bade iſt. Daß über die Beamten und deren Haß bei dem angegebenen Verfahren von Bauern und Bürgern gehörig gelacht wird, iſt ſehr natürlich. Die Sache hat aber auch ihre ernſte Seite. Man ſieht, wie überall bei uns gelauert und aufgepaßt wird. Das bringt wahrlich unſern Beamten kein Vertrauen. Das Sprichwort ſagt: „Wer nicht traut, dem iſt nicht zu trauen."

Mainwaſſer-Wärme: Am 14. Juli, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige

Freitag, 14. Juli: Bei feſtlich erleuchtetem Hauſe. Zur Feier der Anweſenheit Sr. kaiſerl. Hoheit des Erzherzogs-Reichsverweſers Johann. Prolog, geſprochen von Frl. Janauſchek. Hierauf: Oberon, König der Elfen, romantiſche Feenoper in 3 Abth., nach dem Engliſchen des Planché, von Th. Hell, Muſik von Carl Maria von Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Actes ſind von Hrn. Mühldorfer, Maſchiniſt und Decorationsmaler des großherzogl. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 195. Sonntag, den 16. Juli 1848.

Das blutige Taſchentuch.

(Erzählung v. G. Kaut.)

(Fortſetzung.)

5.

Monate ſind ſeit der letzten Begebenheit verfloſſen. Die Royaliſten hatten ſich in eine äußerſt entlegene Gegend, nach Baſſe-Bretagne gezogen, von deren höchſtem Punkte ſie weithin das Land überſehen konnten. Da ſie wegen der Macht und Wachſamkeit der Polizei keine größeren Handſtreiche zu unternehmen wagen durften, ſo waren ſie genöthigt, von Wurzeln und wilden Früchten zu leben, eine Lebensart, welche die Meiſten der nur noch aus zehn Mann beſtehenden Schaar gänzlich entmuthigte. Der Capitain, einſehend, daß die Sache nicht mehr länger alſo beſtehen könne, verſammelte eines Tages ſeine Leute und redete ſie folgendermaßen an: „Meine Kameraden! Ich entbinde Euch von Euren Schwüren; Ihr ſeyd frei. Frankreich iſt jetzt wieder ruhig, darum könnt Ihr zurückkehren und friedlichen Geſchäften obliegen. Das darf ich nicht wagen. Denn Ihr wißt, daß ich zwei Mal von den Revolutionstribunalen als Rebell zum Tode verurtheilt worden war. Jedes Mal bin ich wie durch ein Wunder entkommen. Ich betrachte mich daher als einen Menſchen, deſſen Fuß nicht mehr länger auf vaterländiſcher Erde wandeln darf; ich erwarte ruhig mein Schickſal. In der kleinen Waldhöhle liegen 1200 Livres in Gold, die ſchenke ich Euch. Umarmt mich nur Alle! Ich für meinen Theil werde einen nahen Seehafen zu erreichen ſuchen, um zu den Engländern überzugehen."

Unverkennbar war einem Jeden der Bande der Inhalt dieſer Rede ſehr willkommen; denn bald darauf gingen Alle ihres Weges. Olivier aber blieb bei'm Capitain. Und von nun an bedienen wir uns der ſchriftſtelleriſchen Freiheit, und laſſen Olivier ſeine weiteren Erlebniſſe ſelber erzählen.

„Um an's Meer zu kommen," begann er, „nahmen wir unſern Weg quer über Gräben, Bäche und Flüſſe, ſtets die gangbaren Wege vermeidend. Schon war es finſtere Nacht, als wir an dem Thore desjenigen Hauſes ankamen, in welchem lange Zeit der Sammelplatz der Flüchtlinge geweſen war. Nachdem wir einige Erfriſchungen zu uns genommen hatten, machten wir uns gleich wieder auf den Weg.

„Höre, Olivier!" ſagte der Capitain, als wir in der Nähe von Ciotat waren. „Glaubſt Du, daß ſich Dein Vater in Ciotat befindet?" Als ich dies bejahte, fuhr er fort: „Wie Du mir ein Mal ſagteſt, liebt Dein Vater das Geld, iſt ein Seemann, verſchwiegen, und ganz der Mann, wie ich ihn jetzt brauchen könnte. Wir wollen ihn beſuchen!"

Mein Vater war ſehr erfreut, mich wieder zu ſehen. Doch durfte der Capitain ſeine politiſche Farbe nicht zeigen; denn mein Vater war ein großer Feind des ancien régime und der Engländer. —

Als die beiden Männer etwas bekannter mit einander geworden waren, ſagte der Capitain zu meinem Vater: „Ich habe Euch einen Vorſchlag zu machen, mein Herr! Im Beſitze einer großen Summe, wäre ich nicht abgeneigt, ein Fahrzeug zu kaufen, daſſelbe auszurüſten, Euch den Oberbefehl darüber zu geben und gegen die Engländer in die See zu ſtechen."

Die Augen meines Vaters glänzten vor Freude ob dieſer Ausſicht auf Reichthum. Der Capitain händigte ihm ſogleich eine anſehnliche Summe ein, und ſchon nach mehreren Tagen waren wir im Beſitze eines mit der nöthigen Equipage verſehenen Kutters. Nach erfolgter Erlaubniß von Seiten der Regierung gingen wir in Toulon unter Segel.

Neptun war uns indeſſen in ſeinem Reiche durchaus nicht günſtig; denn wir begegneten nur großen Schiffen, denen wir auszuweichen genöthigt waren. An einem nebligen Morgen gewahrten wir wieder ein Segel, das mein Vater für ein Kauffahrteiſchiff hielt. Als man es aber für eine Brigg von der Eskadre Nelſon's erkannte, war es zu ſpät, der Gefahr zu entgehen; wir mußten uns ſchlagen. Bald aber ließen unſere Matroſen den Muth ſinken, und wir waren genöthigt, uns den Engländern zu ergeben.

Während des Kampfes verläugnete der Capitain ganz ſeine Natur; theilnahmlos ſtand er da und hörte dem Donner der Kanonen zu. Und als wir an Bord der engliſchen Brigg gebracht worden waren, unterhielt er ſich lange Zeit mit einem dienſthabenden Offizier und zeigte ihm verſchiedene Pergamente und Papiere. Hierauf erhielt er die Erlaubniß, auf dem Verdecke zu bleiben; wir aber wurden in den unterſten Schiffsraum geſperrt. Nach Verlauf von etwa drei Monaten brachte man uns an Bord des Endivour, der damals in den Gewäſſern von Cadix kreuzte. Im unterſten Raume dieſes Schiffes war unſer Aufenthalt und unſere Nahrung ſchrecklich; der Tod wäre mir hier ein willkommener Gaſt geweſen.

Eines Tages vernahmen wir über unſeren Köpfen eine ungewöhnliche Bewegung, wie wenn man die Vorkehrungen zu einem Kampfe trifft, und dieſer Kampf ſollte bald erfolgen. Nach Verlauf einer Stunde vernahmen wir einen ſolchen Kanonendonner, daß wir nicht zweifeln konnten, die Engländer und Franzoſen kämpften eine große Seeſchlacht. Das furchtbare Getöſe dauerte bis in die Nacht hinein. Welcher von beiden Nationen der Sieg geblieben war, wußten wir nicht; das aber war gewiß, daß die Mannſchaft des Endivour ſehr gelitten haben mußte, da kleine Blutſtröme durch alle Ritzen des Verdeckes bis zu uns drangen. Den folgenden Tag begann die Kanonade wieder, jedoch weniger heftig. Nach Freiheit lechzend und in dieſem Zuſtande des Lebens überdrüſſig, entſchloß ich mich, heute um jeden Preis zu entwiſchen. Behende kroch ich zwiſchen den Beinen der

Digitized by Google

Schildwache durch, und gelangte auf das vom Pulverdampf erfüllte Zwiſchendeck. Als ich eine Schießluke gewahr wurde, von welcher die Kanone weg war, ſtürzte ich mich ſchnell durch dieſelbe in's Meer. Auf's Geradewohl dahinſchwimmend, hörte ich in ſehr geringer Entfernung von mir den Ruf: „Vive la France!“ der von einem unter engliſcher Flagge kämpfenden Schiffe herrührte. Auf der Vorderſeite deſſelben las ich: „Bucentaurus.“ In fünf Minuten befand ich mich an Bord, wo ein ſchrecklicher Kampf wüthete zwiſchen der engliſchen Beſatzung und der empörten franzöſiſchen Mannſchaft. Ich bemächtigte mich eines Enterhakens und miſchte mich unter die Kämpfenden. Die Engländer wurden theils getödtet, theils in's Meer geworfen, und die franzöſiſche Flagge wieder aufgeſteckt.

Das geſchah den Tag nach der Schlacht von Trafalgar. — In Cadix, wo man mich an's Land ſetzte, nahm mich ein franzöſiſcher Handelsmann in ſein Haus auf und empfahl mich ſeinem Intendanten, mit dem Auftrage, mich zum Dienſte zu bilden. Vier Jahre lebte ich in Cadix, und ich würde ohne Zweifel noch ruhig und zufrieden daſelbſt leben, wäre mein Wohlthäter nicht genöthigt geweſen, Spanien zu verlaſſen, als dieſes Land in einen Krieg mit Frankreich verwickelt wurde. Es blieb ihm kaum ſo viel übrig, die Reiſekoſten für ſich und ſeine Familie zu beſtreiten, ſo ſehr waren ſeine Handelsgeſchäfte bei der Nachricht vom Ausbruche eines Krieges in's Stocken gerathen. Deſſen ungeachtet zahlte er mir meinen rückſtändigen Gehalt bis auf den letzten Heller aus. Wir reiſten zuſammen nach Marſeille, wo wir uns trennten; er, um nach Paris zu gehen, ich, um in meinen Geburtsort zurückzukehren und die Ueberreſte meines väterlichen Vermögens an mich zu ziehen. Meines Vaters Gläubiger waren mir aber zuvorgekommen; ich fand Nichts, verließ Ciotat und dachte an den Capitain.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XVII.

Den 7. Juli.

Chateaubriand iſt todt, ganz Paris trauert um den Sarg eines Mannes, der 79 Jahre gelebt und immer noch zu früh dahingeſchieden iſt.

Chateaubriand hat am 4. Juli um 8½ Uhr Morgens die Augen geſchloſſen. Die Literatur, die Politik, die ganze Menſchheit hat einen der edelſten, einen der erhabenſten, einen der großartigſten Männer verloren.

Man hat Chateaubriand ſtets zu den Legitimiſten gerechnet; er war Legitimiſt, jedoch nur im edelſten Sinne des Wortes, ohne politiſche Leidenſchaft.

Chateaubriand war kein Schmeichler Carl's des Zehnten; er hat dem Letzten der Bourbonenkönige die Augen öffnen wollen, der unglückliche Bruder des unglücklichen Ludwig des Sechzehnten hat Chateaubriand zurückgeſtoßen, um ſich in die Arme Polignac's zu werfen.

Chateaubriand hat den Despotismus des großen Kaiſers bekämpft, er hat unter der Reſtauration, er, der Legitimiſt, die Worte niedergeſchrieben: „Ich glaube nicht an das Recht des Königthums „von Gottes Gnaden“ (au droit divin de la royauté); die Monarchie iſt keine Religion, ſie iſt die politiſche Staatsform, die ich vorziehe (une forme politique préférable)“; er hat das Syſtem Louis Philipp's bekämpft, Louis Philipp hatte ihn in's Gefängniß geſchickt.

Chateaubriand war einer jener edlen Männer, den man zum Gegner, nie zum Feinde haben konnte. Napoleon hat im Exil mit Achtung und Bewunderung ſeinen Namen genannt, Ludwig der Achtzehnte und Carl der Zehnte haben ihn verkannt oder verkennen wollen, die Bourbonen haben nie Männer der Freiheit geliebt; die Regierung Louis Philipp's hat ihn gebrandmarkt bei Gelegenheit jener allerdings lächerlichen Wanderung nach Belgrave Square, wo der Herzog von Bordeaux ſeine Freunde empfing; Chateaubriand allein konnte, ohne lächerlich zu erſcheinen, dahin eilen, er war ja der Freund, nicht der Schmeichler Carl's des Zehnten.

Napoleon und Carl der Zehnte ſtarben im Exil, Louis Philipp wird, ohne Zweifel im Auslande, früher oder ſpäter die Augen ſchließen, Polignac und Guizot mußten als Verräther das Vaterland verlaſſen; die Republik hätte ohne Zweifel dem edlen Chateaubriand vom 26. Juni, wenn ſein hohes Alter es ihm geſtattet hätte, die Arme bereitwillig geöffnet, aber auch Chateaubriand, der alle ſeine Gegner triumphirend überlebt, iſt geſtorben.

Mors moritur, hat einer unſerer Alten geſagt, Alles vergeht; mors moritur: auch der Tod ſtirbt.

Unter den vielen von ihm publicirten Werken iſt in politiſcher Beziehung eines der wichtigſten: La monarchie selon la charte, in univerſeller, beſonders in religiöſer Hinſicht ſein: Génie du Christianisme und ſeine: Martyrs. Die Academie hat am Tage ſeines Todes keine Sitzung gehalten, er war ihr Aelteſter.

Die Todtenfeier zu Ehren der gefallenen Juni-Kämpfer wurde geſtern abgehalten; die Portes St. Denis und St. Martin, die Juliſäule, die Madeleine und die Kammer waren in Trauerkleidung gehüllt; auf dem Place de la Concorde war ein großer Altar errichtet; der Abbé Paraſis, Biſchof von Langres, las die Meſſe; 30,000 Soldaten, eine unüberſehbare Menſchenmaſſe, circa 800 Volks-Repräſentanten, alle Angeſtellten in den Miniſterien, die Miniſter ſelbſt, der Staatsrath, die Maires von Paris ꝛc. wohnten der Ceremonie bei; die Univerſität, die Academie, die Gerichtshöfe, alle öffentlichen Lehranſtalten ꝛc. waren repräſentirt. Cavaignac fehlte natürlich nicht. Der große, von 16 Pferden gezogene Todtenwagen brachte die gefallenen Helden in die Madeleine, wo ſie einſtweilen proviſoriſch bleiben, bis die Grabgewölbe unter der Juli-Säule hergerichtet ſind.

Dem urſprünglich publicirten Programm zufolge ſollten die Leichen heute ſchon dahin gebracht werden; die Abänderung deſſelben hat zu vielen Gerüchten Veranlaſſung gegeben; es hieß, in einer der Straßen am Boulevard des Italiens habe man eine Verſchwörung entdeckt, die während des Zuges ausbrechen ſollte, nach Anderen ſogar das Project einer Höllenmaſchine à la Fieschi; ich theile Ihnen dieſe Gerüchte ohne weiteren Commentar mit.

Die Ceremonie war übrigens ernſt, würdevoll, groß, ganz den Umſtänden angemeſſen; die Fahne der Trauer war nicht allein an den Gebäuden ausgeſteckt, jeder Bürger ſchien mitzufühlen, welche Opfer die unglückſeligen Junitage gekoſtet; viele Läden waren geſchloſſen, eben ſo die Börſe, die Gerichtshöfe ꝛc., ſowie natürlich die Nationalverſammlung.

Die Wahlumtriebe der rheiniſch-weſtphäliſchen Geiſtlichkeit.

(Schluß.)

Man ſehe nur hin auf die meiſt ſo klägliche Hauswirthſchaft unſerer Geiſtlichen. Von habſüchtigen Geſchwiſtern oder, was noch ſchlimmer, von ungebildeten, anmaßenden Mägden tyranniſirt, ſehen wir ſie des höheren Aufſchwungs ſo oft entbehren und den Sinn für eine geſegnete Thätigkeit einbüßen. Härtere Anklagen zu erheben, unterlaſſen wir und verweiſen dieſerhalb die Prälaten unſerer Reichsverſammlung in die Archive ihrer Gene-

Digitized by Google

ral-Vicariate. Es thut uns wehe, ſehr wehe, es zu ſehen, wie oft ſehr ehrenwerthe Männer, die ihre Stellen mehrere Decennien hindurch zu allgemeiner Zufriedenheit — verehrt von ihren Anvertrauten — verwaltet haben, durch einen einzigen, nach den Umſtänden vielleicht entſchuldbaren Fehltritt den verwüſtenden Brand in die ſchön aufblühende Saat ihrer Wirkſamkeit werfen. Man ſage nicht, das geſchähe auch da, wo kein Cölibat beſtehe. Die Fälle ſind dort ſelten, aber wie oft treten ſie ein in unſeren Diözeſen! Es thut uns wehe, unſere Geiſtlichkeit in allen ihren Gliedern einen oft gewiß ſehr ungegründeten, immer aber ihrer Wirkſamkeit nachtheiligen Verdachte ausgeſetzt zu wiſſen.

Wohlan, wir beginnen uns alle Menſchenrechte zu vindiziren, ſollen wir es dulden können, daß eine ihrem Stande nach und in ſo vielen ihrer Glieder hochgeachtete Klaſſe unſerer Mitbürger von der Theilnahme an einzelnen dieſer Rechte ausgeſchloſſen bleibe? Sollen wir es unterlaſſen können, für ſie in die Schranken zu treten, da man, wenn ſie es ſelbſt thun, ihnen nicht ſelten, beſonders von hierarchiſcher Seite, unwürdigen Spott entgegenhält? Wir wollen es den Theologen überlaſſen, über die Vorzüge der Virginität vor der Ehe ihre Theorien aufzuſtellen, aber wir können uns durch ſie nicht dahin bewegen laſſen, einer erzwungenen Virginität das Wort zu reden. Die alten und neuen Zeiten haben uns zu oft auf das nitimur in vetitum und das naturam expellas furca hingewieſen, als daß wir hier für einen Zwang ſtimmen könnten. Auch geſtehen wir, daß wir keinen Geſchmack finden an ſo wunderlichen Behauptungen, wie zum Beiſpiel in Aſchbach's allgemeinem Kirchenlexikon eine zu leſen iſt, daß nämlich der Moſaismus darum nicht vollſtändigen Cölibat der jüdiſchen Prieſter eingeführt habe, „weil der Moſaismus die Erlöſung nicht vollzog, ſondern vorbereitete." Wir kennen vielmehr die Lehre der heidniſchen und der chriſtlich-gnoſtiſchen Philoſophien von dem unbedingten Verderben, das allem Körperlichen ankleben ſoll, das darum auch nicht von Gott, ſondern von einem niedrigen, mit der ſichtbaren Welt verwandten Geiſte, dem Demiurg, erſchaffen ſeyn ſollte. Hierin erkennen wir den Grund, warum der Heide bald durch die ſtrengſte Askeſe, Eheloſigkeit u. ſ. w., bald durch die gröbſten Ausſchweifungen die Materie ertödten wollte, und wir können es uns auch nicht verſagen, der Meinung zu huldigen, daß der Moſaismus in ſeinen cölibatfreundlichen Einrichtungen eine Hineigung zu dieſer philoſophiſchen Lehre zu erkennen gegeben habe, womit ſofort die Heiligenkrone ſchwindet, die man dem Cölibate der chriſtlichen Prieſter aus den Vermächtniſſen der vorchriſtlichen Zeit aufſetzen will. Endlich meinen wir, das Chriſtenthum müſſe ſich von der Vergötterung der Eheloſigkeit mehr ferne halten, da ſein Stifter die Ehe ſo hoch geſtellt hat, wie wir dies aus Pauli Briefe an die Epheſier wohl wiſſen.

Doch wir vergeſſen, über einen Punkt uns des Näheren zu verbreiten. Daß wir nämlich ſagten, die Eheloſigkeit unſerer Prieſter ſey eine erzwungene, das wird von vielen Seiten Widerſpruch finden, da der Eintritt oder Nichteintritt in den Klerikalſtand ja Jedem freiſtehe. Allein wir erinnern zur Entkräftung dieſes Einwandes an die Art und Weiſe, wie unſere Geiſtlichen zur Wahl ihres Standes kommen. Nachdem ihre meiſt dürftigen Eltern Alles aufgewendet haben, was in ihrem Vermögen ſteht, um ihren Sohn durch die Klaſſen des Gymnaſiums zu bringen, in der Hoffnung, im Alter bei dem geiſtlichen Sohne ein gutes Leben zu haben, was will der Sohn zur Stunde der Entſcheidung Anderes thun, als, theils aus Pietät gegen ſie, theils aus Rückſicht auf ſein eigenes Fortkommen in der Welt, einen Stand zu wählen, den er vielleicht ohne dieſe Rückſichten nicht gewählt haben würde, wobei es als ſchweres Gewicht noch mit in die Waagſchale fällt, daß die Seminarien ſehr oft ihre Zöglinge unentgeltlich aufnehmen, die Univerſität dagegen ſchweres Geld koſtet. Wir wollen hiermit nicht ſagen, daß die Begeiſterung für die heilige Sache der Religion den jüngen Klerikern fehle. Ja eben dieſe Begeiſterung iſt es, die Manchen zur ſpätern ſchmerzlichen Enttäuſchung hoffen läßt, daß mit der Weihe die Gefühle und Neigungen, von denen er ſeine Bruſt bereits bewegt fühlte, ausgelöſcht werden, daß ſie jedenfalls mit einer größern Altersreiſe ſchwinden müßten. Und wenn nun erſt, wie heutzutage geſchieht, der Nachwuchs des Klerus in ſogenannten Convikten, die — nebenbei geſagt — nicht immer Schulen der Sittlichkeit ſind, klöſterlich erzogen wird, wie kann alsdann ein 23—24jähriger junger Mann ſeine Kräfte bemeſſen, ob ſie hinreichend ſind, das unnatürliche Zwangsjoch des Cölibates zu tragen in einem Leben, worein er eben erſt hinausſchaut; abgeſehen davon, daß die Convikteriſten meiſt aus der ärmeren Volksclaſſe genommen ſind, und ihnen deßhalb nicht viele Wahl übrig bleibt. Weg alſo mit dem Cölibat! Laſſen wir unſere Geiſtlichen wieder Menſchen werden, damit ſie mit uns menſchlich fühlen, und wiſſen, ſich zu freuen mit den Fröhlichen und zu trauern mit den Trauernden, in deren Aller Lage ihre Lebensverhältniſſe ſie ſchon verſetzten. Aboliren wir das Herrſcherariom Gregor's des Siebenten: non potest ecclesia liberari a servitute laicorum, nisi liberentur clerici ab uxoribus, indem wir die Wirkſamkeit der Kirche durch keinen Staatszwang hemmen, aber auch von ihr fordern, daß ſie dem Staate nicht ſeiner wohlgebildeten Bürger von tiefeingreifender Wirkſamkeit ſo viele entfremdet.

Ein Katholik, der es mit ſeiner Kirche wohl meint.

Die Aufgabe des erwachten Deutſchlands.

Unter dieſem Titel iſt, mit einer ſchönen Karte verſehen, bei L. Pabſt in Darmſtadt ein Broſchürchen von 53 Seiten erſchienen, das wir mit einer erquickenden Oaſe in der endloſen Flugblätter-Wüſte anarchiſcher „Wühler" und ariſtokratiſcher, gut geſinnter „Heuler" vergleichen möchten. Mag der Verfaſſer ſeyn, wer er wolle, wir glauben ein bekanntes, wackeres Reichstagsmitglied in ihm zu erkennen, es ſchlägt ein warmes Herz für ſeines Vaterlandes Wohl in ſeinem Buſen. Er ſpricht den im „Purpur Geborenen" keine erlogenen Gefühle vor, und iſt nicht der Anſicht, daß das Glück Deutſchlands von der Erhaltung ſämmtlicher 34 Fürſtenthronen abhängt; er wünſcht im Gegentheile, daß Deutſchland auf friedlichem Wege eine natürlichere, dem Charakter ſeiner Volksſtämme mehr entſprechende Abtheilung in 16 Staaten, mit den erblichen Stammfürſten als Herzöge an der Spitze, erhalte. Die übrigen Herren „von Gottes Gnaden" müßten ſich dann natürlich die Mediatiſirung gefallen laſſen. Daß dieſe Einrichtung eine außerordentlich wohlthätige für uns wäre, wird wohl jeder deutſche Mann einſehen, ſolche Subjekte ausgenommen, die ihre klare Denkkraft in einer gewiſſen deutſchen Atmoſphäre verloren haben. Auch ſind wir überzeugt, daß die Winkelblätter mancher kleinen Reſidenz eine gewaltige Oppoſition gegen eine derartige Zurückſetzung ihrer geliebten Souveraine erheben würden, die übrigens ohne Zweifel einen eben ſo geringen Erfolg hätte, als die tägliche Begeiſterung der edelſten Männer unſeres Volkes, jener Männer, denen „des Vaterlandes Größe, des Vaterlandes Glück" über Alles geht, — über Fürſtengunſt und Beſoldungen. —

Im Uebrigen ſtellt das Schriftchen Gleichheit, Freiheit, Verbrüderung und Vervollkommnung als Prinzip auf, und führt in der Anwendung Alles kurz logiſch, ſcharf und überzeugend durch. Es beſpricht die Mittel, wie den Brodloſen Brod und den Arbeitsloſen Arbeit verſchafft werden kann; es will die Verbeſſerung der Schulen, vorzüglich der Volksſchulen, und verlangt Emancipation der Schule von der Kirche, wie auch, daß ſich

Digitized by Google

der Staat nur um die Erde bekümmere und den Himmel der Kirche überlaſſe.

Ein erblicher König ſoll an der Spitze des großen, freien Deutſchland's ſtehen, der jedoch von dem Reichstage, wenn er ſeine Pflichten gegen das Volk verletzte, abgeſetzt werden könnte.

Am weſtlichen Horizonte ging im Februar der glänzende Stern der Freiheit auf; im Oſten abec leuchtet das trübe Cometenlicht der Sclaverei. Das bedenke jeder Deutſche wohl. Darum den Franzoſen und Nordamerikanern die Hand zum Bunde, auf daß wir ſtark und gerüſtet ſeyen, wenn es den Horden aus den Steppen Rußland's je einfallen ſollte, „Cultur und Freiheit im Weſten zu zertreten.“ In dieſem Sinne ſpricht ſich auch der geehrte Verfaſſer dieſes Broſchürchens aus, und das hat uns eben ſo ſehe gefreut, als es uns mit Erſtaunen und Entrüſtung erfüllt, wie man ſtets von gewiſſen Seiten her ſich durch das Predigen von Franzoſenhaß lächerlich macht. Dort drüben jenſeit des Dniepr und der Düna ſteht der Feind, der aller Völker Freiheit verſchlingen möchle!

Wenn es der Raum dieſer Blätter erlaubte, könnten wir noch manches Empfehlenswerthe über dieſes mit Begeiſterung geſchriebenes Schriſtchen anführen. Da dies jetoch nicht dee Fall iſt, ſo beſchränken wir uns auf die Bemerkung, daß in demſelben noch beherzigenswerthe und verſöhnende Worte, Woete der Verſtändigung, an und über Belgien, Holland, England, Scandinavien, Polen, die Donaufürſtenthümer und Italien enthalten ſind.

N. G. Ki.

Korreſpondenz.

Aus der bayeriſchen Pfalz, 10. Juli.

In der pfälzer Kirchenzeitung iſt ſo ebrn das „Protokoll der Verſammlung pfälziſcher Protrſtanten, gehalten zu Kaiſerslautern am 11. Juni 1848“ veröffentlicht worden. Der Gegenſtand erſcheint ſo bedrutſam, daß er in einem weiteren Kreiſe bekannt zu werden verdient. Wie nämlich allenthalben in der proteſtantiſchen Kirche, ſo hat ſich auch in drr vereinigten Kirchr der Pfalz das Bedürfniß einer geregelteren Kirchenverfaſſung ſchon ſeit längerer Zeit ſehr fühlbar gemacht; auch iſt zur Abhülfe nach und nach Manches vorbereitet und angerrgt worden. In dieſer Abſicht war namentlich am 8. Mai letzthin eine Verſammlung von nahe an 100 Geiſtlichen zu Neuſtadt a. d. H. zuſammengetrrten. Von drrſelben wurde ein Ausſchuß ernannt, um einen vorgelegten Entwurf zur Reviſion der Kirchenverfaſſung der prot. Kirche der Pfalz ſorgfältig zu prüfen und zu überarbeiten, und ihn ſodann einer weiteren Verſammlung zur Begulachtung vorzulegen. Dieſe zweite Verſammlung hatte am 14 Juni zu Kaiſerslautern ſtatt. Sie wac von 120 — 150 Geiſtlichen und 500 — 600 nicht geiſtlichen, an den Verhandlurgen thätigen Antheil nehmenden und mitſtimmenden Kirchengliedern aus allen Theilen des Kreiſrs und aus allen Ständen beſucht, und außer dieſen hatte ſich noch eine große Menge Zuhörer, welche die geräumigen Gallerien des großen Fruchthalleſaales füllten, eingefunden. In dieſer, die vereinigte pfälziſche Kirche nach Sinn und Geiſt vollſtändig vertretenden, vielbedeutenden Verſammlung wurde der von der Commiſſion vorbereitete und durch den Druck vorher bekannt gemachte „Vorſchlag zur Reviſion der Kirchenverfaſſung für die vereinigte prot. Kirche der Pfalz“ unter allſeitiger Theilnahme und ungetheilter Aufmerkſamkeit von Morgens 10 bis Nachmittags 5 Uhr, mit gründlichem Eingehen in dir hauptſächlichen Feſtſtellungen darin, beſprochen. Der Vorſchlag iſt, auf die Grundlage der Landesverfaſſung und der Vereinigungsurkunde geſtützt, nach den Prinzipien des prot. Kirchenrechts ausgeführt. Er ſtellt die Presbyterial- und Synodal-Ordnung als Form der Kirchenverfaſſung auf. Die hauptſächlichen Beſtimmungen darin ſind: Unter der Oberhoheit des Staats übt die Kirche die in ihr ſelbſt beruhende Kirchengewalt in allen inneren Kirchenangelegenheiten durch gewählte Vertreter aus. Die Vertretung ordnet ſich in den Abſtufungen der Presbyterien, der Bezirksſynoden und der Generalſynode, welche letztere in höchſter Stufe beſchließt, ſo daß ihre Beſchlüſſe blos dem königlichen Placet unterliegen. Zur oberſten Vollzugs- und Verwaltungsbehörde wird das Kreisconſiſtorium beſtellt, deſſen Glieder auf dem Vorſchlag der Generalſynode von dem König ernannt werden und welches der Synode verantwortlich iſt. Hiermit wird die vereinigte Kirche der Pfalz von dem nicht vereinigten Oberconſiſtorium in München getrennt und unmittelbar dem Cultminiſterium untergeordnet. In Betracht, daß ein bereits erlaſſenes Geſetz dieſe Trennung vom Oberconſiſtorium geſtattet, daß demnach im Ganzen und im Einzelnen der geſetzliche Boden der Verfaſſung und der Vereinigungsurkunde nicht überſchritten wird, ſondern die Kirchenverfaſſung nur eine folgerechte Ausbildung erhalten ſoll, wurde der Vorſchlag größtentheils einſtimmig und in einigen ſtreitigen Punkten mit weit überwiegender Mehrheit gut geheißen. Die Anſicht, welche dem Conſiſtorialſyſtem das Uebergewicht beilegen und demgemäß das Oberconſiſtorium beibehalten wollte, hatte zwar einige Vertreter, fand aber in der Verſammlung keinen Anklang. Daß die Haltung der Verſammlung von Anfang bis zu Ende eine würdige, dem wichtigen Gegenſtand angemeſſene geweſen iſt, bedarf kaum bemerkt zu werden. Das aber darf billigerweiſe nicht unerwähnt bleiben, daß der Vorſitzende, der auch in der Verſammlung am 8. Mai von dem allgemeinen Vertrauen zum Vorſitz berufen worden war, Subrector Bruckner zu Neuſtadt, durch ſeine bekannte Gediegenheit, durch ſeine Kraft und Gewandtheit, durch die Umſicht und den jede Ausſchreitung ermäßigenden Tact, womit er die Verhandlungen leitete, ſich ein ehrendes Verdienſt dabei erworben hat, dem auch in dem am Schluß ihm einſtimmig ausgedrückten Dank die gebührende Anerkennung zu Theil geworden iſt. Der mächtige moraliſche Eindruck, den dieſe Verſammlung nicht allein auf die Anweſenden, ſondern allgemein im ganzen Kreis gemacht hat, verbürgt es, daß ſie von nachhaltigen Folgen ſowohl für das kirchliche Leben im Allgemeinen, als auch für die endliche Feſtſtellung der Kirchenverfaſſung ſeyn werde.

Frankfurt a. M., 14. Juli.

Geſtern Nachmittag fand in den ſchönen Räumen der Mainluſt ein Diner, von Abgeordneten der conſtituirenden National-Verſammlung veranſtaltet, ſtatt. Die ungetrübteſte Heiterkeit war allgemein. Als gegen 4 Uhr Se. kaiſ. Hoh. der Erzherzog-Reichsverweſer erſchien, wurde er mit allen Zeichen der freudigſten und lebhafteſten Theilnahme begrüßt. Hierauf brachte derſelbe ein bege ſterndes Hoch auf Deutſchlands Wohl, Kraft und Einheit aus. Der Erzherzog-Reichsverweſer durchſchritt alsdann in Begleitung des Präſidenten v. Gagern und des Freihrn. v. Weſſenberg die einzelnen Tiſchreihen und richtete manches herzliche Wort an die Deputirten, von denen viele Sr. kaiſ. Hoh. durch den Hrn Präſidenten perſönlich vorgeſtellt wurden. Die jüngſte Tochter des Hrn. Gaſthalters Ried überreichte dem Reichsverweſer mit herzlichen Worten einen ſchönen Blumenſtrauß, welchen derſelbe auf's freundlichſte entgegennahm. Arndt's Lied: „Was iſt des Deutſchen Vaterland“, ſo wie ein eigenes Feſtlied nach der Melodie: „Gott erhalte Franz den Kaiſer“, wurden geſungen. Die belebenden Klänge der Muſik, der heiterſte Himmel, das vor den Blicken der Gäſte ausgebreitete anmuthige Naturpanorama, der freie, ungezwungene Gedankenverkehr, die vielfach ausgebrachten und ſtets freudig aufgenommenen Toaſte, dies Alles machte das Feſt zu einem eben ſo erhebenden, als erheiternden. Die Deputirten der verſchiedenen Fractionen blieben im ungeſtörten Genuß ſolcher Feſteindrücke bis zum ſpäten Abend beiſammen. Schließlich glauben wir erwähnen zu dürfen, daß die Speiſen und Getränke des Hrn. Ried, ſo wie die Annehmlichkeit und geſchmackvolle Einrichtung der Mainluſt einer wohlverdienten Belobung ſich zu erfreuen hatten.

Mainwaſſer-Wärme: Am 15. Juli, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 15. Juli. (Auf Verlangen): Dorf und Stadt, Schauſpiel in 2 Abth. und 5 Acten mit freier Benutzung der Auerbach'ſchen Erzählung: „Die Frau Profeſſorin“, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 16. Juli. (Neu einſtudirt): Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwiſchen-Abtheil., Muſik von Meyerbeer. Robert: Hr. Lehmann, vom Theater a. d. Wien. Bertram: Hr. Cremens, vom Stadttheater zu Köln.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 196. — Montag, den 17. Juli — 1848.

Das blutige Taſchentuch.

(Erzählung v. G. Kaul.)

(Schluß.)

6.

„Unbarmherziges Geſchick!“ rief ich aus, indem ich dem Orte, wo ich geboren wurde, den Rücken kehrte, „was hab' ich verſchuldet, daß Du mich auf Deinen unbeſtändigen Wogen wie ein gebrechliches Fahrzeug umherſchleuderſt und mich nie in den ſicheren Hafen bürgerlichen Glückes einführſt!? Ich hatte keine Jugend wie andere Menſchen. Kein liebender Vater erzog mich zum Guten, und keine ſanfte Mutter tröſtete mich im Lenze meines Lebens. Der Vater ſtieß mich hinaus in die weite Welt, und ich ſchenkte einem andern Manne meine ganze Liebe, und ach! dieſer Mann war ein Rebell, ein Feind ſeines Vaterlandes. Als ich glaubte, ruhig und glücklich leben zu können, da raubte mir plötzlich der Krieg Ruhe und Glück, und vor mir liegt auf's Neue die Welt, die öde und traurige.“ Das waren etwa meine Gedanken, als ich mich entſchloß, den Capitain aufzuſuchen. Ich begab mich daher in das kleine Thal, woſelbſt meine Abenteuer begonnen hatten, in der Hoffnung, wenigſtens Nachrichten vom Capitain zu bekommen. Die alte Anne lebte noch und erkannte mich wieder. Sie umarmte mich und rief aus: „Ach, wie glücklich wird er ſeyn, Dich wieder zu ſehen!“

„Iſt der Capitain vielleicht hier!“ fragte ich haſtig.

„Er iſt wieder in Frankreich,“ antwortete die Alte. „In längſtens acht Tagen kann er hier ſeyn; er reiſ'te nur auf einige Wochen nach Aix.“

Mein Verlangen, den Capitain wieder zu ſehen, war ſo groß, daß ich mich ſogleich auf den Weg nach Aix begab.

Es war Mittag, als ich dort anlangte. Eine große Menſchenmenge wogte in den Straßen. Alle eilten nach einem großen, mit Bäumen beſetzten Platze hin, wo ich Gensdarmen und die fürchterliche Guillotine bemerkte.

„Wer wird guillotinirt?“ fragte ich.

„Ein Spion der Engländer,“ lautete die Antwort.

An der Bewegung, die plötzlich im Volke entſtand, ſah ich, daß ſich der Unglückliche dem Richtplatze näherte. Ich ſuchte eine ſolche Stelle zu erhalten, von wo aus ich denſelben deutlich ſehen konnte. Ich ſah ihn die Stufen hinanſteigen; noch kehrte er mir den Rücken zu. Jetzt aber wendete er ſich ſchnell um und ſtreckte die Hand mit Stolz gegen das Volk aus. Wie verdüſterten ſich da plötzlich meine Augen, wie ſchwollen meine Adern an, und wie gewaltig ſchlug mein Herz — es war der Capitain. —

„Leb' wohl! leb' wohl, auf ewig!“ ſchrie ich, und ſtürzte gegen das Schaffot. Die Menge machte mir voll Mitleid Platz; denn ſie hielt mich für den Sohn des Unglücklichen. An den Stufen des Gerüſtes ſank ich nieder.

„Leb' wohl, mein theurer Olivier!“ rief mir lächelnd mein unglücklicher Freund zu. „Unter allen Menſchen, die mir je auf dem rauhen Pfade meines Lebens begegneten, hab' ich Dich am meiſten geliebt. Doch tröſte Dich, der Tyrann, den ſie auf den Thron gehoben, wird mich rächen. Frankreich wird unter ihm verbluten. Wie ich in ihre Gewalt gerathen? Zwei von den Schurken hab' ich getödtet, der Dritte hat mich gefangen genommen. Nimm hier mein Taſchentuch, tauch' es in mein Blut, und bewahr' es zu meinem Andenken.“ — —

In wüthender Haſt ergriff ich das Taſchentuch, und die Thränen vertrockneten in meinen Augen.

Mit Sanftmuth und Ergebenheit hörte er noch die Troſtesworte eines Geiſtlichen an, betete leiſe, erhob dann ſein Auge gen Himmel und ſprach mit lauter, kräftiger Stimme: „Henker, ich bin bereit, vor den Richterſtuhl des Ewigen zu treten!“

Sein Kopf rollte hinunter.

Nach vollzogener Execution ließ ich mir die Gensdarmerie-Kaſerne zeigen. Ich fragte einen Brigadier, wer der Brave geweſen, der den engliſchen Spion arretirt habe?“

„Dort unter jenem Baume ſitzt er,“ antwortete Dieſer.

Ich trat raſch vor den Gensdarmen hin, zog das blutige Taſchentuch und rief mit faſt vor Wuth erſtickter Stimme aus: „Weißt Du, weſſen Blut dies iſt?!“ Der Mann ſprang erſchrocken auf und zog den Säbel; ich aber ſtürzte wie ein Tiger über ihn her, entwaffnete ihn, und einen Moment ſpäter taumelte der ſchwer Getroffene vor mir zu Boden. Ohne den geringſten Widerſtand ließ ich mich feſtnehmen. Mein Urtheil war bald geſprochen. Das Taſchentuch aber mahnt mich jetzt noch ſtündlich an den auf dem Schaffot verbluteten Freund.“

Wenn Du ein Mal nach Toulon kommſt, freundlicher Leſer, ſo vergiß ja nicht, den Bagno zu beſuchen. Da kannſt Du die menſchliche Verworfenheit in den verſchiedenartigſten Ausdrücken phyſiognomiſch ſtudiren. Obgleich alle dieſe Unglücklichen in ihren rothen Wämſern, leinenen groben Beinkleidern und grünen Mützen in einer Art Gleichheit bei ihrem erſten Auftreten erſcheinen, ſo ſtellt ſich doch am Ende eine auffallende Verſchiedenheit für den Menſchenkenner heraus. Jener, mit der frechen, brutalen Miene, iſt ein Bild der äußerſten menſchlichen Entartung; dieſer, mit ſeinen gefurchten Zügen, ſeinen grollenden, drohenden Blicken, iſt gewiß durch mancherlei Unglücksfälle und ein unerbittliches Geſchick an dieſen Ort des Abſcheus gekommen; und wenn Du endlich einen alten Mann mit grauem Schädel erblickſt, der ſich in den Stunden der Freiheit, aber, was ſage ich? „Freiheit“, nein, in den Stunden, wo er Zeit hat, ein wenig nachzudenken, auf einen Stein niederläßt, und, den Kopf auf die Hand geſtützt, eine abenteuerliche Vergangenheit und eine troſtloſe Zukunft im Geiſte vorübergehen läßt, und von

Digitized by Google

Zeit zu Zeit ein Taſchentuch mit Blutflecken betrachtet, wenn Du einen ſolchen Mann erblickſt, ſo haſt Du den Helden dieſer Erzählung, ſo haſt Du Olivier geſehen.

Das Fürſtenwort in Brühl. *)

Im Brühler Schloß, beim Fürſtenmahl,
Da ward ein Toaſt gebracht,
Ein Toaſt, der wie ein Wetterſtrahl
Durchzuckte Deutſchlands Nacht;
Erzherzog Johann, der das Heer
Am Rhein gemuſtert, ſchwur:
Kein Preußen und kein Oeſtreich mehr,
Ein einig Deutſchland nur!

Der Preußen König ſtimmte ein
In ſeines Gaſtes Wort;
Das deutſche Wort beim deutſchen Wein
Es riß die Herzen fort;
Den Gaſt umarmend, that auch er
Begeiſtert jenen Schwur;
Kein Preußen und kein Oeſtreich mehr,
Ein einig Deutſchland nur!

Doch Ach! es war ein ſchöner Traum,
Nach blieb es wie zuvor;
Des Brühler Wortes dachte kaum
Noch unſ'rer Fürſten Chor;
Da plötzlich ſchallet hoch und hehr
Des deutſchen Volkes Schwur:
Kein Preußen und kein Oeſtreich mehr,
Ein einig Deutſchland nur!

Und ſieh, das Volk, ſo lang getrennt,
Schon tagt es im Verein
Als machtvollkomm'nes Parlament
Zu Frankfurt an dem Main.
Zur Wahrheit wird die Brühler Mähr,
Das Volk erfüllt den Schwur:
Kein Preußen und kein Oeſtreich mehr,
Ein einig Deutſchland nur!

P. Fiſchbach.

Die letzten Stunden des Erzbiſchofs von Paris.

Das „Journal des Debats“ vom 3. Juli enthält einen Bericht über die letzten Stunden des Erzbiſchofs, der mit Billigung der Capitulargeneralvicare erſchienen und von einem Augenzeugen niedergeſchrieben iſt. Am Freitag Morgen wurde der Erzbiſchof in dem Quartier St. Etienne du Mont, wohin er ſich zur Confirmation von Kindern begeben hatte, durch die Empörung von ſeiner Wohnung in Ile St. Louis zurückgehalten. Er kehrte in letztere erſt am Abend des 24. Junius zurück, und beſchloß, in voller Erkenntniß der Gefahren, welche er dadurch auf ſich heranziehe, die kämpfenden Inſurgenten zum Niederlegen der Waffen zu bereden. „Mein Leben“, ſagte er, „iſt ſehr wenig.“ Unruhe verurſachte ihm nur die Furcht, nicht bis zu den Barricaden vordringen zu können, und um freien Weg zu dieſen zu erhalten, begab er ſich Sonntag, den 25., um vier Uhr Abends zu Fuß zum General Cavaignac, begleitet von zweien ſeiner Generalvicare, den einzigen, welche der Aufſtand nicht gewaltſam fern von ihm hielt, und welche um die Gunſt gebeten hatten, ihn in dieſer ſchönen Selbſtſendung begleiten zu dürfen. Auf dem Gange dorthin wurde der Erzbiſchof von vielen Beweiſen der Frömmigkeit begrüßt: die Tamboure wirbelten, die Offiziere und Soldaten erwieſen die kriegeriſchen Ehren — Alles ohne vorgängige Anzeige, und aus vielen Reihen hörte man den Ruf: Es lebe die Religion! Es lebe die Republik! Es lebe der Erzbiſchof von Paris! Von Cavaignac wurde der hochwürdige Prälat mit Freuden empfangen; er erhielt von ihm die Bewilligung zu freiem Durchzug durch den Raum, der an den Barricaden die Vertheidiger der Ordnung von den Inſurgenten trennte, und ohne ſich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, eilte er nach dem Baſtilleplatz zurück, obgleich er ſeit mehreren Monaten leidend und jetzt von Mattigkeit erſchöpft war. In den Straßen, durch die er kam, wurden ſie (der Bericht ſcheint von einem der beiden oben erwähnten Generalvicare verfaßt zu ſeyn) mit ſtets wachſenden Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit empfangen; Mobile kamen herbei und flehten um Segen für ihre Gewehre, und beſchworen den Erzbiſchof, doch nicht weiter ſich der Gefahr auszuſetzen; Weiber traten herzu und boten dem Erzbiſchof Wäſche und Charpie an; da er doch zu Verwundeten und Sterbenden gehe, möchte er ſich damit gütigſt beladen. Er dagegen machte freundlich darauf aufmerkſam, daß er ſich beeile, an die Barricaden zu gelangen und hier dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Je näher der kleine Zug dem Schauplatz des Kampfes kam, deſto eifriger beſchworen zu Thränen ergriffene Offiziere den Erzbiſchof, ſein gefährliches und doch wahrſcheinlich erfolgloſes Wagſtück nicht zu vollführen: ſie erinnerten ihn an das traurige Schickſal Brea's u. A., welche als Parlamentäre aufzutreten verſucht hatten. Statt zu gehorchen, erwiederte er ruhig und mit freundlichem Lächeln: ſo lange ihm ein Schimmer von Hoffnung verbleibe, wolle er ſich bemühen, das Blutvergießen zu hemmen. Endlich langte er auf dem eigentlichen Ort des Gefechts an. Der hier befehligende Offizier ſtellte, nachdem er die Weiſung Cavaignac's vernommen hatte, das Feuern auf die Inſurgenten ein. Der Erzbiſchof, von den zwei Vicaren begleitet, bewegte ſich vorwärts; voran ging ihm ein einziger braver Arbeiter mit einem grünen Palmzweig, als Zeichen des Friedens; hinter ihm einige andere Leute, die ſich gegen ſeinen Willen hinzugedrängt hatten. Sonſt war der Platz rundum leer; von der Barricade aus wurde gleichfalls mit Feuern aufgehört; ihre Vertheidiger ſchienen von weniger feindlichen Abſichten beſeelt. Auf dieſe gute Anzeige ging der Erzbiſchof quer über den Baſtilleplatz, eilte mit ſeinen Großvicaren an den Eingang der Vorſtadt St. Antoine und befand ſich augenblicklich mitten unter den auf den Platz herabgeſtiegenen Arbeitern, mit denen ſich mehrere Soldaten vermiſchten, zweifelsohne in der Abſicht, eiligſt zu fraterniſiren. Aber in einem raſchen Moment brachen Zuſammenſtöße aus; der Ruf: zu den Waffen! zu unſeren Barricaden! erſcholl; ein Gewehrſchuß fiel, wie wir hoffen (nous le pensons) zufällig, und ſogleich begann die Füſillade von Neuem mit furchtbarer Energie. Es war halb neun Uhr Abends. Der Erzbiſchof hatte die Barricade umgangen; er war in die Vorſtadt durch den engen Weg eines mit doppeltem Ausgang verſehenen Hauſes hineingekommen und bemühte ſich, durch Zeichen und Worte die Menge zu beſchwichtigen, welche ihn hören zu wollen ſchien und ſeinem Schritte zujauchzte, als ihn eine Kugel in die Nieren traf. Nach dieſer Erzählung, die den Hauptpunkt, von wem aus das Feuern begann, nicht erörtert, die Wahrheit aber nur ganz leiſe andeutet, folgt die erhebende Schilderung von des Erzbiſchofs Schmerzenslager. Als er nach

*) Dieſes ſchöne Lied, der deutſchen National-Verſammlung in Frankfurt gewidmet, iſt mit einer höchſt volksthümlichen und anſprechenden Melodie ſo eben in der Muſikalienhandlung von F. W. Arnold in Düſſeldorf erſchienen.

Digitized by Google

dem erhaltenen Schuſſe mit den Worten: Mein Freund, ich bin getroffen! dem Arbeiter mit der grünen Palme in die Arme ſank, trugen ihn die Inſurgenten ſchleunigſt zum Pfarrer von St. Antoine, indem die Meiſten von ihnen ihm Zeichen der Verehrung und Liebe gaben und wiederholten: Welches Unglück! unſer guter Vater iſt verwundet, unſer guter Hirt, der gekommen war, uns zu retten. Auf dem kurzen Wege zum Pfarrer wurde auch ein treuer Diener des Erzbiſchofs, der ſeinem Herrn bisher gefolgt war, verwundet. Von den beiden Großvicaren, die durch die Verwirrung des Augenblicks vom Erzbiſchofe getrennt waren, irrte der Eine einen Theil der Nacht umher, ohne früher als den folgenden Morgen zum Prälaten durchdringen zu können; der Andere, an den Fuß der Juliusſäule geworfen, blieb hier eine Zeit lang dem Feuer der Barricade ausgeſetzt, eilte dann laufend über den Baſtilleplatz mitten durch das Kreuzen der Kugeln, die nur ſeinen Hut berührten, und ließ ſich zugleich zum Erzbiſchof führen. Der fromme Geiſtliche lag auf einer Matratze im Presbyterium St. Antoine, von liebevoller Sorge umgeben. Auf ſeinem Antlitz war Friede und Heiterkeit; daſſelbe Gefühl leuchtete aus ſeinen Worten, untermiſcht mit der Sorge um die Kämpfenden, mit den Gedanken an Gott und die heilige Jungfrau. „Ich bin glücklich, daß Sie und die übrigen Prieſter bei mir ſind; es wird mir alſo nicht an geiſtlichem Beiſtand fehlen. Gott, ich biete dir mein Leben an; nimm es zur Sühne meiner Sünden und um das fließende Blut der Kämpfer zu ſtillen. Gern ſtürbe ich, wenn ich das Ende dieſes furchtbaren Bürgerkriegs hoffen könnte, wenn mein Opfer ſo viel Elend beſchlöſſe. In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geiſt! Ich habe dich beleidigt, ich habe dich nicht ſatt geliebt. Habe Erbarmen mit mir nach deiner großen Gnade. Die Leiden, welche du mir ſendeſt, ſind ein Pfand deiner Gnade, denn ſie helfen mir zur Reinigung meiner Seele, zur Reue. Sagt den Arbeitern, ich beſchwöre ſie, die Waffen niederzulegen, dieſes grauſige Ringen zu enden, ſich den Anordnungen der Gewalt zu unterwerfen; gewiß, die Regierung wird ſie nicht verlaſſen. Wenn man keine Arbeit in Paris ſchaffen kann, thut man es anderwo; ſagt ihnen zu ihrem eigenen Heil, ſie ſollten ſich zum Fortgehen entſchließen." Die Furcht, daß ſein kühner Schritt von den Menſchen zu ſehr geprieſen werde, wurde zum wahren Kummer für ihn. „Nach meinem Tode", ſeufzte er, „wird man mir Lobſprüche ertheilen, die ich wenig verdient habe." Er rief die Engel, und von den Heiligen beſonders den heiligen Dionys an. Gegen Mitternacht beichtete er ſeinem Großvicar, und erhielt das Viaticum. Die Schmerzen, zuerſt nur gering, waren jetzt zu einer furchtbaren Höhe geſtiegen und nahmen während der Nacht beſtändig zu. Am Morgen erkundigten ſich die Inſurgenten, welche die Nacht über ſchweigend um das Aſyl des guten Hirten gewacht hatten, ängſtlich nach ſeinem Befinden; ſie hörten von den jetzt mehrfach ihn umſtehenden Geiſtlichen, wie er ſie zum Niederlegen der Waffen beſchwöre, wie er mitten unter ſeinen Leiden darum flehe, daß ſein Blut das letztvergoſſene ſey; ſie ſenkten unter lebhaftem Schmerze das Haupt, und es iſt nicht zu zweifeln, daß der tiefe Eindruck, den in der unermeßlichen Vorſtadt die prieſterliche Hingebung erregte, Vieles dazu beitrug, den letzten Widerſtand der Aufſtändiſchen weniger lang zu machen und die allgemeine Befriedung zu beſchleunigen. Um 1 Uhr wurde der Erzbiſchof von Arbeitern, Soldaten, Nationalgardiſten auf einer Bahre in ſeine Wohnung getragen. Den Geiſtlichen, die ſich hier verſammelten, empfahl er, „nicht für ſeine Heilung zu beten, ſondern dafür, daß ſein Tod heilig ſey." Seine Wunde war rettungslos. Am Dienſtag gegen Mittag begann ſein Todeskampf. Um halb 5 Uhr ſtarb er.

Mirabeau und Gagern.

Manchmal in dem Leben der Völker, wenn ihre Geſchichte in eine neue Zeit tritt, wenn der Strom ihrer Lebenskraft heftiger rollt und alle Geiſter losgelaſſen ſind: da ſcheint ſich die ganze innere Natur der Nationen in ihrer tiefſten Eigenthümlichkeit in einzelnen Menſchen gleichſam zu verkörpern, der Gedanke der Zeit nimmt Fleiſch und Blut an, tritt auf in Mitte der ſtrömenden Ereigniſſe, und die Idee des ganzen Zeitalters prägt ſich ſo mächtig in dieſen Spitzpunkten der Völker aus, daß man kaum zu entſcheiden vermag, ob der Mann die Zeit, oder die Zeit den Mann gemacht hat.

Solch ein Zeiger an der Sonnenuhr des Völkerlebens, ſolch ein Wort, das Fleiſch geworden, war am Anfang der franzöſiſchen Revolution — Mirabeau, ſolch ein Mann iſt am Anfange der deutſchen — Heinrich von Gagern; Einer iſt dem Andern ſo ähnlich, wie die bewegten Tage der beiden Nationen, und doch wieder Einer vom Andern ſo verſchieden, wie der Grundcharakter der beiden Völker verſchieden iſt.

Beide ſind ſie von altem Adel, Beide eben aus der Kaſte, gegen welche der erſte Sturm jener neuen Zeit losbricht, deren Träger ſie ſind; aber Mirabeau wirft ſeinen Stand gewaltſam weg, er tritt durch einen ſchroffen Gewaltſtreich auf die Seite der neuen Bewegung — Gagern hat es nicht nöthig, äußerlich ſeines Standes ſich zu entkleiden, man denkt nicht daran, daß er ein Adeliger iſt, ich möchte ſagen, man verzeiht es ihm. Und nun das frühere Leben derſelben: die beiden Väter als Freiheitsfreunde berühmt, Mirabeau's Vater l'ami des hommes genannt, und ſein ganzes Leben ſchriftſtelleriſch thätig, dieſen Namen zu verdienen; der alte Gagern, ein Vorkämpfer für Deutſchland ſchon bei'm Wiener Kongreß, und fortdauernd gleich unermüdlich ſtreitend für das Volk — aber der Eine iſt hart, tyranniſch, grauſam gegen ſeinen Sohn von Jugend auf, ſtößt ihn von ſich und treibt ihn zur Verzweiflung, der Letztere zieht den Sohn auf in ſeinen Grundſätzen, pflanzt ihm die Liebe zur Freiheit ein, führt ihn auf die Bahn des Kampfes, und iſt ihm Lehrer, Rath und Freund.

Schon ehe die neue Zeit der Revolution ſie auf den Kampfplatz ſtellt, in früher Jugend ſind Mirabeau und Gagern thätig für die Freiheit; der Eine ſchreibt ein Donnerwort gegen den Despotismus, der Andere iſt einer der Stifter der Burſchenſchaft; — aber der Eine bringt ſeine Jugend zu, von einer unglücklichen, maßloſen Leidenſchaft zerriſſen; im Elend, in der Fremde, im Gefängniß wird die Blüthe ſeines Daſeyns geknickt, und ihm ein bitteres Gefühl an die Bruſt geworfen, das ihn nie mehr verläßt, — der Andere in äußerem Glück, geliebt, und früh ſchon geehrt, als der tüchtigſten Freiheitskämpfer Einer, wird ihm die heitere Liebe zur Menſchheit in reiner ruhiger Bruſt gewahrt.

Und auch die äußere Erſcheinung Beider, welch ein Unterſchied! Beide zwar die vollendetſten Redner ihrer Zeitgenoſſen, beide, wenn ſie ihr Wort in die Waage legen, gewiß, die Schale zu neigen — aber der Eine die Geiſter bezwingend durch den Triumph ſeines Verſtandes, ſeine Gegner niederſchmetternd mit dem Schwerte ſeines Hohnes, — der Andere die Herzen hinreißend mit der Wärme ſeines Gefühls, und ſeinen Gegnern mild die Waffen entwindend, verſöhnt er ſie, indem er ſie beſiegt. Beide hervorragende Aeußerlichkeiten — aber der Eine in der Kindheit entſtellt, häßlich faſt, ſchön nur durch den Geiſt, der aus ihm leuchtet, — der Andere eine herrliche Erſcheinung, auch äußerlich beſtechend, und mit allen Gaben der Natur beſchenkt. So prägt in Beiden die Revolution ſich aus, aber in dem Einen deutſch, in dem Andern franzöſiſch, und die Verhältniſſe des äußern Lebens machen Gagern zum freundlichen

Digitized by Google

Führer der Neuzeit, wie ſie Mirabeau zum Dämon der Revolution gemacht haben. (N. K.)

Mannichfaltigkeiten.

Von Cholerakranken waren in Petersburg zum 1. Juli in Behandlung verblieben 1651; im Verlauf dieſes Tages ſind 813 hinzugekommen; es genaſen 61 und ſtarben 456. Zum 2. Juli verblieben in Behandlung 1947 Perſonen. In Moskau waren am 25. Juni 600 Perſonen an der Cholera erkrankt, 68 genaſen und 27 ſtarben; es blieben in Behandlung 1798 Kranke. Unter dem Militär zählte man 14 Erkrankungen, 17 Geneſungen und 5 Todesfälle; 94 Erkrankte blieben zum 26. Juni in Behandlung. (Hann. Morgz.)

Zu wiederholten Malen ſchon iſt auf die barocke Beſetzung der deutſchen Conſulate im Mittelmeer aufmerkſam gemacht worden; ſchwerlich aber findet irgend ſonſt eine merkwürdigere Beſetzung der Conſulate ſtatt, als in Algier. Der öſterreichiſche Geſchäftsträger iſt ein Schweizer und zugleich Schweizer-Conſul! Der preußiſche Conſul iſt ein Däne! Der heſſen-darmſtädtiſche Conſul iſt derſelbe — ein Däne! Der hannoveriſche Conſul ein Engländer: der engliſche Conſul! Der mecklenburgiſche Conſul ein Schwede! Der hanſeatiſche Conſul allein iſt ein „Deutſcher“. Die übrigen deutſchen Staaten ſind nicht repräſentirt, und wahrlich, es wäre zu wünſchen, alle ſammt und ſonders ſeyen nicht vertreten, als auf eine Weiſe, die die Deutſchen im Auslande dem Spotte und Gelächter ausſetzt. Dieſer Uebelſtand iſt in Algier von der deutſchen Bevölkerung ſo tief gefühlt, daß ſie eine Commiſſion beauftragt hat, eine Adreſſe an die conſtituirende Verſammlung in Frankfurt zu entwerfen, um ſie um ſchleunige Abhülfe deſſelben zu bitten. (Köln. Z.)

Bei einer der deutſchen conſtituirenden Verſammlungen iſt kürzlich folgender intereſſanter Fall vorgekommen: Von einer beträchtlichen Anzahl bäuerlicher Abgeordneten erſcheint eine Deputation bei dem Finanzminiſter. Sie klagen über die theuren Preiſe der großen Stadt und bitten um Erhöhung ihrer Diäten. Der Finanzminiſter iſt nicht wenig erſtaunt und verſichert, daß ihm die Gewährung ihres Geſuches unmöglich ſey. Vergebens! Da läßt er die Bemerkung fallen, die ausgeſetzte Summe (ſie belief ſich, irren wir nicht, auf 3 Thlr. täglich) ſey bei beſcheidenen Anſprüchen doch einigermaßen ausreichend. Ja, verſetzten die Deputirten, aber einige von uns beziehen nur 1 Thlr. 5 Sgr., Andere gar nur 1 Thlr. Das Erſtaunen des Miniſters wächſt, bis ſich endlich die Sache dahin aufklärt, daß die Herren Deputirten den Reſt der Diäten — als Zeichen der Dankbarkeit an ihre Wähler zurückſenden müſſen. (Köln. Z.)

Korreſpondenz.

Vom Mittelrhein, 9. Juli.

Es iſt für den verſtändigen Beobachter eine eben ſo intereſſante, aber auch niederſchlagende Wahrnehmung, wie der Ultramontanismus bei aller Verachtung, welche er erfährt und verdient, ſelbſt in einer Zeit, welche vorzugsweiſe nationale Richtungen verfolgt, ſich noch über dem Waſſer hält, da er doch die perſonifizirte Un-Nationalität iſt, namentlich im armen Deutſchland, welches mitunter die härteſten Wunden dem lichtſcheuen Treiben jener Leute verdankt, welche aus ſchnöden Intereſſen papiſtiſcher waren, als der Papſt ſelbſt. Daß das längſt lecke, gegen Strom ſchwimmende ultramontane Schifflein nicht nur Angeſichts der vernünftigen und billigen Akatholiken, ſondern auch der bei weitem zahlreicheren verſtändigen, ihrer Nation Rechnung tragenden und den reinen Principien ihrer Kirche treuen Katholiken ſich immer noch hält, ja dieſe letztere ſelbſt im Schach hält, ſie ärger verfolgen und verdächtigen darf, als andere Confeſſioniſten, wer löſ't Einem dieſes Räthſel, namentlich im geſunden Rheinland? — Es löſ't ſich leicht, wenn man dem Spruche etwas nachgeht: „Die Kinder der Finſterniß ſind klüger, als die Kinder des Lichts.“ Die Schafe Gottes halten zuſammen, wenn auch nicht aus edleren Motiven, wenn auch blos aus dem Inſtinct der Selbſterhaltung, der Selbſtſucht, der bewußten Schwäche ꝛc. Dagegen jeder der aufgeklärten, wahren Katholiken verläßt ſich zu ſehr auf die Lauterkeit ſeiner Perſönlichkeit und Geſinnung, als daß er in Abſicht auf ſeine Confeſſion eine Kameradſchaft ſuchen ſollte; er verachtet Solches vielmehr, weil er (irrthümlich) etwas Ultramontanes darin ſieht. Akatholiken, verſtändige Katholiken, ja die Pfiffigen der Ultramontanen ſelbſt lachen über die Erbärmlichkeit des „Katholiken“, der „Mainzer Sonntagsblätter“ und anderer derartiger Producte; aber ſie ſind und bleiben das Panier der ganzen Clique. Wo haben die ihrer Kirche treuen, aber mit ihren Augen ſehenden Katholiken etwas Aehnliches? Dieſem Mangel iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben, warum die neueſte, ſo viel verſprechende Reform des Katholicismus in Deutſchland verpufft iſt. Statt daß der junge Muth und die alte Intelligenz und Erfahrung ſich erſt hätten kennen, einigen und vorbereiten ſollen, brach die meiſt junge Avantgarde allein auf; der erſte Erfolg war außerordentlich, aber das allzu gering Anſchlagen der Feindeskraft hat ſich gerächt. Wir freuen uns, allen verſtändigen Katholiken, in wie außer dem Prieſterſtand, die Nachricht geben zu können, daß am Rheine ſchon mehrere Männer von Herz und Kopf ſich vereinigt haben, um in der Herausgabe eines periodiſchen Blattes einen Vereinigungspunkt aller denkenden Katholiken zu gründen. Daſſelbe wird nicht blos kirchliche Verhältniſſe beſprechen, ſondern auch die in unſeren Tagen beſonders wichtigen Schul-Angelegenheiten. Falls es gelingt, noch einige Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, ſo wird die öffentliche Einladung hierzu erfolgen. Man glaubt es den verwandten Glaubens- und Geſinnungsgenoſſen ſchuldig zu ſeyn, ſie durch dieſes Blatt auf das gedachte Unternehmen vorzubereiten und aufmerkſam zu machen.

Aus Oberheſſen.

Viele Verbeſſerungen hat die neueſte Zeit gebracht und manche Mißſtände beſeitigt. In allen Verhältniſſen ſind jedoch noch viele abzuſtellen. Für diesmal iſt es unſere Abſicht, nur einen hervorzuheben, der alsbaldige Abhülfe bedarf, weil er den geiſtigen Verkehr ſehr ſtört. Nach der jetzigen Poſteinrichtung werden nämlich an den Orten, wo Paſſagiere eingeſchrieben werden, ein- und aus dem Poſtwagen ſteigen können, die Tagesblätter nicht abgegeben. Es wäre aber eine Kleinigkeit, daß alle Hauptpoſterpeditionen alle Tagesblätter in einem beſonderen Behälter den Nebenexpeditionen zugehen ließen, damit die Bewohner ſolcher Orte und der Umgegend nicht mehr ferner genöthigt ſind, der Poſt einen Expreſſen zu Abholung der Zeitungen nach der zuweilen mehrere Stunden entfernten Hauptpoſterpedition nachzuſenden. Auf dieſe Weiſe werden für die Landbewohner die Zeitungen ſehr vertheuert, denn ſelbſt in dem Fall, daß man den Ausweg einſchlägt und ſie durch Poſtillone gegen ein Trinkgeld mitbringen läßt, iſt dieſer Aufſchlag mit dem eigentlichen Porto in keinem Verhältniß ſtehend. Daher kommt es, daß z. B das Frankfurter Journal an einem Ort, der etwa eine halbe Stunde von einer Nebenpoſterpedition entfernt iſt, mit Trinkgeld für den Poſtillon und mit Botenlohn jährlich etwa 36 fl. koſtet. Man hofft daher, daß die Poſtbehörde dem gerechten Wunſche vieler Landbewohner Rechnung tragen werde.

Mainwaſſer-Wärme: Am 16 Juli, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige

Sonntag, 16. Juli. (Neu einſtudirt): Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwiſchen-Abtheil., Muſik von Meyerbeer. Robert: Hr. Lehmann, vom Theater a. d. Wien. Bertram: Hr. Cremens, vom Stadttheater zu Köln.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 197. Dienſtag, den 18. Juli 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

In einem der ſchönen Thäler des Harzgebirges lag vor Zeiten an klarem Bache eine kleine Mühle, rings von Wald und Wieſen umgeben und bis zum höchſten Giebel von laubigen Blüthenzweigen umrauſcht. Es war gar ſtill und heimlich in dem Thale, nur das Sauſen des Mühlrades, der Klang der Kirchenglocke des nahen Dorfes, oder der Ruf des Wildes im Walde unterbrach die tiefe Ruhe.

In der Mühle lebte dazumal die Frau des verſtorbenen Müllers mit ihrem einzigen Sohne Anton in großer Einſamkeit und Abgeſchiedenheit von der Welt. Ein alter Geſelle, Konrad geheißen, ſtand mit Eifer und Treue dem Geſchäfte vor, und ſo konnte ſich Frau Buchner, das war der Name der Müllerin, ganz der Erziehung ihres Sohnes hingeben. Von ſeiner erſten Kindheit an war ſie Tag und Nacht mit unermüdlicher Liebe auf ſein körperliches und geiſtiges Wohl bedacht geweſen, und ihre mütterliche Sorgfalt war nicht unbelohnt geblieben: Anton ſtand als ein kräftiger, blühender Jüngling mit einem reinen Herzen an der Schwelle des Lebens. Die treuen Lehren der Mutter waren mit ſeinem innerſten Weſen verwachſen; es war ihm, als trage er eine mächtige Schutzwehr in ſich gegen alle Verlockungen argliſtiger Menſchen.

Darum dachte er auch mit freudiger Zuverſicht an die Zeit, wo er aus ſeinem einſamen Thal in die bunte, fröhliche Welt hinauswandern werde, die weit, weit hinter den grünen Waldbergen lag, und die er nur aus den mährchenhaften Erzählungen ſeiner Mutter und des alten Konrad kannte.

Außer der Mutter hatte dieſer den bedeutendſten Antheil an der Erziehung Anton's gehabt. So oft das geſchäftige Mühlrad am Abend ruhte, war er mit dem Knaben in den grünen Wald gegangen und hatte ihm dort gar wunderſchöne Geſchichten von vorigen Tagen erzählt. Keiner wußte ſo wie Konrad die frommen Bibelſprüche, die Anton von der Mutter gelernt, durch lehrreiche Beiſpiele aus dem eigenen Leben zu bewahrheiten, Keiner konnte ſo die Wunder im Schooße der Erde und am Bogen des Himmels deuten, Keiner ſo wie Konrad die fremden Länder, Städte und Menſchen beſchreiben.

So hatte Anton das achtzehnte Jahr erreicht, und die Zeit, wo er die Heimath verlaſſen ſollte, war nahe. Sein Pathe, ein Vetter ſeiner Mutter, der ein reicher Goldarbeiter in Nürnberg war, und nur eine einzige Tochter beſaß, hatte ſich erboten, Anton unentgeltlich in ſein Haus aufzunehmen und in ſeiner Kunſt zu unterrichten. Frau Buchner hatte lange mit ſich gekämpft; es däuchte ihr ſo ſchwer, ſich von dem geliebten Sohn zu trennen und ihn ſo weit in die Welt hinauszuſchicken — allein die Ueberzeugung, ihres Anton's Zukunft dadurch zu ſichern, überwog alle Bedenken, und ſo gab ſie, obwohl mit ſchwerem Herzen, endlich den Bitten ihres Vetters und den Gründen Konrad's nach, welcher, auf Anton's Bravheit vertrauend, alles Gute von ihm hoffte.

Anton ſelbſt lebte ſo ganz und gar den Wünſchen ſeiner Mutter, daß er ihren Entſchluß als den ſeinigen anſah; überdies dachte er ſich's gar ſchön, den ganzen Tag mit glänzendem Golde und köſtlichen Steinen zu verkehren und allerlei prächtige Sachen davon zu fertigen. Es that ihm zwar in tiefſter Seele weh, das kleine friedliche Häuschen, die zärtliche Mutter und den treuen Konrad zu verlaſſen — aber mächtiger noch pochte ſein Herz dem reichen, unbekannten Leben entgegen.

An einem duftigen Sommerabend ſaß er nun zum letzten Mal mit den beiden liebevollen Pflegern ſeiner Jugend auf der traulichen Bank unter dem hohen laubigen Apfelbaum, und ſein Blick ruhte wehmüthig auf den bleichen, freundlichen Zügen der geliebten Mutter, deren Augen bei dem Gedanken an die morgende Trennung von heißen Thränen überſtrömten. Sie hatte ihm noch ſo unendlich viel zu ſagen und fand doch keine Worte, das, was ihr tiefſtes Herz bewegte, dem ſcheidenden Sohn zu enthüllen.

Die hereinbrechende Nacht mahnte endlich zum Schlummer, denn morgen in aller Frühe ſollte Anton, mit dem Stabe in der Hand, gen Nürnberg wandern — war er doch friſch und kräftig, und hatte Gott vor Augen und im Herzen, er brauchte kein Leid zu fürchten.

Einige Stunden mochte Anton geſchlummert haben, da wachte er plötzlich auf — war es die Erinnerung an vergangene friedliche Tage, oder die Hoffnung auf das künftige fröhliche Leben der Fremde, die ihn nicht ruhen ließ — — er wußte es nicht. Mit klopfendem Herzen horchte er in die klare Mondnacht hinaus. Das Waſſer rauſchte leiſe durch das große Mühlrad am Hauſe, fern im Dorfe erwachten die Hähne und verkündeten ſchon mit hellem Ruf den kommenden Morgen, und feierlich ertönte der Klang der Thurmglocke durch die tiefe Stille. Da faltete er andächtig die Hände und betete zu Gott, daß er ihn da draußen in der weiten Welt vor aller Noth und Fährlichkeit ſchirmen und ihn treulich durch das Leben geleiten möge. Ruhig ſchlummerte er dann wieder ein, bis ihn Konrad's freundlicher Ruf in lichter Morgenfrühe weckte.

Bald ſtand er reiſefertig da. Weinend hing ſeine Mutter an ſeinem Halſe. — Konrad ſchnürte ihm mit zitternden Händen das kleine Bündel.

„Ach, Anton," ſchluchzte ſie mit thränenerſtickter Stimme, „bleibe fromm und gut in der Fremde, daß ich Dich, wenn Du einſt wiederkehrſt, mit Stolz und Freude in meine Arme ſchließen kann! Gedenke an Deine Mutter, an ihre Lehren und an die Heimath — das wird Dich vor Sünde und Schuld bewahren und Dir ein reines Herz unter allen Verſuchungen erhalten. Nimm dieſes kleine Büchlein als einen treuen Begleiter auf dem

Digitized by Google

Pfade des Lebens — jeder Tag des Jahres ruft Dir einen frommen Spruch der Bibel zu — ehe Du Deine Augen zum Schlafe ſchließeſt, bete die heilſamen Worte mit kindlichem Sinn. Das Buch geleitete Deinen Vater und Deines Vaters Vater durch das Leben, es wird auch Dich geleiten und Dir ein treuer Berather ſeyn, wenn Du auf ſeine Stimme hörſt. — Lebe wohl — mein Segen folgt Dir bis in die fernſte Ferne!"

Mit dieſen Worten preßte ſie den Scheidenden noch ein Mal in die Arme und ſank dann weinend auf die Bank, auf der ſie ſo manches Mal mit ihrem Anton geſeſſen.

„Ja, Mutter, ich will fromm und gut bleiben!" entgegnete dieſer, mit bewegtem Herzen, indem er vor ſeiner Mutter niederkniete und ihre Hand mit ſeinen Thränen benetzte — „ich will Deiner gedenken und treulich beten, ſo wird Gott mich behüten!"

Dann raffte er ſich auf, drückte noch ein Mal die Hand ſeines Konrad's und ſchritt ſtark und männlich durch den Gartenraum den grünen Bergen zu, die das ſtille Thal umſchloſſen. Vom Gipfel des nächſten waldigen Hügels winkte er mit ſeinem Tuch das letzte ſtumme Lebewohl und wanderte dann in die glänzende, morgenfriſche Welt hinein. Bald war Mühle und Heimaththal hinter ihm verſunken. —

Wie war Alles ihm ſo neu und ſchön! Sein klares Auge ſchweifte mit Entzücken über die grünen Höhen in die blaue Ferne, er meinte, es müſſe ihm da draußen gelingen — ſangen die Vögel doch ſo freudig und ſtrahlte die Sonne doch ſo hell in ſein Herz hinein, als gäb' es nur Luſt und Jubel! Und wie er ſo wohlgemuth immer weiter und weiter wanderte und ein munteres Reiſelied dazu anſtimmte — da ſchauten die Leute, die in Wald und Feld und Wieſe arbeiteten, froh erſtaunt empor und ſahen dem jauchzenden Geſellen lange nach.

Manchmal zog wohl ein Schatten von Wehmuth über ſein Geſicht, wenn er an ſeine weinende Mutter und den treuen Konrad dachte, wie ſie nun einſam und traurig in dem blüthenreichen Garten am Mühlbach ſäßen — aber die Sehnſucht nach der ſchimmernden Ferne und der jugendmuthige Drang im Herzen waren zu übermächtig: unwillkürlich jubelte er wieder dem friſchen Leben entgegen.

Trotz des Verbotes ſeiner Mutter, nicht mehr als drei Meilen jeden Tag zu machen, hatte er, ohne es zu wiſſen, mehr als das Doppelte zurückgelegt, fühlte ſich aber noch ſo ſtark und rüſtig, daß er an keine Ruhe gedacht haben würde, wenn ihn nicht der fallende Abendthau gemahnt hätte, eine Herberge zu ſuchen.

Er kam ſich ſo frei und ſtolz wie ein König vor, als er über die Schwelle eines niedern Dorfwirthshäuschens ſchritt und ein Nachtquartier verlangte. Solch' einen fröhlichen Geſellen hatten die Wirthsleute lange nicht unter ihrem Dache geſehen, und wenn er ſo mit leuchtenden Augen von ſeiner Mutter, dem alten Konrad und dem blühenden Mühlgarten, von ſeinem Vetter in Nürnberg und dem prächtigen Wandern erzählte — da flüſterten ſie ſich heimlich zu: „Gelt, das iſt ein luſtiges Blut, der Burſch!"

Nur das Schlafen wollte ihm in dem fremden Hauſe nicht recht gelingen — er vermißte das Sauſen des Mühlbaches im großen Rade; wäre er nicht ſo gar müde geweſen, er hätte kein Auge geſchloſſen. Mit dem frommen Spruch aus dem kleinen Büchlein auf den Lippen, ſchlummerte er endlich ein.

Und ſo ging es einen Tag und alle Tage fort: mit fröhlichem Liede und leichtem Herzen in den duftigen Morgen hinein, unbekümmert, wo ſein Haupt zur Nacht ruhen werde. Im Wandern machte er die ſchönſten Pläne. Er kam ſich mit dem Gelde, das ſeine Mutter ihm am Abend vor dem Abſchiedstage mit heimlcher Freude über ſeine große Verwunderung zugeſteckt hatte, ſo reich, ſo reich vor — er meinte, für das Geld ſey mindeſtens eine halbe Stadt zu kaufen.

Nicht genug konnte er ſtaunen, wenn er ſo durch die Gaſſen einer fremden Stadt zog; er begriff nicht, wie die Leute nur das Herz hatten, in ſo ſchönen Häuſern zu wohnen und all die vielen prächtigen Sachen zu gebrauchen. Und dann gar die vielen geputzten Herren und Damen auf der Straße — nein, ſolch' wunderherrliche Kleider zu tragen, däuchte ihm wirklich eine Sünde — „die ſind ja in einer Stunde hin!" meinte er.

(Fortſetzung folgt.)

Erzherzog Johann.

Der Eifer, mit welchem Erzherzog Johann und ſeine politiſchen Freunde während der erſten Jahre dieſes Jahrhunderts eine Einigung des preußiſchen und öſterreichiſchen Hofes betrieben, war einem harten, unfruchtbaren Boden zugewendet. Seit einem halben Jahrhundert hatten Wien und Berlin jedes im andern ſeinen tödtlichſten Feind erblickt, ſeit noch länger war es an jedem dieſer Höfe Grundſatz, denjenigen politiſchen Anſichten, welche von einem der nichtregierenden Mitglieder des Herrſcherhauſes ausgeſprochen wurden, möglichſt entgegenzuhandeln, denn die unvermeidliche Frucht des Abſolutismus iſt im Occident, wie im Orient Mißtrauen gerade gegen die nächſtſtehenden Verwandten. Es gelang daher auch dem Erzherzog nicht, die Fahnen Oeſterreichs und Preußens nebeneinander im Felde flattern zu ſehen. Daß dieſes Scheitern ſeines Lieblingswunſches ohne Einfluß auf ſeine politiſche Anſchauungsweiſe überhaupt geblieben ſey, wagen wir kaum zu glauben. Allerdings fehlen uns, da die Briefe an Johann v. Müller mit dem Julius 1806 enden, ſelbſt die wenigen bis dahin vorhandenen Mittel, das Seelenleben des Fürſtenſohns genauer zu verfolgen; indeſſen möchte doch wohl eine leiſe innere Verbindung dazwiſchen ſtattfinden, daß, je mehr der Erzherzog ſich von der Erfolgloſigkeit ſeines Bemühens für Einigung der Höfe überzeugte, deſto klarer und ſchärfer in ihm eine politiſche Richtung ſich ausbildete, deren Keim in ſeinem tiefinnerſten Weſen gegeben war, deren Wachsthum indeß urſprünglich mit Hemmniſſen zu kämpfen hatte, die kaum minder tief in ihm wurzelten.

Seine Jugendjahre hatte der in Florenz geborne Sohn Leopold's II. ſeit dem Jahr 1790, wenn wir nicht irren, beſtändig in Wien zugebracht, an einem Hofe, der gegen den Luftzug der Demokratie hermetiſch verſchloſſen blieb. Die Lehrer, welche hier ſeine Erziehung leiteten, waren mindeſtens zum Theil Militärs und ältere Männer, wie der von Wunden zahlreich bedeckte Greis Baron Hager, d. h. — wie man annehmen darf — Perſonen, welche durch ihren Stand und die Eindrücke ihrer lange vor die franzöſiſche Revolution gefallenen Jugend der Lehre vom leidenden Gehorſam der Unterthanen, von der patriarchaliſchen Unumſchränktheit der Herrſcher zugethan ſeyn mußten. Das Beiſpiel ſeiner ganzen Umgebung alſo drängte den Erzherzog dahin, in politiſchen Dingen das Volk für eine todte Maſchine zu halten, die erſt durch den erwärmenden Hauch des Fürſtenwillens Leben und Seele empfange; beſtärkt wurde er in einer ſolchen Anſchauungsweiſe durch die angeborne Vorliebe zum Soldatenſtand, die ihm während des Wiener Lebens ſo oft den Wunſch auspreßte: ſtände ich doch an der Spitze der Truppen im Felde! Und als ſollte Alles zuſammenwirken, ihn in die abſolutiſtiſche Betrachtung der Dinge hineinzuſtoßen, ſo war er früh durch Familienverhältniſſe zu dem Kaiſer Franz aus Privatgründen in eine untergeordnete Pietätsſtellung gerückt. Da der Vater Johann's 1792 geſtorben war, ſo hatte ſeitdem der erſt zehnjährige Erzherzog in Kaiſer Franz ſeinen vierzehn Jahre älteren Bruder, den Oberleiter ſeiner Erziehung, den Stellvertreter ſeines Vaters, das Haupt ſeiner Familie verehren gelernt, und in ſeinen Briefen an Johann v. Müller ſpricht ſich eine den angegebenen Ein-

Digitized by Google

drücken vollkommen entſprechende Ergebenheit gegen den fürſtlichen Herrn und Herrſcher aus. Er nennt ihn faſt nie anders als ſeinen maître, ſelten nur bezeichnet er ihn als souverain oder gar blos als „empereur“, und mit dem Gedanken an Liebe zum Vaterland iſt ihm, wie ſich von ſelbſt verſtehend, der Gedanke faſt blinden Gehorſams unter den Herrſcher verknüpft. Noch am 1. Auguſt 1805 ſchreibt er: „Stets habe ich nur Einen Zweck; auf dieſen gründet ſich mein gemachter Lebensplan, nämlich für den Staat und meinen Fürſten ganz zu ſeyn, zu leben und zu ſterben — und wie könnte ich dieſes befolgen, wenn ich jemals mich zu einer Partei ſchlüge? Ich kenne keine andere, als die des Fürſten, für die andern bin ich taub; entſtehen aber ſolche, ſo trachte ich zu beruhigen und auszugleichen.“ Neben ſeiner monarchiſch-abſolutiſtiſchen Gedankenrichtung nun beſaß der Erzherzog ein demokratiſches Naturell. Das ceremonielle Weſen war ihm verhaßt; ihn lockten die einfacheren Naturzuſtände unverkünſtelter Menſchen; ihm war ein Herz gegeben, das die Eindrücke lieber unmittelbar durch ſich ſelbſt, als durch den kältenden Umweg des Verſtandes aufnimmt; ſeine geſchichtlichen Studien unter Johann v. Müller's Einfluß machten ihn zum Bewunderer des Schweizervolks und zeigten ihm die Erfolge rüſtiger Volksthat; ſeine Vorliebe zu Gebirgsgegenden verwebte ſich mit einer Vorliebe zu Gebirgsvölkern; von ſeiner erſten Reiſe nach Tirol (1800) trug er als Hauptergebniß die Freude an den Bergen und Thälern und den „Alpenhirten comme on les décrit en Suisse“ davon. Ein mehr oder minder heftiger Zuſammenſtoß zwiſchen dem demokratiſchen Naturell und dem monarchiſchen Glauben war im Lauf der Zeit unvermeidlich: eines von beiden mußte dem andern weiteren Raum geben als bisher — Johann mußte entweder vollſtändigerer Volksmann, oder vollſtändigerer Hofmann werden, als er es im Jahr 1800 war. Die Erfahrungen, welche er ſeit dem Eintreten ſeiner geiſtigen Selbſtſtändigkeit über das Hofleben gemacht hatte, waren letzterem nicht günſtig geweſen. Früh ſchon hatte ſich dem Erzherzog die furchtbare Abhängigkeit, in welcher gerade die Höchſten des Staats von dem perſönlichen Willen des Kaiſers und noch mehr von der Camarilla deſſelben ſtanden, bemerklich gemacht; ſie laſtete auf ihm um ſo ſchwerer, da er ſich eines reinen Willens und eines tiefen Verſtandes bewußt war, die beide der Camarilla abgingen, während bei zunehmendem Alter die geiſtigen Mängel ſeines „maître“ in ſtets grelleres Licht traten.

Wie ein lichtſcheuer Verſchwörer fühlte ſich Johann in den Jahren 1804 bis 1806 genöthigt, ſeine vertrauteren Briefe nicht der das Briefgeheimniß mißachtenden Poſt anzuvertrauen, ſondern ſie auf Privatwegen zu befördern. Wie ein Candidat der Theologie bei dem gnädigen Gutsherrn um eine Pfarrſtelle, mußte er Jahrelang umſonſt um eine Anſtellung beim Heere petitioniren. Als man ſie ihm endlich gewährte, that man es unter Umſtänden, die eben ſo kränkend waren als die frühere Verweigerung. Das eine Mal (1800) übertrug man ihm das Heer in Deutſchland erſt dann, als ſein Bruder Karl aus Unwillen über die Verkehrtheiten des Hofkriegsraths den Oberbefehl niedergelegt hatte, als unter deſſen Nachfolger Kray die Armee durch wiederholte Erfolge der Feinde entmuthigt war und ein beſonnener Mann nur durch Anhänglichkeit an den Kaiſer oder das Geſammtvaterland bewogen werden konnte, in die Uriasſtelle eines öſterreichiſchen Feldherrn einzutreten. Das zweite Mal (1805) ſchickte man ihn als General nach Tirol, um — wie er das ſelber bemerkt — in Wien ſeiner und ſeines Einfluſſes auf den Kaiſer ſich auf ſogenannt anſtändige Art zu entledigen. Ein Memoire, welches er etwa Januar 1806 dem Kaiſer überſandt hatte und in welchem er die dringendſten Veränderungen des Militär- und Civilweſens beſprach, war noch im Julius 1806 nicht beantwortet, vielleicht noch nicht einmal von der Regierung eingeſehen. Und wenn nun der Erzherzog von ſeinen perſönlichen Verhältniſſen abſah und, wie das in ſeiner Natur lag, auf die öffentlichen Zuſtände des Staates hinblickte, was fand er da vor? Ein Volk vom beſten Willen beſeelt, eine Truppe voll Tapferkeit und Ausdauer, daneben aber den Frieden von Lüneville, den Frieden von Preßburg, den Zerfall des Staates, weil die Camarilla des Hofs weder Volk, noch Heer verſtand. Die Vaterlandsliebe des Erzherzogs, ſein brennender Wunſch das erdrückende Uebergewicht der Franzoſen zu brechen, leiteten ihn, nachdem ſeine Hoffnung auf Preußen, auf Einigkeit und Thatkraft der Cabinette, ihrem gemeinſamen Feinde Napoleon gegenüber, geſcheitert war, ſtets unausweichlicher einer demokratiſchen Richtung entgegen. Gleich nach den Unglückstagen von Auſterlitz und Jena vertrat er eifrig am öſterreichiſchen Hof die Idee, den nächſten Krieg gegen Frankreich zu einem Volkskriege zu machen, traf er mit raſtloſer Thätigkeit Tag und Nacht Vorbereitungen zu einem Volkskriege, wie nur ein genaues Verſtändniß des Volksgeiſtes ſie ihm einzugeben vermochte. Er ſorgte dafür, daß fremde Flugſchriften gegen Napoleon überſetzt und zu Tauſenden in Oeſterreich verbreitet wurden; er arbeitete — wie wir das aus einzelnen Anzeichen ſchließen dürfen — darauf hin, daß in Oeſterreich ſelbſt Schriften entſtanden, die den Volkshaß gegen Napoleon zündeten und ſchürten; er leitete die Verſchwörungen des Volks, beſonders in Tirol; er bewies im Rathe die Erſprießlichkeit von Volksaufſtänden und von Bürgerwehren; er organiſirte letztere mit Vorliebe und Rührigkeit, und ſo weit uns in die dunklen Grotten der öſterreichiſchen Geſchichte von 1809 hineinzublicken vergönnt iſt, drang unter allen öſterreichiſchen Feldherren und Erzherzogen Johann am kräftigſten, lauteſten und ausharrendſten auf einen Kriegsplan für 1809, welcher der Betheiligung des Volks am Kampfe den möglich weiteſten Spielraum gewähre.

In dem militäriſchen Auftreten und Planentwerfen des Fürſtenſohns war der Hofmann durch den Volksmann zurückgedrängt.

(A. Z.)

Vereinfachung in Hofhaltung und Staatsweſen ein dringendes Bedürfniß.

Wenn den republikaniſchen Beſtrebungen, die unſer deutſches Vaterland unter den jetzigen Verhältniſſen nur in die größte Verwirrung führen können, ohne das wahre Volkswohl weſentlich zu fördern, mit Erfolg entgegengewirkt werden ſoll, ſo iſt es dringend nothwendig, in dem Hofweſen eingreifende Vereinfachungen vorzunehmen. Der dem vierzehnten Ludwig nachgeahmte Herrſcherprunk entſpricht dem jetzigen Stande der Dinge auch nicht im Geringſten mehr und die Geſetze der ſonſtigen und bisherigen Hofetiquette ſind, wenn ſie nicht geradezu lächerlich erſcheinen, nur noch geeignet, im höchſten Grade verletzend auf die meiſten Staatsbewohner zu wirken. Wohl gar nicht mit Unrecht erblicken Viele in den meiſten Hofleuten die Elemente einer im Verborgenen thätigen Camarilla, die Tag und Nacht auf Herſtellung der alten Herrlichkeit und Gnadenwahl ſinnt und dahin trachtet.

Vereinfachung des Hofhalts, Entlaſſung der meiſt noch zu zahlreichen vornehmen Hofdienerſchaft, Verringerung des Aufwandes für derartigen Hofluxus thut noth. Braucht man in den mittlern und kleinern deutſchen Ländern Oberhofmarſchälle, Oberkammerherren, Oberſtallmeiſter, Oberjägermeiſter, Oberhofmeiſter, Obermundſchenke und dergleichen Oberhofchargen? Haben die Herrſcher nicht Unterhaltungsgelegenheiten genug im Umgang mit ihren höhern Staatsdienern? Man wende nicht ein, die Wellen der Zeit hätten bürgerlich Geborne in die höhern Staatsdienerregionen emporgehoben und deren Geſellſchaft eigne ſich

Digitized by Google

nicht ganz für die Fürſten von Gottes Gnaden. Die Bildung klebt nicht an der Geburt und die Vorurtheile für die Vorzüge des Adels endlich fallen zu laſſen, iſt die allerhöchſte Zeit.

Noch ſind in faſt allen mittlern Staaten die Bedürfniſſe der Civilliſten zu beträchtlich, zumal im Verhältniß zu den gedrückten Staatsfinanzzuſtänden und zu der Lage der arbeitenden Volksklaſſen. Wenn in mehr als einem deutſchen Lande faſt die geſammten Domanialeinkünfte für den Bedarf der Civilliſte in Anſpruch genommen werden, wenn daneben ſo manche drückende Grundherrlichkeitsgefälle im Geiſt der Zeit durch billige Ablöſungen gemildert werden müſſen, dadurch aber die Domäneneinkünfte dergeſtalt ſich verringern, daß ſie keine Ueberſchüſſe zu den Staatslaſten gewähren, ſondern aufgebraucht werden für zu koſtſpielige Hofhaltungen, wer kann ſolchen Zuſtänden das Wort reden und Dauer verſprechen? Haben nicht die Republikaner in dem geſchäftigen Müßiggange, dem „Viel Lärmen um Nichts“, der heuchleriſchen Unterthänigkeit, den Phraſen der Schmeichelei eine nur zu vortreffliche Handhabe, gegen das Fürſtenthum zu wirken? Je kleiner das Land, deſto ſchneidender die derartigen Gegenſätze. Darum zum Heil des Vaterlandes, zum Wohl der Fürſten ſelbſt die baldigſten im großartigen Maßſtab durchgeführten Hofweſen- und Hofhaltungsvereinfachungen.

Auch die mancherlei überflüſſigen Staatsdiener, nur nöthig geworden durch Vielregieren und Vielſchreiben, die mehr durch Conexion als Talent emporgehobenen, die den Anforderungen der Zeit nicht gewachſen ſind, müſſen in Ruheſtand geſetzt, die zum Theil übermäßig hohen Ruheſtandsgehalte der Hochgeſtellten müſſen vermindert werden, zumal bei Solchen, die an ſich reich ſind

Hierin kann zur Erleichterung der Staatsfinanzzuſtände Viel geſchehen und iſt faſt überall noch Wenig geſchehen. Faſt ein Drittheil aller Angeſtellten iſt in vielen Ländern zu erſparen, wenn man das Geſchäftsweſen mit genügender Sachkenntniß vereinfacht. Hier paßt nicht das festina lente, ſondern bis dat qui cito dat. Die großen Koſten der Hofhaltungen und der zu zahlreichen Staatsbeamtenſchaft ſind der Köder der Republikaner für das Volk; man entwinde ihnen denſelben, ehe das verhängnißvolle „zu ſpät“ ſich fühlbar macht. (Allg. Anz.)

Mannichfaltigkeiten.

Am 7. Juli fand in der Strafanſtalt zu Rawicz eine Meuterei der dort Gefangenen ſtatt. Durch Dietriche war es den Rädelsführern gelungen, faſt ſämmtliche Gefängniſſe zu öffnen, Andere waren ſogar zu den Schornſteinen und Fenſtern hinausgeklettert. Von dem Poſten benachrichtigt, eilte der Nachtaufſeher in den großen Saal, wo er aber die Sträflinge ſchon in ganzen Maſſen verſammelt fand. Er ſchloß die Saalthür hinter ſich ab und ſuchte die Tumultuanten zu beruhigen, dieſe aber fielen über ihn her, indem ſie ihn mit Schlägen und Stichen von ſpitzgemachten Löffelſtielen verwundeten. Nachdem ſie ihm die Schlüſſel abgenommen, ſtürzten ſie in den Hof. Der Hausvater legte durch eine Oeffnung der Hausthür von Außen ſein Gewehr, von dem ein Sträfling ſofort das Bajonett abſchraubte, indeß durch den Schuß niedergeſtreckt ward. Indeß war die Wache alarmirt und Generalmarſch geſchlagen worden, worauf zwei Compagnien in den Hof rückten; ſie wurden zwar von einigen Sträflingen, die auf das Dach geklettert waren und Ziegel auf die Soldaten warfen, beläſtigt, doch ergab ſich die Hauptmaſſe der Meuterer bald, als das Militär mit gefälltem Bajonett gegen die nunmehr geöffnete Hausthür anrückte. Von den Sträflingen iſt der eine todt und drei andere ſind verwundet; bis gegen den Morgen des 8. Juli war die Ruhe wieder vollſtändig hergeſtellt. (Berl. N.)

(Vevay, 4. Juli.) Geſtern hat ſich in unſerer Nähe ein furchtbares Ereigniß zugetragen. Der unter dem Namen Dent-de-Naye bekannte, 700 Fuß hohe Felſen im Thale von Montreux, iſt mit donnerähnlichem Getöſe zuſammengeſtürzt, und bedeckt mit ſeinen Trümmern das weite Thal. Sieben Häuſer mit allen Perſonen, die ſich darin befanden, liegen unter dem Schutte begraben und mehr als 1000 Stück Vieh ſollen zu Grunde gegangen ſeyn. (Rb. Z.)

(München, 13. Juli.) Die Polizeidirektion hat geſtern eine Einladung erlaſſen zum Beitritte in einen „Verein für die Sammlung eines Fonds für die Volksſchulen.“ Aus der Einladung erhellt, daß Se. Maj. der König den von dem geheimen Oberbaurath Freiherrn v. Pechmann vorgeſchlagenen „Verein zur Verbeſſerung der Volksſchulen“ nach den von demſelben in einer kleinen Druckſchrift entwickelten Grundzügen ſo wie die Vereinsſatzungen genehmigt hat. Nach letzteren iſt der Zweck des Vereins, der ſich über ganz Bayern erſtrecken ſoll: 1) den einzelnen Volksſchulen, und zwar zuerſt denen, welche es am meiſten bedürfen, allmählig ein eigenes unabhängiges Vermögen zu verſchaffen, deſſen Ertrag vorzugsweiſe zur Begründung eines anſtändigen Einkommens des Schullehrers verwendet werden ſoll; 2) die Vereine, welche die Schullehrer in den einzelnen Kreiſen gebildet haben oder noch bilden werden, um ihre Wittwen und Waiſen und ihre durch Alter oder Krankheit dienſtunfähig gewordenen Amtsgenoſſen vor Mangel zu bewahren, durch jährliche Beiträge aus der Vereinskaſſe ſo lange zu unterſtützen, bis ſie zu einem für Erreichung ihrer wohlthätigen Abſicht hinreichenden Fonds gelangt ſeyn werden; endlich 3) einen Theil der Einkünfte des Vereins jährlich anzulegen, bis mit Hülfe von Zinſen und Zinſeszinſen in einer Reihe von Jahren ein Kapital geſammelt ſeyn wird, deſſen Erträgniß groß genug iſt, um mit Erfolg zum Beſten der Volksſchulen auf eine angemeſſene Weiſe verwendet werden zu können. Als Mitglied des Vereins kann Jeder aufgenommen werden, der jährlich wenigſtens 12 kr. zur Vereinskaſſe zahlt. Der Verein wird durch einen Centralausſchuß in der Hauptſtadt und durch Kreisausſchüſſe in den Kreisſtädten, beide unter den männlichen Vereinsmitgliedern gewählt, geleitet. (N. C.)

Der größte Theil der Mennoniten in Hamburg und Altona hat erklärt, „daß ſie jetzt, wo thatenloſes Stillleben dem Verrath am deutſchen Vaterlande gleichkomme, ſich veranlaßt fühlten, eine ihrer kirchlichen Regeln, welche nicht mehr für die Jetztzeit paſſe, aufzugeben und mit den Waffen in der Hand die Pflichten ihrer deutſchen Brüder zu theilen.“ In den Reihen der Nationalgarde wurden ſie herzlich willkommen geheißen.

Mainwaſſer-Wärme: Am 17 Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 18. Juli. Der Vetter, Originalluſtſpiel in 3 Acten von R. Benedix. Hierauf: Ein Stündchen in der Schule, Vaudevilleposſe in 1 Act, nach Lockroy, von W. Friedrich.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 198. Mittwoch, den 19. Juli 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

Unbewußt kam Anton bald dem Befehle ſeiner Mutter nach: die Herrlichkeiten in den Städten, die er durchzog, feſſelten ihn halbe Tage — er mußte ſich erſt recht ſatt ſehen an all' den glänzenden, bunten Dingen, — „gen Nürnberg hab' ich ja doch nicht weit mehr, und Geld giebt's noch genug in der Taſche!" dachte er.

Nach vierzehntägiger Wanderung erblickte er endlich eines Abends die Thürme von Nürnberg in der Ferne. Wie ſchlug ſein Herz nicht bei dem Gedanken, daß er von nun an dort in den ſchimmernden Straßen Tag ein, Tag aus herumſtolziren werde! Um jedoch recht friſch und ſauber bei ſeinem künftigen Lehrherrn, dem Meiſter Morgenroth, zu erſcheinen, kehrte er eine Stunde vor Nürnberg in einem kleinen Dorfe ein. und eilte dann am andern Morgen der alten berühmten Reichsſtadt zu.

Mit einem luſtigen Liede, das er einſt von Konrad an einem ſtillen Sommerſonntagmorgen gelernt, zog er durch das hohe Thor in der Stadt ein und ſchaute die Pracht rings umher mit leuchtenden Augen an.

„Ach, wie würde ſich meine Mutter freuen, wenn ſie mich hier ſähe!" jauchzte er in ſich hinein, „ſie würde gewiß nicht mehr um mich bangen!"

„Wo find' ich denn des Meiſter Morgenroth Haus?" fragte er endlich einen vorübergehenden Burſchen.

„Ihr wollt zum reichen Meiſter Morgenroth?" verſetzte der Burſche in einem etwas ſpöttiſchen Tone, und maß den ſtaubigen und ärmlich gekleideten Anton von Kopf bis zu Fuß — „und was wollt Ihr denn bei Dem?"

„Ja, ich will zu ihm, und er iſt mein Pathe, und ich komm' zu ihm in die Lehr' — ich freu' mich ſchon recht darauf!" entgegnete Anton.

„Na, dann biegt dort um die Eck', das vierte Haus rechts iſt Eures Pathen Wohnung, und mag's Euch gut gehen!"

Damit ſchlenderte der Burſch weiter, Anton aber eilte mit raſchen Schritten auf die bezeichnete Thür zu und ſtand bald vor ſeinem Lehrherrn.

Dieſer hieß den etwas ſchüchtern um ſich blickenden Anton mit der größten Freundlichkeit willkommen, rief ſeine Frau und Tochter und ließ ihm ſogleich einen guten Imbiß vorſetzen.

Anton ſprach den guten Sachen tapfer zu, und während des Eſſens erzählte er mit ſtets wachſender Unbefangenheit von ſeiner Mutter, dem alten Konrad, der kleinen blüthenüberhangenen Mühle, dem ſtillen grünen Thal und den hohen Waldbergen der Heimath und von ſeinen Fahrten und Wanderungen, daß es eine rechte Luſt war.

Der Meiſter Morgenroth und ſeine Frau, Mutter Gertraud geheißen, fanden das größte Gefallen an dem friſchen Jüngling, und auch Agnes, der Beiden Tochter, blickte mit glänzenden Augen in das offene, blühende Geſicht deſſelben, und freute ſich kindlich über ſeine naiven, treuherzigen Reden.

In wenigen Tagen fühlte ſich Anton unter ihnen ſo heimiſch, als wäre er jahrelang dort geweſen.

Obgeich der Meiſter Morgenroth einer der reichſten Bürger der freien Stadt Nürnberg war, ſo prahlte er dennoch nie mit ſeinem Reichthum. Die Einrichtung des Hauſes zeugte zwar überall von der Wohlhabenheit des Beſitzers, allein nirgends fand ſich eine Spur von Prunkſucht oder Verſchwendung. Alles erfüllte ſeinen Zweck, vom kleinſten Küchengeräth an bis zum ſauber gebohnten Glasſchrank; aus Allem ſprach ein Geiſt der Ordnung und der Häuslichkeit, der Jeden, der das Haus betrat, wohlthuend umwehte.

Das Hauptgeſetz, welches in dieſen Räumen herrſchte, war das der Arbeitſamkeit und Sparſamkeit. Der Meiſter war als ein armer Lehrburſch mit leeren Taſchen und hungrigem Magen vor vierzig Jahren in die Stadt eingezogen, ſein unermüdlicher Fleiß und ſeine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit hatten ihm aber das Herz ſeines Lehrherrn in dem Grade gewonnen, daß er ihm ſeine Tochter Gertraud zur Gattin gegeben und Beiden ſein ganzes Vermögen hinterlaſſen hatte.

Auch im Ueberfluß war der Meiſter Morgenroth mit ſeiner Frau dieſem Fleiß und dieſer Sparſamkeit treu geblieben, und ihre einzige Tochter Agnes, jetzt eine blühende Jungfrau von ſechzehn Jahren, war in denſelben Grundſätzen erzogen.

Es war gar freudig anzuſchauen, wenn das zarte, ſchlanke Mädchen mit dem klaren, holdſeligen Antlitz, aus dem die dunkeln Augen wie Sterne hervorleuchteten, ſo ſchaffend, ordnend und ſchmückend durch die wohnlichen Räume ſchwebte und Alles unter ihren Händen eine natürliche Anmuth und Schönheit gewann. Gleichwie Mutter Gertraud vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend an allen Enden wirkte und ſchaffte, ſo war es auch ihrer Tochter größte Luſt, vom erſten Lichtſtrahl bis in die Stille der Nacht hinein thätig zu ſeyn. Dem wackern Meiſter ging jedes Mal das Herz auf, wenn er dem Walten der Beiden zuſchaute.

„Ach, ſonſt konnte ich mich auch ſo rüſtig regen!" ſeufzte er einſtmals vor ſich hin, „jetzt geht's ſcharf bergunter mit mir — bin ich ein paar Stunden in der Werkſtatt geweſen, ſo fühl ich's in allen Gliedern! In jungen Jahren arbeitete ich Tage und halbe Nächte, und dachte nicht ein Mal an Müdigkeit!"

„D'rum haſt Du auch jetzt die Mutter und den Anton und mich," verſetzte ſchmeichelnd die heitere Agnes, indem ſie ihres Vaters Wangen ſtreichelte. „Sieh', der Anton kann tüchtig den Hammer ſchwingen — o, ich hab' es wohl bemerkt, und das fällt Dir ja gerade ſo ſchwer; bald wird er auch die

andere Arbeit lernen, und dann brauchſt Du gar nicht mehr in die Werkſtatt hinab, um ſelbſt Hand anzulegen — jeden Tag ſiehſt Du ein paar Mal nach, wie's der Anton treibt, ſetzeſt Dich in Deinen Lehnſtuhl neben ihn hin und giebſt ihm Anweiſung, wie er's machen ſoll, — nicht wahr, das wird Dir gut thun?"

Der Meiſter hörte lächelnd der anmuthigen Tochter zu, küßte ſie und ſagte:

„Nun, wenn der Anton bei Dir in die Lehre geht, ſo wird er gewiß recht bald tüchtig arbeiten lernen; hat er doch ſchon in der kurzen Zeit erſtaunliche Fortſchritte in der Goldarbeiterkunſt gemacht; es geht dem Burſchen ſo flink von der Hand, daß es eine Luſt iſt!"

„Und brav iſt er, kreuzbrav," fügte Mutter Gertraud hinzu; „hab' noch kein böſes Wort aus ſeinem Munde gehört — immer iſt er willig und fügſam, betet alle Abend ſeinen frommen Spruch auf ſeinem Kämmerlein und ſchaut ſo klar und fröhlich d'rein, daß mir's immer ganz wohl um's Herz wird, wenn ich ihn nur anſeh'!"

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XVIII.

Den 8. Juli.

Die franzöſiſche Preſſe, welche das Talent in allen Himmelsgegenden gebührend würdigt, widmet auch einige ruhmvolle Artikel unſerem dahingeſchiedenen Heinrich Zſchokke. Die Reform, das Organ der Ultrarepublikaner, ſagt von ihm: „Zſchokke wird von der Nachwelt als einer der größten Männer der Schweiz betrachtet werden." Die franzöſiſchen Zeitungen hätten nur nicht überſehen ſollen, zu erwähnen, daß der große Schweizer ein Deutſcher von Geburt war.

Die parlamentariſchen und politiſchen Kämpfe des Auslands, durch die hieſigen Ereigniſſe einige Tage in den Hintergrund gedrängt, beſchäftigen anhaltend die Preſſe.

Die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweſer wurde hinſichtlich der Perſönlichkeit des Prinzen beifällig aufgenommen; der tapfere Kämpfer bei Hohenlinden, ſo wie nicht minder der verſtorbene Erzherzog Karl, iſt den Franzoſen ruhmvoll bekannt. Darin will man jedoch keine Reform erkennen, daß man zu den 34 Fürſten noch einen neuen geſchaffen; nicht allein vom republikaniſchen Standpunkt aus tadelt man, auch die wärmſten Vertheidiger der Monarchie, möchten Deutſchland von einem fürſtlichen erblichen Reichsverweſer (Kaiſer, König, Verweſer, Verwalter, der Name macht nichts zur Sache) regiert haben. Man iſt hier der Anſicht, Deutſchland befinde ſich in einem politiſchen Chaos, in einer confuſen Entwickelungsperiode, deren Ende nicht vorauszuſehen ſey. In der That ſind es nicht blos Republikaner und Monarchiſten nach verſchiedenen Graden, die jetzt kämpfen, es ſind, trotz der Einheit, immer noch Oeſterreicher, Preußen, Bayern, Heſſen ꝛc., die immer, das eigene Intereſſe im Auge habend, bei der Wahl eines einzigen definitiven Oberhauptes, ſelbſt hie und da der republikaniſchen Fahne deſertiren, und, wenn nun doch ein Mal ein Monarch gewählt werden ſoll, den Ihrigen von Gottes Gnaden allerunterthänigſt in Vorſchlag bringen würden.

Für den Augenblick iſt für Deutſchland die konſtitutionelle Monarchie die einzig mögliche, die wünſchenswertheſte Staatsform. Aber ſo lange Deutſchland 34 konſtitutionelle Monarchen hat, ſo lange ein großer Theil der Deutſchen, anſtatt auf dem Altare der Monarchie, an den Stufen des Thrones der Monarchen ſeine Opfer bringt, ſo lange der Fürſt mehr, als geliebt und geachtet (wenn er es verdient), ſo lange die Monarchie als eine Religion betrachtet wird: ſo lange werden die Fürſten ſich anmaßen, als „Abgeſandte Gottes" zu handeln, ſo lange wird das Volk Opfer dieſer Abgeſandten werden. In der Politik, wie in der Religion müſſen Mummereien, Jeſuiten, Götzendiener, Wallfahrten von der Tagesordnung verſchwinden; das Volk muß glauben mit Vernunft, lieben mit Verſtand, hoffen ohne Chimäre.

Einen unangenehmen Eindruck hat die Weigerung des abgetretenen preußiſchen Miniſteriums hervorgebracht, anzuerkennen, daß „das Volk ſich ſeiner Zeit um das Vaterland verdient gemacht"; hier ſieht man ſehr auf derartige Dinge, die im Grunde die Sachlage nicht ändern; das Erſte, was die Nationalverſammlung am 27. Juni decretirte, waren Adreſſen für die Leute, die ſich um das Vaterland verdient gemacht, Decrete, welche einige Stunden darauf an allen Straßenmauern angeſchlagen waren. Sind die Verhältniſſe auch hier anderer Natur geweſen, ſind derartige Demonſtrationen auch ſehr oft nur leere Worte, ſo iſt doch immer ein Princip dabei im Spiele, und Worte ſind beſonders in revolutionären Zeiten faſt eben ſo wichtig, als Thatſachen.

Im Allgemeinen wünſcht ein großer Theil der hier lebenden Deutſchen für das Vaterland die konſtitutionell-monarchiſche Staatsform, jedoch mit allen nur möglichen republikaniſchen Inſtitutionen und die größtmögliche Garantie dafür.

Schade iſt es, daß Johannes Ronge bei den politiſchen Kämpfen in Frankfurt in eine zweideutige Stellung gerathen iſt; ich glaube, der „Luther des 19. Jahrhunderts" hätte beſſer gethan, ſich vom politiſchen Gebiete entfernt zu halten, oder wenigſtens nur da eine entſchiedene Farbe anzunehmen, wo die religiöſen Fragen auf dem Terrain der Politik zur direkten Verhandlung gelangen. Die ultrakatholiſchen Prälaten, die heute Einfluß auf den Gang der Weltereigniſſe haben, werden ohne Zweifel hier und da in der Politik freiſinnig ſeyn, um in der Religion deſto hartnäckiger gegen den Fortſchritt zu kämpfen; Ronge mußte in der Politik vorſichtig zu Werke gehen, um keine Spanne ſeines Einfluſſes auf religiöſem Terrain zu verlieren. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Ronge ſeiner inneren Ueberzeugung nach handelt; aber das: „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" wird in der politiſchen Welt ohne Effect bleiben.

Was die Verläumdungen und böswilligen Gerüchte betrifft, ſo kann ſich Hr. Ronge beruhigen, um ſo mehr, da ſie ohne Zweifel von denſelben Jeſuiten und Erzfanatikern ausgehen, welche mit den Worten Chriſtus auf den Lippen in ihren Schriften und Handlungen nicht im entfernteſten an den Lebenswandel und die Lehren erinnern, die der Geſalbte zurückgelaſſen. Ich glaube, wenn Chriſtus wieder auferſtehen würde, dieſe Männer würden ihn jetzt kreuzigen.

Aus dem Leben Paul Peliſſon's.*)

I.

Paul Peliſſon-Fontanier wurde 1624 zu Beziers geboren. Von ſeiner Kindheit wiſſen wir wenig und beinahe nur dieſes Einzige, daß er ſchon frühzeitig eine außergewöhnliche Lernbegierde verrathen hat. Später ſtudirte er zu Montauban, Caſtres und Toulouſe, beſchäftigte ſich hauptſächlich mit dem Stu-

*) Die nachſtehenden Skizzen aus dem Leben Paul Peliſſon's entnehmen wir dem „Album deutſcher Schriftſteller", herausgegeben von Dr. K. W. Kirſch, im Verlag von Otto Klemm in Leipzig.

Digitized by Google

dium der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker und glänzte nachher beſonders als Redner und Geſchichtsſchreiber. Größer noch als ſeine Gelehrſamkeit war die Redlichkeit und Aufrichtigkeit ſeines Herzens, und nie hat es einen ehrlicheren Mann, treueren Freund und geſetzliebenderen Unterthan gegeben.

Einen merkwürdigen Gegenſatz fand die Schönheit ſeiner Seele in der Häßlichkeit ihrer äußeren Hülle. Peliſſon hatte weder eine ſchöne, noch eine angenehme Geſtalt, und ſein Geſicht war von den Pocken ſo verunſtaltet worden, daß Frau von Sevigné von ihm ſagte: „In der That, Peliſſon mißbraucht das Privilegium der Männer, häßlich zu ſeyn!“

Nichts deſtoweniger war Peliſſon in ſeiner Jugend ſehr von ſich eingenommen und glaubte überall Eroberungen zu machen — eine Meinung, von deren Grundloſigkeit er durch ein ziemlich pikantes Ereigniß überzeugt werden ſollte.

Er hatte nämlich eines Tages ſein Studirzimmer und die ehrenwerthe Geſellſchaft der Klaſſiker verlaſſen, um außerhalb des Hauſes friſche Luft zu ſchöpfen und ſich Bewegung zu machen. Fröhlich flanirte er in den Straßen hin und her, hier Toilettengegenſtände, dort Gemälde, hier ein roſiges Lippenpaar und dort einen runden, zartgeformten Arm betrachtend. Die Zeit verging, er wußte nicht, wie.

Schon wollte er ſich wieder nach Hauſe begeben, als er eine Dame von auffallender Schönheit bemerkte. Die niedlichen Füße ſchienen ſtolz darauf zu ſeyn, einen ſo ſchönen Leib zu tragen. Das Geſicht war fein und zart, in den Grübchen der Wangen ſtritten ſich Schalkhaftigkeit und Anmuth um die Herrſchaft, und Schamhaftigkeit und Wolluſt zugleich blitzten aus zwei großen ſchwarzen Augen hervor.

Das ohnehin leicht entzündbare Herz unſeres Gelehrten wurde durch den Anblick ſo außerordentlicher Reize in lichte Flammen verſetzt. Er ſuchte ſich der Dame bemerkbar zu machen und war mehr als glücklich, als ein, wenn auch nur flüchtiger, aber vielverrathender Blick ihrer Sonnenaugen auf ihn fiel, und ein anmuthiges Lächeln des reizenden Mundes ihm zu ſagen ſchien, daß er einen günſtigen Eindruck auf ſie gemacht habe.

Die Dame biegt in eine von jenen kleinen Gaſſen ein, welche wie Bäche in die Ströme der Hauptſtraßen von Paris einmünden. Peliſſon folgt ihr mit der Treue eines Pudels und befindet ſich jetzt dicht neben ihr.

Plötzlich faßt die ſchöne Dame ſeine Hand und ſpricht mit einem bezaubernden Lächeln:

Folgen Sie mir!

Mit tauſend Freuden! antwortet der Gelehrte, welchen der leiſe Druck der kleinen, wollüſtig-heißen Hand in halben Wahnſinn verſetzt. Sie ſind ein Engel und können nur zu dem Paradieſe und zu der Seligkeit deſſelben führen.

Die Dame lächelt auf's Neue und ſpricht:

Man hört, daß ſie auch Verſe machen, Herr Peliſſon.

Wie? Sie kennen mich? Sie wiſſen meinen Namen?

Und Sie, mein Herr, Sie wundern ſich darüber?

Ich kann es nicht in Abrede ſtellen . . .

Aber ich finde nichts Außergewöhnliches darin, ein am Himmel unſerer Literatur aufſteigendes Geſtirn nicht unbeachtet gelaſſen zu haben. Ich entdecke Ihnen ſogar, daß ich ſchon ſeit mehreren Tagen Gelegenheit geſucht habe, mit Ihnen zu ſprechen. Leider bemerkten Sie mich nicht. Sie ſchienen eine Vorahnung davon zu haben, daß ich unſere junge Bekanntſchaft durch eine Bitte an Sie mißbrauchen würde.

Sie haben eine Bitte an mich? Ich bin entzückt darüber. Reden Sie, Madame . . . Alles, was Sie wünſchen, werde ich zu erfüllen ſuchen.

Im Voraus meinen Dank für Ihre Freundlichkeit . . . Ihre Schuldnerin wird ſich glücklich ſchätzen, dieſelbe erwiedern und belohnen zu dürfen.

Ein beinahe heftiger Druck ihrer Hand beſiegte alle Zweifel des Gelehrten. Er hat nun Gewißheit . . . die Dame iſt ſterblich in ihn und ſeinen Ruhm verliebt . . . ſie hat ihn aufgeſucht und ſich nach Art excentriſcher Frauen nicht Zeit genommen, das Geſtändniß ſeiner Liebe abzuwarten. Sie liebte ihn und will ihn beſitzen, ehe ſein Herz einer Anderen gehört. Darüber noch länger in Ungewißheit zu ſeyn, hieße mit offenen Augen nicht ſehen, geſunde Ohren haben und nicht hören wollen.

Während Peliſſon dieſe Betrachtungen anſtellt, iſt man vor einem Gebäude angelangt, deſſen verwittertes, vom Regen dunkelgefärbtes Aeußere auf ein hohes Alter zu ſchließen berechtigt.

Wir ſind am Ziele! ſpricht die Dame, indem ſie eine Klingel zieht.

Ein alter Diener öffnet. Man ſchreitet über den Hofraum, erſteigt eine ſteinerne Wendeltreppe und tritt endlich in ein Zimmer.

Peliſſon, welcher ein kleines, reizendes Boudoir vermuthet hat, iſt nicht wenig erſtaunt, einen großen, einfachen Saal zu erblicken, deſſen weiße Wände mit zum Theil ſchon vollendeten, zum Theil erſt angefangenen Gemälden bedeckt ſind. Sein Verdruß wird außerdem durch einen Mann vermehrt, welcher arbeitend vor einer Staffelei ſitzt und ſich nicht einmal die Mühe nimmt, die Eingetretenen zu begrüßen. Eben ſo unerklärlich iſt ihm das Benehmen der Dame, welche plötzlich, und ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, das Zimmer verläßt, nachdem ſie zu dem Maler geſagt hat:

Hier iſt der Mann, von welchem ich geſprochen habe.

Peliſſon ſteht wie auf Nadeln. Er weiß nicht, welche Rolle er in dieſem Hauſe ſpielt, noch welchen Ausgang ſein Abenteuer nehmen wird. Er kommt ſich vor wie Einer, der im Finſtern tappt und gibt ſich abwechſelnd der Hoffnung und dem Argwohn hin. Als aber eine Minute nach der andern vergeht, ohne daß eine Löſung dieſer Räthſel eintritt, kann er ſeinen Aerger nicht länger verbergen. Er nähert ſich dem Maler und ſpricht mit ſtarker Stimme:

Zum Teufel, mein Herr, man ſcheint hier ein ſeltſames Spiel mit mir zu treiben.

Ich weiß nichts von einem ſeltſamen Spiele, entgegnete der Künſtler mit großer Gelaſſenheit. Ich glaube ſogar, daß die Sache ſehr einfach iſt, da die Frau Gräfin nicht unterlaſſen haben wird . . .

Die Frau Gräfin, ſagen Sie?

Ja wohl, die Frau Gräfin. Sie iſt eine große Freundin der Kunſt. Ich habe ihr ſchon einige Gemälde geliefert, und arbeite jetzt für ſie an einer Verſuchung Chriſti in der Wüſte.

Schön, mein Herr! Sehr ſchön ſogar! Nur ſehe ich nicht ein, in welche Verbindung Sie mich mit Ihrer Verſuchung bringen wollen.

In eine reizende, Herr Peliſſon! Die Frau Gräfin, zu welcher der Ruf Ihrer intereſſanten Perſönlichkeit gedrungen iſt, hat Sie . . .

Hat mich? . . .

Zum Modell des Teufels beſtimmt. Setzen Sie ſich, Herr Peliſſon! In einer Stunde ſollen Sie der ſchönſte Satan ſeyn, welcher jemals aus dem Pinſel eines Malers hervorgegangen iſt.

Peliſſon war vernichtet. Halb ohnmächtig ſank er auf einen Stuhl und ſagte beinahe weinend:

Malen Sie, mein Herr, malen Sie! . . . meine Eitelkeit hat eine ſolche Züchtigung verdient.

Und Peliſſon wurde als Mephiſtopheles gemalt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 9. Juni.) Zwiſchen den Profeſſoren der Philologie Lachmann und Franz hat ſich ein arger Streit erhoben, deſſen ſich leicht die Parteien bemächtigten dürften. Derſelbe betrifft nicht eine griechiſche Partikel, ſondern fällt in die Zeit, iſt ein ſtreng politiſcher. Der zeitige Decan Lachmann hat es nämlich dem Profeſſor Franz nicht geſtattet, dem Lectionskatalog eine liberale lateiniſche Vorrede vorzuſetzen, reſp. er hat dieſelbe nicht an den Senat weiter befördert, um die nach den Geſetzen erforderliche Genehmigung deſſelben zum Abdrucke zu erhalten. Er ſchickte ſie dem Verfaſſer vielmehr mit einem Anſchreiben zurück, worin folgende Stelle vorkommt: „Die hierbei zurückerfolgende Einleitung kann ich weder ſelbſt verantworten, noch iſt es meiner würdig, der Prüfung des Senats eine Schrift vorzulegen, die mein natürliches und menſchliches Gefühl empört. Es geht mich wenig an, wie Sie Ihrem Wohlthäter, dem Könige, danken (Hr. F. machte auf Koſten des Königs eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Griechenland und Italien), aber der Senat kann weder wie der Bediente des Herrn Held ſprechen, noch will er ſich den Studenten zum Bedienten empfehlen ꝛc.“ (Schl. Z.)

(Krakau, 10. Juli.) Für die im Februar 1846 gefallenen Opfer wird bei Tarnow auf dem daſigen Martinsberge von den ächten Söhnen des Vaterlandes und den nach Freiheit ſeufzenden Polinnen ein von Erde aufgeworfenes Denkmal errichtet. Daſſelbe ſoll dem Grabhügel des Kosciuszko bei Krakau ähnlich werden.

(Ausländiſche Weine in Frankreich.) Wie gering der Verbrauch von ausländiſchen Weinen in Frankreich iſt, geht daraus hervor, daß im Jahr 1845 der Eingangszoll von Wein in Gebinden nicht mehr als 10,155 Fr. und der in Flaſchen nur 3591 Fr. eingetragen, ſo daß ganz Frankreich nicht ſo viel Steuer von ausländiſchen Weinen bezahlt, als jede einzelne große Stadt des deutſchen Zollvereins.

Die Karlsr. Z. enthält einen Steckbrief gegen Frau Emma Herwegh, mit einem nicht unſchmeichelhaften Signalement. „Haare, blond; Geſichtsform, oval; Geſichtsfarbe, blühend; Stirn, hoch; Augen, ſchwarzbraun; Naſe, gebogen; Mund, klein; Zähne, ganz gut; Kinn, ſpitz. Sie ſpricht den Berliner Dialekt.“ Börnſtein leiſtet ihr in der K. Z. ſteckbriefliche Geſellſchaft.

Korreſpondenz.

Offenbach, im Juli.

W Wenn wie dachten, der Glaube an Geſpenſter ſey längſt verloren gegangen, ſo haben wir uns gewaltig geirrt. Man holt ihn wieder aus der Rumpelkammer der alten Zopfzeit hervor und will ängſtlichen Gemüthern damit bange machen. Wie aber ſagen mit dem pfiffigen Bruder Nante: „Bange machen gilt niſcht!“ Doch gibt es immer Leute welche an dieſe Geſpenſter glauben, ja, welche ſie am hellen Tage ſehen! Von der Spitze unſerer Bajonette, aus der Mündung unſerer Feuerrohre grinzt ihnen ein Ungeheuer entgegen, das ſie zu verſchlingen droht. Es iſt aber nur die Frucht einer überreizten Phantaſie; es iſt nur die Angſt eines böſen Gewiſſens! Die guten Leute einer „gewiſſen Partei“ ſehen nicht, daß es nur ein guter Geiſt iſt, der uns beſeelt, der Geiſt der Vaterlandsliebe, der Geiſt für Freiheit und Recht. Nur wer uns dieſe Güter nicht gönnt, wer uns hindern will, die ſogenannten Errungenſchaften des 6. März auch zu gebrauchen; wer aus Furcht oder Böswilligkeit uns verleumdet, wenn wir dies thun, nur der hat die Macht unſerer Waffen zu fürchten. Die „gewiſſe Partei“, welche man ſo gerne hier als die Märtyrer für die Geſetzlichkeit hinſtellen möchte, bewege ſich nur auf dem Rechtsboden, wie wir dieß auch thun, und man wird ihre Freiheit der Meinungsäußerung niemals antaſten. Wenn man aber darauf ausgeht, durch Verleumdung oder beleidigende Aeußerungen den reinen Patriotismus einer andern Partei zu verdächtigen, und zwar bloß deßhalb, weil ſie von den ihr zuſtehenden Rechten Gebrauch macht, ſo heißt das nichts Anderes als: gerade Das hervorrufen, was man befürchtet! Wenn man mit dem Vorwurf „jugendlichen Uebermuths“ über eine Partei abgeurtheilt zu haben glaubt, welche ein Princip an ihre Spitze ſtellt, das ſchon Welten erſchüttert hat, ſo weiß man nicht, ob man ſich ärgern oder die Anmaßung der „gewiſſen Partei“ belächeln ſoll. Der ſogenannte Engländer Ihres P Correſpondenten muß England nie geſehen haben, wo man, ſelbſt in der Hauptſtadt, die koloſſalſten Volksverſammlungen hält und die freieſten Reden hört, wo die Miniſter und Parlamentsmitglieder mit den ſchärfſten Waffen angegriffen, ja ſelbſt mit faulen Aepfeln geworfen werden. Wenn aber der ſ. g. Engländer die offenbare Lüge ausſagt, daß in der deutſchen Nationalverſammlung die Gallerie das letzte Wort rede, und damit dem allgeachteten Präſidenten und der ganzen Verſammlung eine engliſche unverſchämte Ohrfeige gibt, ſo hätte der Patriot P beſſer gethan, ihn zurechtzuweiſen, als ihm dieſe Dummheit nachzubeten. — Ein anderer Artikel aus Offenbach beſagt, daß in Folge der bekannten Adreſſe an das Parlament, viele Mitglieder ihren Austritt aus dem Vaterländiſchen Verein erklärt hätten. Es iſt uns bis heute von einem ſolchen Schritte hier nichts bekannt, als daß ſchon vor der Adreſſe einige wenige Mitglieder (ich weiß nur von zweien) austraten, deren Beitritt uns übrigens mehr wundern konnte, als ihr Austritt. — Auf dem Rechtsboden der freien Meinungsäußerung halten wir die republikaniſche Partei durchaus gleichberechtigt mit der monarchiſchen, und welcher Partei wir auch angehören, dem Volke müſſen wir dieſe Berechtigung zu erhalten, nicht aber aus Angſt durch Schleichwege wieder zu entwinden ſuchen. Deutſchland trennt ſich in zwei große Parteien, welche um die Oberhand kämpfen, und nicht dieſe Parteien, ſondern die Nachwelt hat zu richten, auf welcher Seite die „hochachtbaren Patrioten“ ſtanden.

Von der Bergſtraße, 15. Juli.

Seit der Zeit, in welcher es mehrere Wormſer Kutſcher gelüſtete, die Abfahrten der Poſtwagen nach Alzei und Bensheim mit roher und brutaler Gewalt zu verhindern und auf dieſe Weiſe die Verbindungen mit den Eiſenbahnzügen zu erſchweren, werden dadurch die Reiſenden zwiſchen Frankfurt und Worms vielſeitig gehemmt und beläſtigt, indem täglich nur ein Poſtwagen, und zwar des Morgens um 4½ Uhr von Worms nach Bensheim und um 2 Uhr Nachmittags von Bensheim nach Worms abgeht. Nachdem nun die bei dem verübten Poſtwagenexceß betheiligten Kutſcher von dem Gerichte zu Alzei gebührend verurtheilt und die Verbüßung ihrer Strafe zu gewärtigen haben, iſt die frühere Poſtverbindung zwiſchen Worms und Alzei wieder hergeſtellt, während die Reiſenden von Frankfurt, ſo wie die Bewohner der Bergſtraße, bei welchen doch die Frequenz und der Verkehr viel ſtärker iſt, auf die Wiedereinführung der früheren Poſteinrichtung zwiſchen Worms und Bensheim von einem Tage zum andern, aber bis jetzt vergebens warteten. Möge daher die Poſtbehörde, ihr eigenes und der Reiſenden Intereſſe berückſichtigend, ſich von dem Wormſer Kutſcherperſonale nicht länger mehr einſchüchtern laſſen, ſondern dem Uebelſtande recht bald abhelfen!

Mainwaſſer-Wärme: Am 18 Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 18. Juli. Der Vetter, Originalluſtſpiel in 3 Acten von R. Benedix. Hierauf: Ein Stündchen in der Schule, Vaudevillepoſſe in 1 Act, nach Lockroy, von W. Friedrich.

Mittwoch, 19. Juli. Die Montecchi und Capuletti, Oper in 4 Abth., Muſik von Bellini.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 199. Donnerſtag, den 20. Juli 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

Anton verdiente das Lob, das ihm geſpendet wurde, vollkommen. Friſch und rüſtig griff er jede Arbeit an, und hatte in wenig Monden mehr gelernt, als Andere in Jahresfriſt. Von Jugend auf an ſtrenge Thätigkeit gewöhnt, befremdete ihn der Geiſt, der in ſeines Meiſters Hauſe waltete, nicht im Geringſten; er beeiſerte ſich im Gegentheil, außer den Stunden, die zur anhaltenden Berufsarbeit beſtimmt waren, noch allerlei nützliche Geſchäfte vorzunehmen, und es war ihm jedes Mal eine rechte Freude, wenn er der lieblichen Agnes bei irgend einer Sache an die Hand gehen konnte.

Dazu fand ſich denn auch häufig Gelegenheit, beſonders am Abend, wenn Alle im wohnlichen Stübchen ſaßen und ſich die Zeit mit traulichen Geſprächen verkürzten. Mutter Gertraud drehte dann meiſtens den Faden, Agnes ſaß an ihrem Rahmen und ſtickte oder ordnete und putzte die Gold- und Silbergeräthe und Schmuckſachen der Aeltern, der Meiſter aber pflegte von ſeinen luſtigen Jugendfahrten zu erzählen, von den prächtigen großen Städten weit, weit hinter den Bergen, vom Lande Italia und den herrlichen Paläſten, Schlöſſern, Kirchen und Thürmen, die dort zu ſehen, von den lachenden, ewig grünen Fluren, von dem blauen Meer und dem heitern Himmel und von den fröhlichen Menſchen mit den ſchönen bräunlichen Geſichtern, den ſchwarzen Haaren und den dunkeln Augen.

Dem Anton war das Alles wie ein Zaubermährchen — athemlos horchte er auf jedes Wort und ließ manchmal vor übergroßer Verwunderung das eine Ende der ſchweren goldnen Ehrenkette des Meiſters los, die er allabendlich gemeinſchaftlich mit Agnes putzte. Den begangenen Fehler wußte er aber bald durch doppelte Aufmerkſamkeit gut zu machen — er hing recht an den holden Augen des Mädchens, um auf den leiſeſten Wink jedem ihrer Wünſche zuvorzukommen. Bald richtete er ihr den Rahmen für die Stickerei, oder reichte ihr die buntfarbigen ſeidenen Fäden; bald ſchnitzte er für ſie niedliche Nadelbüchschen aus glänzendem Holze, oder ſügte zierliche Käſtchen aus Pappe und dünnen Brettchen zuſammen, und fand ſich reich belohnt, wenn ſie ihm mit einem freundlichen Blicke dankte.

So ſchwand ein Monat nach dem andern — Anton fühlte ſich unendlich glücklich. Oft dachte er zwar mit tiefer Sehnſucht und Wehmuth an ſeine Mutter und Konrad, die Beide nun einſam in der Mühe ſäßen und traurig über die grünen Wieſen zu den hohen waldigen Bergen hinſchauten — — aber das neue heitere Leben, das ihn umgab, die unausgeſetzte Thätigkeit und die freundlich-tröſtenden Worte der lieblichen Agnes ließen keinen Gram in ſeiner Seele aufkommen.

„Steh'n ſie doch in Gottes Hut!" ſprach er bei ſich, „wüßten ſie nur, wie froh ich hier bin, ſie würden gewiß nicht um mich bangen."

Und als nun eines Tages gar ein Brief von dem Pfarrer aus der Heimath anlangte, welcher meldete, daß in der Mühle Alles noch im alten Gleiſe ginge, Mutter Buchner und Konrad friſch und geſund wären und ihrem Anton tauſend Glück und Segen wünſchten — da jubelte er hell auf und ſah freudig der Zukunft entgegen.

Der Mahnung ſeiner Mutter treulich nachkommend, nahm er jeden Abend ſein Spruchbuch und betete laut und andächtig die frommen Worte, die darin für den Tag verzeichnet waren. Agnes war dann immer noch wach in ihrem kleinen Kämmerlein und freute ſich recht aus Herzensgrunde, wenn ſeine klare Stimme durch die Stille der Nacht zu ihr herüberſchallte. Es war ihr, als hielten nun Engel mit goldenen Flügeln, während ſie ſchlummere, über ihr Wacht, daß ſie kein Leid und Trüſal anfechte.

2.

Vier Jahre waren verfloſſen und Anton's Lehrzeit beendigt. Nach dem allgemeinen Brauch ward er an einem eigens dazu anberaumten Tage feierlich in die Gilde der Goldarbeiter aufgenommen. Er war nun „Geſell" und mußte noch an demſelben Abend — ſo wollte es die ein Mal hergebrachte Sitte — in dem Gaſthauſe erſcheinen, wo ſeine übrigen Mitgeſellen ſich einige Male in der Woche zu verſammeln pflegten und ſich bei Wein und Bier gütlich thaten. Bei der Aufnahme eines neuen Geſellen ging es meiſtens hoch her, und bis ſpät in die Nacht ward gejubelt und gezecht.

Bislang hatte Anton wenig von der Welt gehört und geſehen — ſeines Lehrherrn-Haus war ſeine Welt geweſen, und ſeines Lehrherrn Tochter der Mittelpunkt, um den ſich all' ſeine Gedanken, Wünſche und Hoffnungen drehten. War er je zuweilen ein Mal an Sonn- oder Feiertagen in das bunte Treiben der Stadt hineingerathen, ſo war das ſtets in Begleitung ſeiner Hausgenoſſen geſchehen, und nur mit ſcheuen Blicken hatte er das luſtige Gewühl angeſtaunt.

So konnte es nicht fehlen, daß Anton, als er ſich am Abend jenes feierlichen Tages zu erſten Mal allein unter einer großen Anzahl fröhlicher Geſellen befand, Anfangs faſt furchtſam auftrat und an der allgemeinen Freude wenig Theil nahm

Der Wein floß in Strömen, und Anton verwunderte ſich ſchier darob, was dieſe Gabe Gottes für Wirkungen habe. Ohne es zu wollen oder zu wiſſen, riß ihn die allgemeine Luſtigkeit mit fort — er trank einen Becher und einen zweiten, und das reichte hin, ihn von aller Befangenheit zu befreien und ſeine Zunge zu löſen.

Er ſaß neben einem hagern, finſterblickenden, bärtigen Manne, der ſich wenig in die Unterhaltung miſchte, aber wenn es ge-

Digitized by Google

ſchah, ſo war es, als zuckten ſcharfe Schwerter durch die Luft — ſo höhniſch, wild und verwegen klangen ſeine Worte.

„Der Italiener", ſo ward der Hagere von ſeinen Mitgeſellen genannt, weil er aus Italien ſtammte und ſich mehrere Jahre dort aufgehalten hatte — ſein eigentlicher Name war Robert Berno — ſchien indeſſen an dem Neuling ein ungewöhnliches Gefallen zu finden; er trank ihm fleißig zu und zog ihn bald in ein vertrauliches Geſpräch.

„Es gefällt Euch alſo in Eures Meiſters Hauſe?" fragte er den weinſeligen Anton.

„Ob es mir gefällt!" entgegnete dieſer. „Ihr ſolltet nur ein Mal die freudige Ruhe ſeh'n, die in des Meiſters Hauſe wohnt! am Tage wird fleißig gearbeitet — recht fleißig — der Meiſter iſt nicht mehr ſo ganz rüſtig, d'rum ſchaff' ich deſto mehr — und die Frau Meiſterin und die Agnes — — ach, das iſt eine wahre Luſt, der zuzuſehen, 's iſt eine Anmuth und Zierlichkeit!"

„Da ſeyd Ihr der Agnes wohl recht gut?" fragte Robert mit forſchendem Blick.

„Ja, das will ich meinen!" verſetzte Anton mit ſteigender Wärme, „ich gäb' mein Herzblut für das Mädchen!"

„Das iſt Alles recht ſchön," begann der Italiener nach einer Pauſe, indem er den gefüllten Weinkrug auf einen Zug leerte, „und ich kann mir's denken, wie Ihr Eures Meiſters Haus lieb habt — aber eigentlich begreif' ich nicht recht, wie Ihr's ſo den ganzen Tag Jahr ein, Jahr aus dort habt aushalten können, ohne nur ein einzig Mal luſtige Geſellſchaft außer dem Hauſe zu ſuchen. Seht, die andern Burſche dort haben auch ihr Schätzchen daheim, aber darum findet Ihr ſie an den „Feſtabenden" doch alle hier — hört nur, wie ſie jubeln und zechen und ſingen, die Augen funkeln ihnen recht vor Seligkeit! — thut's auch, müßt Jugend und Fröhlichkeit nicht ſo matt an Euch vorüberlaufen laſſen! Haltet Euch zu mir, ich will Euch lehren, was Leben und Freude heißt!"

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XIX.

Den 10. Juli.

In der politiſchen und der commerciellen Welt wird es beſſer, d. h. man ſieht wenigſtens der Zukunft nicht mehr ſo verzweifelt entgegen; aber Kunſt und Literatur liegen immer noch in den letzten Zügen.

Die Theater ſind anhaltend geſchloſſen; wer ein Konzert hören will, muß am frühen Morgen einen Logenplatz auf dem Teppich der freien Natur miethen, und da zweifle ich noch, ob die „lieben Vögelein" heuer dazu geſtimmt ſind, ſo munter wie früher zu pfeifen. Der Direktor der großen Oper kniet jeden Abend mit dem magiſchen Zweig vor der Iſabella im Miniſterium des Innern. Gnade, Gnade! ruft und ächzt Herr Rocqueblanc; aber die Teufel der letzten Regierung haben Alles verwürfelt; es gibt keine Subvention*) vor der Hand. Im Theatre français geht es eben ſo. Man ſieht keine „Virginia" mehr; es iſt ſtill und öde dort; kein „Glas Waſſer" iſt übrig geblieben; auch alle anderen Theater, die keine Unterſtützung vom Staate genießen, haben, wie man hier ſagt: Relâche, auf deutſch: Ferien (die deutſche Sprach-Filtrirungs-Geſellſchaft verzeihe mir dieſen Ausdruck); die kleineren Theater haben vor der Hand gar kein Publikum. Von den 15,000 Inſurgenten, die gefangen ſind oder in die Hölle geſchoſſen worden, waren jeden Abend wenigſtens ein paar Hundert auf dem Paradies der Folies dramatiques, Funambules ꝛc. Der Gaité, Porte St. Martin ꝛc haben ebenfalls Relache. Um ein Trauerſpiel mit Knalleffect zu ſehen, muß man jetzt in die Morgue gehen oder in eines der Spitäler, wo die armen Verwundeten amputirt werden. Vaudeville, Gymnaſe, Theatre de Palais royal ſind ganz außer Mode gekommen; wer denkt jetzt an ein Luſtſpiel? Sänger und Schauſpieler, Primadonnen und Schauſpielerinnen gehen ſpazieren. Aus dem Theatre hiſtorique, wo Alexander Dumas ſeine Stücke mit 25 Akten aufführen ließ, hat man eine Ambulance (Zufluchtsſtätte für Verwundete) gemacht; vor dem Eingange derſelben, ſowie vor den andern Theatern am Boulevard du Temple campiren jetzt Truppen und man hört nichts als Trompeten, Zapfenſtreich und zuweilen Pferdegetrappel.

Von Romanen und Novellen iſt keine Spur mehr; Alexander Dumas iſt „Journaliſt" geworden. Die „Patrie" zeigt mit großen Lettern an, der Verfaſſer des Montechriſto ſey jetzt einer ihrer Mitarbeiter. Victor Hugo iſt Volks-Repräſentant und hat ſchwerlich mehr Zeit, an die arme „Esmeralda" zu denken; auch mit Eugène Sue „iſt's aus"; er wollte „neue Geheimniſſe von Paris" ſchreiben, aber es weiß jetzt Jeder, was vorgeht. Paul de Kock hat auch wenig Stoff; die Griſetten werden immer ſeltener, die Arbeitsloſigkeit nöthigt ſie, unbeſchäftigte Griſetten zu werden, und eine Griſette, die keine Arbeit hat, bleibt nicht lange Griſette.

So ſieht's mit der Kunſt und mit der Literatur jetzt aus; die beſten Geſchäfte machen jetzt hier die Apotheker, die Aerzte, die Chirurgen, die Glaſer, die Pflaſterer, die Volks-Repräſentanten, die Todtengräber, die Leichenbitter.

In moraliſcher Beziehung theilt eine hieſige Zeitung ein hübſches Stückchen aus der Provinz mit. Ihren Leſern wird ohne Zweifel der Prozeß des „ehrwürdigen Bruders Léotade" bekannt ſeyn, welcher ein junges Mädchen Namens Cecile Combette auf eine ſo ſcheußliche, niederträchtige Art und Weiſe behandelte und deßhalb auf die Galeere geſchickt wurde.

Ein Buchbinder, Namens Conte, bei dem das unglückliche Mädchen in der Lehre war, hat nun alle Episoden dieſer tragiſchen Begebenheit, in Figuren dargeſtellt, ausgearbeitet und zieht von Ort zu Ort, um ſein Werk bewundern zu laſſen. In Montauban annoncirte er es ſogar in den Zeitungen, mit dem Zuſatze: „Junge Mädchen, unter 15 Jahren, die von ihren Aeltern begleitet ſind, werden unentgeltlich zugelaſſen" („seront admis sans rétribution.")

Unglaublich, aber wahr! Es iſt nur Schade, daß der Mann nicht nach Cöthen kommt; ich weiß zwar nicht, ob die Entbindungsanſtalt für Töchter höherer Stände nicht mit allen andern Anſtalten „der höheren Stände Cöthens" banquerott wurde.

Aus dem Leben Paul Peliſſon's.

(Schluß.)

II.

Einige Jahre waren ſeitdem vorübergegangen.

Peliſſon hatte nach jener empfindlichen Niederlage, welche ich eben erzählt habe, ſeine Eitelkeit abgelegt und ſich dem redlichſten Streben, der Wiſſenſchaft und der Menſchheit zu dienen, hingegeben. Sein Eifer in öffentlichen Angelegenheiten konnte nur mit ſeinem Fleiße am Schreibtiſche, die Größe ſeiner Wahrheitsliebe nur mit der außerordentlichen Sorge, welche er auf das Gemeinwohl der Nation verwendete, verglichen werden.

Nichts deſtoweniger wurde er im Jahre 1661 in die Baſtille geſetzt, weil man von ihm, der Sekretär des Miniſters Fouquet

*) Der Kammerverhandlung vom 11. nach wird eine Subvention gewährt.

Digitized by Google

geweſen war, wichtige Geſtändniſſe zu erpreſſen hoffte. Aber man fand ſich hierin getäuſcht. Peliſſon, von der Unſchuld ſeines ehemaligen Vorgeſetzten überzeugt, ſuchte nicht nur in den Verhören die Beſtrebungen deſſelben in das beſte Licht zu ſetzen, ſondern ſchrieb auch einige Flugſchriften zur Vertheidigung des durch Neid und Kabale geſtürzten Miniſters, die er von ſeinem Gefängniſſe aus zum Druck beförderte. Obgleich er ſich nicht als Verfaſſer genannt hatte, rieth man doch wegen der ungekünſtelten Schreibart und der rührenden Beredtſamkeit ſogleich auf ihn. Er läugnete nicht, und nun wurde ihm auf beſonderen Befehl der Regierung ſogar die einzige Begünſtigung, welche er bisher noch genoſſen hatte, Papier und Feder, entzogen und zugleich den Gefängnißwärtern der Auftrag gegeben, auf ihn ein beſonders wachſames Auge zu haben.

Peliſſon, dem auf dieſe Weiſe die Gelegenheit, ſich die Zeit mit Studiren zu vertreiben, genommen war, ſuchte nach einem andern Gegenſtande, der geeignet wäre, ihm die Einſamkeit ſeines Kerkerlebens zu verſüßen. Anfangs glaubte er ihn an einem Biscayer, der mit ihm in einer und derſelben Zelle war, und dem er Unterricht in den Wiſſenſchaften zu ertheilen beſchloß, gefunden zu haben. Aber der Greis, welcher zu bornirt und melancholiſch war, um eine ſolche Beſchäftigung angenehm zu finden, zog es vor, die Stunden, welche er frei von Trübſinn verlebte, mit den unharmoniſchen Tönen einer verſtimmten Leier auszufüllen.

Peliſſon richtete nun ſeine Aufmerkſamkeit auf eine Spinne, deren Gewebe ſich vor dem Loche befand, durch welches das Gefängniß Licht erhielt. Er nahm ſich vor, dieſes Thier zu zähmen, und brachte es nach einigen Monaten durch Fliegen, die er ihm vorhielt, wirklich dahin, daß es nicht nur furchtlos in das Gefängniß, ſondern ſogar bis auf die Kniee des Gefangenen kam. Peliſſon war entzückt darüber. Stundenlang brachte er damit zu, ſeine kleine Freundin an ſich zu locken, ſie zu füttern und mit Liebkoſungen zu überhäufen. Die Spinne ihrerſeits ſchien nicht weniger mit ihm zufrieden zu ſeyn. Sie kam ſogleich, wenn er ſie rief, und bezeigte endlich ſo wenig Furcht vor ihm, daß er ſie ſogar anrühren und auf ſeine Hände nehmen durfte. Außerdem waren es beſonders die Töne des Leierkaſtens, welche ſich ihr außerordentliches Wohlgefallen erwarben. Sie ſaß ſtill und gravitätiſch, ſobald der alte Biscayer ſein Inſtrument in Bewegung ſetzte, und je greller und unharmoniſcher die Melodien waren, einen deſto angenehmeren Eindruck ſchienen ſie auf die ſeltſame Zuhörerin auszuüben.

Aber auch dieſe Freude ſollte nur von kurzer Dauer ſeyn.

Der Gouverneur der Baſtille ein Mann, den ſein oft Grauſamkeiten erforderndes Amt aller menſchlichen Gefühle beraubt hatte, beſuchte eines Tages die Zelle unſeres Gelehrten, und war nicht wenig erſtaunt, dieſen ſo munter und aufgeräumt zu ſehen.

Was ſoll das heißen? dachte er. Dieſer Mann wagt auch in der Baſtille den frohen Muth zu behalten und die Befehle des Königs zu übertreten, welcher in dieſen Mauern Trübſinn, Thränen, Klagen und Verzweiflung verlangt? Wir haben dieſem Starrkopf alle Mittel zur Beſchäftigung entzogen und trotzdem iſt er nicht zahm geworden, dahinter ſteckt Etwas . . . ich bin nicht ſo leicht zu betrügen. Gewiß hat er wieder Etwas entdeckt, womit er ſich die Zeit vertreibt.

Mit leutſeliger Freundlichkeit wandte ſich der Gouverneur nach dieſem Selbſtgeſpräche an ſeinen Gefangenen.

In der That, Herr Peliſſon, ſprach er mit gewinnendem Lächeln, es freut mich, Euch ſo munter zu ſehen. Ihr ſcheint Euch ſehr wohl zu befinden.

Wenigſtens ſo wohl, als man überhaupt in einem Gefängniſſe ſich befinden kann, antwortete der Gelehrte.

O ſeyd nicht undankbar, mein Freund! Euer Gefängniß iſt ſehr angenehm, eines der beſten, die es hier gibt. Ihr würdet es ſogar ein Paradies nennen, wenn Ihr jene unterirdiſchen Gemächer geſehen hättet, von denen eines das andere an Unheimlichkeit und Entſetzen übertrifft. Bedenkt, lebendig eingegraben . . . krumm gefeſſelt an eine eiskalte Wand, von der fauliges Waſſer in einförmigem Takte herabfällt . . . kein Tag, kein Licht, keine Sonne . . . Nacht, Nacht und nichts als Nacht! . . . Und auf bleiernen, lautloſen Füßen ſchleicht die entſetzliche Langeweile heran und frißt an Euch mit unſichtbaren Zähnen, und beleckt, foltert und zermartert Euch, bis Ihr ſo glücklich ſeyd, nichts mehr zu fühlen, und Melancholie und Wahnſinn Euch zum ſtumpfen Thiere gemacht haben.

Ein entſetzliches Bild, welches Ihr da entwerft!

Wie glücklich dagegen ſeyd Ihr zu nennen! An Euren Händen liegen keine Feſſeln. Kein faules Stroh, keine zudringliche Ratte, kein unverſchämter Molch fällt Euch beſchwerlich. Ihr habt Licht und wißt wenigſtens, wann es Tag und Nacht iſt. Außerdem findet ſich vielleicht ein Gegenſtand, der Eure Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Wie geſagt, Ihr ſeyd im Himmel. Eines wird Euch freilich fehlen — die Geſellſchaft; denn dieſer blödſinnige Biscayer hier wird Euch verdammt wenig zu ſagen wiſſen.

Ihr habt Recht, Herr Gouverneur! Wäre dieſer Greis mein einziger Geſellſchafter, würde ich wahrſcheinlich jene Langeweile empfinden, von welcher Ihr eben ein ſo ſchauerliches Bild entworfen habt. Glücklicher Weiſe aber habe ich einen Freund oder vielmehr eine Freundin entdeckt, die mir großes Vergnügen gewährt.

Und Ihr beklagt Euch noch über Euer Gefängniß? — Kann ich Eure Freundin nicht kennen lernen?

Warum nicht, ich will ſie Euch ſogleich zeigen.

Der argloſe Peliſſon lockte die Spinne in das Gefängniß und ließ ſie auf ſeinen Schoos kommen.

Eine ſeltſame Freundin, Herr Peliſſon!

Aber wenigſtens eine ſehr treue!

Und wie bewunderungswürdig zahm! Ihr habt wohl lange damit zugebracht, ſie ſo kirr zu machen?

Beinahe zwei Monate.

Ein hübſcher Zeitvertreib! Ich werde allen meinen Gefangenen Spinnen geben laſſen.

Der Gouverneur ergriff bei dieſen Worten die Spinne, ſchleuderte ſie mit Gewalt gegen den Fußboden und zertrat ſie.

Peliſſon war vor Schmerz und Schreck ſtarr wie eine Bildſäule.

Hättet Ihr mir einen Arm zerſchlagen, es wäre mir lieber geweſen! war das Einzige, was er mit klagender Stimme dem Unmenſchen zurufen konnte.

Und der Gouverneur? fragt Ihr. Er lächelte und entfernte ſich.

Das Volksfeſt auf dem Feldberg,

am 16. Juli zum fünften Male abgehalten, hat ſeinen alten Ruhm behauptet. Die Zahl der Theilnehmer von nah und fern ſchien bedeutender als noch jemals geweſen zu ſeyn und mochte ſich nicht unter 10,000 belaufen haben. Darunter waren viele Vereine, Turner, Bürgerwehren, Sänger und Schützen mit ihren Fahnen in geordneten Zügen und theilweiſe mit Muſik erſchienen. Die feinere Welt war nur ſchwach vertreten. Es hatte ſich, Gott weiß wie, das Gerücht verbreitet und theilweiſe Glauben gefunden, die Wettkämpfe, als der eigentliche Kern des turneriſchen Volksfeſtes auf dem Feldberge, würden durch Republikaner der äußerſten Linken geſtört und dadurch Colliſionen herbeigeführt werden. Wenn es nun leider wahr iſt, daß es überall Menſchen gibt, die mit einem gewiſſen mitleidigen Lächeln auf turneriſche

Digitized by Google

Wettkämpfe als auf Kinderſpiele herabſchauen, und wenn es wahr iſt, daß dieſe Menſchen nicht allein in der hohen Ariſtokratie, ſondern auch mitten in der Partei des gewaltſamſten Fortſchrittes (wo man ſie doch am wenigſten vermuthen ſollte) gefunden werden, — ſo durfte doch eben von jener Partei im Ganzen vorausgeſetzt werden, daß ſie Tact genug zeigen werde, um nicht durch unangemeſſenes Auftreten ein Feſt zu ſtören, welches in ſeiner ganzen Richtung und Anlage von jeher einen allgemeinen vaterländiſchen und menſchlichen Standpunkt eingenommen hat. Dieſe Vorausſetzung hat ſich denn auch als die richtige gezeigt. Mit Ausnahme einer an und für ſich nur löblichen Geldſammlung für unglückliche politiſche Flüchtlinge, die ohne vorgängige Verſtändigung mit dem Feſtausſchuſſe veranſtaltet wurde, fiel auch nicht das Mindeſte vor, was einer Störung oder einem Eingriffe in den Gang des Feſtes ähnlich geſehen hätte. Es herrſchte ſichtlich eine ernſte, würdige Stimmung vor, die jedoch die Freude nicht ausſchloß, wo ſie ſich bot.

Gegen 11 Uhr rief Muſik die eingeſchriebenen Wettkämpfer und Zuſchauer auf den allgemeinen Sammelplatz. Nochmals forderte Rüffer von Idſtein zur Theilnahme, beſonders am Riegen, auf. Dann Geſang und hierauf Feſtrede des Unterzeichneten, worin als Zweck der turneriſchen Feſte die Förderung der Volkskraft und ſittlichen Tüchtigkeit, als der unerſchütterlichen Grundlagen aller Volkshoheit, Feeibüegerlichkeit und Volkswohlfahrt, dargeſtellt wurde. Aus den Wettkämpfen, deren Beſchreibung im Einzelnen vielleicht ſpäter nachfolgt, gingen 24 Sieger hervor. Wer etwas Tüchtiges geleiſtet hat, mag ſich immerhin freuen, ſeines Namens in Ehren gedacht zu ſehen; iſt ja doch leider oft genug die Tüchtigkeit dem Hohn und Geifer unwürdiger Gegner und Neider ausgeſetzt. Darum mögen nachſtehend die Namen unſerer ſämmtlichen Sieger folgen:

Ringen.
1. Hans Port von Frankfurt,
2. Paul Martel von Darmſtadt,
3. Pfaff von Königſtein,
4. Georg Hildmann von Oberhöchſtadt,
5. Joſeph
6. Jung von Walsdorf,
7. Storck von Frankfurt,
8. Becker von Uſingen.

Wettlauf.
1. Wilh. Lindenſchmidt von Mainz,
2. Karl Braubach von Butzbach,
3. Brendel von Arnoldshain,
4. F. Scheller von Homburg,
5. Louis Bolde von Feankfurt,
6. Franz Groos von Offenbach,
7. Jak. Heim von Frankfurt,
8. Philipp Henrici von Anspach.

Steinſtoßen.
1. Friedr. Jakobi vou Uſingen,
2. Kämpf von Kronberg,
3. Denfeld von Homburg,
4. Kieſer von Kronberg,
5. Schmidt von Falkenſtein,
6. Fritſch von Anspach,
7. Fritz Scheller von Hombueg,
8. Knott von Bockenheim.

Außerdem wurden noch 16 Schützen als Sieger ausgerufen, welche bei dem früher in vielen Ortſchaften und Städten der Umgegend veranſtalteten Wettſchießen die beſten Schüſſe gethan hatten. Dabei fielen Preiſe auf Homburg 2, Falkenſtein 1, Butzbach 2, Saulberg 1, Friedberg 4, Oberurſel 1, Gernsheim 1, Königſtein 1, Darmſtadt 1, Frankfuet 1 und Idſtein 1.

Die Ueberreichung der Gedenktafeln und Ehrengaben hatten dieſesmal Feauen und Jungfrauen übernommen, wie es die Stimmung des Augenblickes, ohne daß darüber vorher eine Verſtändigung ſtattgefunden hätte, gerade an die Hand gab. Es berechtigt dies zu der Hoffnung, daß künftig immer in dieſer Weiſe wird verfahren werden können. Die erſten der Sieger ließ man hoch leben und das Feſt endete mit Reden der Reichstagsabgeoedneten Hehner aus Wiesbaden, Schilling aus Wien und kürzeren Anſprachen der Turner Port und Reinach aus Frankfurt. Der Gruß, den Schilling aus Oeſterreich an die Turner hieſiger Gegend brachte, fand tauſendfachen Widerhall.

Man ſchied nicht, ohne zur Beeanſtaltung des im Jahre 1849 am erſten Sonntage des Juli abzuhaltenden ſechsten turneriſchen Feldbergfeſtes einen Ausſchuß zu bilden. Derſelbe beſteht vorläufig aus Männern von Idſtein, Homburg, Offenbach, Gießen, Anspach, Walsdorf, Arnoldshain, Butzbach, Uſingen und Frankfurt a. M. Kronberg, Höchſt, Oberurſel, Königſtein u. ſ. w., die bei der Schlußbeſprechung nicht vertreten waren, werden ohne Zweifel auch ferner ihre Mitwirkung nicht verſagen.

A. Ravenſtein.

Korreſpondenz.

Mainz, 17. Juli.

Wen der Durſt plagt, der ſoll trinken, und wenn einen Polizeidiener der Durſt anwandelt, ſo ſoll er ſich durchaus nicht als außer dem Naturgeſetze ſtehend betrachten, ſondern er ſoll ſeinen Durſt löſchen mit Waſſer, Bier oder Wein. Einer unſerer Polizeidiener war geſte.n auch durſtig geweſen, hatte dieſem peinlichen Zuſtande auch abgeholfen, aber in umfaſſenderer Weiſe, als es ſein Durſt erforderte, und war dadurch in ein ſchwankendes Verhältniß gerathen. Es läßt ſich aus der alten, neuen und neueſten Geſchichte nachweiſen, daß ſchwankende Polizeibeamte nicht zu den Seltenheiten gehören; auch iſt es ſchon vorgekommen, daß Polizeidiener ir ſolchem Zuſtande große Dinge für klein und kleine Dinge für groß anſehen. Im letzteren Falle befand ſich nun geſtern einer unſerer Polizeidiener, der einen Schluck über den Durſt zu ſich genommen. Er wollte, obgleich er hinlänglich damit beſchäftigt war, ſich aufrecht zu halten, doch über Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung wachen, gerieth deshalb mit einem jungen Menſchen, der ſein Geld in einem Glücksſpiele verloren und aus Verzweiflung die Republik leben ließ, in Streit und wollte ihn ſogar verhaften, wogegen dieſer den Wächter der öffentlichen Sicherheit ſehr eindringlich auf ſeinen polizeiwidrigen Zuſtand aufmerkſam machte und ihm zu verſtehen gab, daß er (nämlich der Polizeidiener) ſich ſelbſt zuerſt zu verhaften hätte. Eine ſonntäglich aufgeregte Straßenjugend that das Ihrige, um den berauſchten Sittenwalter (ſo wollen die deutſchen Sprachreiniger das Wort Polizei überſetzt wiſſen) in Harniſch zu bringen, und ſiehe, da erſchien eine Militairpatrouille, arretirte den Polizeidiener und ſeinen republikaniſchen Widerſacher und brachte beide auf's Stadthaus. Zufällig wurde nun noch eine Anzahl Verirrter, die ſich, Gott weiß von wem, für Hecker hatten anwerben laſſen, oder vielleicht aus freien Stücken hatten zu ihm ziehen wollen, unter Gensd'armerie-Begleitung eingebracht, und dies Alles war natürlich Veranlaſſung genug, daß ſich vor dem Stadthauſe reifere und unreife Jugend, auch ältere Leute beiderlei Geſchlechts in großer Anzahl einfanden und in einer Weiſe debattirten, die ſich in einiger Entfernung wie Straßenſcandal anhören ließ. Da die meiſten der Discutirenden das Nachteſſen nicht verſäumen wollten, ſo hörte die Debatte bald von ſelbſt auf und hatte durchaus keine andere Folge als die, daß man ſich noch längere Zeie darüber wunderte, wie ein berauſchter Polizeidiener auf die Idee verfallen könne, einen nur politiſch Berauſchten, der aber ſehr feſt und ſicher auftrat, verhaften zu wollen. Sämmtliche Polizeidiener, ſowohl hier, wie anderswo, mögen aber aus dieſem Vorfalle die Lehre ziehen, ſich entweder nicht zu betrinken, oder, im Fall ſie dazu von Zeit zu Zeit Neigung haben, ihren Amtseifer zu unterdrücken und ſich ſtill auf's Ohr zu legen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 19. Juli. Die Montecchi und Capuletti, Oper in 4 Abth., Muſik von Bellini. Capulet: Hr. Crement, vom Stadttheater zu Köln.

Druck und Verlag von Heller und Rohm — Verantwoetlicher Redakteue: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität

Nro. 200. Freitag, den 21. Juli 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

In Anton's innerſter Seele war Etwas wie ein heimliches Grauen, wenn er in des Italieners dunkles, ſchwarzbärtiges, zuckendes Geſicht blickte und ſeine ſchneidenden Worte hörte — aber das ſchrieb er ſeiner kindiſchen Schüchternheit zu und ſuchte ſich dieſe unwillkürliche Abneigung im Stillen auszureden. Der Wein hatte ihn aufgeregt — der Jubel rings um ihn her und des Italieners ſchmeichelnde Reden klangen wie Laute aus einer neuen Welt in ſein Ohr — er verſprach bei'm Abſchiede, bald wieder hierher zu kommen. —

Als er am folgenden Abend wieder an der Seite ſeiner Agnes im kleinen Familienkreiſe ſaß und Alles ſo ſtill und friedlich wie zuvor ihn anſchaute — da überkam ihn ein ſeltſames Gefühl. Es däuchte ihm, als ſey etwas Fremdartiges zwiſchen ihn und dieſe trauliche Umgebung getreten — er bemühte ſich, den alten Ton wieder anzuſchlagen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen, ſo viel er auch gegen ſeine thörichte Einbildung, wie er jenes Gefühl nannte, ankämpfte.

Auf des Meiſters Frage, wie ihm die geſtrige Abendfeier im Kreiſe ſeiner neuen Freunde gefallen habe, erzählte er mit großer Wärme von dem fröhlichen Treiben, das dort herrſche, und lobte beſonders die freundliche Aufnahme, die ihm zu Theil geworden

„Das freut mich recht um Deinetwillen, Anton!“ verſetzte der Meiſter. „Ein Mann, der den Tag über redlich das Seinige geſchafft, darf ſich am Abend ſchon Etwas zu Gute thun; ſo hab' ich's in meinen jungen Jahren auch gehalten, und mag's gern, wenn's ſo der Brauch bleibt. „Bei Tag in der Werkſtatt und am Abend bei'm Wein.“ — Der Spruch hat einen guten Klang, und d'rum geh' nur immer zum „Feſtabend“, ſo oft Du magſt.“

Agnes aber dachte bei dieſen Worten ihres Vaters gerade das Gegentheil. Sie hatte all' die Weile ſchweigend bei ihrer Stickerei geſeſſen — es war auch ihr, als ſey eine dunkle Wolke vor die helle Sonne ihres Glückes getreten — — daß es einſt anders werden könne mit ihr und dem Anton, war ihr noch nie in den Sinn gekommen.

„Ach, ſeufzte ſie ſtill vor ſich hin, nun iſt es vorbei mit den ſchönen Abenden — der Vater hat gut reden, der braucht den Anton nicht — aber ich — — wer ſoll mir nun die Ehrenkette putzen helfen, wer wird mir den Rahmen richten und mir hübſche Sachen fertigen?“ — und eine helle Thräne perlte aus ihren Augen.

Anton blickte zerſtreut vor ſich hin, ſonſt würde ihm des Mädchens ſtille Trauer ſicherlich nicht entgangen ſeyn — er dachte ſchon an die nächſte Zuſammenkunft mit dem Italiener und freute ſich heimlich auf die Unterweiſung im luſtigen Leben, welche dieſer ihm verheißen hatte, obwohl er im Grunde eigentlich nicht recht wußte, was ihm an ſeinem Glück bislang gefehlt habe. —

Der erſehnte Abend erſchien — Anton war Einer der Erſten, und Robert ließ auch nicht lange auf ſich warten. Dieſer war heute ungewöhnlich aufgeräumt: er erzählte eine Wundergeſchichte nach der andern und machte hundert ſpaßhafte Taſchenſpielerkünſte — dazu funkelten und blitzten ſeine Augen ſo ſtolz und kühn, daß dem Anton recht das Herz aufging, daß ſolch' ein gewiegter Mann ihm ſeine beſondere Gunſt geſchenkt habe. Oft bebte er zwar erſchrocken zurück, wenn irgend ein kräftiger Fluch wie ein Donnerſchlag durch die luſtigen Reden fuhr — allein der Italiener lachte dabei ſo herzhaft, daß er endlich meinte, das Fluchen und Schwören gehöre mit zum freien Leben, und am Ende liege an ein paar hingeworfenen Worten Wenig oder Nichts.

Manchmal überkam ihn auch noch das alte heimliche Grauen, wenn Robert ſeine ſtechenden Blicke umherſchoß, und es wie ein fernes Wetter in dem dunkeln Antlitz zuckte — aber gerade dies Gemiſch von äußerer Heiterkeit und innerm Groll zog Anton unwiderſtehlich an.

„Der arme Mann hat vielleicht mit manchem ſchweren Leid gekämpft,“ ſagte er ſich im Stillen, „wer weiß, er möchte gern von Herzensgrunde fröhlich ſeyn und kann es nicht, wenn er an vergangene Zeiten denkt.“

Jede Stunde, die Anton mit dem Italiener verbrachte, kettete ihn feſter an dieſen, es war, als könne er nicht mehr ohne ihn leben.

So ging es einige Monate fort. Der Winter kam, und die ſchönen langen Abende, die ſonſt an Anton's ſtillzufriedenem Herzen im Kreiſe ſeiner Hausgenoſſen wie ſelige Zauberbilder vorübergezogen waren, feierte er jetzt meiſtens in Robert's Geſellſchaft.

Der Meiſter und Frau Gertraud freuten ſich, daß Anton ſein junges Leben genieße, und redeten ihm arglos zu, auf die Mühe des Tages nur tüchtig zu jubeln — ſie vertrauten dem reinen, frommen Gemüthe Anton's, und glaubten, daß er nimmer unerlaubten Vergnügungen nachgehen werde.

Agnes aber grämte ſich insgeheim unendlich, wenn ſie bei'm Schein der Lampe bei ihrer Arbeit ſaß und auf Anton's leeren Stuhl blickte.

„Wenn er mich recht von Herzen liebte,“ ſprach ſie bei ſich ſelbſt mit feuchten Augen, „er könnte mich nicht ſo den langen, langen Abend allein laſſen! O, wüßte ich doch ein Mittel, ihn von ſeinem Treiben abzubringen!“

Dann aber gab es wieder Tage, wo ſie vor Seligkeit hätte aufjauchzen mögen — Anton ſaß ja neben ihr und ſchaute ihr in die treuen Augen und lauſchte ihren freundlichen Worten und lebte und webte nur für ſie! War er doch wie ein unſchuldiges Kind, das, müde des Spielens mit dem bunten Tande, zum

Digitized by Google

lichten Himmel aufblickt und ſich nicht ſatt ſehen kann an dem Glanz, der von droben herniederſtrahlt.

Auf Anton's Herzen jedoch laſtete es mit Centnerſchwere — je mehr ſeine Liebe zu dem holden Mädchen wuchs, deſto mächtiger zog es ihn zu dem Italiener. Gar wunderbare Reden hatte dieſer geführt von untrüglichen Mitteln, Liebe zu gewinnen und einzuflößen, und funkelndes Gold hervorzulocken aus ſchlechtem Kies und Stein. — Anton war ganz Ohr, wenn Robert von ſolchen Dingen anfing, er meinte ſchon den Zauberſtab in Händen zu haben, der ihm die demant'nen Thore des Glückes erſchlöſſe.

Er ging jetzt gewöhnlich mit dem Italiener in ein kleines Gaſthaus am Ende der Stadt, das „Einhorn" geheißen, wo der Letztere unbedingten Kredit zu haben ſchien; wenigſtens ſah Anton ihn nie bezahlen, und ſo oft er ſelbſt ſein Beutelchen ziehen wollte, wehrte ihm Robert ſtets und ſagte:

„Laßt das; Anton, — könnt Euer Geld beſſer gebrauchen."

Eines Abends ſpät ſaßen Beide auch dort. Das Geſpräch kam auf ihre Kunſt, und nach manchen lobenden Worten, die Robert derſelben ſpendete, hub er endlich mit etwas leiſerer Stimme an:

„'S iſt zwar ein gutes Gewerbe, die Goldarbe'terkunſt, ernährt auch ihren Mann zur Noth — aber ein Goldarbeiter, mag er auch den ganzen Tag im Golde wühlen, bleibt doch ewig ein armer Kauz, wenn er nicht die „eine große Kunſt" verſteht!" Und dabei ſah er ſo tiefſinnig d'rein, daß Anton ganz ungeduldig den Krug auf den Tiſch ſtieß und ſagte:

„Ihr habt mir nun ſchon ſo oft von allerhand Mitteln, Liebe und Reichthum zu gewinnen, geſprochen — was iſt's damit — ich muß endlich ein Mal mehr davon hören!"

„Hättet Ihr wirklich nie im Leben von der „Goldmacherkunſt" gehört, und ſeyd doch ſchon ſo lange Goldarbeiter?" verſetzte Robert mit bedeutſamem Blick. „Mich wundert's ſehr — der alte Meiſter Morgenroth verſteht ſie doch aus dem Grunde — woher hätte der ſonſt die todtenbleiche Geſichtsfarbe, die ſchneeweißen Haare und die Maſſen Geldes? — vom Arbeiten doch wohl nicht — das färbt die Wangen und lehnt ſich auch nicht ſo — — Ihr ſagt ja ſelbſt, er komme des Tages kaum ein oder zwei Mal in die Werkſtatt. Nun, er mag ſeine Gründe haben, ſeine Kunſt nicht dem Erſten Beſten zu offenbaren — ich thät's auch nicht. — 'S iſt mir aber unbegreiflich, wie Ihr Euch einbilden könnt, der reiche Meiſter Morgenroth würde einem Menſchen, der ſo arm iſt, wie Ihr, und keine Ahnung vom Goldmachen hat, ſeine Tochter geben! Ich möchte Euch rathen, bei Zeiten von Eurem „holden Lieb" zu ſcheiden, oder Euch vom Meiſter in die große Kunſt einweihen zu laſſen — — ſonſt bedaure ich Euch wahrlich recht herzlich!"

Bei des Italieners Worten fiel es Anton mit einem Mal wie Schuppen von den Augen. Ja, dahin zielten alle Ermahnungen ſeines Lehrherrn, tüchtig zu arbeiten und zu ſchaffen! „Nur ein Mann, der ſich redlich ein achtbar Vermögen erworben, ſoll meine Agnes haben," hatte derſelbe oft geſagt, und Anton war ja ſo arm, ſo arm — hatte Nichts als den Stab, den ihm der alte Konrad bei'm Scheiden von der Heimath in die Hand gelegt — wie durfte er es wagen, nur ſein Auge zu der reichen Tochter ſeines Meiſters zu erheben!

„O, es iſt Alles nur ein Spiel geweſen, was ich für treue Liebe hielt!" rief er ſchmerzlich aus, — „und ich Thor glaubte ſchon an der Pforte des Glücks zu ſtehen!"

„Nun, nun — lamentire doch nur nicht ſo," entgegnete Robert mit einem lauernden Blick, „Euer Lehrherr iſt nicht der Einzige in der Welt, der in der „großen Kunſt" erfahren iſt." — —

„Wie, Ihr verſteht ſie auch?" fiel Anton dem Italiener ſchnell in die Rede, indem ein plötzlicher Strahl der Freude aus ſeinen Augen leuchtete; „gewiß, ich ſeh's Euch an — Ihr verſteht ſie — — o lehrt ſie mich auch, ich will Euch mein ganzes Lebenlang dafür dankbar ſeyn!"

„Ihr ſeyd auch gleich gar zu ſtürmiſch, junger Freund", verſetzte Robert mit großer Ruhe. „Das thut ſich nicht ſo ſchnell, wie Ihr Euch vielleicht einbildet. Wer Gold machen will, muß vor Allem auch Gold haben, denn mit bloßem Wünſchen und Sprechen werden Kieſelſteine nicht zu Gold. Hat man aber einige Hundert Dukaten und etwas Muth und Schlauheit — — ja, dann läßt ſich ſchon was ausrichten. Denn das müßt Ihr nur wiſſen, ſo ganz ohne Gefahr iſt das Ding nicht, ſonſt thäten's mehr Leute — — beſitzt man einige Courage und hat einige „Handgriffe" los, ſo muß das Gold Einem ſchon kommen!"

„Einige Hundert Dukaten, ſagt Ihr?" verſetzte Anton traurig; „ja, wer die hätte — an Muth fehlt's mir nicht — wer achtet Gefahr, wo es Lieb' und Glück zu erringen gilt? Aber Gold, Gold — wo ſollte ich armer Tropf wohl Gold hernehmen?!"

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XX.

13 Juli.

Krieg oder Frieden?!

Armes Deutſchland! Kaum biſt du aus hundertjährigem Schlaf erwacht, kaum haſt du die Feſſeln geſprengt, die dich an den Block des Abſolutismus und der Tyrannen gebannt hatten, und ſchon zieht ſich ein noch unheilvolleres Gewitter über deinem Haupte zuſammen: der Krieg.

Der nordiſche Czaar ſchickt ſeine Läufer und Springer an Deine Gränzen; es wird vielleicht nicht lange währen und Frankreich rückt mit ſeinen Pionen vor: das donnernde Schach dem Kaiſer! dürfte baldigſt ertönen. Armes Vaterland! auf deinen Feldern wird die Partie geſpielt werden.

Krieg oder Frieden? Leider ſcheint man in gewiſſen Kreiſen zur Ueberzeugung gelangt zu ſeyn, daß der Krieg unvermeidlich iſt, daß es nur ein Mittel gibt, den Geiſt der Revolution zu dämpfen, die allgemeine Verwirrung zu tilgen, den Knoten zu löſen, das europäiſche Gleichgewicht herzuſtellen: ſonderbares Mittel, der homöopathiſchen Heilkunde entnommen: es heißt — Krieg.

Eine ſchreckliche Verantwortlichkeit wird auf Denen laſten, welche die Gräuel des Krieges heraufbeſchwören, eines Krieges, der dieſes Mal mörderiſcher und grauſamer werden wird, als irgend einer früherer Zeiten: Politik, Socialismus und Religion werden ſich bekämpfen, auf Tod und Leben bekämpfen, bis die ſiegende Partei ihre Paläſte auf den Gräbern der Beſiegten aufbauen wird.

Gibt es denn kein anderes Mittel, die Ruhe herzuſtellen? Sind wir denn genöthigt, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts unſere Zuflucht zu Feuer und Schwert zu nehmen, um dem Abſolutismus den Todesſtoß zu verſetzen, um der uns drohenden Anarchie den Lebenshauch auszublaſen? Hat die Majorität in Frankreich und Deutſchland die Kraft nicht, die Intriguen der reactionären Camarilla, die Pläne blutgieriger, exaltirter Köpfe zu vernichten?

Rußland mag Deutſchland angreifen, aber Deutſchland muß unter jeder Bedingung ſchleunigſt diejenigen Garantieen darzubieten ſuchen, um mit dem nordiſchen Koloß auf eigene Fauſt fertig zu werden. So lange die Herren in Frankfurt nicht raſch Hand an's Werk legen, wird Frankreich ſtets Veranlaſſung ha-

Digitized by Google

ben, „den bedrängten deutſchen Brüdern“ zu Hülfe zu eilen, und wehe dir, Deutſchland, wehe dir für den Angriff, wehe dir für die Hülfe!

Die Oppoſition muß im Intereſſe des Vaterlandes einige Opfer bringen, wie dieſes jetzt hier in Frankreich von Seiten der beſonnenen Oppoſition geſchieht. Die Zeit drängt, die Minuten ſind koſtbar!

Wollt Ihr Euch wirklich Tage lang über jedes Wort ſtreiten? Wollt Ihr phlegmatiſch jedes Sätzchen drehen und wenden, ob nicht eine verborgene Liſt, eine verſteckte Zweideutigkeit den Fortſchritt hemmen könnte? Wollt Ihr, um einen Finger mehr zu erhaſchen, eine Hand verlieren?

Preßfreiheit, Wähler aus dem Volke hervorgegangen! ſind dieſes nicht zwei Pfeiler der Freiheit, welche eine ſichere Garantie für den wahren Fortſchritt ſind? Man hat Deutſchland oft betrogen, aber nur betrogen durch Verſprechungen; man kann mir verweigern, einen acceptirten Schuldſchein einzulöſen, aber wenn ich das Geld in Sicherheit gebracht habe, muß man mir es nehmen.

Deutſche! Die franzöſiſche Regierung — ſie beſteht heute meiſtens aus gediegenen Offizieren — die franzöſiſche Regierung von heute iſt eine brave, aber ein Krieg kann ihr nur erwünſcht kommen; das Schlachtfeld iſt ein Abzugskanal für unruhige Köpfe. Louis Philipp hat ſich durch die Kriegs-Comödie in Algier vielleicht um 10 Jahre länger behauptet; Deutſchland gebe der franzöſiſchen Regierung keine Veranlaſſung, keine indirecte Veranlaſſung, als Abzugscanal benutzt zu werden.

Ordne deinen Haushalt, ende mit Italien, ende mit Polen im Sinne der öffentlichen Meinung, im Sinne der Majorität des Parlaments, ordne die Hauptfragen; einige Wochen, einige Tage, vielleicht einige Stunden Zögerung und — Europa brennt an allen Ecken!

Der Feldzugsplan der Ruſſen gegen Deutſchland.

Franzöſiſche und engliſche Blätter machen ſich weidlich über die Ruſſenfurcht in Deutſchland luſtig und behaupten daß alle Truppenmaſſen, die Rußland angeblich auf ſeiner Weſtgränze aufſtellt, in zwei Hälften zerfallen: in eine, die nur auf dem Papier und in den Köpfen der Furchtſamen und Leichtgläubigen beſteht, und in eine zweite, die nicht für den Angriff, ſondern zur Vertheidigung da iſt, und zwar zur Vertheidigung der Gränze gegen liberale Ideen und Schriften, wovon das Czarenreich mehr als je bedroht und wofür ein großer Theil der ruſſiſchen Bevölkerung mehr als je empfänglich iſt. „Alle wahrhaften Staatsmänner kommen darin überein“, ſagt ein engliſches Blatt, „daß Rußland in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht außer Stande iſt, Mittel-Europa und den Weſten mit Erfolg anzugreifen, und höchſtens kann es für jetzt die deutſchen Küſten beunruhigen, ſo lange Deutſchland keine eigene Seemacht und keinen Seeſtaat zum Verbündeten hat. Rußland wird ſchon deßhalb ungern ſeine Völker nach Deutſchland werfen, weil ſie dort leicht von einem höheren Sinn für Freiheit und Bildung zum Nachtheil ihrer gegenwärtigen Stellung angeſteckt werden dürften. Eben die geiſtige Ueberlegenheit Deutſchlands iſt aber auch die Waffe, welcher ſich Rußland bald unterwerfen muß. Stellen wir uns vor, die Großmächte England und Frankreich ſehen ruhig dem ungleichen Kampfe zu, und ſchicken dem zur See wehrloſen Deutſchland keine Schiffe zur Hülfe, dann muß freilich Deutſchland Landungen in Preußen, Pommern, Hannover ꝛc. fürchten, aber die Deutſchen werden unterdeſſen in Kurland und Liefland einfallen, und Millionen deutſcher Brüder werden ſie mit offenen Armen empfangen. Polen wird, trotz Panſlavismus und neuer Gewährungen, die erſte Stunde des Krieges für die erſte Stunde der Rache an dem langjährigen Unterdrücker halten, und während Rußland meint, die Czechen, Walachen, Illyrier und andere Slaven ſind mit ihm gegen Deutſchland, werden in ſeinem Schooße ſelbſt ein großer Theil des Bürgerſtandes, ſelbſt ein Theil des Adels und alle Klaſſen der Bauern dem Aufrufe einer deutſchen Propaganda mit Begeiſterung folgen und hinter dem Rücken der Armeen und ſelbſt inmitten derſelben auf eine ſociale Umwälzung hinwirken. Die muhamedaniſche Bevölkerung wartet ebenfalls nur des günſtigen Augenblickes, um ſich zu erheben; und der Kaukaſus braucht nur den Beiſtand einiger deutſcher Offiziere, um ſich zum unüberwindlichen Feind gegen Rußland zu organiſiren. Daß Rußland die Slaven des öſterreichiſchen und türkiſchen Staates aufrufen wird, iſt keinem Zweifel unterworfen, aber die meiſten Gebildeten unter den Slaven wollen von einer Verbindung mit dem autokratiſchen und feudalen Rußland Nichts wiſſen, während die Ungebildeten den ſchismatiſchen Ruſſen noch mehr haſſen als den deutſchen Landsmann ihrer Religion. Dies Alles, wenn kein Seeſtaat mit Deutſchland iſt; was wird aber Rußland ſagen, wenn franzöſiſche oder gar engliſche Flotten vor Kronſtadt oder durch die Dardanellen kommen?“

W a r n u n g.

Die geehrten Herausgeber deutſcher Zeitungen werden im Intereſſe der Menſchlichkeit gebeten, folgende Warnung zu verbreiten. Sie betrifft die ſogenannten „Unterhändler“, welche periodiſch von England kommen, um, gegen ein kleines Daraufgeld an die Eltern, Knaben und Mädchen unter lügenhaften Vorſpiegelungen einer heitern Zukunft zu miethen, oder richtiger, kontraktlich an ſich zu ſchmieden. Denn kaum in England angekommen, werden dieſe unglücklichen Weſen von ihren Käufern auf's Unmenſchlichſte behandelt, ſchlecht ernährt, bei Tage mit einer Drehorgel oder mit Beſen ausgeſchickt und Nachts Dutzendweiſe in eine enge Lagerſtätte zuſammengeſperrt, und dabei noch, wenn die Ausbeute des Tages den Erwartungen nicht entſpricht, Abends mit Schlägen empfangen. Dieſe Menſchen wiſſen ihre Opfer ſo zu umſtricken, daß, wenn ſie auch von Zeit zu Zeit vor Gericht gebracht werden, es nur ſelten gelingt, ſie zur Strafe ziehen zu können.

Es iſt daher der Wunſch vieler in England wohnender Deutſchen, die betreffenden Behörden (beſonders die in Butzbach und Umgegend, woher die meiſten dieſer Unglücklichen kommen), zu veranlaſſen, ihre Gemeinden auf das unbeſchreibliche Elend aufmerkſam zu machen, dem ſolche hülfloſe, der Landesſprache nicht mächtige Geſchöpfe zum Opfer fallen, wenn ſie den trügeriſchen Verſprechungen dieſer abſcheulichen Menſchenhändler Gehör geben.

M a n n i c h f a l t i g k e i t e n.

(Köln, 18. Juli.) Die von dem Könige Ludwig von Bayern unſerem Dome verehrten Fenſter, welche das ſüdliche Nebenſchiff ſchmücken ſollen und weit über 100,000 Gulden gekoſtet hab.n, werden am 20. oder 21. d. M. von München hier eintreffen und ſogleich an ihrem Beſtimmungsorte eingeſetzt werden. (K. Z.)

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Marburg, 14. Juli.

Die Darſtellung der in dem hieſigen Turnvereine erfolgten Spaltung, wie ſie Ihr Korreſpondent, [] Marburg, in der zweiten Beilage vom 13. Juli des Frankf. Journals, liefert, könnte unbeachtet bleiben, wenn nicht der Marburger Turnverein proviſoriſch die Vorortſchaft über den allgemeinen deutſchen Turnerbund beſäße. Nicht blos die Debatten waren während der Verhandlung über den Anſchluß an den allgemeinen oder an den demokratiſchen Turnerbund wegen des ewigen Lärmens der „republikaniſchen“ Partei durchaus nicht frei: es ſollen auch Vorwürfe gegen die Einwirkung auf das Reſultat der Abſtimmung von Seiten Einzelner alsbald motivirt werden, wenn es verlangt wird. Auch der hieſigen Minorität wird trotz der ganz öffentlich gepflogenen Verhandlungen der Anſtrich gegeben, als ſey ſie aus nicht volksfreundlichen Männern gebildet. Ein Beamter von den vielen des alten Turnvereins bildet „die Beamten“, 2 Referendare „die Referendare“; auch Gymnaſiaſten und Studenten ſind in beiden Vereinen. Die letzteren ſind bald die edlen, ſich aufopfernden, wenn ſie irgendwo Revolution machen; hier müſſen Die, welche es von ſich wieſen, durch Aufſtellung eines republikaniſchen Glaubensbekenntniſſes alle Andersgeſinnten von dem Turnverein auszuſchließen, als Vorläufer zum Beamtenſtand, als Gegenſatz zum Volk figuriren. Doch das iſt ja bekannte Taktik. Der von der Minorität gegründete Verein hat ſich binnen wenigen Tagen durch den Zutritt neuer Mitglieder, ſo wie durch Uebertritt von Mitgliedern des demokratiſchen Turnvereins von 38 bis faſt auf 100 Mitglieder verſtärkt, und wird die Geſchäfte der von der Majorität der Marburger Deputirten in Hanau übernommenen proviſoriſchen Vorortſchaft vollführen. Als Beweis, daß es ſich bei dem Austreten der Minorität von Seiten dieſer um gar keinen Gegenſatz ꝛc., politiſche Glaubensbekenntniſſe handelte, überſende ich Ihnen anbei das Manifeſt derſelben zu beliebigem Gebrauche: „Erklärung, den Austritt einer Minorität aus dem bisherigen hieſigen Turnverein betreffend. Eine am 10. dieſes Monats gehaltene Generalverſammlung des hieſigen Turnvereins hat einen Ausgang genommen, der eine Minorität von etwa 40 Mitgliedern moraliſch gezwungen hat, ſich von dem bisherigen Turnverein zu ſondern und ſich mit neu Hinzugetretenen zu einem „neuen Turnverein“ zu conſtituiren. Wir glauben es uns und unſeren Mitbürgern ſchuldig zu ſeyn, die Motive unſerer Abſonderung, ſo wie alle hierbei in Betracht kommenden Thatſachen ihnen zur Beurtheilung offen darzulegen. Es hatte ſich, wie bekannt, in Hanau auf der dortigen Turntagsſatzung eine Minorität (worunter der Vorort Hanau ſelbſt) vom allgemeinen deutſchen Turnerbunde losgeſagt und zu einem eigenen Bunde, dem ſ. g. demokratiſchen Turnerbunde, conſtituirt, der die demokratiſche Republik als unerläßliches Glaubensbekenntniß an die Spitze ſeiner Statuten ſtellt und zu den demokratiſchen Vereinen Deutſchlands und deren Centralcomité in innige Beziehung treten will. Die Majorität ſtellte hiergegen als ihr Bekenntniß hin: „Der deutſche Turnerbund hat den Zweck, einen Mittelpunkt für die turneriſchen Beſtrebungen der einzelnen Vereine zu bilden und dadurch für die Weckung des Bruderſinnes und für die Kräftigung, Freiheit und Einheit des deutſchen Volkes thätig zu ſeyn.“ Von den Deputirten unſeres Vereins war nur Einer von Dreien mit der Minorität ausgeſchieden; Marburg ſelbſt war zum proviſoriſchen Vororte der Majorität gewählt worden. Als jedoch die Deputirten nach ihrer Rückkehr von Hanau der hieſigen Turngemeinde die Frage: ob Majorität? ob Minorität? vorlegten, entſchied ſich dieſelbe mit 118 gegen etwa 40 Stimmen für die Hanauer Minorität. Hierdurch haben wir uns veranlaßt geſehen, uns von dem bisherigen hieſigen Turnvereine zu ſondern; denn unſere Anſicht geht entſchieden dahin, daß die Turnvereine keineswegs das Privateigenthum einer beſtimmten politiſchen Partei ſeyn ſollen, ſondern vielmehr ein allgemeines nationales Bildungsmittel, deſſen wir Keinen zu berauben berechtigt ſind. Nicht weil wir Gegner des von der Gegenpartei aufgeſtellten Princips ſind — denn auch unter uns finden ſich viele entſchiedene Anhänger der Demokratie — ſondern weil wir auch Andersdenkenden die Wohlthat der Turnbildung nicht entziehen wollen, haben wir uns vom bisherigen Turnverein getrennt. Wir können im Ausſchließen von Nichtrepublikanern nur eine für das Jahr 1848 keineswegs paſſende Geiſtes- und Meinungstyrannei finden. Zum Schluſſe bemerken wir noch, daß die Art und Weiſe, wie man in der oben erwähnten Generalverſammlung unſere Redner durch Pfeifen, Ziſchen, Stampfen und Scharren beinahe fortwährend an der Entwickelung und Begründung ihrer Anſichten gehindert hat, uns keineswegs als der geeignete Weg erſcheinen kann, um ſeinen eigenen Anſichten Geltung zu verſchaffen. Gegen ein ſolches Benehmen, das wir übrigens nicht Allen unſerer Gegenpartei zum Vorwurf machen, können wir nicht umhin, entſchieden zu proteſtiren. Uebrigens bieten wir gern die Hand zu einem freundſchaftlichen, für das Gedeihen turneriſcher Beſtrebungen förderlichen Verhältniß beider Vereine, ohne jedoch in irgendwelcher Weiſe von den oben dargelegten Anſichten abgehen zu können. Im Namen des neuen Turnvereins zu Marburg: der proviſoriſche Vorſtand. K. Knies, Büdinger, Enzrim, W. Schmidt, K. Schmitt.“

Von Mainz.

Die Erſcheinung des „Mainzer Journals“ hat, wie ſeine Redaction im bekannten „Katholiken“ ſelbſt ausſprechen läßt, nach langen Geburtsſchmerzen begonnen, und was daſſelbe für ſtaatliche Entwickelung erwarten läßt, wird daraus zu erkennen ſeyn, wenn wir daran erinnern, daß die Redaction des für Stillſtand und Rückſchritt thätigen „Katholiken“ die Redaction des „Journals“ übernommen hat und der Präſident des „Pius-Vereins in Mainz“ daſſelbe in gedruckten Ausſchreibens empfiehlt und zum Beitritt an dieſem ultramontanen Actienunternehmen auffordert, auch zur Gevatterſchaft für ſeinen neugeborenen Liebling eine Empfehlung eines biſchöflichen Ordinariats-Ausſchreiben erhalten hat. Zur Theilnahme am Pius-Verein ſetzt man Alles in Bewegung, hat aber bis jetzt nur die Bildung von 6 — 7 im Großherzogthum Heſſen gegründeter Filialvereine anzeigen können, worüber wir uns bei der ausgebreiteten Verbindung des Präſidenten mit der Geiſtlichkeit um ſo mehr verwundern, da viele Pfarrer hier Gelegenheit finden, ſich dem vielvermögenden Einfluß des Präſidenten, Hrn. geiſtlichen Rath Lennig, beſtens zu empfehlen und ſich, nach bereits erhaltener Beförderung, dankbar zu beweiſen. Warum wirbt, um bei der Nachbarſchaft zu bleiben, Hr. Decan in Niederolm nicht mehr dafür, um ſich des höchſten Schutzes in Zukunft zu verſichern, da ja doch auch der Verein einem comfortablen Leben keinen Abbruch thut? Und warum zeigt ſich der Pfarrer in Abenheim (der es gewiß der Empfehlung des Präſidenten zu verdanken hat, daß ihm ſeine einträgliche Stelle geworden, die man ganz der beſtehenden geſetzlichen Ordnung zuwider nicht zur Wiederbeſetzung ausgeſchrieben hat, um die Geſuche älterer, verdienterer Pfarrer fern zu halten) nicht dankbar in Errichtung eines Filialvereins? Vielleicht wird der Verein dann mehr Fortgang bekommen, wenn der Präſident mit ſeinem bekannten unermüdeten Eifer und Einfluß auch dafür eine Empfehlung durch einen biſchöflichen Ordinariatserlaß zu Stande gebracht hat!

Berichtigung.

In einer der letzten Nummern des Beiblatts zur Ober-Poſtamts-Ztg. wird ein Hr. Dr. Künzel als Verfaſſer des bei L. Pabſt in Darmſtadt erſchienenen, höchſt intereſſanten Schriftchens: „Die Aufgabe des erwachten Deutſchlands“ genannt. In Nro. 195 der Didaskalia glaubt ein Korreſpondent ein bekanntes wackeres Reichstagsmitglied in dem Verfaſſer zu erkennen. — Beides iſt ein großer Irrthum; Hr. Prof. Külp, Direktor der Darmſtädter höheren Gewerb- und Realſchule, iſt der Verfaſſer, was wir hiermit auf das Beſtimmteſte verſichern können.

D.

Mainwaſſer-Wärme: Am 20. Juli, Morgens 8 Uhr: 14 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 20. Juli. König René's Tochter, lyriſches Drama in einem Act, von Henrik Hertz. Im Versmaße des däniſchen Originals überſetzt, von F. A. Leo. Hierauf: Die Landpartie nach Königſtein, Lokal-Skizze in einem Act und 4 Tableaux.

Freitag, 21. Juli. Marie, oder: Die Regimentstochter, komiſche Oper in 2 Abth., nach St. Georges und Bayard von C. Gollmick, Muſik von Donizetti.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 201. Samſtag den 22. Juli 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

„Nun, dazu könnte allenfalls auch Rath werden,“ erwiederte der Italiener, indem ein triumphirendes, teufliſches Lachen um ſeinen bärtigen Mund ſpielte. „Seht, ich hab' mir ſchon ein hübſches Sümmchen erſpart und das Glück im Würfelſpiel hat mir's neulich um ein Erkleckliches vermehrt. Verſucht's auch 'mal mit dem Würfeln, geſchieht's doch jeden „Feſtabend“ von Euren Mitgeſellen — oft hat man die Taſche voll, eh' man die Hand umdreht! — doch hört, da ſchlägt es ſchon die elfte Stunde — kommt, laßt uns gehen, nächſtens mehr davon — legt Euch zur Ruh' und träumt von Eurem ſchönen Lieb — gute Nacht!“

Mit dieſen Worten drückte er dem Anton die Hand, wickelte ſich feſter in den Mantel und eilte von dannen. Anton aber ſtürzte in halber Betäubung durch die öden Gaſſen nach Hauſe Zwei Mal mußte er mit dem ſchweren Hammer gegen die Thür ſchlagen, bevor ihm die ſchlaftrunkene Magd öffnete; — über die düſtere Stiege tappte er dann zu ſeinem Kämmerlein hin.

Ein Meer von Gedanken tobte in ſeiner Seele. Jetzt ſah er die ungeheure Scheidewand, die ihn von ſeiner Agnes, dem ſanften Mädchen mit dem holdſeligen Engelsangeſicht, trennte.— „Wie iſt Sie ſo reich und wie bin ich ſo arm!“ — gleich einem furchtbaren Geſpenſt ſtieg dieſer Gedanke aus dem Dunkel der Nacht vor ihm auf. Er hätte blutige Thränen weinen mögen, wenn er ſich in die Zeit zurückträumte, wo er arglos mit kindlicher Hingebung an des Mädchens Augen hing und alle Freude des Lebens ihm daraus entgegenſtrahlte. — Dann aber pochte ſein Herz wieder von ſchwellender Hoffnung, wenn er an des Italieners geheimnißvolle Kunſt dachte, mit deren Zauberhülfe er ja die hohe Scheidewand überſteigen werde. Unter ſolchen quälenden und hoffenden Gedanken ſchlummerte er endlich ein.—

Agnes aber ſchlummerte noch nicht — einſam hatte ſie den langen Abend vertrauert und dann auf ihrem Kämmerlein in banger Erwartung der Rückkunft Anton's geharrt. Sie mußte ſeinen Spruch hören — das war ja ihr treueſter Schutzengel im Düſter der Nacht! Und als ſie nun endlich Anton's Schrite auf der Stiege vernahm, da lauſchte ſie athemlos in die Stille hinaus, ob ſeine klare Stimme ihr noch nicht den allbekannten Nachtgruß zurufe — — aber wie ſie auch lauſchte — Alles war ſtill wie das Grab. — Die ſchrecklichſte Angſt peinigte ſie, bis Mitternacht vom Thurm ertönte — dann ſank ſie endlich vor übergroßer Müdigkeit in tiefen Schlaf. Ihre Angſt aber wachte in furchtbaren Träumen wieder auf, die ihr den Geliebten bleich und blutig zu ihren Füßen zeigten. —

Am andern Morgen ging Anton mit ſchwerem Herzen hinab in die Werkſtatt und begann edle Steine in Gold zu faſſen. Zum erſten Male widerte ihn die Arbeit an — es däuchte ihm, als ob doch Alles vergebens ſey.

„Der arme fremde Burſche mag ſich plagen,“ grollte er, „der Meiſter, der hat's freilich nicht nöthig! — 's muß aber bald anders werden, ſonſt halt' ich's nicht aus!“

In dieſem Augenblicke trat Agnes herein — ſie ſchaute traurig vor ſich hin und bot Anton ſchmerzlich lächelnd den Morgengruß.

„Der Vater wünſcht den Schmuck zu ſehen, den Ihr faßt, Anton,“ ſagte ſie mit unſicherer Stimme; „er läßt Euch bitten, zu ihm hinaufzukommen in's obere Geſchoß — er fürchtet die Morgenkälte.“

Schweigend nahm Anton das halbvollendete Geſchmeide und folgte dem Mädchen in großer Aufregung nach. Der alte Morgenroth war nicht droben — ein fremder Kaufherr aus Erfurt hatte noch ein Geſchäft mit ihm im Nebenzimmer — und ſo fanden ſich Anton und Agnes allein einander gegenüber. Es war, als ob das Gefühl ſeiner Abhängigkeit, Niedrigkeit und Armuth dem Anton die Kehle zuſchnürte — — er vermochte kein Wort hervorzubringen und ſtarrte finſter auf die ſchneebedeckte Gaſſe hinab.

Dem liebenden Mädchen wollte dies Schweigen das Herz abdrücken — ſie begriff gar nicht, was dem ſonſt ſo fröhlichen Anton begegnet ſeyn könne, und fragte endlich zögernd:

„Ich hörte Euch ja geſtern Abend nicht beten, Anton — ſeyd Ihr krank, oder iſt Euch ein Unglück zugeſtoßen — ich war ſchon recht in Sorge Euretwegen!“

„O, an eines armen Geſellen Spruch kann Euch wohl wenig liegen!“ verſetzte Anton in halb ſchmerzlichem, halb bitterm Tone. Dann ſich ſchnell beſinnend, fügte er mit milderm Ausdruck hinzu: „Ja, ich erinnere mich, ich vergaß mein Gebet — ich hatte ſo allerlei Gedanken — die mögen mich wohl davon abgezogen haben. Geſchieht Euch ein Gefallen damit, Agnes, ſo will ich's heute nicht vergeſſen — — Beten und Arbeiten iſt doch das Einzige, was mir auf Erden zugetheilt iſt!“

Agnes hatte mit Thränen in den Augen den Worten Anton's gelauſcht — ſie wollte eben auf ihn zueilen und ihn mit aller Herzlichkeit bitten, ſeinen Kummer ihr zu entdecken — da trat der Vater ein, ließ ſich den Schmuck zeigen, und Anton ging bald darauf, finſter wie zuvor, in die Werkſtatt hinab. —

In gleicher Stimmung ſaßen Agnes und Anton am Abend mit den beiden Aeltern im traulichen Stübchen. Draußen heulte und pfiff der Wind und wirbelte der Schnee, als ſollte es nimmer wieder Frühling werden. Der Meiſter aber blickte aus ſeinem weichen Lehnſeſſel am Kamin ruhig und heiter in die brauſende Nacht hinaus und erzählte eine unterhaltende Geſchichte nach der andern. Dem Anton war des Lehrherrn gute Laune doppelt willkommen — ungeſtört konnte er ſeinen Gedanken nachhängen. Agnes ſchaute von ihrer Stickerei kaum empor, und Frau Ger-

Digitized by Google

traud vergaß über den wunderbaren Hiſtorien Faden, Kunkel und Schneegeſtöber.

„Hab' viel närriſche Dinge erlebt in all' meinen Jahren," ſagte unter Anderm der Meiſter, das Feuer im Kamin anſchürend, daß die hellen Funken kniſterten, und ich danke meinem Schöpfer, daß die Welt mit jedem Tage vernünftiger wird und die Zeit der dummen Kindermährchen ein Ende nimmt. Als ich ein Burſch war, wie Du, Anton, da hab' ich manches Lehrgeld geben müſſen! 'S war juſt vor fünf und dreißig Jahren — ich war auf der Wanderſchaft und arbeitete in Mainz — da lernt' ich einen alten Buchdruckergeſellen kennen, der's Goldmachen trieb." — —

Bei den letzten Worten fuhr Anton erſchrocken empor und ſah dem Meiſter ſcharf in's Geſicht — er meinte nicht anders, als daß dieſer um ſeinen und des Italieners Plan wiſſe — — allein kein Blick deſſelben verrieth irgend eine Abſichtlichkeit.

„Der arme Thor hatte ſchon all' ſeine Habſeligkeiten d'ran geſetzt," fuhr der Meiſter ruhig fort, „und ſteckte Tag und Nacht in einem dunkeln Loche, um aus Kieſelſteinen, Bleierz, Bilſenkraut, Drachenblut, Salamanderaugen und dergleichen fabelhaften Ingredienzen das edle Gold zu bereiten. Mich hatt' er auch beſchwatzt — ich dachte mir's gar zu ſchön, aus gemeinen, verachteten Stoffen das funkelnde Metall herauszulocken, und gab ihm all' mein Erſpartes. Wir ſaßen die halbe Nacht in ſeiner Spelunke — brauten, kochten, glühten und ſprachen Zauberformeln aus Büchern voll ſeltſam verſchlungener Zeichen — — ein peſtilenzialiſcher Dampf und etwas Bleiaſche war unſere ganze Ausbeute. — Ich ſchämte mich meiner Leichtgläubigkeit und probirte das Goldmachen nie wieder — der vielfach Getäuſchte aber fiel bald nachher in unheilbaren Wahnſinn und ſtürzte ſich in einem Anfall von Tobſucht in den Rhein."

„Warum ſollt' es aber nicht möglich ſeyn, aus verſchiedenen Erzen und mit geheimen wunderkräftigen Mitteln Gold zu erzielen?" ſagte Anton, mehr mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt, als auf des Meiſters Erzählung achtend.

„Mein unglücklicher Buchdruckergeſelle war eine ehrliche Haut," entgegnete der Meiſter, ohne Anton's Frage weiter zu berückſichtigen; „er glaubte mit ganzer Seele an die Möglichkeit, das edle Metall aus ſchlechten Steinen zu gewinnen — — es gab aber dazumal auch arge Betrüger, und es mag deren noch geben, die einfältigen Leuten durch Vorſpiegelung unermeßlichen Gewinnes das Geld aus der Taſche locken und ſie hinterdrein tüchtig auslachen. In unſerer guten Stadt Nürnberg hab' ich gottlob Zeit meines Lebens noch Nichts von dergleichen Narrenspoſſen gehört — man ſieht, die Welt wird alle Tage klüger."

Anton hatte den Meiſter ſcharf beobachtet, allein kein Blick und kein Wort deſſelben bekundete, daß er um ſein Geheimniß wiſſe und darum abſichtlich dieſe Geſchichte erzählt habe. Deſto feſter aber wurzelte bei ihm der Glaube, ſein Lehrherr ſey in die Kunſt des Goldmachens eingeweiht, und ſtelle ſich nur aus Furcht, Andern könne eine Ahnung von ſeiner Geſchicklichkeit kommen, gänzlich unwiſſend.

„Schwatz' Du nur, Du reicher Schlaukopf," murmelte er vor ſich hin, „mich machſt Du nicht glauben, daß Du Dein Lehrgeld an den Buchdrucker vergeblich ausgegeben hätteſt! Nach magſt Du mich verachten — noch bin ich Dein Knecht, der Deine Tochter mit keinem Auge anſchauen darf — aber Geduld, bald ſteht's anders mit mir, und dann ſoll der reiche Meiſter Morgenroth ſich vor dem armen fremden Geſellen Anton Buchner höflich verneigen!"

Damit bot er Allen eine gute Nacht und eilte auf ſein düſteres Kämmerlein, das er ſchon vom Gefunkel des Goldes durchglänzt ſah — — wie ein trügeriſches Phantom zog dieſer Hoffnungsſchimmer ſelbſt noch durch ſeinen tiefſten Traum.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XXI.

Den 13. Juli.

Der dreizehnte Juli! Welche Erinnerungen für den unglücklichen Exkönig der Franzoſen, für die beklagenswerthe Helene von Mecklenburg! Der dreizehnte Juli 1842 bildet den Anfang des 24. Februars 1848. Am 13. Juli iſt der Herzog von Orleans von dem Sitze einer königlichen Kaleſche auf das harte Straßenpflaſter des Chemin de la Revolte geſtürzt, am 24. Februar 1848 iſt Louis Philipp von ſeinem königlichen Throne, durch Barricaden, durch aufgeriſſenes Straßenpflaſter, durch die Revolte geſtürzt worden; hätte es keinen 13. Juli gegeben, wir hätten keinen 24. Februar erlebt; wäre der Herzog von Orleans dageweſen, wir hätten keinen Rollin, keinen Barbè's, keinen Albert, keinen Blanqui gehabt.

Dreizehnter Juli! Ich will den heutigen Tag nicht als einen Tag der Trauer, aber als einen Tag geiſtiger Erholung, wehmüthiger Erinnerungen betrachten; ich will heute, wo ein unglücklicher Vater, eine trauernde Wittwe, zwei arme Waiſen auf die Kniee ſinken, um zu beten, auch an dem Grabe eines unſerer größten Männer das Knie beugen und entblößten Hauptes den Blick gen Himmel erhoben, für die Größe Deutſchlands beten, ich will den Père Lachaiſe beſuchen, ich will am Grabe Börne's beten.

Der Père Lachaiſe! Welch' ein großes Buch der Vergangenheit! Welch' ein großartiges Monument! Qui credit in me, etiamsi mortuus fuerit, vivet! ſteht an deinem Eingange; ja, wer an dich glaubt, großer Vater! wird im Tode fortleben.

Suchet in den Gräbern dieſes großartigen Todtenreiches nicht jenen ſanften, wohlthuenden Eindruck, den ein einſamer Dorfkirchhof hervorbringt, wo das einfache Kreuz der armen Marie neben dem des armen Hans ſteht, wo kein Grabhügel höher als der andere, wo nur irgend eine unbedeutende Auszeichnung die Truhe bezeichnet, in welche der vielgeprüfte Herr Schullehrer oder der würdige Herr Pfarrer hinabgeſenkt wurde.

Der Père Lachaiſe iſt eine Todtenſtadt; Paris im Tode; man kann Stunden lange in „dieſem Garten" verweilen, ohne daran zu denken, daß man ſich im Reiche der Todten befindet. Man bewundert die Sculptur-Arbeit David's, das ausdrucksvolle Geſicht einer Büſte; nur die Inſchriften erinnern uns, daß da, wo wir bewundern, eine Mutter geweint, ein Sohn gejammert. Nur das De profundis clamavi ad te, Domine, erſchallt zuweilen dumpf vor unſeren Ohren, wenn wir dieſen Satz mit aufgeregter Phantaſie leſen. Auch eine Mutter, die wir an dem Grabe ihrer Habe ſchluchzen hören, zwei trauernde Mädchen, über deren bleichen Wangen unſchuldige Thränen rollen, um die friſch aufgeworfene Erde eines Grabes zu befeuchten; auch dieſe Scenen erinnern uns, daß der Père Lachaiſe ein Kirchhof iſt.

Wir wollen unſere Blicke nach den prachtvollen Denkſäulen, nach den emporragenden Grabſteinen, nach den herrlichen Kapellen richten.

Wer ruht hier? Talma, der unvergeßliche Schauſpieler, der große Künſtler des Kaiſerreichs! Der Kaiſer iſt todt, auch Talma iſt nicht mehr, nur die Glorie iſt geblieben. Der Talma's finden ſich viele auf der Schaubühne des Lebens. Ob ſie wohl eben ſo ruhmvoll ſterben werden? —

Der unvergeßliche Benjamin Conſtant wohnt auch unter den großen Todten des Père Lachaiſe; warum nicht im Palais Bourbon? Man hätte ihn dort jetzt ſehr nöthig. Maréchal Davouſt, Maſſéna, Lefevre, Suchet, Macdonald, Baſſano, Kellermann: das ganze Kaiſerreich iſt hier begraben. Rivoli, Zürich, Genua, Eßling, ganz Europa hat dieſe Männer geſehen. Ich

Digitized by Google

ſehe nichts als Gräber, ich höre nichts als dumpfe Stimmen aus dieſen Gräbern den Mördern der Junitage zurufend: „Ihr habt unſere Brüder geſchlachtet!“ Auch Cuvier fehlt nicht, der große Forſcher der Natur; auch unſer Gall iſt da; ja auch Stuttgart lebt auf dem Père Lachaiſe! Welch' eine ehrwürdige Büſte! Welch' ein ernſter, geiſtreicher Blick aus dieſen hohlen Augen! Welch' eine majeſtätiſche Stirne! Steige herab, Gall, und unterſuche den Kopf des verjüngten Deutſchlands, unterſuche den Schädel der Männer, die dein Vaterland jetzt dirigiren! Ob du wohl überall die Zeichen der Aufrichtigkeit finden würdeſt?

Heloiſe und Abälard! Kommt an dieſes Grab, Ihr Alle, die Ihr liebet mit dem Feuer eines reinen Herzens, Ihr Alle, die Ihr liebet ohne Hoffnung! Legt Blumen und Kränze auf den Hügel der unglücklichen Heloiſe, knieet nieder und betet, betet! —

Maréchal Ney! Kein Grabſtein, kein Hügel, ein einförmiges Rechteck mit einer eiſernen Grille, wilde Blumen, verwelkte Pflanzen. Friedrich Wilhelm! Alexander! Franz! Hier ruht Ney! Napoleon! An einem andern Plätzchen Frankreichs ruht Enghien! Espartero! Auch Diego Leon ruht irgendwo, aber hier ruht Ney! —

Caſimir Périer, eines der majeſtätiſchen Gräber auf dem Père Lachaiſe. Sie hatten ihn angeklagt, die Brunnen vergiftet zu haben; es ſind ohne Zweifel Dieſelben, die den General Bréa ermordeten. Caſimir Périer, du warſt glücklicher als Guizot, glücklicher als der König, dem du ſo aufrichtig gedient!

Jacques Lafitte, eines der einfachſten Gräber; Feſtigkeit, Aufrichtigkeit, Rechtlichkeit, Biederſinn, Seelengröße! Das ſteht alles nicht auf ſeinem Grabe; es iſt nichts weiter hingeſchrieben worden als: Jacques Lafitte. Genügt es nicht? Auf dem Grabſteine einer ruſſiſchen Gräfin, auf der Säule eines Hrn. Beaujour hat man viel mehr hingeſchrieben, man erzählt uns viel von ihm, nur etwas fehlt, der wichtigſte, größte Act ihres Lebens: ſie hinterließen ihren Erben einige Millionen.

General Foy... nein, genug! Betrachtet das Grab dieſes braven Generals nicht zu lange! Weiter, weiter, ſchnell weiter! Hier ruht Börne. Hier ruht Ludwig Börne! Ich ſteh' an deinem Grabe, großer Börne; wie ein italieniſcher Mönch ſeine Lippen mit Inbrunſt an die Stufen der Scala Santa preßt, ſo ruht mein Blick auf dieſem Grab. Börne! Börne! Gibt es kein Mittel, um den Deckel deines Sarges zu öffnen, um deine vermoderte Aſche in der himmliſchen Werkſtätte des Allmächtigen zu beleben? Wo ſeyd ihr Tauſendkünſtler des 19. Jahrhunderts? Wo ſeyd ihr mit euren tauſendarmigen Inſtrumenten, mit euren chemiſchen Brühen, euren arabiſchen Kräutern? Könnt ihr dieſe Büſte nicht beleben? Könnt ihr dieſem ſteinernen Herzen nicht auf einige Stunden nur die Kraft geben, zu fühlen? Ich will euch das Meinige für immer opfern. Könnt ihr nicht machen, daß dieſe kalten Ohren nur einen Augenblick hören? Ich will dem großen Börne nur ein Wort ſagen, nur eine Botſchaft bringen. Hörſt du es, Börne, nur einen Satz: Deutſchland iſt frei! Du glaubſt es nicht? Ja, Börne, es iſt frei! Du biſt begnadigt! Du begnadigt? Verzeihe mir dieſen Ausdruck. In deiner Vaterſtadt ſind die Männer des Volkes verſammelt, in den Straßen der ehrwürdigen Mainſtadt ertönen die Worte Freiheit und Brüderlichkeit, die ſchwarz-roth-goldene Fahne weht auf der Kuppel der Kirche, auf der Höhe des Palaſtes, in dem der Bundestag in den letzten Zügen liegt, in dieſem Augenblick, dem Himmel ſey Dank, wohl ſchon beerdigt iſt. Jubel und Freude herrſchten in allen Häuſern, Blumen ſchmückten alle Fenſter, tanzende Flämmchen zierten alle Wände, als der Ruf der Freiheit ertönte. Auch dein Haus war umſtrahlt von tauſend farbigen Lichtchen; auch an dich hat man gedacht.

Kannſt du nicht auf einige Stunden nur nach deiner Vaterſtadt eilen? Nein, bleibe, Börne; ſie würden in Deutſchland vielleicht auch dich verläumden. Würden Jordan oder Welcker vor den jüngſten Ereigniſſen von dem Engel des Todes abberufen worden ſeyn, die ſogenannten Republikaner würden trauernd und weinend an ihrem Sarge ſtehen und wehklagend ausrufen: Edler Jordan! unvergeßlicher Welcker! hätten wir dich noch in unſerer Mitte! Sie ſind gottlob, wenn auch nicht in ihrer Mitte, doch noch in der Mitte der wackeren Patrioten, aber bei den Republikanern wie vergeſſen, wie verleumdet!

Börne! wenn du noch lebteſt, auf welchem Schlachtfelde würdeſt du kämpfen? Um welches Banner würdeſt du deine Freunde ſammeln? O, gewiß um jene Fahne, auf welcher der Ruf Ordnung neben dem der Freiheit thront. Du haſt dein Vaterland geliebt, aus dem Grunde des Herzens geliebt, würdeſt du es in den Abgrund des Verderbens ſtürzen wollen? Schau herab, Börne, aus den himmliſchen Gefilden des Elyſiums, ſchau herab auf dein freies Deutſchland, wie ſie kämpfen, wie ſie jubeln. Wenn die Stunde da iſt, wo der Beherrſcher des Weltalls deiner edlen Seele geſtattet, ſich ſeinem glorreichen Throne zu nahen, bete für dein Vaterland, bete für Deutſchland!

Die Grabſtätte Börne's iſt ſo einfach, ſo ſinnreich als möglich; die herrliche Büſte iſt aus den Meiſterhänden David's hervorgegangen. Auf dem Piedeſtal leſen wir die Inſchrift:

Ludwig Börne,
geboren in Frankfurt am Main
den 22. Mai 1786;
geſtorben in Paris
den 12. Februar 1837.

Voltaire. — Leſſing.
J. J. Rouſſeau. — Herder.
Lamennais. — Schiller.
Béranger. — Jean Paul.

Unter der Inſchrift befindet ſich die Göttin der Freiheit. Frankreich und Deutſchland reichen ſich die Hände; die Göttin ſegnet den Bund; eine eiſerne Grille umſchließt das Grab.

Ein Beſuch im piemonteſiſchen Lager.

†° (Mailand, 13. Juli.) So eben komme ich vom ſardiniſchen Lager zurück, in dem ich mich vierzehn Tage herumtrieb. Das piemonteſiſche Heer wird über das Loos Italiens entſcheiden, vielleicht durch ſein ferneres Verhalten über das Schickſal Europa's. Grund genug, um nähere Bekanntſchaft mit ihm zu machen. — In Peschiera ſah ich zum erſten Mal Carlo Alberto, im Begriff, nach ſeinem Hauptquartier in Valeggio zurückzukehren. Seine hohe, impoſante Geſtalt, ſein würdevoller, ungezwungener Anſtand, ſein intelligenter, forſchender Blick überraſchten mich ungemein. Ohne Zweifel iſt er der Mann, die ihm gewordene ſchwierige, unendlich verwickelte Aufgabe zum Beſten der italieniſchen Völker zu löſen. Vom italieniſchen Standpunkte betrachtet, durfte er ſchlechterdings nicht anders handeln, als er handelte. Neben der hohen Geſtalt des Königs fiel mir die ſardiniſche Infanterie als ungewöhnlich niedrig auf. Die Garde-Regimenter ausgenommen, iſt ſie kaum ſo hoch als die franzöſiſche, aber ſtärker gebaut, ausdauernd, unverwüſtlich. Dieſe Menſchen haben unglaubliche Strapatzen ertragen müſſen; ſeit drei Monaten ſchlafen ſie unter freiem Himmel, auf der nackten Erde, anfangs naß und kalt, jetzt heiß und ſtaubig. Trotz dieſer Marter, trotz anſtrengender Märſche und theilweiſe ungenügender, ſchlechter Nahrung, iſt die Zahl der Kranken verhältnißmäßig gering. Die Geſunden hingegen ſind voller Leben und guter Laune und gegen alle Mühſeligkeiten geſtählt. Neben der durchſchnittlich kleinen Infanterie erſcheint die aus großen, ſtarken

Digitized by Google

Leuten beſtehende Kavallerie doppelt mächtig; ſie mag einen verſtändlichen Säbelhieb und Lanzenſtich führen. Soweit der gemeine Soldat. In Betreff der Offiziere aller Waffengattungen kann ich nur beſtätigen, was Andere vor mir bemerkt haben. Das gebildete, anſpruchsloſe, gutmüthige Weſen dieſer Männer, ihr würdevolles Auftreten, ihre meiſt ſchönen Geſichtszüge, ihr eleganter Wuchs fallen ſehr angenehm auf. Unter ihnen zeichnet ſich der junge Herzog von Savoyen aus, höchſt talentvoll, kühn und ritterlich, der Stolz des ganzen Offiziercorps. Der ſeelenvolle Ausdruck ſeines Auges und der melancholiſche Zug in ſeinem feinen Lächeln verleihen ſeiner Phyſiognomie einen eigenen Reiz. Den Herzog von Genua ſah ich nicht. Engliſche und preußiſche Offiziere — von der preußiſchen Armee haben die Piemonteſen, nebenbei bemerkt, eine ſehr vortheilhafte Meinung — haben viel Rühmliches von dem ſardiniſchen Heere geſagt, von der wohlverſtandenen Disziplin, ohne Härte und Zwang, dem kriegeriſchen Geiſte, der Harmonie des Ganzen, und ich bin überzeugt, daß jeder unpartheiiſche Beobachter die Ausſage dieſer Sachkenner völlig beſtätigt finden wird. Wie man auch im Auslande über Sardiniens Stellung zu Oeſterreich urtheilen mag; Jeder wird eingeſtehen, daß inmitten des unabſehbaren Wirrwarrs der Nachbarländer, dieſer blühende, wohlverwaltete Staat, das gute Einverſtändniß zwiſchen Volk und Monarchen, eine wohlthuende Erſcheinung ſind.

Korreſpondenz.

Aus der bayer. Pfalz, 18. Juli.

Geſtern am 17. Juli wurden in der Pfalz die jährlichen, ſeit der Suspenſionsangelegenheit des Pfarrer Frantz immer mehr an Bedeutung gewinnenden Diöceſanſynoden abgehalten. Auch für ſie iſt dieſes Jahr epochemachend geweſen. Man hatte ſich, wie noch nie vorher, theils mündlich durch vorberathende Verſammlungen, theils ſchriftlich in der pfälzer Kirchenzeitung über die gegenwärtige Aufgabe der Synode verſtändigt, und ſich dadurch in den Stand geſetzt, mit Beſeitigung aller zeitraubenden Beſprechungen in medium rem zu treten, und man hat auch wirklich, getragen von den Schwingen des Zeitgeiſtes, höchſt beachtenswerthe Reſultate erlangt, von denen wir großen Segen für die Zukunft hoffen zu dürfen glauben. Nur in der Kürze theilen wir hier die Reſultate der Neuſtädter Synode, einer der am zahlreichſten beſuchten, mit, da ſie die kräftigſten Vorkämpfer kirchlicher Freiheit in ihrer Mitte zählt und bisher den übrigen in dieſem Kampfe rühmlichſt vorangeſchritten iſt. Der vom Oberconſiſtorium ausnahmsweiſe für dieſes Jahr vorgeſchriebene Gottesdienſt wurde als gegen die bisherige Praxis und als zu zeitraubend mit Zuſtimmung Aller unterlaſſen und darauf beſchloſſen, im Vertrauen auf die gute Sache und gemäß den Forderungen der Gegenwart, ſchon dieſe Synode öffentlich abzuhalten. Man zog daher in einen paſſenden Saal. Hunderte von Menſchen aus allen Ständen folgten mit großer Aufmerkſamkeit den Verhandlungen, die ſich von Morgens 9 Uhr bis Abends 8 Uhr ausdehnten und durchaus mit Würde und Mäßigung geführt wurden. Aus den meiſt mit Einſtimmigkeit gefaßten Beſchlüſſen heben wir hervor: Proteſtation gegen den Erlaß, daß Pf. Frantz noch die Hälfte der Koſten ſeiner Suspenſion zu tragen habe; Beſchluß, daß die Kirchenbehörde wegen dieſer Suspenſion zur Rechenſchaft zu ziehen ſey; Proteſtation gegen die Kopfbeugung der proteſt. Soldaten vor dem Sanktiſſimum, ſo wie gegen jede Theilnahme der Proteſtanten an katholiſchen Feierlichkeiten; Beſeitigung der drückenden und entwürdigenden Predigerarbeiten; Beſeitigung jeglicher Verpflichtung auf ſymboliſche Bücher oder kirchliche Bekenntniſſe; freie Wahl der Presbyterien aus den Gemeinden, der Diöceſanſynoden aus der ganzen Diöceſangemeinde, aber der Generalſynode aus den Diöceſanſynoden; Entfernung alles Desjenigen, was vom Conſiſtorium eigenmächtig ohne Bewilligung der Generalſynode eingeführt worden; Nichtzulaſſung von Männern zum Kirchenregiment, die den Symbolen eine normirende Geltung zuſchreiben; und, um die Erlaubniß für baldige Abhaltung einer außerordentlichen Generalſynode zu erlangen, Veranſtaltung zweier großer Volksverſammlungen in der öſtlichen und weſtlichen Pfalz, wozu demnächſt alle Proteſtanten durch einen öffentlichen Aufruf eingeladen werden ſollen. — So befriedigend dieſe Beſchlüſſe jedem Freund kirchlicher Freiheit erſcheinen müſſen, ſo können wir doch nicht umhin, einen wichtigen Punkt, über welchen gerade mehrere der freiſinnigen Geiſtlichen ſich noch nicht recht klar zu ſeyn ſcheinen, zur Beherzigung für die nächſten Volksverſammlungen im Intereſſe der Gemeinden vorläufig zu berühren. Er betrifft die Stellung der Geiſtlichen zu den Gemeinden hinſichtlich der Lehre und des Bekenntniſſes. Die Geiſtlichen beanſpruchen Freiheit von aller Verpflichtung und freieſte Auslegung der Schrift und verlangen, daß der Staat ihnen dieſe Freiheit nicht allein garantire, ſondern ſie in derſelben auch gegen jedes hierarchiſche Kirchenregiment ſchütze. Sie wollen daher nicht vollkommene Autonomie der Kirche, wie die Katholiken, ſondern in ſehr wichtigen, wo nicht den wichtigſten Dingen Abhängigkeit von der Staatsregierung. Aber welche Freiheiten und welche Rechte kommen nun den Gemeinden zu, gegenüber dieſer ſo frei geſtellten Geiſtlichkeit? Freie Wahl der Geiſtlichen durch die Gemeinden will man nicht, noch weniger die Befugniß, daß die Gemeinden einen ihnen mißliebigen Geiſtlichen aus dem Amte entfernen können. So würde der Geiſtliche nothwendig Herr über den Glauben der Gemeinde, nicht aber Gehülfe an der gemeinſamen Freude, nicht ein Gleicher unter Gleichen, wie es das Geſetz des allgemeinen Prieſterthums erfordert. Er darf die Schrift auslegen nach eigenem Gutdünken, und die Gemeinde muß ſeine Lehre entweder annehmen oder ihre kirchliche Gemeinſchaft zu Grunde gehen laſſen um der Perſon des Geiſtlichen willen. So werden die Gemeinden geknechtet von den Geiſtlichen, werden es gewiß, wenn ſie ihre Rechte nicht beſſer zu wahren ſuchen. Es reicht nicht aus, was Pf. Hofer geltend zu machen ſuchte, daß der Geiſtliche nur frei herauspredigen dürfe, was er im Herzen trage; denn wenn er im Herzen ein Schalk, ein Pfaff, ein Jeſuit iſt, ſo ſteht nichts im Wege, ja er hat die volle Berechtigung, die Gemeinden mit ſeinem Gifte zu verderben. Pfaffenthum aber und Jeſuitismus ſind bekanntlich die Ungeheuer, welche unter den einſchmeichelndſten Formen ſich überall geltend zu machen ſuchen. Wir aber ſtänden bei ſolcher Stellung der Geiſtlichen nicht allein weit hinter unſern Vorfahren, ſondern ſelbſt hinter den Deutſchkatholiken zurück, die ſich doch den Geiſtlichen, welcher ihrem Bekenntniß entſpricht, frei berufen dürfen. Das mögen die proteſtantiſchen Gemeinden der Pfalz, die es mit ſich ſelber wohlmeinen, ernſtlich erwägen und ihre Freiheit und Selbſtſtändigkeit zeitig ſichern, ehe es zu ſpät iſt. Die wahre Freiheit blüht nur auf dem Boden der Gerechtigkeit; dieſe aber verlangt für die Kirche entweder ein die Geiſtlichen und Gemeinden verbindendes Bekenntniß, oder vollkommen freie Wahl aller Religionsdiener durch die Gemeinden.

Frankfurt a. M., 12. Juli.

Der hier beſtehende, unter dem Namen „Lyra“ bekannte Dilettantenverein hatte vor einigen Tagen eine Abendunterhaltung veranſtaltet, deren Ertrag dem Marine-Ausſchuß der deutſchen Reichsverſammlung zur Herſtellung einer Flotte beſtimmt wurde und nunmehr mit 180 Gulden demſelben übergeben worden iſt. Nicht nur das patriotiſche Streben iſt an dieſem Unternehmen allein zu loben, ſondern auch die Präciſion und Kunſtfertigkeit jener Mitglieder der Geſellſchaft, welche durch ihre ſchönen muſikaliſchen und dramatiſchen Befähigungen den Anweſenden einen recht genußreichen Abend verſchafften. Außer dem muſikaliſchen Theile, den Conrad Baldenecker dirigirte und in welchem ſich beſonders die Tellouvertüre und die Piecen für Klavier und Violine auszeichneten, iſt auch noch die Darſtellung der kleinen Poſſe: „Liſt und Phlegma“ zu erwähnen, die von den Dilettanten mit draſtiſcher Kraft dargeſtellt wurde.

Mainwaſſer-Wärme: Am 21. Juli, Morgens 8 Uhr: 14 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 21. Juli. Marie, oder: Die Regimentstochter, komiſche Oper in 2 Abth., nach St. Georges und Bayard von E. Gollmick, Muſik von Donizetti.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaſkalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 202. Sonntag, den 23. Juli 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

3.

Acht Tage ſpäter ſaß der Italiener bald nach Sonnenuntergang in einem düſtern Keller am äußerſten Ende der Stadt, und war damit beſchäftigt, lange Streifen von goldähnlichem Metall in runde, dukatengroße Scheiben zu zerſchneiden. Von dem grünlichen, moderndem Gewölbe herab leuchtete der matte Schimmer einer alten Lampe, der Boden rings umher war mit Falſchmünzergeräthſchaften aller Art, mit Stempeln, Feilkloben, Handpreſſen, Zangen, Feilen und Hämmern bedeckt, und über die kahlen, grauen Wände zuckte der Schein eines Feuers, das der Italiener der grimmen Kälte wegen auf einem kleinen Herde ſeitwärts angezündet hatte.

Plötzlich ertönte ein dreimaliger kurzer Pfiff vor der feſt verrammelten, eiſenbeſchlagenen Thür — — der Italiener ſprang auf — „ſollte der Strampfer ſchon von Regensburg zurück ſeyn?“ murmelte er halblaut vor ſich hin, — „das wäre ſeltſam!“ Vorſichtig legte er dann das Ohr an die Thür und ſchlug drei Mal mit der geballten Fauſt gegen dieſelbe — — drei ähnliche Schläge antworteten — der Italiener riegelte auf, und ein kleiner, ſtämmiger Kerl mit einem wahren Banditengeſicht und buſchigen rothen Haaren ſtürzte athemlos herein — es war der Strampfer.

„Schlimme Nachrichten giebt's,“ rief er mit unterdrückter Wuth, „der Dabenberger iſt wieder in Nürnberg — er ſtrich eben ſtolzen Schrittes, wie immer, an mir vorbei — — wir müſſen auf unſerer Hut ſeyn, ſonſt ſpürt er uns nach und wir ſind geliefert! Die fünfzig falſchen Dukaten, die ich ihm vor einem Monat in die Taſche ſpielte, bringt er gewiß wieder mit — 's war gar zu ſchlechtes Metall — und Deine freundliche Handauflegung bei dem letzten Streit im „Einhorn“ wird ſein Kopf auch ſicherlich noch nicht vergeſſen haben!“

„Ruhig, alter Burſche,“ entgegnete der Italiener mit triumphirendem Grinſen, „dafür weiß ich Rath! Haben's zehn Jahre getrieben, das Falſchmünzen, wollen's auch ferner treiben — laß mich nur machen. Hilf mir nur zuvörderſt dieſe verdammt ſpröden Stangen in gute Dukaten verwandeln, unter der Zeit erzähl' ich Dir, was für einen Fang ich gethan.“

Damit ſetzte er ſich wieder auf ſeinen niedrigen Schemel, der Strampfer rückte den ſeinigen an's Feuer, und Beide fuhren in ihrem verdienſtlichen Geſchäfte fort.

„Habe Dir da einen prächtigen Jungen erwiſcht,“ begann der Italiener; „iſt Geſell bei'm alten Morgenroth — ein junges, unſchuldiges Blut, leichtgläubig und lenkſam, wie ein Kind. Iſt dabei in ſeines Meiſters Tochter bis über beide Ohren verliebt, und meint, der Alte wolle ſie ihm nimmer geben, weil er arm ſey. Ich hab' ihn natürlich bei ſeinem Glauben gelaſſen und ihm noch dazu friſchweg allerhand vom Goldmachen in den Kopf geſetzt. Sieh', dieſer Burſche ſoll nun unſer Sündenbock werden, mag der Dabenberger oder irgend eine andere Kreatur uns heute, morgen oder über's Jahr verrathen.“

„Bin neugierig, wie Du dem unſere Sünden aufpacken willſt!“ warf der Strampfer dazwiſchen, indem er eine Handvoll neugeprägter, falſcher Dukaten in einen alten Topf legte und dann einen tüchtigen Zug aus einer großen Feldflaſche that.

„Der reiche, übermüthige Tropf, der Dabenberger — Gott verdamme ihn — iſt mir ewig ein Dorn im Auge geweſen,“ fuhr der Italiener mit finſterer Stirne fort. „Hat den ganzen langen lieben Tag Nichts zu thun, als zu eſſen, zu trinken und zu ſpielen — — weiß der Teufel, wo er all' das Geld her hat. — So oft er mit vollen Taſchen und kecken Mienen in's Einhorn kommt, möcht' ich ihm Eins verſetzen; — wüßt' er nicht ein haarſträubendes Stückchen von mir, ich hätte längſt anders mit ihm geſprochen. D'rum glaub' ich auch nicht, daß er uns der paar lumpigen Dukaten und Kopfnüſſe wegen angiebt — thut er's aber doch — ſo wiſſen wir von dem falſchen Geld nicht das Geringſte. Dieſes Loch kennt keine Seele in ganz Nürnberg — der Kerl, der's ausgemauert hat, iſt ſchon ein halb Dutzend Jahre verfault — und beweiſen kann man uns gar Nichts, wir läugnen jeden Gedanken an Falſchmünzerei ab, laſſen aber einige Worte von Verdacht auf den Anton fallen und ſagen, auch wir hätten falſche Dukaten von ihm bekommen. Darauf ſucht man bei ihm nach und findet richtig Münzen, wie die des Dabenberger und wie die unſere — man ſucht weiter und findet — — ein paar falſche Würfel und ein ganzes Kiſtchen mit Falſchmünzerwerkzeugen! Ja, ſchlauer Rothkopf, merk' auf, die hab' ich dem leichtgläubigen, einfältigen Jungen vor drei Tagen in die Hände geſpielt. Die Würfel hält er für gewöhnliche und trägt ſie immer mit ſich herum, um mit ihrer Hülfe bald zu Gelde zu kommen, und das Käſtchen liegt unter ſeinem Kopfkiſſen — er meint, 's ſind Meteorſteine, Drachenzähne, Phönixaugen, Baſiliskeneier d'rin, mit denen wir Gold machen wollen — ha, ha, ha! und weiß nicht, daß man allerdings Gold damit machen kann!“

„Das iſt zwar Alles recht fein ausgedacht,“ verſetzte der Strampfer, „allein wenn der Anton nun ausſagt, er habe Alles von Dir, wie dann?“

„Erſtens glaubt ihm das Niemand,“ entgegnete ihm der Italiener, „und thäte man's — — Du weißt, auf ein paar falſche Eide kommt mir's nicht an — — alle andern Mittel, von mir was 'raus zu bringen, ſind vergeblich. Uebrigens bin ich der feſten Meinung, daß der Dabenberger ſich noch eine gute Weile ruhig verhalten wird — weiß ich doch auch noch ein ſauberes Stückchen von ihm, und ſo wird er mich nicht ohne Noth angeben. D'rum mein' ich, iſt's das Beſte, wir halten zum

Digitized by Google

Schein wieder leibliche Freundſchaft mit ihm, bis ich den Anton ganz ſicher habe — Du weißt wohl, Stampferchen, was ich darunter verſtehe — dann ſollen die Beiden ſich zu Leibe geh'n; 's iſt 'ne Kleinigkeit, die beiden Hitzköpfe an einander zu hetzen; hat der Anton ein paar Krüge Wein hinuntergezogen, ſo bindet er ſelbſt mit dem Teufel an. Ehe zwei Monate vergehen, muß der Anton thun, was ich will — muß betrüglich würfeln, falſchmünzen und dergleichen — — hab' ich ihn ſo weit, dann wollen wir des Dabenberger bald quitt werden."

(Fortſetzung folgt.)

Redner der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Wir fügen den früher mitgetheilten kurzen Andeutungen über Redner der Paulskirche einige weitere bei. Bei dieſer Veranlaſſung glauben wir wiederholt darauf hinweiſen zu müſſen, daß wir nicht vom Standpunkte einer Partei, ſondern von der Gediegenheit und der Bedeutung der Vorträge ausgehen. Sollen die Aufgaben einer Berathung erreicht und möglichſt richtige Reſultate erzielt werden, ſo erfordert dies Vielſeitigkeit der Meinungen und Anſichten, wobei auch die Extreme nicht fehlen dürfen, welche den rechten Weg zur Vermittelung am beſten anbahnen. Ein umfaſſender, freier und ungeſtörter Gedankenaustauſch, eine Achtung und Würdigung der Gründe, Darlegungen und Folgerungen, von welcher Seite ſie auch kommen mögen, ſind die erſten Bedingungen jeder parlamentariſchen Verhandlung, und wie kein Bild ohne Licht und Schatten beſtehen kann, ſo auch keine Berathung. So lange man auf dem Boden der Revolution ſteht, mag Brennus in ſeinem Rechte des Stärkeren ſeyn, wenn er das Schwert in die Wagſchale wirft; aber auf dem Gebiete der Berathung iſt ein ſolches Recht nur dem Worte, nur dem Gedanken zu überlaſſen. — Als einen ſehr befähigten Redner haben wir Hrn. v. Radowitz zu bezeichnen. Im Beſitz vielſeitiger Kenntniſſe und einer ſehr gereiften Einſicht, weiß er eben ſo ſehr durch die Gründlichkeit, Beſonnenheit und Klarheit ſeines Vortrags zu überzeugen, als er durch die abgerundete und ſtets wohlgewählte Form des Ausdrucks anzuziehen verſteht. Goethe's ironiſche Bemerkung, daß, wo die Begriffe fehlen, die Worte aushelfen müſſen, iſt auf Radowitz nicht anzuwenden; denn bei ihm ſind die Begriffe beſtimmt und geordnet und darum auch die Worte klar und gedrungen, bei ihm ſind Declamationen nicht nöthig, da er den Kern der Schale vorzieht. Mag man auch häufig ſeinen Anſichten und politiſchen Principien nicht beiſtimmen, der logiſchen Conſequenz und Gründlichkeit ſeiner Vorträge wird man die verdiente Anerkennung zollen müſſen. Auch in ſeiner am 15. d. M. über die Wehrverhältniſſe des deutſchen Staatenbundes gehaltenen Rede waren die eben bemerkten Vorzüge nicht zu verkennen. Ob er in ſeinen Befürchtungen gegen Frankreich zu weit gegangen oder nicht, darüber kann nur die Folgezeit entſcheiden, ſo wie auch darüber, wie ſich die ſocialen Fragen löſen werden. „Auch die ſociale Frage — ſagt er — könne vielleicht durch Krieg entſchieden werden müſſen." Traurig für unſer Vaterland, wenn dieſes „Vielleicht" zur Wahrheit werden ſollte! General v. Radowitz wird in einem unſerer Tageblätter als ein eben ſo kenntnißreicher wie geiſtvoller Mann bezeichnet, dem beſonders Klarheit, Ruhe und Würde eigen ſind. „Er gehört nicht zur Linken und dennoch herrſcht lautloſe Stille im Saale, wenn er ſpricht, und ſelbſt die Exaltado's verſagen ihm die Achtung nicht, die das Talent überall unwillkürlich gebietet. Ausgezeichnet war ſeine Rede über die Wehrverfaſſung, die dem Ausſchußberichte den Sieg, und ihm auf's neue den Ruf eines der gediegenſten, klarſten und einſichtsvollen Generale der preußiſchen Armee verſchafft." — Hr. v. Auerswald iſt zwar kein durch die Art des Vortrags und durch rhetoriſche Gewandtheit glänzender, wohl aber ein gediegener und beſonders in den die Wehrangelegenheiten betreffenden Fragen vielſeitig unterrichteter Redner. Es iſt natürlich, daß er, als zum Militärſtande gehörig, den alten Spruch „si vis pacem, para bellum" auch zu dem ſeinigen erkoren hat, um ſo natürlicher, als wir allerdings in einer Zeit leben, wo Keiner weiß, was der morgende Tag bringen kann. Bei mehr Gedrungenheit und Kürze würden die Vorträge dieſes gewiß ſehr einſichtsreichen Mannes an Intereſſe nur gewinnen. — Viſcher, Profeſſor der Aeſthetik aus Tübingen, iſt nicht nur ein Freund und Verehrer der holden Muſe, ſondern auch ein Mann der Aufklärung und des Fortſchrittes. Schon öfters haben wir mit Vergnügen ſeine ſtets wohlgewählten und wohldurchdachten Worte vernommen und uns gerne dem freundlichen und verſöhnenden Eindruck ſeiner Rede hingegeben. Bei ihm ſind die Lehren der Aeſthetik kein leerer Formen- und Regelkram, ſondern ins friſche Leben herausgetretene Blüthen; er ſpricht ſchön und anziehend, ohne den Staub der Bücher, und mit einer ſehr wohlthuenden Beimiſchung jener oft ſo liebenswürdigen ſüddeutſchen Gemüthlichkeit. Einen ſeiner neueſten Vortrage betreffend, ſo ſtimmen wir ihm bei, wenn er den Ruhm und die Thaten des ſtehenden Heeres achtet, jedoch hinzufügt: „Aber Liebe und Vertrauen werde das Volk nicht eher für daſſelbe fühlen, bis es mit ihm verſchmolzen ſey." — Dem deutſchen Volke durch 15jährige Gefängnißhaft, ſowie durch freiſinnige Beſtrebungen genugſam bekannt iſt Eiſenmann, deſſen Einkehr in unſere Mainſtadt beim Vorparlamente durch feſtlichen Empfang und durch einen ihm dargebrachten Fackelzug bezeichnet ward. In letzterer Zeit hat er dagegen manche unfreundliche und wohl unverdiente Anfeindung erdulden müſſen. Wir haben dieſen Mann, welcher ſeine langjährige Gefangenſchaft leicht hätte abkürzen können, wenn er dem ihm mehrmals angedeuteten Weg eines Geſuches um Begnadigung hätte einſchlagen wollen, und deſſen Charakterfeſtigkeit ſich demnach durch die That bewährt hat, ſchon bei vielen Veranlaſſungen reden gehört; wir ſind auch mit ſeinen politiſchen Schriften nicht unbekannt, aber wir haben ihn nicht anders als im Sinne der freien Volksentwickelung vernommen. Warum es ihm zum Vorwurf machen, daß er den beſonnenen Fortſchritt und die prüfende Vermittelung der ſich überſtürzenden Haſt und der ſtürmiſchen Oppoſition gegen alles Beſtehende vorzieht, und daß er der Meinung iſt, es könne und ſolle die Freiheit der republikaniſchen Verfaſſungselemente mit der Ordnung und Stabilität der monarchiſch-conſtitutionellen Regierungsform vereinbart werden? Was berechtigt zur Annahme, daß er aus dem Druck einer ungerechten und unverdienten Haft mit gewaltiger Erbitterung und mit glühendem Haß gegen ſeine Dränger hervorgehen mußte? Dies hätte freilich der Fall ſeyn können, aber auch eben ſo natürlich iſt es, daß die mit der langen Einſamkeit des Kerkers verknüpfte ernſte Betrachtung der Welt und der Geſchichte vergangener Zeiten ihn zur Mäßigung und Verſöhnung geſtimmt haben, wie dies bei Jordan u. A. geſchehen iſt. Wir ſind gerecht genug, dem republikaniſchen Feuereifer, der das Schwert gegen die Tyrannen ſtets gezückt halten zu müſſen glaubt, kein unlauteres Motiv unterſchieben zu wollen, aber auch billig genug, die Mäßigung von Andersdenkenden nicht als einen Verrath an der guten Sache zu bezeichnen. Die Berathungen über die Grundrechte des deuſchen Volkes werden mit eben ſo viel Umſicht, als Gründlichkeit fortgeſetzt. Wenn von Seiten der Gallerie häufig über Gedehntheit und damit verknüpfte Langeweile geklagt wird, ſo mögen dieſe Unzufriedenen doch nicht außer Acht laſſen, daß es ſich hier um die hohe Wichtigkeit und Bedeutung des Gegenſtandes, nicht aber um die Unterhaltung oder gar Kurzweil des Publikums handelt. Wer in der Reichsverſammlung theatraliſche Reden und dramatiſche Effecte ſucht, der möge lieber weg bleiben. Die Verhandlungen über

Digitized by Google

die Grundrechte müſſen nothwendiger Weiſe bei der Schwierigkeit und Verwickelung der nun ein Mal vorliegenden Verhältniſſe, vor jeder Uebereilung bewahrt und mit allſeitiger Erörterung zur Abſtimmung geführt werden, wobei es in der Natur der Sache liegt, daß den ſogenannten glänzenden Rednern kein großer Spielraum vergönnt iſt. Nichts deſtoweniger iſt auch hier von Einigen ſehr ſchön geſprochen worden. Wir erinnern nur an Löwe, der in der Sitzung vom 13 d. M. einen gediegenen Vortrag hielt. Er ſagte: „man möge den wahrhaft deutſchen Patriotismus auch in diejenigen Kreiſe des Volkes tragen, deſſen Hände mit Schwielen bedeckt ſind, und wenn der Deutſche für ſeine Freiheit warm empfinden ſolle, ſo müſſe man ihm auch etwas geben, eine Handvoll Erde auf deutſchem Boden. Der Nothſtand der Gewerbe ſey nicht durch zu viel, ſondern durch zu wenig Freiheit entſtanden.“ Er ſprach für Freizügigkeit und für Freiheit der Arbeit, ſo wie gegen den ſeitherigen Druck und die traurigen Mißbräuche der ungerechten Bevormundung. Er ſchloß ſeine Rede mit der treffenden Bemerkung, daß ohne die breite Grundlage des freien und kräftigen Bürgerthums, die von der Reichsverſammlung begründet und geſichert werden müſſe, nichts geſchaffen ſeyn würde, als nur ein Luftſchloß. — Der Abgeordnete Venedey, ſeit Jahren als ein Vorkämpfer der deutſchen Freiheit wirkend und anerkannt, gehört nicht zu Denen, welche die Farbe wechſeln, noch zu Solchen, welche große Redensarten zur Schau zu tragen ſich gefallen. Es iſt einer Schildwache zu vergleichen, die feſt und wachſam auf dem Poſten ſteht und Jedem ein mahnendes „Werda“ zuruft, der ihr irgendwie gefährlich oder verdächtig ſcheint. Venedey's Geſinnungstüchtigkeit und ſtets offenes Kundgeben ſeiner Ueberzeugung muß ihm die Achtung aller Parteien gewinnen, und wenn er auch mitunter in ſeiner Wachſamkeit zu weit geht, ſo kann dies bei allerdings häufig vorkommenden Reactionsgelüſten gar nicht ſchaden. — Wir werden Gelegenheit finden, dieſe Skizzen weiter fortzuführen.

W.

Artikel IV. der Grundrechte des deutſchen Volks.

Der Verfaſſungsausſchuß der conſtituirenden Nationalverſammlung hat in der Angabe der Motive zum Entwurf der Grundrechte des deutſchen Volks im Betreff des Artikels IV. einen prinzipiellen Ausſpruch, bezüglich der Trennung der Kirche von der Schule, vermieden und Beſtimmungen hierüber in Vorſchlag zu bringen, unterlaſſen „weil in manchen Gegenden wohlgeordnete Verhältniſſe dadurch von Grund aus bedroht würden.“

Obſchon wir dieſer Umſicht und Gewiſſenhaftigkeit mit ganzer Seele beiſtimmen und ſie dankbar anerkennen, ſo können wir doch die allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken, daß allzu große Bedenklichkeit bei Betrachtung gewiſſer Lebensverhältniſſe, namentlich wenn man denſelben nicht ſpeciell hell und klar auf den Grund ſieht, gar leicht zu unbegründeten Befürchtungen führen und dadurch wohl mancher entſchiedene Schritt und mancher ſichere Griff nach dem Beſſeren unterbleiben dürfte. Die ſogenannten „wohlgeordneten Verhältniſſe“ zwiſchen Kirche und Schule müſſen, wenn es in unſerm theuern Vaterland beſſer werden ſoll, nicht allein gänzlich vom Grunde aus bedroht, ſondern ſogar total umgeſchaffen werden, denn dieſe Verhältniſſe ſind die corrupteſten aller unſerer ſocialen Zuſtände. Ein flüchtiger Blick überzeugt uns davon.

Die reiche Kirche hat ſeit Jahrhunderten die arme Schule, angeblich ihre Tochter, in's Schlepptau genommen; ſie gibt ihr größten Theils Geſetze, verdummende Schulbücher, unpädagogiſche Lehr- und Unterrichtspläne; ſie bevormundet ſie auf die erdenklichſte Weiſe; ſie leitet und beſorgt hauptſächlich die pfäffiſchen, klöſterlichen Bildungsanſtalten der Lehrer; ſie raubt ihr eine Maſſe Zeit, die zu andern Dingen viel nützlicher verwendet werden könnte; ſie quält unſere liebe Jugend oft auf's ſchonungsloſeſte durch unnützen Gedächtnißkram; ſie katechiſirt durch ihre eifrigen Diener den unſchuldigen Kinderſeelen den Teufel hinein, damit man ſie wieder braucht, um ihn herauszutreiben; ſie peinigt die guten Kleinen mit der Erbſündenlehre, damit ſie Sünden zu vergeben bekommt und weniger zu verhüten braucht; ſie würdigt den Lehrer der Schule, den Erzieher der deutſchen Söhne und Töchter, zum Todtengräber, zum Uhraufzieher, zum Kerzenſchneuzer, zum Chorrockträger, zum Kirchenkehrer ꝛc. ꝛc. herab und raubt ihm dadurch nicht allein ein ſegensreiches Wirken, ſondern zugleich auch alles Vertrauen und Anſehen in der Gemeinde; Kirche und Staat machen den Lehrer, trotz des Ausſpruches: „Niemand kann zween Herren dienen“, zu Allerweltsdiener und laſſen ihn dann aus purer Dankbarkeit und Anerkennung ſeiner Verdienſte für's ganze Leben hindurch am Hungertuche nagen; in Bayern iſt ſogar der Lehrerſtand durch den Miniatur-Metternich Abel völlig heimathslos geworden. — Der Lehrer war bisher nicht einmal Staatsbürger, er, der doch die Staatsbürger erziehen ſoll; da iſt weder Fürſorge für ihn, noch für ſeine Wittwe und für ſeine Waiſen, wenn allenfalls der Tod, ſein treueſter Freund, kommt und ihn in ſeine kalten Arme aufnimmt.

Dieſes und noch eine ganze Maſſe derartiger Corruptheiten ſind die wohlgeordneten Verhältniſſe der Schule und Lehrer zur Kirche und zum Staat, die der Verfaſſungs-Ausſchuß der conſtituirenden Nationalverſammlung nicht vom Grunde aus bedrohen zu dürfen glaubte, ſtatt daß er mit allem Ernſte und mit aller Entſchiedenheit eine völlige Reorganiſation des Schulweſens herbeizuführen ſich beſtreben ſollte. Wir erlauben uns ganz unmaßgeblich, weil man dieſen hochwichtigen Gegenſtand nicht allſeitig genug betrachten kann, folgende Vorſchläge zur nähern Prüfung vorzulegen, ohne jedoch auf eine ſpecielle Motivirung eingehen zu können:

1) Aufſtellung eines Reichsminiſters für Erziehung und Unterricht; 2) Aufſtellung eines Unterrichtsminiſteriums in allen Einzelſtaaten mit einer beſondern Abtheilung für das Volksſchulweſen; 3) Aufſtellung von Kreisſchulräthen aus der Mitte praktiſch und theoretiſch gebildeter Pädagogen; 4) Aufſtellung von Diſtriktsſchulinſpektoren aus dem Kreiſe theoretiſch und praktiſch gebildeter Schulmänner; 5) Errichtung von Localſchulinſpektionen (Schulverwaltungen). Dieſe beſtehen aus dem Lehrer und aus 4 bis 6 Staatsbürgern. Der Lehrer iſt Vorſtand — ſo wie der Geiſtliche Vorſtand der Kirchenverwaltung iſt. Die Ernennung der Mitglieder geht aus freier Gemeindewahl hervor; 6) Ertheilung eines allgemeinen Schulgeſetzes, das ſowohl das Verhältniß des Lehrers zur Schule, Kirche und zum Staat auf eine humane Weiſe feſtſtellt, als auch bezüglich des Unterrichts eine naturgemäße, Geiſtes- und Körperkräfte allſeitig umfaſſende Entwicklung unſerer deutſchen Jugend fördert; 7) Erhebung des Volksſchulweſens zur Nationalſache und mithin der Volksſchule zur Staatsanſtalt; demgemäß werde a) die Unterhaltungsſumme des Schulweſens dem Budget des Staats überwieſen und b) der Lehrer mit gleichen pragmatiſchen Rechten unter die Staatsdiener aufgenommen. 8) Es werde dann folgerechter Weiſe die Trennung der Schule von der Kirche ausgeſprochen. Der Geiſtliche erhält den dogmatiſchen Theil des Religionsunterrichts und der Lehrer die Sittenlehre. Dieſe Trennung iſt eben ſo naturgemäß, als leicht ausführbar und in hohem Grade Segen bringend a) für die Kirche ſelbſt, b) für die Schule und c) für den Staat. 9) Erweiterung der Volksſchule nach unten und oben, alſo Errichtung von Kleinkinder-Bewahranſtalten und Fortbildungsſchulen für jene Jünglinge und Töchter, die bereits der Volksſchule entlaſſen ſind. Endlich 10) Aufhebung ſämmtlicher Schullehrer-Seminarien und Errichtung pädagogiſcher Facultäten

Digitized by Google

an den deutſchen Hochſchulen. Aufnahme nach vorausgegangener Prüfung. Dreijähriger Kurs. Für Muſik beſondere Fachlehrer. Den Einzelſtaaten würden enorme Erſparniſſe zufließen, da ein Seminar jährlich 12 — 15,000 fl. koſtet, während die vorgeſchlagene Organiſation kaum den vierten Theil betragen dürfte.

Dieſe Grundzüge dürften wohl bei der Abfaſſung des Staatsgrundgeſetzes einige Beachtung verdienen, denn durch ſie würde eine Radicalkur aller Krebsſchäden unſeres Erziehungs- und Unterrichtsweſens herbeigeführt werden und das theure Vaterland müßte an innerer geiſtiger Einheit groß und ſtark werden, gewiß eine reichliche Entſchädigung für alle Opfer, die es der Volksſchule bringt. Was übrigens der Etat für das Erziehungsweſen mehr betrüge, würde gewiß jener für's Criminalweſen, für Straf- und Zuchthäuſer weniger betragen. H.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Regensb. Ztg." berichtet, daß nunmehr auch Luther's Büſte, ein Werk des Bildhauers Rietſchel in Dresden, in der Walhalla zwiſchen Hans Holbein und Copernicus aufgeſtellt worden iſt.

Korreſpondenz.

Eiſenach, 16. Juli.

Auch bei uns duckt die Reaction mehr und mehr auf, indeß immer leiſe genug, um nicht ſonderliches Aufſehen zu erregen und ſo ihre Abſichten gründlicher zu erreichen. Abgeſehen davon, daß in unſerem Sachſen-Weimar eigentlich noch gar nichts geſchehen, es vielmehr lediglich bei den Verſprechungen vom 9. März geblieben iſt, deren Erfüllung man bisher nachträglich mehrmals zuſagte, ſo geſchieht doch Dies und Jenes, was Dem geradezu entgegenläuft. Die Kammergüter, deren Vereinigung mit dem Staatsvermögen ausgeſprochen ward, werden nicht zerſchlagen und an die Gemeinden in Erbpacht oder Kauf gegeben, vielmehr auf's Neue verpachtet; unſere „unbedingte" Preßfreiheit hat nichts zu bedeuten, denn die weimar'ſche Preſſe war von jeher ein unübertreffliches Muſter von Zahmheit und Geſchmeidigkeit, beſonders ſeitdem „Frau Holle" (die Weimar'ſche Zeitung) als handfeſte Wächterin derſelben aufgethan iſt, und in unſerem ganzen Kreiſe, der an 90,000 Bewohner zählt, befindet ſich ja nur eine einzige und noch dazu Hof-Buchdruckerei in Eiſenach und ein „Sonntagsblatt", das kümmerlich von den Broſamen lebt, die von den amtlichen Tiſchen fallen; von einer Verminderung des ſtehenden Heeres iſt keine Rede, vielmehr werden die Truppen, wie anderwärts auch, ſtets und bei erhöhtem Solde (vielleicht, um ſich beſſer ihrer Treue zu verſichern?!) ziemlich vollzählig gehalten, da ſie doch, wenn ja ein Feind an die deutſchen Gränzen rücken ſollte, in längſtens drei Tagen in ihren Kaſernirungen zuſammen ſeyn könnten, während man ſie jetzt ohne Noth zuſammenhält, ſie gegen die geringſten freiſinnigen Regungen im Inlande verwendet und ſo dem Staate ohne Noth ungeheuerer Aufwand verurſacht wird. An eine Verminderung der höheren Beamten und ihrer hohen Gehalte iſt gar nicht zu denken und wir haben nach wie vor Oberforſtmeiſter, Landräthe und vier Criminal-Gerichte, deren Verwaltung immerhin eine ſehr unvollſtändige und theuere iſt, während dieſelbe ungleich wohlfeiler und wirkſamer von den anderen Unterbehörden verſehen werden könnte. Alles auf dem alten, großartigen Fuße in unſerem kleinen Großherzogthume! Dadurch entſtehen natürlich ungeheuere Aufwände. Um dieſe nun einigermaßen zu decken, ſollen jetzt die rückſtändigen Steuern mit aller Strenge beigetrieben werden. Allein das iſt eine harte Nuß! Handel und Gewerbe ſtocken, es fehlt an Verdienſt und nun ſoll man noch Steuern bezahlen für die theuere und gänzlich unnütze Soldateska, die längſt hätte entlaſſen werden ſollen, ſo wie für die theuere Einrichtung des Beamtenweſens, der Gensd'armerie, welche doch gar nichts hilft und ſich nur breit thut auf Koſten armer, indeß zu vollem Selbſtbewußtſeyn erwachter Unterthanen!! Allein nicht blos die Armen verweigern die Steuern, ſondern auch Diejenigen, welche ſie bezahlen können. Man ſagt: erſt wollen wir für unſer vieles Geld auch etwas ſehen, wir wollen Frohnen und Lehngeld gänzlich abgeſchafft, die Holzpreiſe vermindert, die Soldaten entlaſſen ſehen u. ſ. w. — dann wollen wir bezahlen! Ob bei der allgemeinen Steuerverweigerung, wie ſie bevorſteht, Gewalt helfen wird, ſteht dahin. Die Leute wollen gern bezahlen; ſie glauben aber, und wohl mit allem Recht, die Steuern für jetzt zurückhalten zu müſſen, um ſo mehr, als man dem Vernehmen nach in Weimar noch den Bau einer koſtſpieligen, nun rein überflüſſigen Kaſerne beabſichtigt. Die Stimmung iſt demnach auch hier zu Lande eine ſehr gedrückte und die äußerlich freudig aufgenommene Wahl eines Reichsverweſers wird ſo lange mißtrauiſch betrachtet werden, als nicht von Frankfurt aus dem reactionären Beginnen der Regierungen entſchieden entgegengetreten wird; — außerdem wird die Reichsverweſerwahl nur ein ſehr ſchwaches Palliativ-Mittel gegen das gründliche Mißbehagen an den Zuſtänden und eine eben ſo unwirkſame Formalität ſeyn, wie viele andere. Daß übrigens unſere Regierung Lunte merkt, geht daraus hervor, daß die Pfarrer im eiſenach'ſchen Oberlande angewieſen ſeyn ſollen, über die Stimmung der Bevölkerung unumwunden zu berichten. Möchten ſich doch die großen Herren endlich von der Schreibſtube herunter in das Volk bemühen und ſelbſt hören und ſehen! — Eine republikaniſche Propaganda befördert mittelſt der Poſten die einfältigſten und ſchmutzigſten Pamphlete; wir bezweifeln indeß allen Erfolg, ſobald nur eben die Regierungen endlich den reactionären Beſtrebungen entſagen. Freiheit will das Volk, aber keine Anarchie und Despotismus! — In Lengsfeld fand unlängſt eine Verſammlung von Volksmännern unſeres Kreiſes ſtatt. Es wurde ein Volksverein begründet und deſſen Anſchluß an das Frankfurter Montagskränzchen beſchloſſen. Was daraus geworden iſt, wiſſen wir nicht, aber wahrſcheinlich nicht viel; wenigſtens hat der durch „Acclamation" (d. h. wo ein Tonangeber den anderen vorſchlug!) gewählte Vorſtand bisher kein Lebenszeichen von ſich gegeben. Volksvereine müſſen aus dem und durch das Volk hervorgehen; aber gewiſſe Leute ſollten ihre Weisheit und Wichtigmacherei doch nicht immer dem Volke, und mitunter auf recht ungeſchickte Weiſe aufdringen wollen. Es war ſchon ein großer Fehler, daß die Tonangeber der Verſammlung alle Einwendungen anweſender ächter Volksmänner unbeachtet ließen oder kurz abwieſen. Das iſt eben der Jammer unſerer Zuſtände, daß einzelne Despoten abgeſchafft werden, dagegen eine Menge neuer ſich einführen! —

Kunſt- und Literatur-Notizen.

Vor Kurzem wurde an alle Buchhandlungen verſandt: Das ſechste oder letzte Heft der ſeit dem J. 1844 bei C. Bindernagel zu Friedberg erſchienenen Predigt-Parallelen u. ſ. w., von Pfarrer Gotthard zu Bornheim im Frankfurtiſchen. Außer Vorrede, Inhaltsverzeichniß und einem ſehr ſorgfältig gearbeiteten, reichhaltigen Textregiſter finden ſich darin über 500 biographiſche Skizzen literariſch bekannter evangeliſcher Geiſtlichen Deutſchlands, größtentheils aus erbetenen handſchriftlichen Mittheilungen der Betreffenden hervorgegangen und bis jetzt nirgends anders in ſolcher Vollſtändigkeit und Genauigkeit vereinigt. Die letzte Lieferung wird gleich den vorhergehenden auch einzeln abgegeben.

Mainwaſſer-Wärme: Am 22. Juli, Morgens 8 Uhr: 18 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 22. Juli. (Neu einſtudirt): Ein Glas Waſſer, oder: Urſachen und Wirkungen, Luſtſpiel in 5 Abth., nach Scribe von Cosmar. (Gaſtrolle) Herzogin von Marlborough: Frau Flindt, vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden.

Sonntag, 23. Juli. Zampa, oder: Die Marmorbraut, große romantiſche Oper in 3 Abth., Muſik von Herold. (Gaſtrolle) Zampa: Hr. Becker, vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 203. Montag, den 24. Juli 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

„Am End' wird der Anton uns gefährlicher, als der Dabenberger, wenn Du ihn in all' unſ're Kniffe und Schliche einweihſt," erwiederte der Strampfer.

„Sorge Nichts, alter Haſe," ſagte der Italiener, indem er die letzten blanken Scheiben prägte, „ich will den Knaben ſchon ſo in meine Gewalt bekommen, daß er eher alles Andere thut, als uns angeben — laß mich nur gewähren — hab' ich doch ſchon mehr als Einen in's Garn gelockt! — Den Anfang wollen wir gleich machen," fügte er, von ſeinem Schemel aufſtehend, hinzu; „Du gehſt jetzt mit in's Einhorn — der Anton wollt' um acht Uhr an der Eck' hinter'm Rathhaus auf mich warten — 's wird ein bischen gewürfelt, wir laſſen ihn tüchtig gewinnen — der beſte Köder für junge Anfänger, weißt Du."

Die neugemünzten funkelnden Dukaten in der Taſche, verließen Beide die unterirdiſche Spelunke und verriegelten ſie mit größter Sorgfalt. Als ſie die Straße betraten, hallte gerade die achte Stunde von den Thürmen. Am Rathhauſe kam ihnen Anton ſchon entgegen, und alle Drei eilten raſchen Schrittes dem Einhorn zu.

Eben bogen ſie um eine Ecke — der Schein einer Laterne fiel hell auf ihre Geſichter — da ſtand der Meiſter Morgenroth vor ihnen. Anton fuhr erſchrocken zuſammen; der Greis ſah ihn einen Augenblick ſchweigend an — dann ſetzte er ſeinen Weg fort.

Der Wein beſchwichtigte Anton's Unruhe über dieſe Begegnung ſehr bald. Die Würfel rollten, und ehe eine Stunde vergangen war, erblickte Anton einen ſtattlichen Geldhaufen neben ſich — es war, als ob das Glück nur ihm allein ſeine Gunſt geſchenkt habe. Freudetrunken eilte er mit gefüllten Taſchen heim.

Als er am andern Morgen früh in der Werkſtatt hämmerte, trat der Meiſter herein und fragte nach einigen Bemerkungen über die vorliegenden Arbeiten, wo er geſtern Abend mit dem Robert Berno geweſen ſey.

Anton antwortete nicht ohne Verlegenheit, er habe mit dem Italiener und einigen Freunden deſſelben ein paar Stunden bei'm Wein verſchwatzt. Daß er geſpielt und anſehnlich gewonnen, verſchwieg er.

Der Meiſter ſchien mit der Auskunft zufrieden, warnte ihn aber mit der größten Freundlichkeit vor dem Italiener, dem man nicht viel Gutes in der Stadt nachſage.

„Fürchteſt Dich wohl, Alter, daß er mir's Goldmachen zeigt!" dachte Anton mit heimlichem Groll. „Oho, 's giebt mehr ſchlaue Leute — biſt nicht der Einzige, der das Glück bei'm Schopf gepackt hat — ſollſt es bald ſeh'n!" —

Von nun an ſaß er faſt jeden Abend mit Berno, Strampfer und einigen andern Geſellen im Einhorn. Auch der Dabenberger erſchien dort, und Anton zechte, lachte, und würfelte mit ihnen, ohne im Geringſten Etwas von den ſchwarzen Plänen zu ahnen, die gegen ihn im Werke waren. Er gewann regelmäßig — und verlor er je ein Mal, der nächſte Abend brachte ihm das Verlorne doppelt wieder ein.

Oft zog er dann den Italiener heimlich auf die Seite und drängte ihn, um bald zum Goldmachen zu ſchreiten.

„Sobald Du zweihundert ſelbſterworbene Dukaten beſitzeſt, ſoll's losgeh'n," war die beſtändige Antwort, und mit der mußte ſich Anton begnügen. Seine Hoffnung aber wuchs mit ſeinem Geldhaufen — hatte er doch ſchon gegen hundert Goldſtücke im im wohlverwahrten Beutel zu Hauſe liegen — — wie lange konnt' es noch dauern, und er ſtand am Ziel ſeines heißeſten Wunſches! Seine Liebe zu Agnes war der Ausgangs- und Endpunkt aller ſeiner Beſtrebungen — er that ja Alles nur für ſie — Reichthum, Anſeh'n, Ehre — Alles, was er errang, ſollte das geliebte Mädchen ſchmücken. Mit heimlicher Freude dachte er an die Zeit, wo er vor ſie hintreten und ſtolz und muthig um ſie werben könne — und darum drängte er auch jetzt all' ſeine Gefühle tief in die Bruſt zurück. —

Agnes aber wollte vor ſtillem Weh vergehen. So oft ſie mit Anton zuſammen kam, war er ſchweigſam und zerſtreut. Er that ihr zwar nach wie vor jeden Gefallen, den er ihr an den Augen abſehen konnte — aber die einſtige kindliche Herzlichkeit war verſchwunden. Ein Mal hatte ſie ihn zögernd um die Veränderung ſeines Weſens befragt, aber nur eine ausweichende Antwort erhalten, deren räthſelhafte Ausdrücke und Andeutungen von baldiger Freude und großem Glück ſie noch mehr beunruhigten. — Liebte er vielleicht eine Andere? — Ja, das mußt' es ſeyn — warum ſchlich er ſich Abend für Abend, wenn kaum die Feierſtunde geſchlagen, aus dem Hauſe? Wer konnte das Mädchen ſeyn, das ihr ſein Herz abwendig gemacht hatte?

Schlummerlos lag ſie manche Nacht auf ihrem Lager, und die heißen Thränen ſtrömten aus den Augen. Aengſtlich lauſchte ſie bei Anton's ſpäter Heimkehr, ob nicht noch ein Mal die alten frommen Klänge ſeiner klaren Stimme, wie vor Zeiten, zu ihr wie Engelsgrüße herüberſchallten — Tiefe Grabesſtille herrſchte im weiten Hauſe; nur der Nachtwind ſauſ'te kalt und ſchneidend am Fenſter vorüber, und der Wächterruf tönte ſchaurig durch die einſamen Gaſſen.

So ging es mehrere Wochen fort. Je mehr Anton gewann, deſto eifriger verfolgte er das Glück. Plötzlich wandte ſich jedoch das Blatt: er verlor an einem Abend, am andern und am dritten — er verlor ſeinen ganzen beträchtlichen Gewinnſt, ſeinen erſparten Lohn und auch die letzten Silberſtücke, die ihm ſeine Mutter bei'm Scheiden heimlich in ſein Bündel geſteckt, daß er in der weiten Fremde ein kleines Liebeszeichen ſeiner treuen Mut-

Digitized by Google

ter haben möge. Alles, Alles war dahin — der Dabenberger ſtrich es kaltblütig ein, und Anton ſtand arm und aller ſeiner Hoffnung baar und ſah dem Fortgehenden mit wüthendem Ingrimm nach.

Die andern Spieler eilten ebenfalls nach Hauſe, nur der Italiener blieb noch und redete Anton mit großer Gelaſſenheit zu, nicht den Muth zu verlieren.

„Haſt heute Pech gehabt, Freund,“ ſagte er, „morgen haſt Du vielleicht wieder alle Taſchen voll. Dir fehlt's an Gelde, um zu ſetzen, — „nun, wenn Gott will, ſo kräht ein Axtſtiel“ in der Welt iſt nichts unmöglich. Verſuch's 'mal und geh' Deinen reichen, filzigen Lehrherrn an, wenn er guter Laune iſt — vielleicht borgt er Dir ein paar Dukaten, und mit denen kannſt Du dem Teufel die Hölle abgewinnen. Nur Schneider, Eſel und alte Weiber laſſen die Ohren hängen — friſch gewagt iſt halb gewonnen! Ueber acht Tage wollt' Ihr's Goldmachen anfangen — 's wär' ſchade, wenn Du nicht ſo viel hätteſt und wir's wieder hinausſchieben müßten!“

So grimmig auch Anton's Schmerz war, des Italieners Worte wirkten wie mit Wunderkraft. Ein plötzlicher Gedanke ſchoß ihm durch den Kopf — eilig drückte er dem falſchen Freunde die Hand und ſtürzte durch die langen, hallenden Gaſſen ſeiner Wohnung zu.

„Der Meiſter hat zwei hundert Dukaten in ſeinem Geldkaſten in der Werkſtatt liegen,“ murmelte er, indem er ſich unentkleidet auf's Bette warf und die quälendſten Gedanken ſeine Seele beſtürmten, „er braucht ſie dem Kaufherrn aus Erfurt erſt heut' über vier Wochen zu zahlen — — wie, wenn ich hundert Dukaten davon nähme? — morgen Abend leg' ich ſie natürlich wieder hin — denn gewinnen werd' und muß ich, das iſt nun ein Mal nicht anders. Der Meiſter erfährt's nicht — wie ſollt' er auch — keine Seele ahnt meine Schlauheit — friſch daran! die hundert Dukaten locken mir zweihundert andere in die Taſche, und dann geht's gleich an's Goldmachen!“

Mit dieſem böſen Gelüſte erhob er ſich wieder vom Lager und ſchlich mit äußerſter Vorſicht aus ſeinem Gemach und den ſchmalen Gang entlang, der zur Stiege führte, auf welcher man in die Werkſtatt hinabgelangte. Alles war todtenſtill — nur ſein Herz pochte hörbar durch die ſchweigende Nacht, als wolle es die Menſchen, die in tiefem, ſanftem Schlummer ruhten, durch ſeine wilden Schläge wecken. — Ein Mal hielt er lauſchend an, er meinte, leiſe Tritte hinter ſich zu vernehmen — es war aber nur der Regen, der langſam von den dunkeln Dächern niedertropfte und die letzten Spuren des thauigen Schnee's löſ'te.

„Morgen Abend liegt ja das Geld wieder dort“ — tröſtete er ſich, — „ich leih' es ja nur — warum iſt der Meiſter auch ſo ſtreng!“

Mit neuem Muthe ſchritt er weiter — die Werkſtätte ſtand halb offen, der Schlüſſel zum Geldkaſten hing an der gewöhnlichen Stelle im Goldſchranke. Mit zitternder Hand ſteckte er den Schlüſſel in's Schloß — dtr Deckel ſprang auf — — und bevor er ſich noch wieder beſinnen konnte, hatte er ſchon zwei Rollen von fünfzig Dukaten in der Taſche.

Es überlief ihn ein Schauer — es war ihm, als ob warme Thränen auf ſeine Hand träufelten —

„Was ich nicht für ein furchtſamer, kindiſcher Narr bin!“ murmelte er vor ſich hin, mit Gewalt ſeine Aufregung niederkämpfend, — „'s iſt gut, daß der Robert mich nicht ſieht, der lachte mich gewiß tüchtig aus.“

Darauf ſchloß er den Kaſten vorſichtig wieder zu, hing den Schlüſſel an ſeinen Platz und ſchlief mit der „erzwungenen Anleihe“, wie ſein böſer Geiſt ihm zuraunte, in ſeine Kammer, wo er die beiden Rollen ſorgfältig verbarg.

(Fortſetzung folgt.)

Sein Grab.

In dieſer Zeit, wo ſtarke Geiſter ringen,
Wo ſturmesgleich die Völker ſich eeheben,
Wo donnerähnlich Männerworte klingen,
In ihren Fugen alte Rechte beben,
Wie ſehnt der Geiſt nach heißem Tagsgewühle
Gern ſich hinaus zur friſchen Abendkühle!

Fern von des Partamentes Geiſtesſchlachten,
Wie thut's ſo wohl, von Fried' und Eintracht träumen,
Und Abends d'rum mit ſtillem Schrilte trachten
Hin nach des Kiechhofs abgeleg'nen Räumen!
Doet findet ja der Geiſt die Ruhe wieder,
Dort ſenket Frieden in das Heez ſich niedee.

Ein friſches Grab iſt rechts hart an der Mauer,
Noch ſchmückt kein Denkmal dieſe heil'ge Stätte;
Kein Name kündet noch zu ſtiller Trauer,
Wer ſtill hier ruht in dieſem engen Bette.
Doch meldet Alles, auch die friſchen Kränze,
Daß, wer hier ſchläft, noch hat gewacht im Lenze.

Doch bald ſchon wied, wenn fromme Waller fragen,
Wer aus des Lebens Sturm hieher geflüchtet,
Die Antwort d'rauf ein ſchlichter Grabſtein ſagen,
Von liebevoller Hand ihm aufgerichtet.
Es wird der Stein dann einen Namen nennen,
Stets unvergeßlich Allen, die ihn kennen.

Von Frankfurts beſten Söhnen ruht hier einer,
Der für der Brüder Heil ſtets hat geſtritten,
Dem ungetröſtet wohl ſich nahte Keiner,
Der gerne half, wo ſchuldlos ward gelitten,
Der überall ſich zeigte voll Erbarmen
Als Schutz der Walſen, als ein Freund der Armen.

Auch, wo es Gunſt der Kunſt galt zuzuwenden,
Und wo es galt, dee Heimath Wohl zu heben,
Da nahte hülfreich ee mit vollen Händen,
Da ſchien ee nue füe And'eer Glück zu leben.
Willſt du den Namen dieſes Edlen kennen?
Einſt wied dee Grabſtein Seufferheld die nennen.

†††

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XXII.

Den 16. Juli.

Der Monat Juli.

Der Monat Juli iſt ein merkwürdiger Monat; die Hitze ſcheint einen größern Einfluß auf die Weltereigniſſe auszuüben, als die Kälte. Allerdings haben die letzten Revolutionen im Winter angefangen, aber ich glaube, daß wenn je die Republik in Deutſchland proclamirt wird, es geſchieht im Juli, jedenfalls im Sommer, vielleicht ſogar in den Hundstagen. Die Zerſtörung des Tempels fand in den heißen Sommer-Monaten ſtatt, eben ſo die der Baſtille; Marat wurde im Juli ermordet, Carl der Zehnte verlor ſeine Krone im Juli, Louis Philipp ſeinen Thronerben im ſelben Monat; im Juli hörte Franz auf, Kaiſer von Deutſchland zu ſeyn; der Erzherzog Johann erſcheint im Juli als Reichsverweſer in Frankfurt; der König von Hannover

Digitized by Google

hat im Juli zum erſten Male die Verfaſſung verletzt, die Hitze iſt ihm abermals in den Kopf geſtiegen, — nein, der Juli iſt ein gefährlicher Monat. Man trägt hier darauf an, daß der Juli deportirt werde, und in der That hat man hier die Abſicht, ſchon die „Julitage" abzuſchaffen.

Außer dieſem Projecte haben wir in neuerer Zeit noch einige „proviſoriſche" Geſetze gegen die Preſſe, die Clubbs ꝛc. erhalten. Sagt' ich es Ihnen nicht, die Septembergeſetze werden bald wieder aufleben; es iſt zwar Alles nur proviſoriſch, doch wird es mit dieſen proviſoriſchen Geſetzen gehen, wie mit der proviſoriſchen Regierung; wir werden nach den proviſoriſchen tranſitoriſche und dann dictatoriſche erhalten; dabei immer vive la République!

Ein geiſtreicher Publiciſt bemerkte kürzlich: Die verſchiedenen Stände betrachten unſere Republik jetzt folgendermaßen:

Der Philoſoph ſagt: Ein Ideal im Kampf mit der Wirklichkeit.

Der Muſiker: Ein gutes Piano, aber keine richtigen Noten.

Eine vornehme Frau: Ein Engel, aber ſie benimmt ſich wie eine Griſette.

Der Gourmand: Guter Kaffee, aber viel Cichorie dabei.

Der Krämer: Eine hübſche Waage, die noch nicht geſtellt iſt.

Der Finanzier: Eine Addition, aber die Probe iſt noch nicht gemacht.

Der Bühnendichter: Sie wollen Alle ſpielen, aber Keiner hat ſeine Rolle ſtudirt.

Der Bürgersmann: Eine hübſche Lampe, welche ausläuft.

Der Journaliſt: Der erſte Abdruck einer guten Zeitung, die die Correctur noch nicht paſſirt hat.

Der Poet: Ein Pilger im irdiſchen Jammerthale.

Die Lorette: Ein Bouquet von Roſen und Lorbeeren, aber viel Unkraut dazwiſchen.

Der Arzt: Eine unſterbliche Göttin, leidet jedoch oft an Anfällen von Tollwuth und Colik.

Der Soldat: Ein Degen, auf der einen Seite zu ſcharf, auf der andern zu ſtumpf.

Der Schullehrer: Eine Klaſſe von Schülern, die ſchlecht erzogen ſind.

Der Hauseigenthümer (Propriétaire): Ein prachtvolles Haus, aber die Hausleute bezahlen unregelmäßig.

Der Bauer: Ein gutes Feld, aber ſchlecht beſtellt.

Der Reiſende: Ein göttlicher Weg, aber auf beiden Seiten Abgründe.

Der Architect: Ein herrliches Gebäude, aber zu wenig Fenſter, es iſt zu dunkel im Hauſe.

In der That, ſo iſt es. Der Philoſophen gibt es jetzt viele hier, welche einſehen, daß die Republik, wie man ſie möglich glaubte, ein fortwährender Kampf zwiſchen einem unerreichbaren Ideal und der proſaiſchen Wirklichkeit wäre.

Die Regierung Cavaignac's ſteht feſt, weil das Princip der Alleinherrſchaft dabei vertreten iſt, weil wir jetzt hier weiter nichts haben, als unter verändertem Ausdruck: die Monarchie mit republikaniſchen Inſtitutionen. Es iſt allerdings ein bedeutender Unterſchied zwiſchen dem jetzigen Staatshaushalte und dem des Bürgerkönigs Louis Philipp, aber gerade das iſt es ja, was jeder vernünftige Patriot erzielen wollte: die Preſſe ſo frei als möglich mit mäßigen Repreſſivgeſetzen, das allgemeine Scrutinium, Abſchaffung der Mißbräuche in der Verwaltung, eine billige Regierung, Unterſtützung der arbeitenden Klaſſe, Hülfe der Armuth, gerechte Beſteuerung der Reichen, muß man, um dieſes zu erlangen, die blutige rothe Republik proclamiren, muß man tödten und morden, plündern und rauben, um Ordnung in der Freiheit zu erlangen?

Das Fortjagen der Regenten thut am wenigſten zur Sache; nach Tiberius kam Caligula, nach Caligula Nero; der Tod Cäſars konnte die Tyrannei nicht für immer vertilgen; Charlotte Corday hatte uns von Marat befreit, — ſein Syſtem lebte noch lange fort; der Tod Robespierre's brachte uns bald die Dictatur Napoleon's; der Sturz des Kaiſers führte uns den Bruder des hingerichteten Ludwig des Sechzehnten zurück; Louis Philipp ſelbſt ließ uns Carl den Zehnten bedauern.

Die Freiheit liegt nicht im Willen des Regenten, die Republik nicht im Worte Republik; beide liegen im Volke, in der Nation, in der politiſchen Reife derſelben; die öffentliche Meinung iſt mächtiger als alle Tyrannen.

Spanien iſt verarmt durch eigene Schuld, Polen fiel durch ſeine eigenen Fehler, England iſt groß durch ſeinen eigenen Willen, Deutſchland wurde 33 Jahre lang tyranniſirt, weil das Volk ſich 33 Jahre tyranniſiren ließ; Metternich fiel, weil die Wiener es verlangten; was hätte Metternich gethan, wenn die Wiener es ſchon vor zehn Jahren verlangt hätten?

Es hat von den Belgiern, es hat von den Deutſchen, vom Volke allein abgehangen, alle ihre Fürſten zu ſtürzen; ſie haben heute nicht gewollt, können ſie es nicht morgen noch wollen, wenn die Fürſten wortbrüchig werden?

Das deutſche Parlament hat den Erzherzog Johann an die Spitze der republikaniſchen Monarchie gerufen, wie hier das Parlament den General Cavaignac an die Spitze der monarchiſchen Republik.

Das Volk wollte es ſo haben! Welche irdiſche Macht kann dieſem Volkswillen entgegentreten? Der Wille des Volkes hat hier 100,000 Inſurgenten beſiegt, ſollte es nicht auch mit einigen Diplomaten aus der alten Schule, ſollte es nicht mit einem Fürſten fertig werden, dem es in den Sinn käme, dem Volkswillen entgegenzutreten?

Die Erklärung des Königs von Hannover hat hier große Senſation gemacht, weil man den Bürgerkrieg für Deutſchland fürchtet; es wird wohl ſchwerlich dazu kommen, wenn das geſammte Deutſchland derartige Demonſtrationen gehörig würdigt, wenn es mit Ernſt beginnt. In Frankreich haben wir eine Februar-Revolution gehabt; in Deutſchland kam der März an die Reihe; in Frankreich will man den Juli abſchaffen, in Deutſchland dürfte der Auguſt an die Reihe kommen.

Iſt der Staar immer noch nicht geſtochen?

Mannichfaltigkeiten.

Die „Nationalzeitung" erzählt aus Breslau folgenden Zug von der Gemüthlichkeit des Reichsverweſers. Als bei dem Mahle, welches bei der Durchreiſe des Erzherzogs am 10. Juli ſtattfand, der Bürgermeiſter Bartſch dem edlen Johann für ſeinen auf das Wohl der Stadt ausgebrachten Toaſt dankte, nahm ihm der Erzherzog das Glas aus der Hand und goß von deſſen Inhalt in das ſeinige mit den Worten: „Geben's mir etwas Wein ab, i hob' keinen."

(Darmſtadt, 18. Juli.) Geſtern war in der hieſigen katholiſchen Kirche eine Trauerfeierlichkeit zu Ehren des verſtorbenen Großherzogs. Durch den Kirchengeſang-Verein wurde, unter Leitung ſeines Direktors, des Hrn. Hofmuſikus W. Altfuldiſch, das Requiem von Seidel mit allen ſeinen Schönheiten in ſehr anſprechender Weiſe aufgeführt. Die ganze Darſtellung war eben ſo ſchön, als der Würde der Feierlichkeit angemeſſen.

Digitized by Google

Seit länger als einem Jahrhunderte beſtand in Preußen die Einrichtung, daß Eltern von ſieben Söhnen bei der Geburt des ſiebenten ein Königsgeſchenk von hundert Thalern erhielten. Durch einen Erlaß vom 8. Juni iſt „dieſes landesherrliche Pathengeſchenk“ aufgehoben worden.

Am 1. Auguſt werden die Arbeiten an dem Dome in Köln wieder einmal eingeſtellt werden, wenn keine neuen Unterſtützungen eintreffen, wozu allerdings keine Ausſicht da iſt. — In Düſſeldorf ſind die Maler faſt ganz unbeſchäftigt. Nur von Amerika ſind in der letzten Zeit einige nennenswerthe Beſtellungen eingegangen und mehrere der bedeutendſten Künſtler, darunter ſelbſt der geniale Leſſing, der ſeiner Geſundheit durch zu angeſtrengtes Arbeiten geſchadet hat, ſollen beabſichtigen, ſich nach der neuen Welt überzuſiedeln. (Modz.)

Die Leipz. Z. vom 8. Juli enthält die Anzeige eines Gensdarmen Gottfried Schuſter in Dahlen: „Geſtern entſchlief nach langen Leiden ſanft meine gute brave Frau und Mutter im 41. Lebensjahre ꝛc.“

Dr. Ernſt Förſter fordert im „Kunſtblatt“ von der deutſchen National-Verſammlung, daß ſie bei der Vorſorge für die Geſammt-Entwicklung des deutſchen Lebens und ſeiner einzelnen Erſcheinungen ihren Schutz auch der deutſchen Kunſt angedeihen laſſe. Er ſagt: Es möge die Verſammlung, überzeugt, daß nur große Unternehmungen wirkſam und ihrer ſelbſt würdig ſind, zu ſolchen ſich entſchließen, welche die vereinten Kräfte von Baukunſt, Bildhauerei und Malerei in Anſpruch nehmen. Es möge die Verſammlung zunächſt drei große Kunſt-Unternehmungen zur Berathung und Beſchlußnahme gelangen laſſen: 1) Als das würdigſte Denkmal des neuerſtandenen Vaterlandes: ein deutſches Parlaments-Haus; 2) einen deutſchen oberſten Gerichtshof; 3) eine National-Galerie für die gegenwärtige Kunſt.

Korreſpondenz.

Bacharach am Rhein, 19. Juli.

Die Vegetation ſteht hier am Rheine auf's Herrlichſte. Der Weinſtock hat dicken Erbſen gleiche Beeren und kann man bis zum 1. Auguſt zeitige Trauben erwarten. Unſere Winzer ſind aber trotzdem trübe geſtimmt, da noch ſämmtliche 47er und noch viele 46er Weine unverkauft ſind. Abgeſehen davon, daß Mancher nicht wiſſen wird, wohin er den neuen Wein lagern ſoll, iſt es vielen ärmeren Producenten unmöglich, die nöthigen leeren Fäſſer anzuſchaffen, da dieſelben die in den letzten zwei Jahren verwendeten noch verſchulden. Durch die Maſſe lagernden Weines verkauft Jeder, wenn er kann, ſehr billig, was die Weinhändler doch berückſichtigen möchten. Die ſpottwohlfeilen Weinpreiſe erzeugen natürlich viele Conſumtion, durch welche die Moralität zu Grunde geht und die ſchwer verdienten Groſchen muthwillig verſchleudert werden. Häufig hört man daher wünſchen, wenn der Schoppen nur einmal wieder 4 à 5 Groſchen koſtete, ſo ſey auch mehr Verdienſt da, während bei den Preiſen von 9 und 15 kr. per Schoppen zu viel über den Durſt getrunken wird. Bei dieſen traurigen Conjuncturen kommt es ſehr erwünſcht, daß die Lebensmittel ſo billig ſind, denn wo wollten die z. B. von dem Hüttenwerke der Herren Gebrüder Puricelli entlaſſenen vielen Arbeiter Brod hernehmen?

Darmſtadt, 19. Juli.

Zur Vervollſtändigung der in der Beilage zu Nro. 100 der Frankfurter Oberpoſtamtszeitung enthaltenen, unterm 18. d. M. von Darmſtadt ergangenen Mittheilung über die daſelbſt angeſtellten Verſuche mit ſogenannten Shrapnels oder Granatkartätſchen haben wir noch hinzuzufügen, daß eine Art von ſolchen Hohlgeſchoſſen ſogar 170 Kugeln enthalten, daß der Lehrer dieſer nunmehr faſt in allen bedeutenderen Artillerien bekannten Erfindung, Hr. Fröbel aus Hannover, eigentlich Böttcher geheißen, daß derſelbe ſein Geheimniß an die hieſige Artillerie nicht um 900, ſondern um 600 Thlr. verkauft, und daß er während ſeiner Gegenwart bei den Verſuchen ſtatt 3 Thlr. Diäten täglich 3 Gulden in guter heſſiſcher Münze bezogen hat.

Weimar, 16. Juli.

Zu der zweiten Beilage des Frankfurter Journals vom 7. d. M. befindet ſich eine Korreſpondenz aus Weimar (mit O bezeichnet) über den dortigen conſtitutionellen Staatsbürgerverein, die nachſtehende Berichtigung erfordert: Das Glaubensbekenntniß des Hrn. Heuß und ſein Aufruf zu Bildung eines conſtitutionellen Staatsbürgervereins ſind nicht „von Haus zu Haus colportirt“, ſondern an öffentlichen Orten zur Unterſchrift aufgelegt und hieſigen Zeitſchriften beigelegt worden und haben bis jetzt gegen 1500 Unterſchriften erhalten. Das Militär iſt nicht durch „Kommandowort“ zur Unterſchrift gezwungen worden, ſondern Hr. Heuß hat, mit Genehmigung des Militärcommandanten — wie dies nach den Militärgeſetzen erforderlich iſt — ſein Glaubensbekenntniß auch in den Kaſernen zur freiwilligen Unterſchrift aufgelegt. Wenn Hr. O dann ferner ſagt, daß man „durch Drohung mit allerlei Schreckmitteln, ja ſogar mit dem Criminalgericht viele ängſtliche Gemüther bethört und zur Unterſchrift gebracht habe“, ſo iſt dies wieder eben ſo lächerlich als unwahr, denn unſere Landsleute ſind mündig genug, um zu wiſſen, daß man nur wegen Uebertretung eines Geſetzes beſtraft werden kann und daß es kein Geſetz gibt, welches die Unterſchrift des Heuß'ſchen Glaubensbekenntniſſes gebietet. Hr. O nennt uns die wahren „Wühler, die durch moraliſchen Zwang den inneren Frieden der Menſchen vergifteten und Denjenigen, die gegen ihre Ueberzeugung zur Unterſchrift eines politiſchen Glaubensbekenntniſſes gezwungen worden wären, Kummer machten.“ Wir ſagen: das Wühlen iſt lichtſcheu und geht im Verborgenen, wer alſo die Fahne ſeiner politiſchen Ueberzeugung offen aufpflanzt und laut und kühn die Gleichgeſinnten auffordert, ſich zu ihm zu ſchaaren, der ſcheut das Licht nicht, der iſt kein Wühler. Hr. O ſagt: „Solche Mittel hat die demokratiſche Partei noch niemals angewendet“; wenn Hr. O das im Ernſt und von allen Anhängern der republikaniſchen Partei (der Ausdruck Demokraten iſt kein Parteiname, da auch wir Conſtitutionellen ihn für uns in Anſpruch nehmen) vor ganz Deutſchland behaupten kann — ſo zeigt er eine eiſerne Stirne; wir wollen aber dennoch über dieſe Behauptung hinweggehen, da wir die Handlungen Einzelner nicht immer der ganzen Partei zur Laſt legen. Endlich trauert Hr. O über die politiſchen Parteiungen und ruft aus: „Und aus dieſem heilloſen Zwiſt ſoll die deutſche Einheit hervorgehen!“ und ſpricht dennoch am Schluß ſeines Berichtes gegen die Unverantwortlichkeit des Reichsverweſers. Wer frevelt denn nun an der Einigung Deutſchlands? Wir Conſtitutionellen, die wir uns unbedingt den Beſchlüſſen des Parlamentes fügen, oder Hr. O, welcher ſeine Einwendungen bringt gegen einen Beſchluß derjenigen Verſammlung, von welcher wir allein die Einigung Deutſchlands erwarten können? Das zur Widerlegung der Angriffe des Hrn. O gegen den hieſigen Staatsbürgerverein.

Der Vorſtand des conſtitutionellen Staatsbürger-Vereins zu Weimar.

Mainwaſſer-Wärme: Am 23. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 23. Juli. Zampa, oder: Die Marmorbraut, große romantiſche Oper in 3 Abth., Muſik von Herold. (Gaſtrolle) Zampa: Dr. Becker, vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Montag, 24. Juli. Romeo und Julie, Trauerſpiel in 5 Abth., von Shakespeare; nach A. W. Schlegel's Ueberſetzung für die Bühne bearbeitet.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 204. Dienſtag, den 25. Juli 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Morgen fuhr er aus ſchweren Träumen empor — es war ihm ganz wüſt im Kopf; eine Maſſe finſterer Geſtalten dämmerte vor ſeinen Augen, aber Alles war ein verworrener Knäuel. Haſtig ſprang er auf — die hundert Dukaten lagen ruhig an dem verborgenen Orte — das war kein Traum, das war glückverheißende Wirklichkeit: mußten dieſelben ihm doch noch heute Abend die Pforten des Glücks ſprengen!

Der Tag däuchte ihm eine Ewigkeit. Er arbeitete mit fieberhafter Haſt, um nur nicht den verrätheriſchen Geldkaſten, das ruhig klare Auge des Meiſters und die wehmüthigen Züge der geliebten Agnes zu ſehen, die manchmal wie ein Engelsbild am Fenſter der Werkſtatt vorüberſchwebte. —

Endlich ſchlug die Feierſtunde, und bald ſaß er inmitten ſeiner Genoſſen im Einhorn. Die Hitze des Spiels machte ihn Alles vergeſſen, was er in der verwichenen Nacht gethan hatte, ſtaunend ſah der Italiener ein Goldſtück nach dem andern aus ſeiner Taſche hervorwandern — er begriff nicht, woher ſein Schützling die vielen Dukaten habe — den wahren Zuſammenhang der Sache ahnte er nicht im Entfernteſten.

Anton verlor und gewann und verlor — endlich wandte ſich das Glück gänzlich von ihm ab, der Dabenberger ſtrich ſeine ſämmtlichen hundert Dukaten mit der größten Ruhe ein.

In ſeiner Bruſt tobte die Hölle — er hätte in Wuth und Verzweiflung aufſpringen und den Dabenberger umbringen können — und mußte doch eine gleichgültige Miene erzwingen, wenn er nicht verlacht ſeyn wollte!

„Ein kleiner Verluſt im Spiel — einige hundert Dukaten — ſolch' 'ne Bagatelle kommt von ſelbſt wieder!" hörte er den Italiener ſagen — und mit aller Kraft bekämpfte er den Sturm in ſeinem Innern.

Stieren Blickes ſaß er neben ſeinem Weinkruge; die Würfel klapperten luſtig fort, Scherz und Lachen ertönte ringsum, und das Geld wanderte ſchimmernd herüber und hinüber. Je mehr ſein Haß gegen den Dabenberger wuchs, der ſchon zum zweiten Mal ſein böſer Dämon geweſen, deſto mehr fühlte er ſich zum Italiener hingezogen.

„Wenn der Robert mir nicht hilft, ſo bin ich verloren — unrettbar verloren!" — ſprach er bei ſich ſelbſt. „Und wenn er's nicht thäte?" — Dem Gedanken mochte er nicht folgen — es war ihm, als lange eine kalte Rieſenfauſt nach ihm — er ſchauderte und ſtürzte wie in halber Betäubung einen Krug Wein nach dem andern hinunter.

Endlich war das verhaßte Spiel vorbei. Er ergriff den Italiener bei'm Arm und zog ihn krampfhaft mit ſich fort in eine dunkle Gaſſe.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen," flüſterte er in Todesangſt dem verwundert aufhorchenden Italiener zu — „leihe mir hundert Dukaten, ſonſt bin ich auf ewig verloren! — ich weiß nicht, was aus mir werden ſoll, wenn Du ſie mir nicht giebſt — ich habe ſie dem Meiſter heimlich aus ſeinem Geldkaſten genommen — ich hoffte ſo ſicher zu gewinnen, und wollte ſie dann heute Abend wieder hinlegen — der Meiſter braucht ſie zwar erſt ſpäter, aber wie leicht könnte er ein Mal nachſehen — ich ertrüge den Schimpf nicht! — Verſchaffe mir morgen die hundert Dukaten, Robert, ich will auch Alles für Dich thun!" —

Der Italiener hätte vor ſataniſcher Luſt laut aufjubeln mögen bei dieſen Worten des bebenden Anton. Er hätt' es ſich nicht träumen laſſen, ihn ſo leichten Kaufs in ſeine Gewalt zu bekommen. Indeſſen verbarg er ſeine Freude und erwiederte mit bedenklicher Miene:

„Hundert Dukaten? — ei, das iſt eine anſehnliche Summe! — 's war eigentlich unüberlegt von Dir, Anton, ſo ohne Weiteres hinter dem Rücken Deines Meiſters eine derartige „erzwungene Anleihe" zu machen ...."

„Nicht wahr," fiel ihm Anton ſchnell und freudig in die Rede, — „nicht wahr, es iſt nur eine Anleihe? Die Noth drang mich dazu — Du giebſt mir das Geld und Alles iſt wieder gut!"

„Das Böſe ſoll erſt recht anfangen bei Dir!" murmelte Robert vor ſich hin und fügte dann laut hinzu: „Obgleich es mir eigentlich ſchwer fällt, morgen ſchon die hundert Dukaten anzuſchaffen, ſo will ich's doch um Deinetwillen thun, Anton, ich rechne auf Deine Gefälligkeit, wenn mir's in Zukunft ein Mal ähnlich ginge. „Einer hilft dem Andern über den Zaun" heißt es, und der Zäune giebt's die Menge! — Morgen Abend ſollſt Du Alles haben — ein alter Freund von mir muß herrücken — 's iſt zwar'n verdammter filziger Jude, doch das thut nichts - will's ſchon mit ihm ausmachen, der Dabenberger ſoll nicht Dein Unglück werden — bei Gelegenheit tränkſt Du's ihm 'mal wieder ein!" —

Anton fühlte eine Centnerlaſt von ſeinem Herzen genommen, als die hundert Dukaten, ſorgfältig eingerollt, vier und zwanzig Stunden ſpäter wieder in des Meiſters Kaſten lagen, und er gelobte ſich's mit einem ſchweren Eide, nimmer dergleichen wieder zu wagen — die überſtandene Angſt war gar zu ſchrecklich geweſen.

Von einer Schuld fühlte er ſich nun zwar befreit, aber die andere drückte auch empfindlich: wo ſollte er hundert Dukaten hernehmen, um Robert zu bezahlen? Sollte er noch ein Mal dem Glück vertrauen? — es hatte ihn zu entſetzlich betrogen — und doch konnte er unmöglich den Dabenberger ſo ruhig mit ſeinem Gewinnſte ziehen laſſen!

„Ja, verſtänd' ich's Goldmachen, ſo wär' mir auf ein Mal geholfen!" ſeufzte er — „es iſt das einzige Mittel — — woher

Digitized by Google

aber die zweihundert Dukaten dazu hernehmen? — verflucht ſey der Dabenberger, der Schurke iſt an meinem ganzen Unglück ſchuld!“ —

Dieſe Verlegenheit, in die Anton nothwendiger Weiſe gerathen mußte, war dem Italiener nur zu erwünſcht — Anton hing nun ganz von ihm ab. Darum beſchloß er auch, ſeinen vorigen Plan in Etwas zu ändern und Anton ſchon demnächſt in ſeine Falſchmünzehöhle zu führen; er rechnete darauf, daß dieſer in der jetzigen Noth ſeinen vermuthlichen natürlichen Abſcheu vor dem Falſchmünzen eher überwinden werde. —

Anton jubelte laut auf, als der Italiener ihn nach einiger Zeit eines Morgens einlud, am Abend recht früh in's Einhorn zu kommen, von dort wolle er ihn in ſein „alchymiſtiſches Laboratorium“ einführen, um ihm einen kleinen Begriff zu geben, wie es in einem ſolchen Heiligthum zugehe.

Vorher mußte Anton ihm aber ſchwören, auch nicht das Allergeringſte von Dem, was er dort ſehen und hören werde, zu offenbaren.

„Es würde Dir das Leben koſten,“ ſagte er, — denn daß Du's nur weißt, der Strampfer verſteht's Goldmachen auch — und das iſt ein verwegener Geſelle, der eher zehn Seelen zur Hölle ſchickte, als unſere Kunſt verrathen ſähe — nimm Dich d'rum wohl in Acht!“

Mit geheimer Luſt und doch mit einem leiſen Schauer betrat Anton an Robert's Hand das ſtockfinſtere „Laboratorium.“ Dieſer hatte bald die Lampe und ein kleines Feuer auf dem Herde angezündet, und Anton betrachtete nun ſtaunend die ſeltſame Umgebung.

„Sollſt jetzt ein kleines Nachſpiel vom Goldmachen zu Geſicht bekommen, Freundchen,“ ſagte der Italiener mit boshaftem Grinſen, indem er den lauernden Blick feſt auf Anton richtete, um zu gewahren, welchen Eindruck das Falſchmünzergeräth auf ihn mache. „'S iſt eigentlich das Ende vom Goldmachen, aber das Leichteſte, d'rum zeig' ich Dir's zuerſt. Hat man die funkelnden Klumpen erſt aus dem Tiegel gehoben, ſo iſt das Uebrige nur 'ne Kleinigkeit, obgleich die meiſten Leute merkwürdiger Weiſe hierzu am wenigſten Kourage haben. Wer aber's Nachſpiel nicht mitmachen will, dem nützt alles Andere ſo viel wie Nichts.“

„Um aller Heiligen willen, Robert, Du biſt doch ein Falſchmünzer?!“ rief Anton, einige Schritte zurückfahrend, als wehe ihm ein Gifthauch vom Italiener entgegen.

„Ja, was nennſt Du: Falſchmünzer; Närrchen?“ erwiederte der Italiener lachend, indem er ſich auf den Schemel ſetzte und Alles zum Münzen zurecht legte. „Sieh' ein Mal dieſe blanken Stangen — ſchau'n ſie ſich nicht wie Gold an? — 's iſt 'n wenig Kupfer d'runter — was thut's? Niemand weiß es. Die Dukaten wandern von einer Hand in die andere, und es fällt keiner Menſchenſeele ein, nach der Miſchung des Metalls zu fragen. Macht's der Goldarbeiter nicht auch bisweilen ſo? — ſagt: 's iſt vierzehnkarätiges Gold, und der Käufer nimmt's geduldig dafür hin; — wollte dieſer es prüfen, ſo möcht' er oft ein paar Karat weniger finden! — Nun — der Goldarbeiter hat'n biſſel geflunkert — die Leute tragen die Ketten und Ringe für vierzehnkarätiges Gold und ſind d'rum nicht minder eitel und ſtolz. So iſt's auch mit dem Gelde, und das iſt noch dazu rund und rollt durch die ganze Welt! Der Strampfer und ich machen uns um die Menſchheit verdient — wir bringen brav Dukaten in Umlauf, führen dabei ein luſtiges Leben und Niemand kommt zu kurz!“

„Deine Reden klingen zwar recht hübſch,“ entgegnete Anton, mit ängſtlicher Scheu bald den ruhig münzenden Italiener, bald die verbrecheriſchen Geräthſchaften anblickend — „aber die Regierung wird doch auf eine unverzeihliche Weiſe betrogen!“

„Als ob Du Deinem Meiſter noch nie eine Naſe gedreht hätteſt!“ lachte Robert auf. „Nun, ſey nur ſtill,“ fügte er begütigend hinzu, „Du biſt deshalb doch ein ehrlicher Burſche — was thut man nicht, wenn man in Noth iſt! — Aber hab' ich's Dir nicht geſagt, daß Kourage zum Goldmachen gehöre? Mußt ganz andere Nerven mitbringen — ſonſt geh' nur wieder hin und quäle Dich bei Deinem Meiſter und laß Dich wie ein Hausthier traktiren — — Dein ſchönes Lieb gewinnſt Du doch ein Mal nicht!“

(Fortſetzung folgt.)

Die deutſchen Auswanderungen.

Wenn du, geneigter Leſer, die weite Erde von einem Punkte zum andern durchwanderſt, überall würdeſt du Deutſche finden. Dort oben, wo die eiſigen Wogen des weißen Meeres die nackten Felſen beſpülen, und dort unten an Afrika's entfernteſter Spitze triffſt du Menſchen germaniſchen Stammes. Und fern über'm Meere, an den Küſten Südauſtraliens ſiehſt du einladende Wohnungen, umgeben von üppigen Feldern goldgelben Waizens und umſäumt von Rebenhügeln. Da credenzt dir die ſchlanke, blonde Dirne den Becher funkelnden Weines und ſpricht das deutſche: „Gott ſegen's!“ Da hörſt du Lieder vom Rheine und der Donau und herzliche Grüße von biedern Menſchen, die einſt herüber kamen von den Ufern deutſcher Ströme. Sogar an den Gränzen zwiſchen Perſien und Rußland erheben ſich ſchwäbiſche Dörfer, und der Süden des unermeßlichen Czarenreiches zählt Hunderttauſende von Deutſchen, die im Jahre 1847 über Odeſſa die reichen Kornvorräthe ſandten zur Stillung des Hungers im deutſchen Vaterlande. Und wie groß iſt die Zahl unſerer Landsleute erſt auf der weſtlichen Halbkugel! Da rechnet man ſie nicht mehr nach Tauſenden, ſondern nach Millionen. Nicht die ſengenden Sonnenſtrahlen Südamerika's, nicht die unermeßlichen Urwälder und Prärien, nicht der Jaguar und Waſchbär und nicht die Scalpiermeſſer der Wilden vermochten ſie zurückzuſchrecken. Die Büchſen knallten, die Schläge der Aexte hallten wider in den dichten Wäldern, Spaten und Pflüge wühlten die nie bebaute Erde auf, und bald umgaben, wie durch einen Zauberſchlag hervorgerufen, reichlich eintragende Pflanzungen die einfachen Häuſer und Hütten. Beſonders Nordamerika iſt's, wo viele Deutſche Heimath und Glück fanden. Seit einer Reihe von Jahren ſind viele fleißige Menſchen, meiſtens aus den niedern Ständen, hinüber gezogen in das Land, wo reicher Taglohn und anſehnlicher Verdienſt dem fleißigen Arbeiter zu Theil wird, wo er, um einen Dollar für den Acker, eine Niederlaſſung gründen, ein Blockhaus bauen und ſein eigner Herr ſeyn kann, wo Jeder vor dem Geſetze gleich iſt, keine Kaſte bevorzugt daſteht, kein Stand mit Mühen beladen iſt, während der Andere auf Reiſen, in Reſidenzen und Bädern das leicht ihm zugefloſſene Geld durchbringt, das andere Menſchen auf ſeinen Aeckern ihm verdienen und zu großen Revenüen anſchwellen machen.

Die Geſchichte der Auswanderungen iſt ſo alt, wie die Menſchen und Völker.

Es liegt jedoch nicht in unſerer Abſicht, in Bezug auf die Geſchichte der deutſchen Auswanderungen in die graue Vorzeit hinabzuſteigen. Wir laſſen die Cimbern und Teutonen, den Arioviſt mit ſeinen Schaaren, die Angeln und Sachſen, ſowie überhaupt die blutigen Kreuz- und Querzüge germaniſcher Völker, veranlaßt durch Attila, ohne Berückſichtigung, und beginnen unſere Skizzen mit der neuern Zeit.

Chriſtoph Columbus hatte die neue Welt entdeckt, der Venetianer Sebaſtian Cabot Neufundland, St. John und die Küſten von den Gränzen Labradors bis Virginien gefunden, Mexico und Peru waren bereits durch Cortez und Pizzaro erobert, und noch

Digitized by Google

fehlte jede nähere Kunde von demjenigen Theile Amerika's, aus dem ſchon nach wenigen Jahrhunderten einer der mächtigſten Staaten der Erde hervorgehen ſollte. Lange Jahre hindurch ſuchten die Menſchen nur Gold und andere edle Metalle in der neuen Welt und ſchraken zurück vor den undurchdringlichen Urwäldern der nördlichen Gegenden. Die Meiſten wollten nicht ihr Leben auf dieſer fremden Erde zubringen, ſondern nur mit Schätzen beladen von da ins Mutterland zurückkehren. Freilich fanden ſie unter dieſen Umſtänden ihre Rechnung im damaligen Nordamerika nicht. Endlich faßte ein edler Mann, Sir Walter Raleigh, im Jahre 1584 den Entſchluß, jenſeit des Meeres ein neues Reich zu gründen. Und dieſer muthige Engländer iſt es, der den Grund zur Coloniſirung Nordamerika's legte. 1606 langten die erſten Auswanderer aus England an, denen bald weitere Züge folgten, verurſacht durch religiöſe Intoleranz und durch die Unruhen zu den Zeiten Cromwell's.

Dem großen Engländer William Penn war es übrigens vorbehalten, den Damm zu durchbrechen, der den Strom der deutſchen Auswanderung bis dahin zurückgehalten. Dieſer fromme und brave Mann, zur Sekte der Quäker gehörend, vermochte die engliſche Regierung, ihm einen großen Strich Landes am Delaware-Fluſſe gegen eine bedeutende Summe Geldes für immer zu überlaſſen.

Im Jahre 1682 — ſeine „Freunde" waren ihm vorausgegangen — langt er ſelbſt in der neuen Welt an, ordnet den kleinen Staat und entwirft eigenhändig den Riß zur Stadt der „Bruderliebe" (Philadelphia). Deutſche Separatiſten vom Rhein und Neckar hatten hiervon Kunde erhalten, und es gedieh bei ihnen der Entſchluß zur Reiſe, gleichfalls nach jenen freien Gegenden überzuſiedeln. Am 20. Auguſt 1683 kamen ſie unter der Führung des F. D. Paſtorius in Philadelphia an. Und als nun gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts die Franzoſen die ſchönen Gegenden am Rheine verwüſteten, verließen viele Tauſende von Pfälzern das verödete Vaterland, um ſich in den Urwäldern Nordamerika's eine zweite Heimath zu ſuchen. Noch bedeutender war die Auswanderung im Jahre 1709. Ganze Gemeinden vom Rheine und aus der Pfalz — an 32,468 Seelen — traten die Reiſe nach dem verheißenen Lande an. Da es ihnen aber an Mitteln gebrach, ſo kamen nur Wenige am erſehnten Ziele an. 1716 begann die Coloniſirung Louiſiana's durch Würtemberger, die ſich 6 Meilen von Neworleans anſiedelten.

Daß neben Uebervölkerung und deren Folgen auch ſchlechte Regierungen ſehr viel zu den Auswanderungen beitrugen, beweiſt das Beiſpiel der Würtemberger. Das Jahr 1717 war ein arges Hungerjahr. Die Verſchwendungen, Schwelgereien, üppigen Hoffeſte des Herzogs Eberhard Ludwig, verbunden mit ſeinen großen Jagden, drückten das Land, und das Fräulein Grävenitz, als erklärte Maitreſſe des Herzogs, und der Jude Süß ſogen den Staat aus. Was nun anfangen? Viele Würtemberger wanderten aus. Wie viele Beiſpiele möchten noch angeführt werden können, wo weltliche und geiſtliche Bureaukratie, ſo wie ſtandesherrliche Willkür brauchbare Menſchen über's Meer getrieben! Obgleich Englands kurzſichtige Politik häufig den Deutſchen am Rheine von den Auswanderungen abrieth, ſo kehrten ſich dieſe doch ſehr wenig an dieſe Abmahnungen, und ſo kam es denn, daß ſich die Zahl der übergeſiedelten Deutſchen 1742 ſchon auf 100,000 Seelen belief.

Im Jahre 1733 gingen Deutſche nach den Ufern des Savannah in Südkarolina, wo ſie wegen ihrer Streitbarkeit gern aufgenommen wurden. Die Wilden fielen nämlich ſehr häufig hier ein. Von nun an wandten ſich die Züge mehr nach dem Innern dahin, wo die Gebirge Alleghany mit unermeßlichen Wäldern die fruchtbarſten Ebenen begränzen.

(Fortſetzung folgt.)

Paris jetzt und vor einigen Monaten.

Einer Rede, die Herr Charles Dupin vor einigen Tagen bei Gelegenheit der Jahresfeier einer ſeit 19 Jahren beſtehenden Pariſer „Geſellſchaft von Fabrikanten und Handwerkern zur Unterbringung und Lehrlings-Unterſtützung von Waiſenknaben" gehalten, entlehnen wir folgende, auch für andere Hauptſtädte belehrende Notizen:

„Im vorigen Winter, während der Monate Januar und Februar, zählte man in Paris unter hundert dem Gewerbſtand angehörenden Arbeitern nicht zwei, die zufällig ohne Arbeit waren. Während der ſieben erſten Wochen des Jahres 1848 brachte das Pariſer Volk acht Millionen Fr. nach der Sparkaſſe.

„Im Monat Mai zählten die ſogenannten National-Werkſtätten, d. h. die Werkſtätten ohne Arbeit, 87,000 Pariſer Arbeiter, von denen 24,915 aus der Vorſtadt St. Antoine waren. Mehr als zwei Drittel der letztgedachten Zahl gehörten den Luxusarbeitern der Hauptſtadt an, d. h. den Fabrikanten und Kunſtarbeitern in Bronzen, feinen Möbeln, Tapeten u. a. Modeartikeln. Wollen Sie ſich eine Vorſtellung davon machen, wie ſehr dieſe Gewerbe gelitten, ſo nehmen Sie den Moniteur vom 29. Juni zur Hand, und Sie werden darin finden, daß im Monat Mai d. J. in Frankreich, verglichen mit demſelben Monat 1847, einem durch die Getraidetheurungen ſo unglücklichen Jahre, an Erzeugniſſen des Auslandes verbraucht wurden:

„Seide: nur 19 ſtatt 100;
„Kupfer: nur $3^1/_2$ ſtatt 100;
„Mahagoni: nur $2^1/_2$ ſtatt 100.

„Dabei bemerken Sie wohl, daß es ſich um die Abnahme im Monat Mai handelt; die im Juni iſt noch größer; ſie nahm täglich zu, und wir befinden uns jetzt im Juli.

„Dürfen wir einen Tag ruhen, dürfen wir eine Nacht ſchlafen, wenn wir mit dieſer reißenden Schnelligkeit die Gewerbſamkeit einer Hauptſtadt abnehmen ſehen, welche ſeither ein Gegenſtand der Bewunderung und des Neides der Welt war? — Fürchten Sie nicht, daß man ſehr weit zu gehen braucht, daß es heroiſcher Mittel bedarf, um dieſen Uebeln abzuhelfen. Man braucht blos, um wieder zu Wohlſtand zu gelangen, das Gegentheil von Dem zu thun, was man gethan, um ihn herunterzubringen. Es muß den Kapitalien neue Sicherheit gegeben werden, anſtatt ſie einzuſchüchtern. Es muß von neuem der gute Glaube an die Verpflichtungen des Einzelnen wie der Geſammtheit, unverletzlich und heilig erklärt werden. Es muß an dem feſtgeſetzten Tage jeder Gläubiger, ſey er klein oder groß, mag er ſein Geld wieder ausgeben wollen oder nicht, mag er uns gefallen oder mißfallen, befriedigt werden. Es muß die Bekriegung des Reichthums und die Bedrohung des Eigenthums aufhören.

„Hindern wir es aus allen Kräften, daß die noch furchtbarere Zukunft, mit der man uns droht, zur Wahrheit werde. Sagen wir Jedem die Wahrheit, vertheidigen wir ſie, damit ſie endlich triumphire. Mit Füßen wollen wir dagegen jene der Geſellſchaft ſo gefährlichen Sophismen treten. Es iſt dies der größte Dienſt, den wir der Republik leiſten können, denn unmöglich kann ſie fortbeſtehen, wenn Paris und die übrigen großen Städte Frankreichs zu Leichnamen geworden.

„Ja, zu Leichnamen! das Wort iſt nicht zu ſtark, wenn ich ſehe, wie hier in Paris alle ſonſt ſo reich ausgeſtatteten Magazine und Verkaufsläden nach und nach verödet ſind: wenn ich wahrnehme, wie die großen, die mittleren und die kleineren Fabriken, eine nach der anderen, das Feuer ihrer Dampfmaſchinen verlöſchen laſſen, ihre Pferde verkaufen, ihre Webſtühle anhalten und genöthigt ſind, die Hälfte, drei Viertel und ſehr oft die Geſammtzahl ihrer Arbeiter zu entlaſſen.

„Darum auf, entſchließen wir uns nur, zu wollen, daß der

Digitized by Google

alte Wohlſtand zurückkehre! Und wenn wir Alle wollen, ernſtlich wollen, dann werden wir das Wunder auch bewirken!"

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Sclavenhandel gewinnt in Braſilien leider eine ungeheure Ausdehnung. In Bahia allein landeten ſeit zwei Monaten über 5000 Sclaven, die ſofort Käufer fanden und in die Gegenden von Campos, Rio Grande und Rio de Janeiro geſchafft wurden. Dieſen Seelenverkäufern dienten europäiſche Dampfſchiffe.

Korreſpondenz.

Vom bayriſchen Main, 17. Juli.

Die Errungenſchaften des März beginnen allmälich unter dem Volke Wurzel zu faſſen und ſich zu befeſtigen. Aber noch wird bei uns gegen die junge Freiheit angekämpft von einem an Zahl und Einfluß nicht unbedeutenden Feinde, der ihr den Sieg gern wieder entreißen möchte. Die Büreaukratie, unverſöhnbar mit den neuen Ideen und ſich zurückſehnend nach dem alten Polizeiſtaate, gibt die Hoffnung nicht auf, ihrer Herr zu werden, und macht ihr fortwährend den Krieg, je nachdem die Gelegenheit ſich darbietet, im offenen Felde, oder im Hinterhalte, in dichtgeſchaarter Schlachtlinie, oder in zahlreichen Tirailleurgefechten. Das Panier, welches ſie vor ſich herträgt, iſt das der conſtitutionellen Monarchie, für welche ſie gegen die Republik und Anarchie zu Felde zu ziehen vorgibt. Aber die conſtitutionelle Monarchie, die ſie will, iſt nicht die, welche unſere Zeit will, die auf demokratiſcher Baſis, ſondern die der letzten dreißig Jahre, unter deren Deckmantel ſie nach und nach den Polizeiſtaat aufgebaut und unter dem Miniſterium Abel zur Vollendung gebracht hat. Die Abeliſche conſtitutionelle Monarchie, d. h. die Beamtendespotie mit einigen nichtsſagenden conſtitutionellen Formen iſt es, die ſie als Ideal der Völkerbeglückung im Buſen trägt. Der Himmel bewahre uns vor ihrer Rückkehr! Lieber noch einmal die Herrſchaft des Schwertes oder des Krummſtabes, als die des Gänſekiels. Unter der Militärdespotie entwickeln ſich wenigſtens einige der edleren menſchlichen Eigenſchaften und Leidenſchaften, wie Heldenmuth, Ruhmbegierde, ritterliche Großmuth, Charakterſtärke; unter der geiſtlichen Herrſchaft Mildthätigkeit, Frömmigkeit, religiöſe Schwärmerei, Gelehrſamkeit in den poſitiven Wiſſenſchaften. Unter dem büreaukratiſchen Regimente aber verdumpft Geiſt und Herz, erliſcht jedes höhere Streben, iſt kein Aufſchwung zu großen Ideen, keine Bildung großer Charaktere möglich; der Menſch wird zur willenloſen Maſchine, nur in Bewegung geſetzt von den niedern Erhaltungstrieben, die ſich bei den Angeſtellten in einer bedientenartigen Carrieresucht äußern; das Volk ſinkt zum Laſtträger herab für die Herbeiſchaffung der Mittel zur Ernährung der vielen Beamten, und das Heer zum Polizeidiener der letztern für die Ueberwachung und in Zuchthaltung des Volkes. Nein, ſie werden nimmer wiederkehren, jene ſchmachvollen Zeiten der ſclaviſchſten geiſtigen und materiellen Bevormundung des Volkes von einem Haufen aufgeblaſener Schreiber und Schreiberlein! Die Millionen von Ideen, die dieſe während ihrer 33jährigen Herrſchaft in ſtrenger Gefangenſchaft hielten und die, durch die Märzereigniſſe befreit, nun voll Wonne in den Strahlen der aufgegangenen Freiheitsſonne auf und nieder wallen, kräftig emporwachſen und in fortwährender Zeugung ſich vermehren, werden ſich nimmermehr wieder einfangen und in die Kerker zurückbringen laſſen. Sie werden alle begeiſtert für Aufklärung, Freiheit, Menſchen- und Völker-Rechte in die Schranken treten gegen ihre früheren Unterdrücker, und ihnen den Sieg unmöglich machen.

Offenbach, 20. Juli.

P Es würde mir ein Leichtes ſeyn, die mehrfachen Anſchuldigungen und Ausfälle Ihres W-Korreſpondenten in der Didaskalia, Nro. 198, zu widerlegen, denn ich fürchte mich keineswegs vor „der Spitze ſeiner Bajonette und der Mündung ſeiner Feuerröhre, aus welchen uns ein Ungeheuer entgegengrinzt, das uns zu verſchlingen droht", allein ich fürchte weit mehr, die Leſer Ihres Blattes mit derartigen Erörterungen zu langweilen. Nur einige kurze Repliken ſeyen mir ein für alle Mal geſtattet. Ich glaube, es gehört mehr Muth dazu, in einer ſo fiebriſch aufgeregten Zeit die Beſonnenheit zu vertreten, als die Exaltation. Die Partei, welcher ich angehöre, kann ſich aber nicht dazu entſchließen, gegen ihr Gewiſſen ſich bei einem Theil des Volkes beliebt zu machen, wenn ſie von der Ueberzeugung durchdrungen iſt, daß Beſonnenheit und Mäßigung dem Gedeihen der wahren Freiheit und dem Glück des Vaterlandes weit förderlicher ſind, als die extremen und deſtructiven Tendenzen. Dabei werden wir an den „ſogenannten" Errungenſchaften des 6 März feſthalten und ſie in würdiger Weiſe auch zu gebrauchen wiſſen. Wir bewundern übrigens auf der andern Seite dieſe ſtolze Zuverſicht, dieſe nichts durchdohrende Gemüthsruhe des Patrioten W., den Pariſer Ereigniſſen — und ſo manchen in unſerer Nähe — gegenüber, die doch wahrlich jedem Unbefangenen ſonnenklar das Gefährliche aller politiſchen Ausſchweifungen darthun müſſen. Wir bekennen es offen, daß wir die deutſche Republik, wie ſie in den Köpfen mancher Tag- und Nachtſchwärmer ſpukt, für eine unreife Frucht halten, und daß die Lüſternheit darnach, wenn wir ſie nicht bewältigen können, uns um das Paradies der Freiheit rettungslos bringen wird. Sehr bedauern wir, daß die Aeußerung des „ſogenannten" Engländers dem Patrioten W. ſo mißfallen hat, können ihn aber verſichern, daß wir ſie aus dem Munde eines wirklichen — keines ſogenannten — Engländers gehört und ſind bereit, auf Verlangen deſſen Namen zu nennen. Wenn der W-Korreſpondent mit den engliſchen politiſchen Zuſtänden genauer bekannt wäre, würde er wiſſen, daß der freie Britte ein Sklave des Geſetzes iſt und daß ein einziger Conſtabler die „koloſſalſte Volksverſammlung" in den Schranken der Ordnung zu halten vermag. Dies iſt Wahrheit und keine „Dummheit", die wir nachbeten, wie Hr. W. zu ſagen beliebt. (Ueberhaupt iſt der Patriot W. ſehr ſplendid mit ſolchen Kraftausdrücken und hat wenigſtens die republikaniſche Tugend ſich bereits in hohem Grade angeeignet.) Daß in Folge der bekannten Adreſſe nicht nur zwei, ſondern viele Mitglieder aus dem vaterländiſchen Verein ausgetreten ſind, beweiſt unter Anderm ein Artikel in der Beilage zur Darmſtädter Zeitung, Nro. 198, d. d. Seligenſtadt, 11. Juli, worin berichtet wird, daß in Folge der Beſchlüſſe, welche der Ausſchuß des vaterländiſchen Vereins vom fünften Wahlbezirk des Großherzogthums Heſſen am 2. d. M. in Bildel gefaßt hat, am 4. von den 149 Mitgliedern jenes Vereins 76 mit der ausdrücklichen Erklärung ausgetreten, daß ſie mit der Stellung, welche der Verein namentlich durch den Beſchluß, „Proteſt gegen die Unverantwortlichkeit des Reichsverweſers einzulegen", der National-Verſammlung gegenüber eingenommen, überhaupt mit ſeiner kundgegebenen Richtung durchaus nicht einverſtanden ſeyen. Es ſtehen noch andere, für den vaterländiſchen Verein nicht ſehr ſchmeichelhafte Dinge in jenem Artikel, die wir aber nicht ſo lieblos ſeyn wollen, hier zu wiederholen. Es wundert uns, daß der Patriot W. „den Rechtsboden" der freien Meinungsäußerung aufrecht erhalten will, da er doch ohnlängſt mündlich und gedruckt mit Emphaſe erklärte: wie eine gewiſſe Partei die Freiheit an die Geſetzlichkeit verrathen habe. Damit ſind wir ſchließlich vollkommen einverſtanden, daß die Nachwelt richten wird, auf welcher Seite die „hochachtbaren Patrioten" ſtanden, und dem Referenten Dieſes wird es niemals einfallen, ſich ein ſolches Prädicat beizulegen.

Mainwaſſer-Wärme: Am 24. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 24. Juli. Romeo und Julie, Trauerſpiel in 5 Abth., von Shakespeare; nach A. W. Schlegel's Ueberſetzung für die Bühne bearbeitet.

Dienſtag, 25. Juli. Geiſtige Liebe, Luſtſpiel in 3 Abth., von Dr. Lederer. Hierauf: Herr Hampelmann im Eilwagen, Hampelmanniade in einem Act und ſechs Bildern.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaſkalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 205. Mittwoch, den 26. Juli 1848.

Das Unglück und ſein Gefolge.

Jedes Unglück iſt verſchwiſtert —
Wird ſich eines bei dir ſtellen,
Horch, ein zweites draußen flüſtert,
Sich zum erſten zu geſellen!

Wenn des Himmels blaue Hallen
Schwarze Wolken überragen,
Sieht man Blitze zündend fallen
Und das Feuer weiter tragen;

Und der Flammen ſpitze Zungen
Lecken um ſich mit Gepolter,
Und der Donnerkeil geſchwungen
Wild aus Jovis Händen rollt er

In den Rieſenbau des Thurmes
Und der Hütten nied're Dächer,
Hinter ihm der Gott des Sturmes —
Aeolus — der Mauernbrecher.

Und hört dieſer auf zu blaſen,
Stürzen nieder Hagelſchloſſen
Und die Wetterbäche raſen,
Meeren gleich, die ausgegoſſen.

Und das Schickſal läßt ſie hauſen
Und den Tod ringsum verſenden,
Bis es ihm gefällt, des grauſen
Schauſpiels Schrecken zu beenden.

German Mäurer.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

Der Italiener wußte die wunden Stellen zu treffen, und Anton war zu arglos und zu ſehr von ſeiner Leidenſchaft beherrſcht, als daß er auch nur im Entfernteſten Robert's ſchändliche Pläne geahnt hätte. „Laß Dich wie ein Hausthier traktiren — Dein ſchönes Lieb gewinnſt Du doch ein Mal nicht!" — Dieſe Worte ſtachelten einen furchtbaren Grimm in ſeiner Seele wach — ſie übertäubten wie mit Zaubermacht die Stimme ſeines warnenden Gewiſſens und lockten ihn in das Netz des niederträchtigen, gleißneriſchen Freundes. Er weigerte ſich zwar ſtandhaft, ſelbſt mit Hand anzulegen, aber das war nur ein äußerlicher Abſcheu — das feſteſte Bollwerk, den innern Richter, hatte der Italiener durch Lug und Trug! gewonnen, ohne daß Anton es ſich geſteh'n mochte.

In finſtere Gedanken verſunken, ſtarrte dieſer in das flakkernde Feuer — Robert arbeitete, ein Liedchen pfeifend, ruhig weiter. Ein blankes Goldſtück nach dem andern ſprang unter dem Stempel hervor und rollte Anton vor die Füße, der unwillkürlich nach den funkelnden Münzen griff und ſie nachdenklich betrachtete.

„Das Goldmachen läuft alſo am Ende auf Falſchmünzerei hinaus!" murmelte er halblaut vor ſich hin. „Und was geſchieht dem Falſchmünzer, wenn er entdeckt wird?" ſtieß er denn plötzlich laut heraus.

„Als ob das Falſchmünzen immer entdeckt werden müßte!" höhnte der Italiener. „Sieh', Freundchen, der Strampfer und ich treiben das Ding nun bald ein Dutzend Jahre — aus dieſem dunkeln Keller iſt ſchon manches glänzende Goldſtück an's Licht ſpaziert, und niemals iſt in eines Chriſtenmenſchen Seele der Gedanke aufgeſtiegen, daß in der guten Stadt Nürnberg der gleichen Schlauheiten vorfallen könnten. Haben aber eine zu gute Miſchung, iſt nicht vom Golde zu unterſcheiden! Ein Einfaltspinſel wird nimmer ein Falſchmünzer, und ein geriebner Geſelle läßt ſich nicht fangen — das glaube mir, Freundchen. Und paſſirt's ihm 'mal — — ein paar Tage in einem Raum zu wohnen, der jedenfalls eine ganze Portion heller iſt, als dies „undurchſichtige" Laboratorium — das däucht mir kein großes Unglück."

„Uebrigens will ich Dich zu gar Nichts überreden," fügte er, plötzlich abbrechend, in einem kalten Tone hinzu — „halte mir nur den Eid, den Du mir geſchworen haſt, und Alles iſt gut — wir bleiben Freunde wie zuvor. Der Strampfer geht zwar im nächſten Monat nach Italien, und ich hätte gern ſtatt ſeiner einen Gehülfen in Dir gehabt — aber 's findet ſich wohl bald ein Anderer — vielleicht thut's gar der Dabenberger oder ſonſt Einer."

Mit dieſen Worten erhob er ſich von ſeinem Schemel, löſchte Lampe und Feuer und zog den verwirrten und betäubten Anton mit ſich fort. Ein kurzes: „gute Nacht auch!" und Anton ſtand allein in der düſtern Gaſſe.

Es war ein ſchauriger Aprilabend. Die Wolken flogen wie Rieſengeſtalten über den Himmel, als ging's zur wilden Jagd fern über's Meer, der Regen goß in Strömen herab und der Wind heulte dumpf durch die nächtlich öden Straßen. Durch die noch winterlich brauſenden Lüfte aber klangen ſchon leiſe Auferſtehungslaute des lieblichen Frühlings — manchmal war es, als wehe ein warmer Hauch vom Süden her und rieſe mit hol-

Digitized by Google

der Stimme dem erſtarrten, finſtern Norden einen freudigen Morgengruß zu.

Anton empfand nichts von dieſem Sturm und Kampf der Elemente — der Sturm und Kampf in ſeiner Bruſt tobte grimmiger, als der da draußen. Der Winterſturm mußte doch ein Mal austoben — aber ſein Herz — wann ſollte d'rin Ruhe einziehen?

Der Italiener hätte keinen paſſerndern Zeitpunkt wählen können, ihn immer tiefer in Sünde und Schuld zu ſtürzen, und die Schlinge, in die er ihn gelockt, immer feſter und feſter zu ziehen. Anton war ſich nur zu deutlich bewußt, wie ſehr er von Robert abhängig ſey — der kalte Ton und die kurzen Worte deſſelben hatten ihn mehr, als er's ſich geſtehen mochte, eingeſchüchtert. Er fühlte, daß er an einem Scheidewege ſtehe — weiter wollte und mußte er — zurück konnte er nicht mehr — nur ein offener Bruch mit dem Italiener oder eine feſte Verbindung mit ihm blieb ihm übrig. Wählte er das Erſtere, ſo ſtand zu erwarten, daß Robert die Geſchichte mit den hundert Dukaten Jedermann erzählte — verband er ſich ganz mit ihm, ſo mußte er auch Verbrechen und Schuld mit ihm theilen.

Und ſeine Liebe? Es war ihm, als er ſo durch die finſtere, ſtürmende Nacht ſchritt, als fliehe die holde Agnes immer weiter und weiter vor ihm zurück. Sie war das helle Licht, dem er mit freudigem Muthe immer und immer zugeſtrebt hatte, — jetzt däuchte es ihm, als glänze das Licht in unerreichbarer Ferne vor ihm. — Und doch bedurfte es nur eines kurzen Entſchluſſes — a's ein reicher Mann ſtand er vor Agnes, und ſie war ſein! — Ein unendliches Weh durchwühlte ſeine Bruſt. —

Der heftige Kampf aller ſeiner Gefühle tobte in wilden Träumen fort, und als der Meiſter am andern Morgen in die Werkſtatt trat, entſetzte er ſich vor den geiſterbleichen Zügen Anton's, denen ſich der Ausdruck des tiefſten Schmerzes eingeprägt hatte.

Der biedere Greis, der ihn ſeit einiger Zeit im Stillen beobachtet hatte und mancherlei Vermuthungen hegte, glaubte durch eine freundlich-ernſte, väterliche Ermahnung des Jünglings Herz am beſten gewinnen zu können, und begann in mildem, ruhigem Tone:

„Deine auffallend trübe Stimmung, lieber Anton, die wir Alle an Dir ſeit einigen Monden bemerkt haben, beunruhigt mich ſehr, und es ſollte mir eine große Freude ſeyn, wenn Du mir aufrichtig Deinen Kummer entdecken wollteſt — liegt es in meiner Macht, ihn zu lindern oder zu heben, ſo haſt Du auf meine Hülfe den vollſten, unbedingteſten Anſpruch."

Der wohlwollende Blick und der warme Händedruck, welcher dieſe Worte begleitete, ſtimmten Anton unwillkürlich milder; — er ſchaute dem Meiſter lange in die klaren, treuen Augen und fühlte ſich einen Augenblick wieder ſo leicht und freudig, wie vor Jahren, als er, noch mit kindlichem Herzen zu dem Meiſter, wie zu einem ſtarken Helfer und Berather in allen Nöthen des Lebens aufſah — es war ihm, als riefe ihm eine leiſe Stimme zu: „vertraue Dich dem liebevollen Greiſe, er kann Dir helfen — noch iſt es Zeit!" — Aber da kam ihm wieder der dem Italiener geleiſtete Schwur in den Sinn, Nichts von Allem, was er gehört und geſeh'n, zu offenbaren — auch der ſchwere Geldkaſten, der Zeuge der eigenen Schuld, fiel ihm in die Augen — er wandte ſich ab, und ein tiefer Seufzer war Alles, was er auf des Meiſters freundliche Bitte erwiederte.

„Du wendeſt Dich ab, Anton?" fragte dieſer ſchmerzlich, — „ich mein' es gut mit Dir — ſieh', ich weiß, Du liebſt Agnes, und weiß auch, daß ſie Dir gut iſt." —

Anton machte eine heftige Bewegung — ein lichter Strahl der Freude flog über ſein Antlitz — dann lagerte ſich wieder die dunkle Wolke der Schwermuth auf ſeiner Stirn. Er wollte den Meiſter unterbrechen, doch dieſer fuhr ruhig alſo fort:

„Meine Agnes glücklich zu ſehen, iſt all' mein irdiſches Streben geweſen — ich könnte nicht ruhig meine Augen ſchließen, wenn ich für ſie bangen müßte! Laß mich aufrichtig ſeyn, Anton — Du haſt Dich in der letzten Zeit geändert, biſt nicht mehr der lebensfriſche, rüſtige, unermüdliche Jüngling, wie einſt. Ich ſah Dich mehrmals in Geſellſchaft eines nicht ganz unbeſcholtenen Mannes. —"

Bei dieſen Worten zuckte ein bitteres Lächeln um Anton's Mund — der alte Grimm erwachte wieder in ſeiner Bruſt — aber kein Laut entſchlüpfte ſeinen Lippen.

„Man ſagt, dieſer Mann ſuche junge Leute zum Trinken und andern unnützen Streichen zu verleiten — von meinem Anton mag ich das zwar nicht glauben — aber Deine Arbeiten in den verwichenen drei Monden ſind auffallend ſchlechter als früher. — Du biſt Geſelle, und mußt noch tüchtig ſchaffen, damit Du einſt nach vollbrachter Wanderſchaft ein tadelloſes Meiſterſtück lieferſt — einem unfleißigen, ungeſchickten Goldarbeiter kann ich meine Agnes doch nicht zur Frau geben! Sie bekommt zwar eine gute Mitgift — aber Schande über den Mann, der ſich von ſeiner Frau ernähren läßt — — der Mann ſoll die Frau ernähren: das iſt Brauch und ſoll es bleiben!"

(Fortſetzung folgt.)

Die deutſchen Auswanderungen.

(Fortſetzung.)

In den Unglücksjahren 1770 und 71 erreichte im vorigen Jahrhundert die Auswanderung der Deutſchen nach Nordamerika ihren Höhepunkt und dauerte ununterbrochen fort bis zum Beginne des Kampfes gegen England, das plötzlich, zu ſeinem Schrecken, bemerkte, daß man drüben über'm Meere mündig geworden war. Nordamerika entrollte das Sternenbanner der Freiheit. Bei Bunkershill krachten die erſten Kanonen, und die Nordamerikaner ſahen, daß Franklin Recht hatte, wenn er ſagte: „The path to liberty is bloody!" Ja, der Weg zur Freiheit iſt blutig! Die Nordamerikaner wandelten einen gefahrvollen, blutigen Weg, aber er führte zum Ziele. Auch 29,000 Deutſche, die, à 30 Thaler der Mann, an die Engländer verkauft waren, fochten gegen das nach Unabhängigkeit ſtrebende junge Volk. Möchte dieſer Schandflecken von unſerer Nation, die ſolches duldete, abgewaſchen werden können!

Seit dem Beginn des nordamerikaniſchen Krieges ſtrömten die deutſchen Auswanderer nach Oſten; ſie wandten ihre Blicke vom Lande der Freiheit weg nach Ländern, wo ſie einen noch größeren Druck fanden als in der verlaſſenen Heimath, nach Rußland, Galizien und Ungarn. In Galizien zählte man nach Fr. Müller 1811 ſchon 186 deutſche Kolonien, und groß iſt die Anzahl der in Ungarn und Siebenbürgen eingewanderten ſächſiſchen Proteſtanten. Bedeutender noch waren die Einwanderungen nach Rußland. Deutſche Ackerbauer ſollten die uncultivirten Länder des ſarmatiſchen Fürſten emporbringen, und darum bot man ihnen unter heiterem Himmel große Länderſtrecken dort an, wo Richelieu Odeſſa gegründet hatte. 600,000 Deutſche lebten bereits 1817 in Rußland. Auch in Beſſarabien wohnten in den 1814 — 18 errichteten Niederlaſſungen 1825 ſchon 2400 Preußen, 2633 Würtemberger und viele Bayern und Sachſen.

Während der Kriegsſtürme zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſtockte die Auswanderung faſt gänzlich. Die Häfen waren geſchloſſen und die Blüthe der männlichen Jugend von Deutſchland verblutete auf den Schlachtfeldern von Marengo, Wagram, Auſterlitz und Jena, wurde dahingerafft im Kampfe auf Spanien's Halbinſel und auf Rußland's Schneegefilden. Nur eine Ueberſiedlung, die des im vorigen Jahre verſtorbenen Georg Rapp,

Digitized by Google

verdient erwähnt zu werden. Sie fand 1805 ſtatt. Doch nach Beendigung des Krieges geſtaltete ſich die Sache anders und wendete die Blicke der Auswanderungsluſtigen wieder nach der neuen Welt. — Das Hungerjahr 1817 veranlaßte 30,000 Deutſche zur Auswanderung, und im folgenden Jahre ergriffen allein 9000 Würtemberger den Wanderſtab. Hierdurch aufmerkſam gemacht, erließ manche ſüd- und mitteldeutſche Regierung Abmahnungen, ja ſogar Verbote. Ueberhaupt machte man auch in neueſter Zeit allgemein die Bemerkung, daß die Beamtenkaſte ſtets vom Auswandern abrieth. „Wer vermag aber", ſagt Fr. Müller, „den Strom zu hemmen, wenn er mitten im Laufe in ſeinem Wogendrange dahinrollt? Unaufhaltſam ſind die Fluthen; unaufhaltſam iſt der Geiſt, der Volk und Zeit belebt!"

Ja, unwiderſtehlich rollt der eherne Wagen der Zeit dahin, und wehe Denen, die in ſeine Speichen greifen, um ihn zum Stillſtehen zu bringen!

Ludwig Gall von Trier leitete im Jahre 1820 einen bedeutenden Zug deutſcher Auswanderer. Als Warnung für Solche, die da vermeinen, dort drüben in der großen Republik ſey das alte Autoritätsſyſtem von dieſſeits noch anzuwenden, werde angeführt, daß in dem erwähnten Jahre, veranlaßt durch die glücklichen Umſtände der würtemberg'ſchen Harmonie-Geſellſchaft, der Amtsrath und Rittergutsbeſitzer Ernſt zu Almenſtedt bei Hildesheim ſich mit den erſten Hannoveranern und Braunſchweigern zur Auswanderung entſchloß. Mit dreihundert Menſchen ließ er ſich in Illinois nieder, hoffend, daß ſich dieſelben hier gerade ſo befehlen laſſen würden, wie dort in der Heimath. Aber welche Täuſchung! Einer nach dem Andern ging davon, um ſein Glück auf eigene Fauſt zu ſuchen.

Um's Jahr 1819 wendeten ſich plötzlich die Blicke der deutſchen Auswanderer auf Südamerika — Braſilien, Buenos Ayres, Columbia und Mexico — und vornehmlich war es Braſilien, wohin viele Züge deutſcher Emigranten abgingen. Das Lob dieſes Landes ertönte von Bänkelſängern und Orgeldrehern auf allen Gaſſen. Man brauchte da Soldaten, um die wilden Völker zu bändigen. Die Auswanderer fanden daher bei den Eingebornen keine freundliche Aufnahme. Die Meiſten der armen Getäuſchten wurden unter die Regimenter geſteckt. Die hübſchen, blonden, deutſchen Frauenzimmer trennte man aber von den Männern und brachte ſie zu andern Zwecken unter. Der rechtſchaffene Hauptmann Schlichthorſt öffnete 1828 den Deutſchen die Augen. In der Neuzeit ſollen ſich übrigens die Verhältniſſe für Einwanderer nach Braſilien bedeutend gebeſſert haben.

(Schluß folgt.)

Schulweſen und abzugfreies Auswanderungsrecht.

* (Frankfurt, 24. Juli.) In dem veröffentlichten Entwurf der Grundrechte des deutſchen Volkes findet ſich unter Nro. 2

„Unentgeltlicher Unterricht auf allen öffentlichen Schulen mit Ausnahme der gelehrten Bildungsanſtalten."

Hierin liegt Stoff zu manchen Betrachtungen.

Daß die Bildung der Jugend ein höchſt wichtiges Augenmerk für alle Staaten und alle Regierungen iſt, bezweifelt wohl Niemand. Auf welcher niedrigen Stufe der Bildung ein großer Theil der jetzigen Generation des deutſchen Volkes noch ſteht, haben die Ereigniſſe der neueſten Zeit mehr als zur Genüge bewieſen. Um ſo lebhafter muß ſich der Wunſch ausſprechen, daß eine beſſere Generation herangebildet werde, bei welcher Geſetzlichkeit und Sittlichkeit die wilde Rohheit verdränge. Und hierzu ſind gute Schulen gewiß ein weſentliches Beförderungsmittel, wenn — woran es leider! dermalen noch ſo oft gebricht — die häusliche Erziehung und das Beiſpiel der Eltern der Schule die Hand reicht.

Warum aber dieſer Schulunterricht allgemein unentgeltlich ſeyn ſoll, dazu läßt ſich kein hinreichender Grund abſehen. Bemittelte Eltern, wenn ſie zugleich rechtſchaffene Eltern ſind, kennen keine angenehmere Ausgabe als die, welche ſie für die Bildung ihrer Kinder machen. Ihre Vernunft und ihr Gewiſſen ſagen ihnen, daß es heilige Pflicht der Eltern iſt, ihre Kinder, denen ſie das Daſeyn gegeben haben, auch zu guten Menſchen und zu nützlichen Gliedern der Geſellſchaft heranzubilden, und daß mit der Erfüllung dieſer Pflicht ein beſeligendes Gefühl verbunden iſt. Solche Eltern verlangen nicht und wünſchen nicht einmal, daß der Staat dieſe Pflicht an ihrer Stelle erfülle und ſie dadurch eines ſo herrlichen Lohnes beraube. Für unbemittelte Eltern beſtehen in allen wohlgeordneten deutſchen Staaten entweder beſondere Stiftungen für Schulunterricht der ärmeren Klaſſe, oder die Staatskaſſe tritt von ſelbſt ein, ohne daß es hierzu einer allgemeinen Bundesgeſetzgebung bedarf, welche manche Staaten mit kaum erſchwinglichen Laſten drücken würde.

Auch ſcheinen die Verfaſſer des Entwurfs zu viel theoretiſirt und ſich nicht mit praktiſchen Schulmännern benommen zu haben, weil ſie ſonſt von Allen, ohne Ausnahme, über die große Schattenſeite des unentgeltlichen Schulunterrichts belehrt worden ſeyn würden. Sie würden erfahren haben, daß die eben ſo häufigen als beklagenswerthen Schulverſäumniſſe faſt ausſchließlich bei den Gratisſchülern vorfallen, deren Eltern ſich um den Schulbeſuch ihrer Kinder nichts bekümmern, da er ſie ja auch nichts koſtet. Deswegen haben ſchon viele praktiſche Schulmänner den Vorſchlag gemacht, daß man ſelbſt für die Armen ein Schulgeld beſtehen laſſen und dieſes auf ein Minimum reduciren und den Armen ſelbſt dieſes Minimum lieber auf andere Weiſe zufließen laſſen ſolle, damit ſie nur jedes halbe Jahr durch Zahlung des Schulgeldes erinnert werden, daß die Schule Etwas werth ſey, weil ſie Etwas koſte. Daß Strafen der Eltern wegen der Schulverſäumniſſe ihrer Kinder nicht, oder wenigſtens nicht allein, zum Ziele führen, weiß Jeder, der Erfahrung hat. In wie vielen Fällen können dieſe Strafen nicht beigetrieben werden, und in wie vielen Fällen hat deren Beitreibung andere große Bedenklichkeiten!

Ueberhaupt aber iſt die Frage über die Unentgeltlichkeit des Schulunterrichts eine zu ſecundäre Frage, als daß ſie Gegenſtand einer allgemeinen Bundesgeſetzgebung werden ſollte. Gewiß würde dieſer Gegenſtand am beſten der Autonomie jedes einzelnen Staates überlaſſen werden, der ſeine Verhältniſſe und ſeine Bedürfniſſe am beſten kennen muß.

Nro. 7 des Entwurfs beſtimmt abzugfreies Auswanderungsrecht. Dieſer Gegenſtand iſt allerdings der deutſchen Bundesgeſetzgebung würdig, weil dadurch Das allgemein gemacht wird, was in vielen einzelnen Staaten ſchon beſteht. Aber gewiß wäre es der Aufmerkſamkeit der Nationalverſammlung nicht minder würdig, zu veranlaſſen, daß die großen Strecken Deutſchlands, welche nicht, oder nicht gehörig ausgebeutet ſind, urbar gemacht und dadurch der ärmeren Klaſſe nachhaltige Beſchäftigung und Nahrung verſchafft würde, ohne daß Deutſchlands Kräfte geſchwächt und ſeine Söhne genöthigt würden, ſich den Beſchwerden und Koſten einer Reiſe in ein fernes Land zu unterziehen.

Nähere, der Beachtung nicht unwürdige Andeutungen hierüber finden ſich in Nro. 144 des diesjährigen Jahrgangs der Didaskalia.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

In den Schulzeitungen ergeht von einem Vereine von Lehrern (Fr. Fröbel, Heuſinger, Jung, J. Kell, Morgenroth, Pilz, Stangenberger, Hartmann, Zeiz, Zſchetzſche) an alle Volkslehrer und Freunde deutſcher Volkserziehung, beſonders von Kindergärten, die Einladung zu einer großen pädagogiſchen Verſammlung, welche Mitte Auguſt an näher zu bezeichnenden Tagen gehalten werden ſoll. Zum Verhandlungsort wurde Rudolſtadt erwählt, in deſſen Nähe Friedrich Fröbel ſeit mehr als 30 Jahren nicht nur für allgemeine deutſche Erziehung gewirkt, ſondern ganz beſonders ſeit 10 Jahren für entſprechende frühe Kinderpflege und Erziehung namentlich durch die Gründung von naturgetreu entwickelnden Kindergärten und Bildung von Lehrerinnen gearbeitet hat. Wir Rudolſtädter freuen uns ſchon im Voraus auf die Ehre dieſes Beſuches, und, nehmen die werthen Gäſte mit unſeren beſcheidenen Wohnungen und mit der frugalen Hausmannskoſt vorlieb, dann ſoll ſich die ſprichwörtlich gewordene alte thüringiſche Gaſtfreundſchaft auch an uns bewähren! — Man meldet ſich in portofreien Briefen bei Fr. Fröbel in Keilhau bei Rudolſtadt zu der Verſammlung an.

Korreſpondenz.

Wertheim, 20. Juli.

Zu den Reizen unſerer von der Natur ſo reichbegabten Gegend gehört insbeſondere die Lage an zwei Flüſſen, von welchen der Main uns das Bild lebendigen Verkehres durch Dampf- und Segelſchiffahrt, die Tauber in ihrem ſtilleren Thale und in engerem Rahmen freundliche Scenen ländlichen Stillebens vor Aug' und Seele führt. Es iſt wohl ſchon von manchem Reiſenden die Bemerkung gemacht worden, wie ſchön Wertheim's Lage für einen Badeort wäre; die Natur aber hat dieſe Gabe einer heilkräftigen Mineralquelle uns verſagt, indeſſen erfreuen wir uns in den beiden Flüſſen eines Surrogats, das zu dem Schönen unſerer Flußthäler auf das Nützliche führt. Wie erquickend die Mainbäder ſind, iſt bekannt; weniger wurde ſeither die Tauber als Bad benutzt. Seit dieſem Sommer nun hat Hr. Mühlenbeſitzer Adelmann durch Benutzung des Gefälles der Tauber, die in der Nähe der Stadt mehrere Mühlen treibt, einige Sturz- und Wellenbäder eingerichtet, die bereits viel und mit dem beſten Erfolge gebraucht werden. Dieſe Bäder haben den Vorzug, daß durch den Sturz das Waſſer im Becken in ſteter Wellenbewegung erhalten wird und ſo mit der Kraft eines Seebades ſtärkend und belebend auf den Organismus wirkt. Dazu kommt die äußerſt liebliche Umgebung des Bades in einem anmuthigen Plätzchen des Tauberthals bei der Stadt, wo das Bild einer lieblichen Natur erheiternd auf den Geiſt, wie das Bad belebend auf den Körper wirkt. Freundlich iſt der Blick auf die Rebenhügel, die Wieſen, die Gärten und Aecker der Umgebung, die ein für ſich abgeſchloſſenes Ganze bildet, deſſen trauliche Stille nur durch das Geräuſch des Wehrs unterbrochen wird. Dicht an das Bad ſtößt eine kleine Parkanlage Sr. Durchl. des Fürſten Georg zu Löwenſtein, deren hochgewachſene Bäume auch im glühendſten Sonnenbrand ein kühlendes Schattendach über den Luſtwandelnden wölben. Mit gewohnter Geneigtheit, alles Schöne und Nützliche zu fördern, hat der Fürſt ſeine Anlage den Badegäſten geöffnet und dadurch eine neue Annehmlichkeit dem Bade hinzugefügt. Die ſchöne Localität benutzend, hat Hr. Adelmann auch eine Molkenkur-Anſtalt errichtet, die gleichfalls viel gebraucht wird. So können Alle, die dieſe Anſtalten beſuchen, den Nutzen der Kur zugleich mit heiterem Naturgenuß verbinden, und in beider Hinſicht in dieſen mäßigen, engbegränzten, aber eben in ihrer Abgeſchloſſenheit und Stille dem Zwecke ſo ſehr entſprechenden Räumen volle Genüge finden.

Baden-Baden, 22. Juli.

Unſere Saiſon iſt in ihr erſtes Glanzſtadium getreten, und wenn auch ringsum der Friede noch nicht herrſcht, nach dem ſich ſo viele Gemüther ſehnen, ſo iſt doch bei uns, im Schooße unſerer reizenden Umgebung ſo tiefer Friede, daß man alle politiſchen Wogen der Gegenwart im Angeſichte dieſer herrlichen Thäler und Berge, an der Bruſt dieſer idylliſchen Natur vergißt. Unſer Salonleben iſt glänzend, die ſchöne Muſik des Raſtadter Militärs iſt für die Saiſon engagirt, unſer Theater iſt eröffnet, unſere Salons prangen im Schmucke der reizendſten Damenwelt, die zahlreichen Repräſentanten der Ariſtokratie aller Länder haben ihr Aſyl vor dem Sturme, der überall wüthet, hier gefunden. Franzöſiſche Grazie und engliſcher Comfort reichen ſich die Hand, und viele ruſſiſche Familien ſind bereits eingetroffen.

Kunſt- und Literatur-Notizen.

Der ſchon ſeit mehreren Monaten hier privatiſirende ausgezeichnete Pianiſt Alfred Jäll, welchem die Ungunſt der Zeitverhältniſſe in Bezug auf Veranſtaltung von Konzerten entgegen ſtand, wodurch wir des Vergnügens beraubt wurden, ihn hören zu können, wird demnächſt unſere Stadt verlaſſen, um eine Kunſtreiſe nach Nordamerika zu unternehmen. Bei den als vorzüglich anerkannten Leiſtungen des jungen Virtuoſen darf ihm ein günſtiger Erfolg in Ausſicht geſtellt werden. — Unter den gegenwärtig gebotenen Kunſtleiſtungen ſind die des Hrn. Eduard Breunig und ſeines „Piano-Cantante" hervorzuheben. Sie finden Montags und Mittwochs in dem Saale der Loge „Carl" (gr. Gallengaſſe) ſtatt. Dem Publikum einen deutlichen Begriff von den reizenden Wirkungen dieſes Inſtruments durch eine kritiſche Beleuchtung deſſelben zu geben, iſt nicht möglich; man muß ſich davon ſelber überzeugen. Dieſes neuerfundene Inſtrument iſt völlig unabhängig von allen früheren Conſtructionen der Phisharmonika, des Paumelodikon, der Aeoline u. a. und zeichnet ſich hauptſächlich dadurch aus, daß es durch den verſchiedenartigen Anſchlag einer und derſelben Taſte einen dreifach wählbaren Toneffect hervorbringt. Entweder vernehmen wir das Klavier in ſeiner urſprünglichen Färbung, oder vernehmen eine Harmonie zarter Blasinſtrumente, wie Stimmen aus höherer Region, jeder Modification fähig, an- und wieder abſchwebend bis zum leiſeſten Hauch, hier zur Andacht, dort zur heiteren Lyrik ſtimmend, oder hören wieder eine concertirende Vermiſchung beider Elemente, des Piano mit der Harmonika. Dabei aber verbleibt jeder Theil dieſes Doppel-Inſtrumentes vollkommen unabhängiges Solo-Inſtrument. Die erſten Künſtler von Wien und London haben das Piano-Cantante und ſeinen ausgezeichneten Meiſter Hrn. Breunig auf eine ſo rühmliche Weiſe anerkannt, daß auch wir daſſelbe zu empfehlen uns veranlaßt finden.

(Aachen.) Unſere Bühne hat uns in jüngſter Zeit ſehr erhebliche Kunſtgenüſſe geboten und die Gäſte, welche ſich die Direction für einige Zeit geſichert hat, haben uns zu einer trefflichen Oper verholfen. Unter dem lebhafteſten Beifalle iſt uns eine Reihe von klaſſiſchen Tonwerken vorgeführt worden. Sämmtliche Gäſte, namentlich Frau Pirſcher, welche in allen Opern durch ihre ſchöne Stimme, verbunden mit der höchſten Reinheit des Geſanges und trefflichen Vortrag hervorragte, Hr. Reichel mit dem ſeltenen Umfang ſeiner koloſſalen Stimme, Hr. Pasque und Hr. Krenzer, haben ſich in verſchiedenen Partieen als gediegene Künſtler bewährt und die lebhafteſte Anerkennung gefunden.

Mainwaſſer-Wärme: Am 25. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Heute, Dienſtag, 25. Juli, am Begräbnißtage des Hrn. Kapellmeiſter Guhr, bleibt das Theater geſchloſſen.

Mittwoch, 26. Juli. Beliſar, große Oper in 3 Abth., Muſik von Donizetti. (Gaſtrolle) Beliſar: Hr. Becker, vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 206. Donnerſtag, den 27. Juli 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

„Nun, ich will dieſem guten Brauch nicht entgegentreten,“ warf Anton mit Bitterkeit dazwiſchen, indem all' der alte Groll zugleich mit dem herben Bewußtſeyn ſeiner Armuth in ihm erwachte, — „ein armer Schlucker, wie ich, würd' auch Wenig bei dem Dinge ändern!“

„Verſteh' mich recht, Anton,“ erwiederte der Meiſter ſanft, „wer meine Agnes begehrt, ſoll nicht auf ihre Mitgift ſpekuliren, ſondern muß fleißig und brav ſeyn, ſo daß er ſich und ihr die nöthigen Lebensbedürfniſſe und Bequemlichkeiten erarbeiten kann — mehr verlang' ich nicht. Dieſe Regel hab' ich im Leben befolgt — hätt' ich einen Sohn, der müßt' es auch thun — d'rum kann ich es Dir auch nicht erlaſſen. — Neulich war ein Kaufherr aus Regensburg bei mir,“ fügte er nach einer kleinen Pauſe unglücklicherweiſe hinzu, — ein gar arbeitſamer und wohlhabender Mann — er warb um Agnes — ich ſchlug ſie ihm ab, weil ihr Beiden Euch liebt, und Eure Liebe werd' ich ſtets begünſtigen, ſo lange Du fleißig und rechtſchaffen bleibſt!“

Anton hörte nicht mehr — ſeine Erbitterung kannte keine Gränzen. Er ſprang auf und blickte den Meiſter mit flammenden Augen an — er wollte ſeinem gepreßten Herzen durch harte Worte Luft machen — aber des Meiſters klares, ruhiges Antlitz entwaffnete ihn — er vermochte keine Sylbe hervorzubringen — nur das Zucken ſeiner Geſichtsmuskeln verrieth den Grimm, der in ſeiner Bruſt tobte.

„Geh' nur hin, Du reicher Knauſer,“ murmelte er wüthend, als der Meiſter langſamen Schrittes die Werkſtatt verließ, — „geh' nur hin und verſchachere Deine Tochter an den erſten beſten Geizhals, der Truhen voll Geld beſitzt, aber kein Fünkchen von Liebe in ſich trägt! Es ſoll Dir aber doch nicht gelingen — die Agnes liebt mich, und wenn ſie mich nur nicht verachtet, ſo kümmert mich Deine Meinung von mir gar wenig! Du ſollſt aber auch noch andere Saiten aufſpannen — noch eine kleine Weile Geduld und Du wirſt Wunder ſehen! Reich will ich werden — reich — ſteinreich, und das in aller Stille! — Verachten mich die Leute, ſo veracht' ich ſie ſammt ihrem Geſchwätz doppelt und dreifach! Gemeine Seelen! ein Bischen Goldglanz beſticht ſie — ſie beugen ſich demüthig vor dem reichen Wucherer — fühlen ſich hochgeehrt, wenn er in ihr Haus kommt und liefern ihm ihr Liebſtes mit lautem Jubel aus! — Wartet, der Glanz meines Goldes ſoll Euch auch beſtechen — der Italiener hat gute Tiegel und ſcharfe Stempel — — heute Abend noch will ich an's Werk — — bald iſt das Stolzthun auf meiner Seite!“

4.

Wie ein Löwe auf ſeine ſichere Beute lauert, ſo lag der Italiener am Abend deſſelben Tages nachläſſig auf der breiten Polſterbank in dem verborgenen, trüberleuchteten Hinterſtübchen des Einhorns und wartete auf Anton und die übrigen Spielgenoſſen.

„Der Anton iſt mein, 's kann nicht fehlen,“ murmelte er vor ſich hin, — „der Burſch ſteckt zu feſt in der Klemme — er dauert mich beinah', der arme Schelm — will durchaus glücklich werden und fängt's ſo toll an! nimmt mich und den Stampfer zu Führern in's Paradies! wir ſind gerad' die rechten! Ich wette, er iſt heut' Abend ganz kurz und klein vor Ergebenheit, bin geſtern verteufelt kalt und wortkarg geweſen — 's iſt der beſte Köder, um ſolche Burſchen zum Anbeißen zu bringen — und fangen muß ich ihn doch,“ ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, — „wer weiß, über kurz oder lang geht's mir ſonſt an den Hals!“

Es war, als erwache in der Bruſt des wüſten Geſellen ein lang entſchlummertes Gefühl von Sehnſucht nach dem goldenen Frieden der Unſchuld früherer Tage. Mit finſterm Blick ſtarrte er auf die ſeltſam ſchwebenden Geſtalten, welche die trübbrennende Lampe an Wand und Decken malte — däucht' es ihm doch, als wehten draußen am Fenſter leiſe Stimmen vorüber — die Klänge waren ihm ſo bekannt und doch auch wieder ſo fremd — — in ſchmerzliches Hinbrüten verſunken, lauſchte er fort und fort. —

Plötzlich ward die Thür aufgeriſſen und athemlos und bleich ſtürzte der Strampfer herein.

„Verdammter Schurke, der Dabenberger!“ rief er wüthend dem Italiener zu — 's iſt aus mit uns, morgen ſteh'n wir vor Gericht! Der niederträchtige Wicht will uns verrathen! — Ich wollt' heut' Mittag zu ihm, hört' aber in ſeiner Stube laut ſprechen. Ich ſchau' durch ein Aſtloch in der Thür: — da ſitzt der Dabenberger am Tiſch, hat unſ're falſchen Dukaten vor und feilt einen nach dem andern an, daß das rothe Kupfer nur ſo glänzt! „Schändliche Kerle, der Berno und Strampfer,“ rief er in höchſter Wuth aus, — „haben mich ſchmählich betrogen — aber gleich morgen will ich's ihnen eintränken — hängen ſollen die Schurken! — Ich machte mich ſchnell davon — eine Stunde ſpäter ſah ich ihn auf's Pferd ſteigen, er iſt nach Altdorf und kommt morgen früh wieder — der Nachbar Steffen ſagt' es mir. Ich ſuchte Dich ſchon überall — wir müſſen noch dieſe Nacht fort von Nürnberg, ſonſt ſind wir geliefert!“

Lamentire nicht ſo, alter Haaſe!“ rief ihm gebieteriſch der Italiener zu, — „'s iſt nicht aus mit uns, ſag' ich Dir, und ſoll nicht aus ſeyn!“

All' ſein dumpfes Träumen war verſchwunden, groß und ſtolz ſtand er dem kleinmüthigen Strampfer gegenüber und deutete mit der Hand auf die Thür:

Digitized by Google

„Der Nächſte, der über dieſe Schwelle tritt, ſchafft uns den Dabenberger vom Halſe," fuhr er fort. „In einer Viertelſtunde ſitzt der Anton an Deiner Seite — der ſoll's thun. — Haſt Du denn unſern guten Plan ganz und gar vergeſſen, Strampferchen?" fügte er in ſeinem gewohnten Tone hinzu, indem er ſich an den Tiſch ſetzte, den Weinkrug ergriff und dem Freunde zutrank. „'S geht zehn Mal beſſer, als ich dazumal dachte — der Anton iſt mir von ſelbſt in die Falle gelaufen, er hat ſeinem Meiſter hundert Dukaten weggenommen und ſie an den Dabenberger verloren. In ſeiner Verzweiflung fleht' er mich an, ihm das Geld zu leihen — und ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als ihm hundert blanke Stücke zu geben. — der einfältige Burſche hat's in der Haſt gewiß rein vergeſſen, warum ſie ſo neu und blank ſind! ha, ha, ha! Sieh' — dadurch iſt er mein geworden — unſer „alchymiſtiſches Laboratorium" kennt er ſchon, und ich will ſieben Mal verdammt ſeyn, wenn er ſich nicht noch heute Abend mir mit Leib und Seele verſchwört. Wußte ſeine wunden Stellen weidlich zu treffen — wirſt Dein blaues Wunder ſeh'n!"

„Deine Pläne mögen recht ſchlau ausgeheckt ſeyn," verſetzte der Strampfer, noch immer verſtört und ängſtlich um ſich blikkend, — „aber wer führt ſie ſo ſchnell aus, wo iſt Gelegenheit und Zeit dazu? Der Dabenberger iſt fort, und ſobald er in's Stadtthor eingeritten iſt, geht er gerades Wegs zum Gericht!"

„D'rum ſoll er nicht wieder in's Stadtthor!" rief der Italiener mit donnernder Stimme und blitzenden Augen. „Hör' mich an," fuhr er dann ruhiger fort, „der Anton grollt dem Dabenberger ſchon lange, weil wir dieſen zuletzt allein gewinnen ließen; die verlornen hundert Dukaten haben ihn vollends erbittert, und heut' Abend will ich ihn durch einige hübſche Dichtungen ganz raſend machen. Der Wein, weißt Du, thut auch das Seine — und der Teufel mag noch dieſe Nacht mit mir zur Hölle fahren, wenn ich den hitzigen Burſchen nicht zu Allem bringe! Der Dabenberger iſt nach Altdorf geritten, ſagſt Du? das iſt herrlich! Wir wollen ihm unterwegs aufpaſſen — Du kennſt die Mühle im Waldgrunde, rechts vom kleinen Dorf, an dem Wege, der durch den Eichenforſt führt — den ſchlägt der Dabenberger ſicherlich ein. Wenn's Nacht iſt, geh'n wir fort, in zwei Stunden ſind wir da, ſchlafen ein Stückchen in der Mühle und legen uns dann im Holz auf die Lauer."

„Und was ſoll das Alles?" fragte der Strampfer verwundert und zweifelnd.

„Was es ſoll?" lachte der Italiener. „Unſchädlich wollen wir den Dabenberger machen — das heißt nicht wir, ſondern der Anton — wir bilden nur den Nachtrab. — Möchte nicht zum zweiten Mal Einem das Lebenslicht ausblaſen!" fügte er mit dumpfem Gemurmel hinzu. — „Der Dabenberger iſt eben ſo hitziger Natur, als der Anton," fuhr er dann lauter fort, „auch iſt er von dieſem neulich durch Stichelreden mehrfach beleidigt — wir hetzen die Burſchen an einander, ein Wort giebt das andere, und die Thätlichkeiten werden nicht lange ausbleiben. Der Dabenberger iſt ſicherlich ohne Waffen, der Anton führt ſtets ein Meſſer bei ſich, und nöthigenfalls können wir mit „ſcharfem Geſchirr" aushelfen — ſo wird der Anton ſchon einen Meiſterſtoß thun, der den Dabenberger ſtumm macht. Noch vor Sonnenaufgang ſind wir wieder in der Stadt, und keine Chriſtenſeele ahnt, daß wir drei ſchlichte Geſellen ſolch' krauſe Dinge verübt haben."

„Ich bin dabei," verſetzte der Strampfer, — „aber — der Dabenberger kann andern Leuten ſchon von unſerer Falſchmünzerei erzählt haben, und unſere nächtliche Partie iſt umſonſt!"

„Verlaß Dich auf mich," antwortete der Italiener; „er iſt der Einzige, der um unſer Geheimniß weiß. Kennſt Du den Dabenberger ſo ſchlecht, daß Du glaubſt, er ſchwätze wie ein altes Weib? Will er einen Hauptſtreich ausführen, ſo thut er's allein — die Ehre, ſo'n verruchtes Falſchmünzerneſt ausſpionirt zu haben, iſt gar zu ſchön! Aber ſo leichten Kaufs ſpionirt ſich's nicht — ich kann unſere gute Spelunke nicht ſo ſchnell aufgeben, und ſollt's mein Leben koſten! — Doch horch! da kommt der Anton — verhalt' Dich ruhig, ich will ihn ſchon bearbeiten!"

Indem öffnete ſich die Thür und der Erwartete trat aufgeregt und athemlos herein.

„Ich bin der Eure", rief er mit gepreßter Stimme; „ich will Falſchmünzer werden, weiht mich ein in alle Kniffe und Schliche. — Der alte, reiche, höhniſche Tropf hat mich in tiefſter Seele beleidigt, will ſeine Tochter verſchachern, weil ich nicht mit Goldſäcken um ſie werben kann! — Nehmt mich zu Eurem Gehülfen; Nächte lang will ich am Feuer liegen und ſchmelzen und glühen und am Boden kauern und ſtempeln und münzen. Nur reich muß ich werden, reich, ſteinreich!"

„Ja, das iſt eine eigene Geſchichte mit unſerm Falſchmünzen", entgegnete der Italiener mit unendlicher Gelaſſenheit, indem er ſeinen Krug bis zum Rande füllte; „'s geht auf die Neige mit uns, über acht Tagen ſitzen der Strampfer und ich ſchon in Wien. Du wirſt Dir wohl allein helfen müſſen, Anton; haben ſchon alle Inſtrumente eingepackt; 's iſt aus, rein aus mit dem Goldmachen!"

„Was," ſchrie Anton entſetzt, — „Ihr wollt fort — um Gotteswillen, was giebt es? — ſo redet doch und ſeht mich nicht ſo ſtarr und todt an — was habt Ihr!"

„Nun, nun, ſey nur ruhig," verſetzte der Italiener, indem er ihn auf einen Stuhl niederzog und ihm einen gefüllten Weinkrug zuſchob; „ſpüle nur erſt mit ein paar Tropfen Deinen Aerger hinunter — dann ſollſt Du mehr hören."

(Fortſetzung folgt.)

Die deutſchen Auswanderungen.

(Schluß.)

Von 1828 an nahmen die Auswanderungen wieder die alte Richtung nach Nordamerika und mehrten ſich faſt von Jahr zu Jahr, und namentlich lieferten die unter doppeltem Drucke ſchmachtenden ſtandesherrlichen Gegenden ſehr viele Emigranten. 1832 meldeten ſich ſchon im Mai 15,000 Auswanderer in Rotterdam an, und aus der 6000 Seelen zählenden Stadt Heilbronn zogen allein 1000 fort. Getäuſchte Pfälzer gingen auch nach Algier. Nicht nur aus Süd- und Mittel-Deutſchland, ſondern auch aus dem Norden unſeres Vaterlandes ergriffen nun viele Menſchen den Wanderſtab, um die neue Welt, das Eldorado jenſeit des Meeres, aufzuſuchen, wo die Freiheit im reinſten Sinne des Wortes ihren Götteraltar aufgeſchlagen. Viele der Emigranten kehrten mit tiefem Schmerze ihrem Vaterlande den Rücken, dem Lande, in dem ſie ſo gerne geblieben, das aber oft den heiligſten Rechten des Menſchen die willkürlichſten Schranken ſetzte, dem reichgeſegneten Lande, mit ſeinen ſchönern Bergen und Thälern, ſeinen rauſchenden Strömen, fruchtbaren Fluren und blumigen Auen, ſeinen vielen Städten und Dörfern. Viele ſchieden mit Schmerz von dem reichgeſegneten Lande, in welchem aber leider! eine bevorzugte Kaſte Frohnden, Herrendienſte und Zehnten beanſprucht, in welchem es zahlloſe Wälder gibt, und wo doch oft der Arme vor Froſt zitterte, dem Lande, wo unermeßliche Getreide-Fluren reiche Ernten ſpenden, wo aber gierige Wucherer, um ihre Geldſäcke zu füllen, ungeſtraft Hunger und Elend über den Armen verhängen dürfen. Ach! und wie Manchem mochte eine Thräne im Augen perlen, wenn er bedachte, jetzt auf ewig ſeinem Vaterlande den Rücken kehren zu müſſen, ſeinem Vater-

Digitized by Google

lande, worin ſich ſo glücklich leben ließe, wenn Wort und Rede frei wären, wenn nicht mehr in verſchloſſenen Stuben Gericht gehalten würde, ſondern frei und öffentlich, damit der Richter nicht mehr die heiligſten Rechte des Menſchen mit Füßen treten könnte, damit er ſich nicht mehr die Worte erlauben dürfe: „Sey Er ruhig, oder ich laſſ Ihn einſtecken!“ Worte, die gar oft gebraucht wurden, wenn Einer ſein Recht vertheidigen wollte. — Nun, Brüder über'm Ocean, freuet Euch, es iſt anders geworden!

Im Jahre 1832 befanden ſich ſchon über Eine Million Deutſche in Nordamerika, und man hat berechnet, daß in den letzten vierzehn Jahren allein in Bremen ſich 190,000 Emigranten einſchiffen ließen, von denen nur Wenige nach Jamaika, Braſilien und die Moskitoküſte gingen. Deutſchland verlor in der letzten Zeit durchſchnittlich jedes Jahr 60,000 Menſchen durch Auswanderung.

Auch Südauſtralien nahm unſere Brüder auf und gibt ihnen reichliche Nahrung und Unterhalt. Vor Algier aber hüte man ſich. Die Raubhorden der Beduinen mit dem ungeſunden Klima wirken auf's Verderblichſte. Einzelne Deutſche haben ſich auch ſchon am Cap niedergelaſſen und da ihre Rechnung gefunden.

Höher als in allen vorhergehenden Jahren belief ſich die Zahl der deutſchen Auswanderer im Jahre 1846. In New-York allein landeten auf 340 Schiffen 52,326 Deutſche. Wie hoch ſich die Zahl im Jahre 1847 belief, iſt uns nicht bekannt.

Nun, ſo lebet denn glücklich in Eurem zweiten Vaterlande, deutſche Brüder! Ihr wohnt im Lande der Freiheit; auch bei uns iſt das Morgenroth derſelben angebrochen. Ihr aber, freie Bürger Nord-Amerika's, habet Dank für die Gaſtfreundſchaft, mit welcher Ihr unſere Brüder aufgenommen. Mit Jubel begrüßten wir Eure Sternenflagge, als die Männer unſeres Vertrauens nach der alten Kaiſer-Krönungsſtadt zogen, und als der deutſche Johann vor wenigen Tagen auch in den Mauern der ehrwürdigen Mainſtadt erſchien, um ſich an die Spitze Germaniens zu ſtellen, da wehte Euer Sternenpanier zum zweiten Male in den Lüften, weithin die Freiheit verkündend. Feſt iſt ſchon das Band, welches unſere Reiche umfängt, die Freiheit wird es noch feſter ſchlingen. Und die Zeit, ſie iſt vielleicht nicht mehr gar zu ferne, wo neben dem Sternenpanier die ſchwarz-roth-goldne Flagge weht, wo unſere Kanonen die Unterdrücker der Freiheit niederſchmettern, wo Germania's Genius den Sieg erhält dieſſeit und jenſeit des Oceans.*)

Neuiſenburg. G. Kaut.

Johann von Oeſterreich.

Wer kraxelt[1]) dort oben von Felſen zu Felſen,
Den Stutze afn Buckel, den Stecken in der Hànd?
Wer ſpringt wi à Gäms über Kluften und Gräben?
Wer wàgt ſò[2]) denn aufn af d' nàckete[3]) Wand?
Waß Gott! unſer Hànns is der tüchtige Schitz,
Dem is ka Berg z'hoch und ka Felſen zu ſpitz.

Wer ſiegt denn dò drüben af'n blumigen Waſen[4]),
Das Bixerl zur Seiten, zu Füßen an Bock,
Um ihn h'rum die Hirten und Rinder dò[5]) gràſen?
Den kennt ma do glei an ſein lodenen[6]) Rock!
Es is unſer Johann, der fruhſtucken thut;
Die Milch und das Brod, ſcheint mer, ſchmecken ihm gut.

Wer laſt denn ſo g'ſchwind nàch der elenden Keiſchen?[7])
I's eper[8]) der Bader[9]), der'n Michel kurirt,
Unterm Arm àn Pàck, in der Hànd à pààr Fläſchen?
I glab, es is gàr von der Villach[10]) der Wirth.
Der Hanns is, der Vàter der Kranken und Armen;
Kànn helfen er nit, bringt er Troſt und Erbàrmen.

Wer reitet denn dort vor den vielen Soldaten
Und führt ſò in's dickeſte Feuer hinein?
Voràn is er immer trotz Kug'l und Grànaten
Und ſeine Dràgoner dicht hinter ihm d'rein.
Bei Gott, das is gewiß à recht tàpferer Mann!
I kenn' ihn, es is der Erzherzog Johann.

Was gibt's denn fra[11]) Läuten und Schießen und Laufen?
Kimpt[12]) eper der Feind, oder brennt's in der Stàdt?
Soldàten und Bürger in zàhlloſen Haufen
Und Muſik und Fàhnen, wie mer nie g'ſehen hàt.
Waß't nit, daß Johann, der Verweſer, heint[13]) kimmt?
D'rum is jà gànz Frankfurt ſo freudig geſtimmt.

Meinachel[14]), da kimpt à ſechsſpànniger Wàgen
Und hinten und vorn Soldàten zu Pferd.
D'rin ſitzt er, der Gute! O könnt' i's ihm ſagen,
Wie lieb wir ihn hàben, wie viel er uns werth!
I denk', er wird's Jubeln und Schrei'n wohl verſteh'n
Und die vielen Tauſend von Schnupftücheln ſeh'n.

Wer amàl ihn g'ſeh'n hàt, der muß ihn a lieben.
Sei' Blick is ſo freundlich, ſei' G'ſicht gàr ſo gut,
Sei' Wort is ſo redlich, ſo feſt wie geſchrieben;
Ihm opfern wir gern unſer Leben und Blut.
Sey, Johann, willkommen, màch's Vaterland frei!
Sey Vàter der Deutſchen, wir g'loben[15]) dir Treu'!

Von einem Kärnthner.

*) Wer ſich über „Urſachen und Wirkungen der deutſchen Auswanderungen im neunzehnten Jahrhundert“ belehren will, der leſe die unter dieſem Titel in Rudolſtadt bei Fröbel erſchienene Broſchüre von F. Müller, die wir bei dieſem Aufſatze theilweiſe zu Grunde gelegt haben, nach. Es iſt dies ein ſehr lehrreiches Schriftchen von 78 Seiten, das mit Sachkenntniß, Umſicht und Freimuth geſchrieben iſt.

[1]) Kraxeln = erklimmen, oder beſteigen.
[2]) ſò = ſich.
[3]) nacket = ſteil; gras- und kräuterleer.
[4]) Waſen = Raſen.
[5]) dò = die.
[6]) Loden = grobes Tuch.
[7]) Keiſchen = ein ſchlechtes Bauernhäuschen.
[8]) eper = vielleicht.
[9]) Bader — Wundarzt.
[10]) Villach, ein Ort in Oberkärnthen.
[11]) fra = für ein.
[12]) kimpt = kömmt.
[13]) heint = heute.
[14]) meinachel = wirklich.
[15]) g'loben = geloben.

Die à mit einem Accent werden mit einem Laute ausgeſprochen, der zwiſchen a und o liegt.

Das Leichenbegängniß des Kapellmeiſters C. Guhr.

Wieder haben ſie Einen zur Erde beſtattet, der gerechten Anſpruch darauf hat, daß ihm ein Kranz der Trauer und der Huldigung auf's Grab gelegt werde. Die mit hervorragenden Fähigkeiten begabten und über die Maſſen der Alltäglichkeit hinaus reichenden Menſchen, die Männer, welchen es vom Schickſal vergönnt wird, durch eine einflußreiche und langjährige Wirkſamkeit ihren Namen in weiten Kreiſen bekannt und geprieſen zu machen, Diejenigen, unter deren Pflege manche Blüthe des Schönen und Guten zur Entfaltung gelangt iſt, ſie ſind zu ſelten, als daß ihr Verluſt ohne Schmerz hingenommen und ohne Wehmuth betrachtet werden könnte. Zu dieſen Auserwählten und Vielbefähigten gehörte der am 22. d. M. durch einen ſchnellen und unerwarteten Tod von uns geſchiedene Kapellmeiſter Guhr. Ueber die Genialität ſeiner Künſtlernatur und über ſeine ausgezeichneten Leiſtungen als Opern- und Orcheſter-Dirigent haben die Stimmberechtigten längſt entſchieden und ihm ſeinen Ehrenplatz unter den Koryphäen der muſikaliſchen Zeitgenoſſen geſichert. Eine erneuerte Lobrede würde dieſe Anerkennung ſo wenig vergrößern können, als es eine kleinliche, pedantiſche oder moraliſirende Krittelei vermögen wird, die ungewöhnliche Befähigung und die Reſultate derſelben herunterzuziehen. Nächſt dieſer gerechten Würdigung der künſtleriſchen Verdienſte des Dahingeſchiedenen, die ihm in weiten Kreiſen gezollt wurde und ſeiner Wirkſamkeit eingedenk bleiben wird ſind wir, in deren Mitte er ſo lange geweilt und ſo Treffliches geleiſtet hat, ihm zu aufrichtigem Dank verpflichtet für die mannichfaltigen Kunſtgenüſſe, die er uns bereitet, für die vielen Stunden der Erheiterung und Erhebung, die er uns verſchafft und für die ſo oft erquicklichen Spenden der Muſe, die er uns mit ſorgſamer und freundlicher Hand dargereicht hat. Wenn wir die Freunde und Verehrer der Tonkunſt auf ihre eigenen Erinnerungen in dieſer Beziehung verweiſen und wenn ſie dieſe an ſich vorübergehen laſſen, ſo werden ſolche Erinnerungen dem Verſtorbenen eine beſſere Lobrede halten, als wir es hier vermöchten. Wie groß die Zahl der Verehrer ſeines ſeltenen Talentes, wie groß die ſeiner dankerfüllten Freunde geweſen, dies bekundete die Menge der Leidtragenden, welche die irdiſche Hülle des Verſtorbenen zur letzten Ruheſtätte geleiteten. Der Leichenconduct, dem ſich nächſt dem ſämmtlichen Theaterperſonal und den meiſten Künſtlernotabilitäten unſerer Stadt eine überaus große Anzahl von Perſonen aus allen Ständen angeſchloſſen hatte, bewegte ſich in ernſter und würdiger Haltung von dem Hauſe des Kapellmeiſters in Bockenheim bis zu dem Kirchhofe daſelbſt. Hier angelangt, ertönten Trauergeſänge und Trauermuſik, unter deren ergreifenden Klängen der Sarg in die mütterliche Erde verſenkt wurde. Es war ein herrlicher Sommermorgen; rings umher war Alles voll Licht, Glanz und Lebensfülle, und darum war der Gedanke des letzten Abſchied's von dieſer ſchönen und in aller Fülle prangenden Welt um ſo ſchmerzlicher und rührender. Hätte dieſer Eindruck durch eine Grabrede noch erhöht und verklärt werden können, ſo hätte es dazu eines berufenen und geweihten Redners bedurft. Solche aber ſind ſelten, und die herkömmlichen Phraſen von der Vergänglichkeit alles Irdiſchen und von der Sündhaftigkeit unſerer menſchlichen Natur ſind eben Worte, welche die Luft erſchüttern und in die Tiefe des Herzens nicht zu dringen vermögen. Nach Beendigung der üblichen Grabrede ertönten wiederum Geſänge und Trauerklänge, wobei manche Thräne der liebevollen Erinnerung und des Dankes in den Augen perlte. Somit endete eine Feierlichkeit, die eben ſo einfach als herzlich war. Wir aber rufen — Friede ſeiner Aſche! — Er hat ſeine Schuld der Welt reichlich abgetragen, und uns, die wir ihm nahe ſtanden, wird er immer in verdienter und gerechter Würdigung verbleiben. Mögen wir ſo glücklich ſeyn, ihn durch einen Gleichbefähigten erſetzt zu ſehen! Die Pflege des Schönen und Guten iſt freilich nicht an einen Mann geknüpft, aber ſelten doch ſind Diejenigen, die den rechten Beruf dazu beſitzen. Unſere Trauer iſt gerecht, unſere Hoffnung möge erfüllt werden! **W.**

Korreſpondenz.

Limburg a. d. Lahn, 24. Juli.

Wir hatten geſtern hier Turntag, Fahnenweihe und Preisturnen. Zum Turntag waren ſämmtliche Turngemeinden vom Taunus und Weſterwald (Naſſau) eingeladen und größtentheils durch Abgeordnete vertreten. Faſt einſtimmig gab ſich der Wille kund, das Turnweſen als ein für ſich beſtehendes Volksbildungsmittel von politiſchem Parteiweſen fern zu halten und keinem Mitglied einer Turngemeinde als ſolchem ein politiſches Glaubensbekenntniß abzuverlangen; eben ſo entſchieden trat aber auch der Wunſch hervor, recht bald wieder eine Vereinigung mit den Turngemeinden politiſchen Bekenntniſſes bewirkt zu ſehen. Hoffen wir, daß die dieſerhalb gefaßten Beſchlüſſe zu einem erfreulichen Erfolge führen. Der Turntag beſchloß ferner, es in Betracht zu ziehen, ob nicht auch die Turngemeinden der drei Heſſen, Frankfurt und des Kreiſes Wetzlar zu erſuchen ſeyn möchten, ſich mit dem Verein vom Taunus und Weſterwald unter dem Namen eines Kreiſes „Heſſen und Mittel-Rheinland“ zu verbinden. Es ſteht zu erwarten, daß die Turngemeinden jener Länder, die ſchon längſt zu einer ſolchen Verbindung hinneigen, auf das Erſuchen gar nicht warten, ſondern ihren Wunſch zum Anſchluß dem Vorort Limburg ſofort anzeigen werden. Erhebend war die Uebergabe einer koſtbar gearbeiteten Fahne durch die Frauen und Jungfrauen der Stadt an die hieſige Turngemeinde, der ſich dann ein Preisturnen auf dem Schafberg anſchloß. Letzteres zeichnete ſich eben ſo durch brüderliches Zuſammenwirken der Turner, wie durch lebendige Theilnahme der Einwohnerſchaft der ganzen Umgegend aus und bildete einen erfreulichen Gegenſatz zu den bedauerlichen Auftritten, welche auf den Grund boshafter Verdächtigungen vor Kurzem zu Dietz gegen die dortigen Turner angezettelt worden waren. Fortan wird jährlich, gleichwie auf dem Feldberg für den öſtlichen Taunus und die Wetterau, ſo auf dem Schafberg für den weſtlichen Taunus und den Weſterwald ein turneriſches Volksfeſt ſtattfinden. Auf dieſe Weiſe bilden ſich für die Thätigkeit der Gemeinden engere Bezirke, deren Mittelpunkte eben jene gemeinſamen Feſte ſeyn werden. Aus ihnen erwachſen Kreiſe und das Ganze wird ſich ohne viele Worte und Satzungen zu einem allgemeinen Turnerbund für ganz Deutſchland geſtalten, wenn nur anders das politiſche Glaubensbekenntniß frei gegeben wird, und wenn es die Turngemeinden, beſonders aber die Vororte der Kreiſe ſich zur Pflicht machen, in der zu Dresden erſcheinenden Turnzeitung: „der Turner“ ihren Brüdern regelmäßig von ihrem Leben und Streben Mittheilung zu machen. — Den Frauen und Jungfrauen wurde Abends ein Ball gegeben und morgen ſollen zum Schluſſe Schwimm- und Schießübungen ſtattfinden.

Mainwaſſer-Wärme: Am 26. Juli, Morgens 8 Uhr: 17 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 26. Juli. Geiſtige Liebe, oder: Gleich und gleich geſellt ſich gern, Luſtſpiel in 3 Abth., von Dr. Lederer. Hierauf: Herr Hampelmann im Eilwagen, eine Hampelmanniade in 6 Bildern.

Donnerſtag, 27. Juli. Beliſar, große Oper in 3 Abth., Muſik von Donizetti. (Gaſtrolle) Beliſar: Hr. Becker, vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 207. Freitag, den 28. Juli 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

Anton war wie vom Donner gerührt. — Jetzt, wo er nach hartem Kampfe ſeinem Ziel ſo nahe gekommen zu ſeyn wähnte, wo er ſich ſchon von Gold und Pracht umglänzt ſah und in den ſeligſten Liebesträumen ſchwelgte — jetzt ſollte Alles nur ein Blendwerk geweſen, Alles, was er gelitten und gewagt hatte, vergebens gelitten und gewagt ſeyn? Er vermochte das nicht zu faſſen.

„Gieb mir Auskunft, Robert," rief er in höchſter Spannung, ſeinen Becher hinunterſtürzend, „ich muß und will Alles hören!"

„Sieh', Freundchen," erwiederte der Italiener, dem Strampfer einen bedeutſamen Blick zuwerfend — „wer kann gegen Verrath und Hinterliſt ankämpfen? Der Dabenberger hat unſere Goldmacherwerkſtatt entdeckt und morgen früh giebt er uns bei'm Gericht an. So haben wir beſchloſſen, noch heute Nacht, mit unſern Inſtrumenten auf dem Rücken, der guten Stadt Nürnberg Valet zu ſagen und gen Wien zu wandern — dort giebt's dunkle Keller in Maſſe. — Uebrigens weiß ich eigentlich nicht recht, was Du hier noch weiter machen willſt, Deine Roſen haben auch die längſte Zeit geblüht! — weißt's wohl noch nicht ein Mal, daß der Dabenberger um die Agnes freit?"

„Jeſus Maria, was muß ich hören!" ſchrie Anton, wild von ſeinem Sitz auffahrend — „der Dabenberger freit um die Agnes?! — Ja, ja, Du haſt Recht," rief er dann plötzlich, ſich mit der Fauſt vor die Stirn ſchlagend — „hat mir's der Alte doch heut' Morgen ſelbſt geſagt — der reiche Kaufherr aus Regensburg, das iſt der Dabenberger! — ich blöder Thor! — Der hat freilich mehr Geld als ich — o, könnt' ich den verhaßten Schurken nur finden, ich wollt' ihn mit hölliſcher Luſt zermalmen!"

„Ach, wenn der Dabenberger nicht wäre, dann würd' es auch mit uns beſſer ſtehen!" warf der Strampfer ſeufzend dazwiſchen.

„Ja, der Böſewicht reitet, während wir hier ſitzen und lamentiren, wohlgemuth im Lande umher und kauft für die blanken Dukaten, die er Dir betrügeriſcher Weiſe im Würfelſpiel abgenommen hat, Hochzeitsgeſchenke für ſein ſchönes Lieb ein!" fügte der Italiener hinzu, den Krug niederſtoßend, daß der Tiſch krachte.

„Mordelement, was ſagſt Du, Robert?" ſchrie Anton mit einer Donnerſtimme — „der Dabenberger hat falſche Würfel — hat mich um die hundert Dukaten betrogen?! — Das iſt zu viel — ich muß mich an dem verruchten Schurken rächen — wo iſt er? find' ich ihn, er iſt verloren!"

„Nicht ſo hitzig, Freund Anton!" erwiederte der Italiener mit heimlicher, teufliſcher Freude — „Du könnteſt Dich wirklich am Dabenberger vergreifen! — Doch hört, mir fällt da ein prächtiges Auskunftsmittel ein — rückt zu mir heran und trinkt Eins auf den glücklichen Erfolg! Der Dabenberger iſt nach Altdorf geritten und kommt morgen in aller Frühe auf dem Heimwege durch den Eichenforſt jenſeit der Mühle, zwei Stunden von hier. Wir wollen den Burſchen aufgreifen, ihn binden und in unſere Werkſtatt ſchaffen. Dort ſoll er ſchon zahm werden — wir laſſen ihn nicht eher frei, als bis er uns die hundert Dukaten herausgegeben und uns mit einem ſchauerlichen Eide gelobt hat, nicht mehr um die Agnes zu freien und keinem lebenden Weſen unſer Treiben zu verrathen. Der Keller iſt tief, und das Maul wollen wir dem Schreier ſchon ſtopfen. Er iſt der Einzige, der um unſere Falſchmünzerei weiß — gelingt der Plan, ſo können wir noch manchen goldigen Dukaten ſtempeln! — Seyd Ihr's zufrieden, ſo geh'n wir ſogleich fort, bleiben ein Stündchen oder zwei in der Mühle und legen uns dann im Gebüſch hart am Wege auf die Lauer. Die Nacht iſt dunkel — ſeht nur, wie die Wolken vor dem Monde vorüberjagen — um drei Uhr geht er überdies unter, und vor vier Uhr kann der Dabenberger nicht im Eichenforſt ſeyn — 's wird eine herrliche Jagd abgeben!"

Mit lautem Jubel ward dieſer Vorſchlag von Anton und Strampfer aufgenommen und noch mancher Krug auf den glücklichen Erfolg deſſelben geleert.

Sobald die neunte Stunde ſchlug, wanderten alle Drei, in ihre Mäntel gehüllt, zum Thor hinaus, und noch vor elf Uhr langten ſie bei der Mühle an. Da dieſelbe zugleich eine Schenke war und häufig von Reiſenden, die ſich auf dem Wege von Regensburg und Altdorf nach Nürnberg verſpätet hatten, als Uebernachtungsort benutzt wurde, ſo fanden die drei Ankömmlinge unter dieſem Vorwande leicht ein Unterkommen.

Die heftige Aufregung der letzten Tage und beſonders die des heutigen, der übermäßige Genuß des Weins und die raſche Wanderung hatten Anton in einen fieberhaften Zuſtand verſetzt, der nun in eine gänzliche Erſchlaffung aller Lebensgeiſter umſchlug. Todtmüde, begab er ſich auf ein abgelegenes Kämmerchen im Obergeſchoß der Mühle, um einige Stunden zu ruhen — der Italiener und Strampfer verſprachen, ihn bei'm erſten Morgengrauen zu wecken. Die Letztern beſchloſſen, im untern Zimmer zu bleiben, noch einige Becher zu leeren und dann gleichfalls ein Stündchen zu ſchlafen.

Anton ſank bald in einen tiefen Schlummer — aber nur der Körper ruhte, der Geiſt arbeitete mit krampfhafter Anſtrengung fort. Ein furchtbarer Traum legte ſich mit bleierner Schwere auf ſein Herz.

Er ſtand — ſo träumte ihm — vor der Mühle ſeiner Mutter, fern im ſtillen Harzgebirge, und klopfte ſehnſüchtig an die Thür, Einlaß begehrend. Aber wie lange er auch klopfte, da

Digitized by Google

war Niemand, der ihm aufgethan hätte — eine Grabesſtille herrſchte rings im abendlichen Thale. Und wie er ſo harrte und traurig um ſich ſchaute, gewahrte er plötzlich, wie das Rad, das bis dahin ſtill geſtanden, ſich langſam zu drehen begann — aber nicht war es das Waſſer des Mühlbachs, welches das Rad in Bewegung ſetzte — der war lange ausgetrocknet — ein breiter Blutſtrom wälzte ſich im Bette des Baches daher und brauſ'te ſchäumend in die Schaufeln. — Voll Entſetzen ſtürzte er fort durch den Garten, hin zu der andern Thür des Hauſes — ſie ſtand weit offen. Zögernd ſchritt er über die Schwelle. — drinnen war Alles öde und dunkel, nur das Mühlwerk tobte grauſig durcheinander. In namenloſer Angſt eilte er auf die Thür des altbekannten, traulichen Stübchens zu — ſie flog von ſelbſt auf. Inmitten deſſelben ſaß ſeine Mutter todtenbleich wie ein Steinbild auf ihrem Stuhle — ein blutrother Schein zuckte rings um ſie her, auch der Eſtrich glühte und ſchäumte von Blut — die Wände aber waren ſchwarz und finſter wie in einer Todtengruft. — „Was ſtörſt Du die Entſchlafene?" hörte er da plötzlich eine dumpfe Stimme neben ihm rufen, — „willſt Du ſie zum zweiten Male morden? — ich bin ja noch da, ſtoß mir das Meſſer in die Bruſt!" Und langſam richtete ſich der alte treue Konrad vom Boden auf, das greiſe Haupt von Blut geröthet. In demſelben Augenblick erhob ſich auch ſeine Mutter von ihrem Sitze und ſtreckte ſchmerzlich die Hand nach ihm aus — — mit einem lauten Schrei ſank er nieder. —

Der Traum war entfloh'n. Anton fuhr wild von ſeinem Lager empor und ſtarrte verzweiflungsvoll um ſich — er meinte noch ſeine todtenbleiche Mutter und den blutigen Konrad zu ſehen.

Da hörte er plötzlich die Thurmglocke des nahen Dorfes die Morgenſtunde ſchlagen — es war der Ton der Heimathsglocke — fernab in den Thälern verkündeten die Hähne ſchon mit hellem Ruf den kommenden Morgen, und drüben im Dorfe ſang der Wächter mit klarer Stimme das alte fromme Lied:

Wacht auf, ihr lieben Kinderlein!
Der Morgenſtern mit hellem Schein
Läßt ſich frei ſeh'n, gleich wie ein Held,
Und leuchtet in die ganze Welt.

Gott's Wort, Du biſt der Morgenſtern,
Wir können Dein gar nicht entbehr'n,
Du mußt uns leuchten immerdar,
Sonſt ſitzen wir im Finſtern gar.

Willkommen ſey, du lieber Tag,
Vor dir die Nacht nicht bleiben mag!
Leucht' uns in unſer Herzen fein
Mit deinem himmliſchen Schein!

Dazwiſchen rauſchte das Waſſer leiſe im Mühlrade und der Mond ſchien ſtill und klar durch die ſchwankenden Wipfel der Linden in das kleine Kämmerlein.

Die letzte Nacht in der Heimath, wo er auch ſo wachend in die mondbeleuchtete Gegend hinausgehorcht hatte, ſtand mit einem Male hell vor Anton's Seele, und der ganze Himmelsfriede ſeiner Jugend winkte ihm in dieſem Augenblick wie ein fernes Eiland voll ſeliger Engelsgeſtalten. — Auf der andern Seite aber grinſte ihm ſein bisheriges Leben wie ein drohendes Geſpenſt am Rande eines gähnenden Schlundes entgegen.]

„Gott im Himmel, wo bin ich!" rief er in höchſter Seelenangſt aus. „Mutter, Mutter, Du haſt mich gerufen! — ich kann nicht ruh'n und raſten, bis ich weiß, ob Du noch lebſt, ob Du mir vergeben kannſt!"

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XXIII.

Den 19. Juli.

Krieg oder Frieden?

Kaum hatte das Pariſer Volk die Republik proclamirt, ſo hörte man in ganz Europa allenthalben Stimmen laut werden, welche den Krieg als unausbleibliche Folge dieſes Schrittes verkündeten, und in der That, man hatte Urſache genug, auf einen Krieg gefaßt zu ſeyn.

Das bekannte Manifeſt, welches Lamartine im Laufe des Monats Februar an die auswärtigen Mächte erließ, hat die Gemüther mehr oder weniger beruhigt.

Lamartine gab die Verſicherung, daß Frankreich nie einen Eroberungskrieg beginnen würde, daß es ſeinen moraliſchen Einfluß aufbieten würde, um das demokratiſche Prinzip überall triumphiren zu machen, und daß es nur dann mit Gewalt der Waffen interveniren würde, wenn eine unterdrückte Nation ſeine Hülfe anrufen würde. Lamartine's Manifeſt war mit einem Worte ſo friedlich als möglich.

Die Hauptveranlaſſung zu einem Kriege war verſchwunden, weil der franzöſiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten die Verſicherung gab, daß Frankreich keinen Krieg provociren würde, wenigſtens nicht aus frivolen Beweggründen.

Wird Frankreich angegriffen werden? — Das war die zweite Frage.

England hat ſich beeilt, die Republik als eine ausgemachte Sache zu betrachten; Palmerſton hat nie große Sympathieen für das Julíregiment gehabt, und dann das demokratiſche Whigminiſterium konnte unmöglich der franzöſiſchen Demokratie den offenen Krieg erklären; die deutſchen Fürſten hätten vielleicht gerne die Krone auf's Spiel geſetzt, um ſie entweder ganz zu verlieren, oder das alte Syſtem zu retten; aber Fürſten können keinen Krieg führen ohne Soldaten, ohne Einwilligung des Volkes. Das deutſche Volk von 1815 hatte mit den Fürſten gemeinſchaftliche Sache gemacht, um die ſchmachvolle Unterdrückung von Seiten des großen Kaiſers loszuwerden; das deutſche Volk von 1815 hat die deutſchen Fürſten um des Vaterlandes willen gerettet; das deutſche Volk von 1848 hat die Fürſten um des Vaterlandes willen proviſoriſch beibehalten, aber es wird keinen Krieg beginnen, um die Demokratie zu bekämpfen. England, Frankreich und Deutſchland ſchienen für den Augenblick keine directe Veranlaſſung zum Krieg zu geben.

Alle Augen wendeten ſich nun nach dem Kaiſer aller Reußen. Der nordiſche Czaar hat, nachdem er die ihm zugekommenen Depeſchen durchleſen, ſeinen Leuten verkündet: „Meine Herren, Frankreich hat die Republik proclamirt, laſſen Sie uns auf's Pferd ſteigen!"

Wo iſt der Kaiſer hingeritten? Welche Befehle hat er gegeben? Welche Maßregeln hat er ergriffen? Welche Abſichten hat er? Die ruſſiſche Gränze iſt geſperrt, das große Reich iſt hermetiſch geſchloſſen, wir wiſſen nicht beſtimmt, welche Nachrichten nach der Newa gelangen, wir wiſſen nicht, was in Petersburg in politiſcher Hinſicht vorgeht, wir wiſſen nur, daß die Cholera dort wüthet, daß der Kaiſer, „um ſeine Soldaten gegen dieſe Seuche zu ſichern" (?), dieſelben hier und da den Gränzen anderer Staaten nähern läßt.

Wird Rußland Veranlaſſung zu einem Krieg geben?

Lamartine hat zwar vor wenigen Tagen den Satz ausgeſprochen: „Nos rapports nouveaux avec elle (la Russie) ne sont

Digitized by Google

pas encore définis, mais rien n'indique la nécessité d'un choc entre ces deux grandes puissances destinées à se faire contre-poids plus qu'à se heurter aux deux extrémités du continent“; d. h.: „Unſere neuen Beziehungen mit Rußland ſind noch nicht geregelt, aber nichts bezeichnet die Nothwendigkeit einer Reibung zwiſchen den zwei großen Mächten, welche eher dazu beſtimmt ſind, ſich einander die Wage zu halten, als an den beiden äußerſten Enden des Feſtlandes feindlich zuſammen zu ſtoßen.“

Lamartine hatte immer ſchöne Worte, aber unglücklicher Weiſe taugen die Dichter nicht viel, wenn die Politik unter ihrer Leitung ſteht; ich denke, wir haben dieſelbe Erfahrung in Deutſchland gemacht; der mehr als einfache Kaiſer von Oeſterreich und ein Theil unſerer ſüddeutſchen Fürſten ſind heute noch beliebter, als der Gründer der Walhalla, als ſein königlicher Vetter, welcher mit Pathos das „Zwiſchen mir und meinem Volke“ ſprach und Angeſichts von 1100 Leichen ſein deutſches Volk haranguirte.

Um Gotteswillen keine Poeſie in der Politik! Der Poet Lamartine und der Phyſiker Arago ſtudiren die Geſetze des Schwerpunktes, der Attractionskraft; den Geſetzen der Natur nach hält Lamartine einen Zuſammenſtoß Rußland's mit Frankreich für unmöglich; Berryer hat während der Debatte eines großen Vergiftungsprozeſſes einem Arzte, der weiter ging, als mediziniſche Anſichten zu geben, demſelben mit gerechtem Stolze zugerufen: „Herr Doktor, wenn ich krank bin und zu Ihnen komme, dann unterſuchen Sie meinen Puls, aber bleiben Sie von der Jurisprudenz.“ Man könnte eben ſo zu Lamartine und Arago ſagen: „Wenn es ſich von irgend einer Tochter des Himmels handelt, die dem Menſchen die erhabenſten Gefühle einhaucht, von Geiſterhauch, Jenſeits und Unſterblichkeit; wenn eine neue Auflöſung des Pythagoräiſchen Lehrſatzes, oder eine Voltaiſche Säule zu erfinden iſt, à la bonne heure, aber bleibt von der Politik; Machiavel und die Giftmiſcherin Medicis haben nichts von Jenſeits und Unſterblichkeit gewußt; Ludwig der Vierzehnte kannte in der Politik nur ſein Ich, Napoleon nur ſein Schwert, Louis Philipp nur ſeine Familie, Metternich nur die Knute; heute verlangt man: eine gemäßigte proſaiſche Freiheit mit einem Stückchen Brod, erworben durch Arbeit.“

Lamartine als Menſch, als Poet iſt zu erhaben, um Politiker zu ſeyn; er hat die Gironde geſchrieben, ſein Geiſt hat die erſte franzöſiſche Revolution durchwühlt, aber von der Terraſſe des Elyſiums herabſchauend, hat er vergeſſen daß England, daß Palmerſton, wie Peel, wie Pitt, nur „old England for ever“ zur Deviſe hat, daß das egoiſtiſche Albion, an der Bruſt der Freiheit ſaugend, die Freiheit anderer Länder tödtet, nicht des Prinzips halber, nicht der Politik wegen, nein, weil Freiheit der Politik Hand in Hand mit der Freiheit des Handels geht, weil hinter dem Recht der Volksverſammlung das Recht des Häringstransportes ſteht; Lamartine hat vergeſſen, daß die engliſche Ariſtokratie gefährlicher, als die ruſſiſche Tyrannei iſt, daß das England von 93 keine Gelegenheit vorübergehen ließ, die franzöſiſche Republik zu chicaniren und zu intriguiren, daß England, ſtets unſer induſtrielles Deutſchland mit eiferſüchtigem Auge betrachtend, Alles aufbieten wird, unſer Deutſchland zu ruiniren, daß daſſelbe England, welches verrätheriſcher Weiſe Copenhagen bombardirte, Napoleon feſſelte oder gar? d. h. daß daſſelbe England, welches Portugal ausgeſaugt, Griechenland an den Abgrund des Verderbens gebracht, daß daſſelbe England, welches am 15. Juli 1840 mit dem Tyrann des Nordens, mit Metternich, Brunnow, Bulow, Eſterhazy das Protokoll unterzeichnete, welches den ſchmählichen Frieden um jeden Preis ſanctionirt, daß daſſelbe England, welches ſich heute anmaßt, gemeinſchaftlich mit Rußland unſere Angelegenheit in Schleswig-Holſtein à la barbe des deutſchen Parlaments zu regeln, daß daſſelbe freie England ſich mit Rußland coaliſiren wird, um, wenn möglich, die franzöſiſche Republik, die deutſche conſtitutionelle Monarchie, unſere deutſche Flotte in den Grund zu bohren.

(Fortſetzung folgt.)

„Das Vaterland bedarf“,

iſt ein Zauberwort, mit dem edle Menſchen und Völker ſo oft ſchon Wunder vollbrachten.

Das deutſche Vaterland bedarf, als des mächtigſten Hebels ſeiner Lebensthätigkeit im Innern, als des unwiderleglichſten Beweiſes ſeiner Einheit und Kraft nach Außen, einer Kriegsflotte.

Wir haben treffliches Material, gewandte Arbeiter in Menge und ſchiffskundiges Volk; es fehlt nur am Gelde. Die reichſten, hochherzigſten Gaben Einzelner belaufen ſich bis jetzt zuſammen nicht weiter als auf einige Zwanzigtauſend Gulden, während der erſte Anfang einer Flotte die Summe von ſechs Millionen Thaler bedingt. In unſerer geldarmen Zeit ſind dieſe Ausſichten wenig erfreulich!

Wie aber, wenn in jeder deutſchen Stadt eine Liſte aufgelegt würde, deren Unterzeichner ſich verpflichteten, zwei Jahre hindurch bei wöchentlich ſtattfindenden Sammlungen jedes Mal drei Kreuzer (reſp. einen Groſchen) für die Errichtung der Flotte zu zahlen, würde nicht vielleicht mehr als der fünfte Theil aller in Deutſchland lebenden Deutſchen im Stande ſeyn, ſich mit einem ſo geringen Beitrag zu betheiligen?

Nehmen wir einmal an, daß von den vierzig Millionen Deutſchen acht Millionen den genannten Beitrag leiſten, ſo würden in jeder Woche 400,000, in jedem Monat ſchon mehr als anderthalb Millionen Gulden eingehen. Es könnte das große Werk ſogleich an der Oſtſee, der Nordſee und an der Adria in Angriff genommen werden und nach Verlauf von zwei Jahren wäre ohne fühlbare Laſt für den Einzelnen, ohne Erſchöpfung der Staatsmittel, nichtsdeſtoweniger mit einer Summe von mehr als vierzig Millionen Gulden, unmittelbar vom Volke geſchaffen, eine Flotte hergeſtellt, die kühn das deutſche Banner an allen Enden der Erde ſiegreich entfalten dürfte zum Schutze unſerer Rechte, unſerer Angehörigen in der Fremde, unſeres Handels, unſerer Gewerbe und — unſerer Colonien.

Auf denn! Laßt uns ſehen, ob das Zauberwort: „Das Vaterland bedarf“ auch bei den Deutſchen ſeine Macht bewährt! Gotthold Logau.

Mannichfaltigkeiten.

Im vorigen Jahre ſind nach amtlichen Berichten im Ganzen 258,270 Perſonen aus dem vereinigten Königreiche Großbritannien ausgewandert. Von 1827 — 37 betrug durchſchnittlich die Zahl der Auswanderer nur 63,000 und von 1837—47, 104,000. Unter jenen 258,270 Auswanderern befanden ſich 10,300 fremde, meiſt aus Deutſchland. (Brem. Z.)

Am 25 Juli und die folgenden Tage findet in Paris der Verkauf der reich ausgeſtatteten Weinlager Louis Philipps, theils in Fäſſern, theils in Bouteillen ſtatt.

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Wiesbaden, 25. Juli.

Wer geſtern die mit Flaggen geſchmückte Stadt, wer den Jubel des Volkes an vielen öffentlichen Orten, wer die freundlichen Geſichter der beſonnenen Bürger erblickt hat, der wird gleichfalls die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das Vertrauen zur Geſtaltung der Dinge ſich wieder befeſtigt und daß ſich jeder brave Naſſauer gefreut hat, durch die Theilnahme an der geſtrigen Geburtstagsfeier des verehrten Herzogs ſeine Treue zu ihm beweiſen zu können. Der Eindruck, den eine freudig bewegte Volksmaſſe von Tauſenden auf den Zuſchauer macht, ſpricht am zuverläſſigſten den Geiſt aus, der eine ſolche Verſammlung belebt, und dieſer Eindruck war wahrhaft wohlthuend. Mit dem erſten Kanonendonner, der des Feſtes Beginnen verkündete, bis zur Mitternacht ſprach ſich überall die ungeheucheltſte Freude, die wärmſte Theilnahme an dieſem Feſte aus. Jede Laſt ſchien verſchwunden und keine bange Sorge für die Zukunft war bemerkbar. Es gehört nicht hierher, die Parade der Reichstruppen, die Freudigkeit bei dem Feſteſſen genau zu ſchildern, und wie ſich die herzlichſten Toaſte auf das Wohl des Herzogs, des Reichsverweſers, auf das Gelingen der deutſchen Einheit der ungeheucheltſten Theilnahme zu erfreuen hatten; aber der Monſtre-Muſik an dem Kurſaale muß doch hier gedacht werden. Drei Regiments-Muſiken, die zuſammen an 200 Perſonen zählen mochten, führten von Mittags 3 Uhr bis des Abends die gelungenſten Leiſtungen aus. Tauſende von Zuhörern umwogten ſie und zollten ihr Bravo. Der Pächter des Kurſaales hat dieſen ſeltenen Genuß zur Erhöhung der Feſtfeier dem Publikum bereitet. Zum freundlichen Schluſſe führten dieſe drei Geſellſchaften die Volkshymne gemeinſchaftlich mit ſeltener Präciſion aus. Der Genuß war groß, der Tag war ſchön! Des Abends auf dem Balle konnten die Räume die Geſellſchaft kaum faſſen. Noch nie war der Kurſaal ſo angefüllt, noch nie hat ſich eine ſolche Menge in ungeſtörter freudiger Stimmung darin bewegt. Die Offiziere der benachbarten Garniſonen nahmen an den Freuden des Tanzes den thätigſten Antheil, und unverkennbar war es bei der ſo zahlreichen Geſellſchaft das Gefühl, nun zu einem und demſelben Volke zu gehören, was die freudige Stimmung erzeugte. Dieſes Feſt wird den Feinden der öffentlichen Ruhe hoffentlich genugſam bewieſen haben, daß auch dahier ihre Zeit vorbei und für ſie keine Früchte mehr zu ernten ſind. Heute früh iſt der letzte Theil der Reichstruppen nach Mainz zurückgekehrt. Seit drei Tagen hat ſich die Zahl der Kurgäſte um's Doppelte vermehrt. Auch die ſo ſehr gefeierten Gäſte aus Holland kommen wieder an.

Langenſchwalbach, 22. Juli.

In Beziehung auf die falſchen, bereits anderweit widerlegten Gerüchte, in unſerem Kurorte ſeyen Unruhen zu befürchten oder ſchon ausgebrochen, geben wir hiermit die beruhigende Verſicherung, daß dahier weder Unruhen ausgebrochen, noch ſolche zu befürchten ſind, daß ſich das nun ſchon ſo ziemlich angewachſene Kurpublikum dahier einer heiteren Ruhe erfreut und von den hieſigen mit aller Sorgſamkeit jeden Unfug vermeidenden Einwohnern freundlich und zuvorkommend behandelt wird, wie ſich dies bei dem kürzlich dahier gehaltenen Fahnenfeſt, welchem der größte Theil der Kurfremden beiwohnte, durch die ausgezeichnetſte Ruhe und Ordnung in ſeinem gemüthlich heitern Verlauf beurkundet hat. Die hieſige Bürgerwehr ſetzt ihre Uebungen auch während der Kurzeit ununterbrochen fort, hat jedoch die ſehr lobenswerthe Einrichtung getroffen, daß dadurch in keiner Weiſe die Kurfremden geſtört werden können, ja nicht einmal die Exiſtenz derſelben erfahren. Von einem ſtändigen Dienſte derſelben, wie dies wohl anderwärts der Fall iſt, kann bei dem erwähnten ruhigen Verhalten aller Klaſſen der hieſigen Bürger keine Rede ſeyn und es iſt noch nicht ein Fall vorgekommen, daß die hieſige Gerichtsbehörde der Bürgerwehr zu irgend welchem Gebrauch nothwendig gehabt hätte. In dieſer Wehrmannſchaft aber haben wir bei kernhaften Geſinnungen hinlänglich kräftigen Schutz gegen jedes bis jetzt indeſſen noch nicht verſpürte unrechtliche Beſtreben, und wir bedürfen wahrlich weder der preußiſchen, noch einer anderen Infanterie.

Bensheim a. d. Bergſtraße, 19. Juli.

Nun wird eine neue Morgenröthe am pädagogiſchen Himmel, das Heil und das Glück für Menſchenerziehung und für Menſchenbildung im deutſchen Vaterlande hereinbrechen! Nach Bericht öffentlicher Blätter haben die thüringer Seminariſten aus den Seminarien in Eiſenach, Gotha und Erfurt am 2. d. Mts. in der zuletztgenannten Stadt getagt und beſchloſſen, Schritte zu thun, daß an den Seminarien a) ein freierer, wiſſenſchaftlicher Religionsunterricht ertheilt, b) die Geſchichte pragmatiſcher behandelt und c) Pſychologie und deutſche Literaturgeſchichte gelehrt werde. Um dieſe Zwecke zu erreichen, ſoll nun ein allgemeines Seminariſtenparlament (!) in Eiſenach oder in Gotha abgehalten, dann die auf demſelben gefaßten Beſchlüſſe der Nationalverſammlung oder dem künftigen Unterrichtsminiſterium eingereicht werden. Man muß geſtehen, daß Einem bei dieſer Vermehrung der ſeither erlebten Nachäffereien (denn in Thüringen — Eiſenach — haben ja auch die Studenten der deutſchen Hochſchulen getagt!) wahrhaft unbehaglich zu Muthe wird, und es ſcheint, daß die Pille, welche die „Fliegenden Blätter“ gaben, indem ſie die Quartaner wegen Reform in Unterricht und Zucht petitioniren und Beſchlüſſe faſſen ließen, noch nicht überall gewirkt hat, ſo daß nach noch etwas weiter umſichgreifender Manie für „freie Verſammlungen“ und für „zeitgemäße Umgeſtaltungen“ nächſtdem auch die Eleven der Kleinkinderbewahranſtalten Reformvorſchläge bei dem Parlamente machen werden. Das wäre dann wohl der „allerkühnſte Griff!“ — Jeder Vernünftige und Wohldenkende erkennt die Wichtigkeit und die nöthig gewordenen Verbeſſerungen der Volksſchule an, und die Lehrer derſelben haben, theils bei ihren beziehlichen Behörden oder Ständekammern, theils bei der National-Verſammlung geeignete Vorlagen — wenn man richtig belehrt iſt, hauptſächlich in den drei wichtigeren Punkten, wegen erweiterter, wiſſenſchaftlicher Ausbildung der Lehrer, ſachgemäßeren Organismus in der Verwaltung und erhöheter Beſoldung — gemacht; auch hat man die Schulfrage bei den Behörden (wie in einer der jüngſten Regierungsverkündigungen für das Großherzogthum Heſſen deutlich ausgeſprochen), bei den Ständekammern der einzelnen Staaten und bei dem Parlamente ernſtlich aufgegriffen, daher auch wohl recht bald Abhülfe und Verbeſſerung zu erwarten ſteht. Wozu alſo jetzt noch obendrein wegen der Ausbildungsfrage der Volksſchullehrer eine allgemeine Verſammlung der Seminariſten und Petition derſelben an das Parlament?! Wenn die thüringer Seminariſten, nicht gemeinſchaftlich, ſondern je nach den Bedürfniſſen der einzelnen Seminarien, für irgend welche Wünſche an ihre Direktoren oder an ihre Lehrercollegien und nach allenfallſiger Verweigerung geſtellter Bitten an ihre dann zunächſt aufwärts ſtehende Landesbehörde ſich wenden wollten, ſo fände man dieſen eingehaltenen Petitionsweg ganz in der Ordnung; wenn aber junge Leute, die in Berückſichtigung ihres Alters, ihrer hier und da dürftigen Vorbildung, ihrer in zwei oder drei Jahren vorübergehenden Verhältniſſe als Seminar-Schüler, ihres nur zu häufig beurkundeten Mangels an gereifter Selbſtſtändigkeit keine eigentliche Stellung im Leben noch einnehmen, allgemeine Verſammlungen ankündigen und Beſchlüſſe an das Parlament für ſolche Gegenſtände faſſen wollen, wofür man ihnen ein competentes Urtheil beſtreiten muß, ſo erſcheinen derartige Beſtrebungen, mild geſagt, als höchſt beklagenswerthe Verirrungen.

Diſtichon.

Gründlich gründet Ihr d'rin des Volks zu begründendes Grundrecht;
Draußen indeß iſt grundſchlecht dem deutſchen Volke zu Muth.

Mainwaſſer-Wärme: Am 27. Juli, Morgens 8 Uhr: 17 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 27. Juli. Beliſar, große Oper in 3 Abth., Muſik von Donizetti. (Gaſtrolle) Beliſar: Hr. Becker, vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Samſtag, 29. Juli. Der Barbier von Sevilla, komiſche Oper in 3 Abth., Muſik von Roſſini. (Gaſtrolle) Figaro: Hr. Becker, vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaſkalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 208. Samſtag den 29. Juli 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

Die Reue packte Anton mit Allgewalt — er raffte ſich auf und ſtürzte der Thür zu. Da fiel es ihm plötzlich ein, daß er ja mit dem Italiener und Strampfer den Dabenberger überfallen wolle — er kehrte um und riß ſein Taſchenbuch heraus, um einige Zeilen an Robert zu ſchreiben. Bei'm haſtigen Oeffnen deſſelben glitt Etwas daraus hervor und auf den Boden — unwillig über die Störung hob er es auf: — es war das Büchlein mit den frommen Sprüchen, das ihm ſeine Mutter bei'm Scheiden als einen treuen Führer durch's Leben gegeben hatte. Mit zitternden Händen ſchlug er es auf und las bei'm hellen Schein des Mondes:

„Heute, ſo ihr ſeine Stimme höret, ſo verſtokket euer Herz nicht!“

und weiter:

„Ich danke Dir, Herr mein Gott, von ganzem Herzen und ehre Deinen Namen ewiglich. Denn Deine Güte iſt groß über mich, und haſt meine Seele errettet aus der tiefen Hölle.“

„Ja, Herr mein Gott, ich danke Dir — Du haſt meine Seele errettet aus der tiefen Hölle!“ rief Anton und ſank auf ſeine Kniee und betete aus Herzensgrunde. Dann ſprang er raſch entſchloſſen auf — riß ein leeres Blatt aus dem Buche und ſchrieb in fieberhafter Eile dem Italiener: Er ſage ſich auf ewig von ihm und ſeinem verruchten Treiben los — die hundert Dukaten, die er ihm ſchulde, wolle er ihm zuſammenbetteln, wenn er ſie nicht zu erarbeiten vermöge - den Meiſter Morgenroth und ſeine Agnes könne er nimmer wiederſeh'n.

Das Blatt legte er auf den Stuhl vor dem Bette und ſchlich darauf mit leiſen Schritten durch das ſchlafende Haus — die Hinterthür, die in den Garten führte, war nur angelehnt — mit pochendem Herzen ſchlüpfte er hinaus. —

Draußen herrſchte eine unermeßliche Stille — der Sturm des Tages war verbrauſ't, voll und klar leuchtete der Mond durch die heimlich webende Frühlingsnacht — Gräſer und Blumen drängten ſich mit unſichtbarer Macht empor zum Licht, und durch die Wipfel der Bäume ging ein Flüſtern wie von leiſen Auferſtehungsmorgengrüßen.

Anton athmete tief auf — es däuchte ihm, als ziehe er wieder in das verlorne Jugendparadies ein und der Himmelsfriede ſeiner frühſten Jahre ſteige vom lichtblauen Sternengewölbe ſegnend auf ihn hernieder. Er fühlte ſich wie neugeboren und wanderte immerfort durch die wunderbare Nacht ſeiner Heimath zu. Ueber ihm hoch in der Luft zogen ſchon einzelne Kraniche gen Norden in die alte Heimath und riefen den träumenden Landen zu, im Strahl der heiligen Frühlingsſonne zu neuem, ſchönerm Leben nach eiſigem Winterſchlummer zu erwachen. —

Unterdeſſen ſaßen der Italiener und Strampfer heimlich ſchwatzend im untern Gaſtzimmer der Mühle und warteten auf Anton.

„'S iſt ſchon zwei Uhr vorüber,“ ſagte der Strampfer, „ich dächte, wir gingen hinauf und weckten ihn; beſſer, wir kommen eine Stund' zu früh als zu ſpät!“

„Ach, laß den armen Burſchen nur noch ein halb Stündchen in Ruh',“ entgegnete der Italiener — „er iſt gewiß herzlich müd' — hat ſich viel geplagt in den letzten Tagen — mir kam's vorhin auch ſo vor, als hätt' er einen kleinen Rauſch — den muß er erſt ausſchlafen, eine Schlafmütz' können wir nicht brauchen.“

So harrten ſie ohne Ahnung von Anton's Flucht, bis die Glocke des nahen Dorfes die dritte Stunde ſchlug. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren — behutſam ſchlichen ſie die Treppe hinauf nach Anton's Kammer — ſie war leer. In der Meinung, die rechte Thür verfehlt zu haben, öffneten ſie auch die andern beiden, die einzigen, die es im Obergeſchoß noch gab — nirgends war eine Spur von Anton zu erblicken. Unmuthig und haſtig eilten ſie zum erſten Gemach zurück und ſchauten ſich um, ob vielleicht eine verborgene Thür in ein anſtoßendes Zimmer führe.

„Was iſt das?“ rief da plötzlich der Strampfer, — „hier liegt ein beſchriebenes Blättchen — ja wahrhaftig, das iſt vom Anton!“

Ungeduldig riß ihm der Italiener das Papier aus der Hand und überflog es mit funkelnden Augen.

„Tod und Teufel!“ ſchrie er, wüthend die Fauſt ballend, „der Schurke iſt uns davongelaufen! Hat vermuthlich Gewiſſensbiſſe bekommen, als er nüchtern geworden iſt! — Verflucht, ich glaubt' ihn doch ſo ſicher zu haben! Gerade jetzt wär' mir der Burſch was werth geweſen — hätte gern hundert ächte Dukaten d'rum gegeben, wenn er mir den Dabenberger vom Halſe geſchafft hätte!“

„Ja, was iſt nun zu machen?“ fragte der Strampfer kleinlaut; „geſchehen muß doch Etwas!“

„Und das ſoll es auch,“ antwortete der Italiener, plötzlich aus ſeinem grollenden Hinbrüten auffahrend — „den Dabenberger müſſen wir haben, todt oder lebendig. — Am End' iſt's gut, daß der feigherzige Knabe davongelaufen iſt, er hätt' uns in ſeiner Dummheit über kurz oder lang doch ein Mal verrathen. Mit Abſicht thut er's nimmer,“ fügte er höhniſch lachend hinzu, — „er weiß recht gut, daß ſein eigner Hals dabei in Gefahr geriethe. Er läuft ſicherlich in die weite Welt — nach Nürnberg kommt er nicht wieder zurück, dafür ſteh' ich Dir — er kennt mich und meine Art, die Leute zu traktiren. — Doch raſch an's Werk! Sieh', dort liegt Anton's Mantel — das iſt prächtig — auch ſeinen Hut hat er mit dem Deinigen vertauſcht.

Digitized by Google

Ihr ſeyd ungefähr von gleicher Statur — friſch, Du mußt den Anton vorſtellen! Komm ſchnell mit hinunter — mal' Dir die fahlen Wangen roth — ich ſah drunten einen Napf mit gepulvertem Röthel ſteh'n — ſtutz' Dir's Haar am Kinn, 's iſt dunkel, der Dabenberger merkt Nichts. Du ſprichſt kein Wort, das Reden thu' ich — laß mich nur machen — geht's ſchief, ſo haben wir ja im Nothfall gute Meſſer! — Kommen wir nur noch früh genug zum Eichenforſt, ſo ſoll der Dabenberger ſchon zu Kreuz kriechen!"

Alles das war das Werk weniger Minuten; in der nächſten Viertelſtunde lagen Beide bereits wohlverſteckt im Gebüſch des hohen Waldes auf der Lauer.

Der Mond war lange hinab — ringsum waltete die tiefſte Stille, nur hie und da erwachte ein einſamer Vogel im Wipfel der Bäume und begrüßte mit leiſem Gezwitſcher den dämmernden Schein, der tagverkündend bereits im fernen Oſten aufleuchtete.

Eine halbe Stunde mochten die Beiden lautlos in ihrem Hinterhalte gelegen haben, da ertönte Hufſchlag von Weitem — noch einige Augenblicke, und eine dunkle Reitergeſtalt bog in den finſtern Forſt ein. Es war der Dabenberger. Ein donnerndes: „Halt!" ſcholl ihm entgegen, und ehe er ſich noch von dem plötzlichen Schreck erholen konnte, hatten Jene ihm ſchon den Weg vertreten und ſein Pferd am Zügel gefaßt.

„Hier iſt der Anton," ſagte der Italiener mit barſcher Stimme, „er will Dich fragen, ob's wahr iſt, daß Du ihm neulich mit falſchen Würfeln das Geld abgenommen haſt? Gieb Antwort — unſ're Zeit iſt kurz!"

„Was tretet Ihr mir mit niederträchtigen Lügen wie Straßenräuber hier im dunkeln Walde in den Weg!" rief der Dabenberger mit zornglühenden Augen, indem er ſein Pferd kräftig ſpornte und ein kurzes Meſſer aus dem Wamms zog, — „auf der Stelle laßt mich los, oder Ihr ſollt Eure Frechheit theuer bezahlen, Ihr Schurken!"

„Nun, ſo müſſen wir Dir wohl einige Pillen eingeben und einen kleinen Aderlaß gegen Deine Hitze verordnen!" ſchrie der Italiener mit wutherſtickter Stimme — „friſch, Anton, greif zu — ſieh' mal nach, ob der ehrliche Mann die falſchen Würfel bei ſich hat — derweil' will ich ihn von ſeinem Käſemeſſer befreien!"

Mit dieſen Worten riß er den Dabenberger vom Pferde und ſuchte ihm das Meſſer aus der Hand zu winden, während der Strampfer, der keine Ahnung von des Italieners ſchändlichem Plane hatte, mit aller Macht bemüht war, den laut um Hülfe Schreienden zu binden und zu knebeln. Eben hatte er den Strick um den linken Arm und die Bruſt deſſelben geſchlungen — da brachte ihm der Italiener heimtückiſch einen Stich im Rücken bei, um ihn gegen den Dabenberger aufzureizen. Der Strampfer, nicht anders meinend, ſein noch nicht entwaffneter Gegner habe ihn verwundet, ſtieß dieſem in der erſten Erbitterung das Meſſer in die Bruſt.

„Jeſus Maria!" ſchrie der Dabenberger — „ich bin getroffen — das vergebe Dir Gott, Anton — ich kann's nicht!"

„Bei'm Himmel, ich glaube, Du haſt dem Burſchen das Lebenslicht ausgeblaſen!" rief der Italiener mit erheucheltem Schrecken, — „komm, wir müſſen fort — hörſt Du, da ſchallen ſchon Stimmen von der Mühle und vom Dorf her! — 'S geht gut — er hält Dich für den Anton," fügte er in leiſerm Tone hinzu — „raſch gen Nürnberg; wir werfen uns ſchnell in unſ're Arbeitskleidung, und Niemand ahnt, wo wir geweſen."

Damit zog er den noch zaudernden Strampfer mit ſich fort, und bald waren Beide im Dunkel des Waldes verſchwunden.

Unterdeſſen hatten die auf des Dabenbergers Hülferuf herbeigeeilten Leute den Eichenforſt erreicht. Das laute Aechzen des Verwundeten lenkte ihre Schritte bald nach dem Ort der Unthat hin — ihre Hülfe aber kam zu ſpät, ſie hörten nur noch des Dabenbergers letzte röchelnde Worte:

„Der Anton Buchner aus Nürnberg hat's gethan" — ſtöhnte er ſterbend, — „weh' mein Herz! — er war aufgehetzt von dem niederträchtigen — —"

Die Stimme verſagte ihm — noch ein Mal richtete er ſich mit Anſtrengung aller Kräfte empor — dann fiel er leblos zurück.

Man hob ihn auf, legte ihn auf eine Tragbahre von Baumäſten und brachte ihn nach Nürnberg. Die Kunde von dem ſchändlichen Verbrechen verbreitete ſich alsbald durch die ganze Stadt.

(Fortſetzung folgt.)

Das deutſche Lied. *)

Von Friedrich Stoltze.

Rauſch' deine Flügel
Kühn auseinander!
Brauſe zur Sonne,
Jauchzendes Lied!

Rauſch' auf, daß Erd' und Himmel ſchallt
Im Jubel deines Klangs!
Rauſch' auf, daß jede Seele glüht,
Du deutſches, du erlauchtes Lied,
Du Adler des Geſangs!
Dir iſt an Macht kein König gleich,
Dein Reich, das iſt ein Herzensreich
Und dir gehört die Welt!
Die Welt, ſo weit die Liebe trägt,
So weit ein fühlend Herze ſchlägt,
So weit ein Gott die Seele ſchwellt,
Die ganze Welt!

O wenn du ſingſt mit ſüßem Schall
Von Lenz und Liebesluſt,
Wie wacht da auf die Nachtigall
In jeder Menſchenbruſt!
Und wenn du ſingſt von Vaterland,
Von Freiheit, goldeswerth,
Wie fährt da jede Männerhand
Zum Herzen und zum Schwert!
Und preiſ't dein feierlicher Chor
Den, der da Alles hält,
So hebſt du das Gemüth empor
Und Andacht füllt die Welt.
Die Welt, ſo weit die Liebe trägt,
So weit ein fühlend Herze ſchlägt,
So weit ein Gott die Seele ſchwellt,
Die ganze Welt!
D'rum, was da fühlt und ſingen kann,
Zum Preis des deutſchen Lieds heran!

Heran, heran von Nord und Süd!
Heran und preiſ't das deutſche Lied!
Und ſtimmet laut und jauchzend ein;
Es ſoll das Lied der Lieder ſeyn!

---

*) Wir machen auf die Compoſition dieſes ſchwunghaften Gedichts aufmerkſam; ein junger hieſiger, ſehr talentvoller Muſiker, Hr. Ludwig Geltert, hatte dieſes Gedicht für das große deutſche Muſikfeſt zu Frankfurt componirt. Die Zeitereigniſſe verhinderten die Abhaltung des Feſtes.

Digitized by Google

Sein Purpur wall' wie Morgenbrand
Weit über alles Volk und Land!
Und ſeine Krone ſtrahl' umher
Wie Sonnen über Berg und Meer!
O, all' ihr Völker, fern und nah',
Jauchzt auf in ein Victoria!
Victoria das deutſche Lied,
So lang' noch eine Seele glüht!
Victoria!

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

(Fortſetzung und Schluß.)

Lamartine hat in ſeinem Rapport vergeſſen, daß Nord- und Süd-Deutſchland, das Preußenthum und Deutſchland ſich feindlich, wenigſtens eiferſüchtig, betrachten, daß ein großer Theil Alt-Preußens dem König mehr zugethan iſt, als dem Vaterlande.

Lamartine ſagt von Preußen:

„Der König von Preußen, faſt genöthigt, als Exilirter nach Potsdam zu wandern, iſt in der Mitte ſeines Herres ſo zu ſagen nichts mehr, als König ſeiner Soldaten."

Nichts mehr, als König ſeiner Soldaten, in der That eine Bagatelle in den Augen des Dichters. Will Herr Lamartine etwa mit Jamben Krieg führen? Glaubt er, daß die Truppen Kants ſich mit den Jüngern Lamennais ſchlagen werden?

„Nun", fährt Herr Lamartine fort, „von zwei Sachen eine: entweder, der König von Preußen wirft ſich in die Arme ſeines Volkes und ſchließt eine Allianz mit dem liberalſten und demokratiſchſten (?) Volke Deutſchlands, oder er trennt ſich von ſeinem Volke, bleibt umgeben von ſeinen treuen Soldaten und ſchließt ein Bündniß mit Rußland."

Welch' eine merkwürdige Alternative, abgerechnet davon, daß Lamartine ohne Zweifel nur Rheinpreußen im Auge haben kann, wenn er von den Preußen, als von dem liberalſten Volke Deutſchland's ſpricht, iſt es in der That ſchon eine verzweifelte Vorausſetzung, daß der König von Preußen gar die Abſicht haben könnte, ſich mit ſeinem Schwager Nicolaus zu verbünden.

„Wenn der König von Preußen", ſagt Herr Lamartine weiter, „ſich in die Arme ſeines Volkes wirft, ſo werden ihn die demokratiſchen Prinzipien ſeines Volkes gezwungener Weiſe zu uns ziehen und unſere natürliche Verbindung iſt vollendet (consommée), oder der König von Preußen bleibt in der Mitte ſeiner Armee und verbündet ſich mit Rußland, um ſein eigenes Land wieder zu erobern, und alsdann, was vermag ein Fürſt, der genöthigt iſt, die Ruſſen zu Hülfe zu rufen?"

Was ein Fürſt vermag unter dieſen Umſtänden? — Vorausgeſetzt, daß der König von Preußen dem demokratiſchen Prinzip den Krieg erklärt, vorausgeſetzt, daß die preußiſche Armee unter dem Jubel das „Heil Dir im Siegeskranz!" das Vaterland dem Regenten opfern würde, vorausgeſetzt, daß Nicolaus 300,000 Mann Hülfstruppen ſendet, vorausgeſetzt, daß England ſeiner alten Politik treu bleibt. Was vermag ein ſolcher Fürſt, Herr Lamartine?

Man muß in der That keinen Taſſo ſtudiert haben, um die Folgen einer ſolchen Coalition zu begreifen, oder man muß ihn zu emſig ſtudiert haben, um die Fibel zu vergeſſen.

„Was vermag Oeſterreich?" ſagt Herr Lamartine. Aber anſtatt dem Wiener Volke einige Worte der Anerkennung zu ſchenken, anſtatt, wie dem Volke des Königs von Preußen, den wackeren Oeſterreichern einige übrigens aus dem Munde eines franzöſiſchen Diplomatendichters unnöthige Worte des Lobes zu ſpenden, ſagt Herr Lamartine mit Unwahrheit, mit Perſidie:

„Was kann ein Hof, welchem die Hand des Frankfurter Reichstags gleichſam die Krone vom Haupte des Kaiſers herabgeriſſen, um ſie als deutſche Reichskrone auf das Haupt des Erzherzogs Johann zu ſetzen?"

Lamartine ſagt mit naiver Beſcheidenheit:

„Ich geſtehe es, ſeit dem 24. Februar war die Vorſehung mehr Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, als ich."

Herr Lamartine hat hier nicht ganz Unrecht. Hätte man der Vorſehung alle Porteſeuilles überlaſſen, beſonders noch den Fauteuil des Herrn Rollin, wir hätten keine Juni-Inſurrection gehabt. Herr Lamartine ſcheint fortwährend auf die Vorſehung zu rechnen, um der Welt Frieden zu erhalten; die Vorſehung iſt eine herrliche Sache, ſie iſt der Abglanz der Gottheit; aber der Fuhrmann in der Fabel wollte auch den Wagen aus dem Koth ziehen, indem er betete und nichts als betete.

So lange Frankreich mit dem unglücklichen, durch ſeine eigenen Fehler gefallenen Polen coquettirt, ſo lange Frankreich die Obſervationspolitik in Italien zu verlaſſen droht, ſo lange Frankreich bei Fragen, die Deutſchland betreffen, unſerer Nation ſyſtematiſch, wenn auch nur durch Worte, feindlich entgegentritt, ſo wie es durch ſein Benehmen in Bezug auf Schleswig-Holſtein, England und Rußland encouragirte, ſo lange es uns ſeine Emiſſäre ſendet, um uns die Ehre ſtreitig zu machen, unſere Revolution ſelbſt zu vollenden, ſo lange Deutſchland nicht feſt und einig die Beziehung der unnöthig gewordenen Fürſten zu dem durch die Majorität des Volkes erwählten allbeliebten Erzherzog-Reichsverweſer ordnet, ſo lange das Parlament nicht ſchleunig ein definitives fürſtliches, erbliches Oberhaupt, umgeben von verantwortlichen Volksminiſtern, aus dem Schooße einer durch direkte Wahlen hervorgegangenen Nationalverſammlung ernennt (ich bewege mich auf dem Gebiete der reinſten conſtitutionellen Monarchie), ſo lange haben wir den Krieg in naher Ausſicht.

Der Krieg iſt heute noch der einzige Krater, aus dem der Abſolutismus triumphirend hervorgehen kann; der freiſinnigſte Soldat, einmal im Feuer, kämpft für den verhaßten Fürſten, der Geruch des Pulvers lähmt ihm alle anderen Gefühle.

Krieg oder Frieden? Das Schwert oder die Preſſe? Dictatur oder Freiheit? Das Schickſal Europa's ruht in vielen Beziehungen in den Handlungen des deutſchen Parlaments.

Alle Völker des Feſtlandes wetteifern in dieſem Augenblick in edlem Stolze, die Palme davonzutragen. Reactionärs und Wühler verdienen nicht mehr zum Volke gerechnet zu werden; die Einen vegetiren im Sumpfe der öffentlichen Verachtung, die Anderen ſchwimmen einige Secunden auf dem Meere verblendeter Volksgunſt, um einige Secunden darauf unter den ſiedenden, brauſenden, wallenden Wellen zu verſchwinden, vergeblich den goldenen Becher ſuchend, den ſie ſchon in ihrem Beſitz glaubten.

Krieg oder Frieden? Wer vermag den Schleier der Zukunft zu lüften?

Aus den Gluthen des waldumrauſchten Aetna, aus den Gewäſſern der mit kaukaſiſchem Eiſe vermählten Newa, kann ein Funke, kann ein Tropfen die Lampe des Friedens verlöſchen die Fackel des Krieges entzünden.

Es könnte eine großartige, eine ſchreckliche Feuersbrunſt entſtehen; das Bild des Krieges, das wir größtentheils nur durch maleriſche oder dichteriſche Aufzeichnungen kennen, dürfte vielleicht unſeren Augen vorgeführt werden! Eine fürchterliche Nothwendigkeit! Nein, es wird nicht dazu kommen, man wird rechtzeitig Mittel ergreifen.

Auffallend iſt es, daß, wie bei früheren Revolutionen, beſon-

Digitized by Google

ders wie im Jahre 30, die Cholera, dieſe verheerende Peſt, wieder der deutſchen Gränze näher rückt; man könnte auf ſchreckliche Gedanken kommen, aber nein, nein — ich will nicht glauben, man darf nicht allein nicht Alles ſagen, man darf auch nicht Alles glauben.

Mannichfaltigkeiten.

(Breslau, 21. Juli. — Schleſ. Z.) Von einem Reiſenden, welcher heute von Wien hier angekommen iſt, wurde uns nachſtehender Vorfall verbürgt, der einen ſehr traurigen Kontraſt zu dem vor einigen Monaten erlaſſenen Dekrete des Kaiſers Ferdinand bildet, wonach vom Tage des Erlaſſes ab jedwede Art von Prügelſtrafe aufgehoben ſey. Am 12. d. M. befand ſich der genannte Reiſende mit mehreren Freunden in dem nur einige Wegeſtunden von Wien entfernt gelegenen Laxenburg, wo bekanntlich ein Luſtſchloß der kaiſerlichen Familie iſt. Auf dem Spaziergange dort vernahmen dieſelben in der Nähe einer Caſerne, in welcher ein öſterreichiſches Jägerregiment einquartiert liegt, ein heftiges Schreien und Stöhnen, welches dieſelben unwillkürlich auf die Vermuthung brachte, daß in der Nähe irgend ein Menſch mißhandelt werde. Sie gingen deshalb dem Geſchrei nach und gewahrten alsbald, daß im Caſernenhofe von der betreffenden Compagnie drei Jäger öffentlich geprügelt wurden, und zwar in Gegenwart eines Majors und mehrerer Subaltern-Offiziere. Empört über dieſes barbariſche Verfahren in dem Bewußtſeyn, daß derartige Executionen nach dem kaiſerlichen Befehle ſtreng unterſagt ſeyen, erkundigten ſich unſere Spaziergänger ſofort nach der Veranlaſſung zu dieſer ſowohl dem Geſetze als der Menſchlichkeit hohnſprechenden Handlung und erfuhren wir, daß die beſtraften drei Jäger Tags vorher in einem Wirthshauſe in Laxenburg des Guten zu viel gethan, demnächſt mit mit mehreren gleichzeitig anweſenden Mitgliedern der Bürgerwehr eine Schlägerei begonnen und dabei in der Wirthsſtube an Tiſchen, Stühlen, Fenſtern, Spiegeln u. dergl. große Verwüſtungen angerichtet hätten. Auf Befehl des Majors ſeyen die Excedenten zwar ſofort zur Haft gebracht worden; demnächſt ſey jedoch von demſelben und den übrigen vorgeſetzten Offizieren beſtimmt worden, die Compagnie, der jene angehörten, ſolle über die Straffälligkeit ſelbſt ſowie demnächſt über das Strafmaß aburtheilen. Da ſey denn eine bedeutende Majorität unter der Mannſchaft dafür geweſen, daß jedem Excedenten 50 Hiebe applicirt wurden. Die Vorgeſetzten hätten indeß die Sache gelinder angeſehen, als die Kameraden der Geängſtigten; da ſich aber letztere einmal für Prügelſtrafe erklärt, ſo ſey dieſelbe noch angewendet worden; anſtatt der kameradſchaftlicher Weiſe dictirten 50 Hiebe habe indeß jeder Einzelne nur 25 Hiebe erhalten. Fürwahr ein trauriger Beleg für den herrſchenden Geiſt und den Bildungszuſtand in dieſem Regiment!

Korreſpondenz.

Wiesbaden, 11. Juli.

Unſerem ausgezeichneten Graveur Chr. Zollmann, Sohn, iſt wiederum von Seiten Frankfurt's ein ſehr ehrenvoller Auftrag zu Theil geworden. Kaum hatte derſelbe die Erinnerungsmünze an den Zuſammentritt des Vorparlaments und der conſtituirenden Nationalverſammlung, von welcher 20,000 Stücke à 2 Gulden geprägt wurden, abgeliefert, als ihm auch ſogleich vom Senate die Anfertigung einer Erinnerungsmünze zu Ehren des Reichsverweſers aufgetragen ward. Auch dieſe iſt mit bekanntem Fleiße und Geſchmack ausgeführt und bereits abgeliefert worden. Das Publikum wird ſich auch dieſer ſchönen Arbeit freuen, welche ſo ſehr geeignet iſt, den Ruhm des gebildeten Künſtlers in weitere Gegenden zu verbreiten.

Frankfurt a. M., 28. Juli.

Ein Korreſpondenzartikel in der Didaskalia, Nro. 202, aus Eiſenach ſpricht ſo manches Spaßhafte über weimariſche Zuſtände, daß man glauben möchte, die Stimme käme von Jemand, der gar nichts von der Sache verſteht. Der Berichterſtatter von Eiſenach ſagt: „Die Kammergüter werden nicht zerſchlagen und den Gemeinden in Erbpacht (?) gegeben, ſondern wieder verpachtet.“ Erbpacht iſt die ſchlechteſte Veräußerung; ſchon beim dritten Beſitzer wird der Erbpacht drückend und ganz gewiß würden bald dieſelben Klagen gegen den ſchweren Erbpacht verlautbar werden, welche wir jetzt über ähnliche Laſten aus früherer Zeit vernehmen. Die nächſten Zwecke der Vereinigung des Kammervermögens mit dem übrigen Staatsvermögen waren: Erſparniß durch eine einfachere Verwaltung, leichtere Ablöſung der Feudallaſten und Beſeitigung der Prozeſſe zwiſchen der Kammer und den ihr Verpflichteten; im April dieſes Jahrs wurde das Kammervermögen dem Lande übergeben und bald darauf wurde der Landtag auf ſeinen eigenen Wunſch vertagt und wird nach ſpäterer Berathung eines neuen Wahlgeſetzes aufgelöſ't werden; ein neuer Landtag wird beſchließen, welche Güter zerſchlagen werden ſollen und in welcher Weiſe dies geſchehen ſoll. Es liegt gar nicht in der Macht der Regierung, hier beliebig zu handeln. Der Berichterſtatter höhnt die Weimariſche und beſonders die Eiſenacher Preſſe; fehlt es in Eiſenach an Buchdruckerpreſſen, ſo ſchaffe man ſolche an, die Regierung kann und wird dies eben ſo wenig hindern, als ſie nach der Wiederherſtellung der Preßfreiheit Jemanden gehindert hat, drucken zu laſſen, was ihm beliebte. — Das Beiſammenſeyn unſerer Truppen geſchah auf directe Forderung von Frankfurt und hat ſich als nöthig erwieſen, weil Hetzer und Wühler ſich jeder Veranlaſſung bedienten, offene Aufſtände aus nichtigen Veranlaſſungen herbeizuführen und das Geſetz mit Füßen zu treten. — Der Berichterſtatter ſagt: „An Verminderung unſerer höheren Beamteten und ihrer hohen Gehalte iſt nicht zu denken; wir haben noch vier Criminalgerichte, die von den Unterbehörden wohlfeiler und wirkſamer verwaltet werden könnten.“ Möge ſich der Hr. Berichterſtatter ſagen laſſen, daß ſchon ſeit zwei Monaten bei uns Geſetzentwürfe ausgearbeitet werden, um den Staatshaushalt zu vereinfachen, daß wir, ſo wie ganz Deutſchland, Schwurgerichte bekommen werden, daß in der Civil-Juſtiz durchgreifende Veränderungen vorgenommen und Oberbehörden verſchmolzen werden ſollen, daß bei unſerem Miniſterium ſchon eine Verminderung der Gehalte eingetreten iſt, da wir jetzt nur einen Miniſter und anſtatt der Uebrigen Staatsräthe haben. Dies Alles muß erſt dem Landtage vorgelegt und von ihm genehmigt werden. Oder will der Eiſenacher Herr der Regierung das Recht zugeſtehen, beliebig zu ſchalten und zu walten? Aber der Landtag kann nicht wohl früher über ſolche Geſetze berathen, als bis die Nationalverſammlung ihre Berathungen über dieſe Gegenſtände beendigt hat, weil die einzelnen Staaten ſich dann nach den allgemeinen Geſetzen zu richten haben. — Was über den Kaſernenbau geſagt wird, iſt faſt lächerlich; daran denkt Niemand. Der noch beſtehende Landtag hat dieſen Bau abgelehnt; ein neuer Landtag wird ihn gewiß nicht genehmigen, auch Niemand ihn verlangen. Der Schluß des Berichtes ſoll als ein leeres Wortgeklingel übergangen werden; nur durch Darlegung der beſtehenden Verhältniſſe wollte der Einſender des Gegenwärtigen Aufklärung geben.

Adam Henß, aus Weimar.

Mainwaſſer-Wärme: Am 28. Juli, Morgens 8 Uhr: 17 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 29. Juli. Der Barbier von Sevilla, komiſche Oper in 3 Abth., Muſik von Roſſini. (Gaſtrolle) Figaro: Hr. Becker, vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 209. Sonntag, den 30. Juli 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

Der Meiſter Morgenroth ſaß eben bei'm Frühtrunk, da ſtürzte der Italiener in Arbeitskleidung, den Hammer in der Hand, herein und rief mit erheuchelter Angſt:

„Um aller Heiligen willen, Meiſter Morgenroth, wo iſt Euer Anton? Man giebt ihm Entſetzliches ſchuld — kommt ſchnell mit zum Stadthaus — dort liegt der Dabenberger!"

Ohne eine weitere Antwort auf die Fragen des beſtürzten Meiſters und der erbleichenden Agnes zu geben, lief er wieder von dannen. Der Meiſter warf raſch ſeinen Mantel über und eilte ihm nach. Auf der Hausflur trat ihm ſchon ein Gerichtsdiener entgegen, der ihn und ſeinen Geſellen Anton Buchner zum Stadtgericht entbot.

Dort war die Unterſuchung bereits in vollem Gange. Die Leute aus der Mühle ſagten im Verhöre aus, daß am verwichenen Abend ſpät drei Männer zu ihnen in's Haus gekommen. Einer habe ſich ſogleich zum Schlafen niedergelegt, die andern Beiden ſeyen noch eine Weile bei'm Wein ſitzen geblieben, gegen Mitternacht aber auch zur Ruhe gegangen. In der erſten Morgenfrühe habe ſich ein lautes Hülferufen vom Eichenforſt her hören laſſen — darauf ſey Jedermann dorthin geeilt — der Dabenberger habe jedoch ſchon im Sterben gelegen und nur noch gerufen: „Der Anton Buchner aus Nürnberg hat's gethan — er war aufgehetzt von dem niederträchtigen — —" Mit den Worten ſey er verſchieden. Die drei Männer habe Niemand bei'm Forteilen geſehen — dieſelben hätten aber nach Nürnberg gewollt.

Die Beſchreibung, die von den drei Unbekannten gemacht wurde, war zu allgemein und ungenügend, als daß ſich darauf irgend ein Verdacht oder eine Anklage gegen Jemand hätte ſtützen laſſen. Des Ermordeten Worte bezeichneten Anton als den Thäter, und an der Wahrheit dieſer Beſchuldigung ließ ſich nicht zweifeln, wenn man die übrigen Gründe, die gegen Anton ſprachen, hinzunahm. Sein verſtörtes Weſen in der letzten Zeit, welches mehreren Perſonen aufgefallen war und vom Meiſter Morgenroth ſelbſt mit dem tiefſten Schmerz beſtätigt wurde, ſeine Abweſenheit während der Nacht, ſeine Flucht — Alles zeugte gegen ihn.

Auf die dringenden Bitten des Meiſters ward indeſſen die fernere Unterſuchung aufgeſchoben — er glaubte, allen jenen Gründen zum Trotz, noch an Anton's Unſchuld; er vermochte es nicht zu faſſen, daß Anton, der einſt ſo reine und fromme Jüngling, in ſo kurzer Zeit ſo tief geſunken ſeyn könne. Eine große Veränderung war mit demſelben vorgegangen — das durfte er ſich nicht verſchweigen — aber daß er Blut vergoſſen mit Vorbedacht, wie ein Straßenräuber im finſtern Walde — dagegen ſträubte ſich des Meiſters innere Seele.

Mit ſchwerem Herzen betrat er ſein Haus — was ſollte er der angſtvollen Gattin, der verzweifelnden Tochter ſagen? — Seine Mienen verkündeten nur zu deutlich, daß all' die dumpfen Gerüchte, welche von der Straße herauf zu den beiden Frauen gedrungen waren, ſchreckliche Wahrheit ſeyen.

Agnes wollte ſchier vergehen vor Angſt und Pein — lange lag ſie, des Bewußtſeyns beraubt, in den Armen der zitternden Aeltern. Jetzt erſt ward dieſen klar, was der unglückliche Anton ihrer Tochter geweſen — ſie mochten nicht an die Zukunft denken — jeder Glockenſchlag, der von den Thürmen hallte, erfüllte ſie mit Beben.

Als das Mädchen wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, eilte der Meiſter nach Anton's Zimmer, in der Hoffnung, dort irgend einen Beweis ſeiner Unſchuld aufzufinden. Seine Hoffnung ward entſetzlich getäuſcht — — in einem verborgenen Schubfache eines Schrankes entdeckte er ein Käſtchen — er öffnete es — Falſchmünzerinſtrumente fielen ihm entgegen! — Das ging dem alten treuen Meiſter wie ein Stich durch's Herz — das Käſtchen entſank ſeinen Händen, und die heißen Thränen rannen über die bleichen Wangen. Alle ſeltſamen Anſpielungen und Reden Anton's wurden ihm nun plötzlich klar — — aber was den Verblendeten zu dem Morde getrieben haben konnte, das blieb ihm ein Räthſel.

Ein Paar falſcher Würfel, die ſich bei weiterer Nachſuchung in Anton's Kleidern fanden, ſchlugen des Meiſters Hoffnung vollends darnieder — — er begann dunkel den Zuſammenhang der Begebenheiten zu ahnen, und der ſchreckliche Verdacht, daß der tückiſche Italiener den argloſen Jüngling zu Spiel und Falſchmünzerei verleitet habe, ſtieg in ihm auf. Dieſen Verdacht wagte er aber gegen Niemand zu äußern. —

Um die Abendzeit gab ein Unbekannter einen Brief ab — — er war von Anton's Hand. Haſtig riß der Meiſter das ſchlecht gefaltete Schreiben auf und las:

„Meiner Verbrechen ſind zu viel — ich kann Euch nimmer wiederſeh'n — ich geh' in die weite Welt. Würfeln und Falſchmünzen haben mich in's Verderben geſtürzt — ich hab's vom Dabenberger gelernt — er entzweite ſich mit mir und wollte mich angeben, da hab' ich ihn in der Angſt ermordet — — Gott mag mir's vergeben! — In Eurem Geldkaſten liegen hundert falſche Dukaten — ich hab' ſie Euch gegen die ächten vertauſcht. — Lebt auf ewig wohl! Grüßt die Agnes — laßt ſie nicht um mich weinen — — ich hab's nicht verdient. Anton."

Das raubte dem Meiſter den letzten Hoffnungsſchimmer. — Wankenden Schrittes ging er in die Werkſtatt und öffnete den Geldkaſten: — ja, da lagen die beiden Rollen — in der Haſt in weißes Papier geſchlagen, während die übrigen mit blauem

Digitized by Google

verſehen waren. Die Dukaten waren falſch — die Stempel in dem gefundenen Käſtchen paßten nur zu genau auf das Gepräge.

Mit tiefem Weh im Herzen, theilte er den troſtloſen Frauen Alles mit.

„O, wer ſoll der armen Mutter all' das Entſetzliche hinterbringen!" rief er aus — „ich vermag's nicht. Wäre Anton nicht hierher gekommen, er wäre vielleicht ein frommer Menſch geblieben — aber mein Gewiſſen iſt rein — Gott weiß es — wie einen Sohn hab' ich ihn geliebt: ich hoffte ja, ihn einſt noch meinen Sohn zu nennen! — Nun iſt Alles eitel Täuſchung und Jammer! Jahre meines Lebens wollt' ich d'rum geben, wenn es nur ein Traum wäre!"

Es war eine ſchwere Stunde für den bekümmerten Greis, als er am andern Tage vor Gericht die gemachten Entdeckungen als neue Beweiſe von Anton's Schuld vorbringen mußte.

Einige Goldſtücke, die man bei dem Ermordeten gefunden, wurden mit denen des Meiſters verglichen — alle trugen daſſelbe Gepräge und paßten genau in die Stempel, die in Anton's Käſtchen lagen. In des Dabenbergers Hauſe hatte ſich zwar außer mehreren falſchen Dukaten weiter nichts Verdächtiges gezeigt, allein die übrigen Gründe ſetzten es außer Zweifel, daß der Dabenberger und Anton zuſammen Falſchmünzerei getrieben, ſich dann entzweit und der Letztere den Erſtern aus Furcht vor Verrath erſtochen hatte.

Der Dabenberger ward am nächſten Tage in der Stille beerdigt, „der Goldarbeitergeſelle Anton Buchner aber eines todeswürdigen Verbrechens ſchuldig erkannt" und ein Preis auf ſeine Habhaftwerdung geſetzt.

(Fortſetzung folgt.)

An Johann von Oeſterreich.

Tapfrer Waidmann, Sohn der Berge,
Mit dem Auge hell und frei,
Gott mit Dir und Deinem Werke!
Führ's mit Dem aus feſt und treu!

Du, der ungern in Paläſte
Einſt geſetzet ſeinen Fuß,
Lieber trug zum Felſenneſte
Eines Adlers ſeinen Gruß.

Du, der oft im Morgenſtrahle
In der Alpenkräuter Duft
Trank aus mächtigem Pokale
Der Natur, die Bergesluft;

Du, der in den Waldeshallen
Auf der Gemſe Felſenſpur
Las in Kräutern, Stein, Metallen,
Friſch das Leben der Natur,

Du, der mit dem Pflug gefahren,
Der ſich ſelbſt gepflanzt den Kohl,
Deſſen Höflinge einſt waren
Schlichte Bauern in Tyrol.

Führ' uns aus dem Dunſt in's Freie,
Schaff' uns Allen Bergesluft! —
Auf dann mit Tyrolertreue,
Wenn Dein mächt'ges Hifthorn ruft.

Auf dann, auf, mit frohen Schwingen
Kreiſend um Dein Silberhaar,
Daß Dir muß der Sieg gelingen,
Deutſcher Jugend kühner Aar!

Juſtinus Kerner.

Ueber Arndt's neueſte Schrift.

„Das verjüngte oder vielmehr zu verjüngende Deutſchland, ein Büchlein für den lieben Bürgers- und Bauersmann, von E. M. Arndt. Bonn, bei Marcus. 59 S. (12 kr.)"

Der wird immer ſchmerzliche Erfahrungen machen müſſen, der bei ſeinem Wirken die unumſtößliche Regel der Klugheit vergißt, daß das Gute nur dann vollkommen ſey, wann es den betreffenden Verhältniſſen angepaßt wird. So ergeht es jetzt vielen Schriften, die zur politiſchen Aufklärung des Volkes geſchrieben werden. Man findet da den redlichſten Willen mit manchen herrlichen Gedanken und der an und für ſich richtigſten Auffaſſung gepaart; aber die Einkleidung verdirbt dies Alles wieder. Wie im Verkehr der einfache Bürger und Bauer, der weiter keine Bildung als die der Volksſchule erhalten hat, keiner Belehrung und Beſprechung zugänglich iſt, die ſich nicht ſeinem Ideenkreiſe und ſeinem Tone bequemt, ſo will er von dem Buche nichts wiſſen, das dieſe Eigenſchaften nicht beſitzt. Und noch fehlt die Gabe, ſie zu ſchaffen, gar vielen recht tüchtigen und braven Schriftſtellern. Der entſetzliche Zuſtand, in dem wir bisher gelebt haben, hat auch die Trennung und Abſonderung der ſogenannten gebildeteren Klaſſen von den Volksklaſſen befördert, da er ein gedeihliches Volksleben nicht zuließ. Darum ſteht die ſchreibende Welt zum größten Theil, wenn ſie ſich zum Handwerker, zum Bauer wendet, ihm zu kalt und entfernt gegenüber. Noch ein anderer Punkt iſt es, an dem unſere politiſchen Volksſchriften leiden; es iſt die bilderloſe, platte, wäſſerige Sprache, die ſich auch ihrer bemächtigt hat. Die Leute, von denen hier die Rede iſt, die ſogenannten Volksklaſſen, haben vor den Gebildeten, denen viel fremder Stoff zum Erkennen und Erlernen von früher Jugend auf zugeführt wird, den Vorzug, daß ſie offner und empfänglicher für die Eindrücke der Natur und des praktiſchen Lebens ſind, daß ſie für Beurtheilung natürlicher Verhältniſſe, für Vergleichung ähnlicher Umſtände u. ſ. w. geſunderen Sinn haben, eben weil gewöhnlich viele eingeſammelte Kenntniſſe den freien Blick beſchränken. So drücken ſie ſich auch in der Sprache, dem Abbilde des Geiſtes, lebendiger, natürlicher, bilderreicher aus. Dies iſt ein Punkt, der alſo ſich nicht ſo leicht abändern läßt, weil er tief in unſern, leider gar oft nicht natürlichen Zuſtänden begründet iſt. Aber gemildert kann er werden. Wir müſſen zurückkommen von der franzöſirenden, angliſirenden, gräciſirenden ꝛc. Schreibart, die aus einem urſprünglich guten Umſtande ſich zum entſchiedenſten Nachtheile allmählig eingeſchlichen hat. Das eifrigſte Beſtreben ſey es fortan, wieder rein deutſch zu ſchreiben nach dem Vorbild der lutheriſchen Bibel. Dann werden auch eher ſolche Schriften beim Volke Gehör finden. Die lutheriſche Bibel, auch in der Beziehung ausgezeichnet, daß ſie eines der größten Sprachdenkmale iſt, daß ſie ferner ſo lange das bedeutendſte Volksbuch bleiben wird, als unſere Cultur beſtehen bleibt, ſpricht die Sprache des Volks, ſpricht die deutſche Sprache, die jeder Deutſche ſprechen ſollte; darum ſey ſie ein Gegenſtand des eifrigſten Studiums für Jeden, der auf's Volk in Wort und Schrift wirken will. Bis jetzt haben dies nur Wenige gethan.

Um ſo mehr muß man ſich nach dem Geſagten freuen, wenn eine Schrift für das Volk ausgeht, die gediegene Auffaſſung und geeignete Form gleichmäßig in ſich vereinigt. Eine ſolche anzuzeigen haben wir heute das Vergnügen. E. M. Arndt, der

Digitized by Google

wackere Vorkämpfer für des Vaterlandes Freiheit gegen innere und äußere Feinde, nicht von heute und nicht von geſtern, nein, von beinahe einem halben Jahrhundert her, hat ſeine durch Theorie und lange eigne Erfahrungen geſtützte Meinung in dem Büchelchen, deſſen Titel hier obenan ſteht, vernehmen laſſen. Nur Weniges ſoll hier über und aus demſelben mitgetheilt werden; es wird hoffentlich genug ſeyn, um die Aufmerkſamkeit auf daſſelbe zu lenken, und Denen, die auf die Meinungen im gemäßigten Sinne zu wirken ſuchen, es als ein geeignetes Organ dazu zu bezeichnen.

Der Schrift liegt der Gedanke zu Grunde, „daß die Wohlfahrt eines Volkes nur durch weiſe Benutzung der nationalen Anlagen, die in daſſelbe gelegt ſind, und die Erfahrungen ſeiner Geſchichte gegründet werden; große Freiheit aber ohne das ganze Volk durchdringende Sittlichkeit und ſtrenge Achtung vor dem Geſetze nicht beſtehen könne.“ Zur Ermittlung dieſer Anlagen und Erfahrungen unterwirft Arndt unſere Geſchichte einer Betrachtung. Er weiſ't darauf hin, wie die alten Deutſchen nach dem eignen Geſtändniß der beſchämten Römer nur durch ihre große Sittlichkeit und die daraus entſpringende Tapferkeit für dieſe Welteroberer unüberwindlich waren. (Und welche Freiheitsliebe lag in ihnen, unterſtützt von ſo vielen volksthümlichen Keimen, die, naturgemäß entwickelt, uns jetzt wahrſcheinlich auf andere Standpunkte gebracht hätten!) Er gedenkt ferner, wie das Entwöhnen des freien, ehrenhaften Bürgers vom Kriegsdienſte und das Anwerben von Söldnerſchaaren voll ehrloſen Knechtſinns, im Vereine mit dem immer größeren, allſeitigen Eindringen des Undeutſchen, des Wälſchen, im Vereine mit Herrſch- und Selbſtſucht, unſer Vaterland zu einem Lande des Schmerzes gemacht habe. Mit tieferſchütterter Seele beſpricht der Verfaſſer das letztverfloſſene Menſchenalter, „wo ein böſer Dämon, ein ſchlauer und kalter und doch dummer Geiſt — er wohnte in des Fürſten Metternich Leibe — die lebendigen, glühenden und blühenden Geiſter der Zeit mit Liſten und Hinterliſten einzufangen geſtrebt habe.“ Glücklich, daß es vorüber iſt und daß wir die Segnungen der Freiheit auf eine ewig wunderbare Weiſe in wenig Monden errungen. Mit ihnen aber, ſo weiſ't der Verfaſſer nach, können wir nur in der conſtitutionellen deutſchen Geſammtmonarchie zu einem glücklichen Zuſtand i n B ä l d e gelangen. Denn aus dem Boden, der durch wiederholte vulkaniſche Bewegungen aufgelockert iſt, wird ſelten ein kräftiges, ſchönes Haus erſtehen! Die deutſche Republik erſcheint vorderhand zum wenigſten als ein Wahn. Wenn wir nun auch nicht billigen, daß der Verfaſſer über Alle, welche deren Segen ſchon für jetzt verkünden, den Stab bricht — denn es iſt nicht zu läugnen, daß es auch unter ihnen Männer gibt, deren Verſtand im Irrthum befangen iſt, deren Herz aber treu und warm für ihr Volk ſchlägt — ſo hat er doch recht gethan, daß er die Unredlichen und Selbſtſüchtigen unter ihnen, die Jeſuiten und Wühler in ihrer Blöße und Nacktheit dargeſtellt hat. Er ſchließt ſein Büchlein mit mehreren Capiteln, worin er auf eine neue Befeſtigung von Sittlichkeit und Frömmigkeit hindringt. Dieſer an herrlichen Winken reiche Abſchnitt mag hier nur durch folgende Stelle, die gleichſam das Reſumé des zuletzt Geſagten bildet, charakteriſirt werden: Viele Uebel (z. B. das Proletariat) „kann keine Umwälzung, keine Verkündigung von Rechten, kein Parlament beſſern — ſie ſind nur durch die Sitte uud durch Gott zu beſſern. Durch die Sitte, d. h. durch verſtändige Einrichtungen und Ordnungen, z. B. durch wieder feſtzuſetzende Wanderjahre, durch ein würdiges Urtheil und Vorurtheil der Ehrenhaftigkeit, das man wieder in den Gewerken herrſchend macht, durch die rechte chriſtliche Vorſtellung vor der Würdigkeit und Heiligkeit der Ehe. In der Beziehung muß Ehre und Sitte größere Macht üben, als Geſetze können.“

— Frankfurt a. M. F. Freihart.

Ein Wort über Emancipation der Schule von der Kirche.

Zu den Stichwörtern unſerer Zeit gehört die vielfach ausgeſprochene „Emancipation der Schule von der Kirche.“ Warum wird dieſes Verlangen mit Ungeſtüm geltend gemacht?

1) „Weil der Lehrerſtand von Männern von Fach, alſo von Pädagogen und nicht von Geiſtlichen müſſe beaufſichtigt werden.“ — Das Verlangen, von Sachkundigen beaufſichtigt und geleitet zu werden, iſt gewiß ein ſehr gerechtes. Aber ungerecht iſt es, wenn man den Geiſtlichen als Nichtpädagog verſchreit und ihn deßhalb der Schulaufſicht für unwürdig hält. Die meiſten Geiſtlichen kennen die Pädagogik aus der Praxis, indem ſie ſchon als Gymnaſiaſten, Studenten und Candidaten Privatunterricht ertheilen, an Inſtituten mitarbeiten, oder als Hauslehrer wirken und ſehr Viele Jahrelang eigentliche Volksſchulſtellen bekleiden, bevor ſie in das geiſtliche Amt eintreten. In die Theorie des Schulweſens werden die Geiſtlichen, wenigſtens in Heſſen, auf Univerſität und Seminar eingeführt. Im geiſtlichen Amte ſelbſt haben ſie durch die ihnen zukommenden Schulbeſuche, durch den von ihnen zu gebenden Religionsunterricht in der Schule und den katechetiſchen Unterricht in der Kirche, ſo wie durch Leitung der Lehrerconferenzen hinlänglich Gelegenheit und Uebung, ſich als Pädagogen fortzubilden. — Der erſte Grund dürfte alſo als ungenügend erſcheinen. —

2) Als zweiter Grund wird angegeben: „Die Schule wäre in zu großer Abhängigkeit von der Kirche, zum Nachtheil der freien Entwickelung der Schule und ſomit zum Nachtheil der höheren Volksbildung.“ — Es iſt unleugbar, daß der Einfluß der Geiſtlichkeit auf die Schule vielfach ein nachtheiliger geweſen iſt, da wo die Kirche die Schule als Mittel zu ihrem Zweck, der V e r d u m m u n g, gebrauchte, damit die hierarchiſchen Abſichten ſowohl in der katholiſchen, wie in der proteſtantiſchen Kirche durch ſie erreicht würden. Dieſe Zeit iſt aber vorüber, ſo wie die Zeit, da die Kirche ein Mittel in den Händen des Staats war, durch das man den Thron zu feſtigen glaubte, da man den Geiſt gefangen hielt unter den Satzungen vergangener Jahrhunderte. Die Kirche wird nicht mehr u n t e r dem Staate, ſondern n e b e n, in dem Staate ſelbſtſtändig daſtehen und nur i h r e höchſten Intereſſen verfolgen, und dieſe ſind Erleuchtung des Geiſtes durch das Licht evangeliſcher Wahrheit, Erwärmung des Herzens mit dem Feuer der Bruderliebe, Heiligung des Willens durch die Reinheit chriſtlicher Glaubens- und Sittenlehre. Dies zu erreichen, iſt in gleicher Weiſe die Aufgabe der Schule wie der Kirche. Warum alſo zwei Inſtitute trennen, die nach ihrem Weſen ſo innig mit einander verbunden ſind? — Die evangeliſche Kirche hat den Grundſatz: je gebildeter der Menſch iſt, deſto mehr wird er Gott im Geiſt und in der Wahrheit verehren. Darum muß der Kirche Alles daran liegen, daß die Schule den möglichſt hohen Grad von Bildung erziele. Damit aber die Profan-Wiſſenſchaften in der Schule, die zunächſt dem bürgerlichen Leben zu Gute kommen ſollen, nicht vernachläſſigt werden, ſo wird der Staat durch ſeine Vertreter in der höchſten Schulbehörde gemeinſchaftlich mit der Geiſtlichkeit und dem Lehrerſtande den Lehrplan entwerfen, deſſen Ausführung der Ueberwachung der Geiſtlichen anvertraut wird. Ob nun der Lehrplan in der vorgeſchriebenen Weiſe auch wirklich ausgeführt werde, darüber kann ſich der Staat bei der jährlichen Schulprüfung vergewiſſern. Der zweite Grund möchte alſo auch nicht ſtichhaltig ſeyn.

Der dritte Grund für die Emancipation der Schule iſt der: „Daß die Schulen aufhören ſollen, C o n f e ſ ſ i o n a l ſ c h u l e n zu ſeyn, ſondern C o m m u n a l ſ c h u l e n werden ſollen, in denen vom Lehrer ein religiös-ſittlicher Unterricht ohne confeſſionelle Färbung, gegründet auf die Grundlehren des Chriſtenthums, ertheilt werden ſoll.“ Das lautet recht ſchön, wie chriſtliche Tole-

Digitized by Google

ranz! Aber die Ausführung wird ihre Schwierigkeiten haben. Wenn z. B. einer größtentheils katholiſchen Gemeinde ein orthodoxer lutheriſcher Lehrer gegeben, oder bei einer größtentheils evangeliſchen Gemeinde ein bigotter katholiſcher Lehrer angeſtellt, oder ein ſtrenggläubiger Jude an einer Communalſchule als Lehrer placirt würde, welche Folgen würde dies haben? Jeder, von der Göttlichkeit ſeiner religiös-ſittlichen Grundſätze, die bei jeder Religion und Confeſſion doch im Glauben ihren Boden haben, durchdrungen, würde entweder abſichtlich die Jugend für ſeine Confeſſion zu gewinnen ſuchen, oder ſich ſelbſt unbewußt eine confeſſionelle Färbung dem Religionsunterricht geben, denn die Sittenlehre hängt mit der Glaubenslehre auf das Innigſte zuſammen, und eine Glaubenslehre ohne confeſſionelle Auffaſſung iſt nicht denkbar. Daher ſcheint mir die allgemeine Einführung von Communalſchulen, ſo ſchön ſie in der Theorie iſt, mit unendlichen Schwierigkeiten in der Ausführung zu kämpfen zu haben. Entweder wird durch ſie aller confeſſioneller Unterſchied aufgehoben, zu Gunſten des Indifferentismus, oder es wird die Confeſſion, aus der die meiſten Lehrer hervorgehen, auf Koſten anderer Confeſſionen ſich ausbreiten. Niemand wird aber auf ſolche Weiſe die Confeſſion, welcher er mit ganzer Ueberzeugung angehört, gefährdet wiſſen wollen. Darum die allergrößte Vorſicht und reifliche Abwägung der Vortheile und Nachtheile, welche die Communalſchulen gewähren, darum keine Uebereilung bei der Emancipation der Schule von der Kirche, ſo ſehr ſich auch allerorts dafür die Stimmen erheben. — Man betrachte die Schule als Staats-Anſtalt und die Lehrer als gleichberechtigte Staatsdiener. Der Staat übertrage die ſpecielle Aufſicht über die Schule den Ortsgeiſtlichen, die jedenfalls dazu die Befähigteſten ſind und welche Aufſicht keinen Koſtenaufwand erfordert. Die Oberaufſicht führe ein Colleg, das aus Vertretern des Staats, der Kirche und des Lehrerſtandes zuſammengeſetzt iſt. Dann wird die Schule nach jeder Seite hin ihre Aufgabe löſen.

M. L. B.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 20. Juli.) Der hieſige Flottenverein hat ſeinen dritten Bericht veröffentlicht, ein bogenlanges, enggedrucktes Verzeichniß größerer und kleinerer Beiträge, unter denen neben den Summen aus der Stadt nun auch namhafte Sammlungen der Landgemeinden aufgeführt werden. Ganz beſonders reich erſcheint die Beiſteuer des Landgerichts Erding; auch einzelne Regimenter haben ſich freundlichſt betheiligt. Selten fehlt bei ſolchen Sammlungen das Scherflein der Wittwe, und immer wiegt es am ſchwerſten.

Korreſpondenz.

Grünberg, 25. Juli.

Als ein Ausbruch der in neuerer Zeit ſich zeigenden Rohheit und Geſetzloſigkeit verdient der nachſtehende Vorfall einer öffentlichen Rüge. Am verfloſſenen Sonntage paſſirte eine Geſellſchaft Grünberger, von einer Landpartie zurückkehrend, Abends gegen 9 Uhr auf zwei Leiterwagen die Stadt Lich, welche ſie, den Klang des Poſthorns abgerechnet, faſt lautlos durchfuhr. Schon in den Straßen der Stadt wurde ſie von einer Menſchenmenge unter fortwährendem Schimpfen und dem Geſchrei: „Es lebe Hecker! &c.“ bedroht und am Ende derſelben mit einem Hagel von fauſtdicken Steinen überſchüttet, wodurch ein Frauenzimmer bedeutend am Kopfe verletzt und mehrere andere der Geſellſchaft ſchmerzhaft getroffen wurden. Wir erwarten von dem beſſeren Theil der Bewohner Lich's, daß er zur Ermittelung der Thäter, welche dem Himmel danken mögen, daß ſie nicht zu Mördern geworden ſind (nach Ausſage Sachverſtändiger würde die Wunde, wäre ſie einen Zoll tiefer gekommen, auf der Stelle den Tod zur Folge gehabt haben) nach Kräften beitrage, damit die gerechte Strafe ausgeſprochen werden kann und der Schandfleck, der gegenwärtig auf der Geſammtheit der Gemeinde haftet, von derſelben entnommen und auf die Verbrecher übertragen werde.

Frankfurt, 28. Juli.

Es iſt bekannt, wie ſehr ſich ein großer Theil der Israeliten Deutſchlands an dem mächtigen Umſchwunge unſerer politiſchen Verhältniſſe betheiligt hat. Schon vor den Märztagen haben dieſelben ihren regen, lebendigen Sinn für den Fortſchritt durch die zahlreichſten und bedeutendſten Reformen auf dem Gebiete des Religiöſen bekundet. Letztere Beſtrebungen haben denn auch theoretiſch, wie praktiſch die wohlthätigſten Folgen gehabt. Theoretiſch, inſofern ſich der größere Theil der Israeliten thatſächlich von den rabuliſtiſchen Satzungen des Talmuds losgeſagt und dieſelben auch im alten Teſtamente nur einen Theil der Quellen ihrer religiöſen Anſchauungen erblicken, praktiſch, inſofern jene Beſtrebungen es bewirken, daß der unendlich größere Theil jener Ceremonien, Gebote und Verbote &c., die im ſocialen Leben ſo hindernd entgegengetreten, nunmehr geradezu außer Sitte und Brauch gekommen ſind. Nur eine Ceremonie hat ſich erhalten, feſt und faſt unerſchüttert, trotzdem ſie von allen die gehäſſigſte, dem Geiſte und der Geſittung unſerer Zeit am meiſten entgegen iſt, ich meine die Beſchneidung der israelitiſchen Knaben am achten Tage. Hier nur noch ein Wort über das Widrige und Barbariſche einer Ceremonie zu ſagen, die im Weſentlichen in einer mit Schmerz und Blutverluſt verbundenen Verſtümmelung beſteht, einer Ceremonie, die, wenn auch ſelten, doch immer von Zeit zu Zeit ihre Opfer verlangt *), wäre durchaus überflüſſig. Es liegt vielmehr zu Tage, daß nur Derjenige dieſe Ceremonie geſtatten kann, der von ihrer religiöſen Weihe durchdrungen iſt. Letzteres iſt aber bei gar Vielen nicht der Fall, ſie betrachten vielmehr den Tag, an dem die Handlung von ſtatten geht, als einen Tag der Trauer; Viele bleiben während der Handlung nicht im Hauſe und gar zu oft iſt in unſeren Tagen lediglich durch dieſe traurige Ceremonie die Geburt eines Sohnes die Urſache von Familienzwiſt geworden. Fragen wir nach den Urſachen, die das Abſchaffen dieſer Ceremonie bis jetzt ſo ſehr erſchwerten, ſo ſind dieſelben beſonders dreifacher Art. Zuerſt und vor Allem ſind die Regierungen zu beſchuldigen, von denen nur ein Theil und auch dieſer erſt ſeit wenigen Jahren es den Israeliten freigeſtellt, dieſe Ceremonie vornehmen zu laſſen oder nicht. Nächſtdem waren es mannichfache privatliche Einwirkungen, die, wenn auch, wie wir hoffen, mehr gefürchtet, als wirklich vorhanden, jedenfalls in unſeren Tagen in keinerlei Weiſe ſich mehr geltend machen können. Endlich iſt auch das Vorurtheil der unter dem Drucke einer früheren Zeit erzogenen Generation anzuklagen. Dieſe Herren möchten aber wohl, eingedenk der Conceſſionen, die in unſeren Tagen von noch Mächtigeren gemacht worden ſind, fortan auch Aehnliches dem aufgeklärten Sinne der jüngeren Generation zu Theil werden laſſen. Dieſe jüngere aufgeklärte Generation aber iſt auf's lebhafteſte zu erinnern, daß dieſe Ceremonie, von ihnen geſtattet, ein wahrhaft gräulicher, durch nichts zu verantwortender Mißbrauch iſt und bleibt. Dagegen iſt mit Beſtimmtheit vorauszuſagen, daß, wenn in unſeren Tagen, nachdem alle anderen früher im Wege geſtandenen Hinderniſſe weggeräumt ſind, zu den bereits vorhandenen Beiſpielen nur noch einige wenige hinzukommen, dieſe Ceremonie ſehr bald bei dem unendlich größeren Theil der gebildeten Israeliten außer Brauch gekommen ſeyn wird.

*) Erſt in dieſem Jahre iſt in Darmſtadt ein Kind an den Folgen der Beſchneidung geſtorben. An ähnlichen Fällen iſt die Wiſſenſchaft reich.

Mainwaſſer-Wärme: Am 29. Juli, Morgens 8 Uhr: 17 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 29. Juli. Die Karlsſchüler; Schauſpiel in 5 Abth. von H. Laube.

Sonntag, 30. Juli. (Neu einſtudirt): Norma, große Oper in 3 Abth., von Seyfried, Muſik von Bellini. (Gaſtrolle) Orovist: Hr. Cremens, vom Stadttheater zu Köln.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 210. Montag, den 31. Juli 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

5.

Ohne im Geringſten zu ahnen, was ſich ſeit ſeiner Flucht von der Mühle zugetragen hatte, wanderte Anton unterdeſſen raſtlos der Heimath zu. Es war ihm, als triebe ihn eine unbekannte Macht immer weiter und weiter — jede Ruhe, die er ſich gönnte, ſchien ihm eine Verſündigung an ſeiner Mutter. Wohl hundert Mal ſagte er ſich: „Es iſt nur ein furchtbarer Traum geweſen — die Mutter lebt und wird mir vergeben" — aber gerade das tiefe Sehnen nach Vergebung ließ ihn ſeine Eile verdoppeln: oft ſank er vor übergroßer Erſchöpfung halb bewußtlos auf die ärmliche Streu, die ihm mitleidige Dörfler bereitet — er beſaß ja Nichts als die Kleider, die er auf dem Leibe trug, einen Stab und das fromme Spruchbuch!

Dieſes hielt er höher, als Gold und alle Schätze der Erde. Es verging keine Stunde des Tages, wo er nicht mit heiliger Scheu daſſelbe aufgeſchlagen und aus tiefſtem Grunde des Herzens daraus gebetet hätte — es wehte ihn ein verſöhnender, himmliſcher Hauch aus den Worten an — fand er doch faſt auf jedem Blatt einen Spruch, der ihm wie ein zweiſchneidiges Schwert Mark und Bein durchdrang, oder wie ein ſegnender Friedensgruß aus Engelsmunde Troſt und Hoffnung in die Bruſt hauchte. — Machte ihn das Wort des Heilandes: „Was hülfe es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an ſeiner Seele?" heimlich erbeben, ſo ermuthigte ihn wieder der Heilsruf des Lieblingsjüngers: „So wir unſere Sünde bekennen, ſo iſt Gott treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergiebt und reiniget uns von aller Untugend."

Oft ſchauderte er innerlich, wenn er an die jüngſte Vergangenheit dachte. Sein ganzer Zuſtand in den letzten Monaten war eigentlich ein beſtändiges fieberhaftes Taumelleben geweſen — eine lange ſchwere Sünde an ſeinem Herzen und Gewiſſen.

Des treuen Meiſters Warnung vor dem heimtückiſchen Italiener fiel ihm jetzt wie eine Centnerlaſt auf die Seele, und eine furchtbare Ahnung erfüllte ſeine Bruſt.

„Warum ſuchte Robert eigentlich meine Freundſchaft?" fragte er ſich mit geheimem Grauſen; — „warum ward er von allen andern fröhlichen Geſellen der Stadt gemieden? weßhalb überlief mich anfangs ſtets ein Schauer, ſo oft ich ihn anblickte?"

Die Erinnerung an den Italiener rief das drückende Bewußtſeyn wieder in ihm wach, daß er demſelben hundert Dukaten ſchulde — woher ſollte er das Geld nehmen? — Oder hatte Robert ihm vielleicht gar falſche Münzen gegeben und ſo ihn und den Meiſter ſchändlich betrogen? Seine eigenen Vergehungen mußten dadurch in den Augen der Welt als doppelt ſtrafbar erſcheinen — Niemand kannte den Zuſammenhang der Sache, und von des Italieners verleumderiſcher Bosheit ſtand das Schlimmſte zu erwarten.

Die nächtliche Wanderung, um den Dabenberger zu fangen, kam ihm mehr und mehr wie eine wohlberechnete, verabredete Unternehmung vor — es ahnte ihm, daß er einem ſchweren Verbrechen aus dem Wege gegangen ſey.

Der Gedanke an die holde Agnes, die er ſo tauſendfältig gekränkt hatte, und die ſich jetzt wohl bitter um ihn grämte, wollte ihm ſchier das Herz zerreißen. Sie war das leuchtende Ziel aller ſeiner Hoffnungen geweſen — nun war jeglicher Schimmer erloſchen — ringsum nur Nacht und Graus. — Wie freudig würde er jetzt Armuth und Niedrigkeit ertragen haben, wenn er nur ein gutes Gewiſſen gehabt hätte — aber wie durfte er mit dem Herzen voll Schuld und Sünde jemals wieder vor die Reine und Unſchuldige treten! Er kam ſich wie ein Ausgeſtoßener, ein Fluchbeladener vor — hätte ihn nicht der heiße Drang nach ſeiner Mutter Vergebung raſtlos weiter getrieben, er würde ſich im Uebermaß des Schmerzes den Tod gegeben haben.

Und doch klang durch ſeine tiefſte Seele wieder ein leiſer Ton der Freude; es war ihm, als ob ihm noch ein Mal ein Morgen tagen könne — ein ferner Hoffnungsſtrahl dämmerte ihm verheißend aus der Zukunft entgegen.

Eine alte Geſchichte, die ſein Konrad ihm einſt an einem wunderklaren Oſterſonntagmorgen erzählt hatte, als die Glocken rings aus allen Thälern über die grünen Berge herüberſchallten und die Sonne rein vom lichtblauen Himmel glänzte, kam ihm recht wie ein Troſt von Gott geſandt dabei wieder in's Gedächtniß. Es war die ſchöne Mähr vom Ritter Tannhauſer. — Derſelbe ſey, ſo hatte ihm Konrad erzählt, nach langen, langen ſündigen Jahren, die er im Berge der Frau Venus verbracht, endlich voll Schmerz und Reue gen Rom zum heiligen Vater gegangen, um Beicht' und Buße von ihm zu empfahen. Der heilige Vater aber habe das Stäblein, ſo er in ſeiner Hand getragen, hoch emporgehalten und gerufen: „So wenig dies dürre Holz grünen mag, ſo wenig werden Dir Deine Sünden vergeben!" — Der Tannhauſer ſey darauf in tiefer Trauer von dannen gezogen; Gott aber habe ihm nach ſeiner großen Barmherzigkeit all' ſeine Sünden vergeben, denn der dürre Stab in des Papſtes Hand ſey über den dritten Tag grün geworden und habe vollauf Blätter und Blüthen getrieben.

Und als Anton nun auch in ſeinem Buche die Verheißung fand: „Wenn eure Sünde gleich blutroth iſt, ſoll ſie doch ſchneeweiß werden," und all' die andern treuen Hoffnungsworte der heiligen Schriften — da fühlte er Kraft in ſich erſtehen, in einem neuen Leben zu wandeln.

Der Dank gegen Gott, der ihn aus Sünde und Schuld gerettet, ward von Tage zu Tage inniger und heißer; und als er eines Abends nach langer Wanderung ermüdet auf der Höhe

Digitized by Google

eines Berges anlangte und hinter ſich in das Land hinabſchaute, wo er ſeinen ſchweren, ſündigen Traum geträumt, vor ſich aber die goldenen Abendwolken durch das tiefe Himmelblau dem Lande der Unſchuld und Jugend zueilen ſah — da ſank er mit überwallendem Herzen nieder auf die Kniee und gelobte Gott, der da große Dinge an ihm gethan, fortan in Heiligkeit und Gerechtigkeit ihm zu dienen alle Tage bis zu ſeines Lebens Ende. —

Unter ſolchen Gedanken und frommen Entſchließungen kam er eines Abends in die Nähe einer kleinen Stadt. Indem er in eine lange Allee einbog, die gerade auf das Thor zuführte, hörte er plötzlich hinter ſich ſtarken Hufſchlag, Wagengeraſſel und wiederholten ängſtlichen Hülferuf. Er wandte ſich — aber in demſelben Augenblick ſauſte auch ſchon ein Wagen mit ſcheu gewordenen Pferden daher — darin ſaß händeringend eine Frau mit zwei Kindern — der Fuhrmann war durch einen heftigen Anprall des Wagens gegen einen Stein ſo eben von ſeinem Sitz heruntergeſchleudert und lag blutend am Boden.

Mit einem kräftigen Anlauf warf ſich Anton den brauſenden Pferden entgegen und brachte ſie durch einen gewaltigen Ruck in die Zügel zum Stehen — er ſelbſt aber ſtürzte, vom Huf des einen ſich bäumenden Pferdes ſchwer getroffen, nieder.

(Fortſetzung folgt.)

Arnold Wendel's von Butzbach Vergnügungsreiſe um die Welt in den Jahren 1843, 1844, 1845.

(Zum Beſten der „Weidigſtiftung" nach Wendel's Tagebüchern treu bearbeitet von F. Emminghaus.)

Einleitung.

Mein Freund Arnold Wendel hat dieſe Reiſe um die Welt nur in der Abſicht gemacht, um das Leben und Treiben der Menſchen in den verſchiedenen Welttheilen durch eigene Anſchauung kennen zu lernen. So groß auch die Gefahren dieſer erſten Fahrt geweſen ſind, ſo entſchloß ſich der nach Belehrung Dürſtende doch, nachdem er zu Weihnachten 1845 aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt war, alsbald eine zweite gefahrvolle Reiſe und zwar nach dem Orient anzutreten. Die Reiſe um die Welt zerfällt in zwei Abtheilungen oder vielmehr in zwei große Briefe. Der erſte Brief, welcher die Reiſe von Butzbach in der Wetterau bis zur Abfahrt von Sidney in Neuholland beſchreibt, wurde auf der erſten Reiſe ſelbſt geſchrieben. Der zweite Brief, welcher den Aufenthalt in Chili, Montevideo, Buenos Ayres, Braſilien, den Vereinigten Staaten und die Rückreiſe enthält, entſtand in Neapel. Der geneigte Leſer wird in Wendel einen Mann finden von dem edelſten Herzen und dem geſundeſten Verſtande, und da mein Freund nur aus eigener Anſchauung ſpricht und in keiner Beziehung nachbetet oder wiederholt, was Andere ſchon mitgetheilt haben, ſo bin ich überzeugt, daß es keine vergebliche Mühe war, dieſe Abenteuer dem nach Belehrung ſtrebenden Leſer mitzutheilen.

Wiesbaden, 24. Juli. Friedrich Emminghaus.

Zweite Abtheilung der Reiſe; von Valparaiſo nach Montevideo, Buenos Ayres, Rio Janeiro und den Vereinigten Staaten.*)

Neapel, im December 1846.

Ganz anders hat ſich die Natur und das Weſen der Erde geſtaltet. Der Himmel, noch vor ein paar Tagen mit Sonne, Mond und Sternen und der lieblichſten Bläue geſchmückt, iſt jetzt mit dichten Nebelwolken umhüllt. Die Erde, noch jüngſt in allen Farben prangend, ſcheint angehaucht vom eiſigen Tod. Der holde Geſang der Vögel entzückt nicht mehr das Ohr, ſtatt deſſen heulen wilde Stürme und Schnee und Eis hemmen die Schritte des Wanderers in den Bergen.

Wiederum, wie damals auf dem großen Ocean, ruft mir eine Stimme zu: „Nutze die Zeit! nie kehrt die entflohene zurück!" und dieſem Rufe der Weisheit folgend, ſchreibe ich jetzt die Fortſetzung meiner Reiſe.

Der Palmſonntag vor Oſtern 1844 war zur Abfahrt von Sidney beſtimmt. Alle Reiſende und auch ich waren ſchon Tags vorher auf's Schiff gegangen, welches an dieſem Tage noch mit Vieh, Geflügel und allerlei Proviant reichlich verſehen ward. Ich befand mich gerade im unteren Schiffsraume, als alle dieſe ſchreienden Paſſagiere, von denen es Keinem vergönnt ſeyn ſollte, je wieder das Land zu ſehen, auf das Schiff gebracht wurden. Ich mußte im erſten Augenblick glauben, ich ſey auf einem Viehmarkt, ſo grunzten und blökten und ſchrieen alle dieſe Viehgattungen durch einander. Als ich auf's Verdeck ſtieg, fand ich nebſt vielem Geflügel 60 Schafe, 10 Schweine, 6 Ziegen (letztere wegen der friſchen Milch für die Kajüten-Paſſagiere). Die Zahl der Reiſenden war 91, nämlich 8 Kajüten-Paſſagiere, 30 Zwiſchendeck-Paſſagiere, der Kapitän, 4 Steuerleute, 1 Arzt, 2 Segelmacher, 2 Köche, 1 Bäcker, 1 Metzger, 2 Schiffszimmerleute, 4 Muſikanten. Das Schiff hatte auf ſeiner Fahrt von England nach Sidney einige reiche Familien übergeführt und dieſe hatten, was in ſolchen Fällen ganz gewöhnlich iſt, die Muſikanten mitgenommen; ferner 2 Aufwärter in der Kajüte, 1 Verwalter, 26 Matroſen und 6 Buben, die das Matroſenhandwerk erlernten. So war das Schiff bemannt, als wir unter dem Hoio ho! hoio! der Matroſen und dem Abſchiedsdonner der Kanonen in's offene Meer hinausfuhren. Das Wetter war heiter und ſchön acht Tage lang, bis wir in die Nähe von Neuſeeland kamen. Um die Küſte von Neuſeeland brauſen das ganze Jahr hindurch heftige Stürme mit Regen vermiſcht, und auf dem Lande ſoll ein halbes Jahr hindurch der Regen faſt nie aufhören. Hier erhob ſich alſo plötzlich ein ſolcher Sturmwind, daß die ganze Mannſchaft zuſammencommandirt wurde, um in aller Schnelle die Segel einzuziehen. Durch das Sauſen des Sturmes und das Toſen der berghoch ſteigenden Wogen hört man den eigenthümlich wehmüthigen Matroſengeſang, nach deſſen Takt ſie die Arbeit verrichten, und dieſer Kampf des kleinen Menſchen mit der entfeſſelten Natur macht einen unbeſchreiblichen, unauslöſchlichen Eindruck auf's Gemüth. Bald jedoch legte ſich der Sturm und wir landeten auf der Inſel, wo einige Paſſagiere an's Land ſtiegen, um dort zu bleiben. Auch ich benutzte die kurze Dauer des Aufenthalts, um an's Ufer zu gehen. Ein größerer Ausflug in's Innere war unzuläſſig und ich ſah nichts, als eine wilde, unbebaute Küſte, kahle Hügel und einige Hütten, in welchen Irländer wohnten. Das Innere von Neuſeeland iſt fruchtbar und hin und wieder von undurchdringlichen Wäldern bedeckt.

Nun habe ich ein Erlebniß mitzutheilen, welches manchem Leſer ſehr merkwürdig erſcheinen wird. Ich erlebte nämlich auf meiner Reiſe um die Welt, daß eine Woche acht Tage hatte, daß zwei Sonntage hinter einander folgten und daß der April, der ſeit Menſchengedenken 30 Tage zählt, deren 31 hatte. Dieſe Merkwürdigkeit wird aber ſehr klar und einfach, wenn man etwas näher darüber nachdenkt. Die Erde bildet bekanntlich eine Kugel, welche in Längen- und Breitengrade abgetheilt iſt. Man zählt 180 Breitengrade vom Aequator ab, nämlich 90 bis zum Nordpol und 90 nach dem Südpol. Eben ſo 360 Längengrade, welche von London anfangend, gezählt werden. London liegt unter dem erſten Grad weſtlicher Länge. Auf jedem Schiffe be-

*) Die erſte Abtheilung dieſer populären Reiſebeſchreibung war im Jahrgange 1845 der Didaskalia Nro. 303 — 309 enthalten, auf welche Mittheilung wir die geehrten Leſer zurückverweiſen zu müſſen glauben. Die Red.

Digitized by Google

findet ſich ein Chronometer oder eine Uhr, die mit der Uhr zu London ganz gleich geht; iſt es zu London 12 Uhr, ſo zeigt auch dieſe Uhr in allen Gegenden der Welt 12 Uhr. Ihr werdet nun wiſſen, daß es im Oſten eher Tag wird als im Weſten, und daß, wenn in New-York 5 Uhr Morgens iſt, man in London ſchon 12 Uhr Mittags hat. Je weiter nun ein Schiff von London nach Weſten geht, um ſo ſpäter wird es Tag, indeſſen der Chronometer oder die Schiffsuhr immer ganz pünktlich die Tageszeit von London angibt. Außer dieſer Schiffsuhr hat der Kapitän noch ein anderes Inſtrument, wobei er ganz genau den Stand der Sonne beobachtet; zeigt nun dieſes Inſtrument einen Unterſchied mit der Schiffsuhr von 3½ Stunden, ſo weiß er, daß er den halben Weg von London nach New-York zurückgelegt hat. Neuſeeland iſt nun gerade das Land der Gegenfüßler von London, und der Unterſchied beträgt gerade 12 Stunden, in der Weiſe, daß, wenn es in London 12 Uhr Mittags, es in Neuſeeland erſt 12 Uhr Mitternacht iſt. Als wir nun in Neuſeeland waren, hatten wir gerade einen Tag gewonnen, und wir hatten zwei Sonntage hinter einander. Dies konnten die unwiſſenden Irländer auf dem Schiffe nicht begreifen. Sie hielten ihre Rechnung bei und blieben immer einen Tag zurück. Als wir in Valparaiso in Südamerika ankamen, wurden ſie erſt ihren Irrthum gewahr.

(Fortſetzung folgt.)

Das Leichenbegängniß des Dr. J. G. A. Wirth.

Am 28. d. M. durchſchritt gegen 7 Uhr Morgens ernſt und feierlich ein Leichenzug die vielbelebten Straßen unſerer Mainſtadt. Dieſer Zug imponirte nicht durch ein großartiges und ſtattliches Gepränge; es folgten dem Sarge, der mit Blumen bekränzt war, nicht lange Reihen von Trauerwagen, noch dichtgedrängte Volksmaſſen, und doch war es das geſammte deutſche Land, welches bei dieſer letzten Ehrenbezeugung repräſentirt war; denn der größte Theil der Abgeordneten der hohen Reichsverſammlung hatte ſich angeſchloſſen, um im Namen des Vaterlandes einen Act der Pietät zu vollziehen und den Tribut der Nationalhuldigung darzubringen. Ihnen folgten die Turner mit der ſchwarz-roth-goldenen Fahne und eine Anzahl von Mitgliedern des Geſangvereins „Orpheus", ſo wie eine Deputation des Arbeitervereins mit ihren Bannern und endlich viele Verehrer und Freunde des Verſtorbenen. Wohl war Der, deſſen Sarg ſie geleiteten, ſolcher Auszeichnung würdig, weil er einer jener Männer geweſen, die ihr Leben und Streben ganz und ungetheilt dem Dienſte des Vaterlandes gewidmet hatten. Für Freiheit und Fortſchritt hat er ſchon in den Tagen, wo noch der grauſame Druck des Despotismus auf uns lag, muthig geſtritten; für ſeine Ueberzeugung hat er die Verfolgung des Despotismus und das harte Loos langer Gefangenſchaft ertragen; ſeinem Glauben iſt er treu geblieben unter der Noth und dem Trübſal der Zeit. Drücken konnten ihn ſeine Dränger, doch nicht unterdrücken, einkerkern konnten ſie ſeine leibliche Hülle, doch nicht feſſeln und bannen den Aufſchwung ſeines freien und edlen Geiſtes. Die großen Verdienſte des Verſtorbenen ſind noch lebendig in unſerer Erinnerung. Seine „deutſche Tribüne" war eine wahrhaft patriotiſche, von welcher durch inhaltſchwere und feurige Worte zu allem Volke geredet und es für ſeine höchſten Intereſſen erweckt und begeiſtert wurde; ihr verdanken wir in nicht geringem Maße die Anbahnung Deſſen, was wir jetzt endlich erſt errungen haben. Wie Dr. Wirth zur Hochherzigkeit ſeiner Geſinnung reiche Schätze der Wiſſenſchaft und die Fülle eines kräftigen Geiſtes geſellte, dies bekundet unter vielen ſeiner gehaltvollen Schriften beſonders ſeine in vier Bänden erſchienene „Geſchichte der Deutſchen." In allen Gauen unſeres Heimathlandes iſt ſie verbreitet und bekannt und nicht nur wegen der Gediegenheit ihrer Bearbeitung, ſondern wegen des ächt volksthümlichen Kernes geſchätzt. Vor einigen Wochen war Dr. Wirth hierher gekommen, um als Abgeordneter von Reuß-Schleiz-Ebersdorf ſeinen Sitz in der Reichsverſammlung einzunehmen. Er kam bereits unwohl hier an und iſt der Krankheit erlegen. Seine letzten Lebensſtunden wurden ihm durch die liebevolle Sorgfalt treuer Freunde ſo viel als möglich erleichtert, und er konnte wenigſtens mit dem Troſte, ſein geliebtes Vaterland von langer Knechtſchaft befreit zu ſehen, das irdiſche Daſeyn verlaſſen. Eine beſſere Gedächtnißrede, als wir ſie zu halten vermögen, ſprach Robert Blum am Grabe des Dahingeſchiedenen. Noch einmal führte er den trauernden Hörern das von ſchweren Prüfungen und Leiden ſo vielfältig heimgeſuchte Leben, auf dem kein Makel ruht, und das dem feurigen Morgenlicht der ſo oft umdüſterten Freiheit unabläſſig zugewendete Streben des Verſtorbenen vor, zugleich aber das Bild jener Tage der Knechtung und des ſchmählichen Mißbrauchs fürſtlicher Gewalthaber, jener traurigen Tage der Entehrung und des gefeſſelten Gedankens, jener Tage, vor deren Wiederkehr uns die Kraft der freien Preſſe und, wenn es nöthig ſeyn ſollte, die des ſtarken Arms bewahren wird. Die trefflichen Worte des Redners machten auf alle Anweſenden einen tiefen Eindruck. Zum Schluß dieſes dem Andenken eines der edelſten Volksmänner gewidmeten Nachrufes haben wir den Wunſch auszuſprechen, daß Robert Blum die von ihm gehaltene Grabrede durch den Druck veröffentlichen und ſich dadurch den Dank beſonders Derjenigen, welche der Beſtattung nicht beiwohnten, erwerben möge. W.

An Deutſchlands Turner und Turngemeinden.

Turnbrüder! Da der Leipziger Turnverein faſt einſtimmig erklärt hat, die auf ihn gefallene Wahl als definitiver Vorort des allgemeinen deutſchen Turnerbundes annehmen zu wollen, ſo ſetzen wir Euch hiervon mit dem Bemerken in Kenntniß, daß wir ſobald als thunlich, die Vorortsgeſchäfte, die uns proviſoriſch übertragen waren, an Leipzig abgeben werden. Der Leipziger Turnverein wird Euch von der wirklichen Uebernahme der Vorortſchaft ſofort durch die Zeitungen benachrichtigen. Ueber unſere Thätigkeit als proviſoriſcher Vorort theilen wir Euch als bemerkenswerth Folgendes mit: Die uns auf dem Turntage zu Hanau von der Tagſatzung übertragene Abfaſſung einer Proklamation, den Austritt der Minorität betreffend, haben wir beſorgt, und Exemplare davon an alle uns bekannten Gemeinden verſandt, namentlich auch an Hanau zur weiteren Vertheilung unter die demokratiſchen Turnvereine. Ein Gleiches haben wir mit den in Hanau angenommenen Satzungen des allgemeinen deutſchen Turnerbunds gethan. Sollten noch weitere Abdrücke dieſer Druckſchriften nöthig ſeyn, ſo erſuchen wir namentlich die Bezirksvereine, dafür ſorgen zu wollen. Eine in Ausſicht geſtellte Proklamation der Minorität haben wir bis jetzt nicht erhalten. Einen Wiederbeitritt des demokratiſchen Turnerbundes glauben wir erwarten zu können, zumal der Hanauer Turnverein in öffentlichen Blättern neulich erklärt hat, daß ſeine vorzüglichſte Aufgabe die körperliche, geiſtige und ſittliche Ausbildung ſeiner Mitglieder ſey, alſo in dieſer Hinſicht daſſelbe Prinzip, wie wir, anerkennt. Mögen alle Vereine das Ihrige thun, damit eine ſolche Wiedervereinigung angebahnt werde. Günſtige Antworten, welche auch zum Theil die alsbaldige Bildung von ſtarken und tüchtigen Bezirksvereinen in Ausſicht ſtellen, haben wir von Leipzig, Kaſſel, Gießen, Schweinfurt und Frankfurt erhalten. Oberingelheim und der demokratiſche Turnverein hier

Digitized by Google

haben ſich dem demokratiſchen Turnerbunde angeſchloſſen. Zum Schluß ſprechen wir den ſehr dringenden Wunſch aus, daß ein Jeder von uns in ſeinen Kreiſen kräftig dafür wirken möge, daß die Turnbildung bald ein Gemeingut unſerer ganzen Nation werde, und daß durch ſie ein geſundes, thatkräftiges, geiſtig und ſittlich ſtarkes Geſchlecht herangebildet werde. Namentlich fordern wir alle Turner auf, durch die Bildung von neuen Vereinen, von Bezirksvereinen und wo möglich auch durch zu Standebringung enger Vereinigungen mehrerer Bezirksvereine ihren Eifer für die Turnerei bethätigen zu wollen.

Wir entbieten allen deutſchen Turnern unſern herzlichen Brudergruß!

Im Namen des neuen Turnvereines zu Marburg als proviſoriſchem Vororte des allgemeinen deutſchen Turnerbundes

B. Schmidt. K. Knies. Büdinger.
K. Schmitt. Enyrim.

NB. Alle verehrlichen Redaktionen, welche für das kräftige Gedeihen der turneriſchen Beſtrebungen in Deutſchland ſich intereſſiren, bitten wir, dieſen Zeilen ihre Spalten öffnen zu wollen.

Mannichfaltigkeiten.

(Darmſtadt, 23. Juli. — Schw. M.) Geſtern Abend war hier eine Verſammlung, welche die Ausführung des ſchon im März d. J. gefaßten Planes, ein Weidigs-Denkmal auf hieſigem Friedhofe und eine Weidigs-Stiftung zu errichten, zum Zwecke hat. Das Denkmal, aus einem mit paſſenden Inſchriften verſehenen Fußgeſtell und dem hierauf befindlichen, ſchon im Jahr 1837 von der Weidig'ſchen Familie angeſchafften eiſernen Kreuze beſtehend, ſoll im September feierlich eingeweiht werden. Eben ſo ſoll ſchon in dieſem Herbſt die beſchloſſene Stiftung in's Leben treten, welche aus drei Prämien (guten deutſchen Büchern, mit eingehefteten Denkblatte und als Weidig'ſ-Prämium bezeichnet) beſtehen und nach der Wahl der Schüler an drei Schüler der Schulen in Butzbach und Obergleen (die beiden Orte, wo Weidig erſt als Lehrer und dann als Pfarrer ſtand) zur Vertheilung kommen ſollen. In der Verſammlung hatten ſich drei Abgeordnete aus Butzbach eingefunden. Die geſammelten Beiträge aus Butzbach ſind beſonders ergiebig ausgefallen.

Aus Rheims ſchreibt man: Der Handel mit Champagnerweinen ſtockt gewaltig. Die Keller zu Rheims und Epernay ſind mit Millionen von Flaſchen angefüllt, für welche ſich keine Käufer finden wollen. Der Wein, welcher ſonſt 3 und 4 Fr. per Flaſche galt, wird jetzt um 3/4 bis 2 Fr. verkauft. (Sp. Z.)

Korreſpondenz.

Aus Mittelfranken, 26. Juli.

Die jeſuitiſch-proteſtantiſche Partei verſuchte in ihrem Streben, das Volk zum mittelalterlichen blinden Köhlerglauben zurückzubringen, gar mancherlei Mittel; keines aber war plumper, als die beabſichtigte Einführung eines neuen Geſangbuches. Das bis jetzt gebräuchliche iſt von Rationaliſten redigirt, welche — ſchauderhaft genug — ſelbſt ihre Feile an die Kernlieder der Glaubenshelden des 17. und 18. Jahrhunderts legten, und bezeichnend genug iſt der Ausſpruch eines Geiſtlichen in Nürnberg, der laut ſich äußerte, das jetzige Geſangbuch ſey ihm ein Gräuel. In einer letzthin abgehaltenen Verſammlung erregten mildgehaltene Fortſchrittsvorſchläge, die einige rationaliſtiſche Pfarrer ſchüchtern vorzulegen wagten, einen wahren Sturm; Einigen ſchwoll die Zornesader ob ſolchen frevelichen Beginnens, Andere fanden keine Worte, ihr Staunen auszudrücken, daß man es dieſſeits, wo Alles ſo ſchön im Geleiſe ginge, wage, auf die Vorgänge in der Rheinpfalz hinzuweiſen. Natürlich fiel Alles durch und die Männer, welche es redlich meinten und vermeinten, man könne das heranziehende Glaubensungewitter damit ableiten, ſtehen jetzt verdächtigt als revolutionäre Neuerer da und haben keine Hoffnung auf eine der Pfründen, die nur den getreuen Hirten anheimfallen. Der Entwurf des neuen Geſangbuches iſt ausgegeben worden zur Beurtheilung der Gläubigen, die den Inhalt vortrefflich finden, da in demſelben nur der freudige Muth der chriſtlichen Helden athmet, aber der geſunde Sinn der Laien hat dieſen mit wahrem Hohn aufgenommen. Zur Erbauung der Leſer mögen einige wortgetreue Proben dienen. In Nro. 301, 3 heißt es: Sein Raub der Tod muß laſſen heut, das Leben ihm die Spitze beut, zerſtord iſt nun all' ſeine Macht, Chriſt hat das Leben wiederbracht. Nro. 304: Beiſtand deiner Kreuzgemeine .... ſtreite doch ſelbſt für uns arme Kinder; wehre dem Teufel, ſein Macht verhinder. Nro. 303: So wahr Gott Gott iſt und ſein Wort, muß Welt, Teufel und Höllenpfort und was dem thut anhangen, endlich werden zu Schand und Spott. In einem Liede, Nro. 181, 1 heißt es: „Es koſtet viel, ein Chriſt zu ſeyn", und im folgenden Liede dann wieder: „Es iſt nicht ſchwer, ein Chriſt zu ſeyn!" In dem Liede: „Nun danket Alle Gott ꝛc." findet man die Stelle: „Der uns von Mutterleib und Kindesbeinen an unzählig viel zu gut und noch jetzund gethan." — Und das ſind gerade nicht die anrüchigſten Stellen; Wortſpielereien finden ſich in Menge zum erbaulichen Nachdenken der lieben Jugend, die ſolches Zeug in unſeren Bildungsanſtalten zum Theil jetzt ſchon lernen muß. Die Herren ſind übrigens ihrer Sache ſchon ſo gewiß, daß bereits der Gewinn aus der Einführung dieſes Geſangbuches berechnet iſt (Religionsbücher gehören dem Fonds zur Unterſtützung der Pfarrwittwen-Unterſtützungskaſſe, was wir nur billigen), er beliefe ſich auf 200,000 fl.; aber es thut uns leid, weiſſagen zu müſſen, daß den Unterſtützungbedürftigen aus dieſer Speculation nicht viel zufließen wird, denn dumm laſſen wir uns und unſere Kinder nicht mehr machen und in Glaubensſachen machen wie uns auch mündig, wie in der Politik; die Vormundſchaft hat ein Ende, hat uns ja ſelbſt der ſelige Bundestag mündig geſprochen.

Der Unterzeichnete, Director der Muſik der freiwilligen Stadtwehr Infanterie, wird unter Mitwirkung dieſes Muſikcorps und anderer Künſtler, in Verbindung mit dem Geſangvereín „Orpheus" demnächſt in der Mainluſt ein Konzert veranſtalten, deſſen Reinertrag er zur Hälfte

für die deutſche Flotte beſtimmt.

Bereits zirkuliren Liſten zum Einzeichnen, außerdem haben die Herren Major Rauch am Paradeplatz, Nro. 12, Dr. Dancker, neue Mainzerſtraße, Nro. 10, Jacquet, große Sandgaſſe, Nro 9, Dr. Juche, an der Brücke, F. A. Jungé, vor dem Bockenheimer Thor, Andr. May, Schlachthausgaſſe, Nro. 7, Alex. Schaeff, große Sandgaſſe, Nro. 2, F Varrentrapp, große Gallengaſſe, Nro. 4, die Güte, Eintrittskarten à 30 Kr. zu verabfolgen. Dieſe Herren haben ſich zugleich bereit erklärt, die Controlle zu übernehmen und ſeiner Zeit das Reſultat zu veröffentlichen. Der Tag der Ausführung wird durch Anſchlagzettel bekannt gemacht werden.

Frankfurt, 28. Juli 1848. G. Lauſé.

Mainwaſſer-Wärme: Am 30. Juli, Morgens 8 Uhr: 17 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 30. Juli. (Neu einſtudirt): Norma, große Oper in 3 Abth., von Seyfried, Muſik von Bellini. (Gaſtrolle) Oroviſt: Hr. Crements, vom Stadttheater zu Köln.

Montag, 31. Juli. Zopf und Schwert, hiſtoriſches Luſtſpiel in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 211. Dienſtag, den 1. Auguſt 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

Unterdeſſen waren von nah und fern Menſchen zur Hülfe herbeigekommen. Einige ſchirrten die zitternden und ſchäumenden Pferde los, Andere halfen der halb ohnmächtigen Frau mit den Kindern vom Wagen, die jedoch allen weitern Beiſtand von ſich wies und nur auf den wie todt daliegenden Anton deutete.

Man hob ihn auf und trug ihn in das nächſte Haus. Die tiefe Kopfwunde hatte ihm die Beſinnung geraubt, und der herbeigerufene Arzt erklärte dieſelbe für gefährlich, da höchſt wahrſcheinlich eine Verletzung des Gehirns ſtattgefunden habe.

Auf die Kunde von dem Unfall war mittlerweile auch der Gemahl jener Dame, ein Graf von Mainfeld, herbeigeeilt. Er ließ Anton ſofort in ſein eigenes prächtiges Haus bringen, welches außerhalb der Stadt inmitten eines ſchönen großen Parkes gelegen war, und bot Alles auf, was eine eifrige liebevolle Pflege nur erdenken kann. Er ſelbſt wich in den erſten Tagen keinen Schritt vom Lager des Verwundeten, und gönnte ſich nur auf die dringendſten Bitten des Arztes für einige Stunden der Nacht eine kurze Ruhe.

Anton's Zuſtand war lange Zeit hindurch ſehr bedenklich. Das Wundfieber war ſo heftig, daß er oft ſtundenlang irre redete und darauf halbe Tage in todtenähnlicher Ermattung lag. In der Fiebergluth ſprach er dann von glänzendem Golde mit trügeriſchem Schein, von einem finſtern, teufliſchen Mann und einem lichten Engel, der ſeine ſegnenden Schwingen über ihn breite und dem finſtern Manne wehre, von einer einſamen Mühle im Walde zwiſchen grünen Bergen von Heimathsglockenklang und Hahnenkrähen, von Wächterruf in ſtiller Nacht und freudiger Heimkehr. — Dann aber fuhr er wieder plötzlich wild auf und rief:

„Weh' mir, ich bin der verlorne Sohn — nein, der war glücklicher — der konnte heim zu ſeinem Vater gehen und der vergab ihm! Ich bin gefeſſelt — ich kann nicht von der Stelle — und dort — dort ſitzt meine Mutter — wie iſt ſie ſo bleich! — ſie iſt todt — weh mir, ich habe ſie gemordet — ich bin verflucht!" — —

Staunend und mit innigem Mitleiden hörte der Graf dieſe Fieberphantaſien. Er fürchtete, daß irgend eine Schuld auf Anton's Seele laſte, obwohl deſſen ſonſtige Aeußerungen in ruhigeren Stunden und das fromme Spruchbuch einer ſolchen Annahme widerſprachen. Gewißheit mußte er haben, und darum beſchloß er, ſobald als Anton völlig hergeſtellt ſey, ihm jene ſeltſamen Fieberausbrüche wieder zu erzählen und ihn um eine offenherzige Mittheilung aller ſeiner Schickſale zu bitten.

Nach und nach genas Anton. Die treue Pflege des Grafen und ſeiner Gattin, die in ihm ihren und ihrer Kinder Retter verehrte, wirkte wie mit Wundermacht; nach Verlauf von vierzehn Tagen konnte er das Bett verlaſſen, und als ein Monat verſtrichen war, fühlte er ſich ſo weit gekräftigt, daß er ſchon von der Fortſetzung ſeiner Wanderung ſprach, und nur durch die dringendſten Vorſtellungen des gräflichen Ehepaars von der Ausführung ſeines Planes abgebracht werden konnte. Den wahren Grund ſeiner Eile wagte er nicht zu offenbaren — und ſo vermochte er den hundertfältigen herzlichen Beweiſen der Liebe und Dankbarkeit nicht zu widerſtehen: er blieb von einem Tage zum andern — aber mit jedem Tage nahm auch ſein Trübſinn zu.

Er hatte gehofft, ſeiner Mutter ſelbſt Alles bekennen und ihre Verzeihung erflehen zu können — jetzt hatte der Meiſter ſie gewiß längſt von Allem unterrichtet; — mußte ſie nicht glauben, daß er in Reue und Verzweiflung in die weite Welt gegangen ſey?

Gleich im Anfang ſeiner Geneſung hatte er, auf die Frage des Grafen, dieſen in wenigen Worten mit ſeinem Stande und dem Ziel ſeiner Reiſe bekannt gemacht. So oft jedoch der Graf ſpäterhin das Geſpräch darauf zurücklenkte, bemerkte er, daß Anton jeder ferneren Frage auswich; und ſeine Vermuthung, daß irgend ein Geheimniß auf dem Herzen deſſelben laſte, ward durch dieſe ängſtliche Scheu und durch die täglich wachſende Schwermuth immer mehr beſtätigt.

Als Anton nun eines Abends von Neuem die Abſicht äußerte, am folgenden Tage ſeinen Stab weiter zu ſetzen, bat ihn der Graf offenherzig und theilnehmend um einen genauern Bericht ſeiner Lebensverhältniſſe. Anton's innere Unruhe ließ ſich nicht verkennen — er ſtammelte Etwas von bittern Schickſalen und trüben Ausſichten in die Zukunft und wandte ſich ab, um die Thränen zu verbergen, die ſein Auge befeuchteten.

Dem Grafen entging Anton's tiefe Bewegung nicht, und ihn liebreich bei der Hand ergreifend, ſagte er:

„Steht Deine Trauer und Deine Sehnſucht, weiter zu wandern, vielleicht in irgend einem Zuſammenhange mit den Reden, die Du in der Fieberhitze ausgeſtoßen haſt: — mit dem finſtern teufliſchen Mann und dem lichten Engel, der die goldenen Schwingen über Dich breitet und dem finſtern Manne wehrt? mit dem glänzenden Golde mit trügeriſchem Schein — mit der einſamen Mühle, dem Hahnenkrähen, der Heimathsglocke und dem Wächterruf in ſtiller Nacht? — Du ſprachſt auch von einem verlornen Sohn — drückt Dich irgend ein geheimes Leid, was Du zu offenbaren fürchteſt — — vertrau' es mir — was ich zur Linderung deſſelben thun kann, werd' ich freudig thun."

Anton ſtand wie vom Donner gerührt — Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht, und mit ſtarren Augen blickte er den Grafen einige Zeit ſprachlos an. Dann fiel er ihm zu Füßen und rief:

„Ja, es laſtet eine ſchwere Schuld auf mir — Gott hat ſie Euch durch meinen eigenen Mund im Fiebertraum offenbart — ja, ich bin ein verlorner Sohn, der reuevoll zur Heimath zu-

Digitized by Google

rückkehrt — ich habe keine Ruh' und Raſt, bis ich weiß, ob ich die Vergebung meiner Mutter hoffen darf — alles Andere däucht mir nichtig dagegen!"

Der Graf hob ihn auf und bat ihn mit liebevoller, väterlicher Milde, ihm Alles aufrichtig zu geſtehen. Und darauf erzählte Anton der ſtrengſten Wahrheit gemäß ſeine ganze Lebensgeſchichte von dem Tage an, wo er ſeiner Mutter ſtille Mühle verlaſſen, bis zu der wunderbaren Stunde, in welcher Gott den Weg zu ſeinem Herzen gefunden und ihn auf die Bahn der Tugend zurückgeführt habe.

Die einfache, klare, ungeſchminkte Darſtellung verbannte jeden Zweifel an der Wahrheit des Gehörten aus der Seele des Grafen und enthüllte ihm das ganze Gewebe der Bosheit und Heimtücke des Italieners.

„Wahrlich, Gott hat große Dinge an Dir gethan!" ſagte er bewegt; „mir ahnt, daß dieſer nichtswürdige Italiener Dich nur zu einem Werkzeuge ſeiner verbrecheriſchen Plane hat machen wollen; hätte Gott nicht Deinen Sinn gelenkt, auf Deiner Seele laſtete jetzt vielleicht eine ſchwere Blutſchuld! Aber ſey getroſt — wer ſich, ſo wie Du, vom tiefſten Grunde ſeines Weſens aus bekehrt hat, der darf bei Gott und Menſchen auf Vergebung Anſpruch machen. Wärſt Du auch nicht der Retter meiner Gattin und meiner Kinder, dem ich zu inniger Dankbarkeit verpflichtet bin, ich würde dennoch mit Freuden Alles für Dich thun, was in meinen Kräften ſteht. D'rum zieh' getroſt in Deine Heimath — Deine Schuld an den Italiener übernehme ich und will Deine Sache in Nürnberg ſelbſt vertreten und Dir Deines Meiſters vollſtändige Vergebung erwirken; das Weitere findet ſich, wenn Du Deiner Mutter Verzeihung erlangt haſt."

Anton war vor Freude außer ſich — er dankte ſeinem väterlich geſinnten Wohlthäter mit überſtrömenden Augen — die alte Hoffnung und das alte Gottvertrauen ward wieder mächtig in ſeinem Herzen.

Von den treuſten Wünſchen des Grafen und der Gräfin geleitet, zog er darauf am nächſten Morgen fröhlich weiter.

Die ganze Welt prangte im prächtigſten Blüthenſchmuck des Frühlings, ein wunderſtarker Hauch des Lebens wehte durch die grünenden Wälder und über die wogenden Saatgefilde, die Vögel jauchzten überall in Gezweig und blauer Luft — wie hätte da Anton die neue Lebensluſt ſtill in die Bruſt verſchließen können? — All' die langvergeſſenen Jubellieder der Jugend drängten ſich auf ſeine Lippen, und mit freudig ſchwellendem Herzen zog er der Heimath entgegen.

Je näher er jedoch derſelben kam, deſto trauriger ward ihm zu Sinn — der furchtbare Traum, das Bewußtſeyn ſeiner Schuld und der Zweifel, ob ſeine Mutter, wenn ſie noch lebe, ihm vergeben werde, ſchwebten wie düſtere Wolken über den Himmel ſeiner Hoffnung.

„Der Graf hat vielleicht nur aus Dankbarkeit gegen den Retter der Seinigen, meine Vergehungen milde beurtheilt," ſagte er ſich oft, — „fremde Menſchen werden dieſelben mit andern Augen anſeh'n — und meine fromme Mutter wird den Gram, den ich ihr bereitet habe, nimmer verſchmerzen!"

Eine tiefe Wehmuth erfüllte ſeine Bruſt, als er in die Gegend gelangte, die er einſt ſo jugendfriſch und wanderfröhlich durchzogen hatte. Dazumal klangen ihm alle Stimmen des Himmels und der Erde zu einem ſeligen Jubelliede zuſammen — zitternd vor Luſt und Erwartung, hatte er kaum das weite Paradies zu betreten gewagt, gleich als ob die Freude der Ferne zu groß für ihn ſey — ach, all' die Luſt und Erwartung lag nun wie ein tückiſches Meer weit, weiter hinter ihm — wie ein Schiffbrüchiger ſtand er arm und hoffnungslos am Strande eines öden Landes, an der Schwelle eines ſchmerzenreichen Lebens. — Nur Eins war ihm geblieben: ſein treues Spruchbuch. Hatte er vor Zeiten Frieden und Troſt daraus geſchöpft, ſo war es ihm jetzt ein heiliger Wunderquell, deſſen unverſiegbare Fluth ſein lechzendes Herz mit ewig friſcher Lebenskraft durchſtrömte. —

Endlich erblickte er die grünen Berge, die ſein Heimathsthal umſchloſſen. Es war ein ſelig-ſtiller Juni-Abend. Groß und glühend ſank die Sonne hinter duftbehauchten, goldigſchimmernden Waldhöhen zur Ruhe, und prächtige Abendgluth flammte über Himmel und Erde. Voll ſchmerzlicher Erinnerung ſchritt er durch den Wald, wo er den erſten Traum der Jugend geträumt, wo er mit Konrad ſtundenlang geſeſſen und ſich in ſeinem unſchuldigen Kindesherzen eine Zauberwelt erſchaffen hatte. Neben ihm rauſchte unter dunkellaubigen Erlen und überhangenden Weiden der Bach, der ſeiner Mutter Mühle trieb, die hohen Tannen und Eichen flüſterten heimathliche Grüße, die Vögel wiegten ſich, leiſer und leiſer ſingend, auf ſchwanken Zweigen in den Schlummer, und rings aus allen Bäumen, Blumen und Kräutern quoll der würzige Dufthauch des Abends.

Anton hatte die letzte Höhe erreicht — noch einige Schritte, da öffnete ſich der Wald — — im Grunde lag ſtill, einſam und friedlich am klaren Bach inmitten der blumenreichen Wieſe ſeine Mühle, bis zum höchſten Giebel von Laub und Blüthen überhangen — im Thal der Jugend waltete noch der tiefe, ſelige Friede, aus ſeinem Herzen war er entfloh'n.

In mächtiger Bewegung eilte er auf die Mühle zu. Das Rad ſtand ſtill. Der alte Konrad lehnte in der Thür, die zum Mühlwerk führte, und blickte gedankenvoll und trübe in das glühende Abendroth.

(Fortſetzung folgt.)

Arnold Wendel's von Butzbach Vergnügungsreiſe um die Welt in den Jahren 1843, 1844, 1845.

(Zum Beſten der „Weidigſtiftung" nach Wendel's Tagebüchern treu bearbeitet von F. Emminghaus.)

(Fortſetzung.)

Der Name unſeres Schiffes war „Alfred". Ich habe ſchon erzählt, wie reichlich dieſer Alfred mit Lebensmitteln verſehen war. So viel nun gute Lebensmittel zur Erleichterung der Seereiſe beitragen, ſo fehlte es doch auch nicht an anderm Vergnügen. Schon in der Dämmerung des erſten Abends ſpielte die Muſikbande deutſche Walzer und engliſche und ſchottiſche Tänze. Die engliſchen Matroſen ſuchen eine Kraft darin, durch Stampfen mit den Füßen zu zeigen, daß ſie den Takt zu halten wiſſen und die Beine ſo behend durch einander zu werfen, als wenn ſie eine Dampfmaſchine in jedem Fuße hätten. Diejenigen, welche nicht ſelbſt tanzten, erfreuten ſich doch an dieſem Schauſpiel, und zwar an jedem Abend während der ganzen Reiſe, wenn das Wetter nicht zu unruhig war. Hatte der Tanz auf dem Verdeck ein Ende, dann kamen die Matroſen mit der Muſikbande herunter in die Kajüte der Zwiſchendeck-Paſſagiere, und ſetzten, da ſie hier nicht unter Aufſicht des Kapitäns waren, noch weit munterer ihre Luſtbarkeit fort. Unſer Schiff war ein ſtolzer Dreimaſter, und unſere Kajüte, in deren Mitte eine große Tafel ſtand, ſo groß wie ein Saal. War nun Muſik und Tanz vorbei, dann ſetzten wir uns an die Tafel zu anderem Zeitvertreib. Einige ſpielten Karte oder Domino, Andere laſen in Büchern oder ſchrieben; die Frauenzimmer nähten und erzählten den Kindern Mährchen, wenn dieſe nicht mit den Papageien und den Kakadu's ſpielten. Unter den Reiſenden war auch ein Franzoſe und ein deutſcher Uhrmacher, und weil wir doch in der Landsmannſchaft am nächſten waren, ſo machten wir gemeinſchaftliche Haushaltung und ſchloſſen uns auch in der Unterhaltung näher an einander an. Einem Matroſen gab ich Unterricht im Flötenſpiel, und wenn dieſer Unterricht vorüber war, ſuchte

Digitized by Google

er mir beſſere Kenntniß in der ſengliſchen Sprache beizubringen. So war ein Jeder von uns Beiden Lehrer und Schüler zugleich. Der Uhrmacher hatte einige Spieldoſen, welche uns viel Unterhaltung gewährten. Während des Tages ſpazierten wir auf dem Verdeck auf und ab und ergötzten uns an dem Anblick unzähliger Seevögel, welche das Schiff umkreiſten oder auf- und niederſchwebten und im Fliegen Fiſche ſchnappten, oder ſich zuweilen auf's Meer niederließen und darauf herumſchwammen. Der Kapitän ſchien keine größere Luſt zu kennen, als dieſen armen Thieren die Flügel lahm zu ſchießen und ſich an ihrem Todeskampfe zu ergötzen. Ich konnte dieſe Rohheit an dem ſonſt ſo braven Manne gar nicht begreifen. Eines Tages ſahen wir einen todten Wallfiſch auf dem Meere ſchwimmen, der ganzen Schaaren dieſer Vögel ein fettes Mahl gewährte. Dieſe Vögel heißen Albatroſſe und ſie leben das ganze Jahr hindurch auf dem offenen Meer, wo ſie trinken, freſſen und ſchlafen; nur zur Zeit der Begattung und der Brut ſind ſie an den Küſten der vielen im ſtillen Ocean liegenden Inſeln. Ich maß einen ſolchen, den der Kapitän geſchoſſen hat und er war bei ausgeſpannten Flügeln 16 Spannen breit. Mit dem Dünger dieſer Vögel, der Guano genannt wird, wird ein ſtarker Handel getrieben; es gehen von England jährlich viele Schiffe nach den Inſeln des ſtillen Meeres, um dieſen Vogelmiſt zu holen und ihn viele tauſend Stunden weit in andere Gegenden zu bringen. Fremden Schiffen, wie wir von London nach Sidney öfters das Vergnügen gehabt, begegneten wir nicht; oder vielmehr nur einem, als wir nur noch zwei Tagereiſen von der Küſte Amerika's entfernt waren. Dieſes Schiff hielt mit dem unſrigen gleichen Lauf, ohne uns jedoch auf Sprachweite nahe zu kommen, weßhalb manche Reiſende beſorgt wurden und es für ein Raubſchiff hielten. Wäre es aber ein ſolches geweſen, ſo hätte es an unſeren vier Kanonen einen tüchtigen Feind gefunden. — Der ſtille Ocean wird, außer von Wallfiſchfängern, bei weitem nicht ſo ſtark beſucht, als die übrigen Meere. Anſtatt der Schiffe bekamen wir viele Wallfiſche zu Geſicht, und es ergötzte uns, wie dieſelben das Waſſer in die Höhe ſpritzten. Der Sonntag wurde auf dem Schiffe ſehr ſtreng gehalten; außer den allernothwendigſten Arbeiten durften die Matroſen keine Beſchäftigung vornehmen, ſie mußten alle in Sonntagskleidung erſcheinen und dem Gottesdienſt auf dem Verdecke beiwohnen. Dieſer Gottesdienſt beſtand darin, daß der Kapitän der Verſammlung eine Stunde lang aus dem Predigtbuch vorlas. Geſungen wurde nicht, weil es an einem Cantor fehlte, der dieſe verſchiedenen Völkerſtimmen hätte vereinigen und leiten können. Bei Aufzählung der verſchiedenen Perſonen auf dem Schiffe habe ich auch ſechs Matroſenjungen erwähnt; nun muß ich hinzufügen, daß dieſe häufig die furchtbarſten Mißhandlungen zu erdulden hatten. Der erſte Steuermann, ein roher und wilder Menſch, der lange auf einem Kriegsſchiffe gedient hatte, gab ihnen bei der geringſten Veranlaſſung eine Tracht Prügel mit dem Schiffstau. Eines Tages hatten zwei von ihnen wirklich Strafe verdient. Sie hatten nämlich aus Trägheit vergeſſen, den Schafen friſches Waſſer zu geben. Der zweite Steuermann hatte dieſes dem erſten angezeigt, dieſer ließ die beiden Buben auf zwei Kanonen binden und ſchlug ſie dermaßen mit dem Strick, daß man glauben ſollte, die Haut müßte vom Körper fallen. Hieraus kann mancher Lehrling ſehen, wie verſchieden die Behandlungsweiſe der Lehrlinge in der Welt iſt. Außer an der Küſte von Neuſeeland hatten wir eine ziemlich ruhige Fahrt, nur nahe an der Küſte von Südamerika drohte uns Verderben. Es hatte ſich nämlich ein ſo dichter Nebel gebildet, daß wir kaum eine Minute weit zu ſehen vermochten. In der Nacht zwiſchen 12 und 1 Uhr, als wir ruhig in unſeren Betten lagen, erhob ſich ein furchtbarer Lärm auf dem Verdeck, der uns Alle hinaufjagte. Das Schiff war ganz nahe am Land, ein Felsberg ſtreckte ſich vor ins Meer, und beinahe wären wir mit vollen Segeln dawider gerannt und hätten alsdann unfehlbar Schiffbruch gelitten. Des dichten Nebels wegen hatten die Wache haltenden Matroſen nicht eher den Felſen ſehen können, als bis es faſt zu ſpät war. Da ſchrieen ſie auf einmal: Land! Land! das Steuer gekehrt! die Segel herum! ſonſt ſind wir verloren. Auf dieſen Ruf war die ganze Mannſchaft ſogleich auf den Beinen und die Rettung kam gerade zu rechter Zeit. Ein wenig ſpäter, ſo war das Schiff zerborſten und wir verloren. Der Nebel hielt drei Tage und drei Nächte an, wir mußten hin- und herfahren, ohne den Hafen finden zu können. Am vierten Tage meinte ein Matroſe, den Schein des Leuchtthurms zu ſehen, und er täuſchte ſich nicht. Bald ſahen wir den Hafen von Valparaiſo vor uns. Es war Samſtag vor Pfingſten. Wir hatten alſo die Reiſe von Sidney nach Valparaiſo in acht Wochen zurückgelegt und ſtiegen mit dankbarem Herzen gegen den Lenker der Schickſale an's Land. Auf den Rath eines Dentſchen, den wir hier trafen, miethete ich gemeinſam mit dem Franzoſen und dem deutſchen Uhrmacher ein Haus. Hier hatten wir Hof, Küche, Keller und zwei Zimmer zur Wohnung, in den Fenſtern aber war kein Glas und Alles war ſo ſchmuck- und kunſtlos, als ſtamme das Haus aus den Zeiten vor Abraham. Am andern Tage, Pfingſtmorgen, ging ich früh ins Freie, um mir die Lage der Stadt anzuſehen. Valparaiſo liegt am Abhange der Gebirge, die ſich dicht hinter der Stadt in großen Maſſen erheben. Um eine weitere Ausſicht zu genießen, erſtieg ich einen hohen Berg. Die große Anſtrengung hatte mich hungrig und durſtig gemacht und ich hatte vergeſſen, mich mit Speiſe und Trank zu verſehen. Oben auf dem Berge gewahrte ich in einiger Ferne ein Haus, in welchem ich für Geld und gute Worte Speiſe und Trank zu bekommen hoffte. Als ich aber dahin kam, fand ich den Eigenthümer beſchäftigt, einem Eſel die Haut abzuziehen. Dieſer ſchöne Anblick benahm mir allen Appetit und ich kehrte nach der Stadt zurück. Hier traf ich denn einen Trupp jener Irländer, welche mit uns die Reiſe von Sidney gemacht hatten. Dieſe hatten ſchon den Tag vorher ihren Pfingſttag gefeiert und konnten immer noch nicht begreifen, daß ſie einen Tag zurück waren und nochmals Pfingſten haben ſollten.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Bremer Zeitung beſpricht in einem leitenden Artikel die *Buchdruckerfrage*. Sie ſieht dem 1. Auguſt mit Sorgen entgegen, da, wenn die Buchdruckergehülfen bei ihrer Aufkündigung verharren, die Zeitungen, die Pulsſchläge des öffentlichen Lebens, ſtocken müſſen. Sie rühmt den Edelmuth der Bremer Gehülfen, welche ſehr gut ſtehen, *für ſich* nichts wollen, ſondern ihre Exiſtenz daran ſetzen, um ihren Brüdern eine beſſere zu erringen. Dann beurtheilt ſie die Mainzer Beſchlüſſe und verwirft dieſelben, theils wegen ihrer Einſeitigkeit, da in Privatverhältniſſen etwas Gültiges nur im Wege des Vertrags zu Stande kommen könne, theils aus Sachgründen. Es ſey unmöglich, ſagt ſie, über die Anwendung von Maſchinen und über einen gleichen Lohnſatz durch ganz Deutſchland bindende Beſtimmungen zu treffen, ſchon wegen der Ungleichheit der Preiſe für die Lebensbedürfniſſe; auch richte ſich der Lohn nach der Nachfrage, welche die Produktion regle, und die Nachfrage könne man nicht beſtimmen. Zugleich mahnt ſie jedoch auch die Buchdruckereibeſitzer, nicht zu ſtreng auf ihrem ſtrengen Rechte zu beſtehen, und hält ihnen warnend das **Pereat mundus** vor. Es zieme ihnen, das Unberechtigte und Unmögliche abzuweiſen, aber auch das Richtige und Mögliche zu thun; vor Allem aber ſich zu *gemeinſamer Berathung* mit den Gehülfen zu verbinden. Dieſen, welche

die Treue gegen die Mainzer Beſchlüſſe als einen Ehrenpunkt anſehen, macht ſie bemerklich, die Mainzer Verſammlung ſey nichts Anderes als ein Vorparlament geweſen, das auch erſt ſeine conſtituirende Verſammlung nach ſich ziehen müſſe. Die Ausführung der B. Z. iſt eben ſo ſehr in der Rechtsform als in der Sache begründet, und wir hoffen, ſie werde zu einer Vereinbarung führen.

Warum hat man in Paris, fragt der Corſaire Satan, ſo viel Freiheitsbäume gepflanzt? — Antwort: Um wenigſtens den Schatten davon zu haben!

Das Geheimniß der alten Diplomatie lag in folgender Maxime:

„Nützt euch Böſes, ſo iſt's recht,
Schad't euch Gutes, ſo iſt's ſchlecht;
Wer da ſchwach iſt, ſey euer Knecht,
Mit dem Stärkern nicht leicht brecht...
Alſo lehrt das Völkerrecht!"

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 28. Juli.

Die über alle Erwartung gut ausfallende Ernte nimmt hier zu Lande und in der Bergſtraße einen ſo gedeihlichen und raſchen Fortgang, daß das in letzterer Gegend ſo beliebte ländliche Feſt der Sichelhänge wohl bald wird gefeiert werden können. Man darf es in der jetzigen Zeit als eine beſondere Gunſt des Himmels betrachten, daß zweier Ernten Segen aufeinander folgen und der Ernährung einer zahlreichen Bevölkerung für längere Dauer mehr als das Nothwendige bieten. Mit doppeltem Intereſſe ruht jetzt der Blick auf den theilweiſe noch ſtehenden Saaten, die in den ſonnigen Tagen und warmen Nächten für die Sichel raſch heranreifen. — In dem Maße, als Ruhe in die durch die politiſchen Ereigniſſe aufgeregten Gemüther allmälig wieder zurückkehrt, wächſ't auch bei uns das Intereſſe an dem Beſuche ſchöner Gegenden, unter denen die reizende Bergſtraße mit ihren Rebhügeln, bewaldeten Bergen, freundlichen Dörfern und niedlichen Städtchen eine ausgezeichnete Stelle einnimmt. Für die zweckmäßige Bereiſung der Bergſtraße und des Odenwaldes bis an den Main und Neckar iſt hier eine neue, ſorgfältig gearbeitete Karte in farbigem Druck erſchienen, welche, außer ihrem geographiſchen Werth, auch noch den des bequemſten Formats und der beſonderen Wohlfeilheit hat, da ſie nicht mehr als 18 kr. koſtet. Der Herausgeber, Hr. Eduard Wagner, als lithographiſcher Kartenzeichner rühmlichſt bekannt, hat durch dieſes neue Erzeugniß ſeines Kunſtfleißes dem reiſenden Publikum eine recht dankenswerthe Gabe dargeboten. — Der Gedanke: daß die Deutſchen mit andern Völkern Europa's auch zur See wetteifern und eine Kriegsflotte haben müſſen, hat auch in hieſiger Stadt Eingang gefunden und lebhaftes Intereſſe erregt. Zunächſt ſoll ein Konzert veranſtaltet werden, deſſen Ertrag für dieſen großen nationalen Zweck beſtimmt iſt. Allem Anſcheine nach dürfte der Geſammtbetrag der zu dem Behufe in ganz Deutſchland zu veranſtaltenden Privatſammlungen zuletzt doch eine ſehr anſehnliche Summe liefern, welche mit den für den nämlichen Zweck bereit zu haltenden Staatsmitteln vereinigt, die baldige Ausführung des großen nationalen Projects wirkſam anbahnen wird. Früher ſchwärmte man in Deutſchland für die todte Vergangenheit und errichtete ihr koſtbare Monumente, jetzt aber gilt es der lebendigen Gegenwart und ihren großen Bedürfniſſen, von deren Befriedigung die neue politiſche Weltſtellung Deutſchlands abhängt. — Es wird demnächſt hier eine bedeutende Anzahl ſtädtiſcher Arbeiter entlaſſen werden müſſen, da der neue große Friedhof ſeiner Vollendung entgegen geht, und da überdies auch die Wegbauarbeiten keine lange Beſchäftigung mehr zu verſprechen ſcheinen. Für dieſe Arbeiter dürfte aber leicht wieder ein neues Unterkommen zu finden ſeyn, ſey es bei der Ernte, die jetzt ſo viel thätige Hände nöthig hat, oder ſey es bei der Main-Weſer-Eiſenbahn in der Provinz Oberheſſen, wo die Arbeiten keine längere Unterbrechung mehr erleiden ſollen. Auf den Fluren in der Umgebung unſerer Stadt ſieht man jetzt viele fremde Feldarbeiter beſchäftigt, woraus klar hervorgeht, daß hier für gewiſſe Klaſſen keineswegs Mangel an Arbeit iſt.

Aus der Provinz Starkenburg, 25. Juli.

Während die Holzliebhaber in den erſten Wochen unſerer neugeborenen Freiheit in den Waldungen mit Axt und Säge nach Belieben ſchalteten und walteten, ſo daß es faſt ſchien, als ſollten unſere ſchönen Buchen- und Eichenwälder, das Vermächtniß einer haushälteriſchen Vorzeit, von der Erde vertilgt werden; während die Flinten der Wilderer an allen Enden und Orten knallten, wo nur ein Haſe oder ein Reh zu erjagen war, ſchlief der hundertäugige Forſtfiskus nicht, ſondern lauerte in den Verſtecken der Waldungen, in Schneißen und auf einſamen Pfaden auf die kühnen Uebertreter der forſtpolizeilichen Vorſchriften und trug alle zu ſeiner Kenntniß gelangten Contraventionsfälle ſorgfältig in ſeine Regiſter ein. Niemand kehrte ſich an dieſe bedrohliche Maßregel: der Gedanke, den Wald als ein herrenloſes Gut zu betrachten, war zu verführeriſch, als daß nicht Viele durch ihn ſich zu ungeſetzlichen Handlungen hätten hinreißen laſſen ſollen. Doch der Tag der Abrechnung mit dem allgegenwärtigen und allſehenden Forſtfiskus, der in den hohlen Bäumen, wie in jungen Schlägen, auf der Haide, wie im Dickicht zu finden iſt, ließ nicht lange auf ſich warten, und den Holzliebhabern wurden für ihre in den Hofraithen aufgeſtapelten anſehnlichen Vorräthe, die für Jahr und Tag theils zum eigenen Gebrauch, theils zum Handel auszureichen ſchienen, artige Rechnungen gemacht, welche als das Product vorſorglicher Waldweisheit und ſchützender Geſetze zu den überſchwänglichen Freiheitsbegriffen der goldenen März- und Apriltage ſchlecht ſtimmten. Bei dem kürzlich zu Travſa abgehaltenen Forſtgericht ſollen hohe Strafanſätze von 100 bis 200 fl. vorgekommen ſeyn, und die Beſtraften werden nun zu ſpät einſehen gelernt haben, daß ſie ihr benöthigtes Holz weit wohlfeiler hätten kaufen können. In einem Orte allein ſoll die Summe aller Strafanſätze ſich auf mehrere Tauſend Gulden belaufen. Das iſt die finanzielle Nachfeier des großen politiſchen Märzjubels, der längſt verhallt iſt und bei der Legion von Contravenienten gegen die Forſtordnung nur ſchläfriges Gähnen und drückende Geldbeutelbeſchwerden zurückgelaſſen hat.| Der Forſtfiskus und der Landmann gingen nie Hand in Hand; beide lebten ſtets in einem ziemlich geſpannten Verhältniß, welches durch die überraſchenden Märzereigniſſe plötzlich ſeine Löſung erhalten zu haben ſchien. Eine gute Forſtverwaltung ſollte, unſeres Erachtens, dahin wirken, daß einerſeits die Waldungen für den Landmann unter billigen Bedingungen möglichſt nutzbar gemacht werden, anderſeits aber auch darauf ſehen, daß die von keiner übertriebenen Strenge dictirten forſtpolizeilichen Vorſchriften mit Mäßigung und billigen Rückſichten gehandhabt werden. Die eigentlichen Waldſtürmer aber, die mit ihrer zerſtörenden Art ſo zu Werke gehen, als befänden ſie ſich in den Urwäldern von Nordamerika, ſollten überall zur Rechenſchaft und gebührenden Strafe gezogen werden. Die alten Deutſchen hielten die Bäume heilig, ſie ſtellten Lichter in den Umkreis ihrer Schatten, um dieſen herrlichen Erzeugniſſen der ewig ſchaffenden Naturkraft ihre Verehrung zu bezeigen; aber ihre Nachkömmlinge ſcheinen dieſes den Menſchen mit der geſammten Schöpfung innig verſchweſternde, ſchöne Naturgefühl großentheils verloren zu haben, da die gewaltige Eiche oder die ſchlank emporſteigende Buche blos aus dem Geſichtspunkt des häuslichen Bedürfniſſes betrachtet zu werden ſcheinen.

Mainwaſſer-Wärme: Am 31. Juli, Morgens 8 Uhr: 17 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 31. Juli. Zopf und Schwert, hiſtoriſches Luſtſpiel in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Dienſtag, 1. Auguſt. Der Weg durch's Fenſter, Luſtſpiel in einem Act von W. Friedrich. Hierauf: Der Schauſpieldirektor, komiſche Operette in einem Act, Muſik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro 212. Mittwoch den 2. August 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung.)

Anton hatte ſich in den vier Jahren ſo verändert, daß er hoffen durfte, von Konrad nicht erkannt zu werden. Der dunkle Bart, der Mund und Kinn umſchattete, die vierwöchentliche Krankheit, die ſeine ſonſt ſo blühenden Wangen gebleicht, die tiefe männliche Stimme, die ſtädtiſche Kleidung — alles Das begünſtigte ſeinen Plan, ſich für einen fremden Wanderer auszugeben, der ſich in den Bergen verirrt habe.

Mit einem freundlichen Gruße trat er an Konrad hinan und bat ihn um ein Nachtlager in der Mühle. Konrad erwiederte Gruß und Bitte mit ſtummem Kopfnicken und führte ihn in das wohlbekannte Wohnzimmer auf der linken Seite neben der Hausthür.

Anton mußte all' ſeine Kraft zuſammen nehmen, um die Bewegung zu verbergen, die ihn ergriff, als er das Heiligthum ſeiner Kindheit wieder betrat. Mit ſteigender Angſt blickte er um ſich — ſeine Mutter ſah er nirgends. Er lauſchte athemlos, ob er nicht ihre Stimme im Nebenzimmer oder draußen im Garten hören werde — Alles war todtenſtill.

Konrad brachte jetzt ein einfaches Abendbrod und lud ſeinen Gaſt ein, mit demſelben vorlieb zu nehmen. Dann ſetzte er ſich Anton gegenüber an's Fenſter und ſchaute düſter in ſich gekehrt über die dämmernde Wieſe hin nach den hohen, im Abendgolde glühenden Bergen.

Anton vermochte kaum einen Biſſen hinunter zu bringen — die Angſt um ſeine Mutter wollte ihm die Bruſt zerſprengen.

Endlich brach er das furchtbare Schweigen und fragte mit bebender Stimme den regungslos hinausſtarrenden Konrad, ob er der Herr von der Mühle ſey, und ob er Frau und Kinder habe?

„Ach nein" — entgegnete dieſer, indem er ſich langſam herumwandte und den ſchmerzlichen Blick einige Zeit auf Anton ruhen ließ, — „ich bin ein armer alter Geſelle — 's wird bald mit mir vorbei ſeyn — die Mühle ſteht auch ſchon lange ſtill — der Jammer um die Frau Müllerin will mir's Herz abdrücken!"

„Alſo ſie lebt noch!" fuhr Anton freudig erſchrocken auf und heftete ſeine ſtrahlenden Augen auf Konrad's bleiche Lippen, als töne von ihnen eine Engelsbotſchaft. — „Sie iſt doch nicht krank?" fügte er gleich darauf in ruhigerem Tone hinzu, — „es iſt ja Alles ſo ſtill und traurig bei Euch!"

„Fragt mich nicht weiter," entgegnete Konrad dumpf und ſchmerzlich — „ich ſag' Euch nur ſo viel: — die Frau Müllerin hatte einſt einen Sohn, der Sohn ging fort — er iſt ein verlorner Sohn — er kommt nie wieder — ſie grämt ſich Tag und Nacht um ihn — wollte Gott, er wäre todt!"

Anton machte eine heftige Bewegung — Konrad aber erhob ſich langſam von ſeinem Sitze, blickte ihn mit dem Ausdrucke des tiefſten Schmerzes an und ſagte leiſe mit zitternder Stimme:

„Wollt Ihr den Gram einer Mutter um ihren Sohn ſehen, ſo ſchaut dort hin — und habt Ihr noch eine Mutter, ſo nehmt Euch vor, ein guter Sohn zu ſeyn!"

Mit dieſen Worten trat er an das kleine Fenſter, durch welches man in das Nebenzimmer hineinblicken konnte, ſchob den Vorhang zurück und winkte Anton zu ſich heran.

Unſichern Schrittes wankte dieſer zum Fenſter und ſchaute hindurch. Da ſaß ſeine Mutter in ſchwarzem Trauerkleide regungslos mit gefalteten Händen wie ein Steinbild im Lehnſtuhl — im dämmernden Stübchen war's ſtill wie im Grabe — nur dann und wann unterbrach ein ſchwerer Seufzer oder ein leiſes Schluchzen die dumpfe Todtenſtille.

Anton hielt ſich nicht länger — er ſtieß Konrad auf die Seite, riß die Thür auf, ſtürzte ſeiner Mutter zu Füßen und rief:

„Mutter, Mutter! ich habe geſündigt gegen den Himmel und vor Dir; ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich Dein Sohn heiße!"

Ein zwiefacher Schrei gellte durch's Gemach — aus der fernſten Ecke ſtürzte eine dunkle Geſtalt auf Anton zu und ſank mit dem herzzerreißenden Rufe: „Anton! Anton!" wie vernichtet neben ihm auf die Knie. Es war Agnes, die Anton im dämmerigen Zimmer nicht gewahrt hatte.

Seine Mutter aber preßte ihn an ihr Herz und rief mit thränenerſtickter Stimme:

„Mein Sohn! mein Sohn! ſo ſeh' ich Dich wieder!" Und Agnes knieete zu Beider Füßen und wehklagte:

„O Anton, Anton — was haſt Du gethan!"

Der alte Konrad aber ſtand da mit gefalteten Händen, keines Wortes mächtig, nur ſeine Lippen bewegten ſich, als ob er leiſe bete.

„O wären Deine Hände rein von Blut!" ſchluchzte endlich Frau Buchner nach einer entſetzlich angſtvollen Pauſe.

„Was ſagſt Du, Mutter?" fragte Anton da und horchte verwundert auf; — „meine Hände ſind rein von Blut, ſo wahr mir Gott helfe!"

„Und Du haſt den Dabenberger nicht ermordet?" ſchrie Agnes auf, indem ſie Anton's Hand krampfhaft preßte und ihn anblickte, als ſchwebe Tod und Leben auf ſeinen Lippen.

„Bei meiner Seelen Seligkeit!" erwiederte Anton mit ſteigendem Erſtaunen, — „ich hab' ihm kein Haar gekrümmt!"

„Herr Gott, ich danke Dir aus tiefſtem Herzensgrunde!" rief da ſeine Mutter und ſank auf ihre Kniee und betete mit Inbrunſt. Dann zog ſie wieder Anton an ihre Bruſt und ſchluchzte unter Freudenthränen:

„Alles Andere läßt ſich durch Buße tilgen — Gott verſtößt den reuigen Sünder nicht — ſeine Gnade hat nimmer ein Ende!"

Digitized by Google

Agnes aber forſchte mit Angſt und Hoffnung weiter und weiter:

„Und Du haſt keine falſche Würfel gehabt und keine falſche Dukaten gemacht? — rede, ich beſchwöre Dich, rede!“

„Um Gott, weſſen beſchuldigt man mich?“ rief Anton, in banger Erwartung an des Mädchens Lippen hängend; — „ha, das iſt der Berno, der heimtückiſche, ſchändliche Italiener — ſprich, was iſt geſchehen — man hat Euch und mich furchtbar hintergangen!“

Und Agnes erzählte in athemloſer Eile Alles, was ſich in Nürnberg ſeit dem Abende, an welchem er aus ihrem Hauſe verſchwunden, zugetragen hatte — erzählte von den letzten Worten des ſterbenden Dabenbergers, von dem Briefe an ihren Vater, von den entdeckten falſchen Würfeln und Falſchmünzerwerkzeugen und von dem entſetzlichen Urtheile des Gerichts. — „Damit die plötzliche Schreckenskunde Deine Mutter nicht unvorbereitet treffe und überwältige,“ ſchloß ſie ihre Erzählung — „kam ich hierher — ein alter Freund des Vaters aus Erfurt geleitete mich; ich wollte mit Deiner Mutter trauern und ſterben — das Leben war für mich öde und todt!“

Mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit hatte Anton den Worten des liebenden Mädchens gelauſcht — betend ſank er jetzt auf die Knie und rief:

„Herr, mein Gott, ich danke Dir von ganzem Herzen ewiglich — ja, Du haſt meine Seele errettet aus der tiefen Hölle!“

Dann ſprang er wie neugeboren auf und erzählte ſeinen freudig aufhorchenden Lieben Alles, was mit ihm vorgegangen war. Der tiefe Schmerz, daß er ſo arm und Agnes ſo reich, und der Wahn, daß er ſie nimmer erringen werde, hätten ihn zu Allem verleitet; der tückiſche Italiener ſey die Schlange geweſen, die ſich heimlich in ſeinen Buſen eingeniſtet und Leib und Seele mit ihrem todbringenden Hauche vergiftet habe.

Eben erzählte Anton ſeinen furchtbaren Traum und ſeine verzweiflungsvolle Reue in jener wunderbaren Mondnacht in der einſamen Mühle — da ward die Thüre aufgeriſſen — eine dunkle Geſtalt ſtürzte herein und rief:

„Heil und Segen! Der Anton iſt kein Mörder — Er iſt unſchuldig wie ein Kind!“

Es war der alte Meiſter Morgenroth. — Den Jubel, das Erſtaunen und die dankbaren Gefühle gegen Gott, welche die Bruſt der vereinten Glücklichen in dieſer Stunde erfüllten, vermögen die ſchwachen Worte nicht zu ſchildern — es war, als ſey in finſterer Nacht plötzlich ein heller Morgenſtern in Aller Herzen aufgegangen.

Erſt nach einiger Zeit gewann der Meiſter die Ruhe, um den ganzen Hergang der Dinge zu berichten.

(Fortſetzung folgt.)

Arnold Wendel's von Butzbach Vergnügungsreiſe um die Welt in den Jahren 1843, 1844, 1845.

(Zum Beſten der „Weidigſtiftung“ nach Wendel's Tagebüchern treu bearbeitet von F. Emminghaus.)

(Fortſetzung.)

Nun will ich meine lieben Leſer auch ein wenig mit den Sitten und Gebräuchen dieſes Landes bekannt machen. Als wir an's Ufer ſtiegen, fanden wir ſogleich, daß wir in ein, hinſichtlich des Treibens, der Natur, der Sitten und Gebräuche von Neuholland, ganz verſchiedenes Land gekommen waren. Auſtralien iſt weit ſpäter entdeckt und weit ſpäter von Europäern bevölkert worden als Südamerika; aber deſſenungeachtet oder vielmehr deßhalb gleicht das dortige Leben weit mehr dem europäiſchen als das Leben in Südamerika. Während die Anſiedler Neuhollands meiſt Engländer ſind, ſind die Bewohner Südamerika's ſpaniſcher Abkunſt. Ihre Geſichtsfarbe iſt dunkelgelb, das Haar ſtraff und ſchwarz, ſtatt des Oberrocks oder Fracks tragen die Männer einen bunten Teppich, welcher, über den Kopf geworfen, den vordern Theil des Körpers ſowie den Rücken und die Arme gleich einem Mantel ſchützt; ferner tragen ſie weite weiße Pluderhoſen mit Franzen und über denſelben noch einen bunten wollenen oder ſeidenen Shwal, welcher, gleich einer Oberhoſe, bis an die Kniee reicht. Als Kopfbedeckung tragen ſie eine rothe wollene Kappe oder einen Hut. — Die Frauen haben vollkommen europäiſche Tracht. — Die Häuſer ſind meiſt nur ein- und zweiſtöckig, aus Vorſorge wegen der häufigen Erderſchütterungen, denn Chili hat vierzehn feuerſpeiende Berge. Obgleich Valparaiſo die bedeutendſte See- und Handelsſtadt an der ganzen Weſtküſte von Amerika iſt, ſo ſind doch die Straßen ungepflaſtert, und wenn es regnet, ſehr ſchmutzig, und zwar ſo, daß Pferde und Wagen häufig im Koth ſtecken bleiben. Die Soldaten ſind erbärmlich, und wenn ſie zum Exercieren ausrücken, ſehen ſie aus, wie Falſtaffs Rekruten. Der Eine hat weiße, der Andere ſchwarze, der Andere blaue Hoſen; der Eine einen Oberrock, der Andere einen Frack; die Meiſten ſind barfuß oder tragen zerriſſene Schuhe, und in ſolchem Aufzuge ſchreiten ſie durch den Koth von Valparaiſo. Oeffentliche Aufſicht und Polizei ſind übrigens in Chili in gutem Stand und die Republik iſt deßhalb berühmt. Die Polizeidiener ſind hier alle beritten, wenn alſo Herr Will in Butzbach das ewige Laufen müde iſt, ſo mag er hierher kommen. Die Steigbügel der Reiter ſind hier außerordentlich groß und mit mannichfaltiger Schnitzarbeit verziert und auch die Sporen ſind ſehr groß und plump und mit ungeheuren Rädern verſehen. Das edle Geſchlecht der Eſel iſt ſehr zahlreich in dieſer Gegend, und wie in Spanien bedient man ſich derſelben beinahe ausſchließlich zum Reiten und Waarentransport in den Bergen. Da es in der Stadt keine Brunnen gibt, ſo werden die Eſel dazu gebraucht, die Waſſerfäſſer, welche an entfernten Quellen gefüllt werden, in die einzelnen Wohnungen zu transportiren. Eben ſo beſorgen die Metzger und Bäcker ihre Waaren an ihre Kunden. Der Wein gedeiht in Chili ſehr gut, würde aber noch köſtlicher ſeyn, wenn er, anſtatt in Schläuche, wie bei uns in Fäſſer gefüllt würde.

Die katholiſche Religion herrſcht hier ausſchließlich wie in Spanien. Merkwürdig ſind die Krankenbeſuche der Geiſtlichen. Der Geiſtliche begibt ſich, von einer Menge Diener begleitet, welche alle Lampen auf Stangen tragen, Abends in feierlicher Prozeſſion nach dem Hauſe des Kranken, welchem Zuge ſich noch eine Menge Leute anſchließen. Wer dem Zuge begegnet, kniet nieder bis er vorüber iſt. Vor dem Hauſe des Kranken angelangt, geht der Pfarrer hinein und die Begleiter knieen und beten vor dem Hauſe. Kommt der Geiſtliche zurück, ſo begleiten ſie ihn wieder bis in ſeine Wohnung. Die Geſtorbenen werden alle um Mitternacht beerdigt.

Ein bedeutender Feſttag für die Fiſcher und Schiffer von Valparaiſo iſt der Tag von „Petrus Fiſchzug.“ Alle Kähne werden mit Blumenguirlanden geſchmückt und Preiſe für die Wettfahrten ausgeſetzt. Am Ende der Wettfahrten wird auf einem ſchönen grünen Platz vor der Stadt am Meer eine große Schmauſerei gehalten, dem die ganze Bevölkerung beiwohnt. Eines Tages, während meines Aufenthaltes zu Valparaiſo, hatte ſich ein ſolcher Sturm erhoben, daß das Meer vier Häuſer im Hafen hinwegriß. Der Hafen bildet eine Bucht ohne alle Landzungen, weßhalb er denn bei jedem Weſtſturm der Wuth des Meeres ausgeſetzt iſt. Der großmächtige Anblick eines ſolchen Sturms, vom Lande aus geſehen, erſchien mir um ſo herrlicher, als man nichts mehr davon zu befürchten hatte.

Nachdem ich nun Valparaiſo von Innen und Außen genugſam beſehen hatte, machte ich mit dem deutſchen Uhrmacher einen Abſtecher nach St. Jago, der Hauptſtadt von Chili. Dieſe Stadt

Digitized by Google

mit großen, breiten, regelmäßigen, reinlichen Straßen, die auf beiden Seiten mit Trottoirs verſehen ſind, trägt noch ganz die Spuren altſpaniſcher Macht und Herrlichkeit. Neben vielen Kirchen iſt der Regierungspalaſt das ſtattlichſte Gebäude. Die Stadt iſt mit lieblichen Gärten und Weinbergen umgeben und ihre ganze Lage iſt herrlich und großartig, denn in nicht weiter Ferne erheben ſich die himmelhohen Häupter der Cordillera's. Auch hier ſind die Häuſer meiſt zweiſtöckig wegen der Erdbeben. Wir waren gerade am Frohnleichnamstag dorten. Alle Feierlichkeiten wurden auf einem großen freien Platz in der Mitte der Stadt abgehalten. Hier hielt das Militär ſeine Parade unter klingendem Spiel. Rundum ſtanden Heiligenbilder im reichſten Schmuck und unter dieſen die weinende Maria, einen Dolch in der Bruſt. Es kamen nun eine Menge Geiſtliche, den Himmel tragend in ſtiller und feierlicher Prozeſſion. Vor der Maria fielen alle Tauſende betend auf die Kniee. Als der Biſchof das Zeichen zum Aufſtehen gab, wiederholte das Volk dieſe Ceremonie auch vor den andern Heiligenbildern. Nachdem dieſe Feierlichkeit beendigt war, erfreute die Militärmuſik noch das Volk durch ein ſchönes Spiel.

(Fortſetzung folgt.)

Die Unbedingtheit der Religionsfreiheit.

(Allg. Anz. d. D.)

Unter den Eroberungen, welche die deutſchen Volksſtämme im Gefolge ihrer Märzbewegungen gemacht haben, befinden ſich viele von ächtem Werthe. Manche derſelben ſind jedoch von ſolcher Beſchaffenheit, daß ſie ohne nähere und umſichtige Begränzung ihres Umfanges nur Verderben ſtatt des gehofften Segens bringen können. Es iſt hierher unter andern zu rechnen: die unbedingte Religionsfreiheit oder die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate.

Die Freiſinnigſten haben dieſe Freiheit auf die Tafel der Volkswünſche gebracht, und alle Welt iſt damit einverſtanden. Iſt es daher nicht baare Verwegenheit, dieſer Unbedingtheit entgegentreten zu wollen? Gleichwohl wage ich es und verſpreche mir ſogar, daß mir die Vertheidiger jener Freiheit ſelbſt beipflichten werden; denn ich rechne mich ebenfalls zu deren Freunden. Um zunächſt Dieſes zu beweiſen, bevorworte ich, daß ich zu ſeiner Zeit nicht nur das Auftreten Ronge's gegen die Abgeſchmacktheiten zu Trier mit aufrichtiger Freude begrüßt und im Intereſſe der Aufklärung, wie des Wohls der Staaten nichts mehr als die Unterdrückungen und Beſchränkungen beklagt habe, denen der Deutſch-Katholicismus ausgeſetzt geweſen iſt, ſondern auch den im Bereiche des Proteſtantismus erfolgten Erhebungen gegen die Herrſchaft der Symbolverfechter und ſonſtigen Dunkelmänner nicht erſt von ehegeſtern her zugethan war. Wie? und als Gegner der ſtarren Orthodoxie trete ich gegen die u n b e d i n g t e Freiheit der Religion und der Kirche auf? Ja, ihr Freunde des Lichts und der religiöſen Freiheit, und zwar im Dienſte eben dieſer Freiheit, die ihr für immer errungen und geſichert zu haben wähnt, während ihr auf dem geradeſten Wege ſeyd, ſie an ihre gebornen Feinde zu verrathen oder doch in völlig unſichere Hand zu überliefern. Und wie das? Es ſoll ſofort klar werden.

Wenn die Religion und deren Uebung, oder, wie es die Theologen lieber ausdrücken die Kirche, mit Allem, was dieſe in ihren Bereich zu ziehen gewohnt iſt, unbedingter Freiheit verſichert wird, ſo können freilich keine Vertreibungen proteſtantiſcher Oeſterreicher aus einem Zillerthale mehr vorkommen, können Rongianer und proteſtantiſche Magdeburger nicht mehr verfolgt und bedrängt werden. Nicht wahr, ihr Freunde, das habt ihr vor Augen gehabt und erſtrebt? Habt ihr aber auch bedacht, daß es noch Andere gibt, die ihre Religion zu lieben und nur deren unbehinderte Uebung zu erſtreben vorgeben, unter dieſer Maske aber der That nach nicht blos die religiöſe, ſondern ſelbſt die politiſche und bürgerliche Freiheit des Volkes gefährden können und wirklich bereits ſeit Jahrhunderten beeinträchtigt haben? Wollt ihr aufgeklärten, den Geiſt ächten Chriſtenthums erfaßt habenden Katholiken und Proteſtanten zugleich auch, daß das ſelbſt in dem katholiſchen Frankreich und Italien geächtete Jeſuitenthum nebſt dem ſtaatsverderblichſten Ultramontanismus ſich im katholiſchen wie proteſtantiſchen Deutſchland ganz feſt einniſte? Wollt ihr zugleich auch, daß der kopfhängeriſche Pietismus und der heuchleriſche Myſticismus wieder am Staatsruder ſitze? Wollt ihr Staatsmänner und ihr Freunde wahrer volksbeglückender Religioſität und Moralität zugleich auch, daß das Muckerthum neben dem graſſeſten Atheismus unbehindert um ſich greife und daß durch Bildung einer Unzahl von religiöſen Secten, vielleicht von abenteuerlicher Geſtaltung, die anderſeitig mit ſo gerechtem Ernſte erſtrebte Einigung des deutſchen Volkes noch ärger geſtört werde, als ſie durch ſein bisheriges Religionsweſen ohnedies ſchon beeinträchtigt iſt? Schwerlich habt ihr das gewollt; und doch iſt nicht abzuſehen, wie ihr all dieſem Unweſen und dem damit in das Innerſte unſeres Volkslebens hereinlugenden Verderbniſſe auch nur mit einem Schimmer von Recht entgegentreten könntet, wenn das Zugeſtändniß religiöſer oder kirchlicher Freiheit nicht viel ſorgſamer, als bis jetzt geſchehen, formulirt werden ſollte. Den eindringlichſten Beweis für derartige Beſorgniſſe liefert ſchon die jüngſthin vom rheiniſchen Pius-Vereine an die Nationalverſammlung beſchloſſene Adreſſe (Deutſche Zeit. Nro. 167. S. 1332), worin als Folge völliger Unabhängigkeit der Kirche vom Staate zugleich Unantaſtbarkeit der religiöſen und kirchlichen Genoſſenſchaften in ihrer eigenthümlichen Organiſation und ihrer ſelbſtſtändigen Entwickelung nach Innen und Außen u. ſ. w. nebſt der Erziehung und Anſtellung ihrer Diener u. ſ. w. gefordert wird. Und ſollte wohl die höhere wie niedere Geiſtlichkeit der Proteſtanten beſchränkt oder gegen ihre Intereſſen gleichgültig genug ſeyn, um eine gänzliche Unabhängigkeit von der weltlichen Gewalt im Staate nebſt unbeſchränkter Herrſchaft über die Glieder der Kirche, die Laien, das Volk, nicht eben ſo wünſchenswerth zu finden, als der katholiſche Clerus?

Um nicht mißverſtanden zu werden, muß ich übrigens bemerken, daß ich weit davon entfernt bin, der weltlichen Staatsgewalt irgend eine Befugniß zu poſitiven Einwirkungen in eigentlichen Glaubensſachen, oder auf die Lehrſätze (Dogmen) irgend einer Religionspartei zugeſtehen zu wollen; denn, genauer beſehen, ſteht eine ſolche Macht ſelbſt den Geſammtheiten der beſtehenden Religionsparteien, den Kirchen, nicht zu und iſt alle Gewalt, auch der vollzähligſten Synoden oder Kirchenverſammlungen, unvermögend und außer Stand, religiöſe Ueberzeugungen der Individuen auf andere Weiſe, als etwa durch das Gewicht entgegenſtehender Gründe, zu beſeitigen oder zu verändern.

Dagegen aber hat die oberſte Gewalt im Staate unbeſtreitbar das unveräußerliche Recht wie die Verpflichtung, jeder Religionspartei, deren Beſtehen und Treiben mit dem Wohle der Geſammtheit des Volkes unvereinbar erſcheint, mit zurückdrängenden Maßregeln entgegen zu treten, ſohin auch, um dieſes Recht und dieſe Pflicht üben zu können, das Recht der Kenntnißnahme von der Beſchaffenheit der Lehren neu aufkommender Religionsparteien und der Ueberwachung ihrer Bewegungen. Dieſes Recht haben die Staatsgewalten ſeit Jahrtauſenden nicht nur ausgeübt; denn wenn Das nicht der Fall wäre, würde wahrſcheinlich weder eine römiſch-katholiſche, noch eine griechiſch-katholiſche Kirche mehr beſtehen und ſelbſt die proteſtantiſche ſchon längſt in ſehr veränderter Geſtaltung aufgetreten ſeyn, ſondern es beruht daſſelbe auch auf den unabweisbarſten Forderungen der Vernunft. Der Staat nämlich iſt in der civiliſirten Welt unter

Digitized by Google

allen Vereinen, in welche der Menſch eintritt, der erſte und oberſte. Nur er iſt es, welcher dem Menſchen Seyn und Leben, Freiheit und Genuß ſeines Eigenthums, ſomit die Vorbedingungen all ſeiner Lebensbethätigung gewährt, während außerhalb des Staatsverbandes jede diesfallſige Verſicherung fehlt. Daraus tritt aber hervor, daß unter allen geſellſchaftlichen Verbindungen, in welchen der Menſch ſtehen kann, diejenige, in welcher er als Staatsangehöriger ſteht, die erſte und hervorragendſte iſt und daß die Verpflichtung gegen den Staat jede ſonſtwie übernommene überwiegt. Das Staatswohl iſt das höchſte Geſetz. Auch religiöſe Anſichten können deßhalb nur in ſofern Anſpruch auf Duldung machen, als ſie dieſem in ihrer Bethätigung nicht zuwider laufen. Zwar ſtimmt dieſes mit denjenigen Anſichten nicht überein, welchen das Lieblingswort „Kirche“ gleichſam zum Bollwerke dient, hinter welchem, dem Staate gegenüber, um die Herrſchaft über das Menſchengeſchlecht gekämpft wird. Aber was iſt denn die Kirche? Ein Begriff, eine blos gedacht werdende Weſenheit. Und wenn man einer ſolchen Rechte zulegt, geſchieht ſolches nur in figürlichem Sinne; denn der Wirklichkeit nach handelt ſich's allemal um die Rechte der phyſiſchen Perſonen, die man ſich erſt in ihrer Geſammtheit als eine beſondere Perſönlichkeit, als die Kirche, denkt. Bei all' dieſen phyſiſchen Perſonen kommt aber, wie zuvor bemerkt, obenan ihre Eigenſchaft als Staatsangehörige, als Unterthanen, in Betracht; und ſo wenig vermöge dieſer das einzelne Glied einer Religionspartei vom Staate, worin es lebt, unabhängig ſeyn, oder neben oder gar über demſelben ſtehen kann, eben ſo wenig vermag dieſes irgend eine größere Anzahl, oder ſelbſt die Geſammtheit derſelben.

Auch wird an dieſem Rechtsverhältniſſe dadurch nichts geändert, daß der Staat an den Glaubenslehren ſelbſt, mit deren Uebung ſich ſeine Angehörigen, als kirchlicher Verein, oder als Kirche gedacht, befaſſen, nichts zu ändern vermag. Denn auch auf die Lehren der Philoſophie, Mathematik u. ſ. w. vermag derſelbe mit ſeiner Geſetzgebung normgebend nicht einzuwirken, und doch wird Niemand behaupten wollen, daß diejenigen ſeiner Bürger, welche ſich mit dem Studium und der Anwendung ſolcher Wiſſenſchaften befaſſen, unabhängig von ihm ſeyn müſſen!

Mögen daher Diejenigen, welche die magna charta unſerer Religionsfreiheit zu entwerfen haben werden, Sorge dafür tragen, daß auf unzweideutige, beſtimmte Weiſe ausgedrückt werde, was man gewollt hat, und daß nicht die falſche Freiheit mit hereinſchleiche!

Auffarth.

Korreſpondenz.

Aus der oberrhein. Kirchenprovinz, im Juli.

Die katholiſchen Geiſtlichen der Diöceſe Mainz, wovon die aus Rheinheſſen zu Mainz im Mai und die aus Starkenburg und Oberheſſen zu Frankfurt im Juni in ziemlicher Anzahl ſich verſammelt und in zwei getrennten Eingaben an den Hrn. Biſchof um Abhaltung von Diöceſan-Synoden gebeten haben, und der ſchmeichlriſchen Erwartung lebten, der humane, von einem im Allgemeinen edel-liberalen Domkapitel umgebene Petrus Leop. Kaiſer werde dem in den ſchweren Zeitverhältniſſen und in den Ausſprüchen des ſacroſancten Conciliums von Trient hinlänglich begründeten Antrage willfahren, haben in dieſen Tagen, wie man erfahren, den Beſcheid erhalten, daß der Hr. Biſchof im Einverſtändniſſe mit dem Ordinariate die Abhaltung einer Synode weder für zeit-, noch für ſachgemäß, und innere Angelegenheiten der Kirche, wären ſelbſt Abänderungen auch wünſchenswerth, zu beſprechen, nicht rathſam halten, ſo lang die äußeren Verhältniſſe (volle Unabhängigkeit von dem Staate!!*) nicht vollkommen geregelt und hergeſtellt ſeyen. Auch iſt in dieſem biſchöflichen Erlaſſe die (gewiß beruhigende und troſtreiche!) Nachricht enthalten, daß die Biſchöfe der oberrheiniſchen Kirchenprovinz miteinander in Communication getreten ſeyen. Es iſt eine bedauerungswürdige Erſcheinung, wenn Geiſtliche Einer Diöceſe ſich an verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten zu Einem Zwecke verſammeln ohne Kundgabe Jener an Dieſe; freilich iſt die progreſſive Richtung diesſeits offener und zahlreicher vertreten, obſchon dort in Rheinheſſen die Zahl der katholiſchen Geiſtlichen ſtärker iſt. Man weiß aber nicht, ob nicht noch betrübender und niederſchlagender iſt die augenſcheinlich verabredete ſchnöde Abweiſung der beantragten Synoden. Die kathol. Zeitſchrift: „Der Katholik“ hatte ſchon lang vorher nicht günſtig für Synoden ſich geäußert; ob als ein Wink vom oder für den Hrn. Biſchof?! — Schon ſeit 300 Jahren, ſeit dem Concil von Trient, welches den Biſchöfen und Erzbiſchöfen die jährliche Abhaltung von Synoden unter Strafandrohung auferlegt, iſt noch nicht dieſer Anordnung nachgethan worden. Wenn die Herren Biſchöfe um die Beſtimmungen des Concils ſich nicht kümmern, oder ſie nach Belieben interpretiren, ſo mag es der untere Clerus auch ſo künftig, regis ad exemplum, thun dürfen. Jedem deutſchen Staatsbürger iſt ſeit dem 6. März d. J. ein herrlicher Tag freudiger Hoffnung angebrochen; dem untergeordneten Clerus progreſſiver Strebung eine Nacht, finſterer als bisher. In der Kammer und im Parlament iſt der gewöhnlichſte Laie als Bürger ſtellvertreten, der Geiſtliche als ſolcher ohne Recht, ohne Schutz und (im Falle der unheilvollen gänzlichen Trennung der Kirche vom Staate) der vollen Willkür ſeines Biſchofes hingegeben, aber auch dem zeitgemäßen Fortſchritt und der anzuſtrebenden confeſſionellen Einigung Deutſchlands und der Gründung einer deutſchen Nationalkirche und eines deutſchen Patriarchats aller Weg vergraben. Die Herren Biſchöfe der oberrheiniſchen Kirchenprovinz, welche untereinander in Communication getreten, haben weder Emſer Punctationen, noch eine Frankfurter Kirchenpragmatik beſprochen, noch weniger Vorbereitungen zu einem Baſeler Concil verabredet, gewiß aber und vor Allem die gänzliche Trennung der Kirche vom Staate, und warum? Wer auch nur Ein Auge hat, ſieht dies Ziel. Mit unbeſchränkter biſchöflicher Gewalt kann man dann gradezu Synoden abweiſen, Reformbeſtrebungen niederhalten, das Begehr nach Abſchaffung widerrechtlicher und widernatürlicher Disciplinargeſetze als Unfug und Ungebühr abthun, veraltete Dinge neu machen und mißfällige Geiſtliche ohne Unterſuchung und Urtheil entfernen, verſetzen, ſuspendiren, mildeſtens ein bischen fühlen laſſen.

(Schluß folgt.)

*) Das Parlament wird dieſe nicht ausſprechen, wohl aber Unabhängigkeit von Rom; denn mit der Unabhängigkeit vom Staate würden die Zeiten des kirchlichen Uebermuthes und die Zeiten der Bannflüche bald wiederkehren. Anmerk. d. Einſ.

Bad-Homburg, 30. Juli.

Die Saiſon iſt ſehr glänzend, viele Fremden aus allen Weltgegenden ſcheinen ſich hier Rendezvous gegeben zu haben, und wir können wirklich ſagen, wir haben es der tiefen Ruhe und der angeſtrengten Sorgfalt, mit der ſich unſere Bürgerſchaft Allem unterzieht, was zur Annehmlichkeit, Ruhe und Behaglichkeit der Fremden gehört, zu verdanken, daß man unſerer Kur nicht anmerkt, daß nur irgendwie das Gleichgewicht von Europa geſtört iſt. — Das geſtern hier ſtattgehabte Konzert des Hrn. und der Mad. Steiner-Beaucé und des berühmten Violoncelliſten Offenbach, das zum Beſten der Kleinkinderbewahranſtalt ſtatt fand, war ſehr beſucht; ſogar von Frankfurt waren viele Leute herübergekommen, die ſich durch milde Spenden an dem wohlthätigen Werke betheiligten. Nächſten Mittwoch iſt wieder Reunion danſante hier, die gewiß ſo zahlreich als die jüngſte beſucht ſeyn wird.

Mainwaſſer-Wärme: Am 1. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 17 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 1. Auguſt. Ein Stündchen in der Schule, Vaudeville-Poſſe in 1 Akt nach Lockroy, von W. Friedrich. Vorher geht: Die junge Pathe, Luſtſpiel in 1 Akt, von Scribe.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 213. Donnerſtag, den 3. Auguſt 1848.

Die Goldarbeiter.

Novelle.

(Fortſetzung und Schluß.)

„Ich konnte an Deine Verbrechen nicht glauben," begann der Meiſter; „einige Monate bilden aus einem frommen Menſchen keinen raffinirten Böſewicht — und obwohl alle Zeugniſſe gegen Dich ſprachen und ich ſelbſt dem Gerichte Beweiſe Deiner Schuld zu geben genöthigt war, ſo blieb doch in meinem Herzen der Argwohn, daß irgend ein Nichtswürdiger hier ſeine Hand im Spiele habe. Es war mir ſtets ein quälender Gedanke geweſen, Dich mit dem Italiener in freundſchaftlichem Verhältniß zu wiſſen — ich traute dem falſchen Wichte Alles zu. Im Geheimen ſpürte ich ſeinen Wegen nach, und bald beſtätigte ſich mein Verdacht gegen ihn auf eine unverhoffte Weiſe.

„In aller Stille ging ich zu jener Mühle am Eichenforſt und ließ mir von den Leuten noch ein Mal jeglichen Umſtand bei der Ermordung des Dabenberger erzählen. War es mir ſchon früher auffallend geweſen, daß drei Männer in jener Nacht zur Mühle gekommen, aber nur die Fußſtapfen von zweien im Eichenforſt gefunden waren, ſo überraſchte es mich jetzt doppelt, daß das Aeußere des einen Mannes, welches mir ein nicht vor Gericht vernommener Müllerburſche ausführlich beſchrieb, genau mit dem des Italieners übereinſtimmte. Die beiden Andern hatte er zwar nur flüchtig beobachtet, allein die Entdeckung, daß Berno den Anton aufgereizt und begleitet hatte, ließ mich hoffen, bald noch ſtärkere Beweiſe von der Schuld des Erſtern aufzufinden.

„Zu Hauſe angekommen, fielen mir die falſchen Würfel und das Käſtchen mit den Falſchmünzerwerkzeugen in die Augen. Ich prüfte jedes Stück noch ein Mal mit der äußerſten Genauigkeit, und zu meiner größten Ueberraſchung gewahrte ich in dem Käſtchen einen doppelten Boden. Ich hob den ſorgfältig eingefügten obern Boden heraus und entdeckte auf der Rückſeite deſſelben die beiden Buchſtaben R B, was mich nicht zweifeln ließ, daß das Käſtchen einſt im Beſitze Robert Berno's geweſen ſeyn müſſe. Auch der eine Münzſtempel erregte meinen Argwohn, er trug das Fabrikzeichen: Genua — wie ſollte Anton gerade zu italieniſchen Stempeln gekommen ſeyn?

„In dem angeblich von Anton geſchriebenen Briefe, den mir ein Unbekannter überbracht hatte, fand ich bei genauerer Vergleichung mit den wenigen Zeilen von Anton's Hand, die in ſeinem Schreine lagen, einige Buchſtaben anders verſchlungen und andere mit ängſtlicher Sorgfalt ausgeführt — auch das beſtärkte mich in dem Verdacht, daß der Italiener überall die Hand im Spiele gehabt habe und wohl gar allein der Schuldige ſey.

„Darum beſchloß ich, ungeſäumt dem Gericht alle meine Entdeckungen und Verdachtgründe mitzutheilen und auf Berno's Verhaftung zu dringen. Gott aber richtete eher. In der Nacht pochte es ſpät an meiner Thür — ein Sterbender habe mir Etwas zu vertrauen, hieß es, ich möge ſchleunig folgen. Ich ſtand auf und begleitete den Boten zu einem ärmlichen Wirthshauſe am Ende der Stadt — es war das „Einhorn". In einem trüberleuchteten Zimmer lag in verzerrten Zügen und blutigem Haupte auf einem Strohlager der Italiener. — Ich fuhr entſetzt zurück — er aber winkte mich zu ſich heran und begann mit ſchwacher Stimme:

„Bald iſt's vorbei mit mir — die Rache hat mich erreicht — ich kann aber nicht eher ſterben, als bis ich Euch ein ſchweres Geheimniß mitgetheilt habe. — Euer Anton iſt unſchuldig — der Strampfer hat den Dabenberger ermordet, er hatte Anton's Mantel und Hut — und ſo klagte der Dabenberger ſterbend Euren Anton an. Ich reizte den Strampfer dazu auf — mir war bange vor dem Dabenberger — er hatte unſer Falſchmünzen heraus und wollte uns angeben. Wär's ſo weit gekommen, er hätte vor Gericht noch mehr von mir ſagen können — er war dabei, als ich vor zehn Jahren meinen alten Meiſter der mich einer Veruntreuung wegen beſtrafen laſſen wollte, zu Boden ſchlug. — Bin nie froh geworden ſeit dem Tage — wie ein Fluch hat's auf mir gelegen! — Auch die falſchen Würfel und die Münzſtempel hab' ich dem Anton in die Hände geſpielt — er wußte nichts davon. — Der Brief an Euch mit ſeiner Namensunterſchrift iſt auch von mir. Der Anton iſt ein guter Menſch —— hätt' ich ihn nicht mit Satanskünſten verlockt, er hätt' an kein Böſes gedacht. Schwört mir, daß Ihr ihm verzeihen wollt — gebt ihm auch Eure Agnes —— er verdient ſie — er iſt nicht ſchlecht!"

„Meine Freude über dieſes Geſtändniß überwog mein Entſetzen — ich gelobte dem Italiener eidlich, daß ich Alles, was Anton gethan habe, vergeben und vergeſſen wolle.

„Nun mag's zur Hölle geh'n!" röchelte Berno dann und ballte krampfhaft die Hände. — „Fluch dem Strampfer — ich hätt' auch noch beſſer werden können — nun iſt's zu ſpät!"

„Ich wandte mich ſchaudernd ab. Noch in derſelben Stunde ſtarb der Unglückliche. In einem Streit mit dem Strampfer hatte ihm dieſer in der Hitze des Zorns mit einem eiſernen Hammer den Kopf geſpalten.

„Am folgenden Morgen erſchien ich vor Gericht und erzählte Alles, was ich ſelbſt entdeckt und was mir der Italiener geſtanden hatte. Die Perſonen, die in der verwichenen Nacht Zeugen der Scene im Einhorn geweſen waren, bekräftigten die Wahrheit meiner Ausſage mit einem Eide. Eben wollten die Richter ihr voriges Urtheil für null und nichtig erklären, da drängte ſich ein fein gekleideter, ältlicher Mann durch die dichte Menſchenmenge und rief, daß er dem Gerichte noch Etwas mitzutheilen habe. Es war der Graf von Mainfeld. Dieſer erzählte nun, was Anton ihm für einen großen Dienſt geleiſtet, wie er ſchwer verwundet lange danieder gelegen und im Fieber ſeltſame Dinge

Digitized by Google

geſprochen habe. Auf Befragen habe derſelbe dann Alles ſo frei und offen geſtanden, und ſo viel tiefe, wahrhafte Reue über ſeine Fehltritte gezeigt, daß er, der Graf, hierher gekommen ſey, um nach Erkundigung jeglichen Umſtandes Anton's Sache mit Wort und That zu vertreten. —

„Die Freude der verſammelten Menge, der Richter und die meinige äußerte ſich in einem lauten Jubel. Darauf wurde das vorige Urtheil vom Gericht umgeſtoßen und dem Goldarbeiter Anton Buchner eine feierliche Ehrenerklärung gegeben. Damit jedoch auch der Gerechtigkeit volle Genüge geſchehe, verurtheilte man ihn als einen „Falſchmünzer" zu einer Geldſtrafe — ſein Vergehen gegen mich ward mir zu ahnden überlaſſen.

„Noch an demſelben Tage machte ich mich in Begleitung des Grafen auf den Weg, um die Freudenbotſchaft in dies ſtille Thal zu bringen. Nacht und Tag bin ich gereiſ't — jede Minute der Raſt ſchien mir ein Unrecht gegen die hier einſam trauernden Herzen. — Und nun bin ich hier — und Gott ſey gelobt, Eure Herzen trauern nicht mehr!"

Der Meiſter konnte vor innerer freudiger Bewegung nicht weiter reden — vor wenig Tagen war Anton's Haupt noch mit Mord und ſchweren Verbrechen belaſtet — jetzt ſtand er gerechtfertigt vor ihm da. Dieſelben ſeligen Gefühle erfüllten auch die Bruſt der Uebrigen — hatten die treuen Lieben doch ihren Anton ſchon als einen ewig Verlornen beweint — nun hatten ſie ihn auf ewig gewonnen! — Seine Mutter und Konrad waren von dem plötzlichen Uebergang aus Schmerz in Freude noch ſo betäubt, daß ſie keine Worte fanden, um in den Jubel der Andern einzuſtimmen — ſie blickten nur ſtill empor zum Himmel und dankten Gott für ſeine große Gnade und Barmherzigkeit, „daß er Anton's Seele herumgeholt habe aus dem Verderben und ihn erleuchtet mit dem Licht der Lebendigen."

Endlich nahm Anton das Wort und ſagte, indem ſich eine dunkle Wolke der Trauer und des Schmerzes auf ſeinem Antlitz lagerte:

„Vor der Welt ſtehe ich wohl gerechtfertigt da — kein Blut klebt an meinen Händen — aber vor Euch bin ich nicht gerechtfertigt, lieber Meiſter — werdet Ihr mir jemals vergeben, daß ich Euren Rath verachtete, Euch im ſchmählichſten Verdachte hatte und hinter Eurem Rücken Euch betrog? — gewiß — ich fühl' es — Ihr müßt mich verſtoßen!"

„Du haſt zwar ſchwer gefehlt, Anton," entgegnete der Greis mit mildem Tone und ergriff des Jünglings Hand, — aber der Anton, der drei Jahre in meinem Hauſe mit kindlichem Herzen aus- und einging, war es nicht, der ſich an mir verſündigte — das war nur der vom Italiener verlockte und bethörte Anton — ohne jenen ſchändlichen Böſewicht wäre nimmer ein Gedanke an ſolche Thaten in Dir aufgeſtiegen. Hätte Gott nicht den Weg zu Deinem Herzen gefunden „im Traum des Geſichts in der Nacht, als der Schlaf auf Deinen Augen lag," — wahrlich, jetzt laſtete wohl ſchwere, nie zu ſühnende Schuld auf Dir. — Und wenn ich auch nicht geneigt wäre, Dir zu vergeben, das Geſtändniß und die Bitte des ſterbenden Sünders, der Dich für einen guten Menſchen erklärte, zwängen mich dazu. Dein ganzes übriges Leben hindurch haſt Du auf Gottes Wegen gewandelt, d'rum habe ich das feſte Zutrauen zu Dir, daß Du fortan keinen Fingerbreit von ihnen weichen wirſt. — Um Dich zu überzeugen, daß ich Dir vollſtändig vergeben habe — ſieh' dieſe Schrift an: ſie erklärt „den Goldarbeiter Anton Buchner für den alleinigen Erben ſeines Schwiegervaters, des Meiſter Morgenroth in Nürnberg." — Ohne einen ſchützenden Engel darf ich Dich doch nicht wieder in das Leben hinausſtoßen!" fügte er lächelnd hinzu, indem er die Hand Anton's in die ſeiner Tochter legte — „laß Dich von dieſem Engel leiten und Du wirſt nimmermehr irre geh'n!"

Freudenthränen und heilige Schwüre beſiegelten den ſchönen Bund, und Frau Buchner und der greiſe Konrad erflehten mit verklärten Blicken den reichſten Segen vom Himmel für die beiden Liebenden.

„Magſt Du die Stätte Deiner Verirrungen jetzt gleich noch nicht betreten, Anton," fuhr der Meiſter fort, „ſo zieh' erſt ein Jahr in die Fremde — dann aber komm' nach Nürnberg und zeige den Leuten, was wahre Reue vermag." —

Und als Agnes ſpät am Abend auf einſamem Kämmerlein eben die Augen zum Schlummer ſchließen wollte, da hörte ſie wieder eine klare Stimme durch die Stille der Nacht herüberſchallen — es war Anton, der mit ſeligem Herzen aus ſeinem treuen Spruchbuche betete. Andächtig lauſchte ſie, bis der letzte Ton verklungen war — — und Engel ſchwebten wieder vom Himmel herab und hielten Wacht, daß ſie ſonder Leid und Trübſal ruhe.

Anton aber hörte das Waſſer wieder leiſe durch das Mühlrad rauſchen und die Heimathsglocke hell über die Berge in's Thal hereinklingen — der Mond ſtand wieder voll und klar über'm Walde und die Wipfel und Zweige der Blüthenbäume flüſterten traute Heimathsgrüße durch das offne Fenſter. Und wieder dachte er der letzten Nacht, die er auf derſelben Stelle verträumt, und auch jener andern in der Mühle bei Nürnberg — und zum andern Mal faltete er die Hände und gelobte, Gott ſein ganzes Lebelang vor Augen und im Herzen zu haben. —

Am andern Morgen rauſchte und brauſte das Mühlrad wieder luſtig in der funkelnden Morgenſonne, und Konrad ſtand fröhlich ſingend in der Thür der Mühle und ſchaute mit leuchtenden Augen in die prächtige Frühlingswelt hinein.

Auf der traulichen Bank unter dem hohen laubigen Aepfelbaum im kleinen blühenden Garten aber ſaßen die beiden Liebenden mit den glücklichen Aeltern und dankten mit Herz und Mund dem Lenker der menſchlichen Schickſale für ſeine große Güte und Gnade.

Arnold Wendel's von Butzbach Vergnügungsreiſe um die Welt in den Jahren 1843, 1844, 1845.

(Zum Beſten der „Weidigſtiftung" nach Wendel's Tagebüchern treu bearbeitet von F. Emminghaus.)

(Fortſetzung.)

Auf meinen Wanderungen um St. Jago hatte ich einen Anblick der entſetzlichſten und ſchauderhafteſten Art. Ich kam nämlich auch auf den Kirchhof. Hier ſah ich eine ſehr große Anzahl Leichname in halbverweſtem Zuſtande ohne Sarg und ohne irgend eine Bedeckung im offenen Grabe liegen. Dieſe Menſchen waren faſt gleichzeitig an einer anſteckenden Krankheit geſtorben, und wie an dieſem Grabe, ſo mag es zur Zeit der Peſt in Athen Florenz und London ausgeſehen haben, und meine Feder ſträubt ſich, das Gemälde dieſes jämmerlichen Anblicks zu vollenden, der ſo viel Veranlaſſung gab, über die Armuth und Hinfälligkeit des durch Stolz, Eigennutz, Neid und tauſend andere Leidenſchaften während ſeines kurzen Erdenwallens gepeinigten Menſchen nachzudenken. — Kein Ort war geeigneter zur Philoſophie über Gott und Menſchen, Leben und Unſterblichkeit, als dieſe offene Grabſtätte.

Als der deutſche Uhrmacher und ich uns genugſam in St. Jago und der Umgegend umgeſehen hatten, nahmen wir wieder den Weg zurück nach Valparaiſo. Auf dieſem Rückwege ſah ich die erſten Lama's, welches nützliche Thier der Leſer aus Campe's Robinſon genugſam kennt, und welches in den Gebirgen von Chili ſehr häufig iſt. Dieſes nützliche, dem Schafe gleichende, Thier wird in der Wildniß eingefangen und läßt ſich leicht zähmen. Es iſt dreimal größer als das Schaf und von gelblicher Farbe, und wird zum Laſttragen gebraucht. Seine Wolle iſt

Digitized by Google

indeß weit feiner als die des Schafes und kommt, wenn ſie geſponnen iſt, beinahe der Seide gleich.

Außer dieſem nützlichen Lama kann ſich auch Chili rühmen, die größten Adler der Erde zu beſitzen: die Contors oder Greifgeier. Dieſe Adler ſind ſo ſtark, daß ſie kleine Kinder rauben, welche ſie mit ſich in die Lüfte tragen. Ich hatte in Valparaiſo das Vergnügen, einen ſolchen eingefangenen König der Vögel zu ſehen.

Das Klima des Landes iſt äußerſt mild und außer auf den hohen Gebirgen kennt man hier weder Schnee noch Eis, und einige Wochen Regenzeit vertritt die Stelle des Winters. Dieſes herrliche Klima hat ſeine Urſache in der Lage des Landes entlang dem ſtillen Ocean und entlang der hohen ſchneebedeckten Cordilleragebirge, wodurch die Hitze durch die immer wehenden kühlen Winde gemäßigt wird. Da nun Chili außer dieſem lieblichen Klima auch noch die prachtvollſten Gegenden und Naturſchönheiten aufzuweiſen hat, ſo wird es das „amerikaniſche Italien“ genannt. Chili iſt ohne Zweifel eines der geſegnetſten und fruchtbarſten Länder der Welt, und wären die Einwohner ſpaniſcher Abkunft ſo aufgeklärt, wie die Nordamerikaner, ſo wäre dieſes Land trotz des weiteren Weges ſehr unſern deutſchen Auswanderern zur Anſiedlung zu empfehlen. So fruchtbar das Land iſt, ſo träg ſind die Bewohner, da alle Lebensmittel vollauf vorhanden ſind und die Natur ohne vieles Zuthun der Menſchen Alles verſchwenderiſch hervorbringt, ſo überlaſſen ſie dem lieben Gott die Sorge und ſind munter und guter Dinge. Die Landwirthſchaft ſteht auf einer ſehr niedrigen Stufe der Vollkommenheit, und man denkt nicht daran, dieſelbe zu verbeſſern. Pflüge, Eggen ꝛc. nach europäiſchem Muſter kennt man nicht, ſie ſind alle nach altem Styl, wie zu Zeiten Moſes und anſtatt des Pfluges bedient man ſich eines Baumaſtes, um die Erde ein wenig zu lockern, anſtatt der Egge eines Bündels Reiſer. Anſtatt das Getreide mit Dreſchflegeln zu dreſchen, legt man die Garben auf einen freien Platz, bindet 6—8 oder 10 Eſel oder Pferde aneinander und jagt dieſelben im Kreis herum auf dem ausgebreiteten Getreide; alsdann trennt man Stroh und Spreu von den ausgetretenen Körnern und überläßt es dem Müller, dieſelben nochmals zu reinigen. Der Arbeitslohn für Handwerksleute, Schreiner, Schloſſer ꝛc. iſt ſehr glänzend und beträgt 2 bis 2½ Dollar oder 5 bis 6 Gulden per Tag, wobei ſich aber der Arbeiter Koſt und Wohnung ſelbſt ſtellen muß.

Das in Chili circulirende Geld iſt meiſt Gold und die Stücke von der Größe eines preußiſchen Thalers haben einen Werth von 42 Gulden. Das Silbergeld beſteht in viereckigen Stückchen mit darauf gehauenen Zeichen; erſt in neueſter Zeit hat man angefangen, auch das Silber nach europäiſcher Art zu prägen. Das Wappen iſt ſehr ſinnreich und ſtellt einen Adler mit einer zerbiſſenen Kette im Schnabel dar, womit geſagt ſeyn ſoll, daß der Adler von Chili die Kette ſpaniſcher Knechtſchaft zerbiſſen hat. — Obgleich die übrigen ſüdamerikaniſchen Republiken wegen der mangelhaften Bildung des Volks, das dieſe große Freiheit nicht vertragen kann, ſich in furchtbaren Bürgerkriegen zerfleiſchen, ſo macht doch das glückliche Chili hiervon eine Ausnahme. Man kennt hier eben ſo wenig Räubereien, und der Bürger und Bauer erfreut ſich der vollkommenſten Sicherheit ſeiner Perſon und ſeines Eigenthums. In Valparaiſo und St. Jago leben in neuerer Zeit viele Engländer und Franzoſen, welche regeres Leben in den verjährten Stamm der Spanier zu bringen verſprechen, und wenn, wie es wahrſcheinlich iſt, ſich europäiſche Coloniſten hier anſiedeln, dann wird das ganze Land aufleben in verjüngter Kraft. Die deutſchen Kaufleute und Handlungsdiener ſind meiſtens Hamburger, welche Stadt in regem Verkehr mit Chili ſteht.

Was die Bildung und den Charakter der Chileſen betrifft, ſo ſind ſie meiſt ſehr unwiſſend, weil es dem Lande an Schulen mangelt; im Uebrigen freundlich, geſprächig und höflich, und von Bösartigkeit habe ich für meine Perſon nichts verſpürt.

Nachdem ich drei Wochen in Chili verweilt hatte, dachte ich daran, meine Reiſe fortzuſetzen. Mein urſprünglicher Plan war, durch Peru, Columbia ꝛc. nach der Landenge von Panama, und über Weſtindien nach New-Orleans zu reiſen; aber die damals in jenen Ländern herrſchenden anſteckenden Krankheiten ließen mich einen andern Entſchluß faſſen. Ich entſchloß mich nun zur Einſchiffung nach Rio Janeiro in Braſilien. Hierzu fehlte aber die Gelegenheit, und meine Ungeduld ſtieg nach drei Wochen vergeblichen Harrens auf den höchſten Grad, zumal da die Ebbe in meinem Geldbeutel immer größer ward. Endlich fand ich ein Schiff, welches nach Montevideo beſtimmt war, und da nicht zu ſäumen war, ſo machte ich trotz des dort wüthenden Kriegs meinen Accord mit dem Kapitän. Der 23. Juli war zur Abreiſe feſtgeſetzt. Das Schiff war aus Havre, hatte nur zwei Maſten und nebſt dem Kapitän, Steuermann, Koch nur eine Bemannung von 10 Perſonen. Die Reiſegeſellſchaft beſtand aus einigen Südamerikanern ſpaniſcher Abkunft, einem Engländer und mir. In allen Reiſebeſchreibungen und auf allen meinen Reiſen hatte ich viel gehört von den Gefahren und Schrecken, mit denen eine Fahrt um Kap Horn begleitet iſt. Da es nun in dieſen Gegenden Winter war, ſo machte ich mir keine großen Hoffnungen auf eine glückliche Fahrt. — In der erſten Woche hatten wir ziemlich gutes und angenehmes Wetter; dann aber wurde es, je weiter wir nach Süden gelangten, von Tag zu Tag rauher und kälter, bis ſich nach drei Wochen die erſten Vorboten von Schnee und Eis ankündeten. Hierbei verblieb es übrigens nicht, ſondern zu Schnee und Eis geſellten ſich furchtbare Ungewitter und Stürme und alle Kräfte der Natur ſchienen entfeſſelt. Ewig wird das Andenken an dieſe Zeit in meiner Seele leben und die Erinnerung daran übergießt mich noch jetzt mit kaltem Schauer und Entſetzen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Die billigſte Waare in der Welt iſt der ſogenannte *gute Rath*; die koſtſpieligſte Tugend *ungeheuchelte Freigebigkeit*; das ſeltenſte Gut *ein Freund im Unglücke* und die unzuverläſſigſte Verſprecherin — die Zukunft.

— Die Hoffnung iſt eine Pflanze, die ewig neue Blüthen, aber ſelten Früchte treibt, und am ſeltenſten Früchte, die unſern Geſchmack befriedigen.

— Die Tiefen des Meeres mißt der Menſch mit dem Senkblei, die des Himmels mit dem Fernrohr, aber noch keine Wiſſenſchaft hat ein ſicheres Mittel erfunden, die Tiefe des menſchlichen Herzens zu ergründen.

— Die Menſchen zeigen ſich immer in ihrer Wirklichkeit, wenn man ſie bei ihrer *Eigenliebe* oder ihren *Intereſſen* angreift.

— In der Liebe gibt es, wie im Zweikampfe, ſelten zwei Verwundete und zwei Beſiegte.

— Freundſchaft iſt das Bewußtſeyn des Ich's in einem andern Ich; eine Verſchmelzung der Seelen und Geiſter, ſie für die Tugend und alles Große und Schöne zu läutern; ein himmliſches Bündniß von Sterblichen, geſchloſſen, die Freuden und Leiden des Lebens gemeinſam zu theilen, endlich eine Verherrlichung des eigenen Herzens im Herzen des Andern.

— Am Wärmemeſſer der Freundſchaft iſt *Ichſucht* der Gefrierpunkt.

— *Selbſtbeherrſchung iſt Selbſterziehung.*

— Wer nicht an jedem neuen Tage, mit dem Bettelſacke der

Digitized by Google

Armuth belaſtet, die Lebensreiſe fortſetzt, dem entgehen tauſend heilſame Weltbeobachtungen und Erfahrungen, die ſich dem Unglücklichen auf jedem ſeiner Wege und Schritte gleichſam unwillkürlich aufdrängen. Auch bringt der Beſitz des Reichthums eine Menge von Vorurtheilen mit ſich, von denen der Armgeborene nicht einmal eine Ahnung hat.

— Die Menſchen kennt man im Glücke nie und im Unglücke — wir wollen es zur Ehre der Menſchheit hoffen — nur halb.

— Wer am Abend beim Vergnügen zu ausgelaſſen ſchwelgt, dem ſchickt es am Morgen die Reue als Krankenwärterin ins Haus.

— Die größten Tyrannen würden die Freiheit lieben, kehrte ſich die Freiheit nur nicht wider ſie ſelbſt. So lange junge Gewaltherrſcher dieſe Erfahrung noch nicht gewonnen, waren ſie immer für die Sache der Völker. Nur der kleine Umſtand, daß die Freiheit ihnen eben erklären will, warum ſie di- Freiheit iſt, bringt ſie bei ihnen um allen Credit und macht ſie ihnen verhaßt.

— Ichſucht iſt ein Abfall von der Menſchheit an die Ohnmacht des Individuums, eine Verirrung von der Bahn, die zur Glückſeligkeit der Geſammtheit führt; ein Götzendienſt ſeines Selbſt in der Wüſte des Lebens; ein ewiges Suchen nach dem Ich in der Verwirrung einer umgeſtürzten Weltordnung; eine Krankheit der Furcht, die in der Schwäche des Verſtandes begründet und alle edlen Gefühle unſerer Bruſt dermaßen unterdrückt und zerſtört, daß ſie über den Leichnam der Menſchheit wegſchreiten würde, wenn ſie ſich nur ſelbſt gerettet wüßte.

— Das Laſter wäre längſt bankerott geworden, wenn ihm die ausgehängte Firma der Tugend nicht immer wieder neuen Credit verſchaffte.

— Nicht blos auf einem Schlachtfelde, wo man für das ewige Recht der Völker und den Untergang ihrer Bedrücker ſtreitet, ſondern in jedem Stande und Verhältniſſe des Lebens hat der Menſch Gelegenheit, ſich groß — und eines Lorbeers würdig zu zeigen.

— Auf Golgatha ſtarb nicht der einzige Heilige — nicht der erſte und letzte Prophet der Nationen. — Ueberall, wo ein Edler um der Wahrheit willen verfolgt wird — leidet und blutet für ſeine Brüder, wird eine Kreuzigung vollzogen, ſtirbt ein Heiland als Sühnopfer für die Sünden der Welt — für die Erlöſung der Menſchheit. German Mäurer.

Korreſpondenz.

Aus der oberrhein. Kirchenprovinz, im Juli.

(Schluß.)

Will man dieſe Tendenzen in Zweifel ziehen, ſo nehme man die monſtröſe, von dem edlen für den grellſten Rückſchritt begeiſterten Mainzer Piusverein fabrizirte Parlaments-Adreſſe zur Hand. Wer ſie geleſen und verſtanden, unterſchrieb ſie unbedingt nicht; es ſey denn, daß Geiſtliche aus ſtudienfreundlicher Gefälligkeit ſich und ihre Gemeinden betheiligten. Ohne vorherige Rückſprache mit den Geiſtlichen, mit einer Art anmaßender Bevormundung umſandte der Piusverein dieſe Adreſſe, als ob der Wille und die Anſicht dieſer Piusvereins-Vorſteher auch der Wille und die Geſinnung der ganzen katholiſchen Menſchheit ſey. Vereine nach Muſter des Piusvereins und Capitels-Conferenzen als gänzender Erſatz der Synoden hat man dem Mainzer Diözeſanklerus empfohlen und auch die Punkte beiläufig bezeichnet, über welche die Geiſtlichen ſich beſprechen ſollen. Unerwartet bei Geiſtlichen und gebildeten Laien war die Erklärung, eigentlich Abweiſung des eben ſo gerechten als wohlbegründeten Verlangens nach einer Synode. Iſt auch auf einer Mainzer Synode viel für Zeit und Beſſerwerden nicht zu erlangen, ſo hätte man doch Manches, was noth thut, wenigſtens hören können. Man wird jedoch nicht aufhören, Synoden zu verlangen, und ſollten die Biſchöfe fortan ihre Ohren den gerechten Anforderungen verſchließen, dann werden gleichgeſinnte Geiſtliche und Laien nichtsdeſtoweniger zu Beſprechungen ſich zuſammenfinden, und die Biſchöfe werden dann — aber zu ſpät! — ihr Verſchulden wahrnehmen. Es wird übrigens für die katholiſche Kirche ſicherlich zum Unglücke werden, daß deutſche Biſchöfe die Stimme der Zeit nicht hören und die Wünſche ihres Klerus nicht verſtehen wollen, und vielleicht nur darum nicht, weil Italien für Deutſchland ein Herz nicht im Buſen trägt. Vom ſtarrſinnigen Rom, nicht erſt ſeit 1848 Deutſchland's Feind, iſt niemals Etwas zu erbitten, und nur zu erwarten, daß man unſer, zur großen Einheit und Einigkeit ſich geſtaltendes gutmüthiges Deutſchland eher in größere Confeſſionszerſplitterung verfallen, als auch nur einige Reformen geſchehen läßt. Rockfahrten, Betvereine, Bruderſchaften, Exercitien, Knabenſeminare, Speyerer Reverſe, Limburger Salve, Rotenburger Breviere, Vertrauensvote gegen eine liberale Geiſtlichkeit und Piusvereine werden nicht mehr ausreichen als Schutzwehr gegen die ernſtandringenden Forderungen. Auf's katholiſche Baden und Rheinpreußen und das vom Papſte bekriegte Oeſterreich muß man ſeinen Blick und ſeine Hoffnung richten. Vor Allem aber vertrauen wir in ruhiger Zuverſicht auf die weiſen Männer, die dort in Frankfurt a. M. zu Rathe ſitzen für die Einheit und Einigung Deutſchland's und für Recht und Beſſerwerden eines jeden Deutſchen bis zum Geringſten, ſey er Laie oder Geiſtlicher. Nur nicht Trennung der Kirche vom Staate und Trennung der Schule von der Kirche, aber auch Beſſerſtellung der Lehrer iſt unſere Loſung. Im Uebrigen Hebr. 12. — Vertrauen und Hochachtung dem Parlamente! Gruß den Brüdern in Oeſterreich, Baden und Rheinpreußen. Von mehreren kath. Laien.

Frankfurt, 30. Juli.

Wir empfehlen den Nürnberger Geiſtlichen, welche mit der Zuſammenſtellung eines neuen Geſangbuches beſchäftigt ſind, dabei doch ja recht gründlich zu Werke zu gehen, damit ihnen keins der alten Kernfrömmigkeitslieder entgeht. Zu dieſem Zwecke machen wir ſie aufmerkſam auf das Herrenhuter Geſangbuch vom Jahre 1742. Sie dürften genanntes Geſangbuch nur ohne Weiteres ganz in ihre Sammlung nehmen, denn es thut Einem bei einer Liederauswahl aus demſelben wirklich die Wahl wehe. Wir citiren als Probe auf's Geradewohl nur einige Verſe: Nro 1945. V 2: Des wunden Kreuzgotts Bundesblut, die Wunden-, Wunden-, Wunden-Fluth, ihr Wunden, ja ihr Wunden! Eu'r Wunden-, Wunden-, Wunden-Gut, macht Wunden-, Wunden-, Wunden-Muth, und Wunden, Herzenswunden. Wunden! Wunden! Wunden! Wunden! Wunden! Wunden! Wunden! Wunden! Wunden! Wunden! O! ihr Wunden! — Muß ſich vortrefflich im Kirchengeſange machen! — Nro. 1987: Ihr Lieben! das Sieben der Sünde und des Satanas, das thut doch einem Gnadenfaß ſo wenig ſchaden, als es möglich: denn unſer Lamm iſt ohnverzüglich mit ſeinem Einſpruch da. Hallelujah! — Nro 2011: 1. Nichts iſt doch freundlicher als unſer Herrchen; nichts liebt ſich doch ſo ſehr, als ſeine Närrchen. 2. Nichts predigt kräftiger als Wundenpfärrchen; nichts ſinget lieblicher als Jeſu Lerchen. 3. Drum bleib' ich unverrückt im Bund der Närrlein, und liebe ewiglich der Närrlein Herrlein! (1 Korr. 1, 25.) — Auch treffliche geſchichtliche Lieder enthält dieſes Geſangbuch, die verdienten, auf Gymnaſien auswendig gelernt zu werden. Nro. 2087. 1. Gottes Wort, der Menſchen Hirt, Veritas divina, ward im Garten arreſtirt hora matutina. 6. Um ſechs hat pagana gens Jeſum aufgehenket, prae tormentis sitiens wird mit Gall'n getränket. 7 Pendens cum latronibus, als ein Galgenſchwengel, his de nebulonibus ward Einer ein Engel.

Mainwaſſer-Wärme: Am 2. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 17 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 2. Auguſt. Der Barbier von Sevilla, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Roſſini. (Gaſtrolle) Figaro: Hr. Becker, vom k. k. priv. Theater an der Wien.

Donnerſtag, 3. Auguſt. Das Tagebuch, Luſtſpiel in 2 Abth., von Bauernfeld. Hierauf: Der Schauſpieldirektor, komiſche Operette in 1 Akt, Muſik von Mozart.

Druck und Verlag von Hellee und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

№. 214. Freitag, den 4. Auguſt 1848.

Das Mädchen aus Cypern.*)

Novelle von G. Kaut.

1.

Als Soliman der Große vor Szigeth ſeinen Heldengeiſt ausgehaucht hatte, beſtieg Selim II. den Thron der Osmaniden. Dem Geſetze Mahomed's zuwider, war dieſer Sultan ein leidenſchaftlicher Weintrinker, wie er denn überhaupt das Gegentheil ſeines kriegeriſchen Vaters, ein verweichlichter, dem Müßiggange ergebener Menſch war. Und dennoch ging Selim auf Eroberungen aus; denn er hätte ſich gern bei ſeinem Volke durch die Erbauung einer Moſchee beliebt gemacht, was aber keinem türkiſchen Kaiſer, der das Reich nicht durch eine eroberte Provinz vergrößert hatte, erlaubt war. Selim blieb nicht lange unentſchieden, gegen wen er ſeine Waffen kehren wollte. Die Inſel Cypern, ſeit 1446 im Beſitze der Venetianer, erzeugt einen herrlichen Wein, und dieſen Wein zog der Sultan allen übrigen Sorten des edeln Rebenſaftes vor. Man kann es ihm daher nicht verargen, daß er wünſchte, ſein Lieblingsgetränk aus der erſten Hand beziehen zu können, und er gewöhnte ſich nach und nach an den Gedanken, daß die Inſel Cypern ein Gut ſey, das für das Leben von dreißig bis vierzigtauſend Janitſcharen nicht zu theuer wäre. Er erklärte daher den Venetianern den Krieg.

1570 langte eine ſtarke türkiſche Armee auf Cypern an, und begann ſogleich die Belagerung von Nikoſia Dieſe Stadt war in jener Zeit ungemein groß und volkreich, hatte dreißigtauſend Häuſer, ſchöne breite Straßen und lag etwa 8 Meilen vom Meere entfernt.

Am Morgen des 9. Dec. 1570 bemerkten die Belagerten mit Schrecken, daß ſich die Osmanen zu einem Generalſturme rüſteten. Der Augenblick der Entſcheidung nahte. Das fühlte Jeder mit banger Erwartung in der ganzen Stadt. Männer in reifen Jahren und Jünglinge, kaum dem Knabenalter entwachſen, ja ſogar Greiſe, eilten, nachdem ſie ihre Rechnung mit ſich und dem Himmel abgeſchloſſen und von den Ihrigen Abſchied genommen hatten, auf die Mauern und an die Thore, um dem gefürchteten Feinde den Widerſtand der Verzweiflung zu leiſten. Ach, und manch liebend Paar war am Abende des grauſenvollen Tages auf immer getrennt. Er, der Liebende, lag entweder todt auf dem blutgetränkten Kampfplatze oder ſah einer traurigen Zukunft in den Bergwerken von Gallipolij oder auf den Galeeren entgegen, und ſie, die ſchlanke Griechin, mit den dunkeln Locken, dem Feuerauge und den Roſenlippen, ſie erwartete im glücklichen Falle das Schickſal einer Odaliske. — Ich ſehe Dich im Geiſte, ſchöne Dayella, wie Du in der Reblaube Deines Vaters bei'm ſchwertumgürteten, hochgewachſenen Geliebten, dem feurigkühnen Zano, ſiehſt, und wie er Deine Thränen mit ſeinen Küſſen trocknet und Dir ewige Liebe und Treue ſchwört. Da ſchmettern die Trompeten, das Allahgeſchrei der Türken ertönt, und weg von Dir eilt der Jüngling mit beflügelten Schritten und gezogenem Schwerte. Du ſiehſt ihm nach, Deine Thränen fließen ſchneller, Du wirfſt Dich auf den grünenden Raſen nieder und zerraufſt Dir Dein ſchönes Haar.

Die Stadt war mit Sturm genommen, und Blut floß in Strömen. Wilde Janitſcharen durchtobten mordend die Straßen, und vergeblich ſträubte ſich das Mägdlein unter ihren nervigten Fäuſten. Ungeheuer war das Getümmel, fürchterlich die Verwirrung. Italiener, Spanier und Franzoſen, welche bei Vertheidigung der Stadt mitgewirkt hatten und die nicht unter den Säbelhieben der Osmanen gefallen waren, flüchteten ſich einzeln und in kleinen Haufen, verfolgt von den Spahis, nach der Küſte, um auf die bereit liegenden venetianiſchen Schiffe zu entkommen. Manchen gelang es, aber auch Viele wurden niedergehauen.

Auf hohem, wildem Roſſe ſprengte ein Reiter in reichem Waffenſchmucke, mit Stahlhelm und Federbuſch, durch eine einſame Straße, in welche die Türken noch nicht gedrungen waren. Er befand ſich ohne Zweifel auch auf der Flucht aus der Stadt, denn er lenkte ſein ſchnelles Thier, das Schwert in der Rechten, nach einem nahen Thore, das der Feind, mit Raub und Mord beſchäftigt, noch nicht beſetzt hatte, und erreichte glücklich das Freie. Da aber, vor dem Thore, in der Nähe einer Villa, zog der Hülferuf eines weiblichen Weſens ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Die eigene Gefahr vergeſſend, hielt der Reiter ſein Pferd durch einen mächtigen Ruck des Zügels plötzlich an und bemerkte in demſelben Moment, wie zwei Türken eine junge Griechin am Saume eines Olivenwäldchens hinſchleppten, wahrſcheinlich in der Abſicht, ſie in die erwähnte Villa zu bringen, dort einzuſperren und gelegentlich zu verkaufen. Vergeblich kämpfte das Mädchen gegen die überlegene Macht zweier Barbaren. Als ſie den einſamen Reiter in chriſtlicher Kriegstracht ſah, ſtreckte ſie die kleinen, zarten Hände flehend nach ihm aus. Und mit Ueberraſchung erblickte der Krieger eines der reizendſten, weiblichen Weſen, die er je geſehen. Sein Entſchluß war bald gefaßt. Er ritt mit gezücktem Schwerte den Osmanen zu Leibe, und nach einem kurzen Kampfe hatte er den Einen todt niedergeſtreckt und der Andere ergriff die Flucht. Schnell wie der Blitz ſprang der Reiter nun vom Pferde, hob das ſchöne Mädchen hinauf, ſchwang ſich ſelbſt wieder in den Sattel, ſtieß ſeinem Thiere die Spornen in die Seite, und fort ging's im ſauſenden Galopp der Meeresküſte zu. Aengſtlich hatte das junge Mädchen ſeine runden Arme um den Hals ihres Retters geſchlungen. Die That des edeln Mannes war aber von der Villa aus bemerkt worden. Kaum war derſelbe bügelfeſt, als auch ſchon einige

*) Daß die Baſis dieſer Novelle hiſtoriſche Thatſachen ſind, wird dem geſchichtskundigen Leſer wohl nicht entgehen. D. R.

Digitized by Google

Spahis zu Pferde ſtiegen und die Verfolgung begannen. Möge Gott Euch ſchützen, Ihr hart Bedrängten!

2.

Hellſtrahlend, durch kein Wölkchen getrübt, ging die Sonne am tiefblauen Himmel Siciliens auf. Prächtig und in den ſchönſten Farben glänzten Land und Meer, und dem Beſchauer, der ſich etwa auf den Zinnen einer Villa oder auf einem Hügel oder Berge befunden haben würde, hätte ſich ein Panorama von unbeſchreiblicher Herrlichkeit geöffnet. Die Erde war mit friſchem Grün überzogen, das ſich im Herbſte in jenen Gegenden nach einem heißen, dürren Sommer wieder einſtellt. Ueberall von dieſer Pracht der Natur umgeben, glich die ſchöne Hauptſtadt Siciliens, Palermo, damals die glänzendſte und zierlichſte Stadt Italiens, einer Anzahl von Feenſchlöſſern. Im Norden und Oſten das Meer, im Süden von einer Hügelreihe begränzt, wechſelten in der Umgebung dieſer Metropole einzelne Kapellen mit reichen Villa's, und hier und da mahnten Ruinen an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen.

Es war an dem erwähnten Morgen — im September des Jahres 1571 — als ein junges Mädchen von auffallender Schönheit in den dem Vicekönig von Sicilien, Don Carlos von Aragon, gehörigen und an deſſen Palaſt ſtoßenden Garten trat. Das ganze Aeußere der angenehmen Erſcheinung ließ die Griechin nicht verkennen. Eine weiße und kurze Tunika umfloß in zahlreichen Falten die ſchlanke Geſtalt. Pantoffeln von koſtbarem Brocat umhüllten die niedlichen Füßchen und die rabenſchwarzen Locken wallten wie eine dunkle Wolke um Hals und Nacken. Das Geſicht des holden Kindes war etwas blaß, und das Auge zeugte von dem Vorhandenſeyn eines gewiſſen Grades von Melancholie. Als das intereſſante Mädchen einige Schritte auf dem Mittelpfade des Gartens gethan, blieb ſie plötzlich ſtehen, um nach den Fenſtern des Schloſſes zu ſehen. Da ſie hier wahrſcheinlich nichts Verdächtiges bemerkte, ſo ging ſie weiter und lenkte ihre Schritte nach einer an der entgegengeſetzten Seite des Gartens befindlichen Laube von Schlingpflanzen, die ein Marienbild in ihrem Inneren barg. Hier niederknieend, verſenkte ſich die Griechin in die Andacht eines Gebetes, deſſen Inhalt man jedoch Anfangs nicht verſtehen konnte, da ſie leiſe ſprach. Endlich aber, von ihren Gefühlen überwältigt, vernahm man deutlich jedes Wort.

„Du haſt mich, Beſchützerin der Bedrängten!“ ſagte das Mädchen, „durch den Arm des tapferen Don Manuel vor Schmach und Entehrung gerettet, dafür werde ich Dir und ihm ewig dankbar ſeyn. Aber ſollte die reiche Quelle Deiner Gnade für mich hiermit verſiegt ſeyn? Ich glaub' es nicht. Darum trage ich Dir heute wieder meine oft wiederholte Bitte vor. Wenn Du meinen Vater und Bruder nicht mehr in meine Arme zu führen im Stande biſt, wenn Beide gefallen ſind bei der grauenvollen Eroberung meiner Vaterſtadt, und wenn ſie ſchon weilen bei meiner geliebten Schweſter Arnolde, bei der von der ganzen Chriſtenheit bewunderten Arnolde, ſo laß mir doch wenigſtens Gewißheit zu Theil werden. Und ach! was mag aus Dir geworden ſeyn, edler Zano!“ fuhr die Betende flüſternd weiter fort. „Du Geliebter meines Herzens!“ Ein Thränenſtrom entquoll bei dieſen Worten ihren ſchönen Augen. Sie war keines Gedankens mehr mächtig, ſtand langſam vom Boden auf, wankte nach einer Bank und bedeckte ihr Antlitz mit ihren Händen.

Wir benutzen nun dieſe Zeit, in welcher Davella, jene Davella, die am Tage der Eroberung von Nicoſia von ihrem geliebten Zano Abſchied nahm, in düſteres Schweigen verſunken iſt, um den geehrten Leſern über die Schickſale dieſes Mädchens den nöthigen Aufſchluß zu geben.

(Fortſetzung folgt.)

Arnold Wendel's von Butzbach Vergnügungsreiſe um die Welt in den Jahren 1843, 1844, 1845.

(Zum Beſten der „Weidigſtiftung“ nach Wendel's Tagebüchern treu bearbeitet von F. Emminghaus.)

(Fortſetzung.)

So erſchrecklich auch dieſe ſturmvollen Tage waren, ſo ſind ſie doch die meines Lebens, welche mein innerſtes Gemüth am gewaltigſten anregten; denn was kein Dichter in Worten und kein Maler in Farben ausdrückt, was man kaum begreifen kann, das lag in dieſem furchtbar erhabenen Naturſchauſpiel. Schon Forſter vergleicht die Natur um Kap Horn mit den Schauern der Hölle in Miltons verlorenem Paradies, und ſo war es in dieſen wildeſten Tagen, als die Stürme am grauenvollſten und heftigſten wütheten; als die Tage zu Nächten wurden und unendlicher Regen und Schnee herabſtürzten, wie in einem Wolkenbruch; und als der Orkan ungeheure Waſſermaſſen emporwirbelte, als ſey es Flugſand oder Staub, die alsdann mit Regen und Schnee vereint wieder niederfielen, und als die furchtbarſten Waſſerberge ſich aufthürmten, welche mit wüthender Gewalt an unſer Schifflein ſchlugen, das ihnen gänzlich preisgegeben war und häufig von ihnen ganz und gar überſchwemmt ward, und als hoch über uns der Sturm ſein mächtiges Brauſen und klagendes Geheul vernehmen ließ.

Zu all dieſem Jammer kam noch der traurige Umſtand, daß ich im höchſten Grad mit der Seekrankheit behaftet war. Ich war nicht im Stande, etwas zu eſſen, denn die ſchlechte Schiffskoſt, der harte Zwieback, das ewige Salzfleiſch erregten mir unausſprechlichen Ekel und Nachts hatte ich keinen Schlaf. Als ich in ſolchen Zuſtänden in der düſteren, feuchten Kerkerhöhle des Schiffs lag, ohne einen Arzt in meiner Krankheit, ohne einen Freund zu meiner Pflege, dem Geſpötte und dem Lachen der Matroſen preisgegeben, da blickte ich mit einer unausſprechlichen Wehmuth in die goldene Zeit zurück, da ich mit meinen Freunden in der Heimath lebte. Ich blickte ſehnſüchtig und wehmüthig in jene ſchöne Zeit meines Lebens, wie der reiche Mann im Evangelium aus den Qualen der Verdammniß nach dem in Abrahams Schoos ſitzenden armen Lazarus. — In dieſen Leiden und Prüfungen ſuchte und fand ich meine Stütze in den ſtärkenden Lehren des Chriſtenthums und in dem felſenfeſten Vertrauen auf Gott.

Unter dieſen Leiden und Entbehrungen kamen wir endlich an's Kap Horn, wie man die ſüdlichſte Spitze von Amerika nennt. — Die Anſtrengungen und das wüſte Wetter übte auch auf die eiſernen Naturen der Matroſen ſeinen Einfluß. Fünf von ihnen erkrankten und einer ſtarb. Dieſer wurde in ein Segeltuch genäht und, mit zwei Kanonenkugeln am Kopf und an den Füßen beſchwert, in's Meer geworfen. Gewöhnlich wird bei ſolchen Fällen von dem Kapitän eine Leichenfeier veranſtaltet. Dies unterblieb jedoch, denn der Kapitän hatte kurz vorher mit dieſem Matroſen einen heftigen Streit gehabt und ſie hatten wie Löwen gegen einander gefochten. — Dies hatte ihm der Kapitän wahrſcheinlich noch nicht vergeſſen, weshalb er ihn ohne Umſtände in's Meer werfen ließ. — Kein Leben iſt ſo beſchwerlich, als das der Matroſen, namentlich auf Reiſen nach kalten Ländern. Sie ſind dem Wind, Schnee, Hagel, Regen und den überſtrömenden Wogen beſtändig ausgeſetzt. Sie haben Tag und Nacht mit den wüthenden Elementen zu kämpfen. Tag für Tag haben ſie vier Stunden Wache zu halten, und obgleich ſie dichte wollene Kleider und über denſelben noch Hüte und Kleider von Wachstuch tragen, ſo ſind ſie doch immer durchnäßt, und wenn ſie hundertmal von den Wellen durchnäßt und erſtarrt und erfroren ſind, ſo iſt doch kein geheizter Ofen vorhanden, an dem ſie ſich wärmen könnten. An eine regelmäßige Nachtruhe iſt ebenfalls nicht zu denken und oft müſſen ſie plötzlich um Mitternacht von ihren

Digitized by Google

kalten Lagern auf, um bei Sturm und Ungewitter die Maſte zu erklimmen und die Segel einzubinden, und wenn ſie dann durchnäßt ſind, wieder in ihre kalten Lager zurück. Obgleich ſie nun von Jugend auf an das rauheſte Leben gewöhnt ſind, und man ſagt, daß die Gewohnheit zur andern Natur werde, ſo werden ſie doch in der Regel nicht alt und fallen häufig als Opfer des veränderten Klima's. Drei Wochen ohne Unterbrechung dauerte dieſes furchtbare Wetter, dieſe von Schnee und Regen begleiteten Stürme. Welches Behagen ich empfand, als ich nun wieder bei hellem Sonnenſchein auf dem Verdeck einherſpazieren konnte, kann ich nicht beſchreiben. Glücklicherweiſe war der Wind nicht ganz entgegen, ſonſt hätten wir Wochen und Monate zubringen können, ohne weiter zu kommen. — Eine ſolche elende Reiſe hatte unſer Schiff von Havre nach Valparaiſo, welche 22 Wochen dauerte. Nach dieſer ſchreckenvollen, ſieben Wochen langen Fahrt voll harter Entbehrungen ſahen wir endlich wieder Land. — Es war die Küſte der Republik Uraguay mit der Hauptſtadt Montevideo. Es war Sonntag Mittag, als wir in den Hafen einliefen. Ein Polizeibeamter mit einem langen, ungeſchorenen Bart kam von vier Perſonen begleitet in einem Nachen herangefahren, um zu ſehen, ob die Papiere des Kapitäns und die Päſſe der Reiſenden in Ordnung wären. Als dies geſchehen, kehrte er wieder nach der Stadt zurück. Bald darauf kamen viele Leute in Sonntagskleidern, um ihre Freunde und Verwandte auf dem Schiff abzuholen und ihnen behülflich zu ſeyn, ihr Reiſegepäck in die Stadt zu bringen. Ich ſah, wie ſie ſich herzlich umarmten und ſich des Wiederſehens freuten. Zu mir aber kam Niemand, der mich freundlich begrüßt hätte. Ich wurde ganz wehmüthig geſtimmt, die Leiden auf der See hatten viel zu dieſer Stimmung beigetragen und ich erkannte, daß es nichts Süßeres gebe, als die Freundſchaft und die Heimath. Montevideo hatte damals einen heftigen Krieg mit Buenos Ayres und befand ſich im Belagerungszuſtand. Deſſenungeachtet ging ich in die Stadt, und da ich die Sprache nicht verſtand, ſo ſuchte ich nach einem deutſchen Wirthshaus.

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus Frankfurt.

Einem trefflich geſchriebenen Artikel der Kölner Zeitung entnehmen wir Nachſtehendes: „Frankfurt hat ganz ausnehmend die Phyſiognomie einer hiſtoriſchen Stadt, einer Stadt, die berufen iſt, der Schauplatz eines Stückes Geſchichte zu werden Sie hat ihre Wurzel in der mittelalterlichen Vergangenheit, aber um dieſen alten Mittelpunkt iſt junges Leben aufgeſchoſſen. Frankfurt iſt kein Parvenü, wie Berlin, auch keine Ruine ehemaliger Bedeutung. Die alte Reichsſtadt von ehedem und die Handelsſtadt von heute ſtehen hier bei einander, und keine von beiden hat die andere zurückgedrängt. Sie hat ihr pittoreskes Durcheinander von morſchen Häuſern, geſchwärzten Wänden und ſteilen Giebeln und hat breite geputzte Straßen mit modernen Häuſern. Sie hat ihre Juden, die mittelalterlich gedrückt ausſehen, wie die Juden von Prag, und ihre Sachſenhäuſer, die grob und gutmüthig ſind, ein Volk von Naturburſchen, wie die Transteveriner von Rom. Frankfurt hat ſeinen Römer, wo die Fürſten-Souveränetät gekrönt wurde, und ſeine Paulskirche, wo man die Volks-Souveränetät proclamirt hat, ſeinen alten Dom und ſeine modernen Kirchen. Neben einer Synagoge, die in jedem mittelalterlichen Ghetto ſtehen könnte, läuft die Zeil vorbei, die ein Stück dahergebrachtes Boulevard des Italiens iſt. So iſt Frankfurt eine Stadt maleriſcher Contraſte, von dem, was war, und von dem, was iſt, und um die ſchöne maleriſche Reichsſtadt ſchlingt ſich wie ein reicher, breiter Gürtel das Grün der Promenaden mit ſchönen, üppigen Villen, die uns faſt einreden könnten, die Bourgeoiſie habe poetiſchen Sinn.

So iſt die Stadt, in der das deutſche Parlament ſitzt. Ich glaube, man könnte keinen geeigneteren Ort in ganz Deutſchland finden. Die Stadt, wo die Central-Regierung ihren Sitz hat, braucht nicht die Hauptſtadt des Landes und die größte zu ſeyn; ja, man wird einmal einſehen, daß es ſehr zweckmäßig iſt, wenn die Regierung nicht in die volkreichſte Stadt hinein verlegt wird. Die weiten Vorſtädte von Paris ſind Schuld an manchem Unheil, das über Frankreich gekommen iſt. Auch braucht man nicht zu glauben, daß Hauptſtädte wie Wien und Berlin allmählig zur Bedeutung von Provinzialſtädten herabgedrückt werden, wenn die Central-Regierung in Frankfurt ſitzen bleibt. Die Zeit iſt vorbei, wo ein Hof mit ſeinem Hofſtaat einer Reſidenz den erkünſtelten Anſchein des Gedeihens und des Wohlſtandes geben konnte. In Amerika ſind Boſton und Philadelphia größer, volkreicher und blühender als Waſhington, wo das Parlament zuſammen kommt.

Die Ahnung, daß Frankfurt einſt noch zur Bedeutung in der deutſchen Geſchichte kommen würde, ſcheint übrigens ein geheimer Glaube in vielen Herzen geweſen zu ſeyn. Die Literatur gibt Zeugniß davon. Am wunderbarſten ausgeſprochen finden wir dies bei Börne, ſo zwar, daß es den Hauch des Dämoniſchen an ſich hat. „Frankfurt", ſagt er im zweiten Bande ſeiner pariſer Briefe, „iſt dazu berufen, einſt die Hauptſtadt des deutſchen Reiches und der Sitz der deutſchen Nationalverſammlung zu werden. Dort, wo jetzt die Tyrannei auf dreißig Stühlen thront, wird in wenig Jahren die Freiheit gekrönt werden." Man wird mir eingeſtehen, daß die vier großen und zwölf kleinen Propheten zuſammengenommen nie eine ſo außerordentliche Weiſſagung ausgeſprochen haben. Die Prophezeihung hat ſich erfüllt, Frankfurt, die Witwe ſo vieler Kaiſer, trägt wieder den Kranz im Haar, ſie trägt ihn mit Würde; und ſo bleibe denn Frankfurt der Sitz des deutſchen Parlamentes; nicht umſonſt liegt es im Herzen Deutſchlands. Manche Leute behaupten zwar, Frankfurt liege zu nahe an Frankreich und ſey deshalb unſicher — als ob die Franzoſen ſo eine Art von überfallluſtigen Tſcherkeſſen wären; ich aber bin der Anſicht, daß, wenn, wie wir hoffen, die deutſche Reichsverſammlung kein leeres Wort bleiben ſoll, ſie dort fortbeſtehen möge, von wo aus ſie bereits im Bewußtſeyn des ganzen deutſchen Volkes ihre Wurzeln geſchlagen.

Wir ſtehen vor der Paulskirche. Wenn Sie mich fragen, in welchem architektoniſchen Style ſie gebaut iſt, ſo werde ich ſagen: im lichtfreundlichen Style. Es iſt eine Kirche, ſolid und nüchtern, aus rothem Sandſtein ohne Firlefanz von Statuen, ohne Schnörkel, ohne farbige Glasfenſter; eine vernünftige, praktiſche Kirche.

Das deutſche Parlament hat keine Couloirs und keine Conferenz-Säle. Wir treten gleich in medias res, in den Sitz der Verſammlung Eine weite Rotunde empfängt uns. Hohe marmorne Säulen laufen um ſie herum und ſtützen die weite geräumige Galerie der Zuhörer. Nach oben, unter der Galerie, auf der Wand hinter dem Präſidentenſitz, iſt ein Bild der Germania in Fresco gemalt. Sie ſteht aufrecht, mit Eichenlaub gekrönt, im rothen Oberkleide und blauen Mantel, ein Schwert in der rechten, die deutſche Fahne in der linken Hand Ein weites Land mit blauen Bergen liegt zu ihren Füßen, roth-golden dämmert die Sonne auf.

Hinter und über der Rednerbühne iſt der Sitz des Präſidenten. Dort ſitzt Gagern, der Abgott der Centren, eine hohe, edle Geſtalt, ein Geſicht ernſt und entſchieden, vornehm und energiſch in jeder Bewegung. Zu ſeiner Rechten und Linken ſitzen der erſte und zweite Vicepräſident.

Ueberſehen wir nun das Parterre, wo die Abgeordneten der deutſchen Nation ſitzen. Es iſt fächerförmig, im breiten Halb-

Digitized by Google

kreiſe ausgedehnt und in vier große Abſchnitte getheilt, durch Gänge, die zur Rednerbühne führen. So iſt ſchon äußerlich eine Rechte und Linke, ein rechtes und linkes Centrum angedeutet.

Wir ſind in der reſervirten Tribüne rechter Hand eingetreten; wir überſehen alſo zunächſt die Rechte. Die Anzahl grauer und kahler Köpfe auf dieſer Seite iſt auffallend, kaum hier und da ein jüngeres Geſicht. Hier und dort ein jugendlicher Krautjunker mit weißer Halsbinde und gelben Handſchuhen — es bleibt eine Seltenheit. Der Trotz gegen die Zeit ſitzt auf dieſen Bänken; hier wird das Recht der Revolution geläugnet, und unter der Maske der conſtitutionellen Monarchie ſinnt die Reaction auf Zurücknahme der Güter, die das Volk ſich ſeit den Iden des Märzen errungen. Wie viel Soldatentrotz, wie viel Adelshochmuth, wie viel erheuchelte Demuth ſteht auf dieſen Geſichtern geſchrieben, die ſich ſo ſicher und behaglich lächelnd zur Rednerbühne kehren, wenn ein Mitglied der Linken ſpricht! Bewahre uns der Himmel vor dieſen Vertretern! muß Jeder beten, der dieſe Reihen durchmuſtert.

Trennung der Schule von der Kirche.

I.

G (Würzburg, 31. Juli.) Man hat vielfach, auch in Ihren Blättern, die ſogenannte „Trennung der Schule von der Kirche" zum Gegenſtande der Betrachtung gemacht, aber man faßte die Sache gewöhnlich von prinzipiellem Standpunkt aus auf, ohne Fakta zu liefern. So nothwendig es nun iſt, prinzipielle Gründe für und wider auszutauſchen, um zu richtiger Anſicht zu gelangen, ſo weſentlich iſt es aber auch, praktiſche Beiſpiele kennen zu lernen. Ja, ſie ſprechen oft beredter als die menſchenfreundlichſte Erläuterung. Mir habe ich deßhalb zur Aufgabe geſetzt, verbürgte Thatſachen zu eigener Beurtheilung dem Publikum vorzulegen, und erſuche deßhalb alle Freunde und Feinde des Volksſchulweſens, dieſen und folgende Aufſätze der Durchſicht zu würdigen.

Die Geiſtlichkeit, insbeſondere die katholiſche, benutzt die Worte: „Trennung der Schule von der Kirche", um hierdurch dem Landvolk zu beweiſen, wie künftighin die religiöſe Bildung der Volksſchulen in Gefahr ſey, ſowie zu maßloſen Ausfällen gegen diejenigen Mitglieder des Lehrerſtandes, welche es wagen, aus langjähriger Knechtſchaft aufgerüttelt, Forderungen nach freierer Bewegung zu ſtellen. Jeder Vernünftige, Vorurtheilsfreie faßt den Ausdruck: „Trennung der Schule von der Kirche" gewiß nur auf, als Enthebung des Lehrerſtandes von der Beaufſichtigung der Geiſtlichen; jeder Vernünftige weiß auch, daß Religion damit nichts zu ſchaffen hat, wenn der Lehrer (wie es ſich, beiläufig geſagt, bei jedem andern Stande von ſelbſt verſteht) nicht mehr von Leuten beaufſichtigt werden will, die oft von Volksunterricht auch gar nichts verſtehen, ſondern von Leuten aus ſeinem Stande. Jeder Vernünftige weiß dann auch jene offenen Verkehrungen der Wahrheit zu würdigen, die man von Seiten der Geiſtlichkeit ſich hierin zu Schulden kommen läßt. Freilich iſt es hart, die Zügel zur Unterdrückung eines ganzen Standes aus den Händen geben zu müſſen, der einem bisher ſogar etlichen Nutzen brachte; denn jedem Freunde der Volksſchule und jedem Schulmann iſt es bekannt, wie die Belobungen oder der Tadel einer Schule bisher häufig gehandhabt wurden. Stand die Schule gut, ſo waren es Folgen der ausgezeichneten Verwaltung von Seiten des Lokal-Schul-Inſpektors; war aber ihr Stand ſchlecht, ſo trug der nachläſſige Lehrer die Schuld, der alle Bemühungen des Pfarrers zu nichte machte. Daher erklärt ſich aber auch jene ungezügelte Wuth von Seiten der Geiſtlichen gegen jene Lehrer, die Beſſerung verlangen und die ſie ganz ungeheuchelt in ihren Organen loslaſſen. Man leſe die „neue Sion" und man wird es finden. Droht man ja ſogar Lehrern, welche frei ſeyn wollen, Entziehung der Theile ihres Gehaltes, die ſie von den Kirchenſtiftungen beziehen!!

Deßhalb nun, damit der Lehrer ſich fürder nicht den wohlverdienten Lohn vom Munde weggenommen ſehe, deßhalb ſtelle man die Schule unter Beaufſichtigung wahrer Schulmänner, und eben ſo deßhalb, damit dieſe Beaufſichtigung von Männern gehandhabt werde, welche die Sache zu beurtheilen verſtehen!!

Mannichfaltigkeiten.

(Vermuthliche Witterung im Auguſt 1848.) Etwas Regen und Abkühlung bis 2.; wärmer am 3., darauf Gewitter und Regen mit Wärmeabnahme, abwechſelnd heiter vom 4. bis 8., ziemlich heiter, warm bis heiß vom 9. bis 12., 13., in dieſen Tagen wieder gewitterhaft, Regen und Abkühlung bis 17.; dann heller, warm bis heiß vom 17. bis 20., darauf zu Regen und Gewitter geneigt bis 23, wieder warm und heiter bis 27., in den letzten Tagen abwechſelnder Himmel, auch Regen und ſchwankende Wärme. — Im Allgemeinen veränderlich, weder anhaltend heiß, noch anhaltend regneriſch, warm, windig und ziemliche Regenmenge bei mäßig ſchwankendem Barometer und vorherrſchend ſüdweſtlicher Windrichtung. (Zeus)

Korreſpondenz.

Marburg, 31. Juli.

In mehreren Artikeln dieſes Blattes wird die proviſoriſche Vorortſchaft erwähnt, welche von der Majorität der Hanauer Tagſatzung dem Marburger Turnvereine übertragen war. Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, erinnern wir an den gleich nach Zurückkunft unſerer Deputirten am 10. d. M. in einer Generalverſammlung gefaßten Beſchluß, wonach der Marburger Turnverein die Ehre jener Vorortſchaft von ſich weiſt. Daß ſich ſpäter noch ein zweiter — der „neue" Turnverein zu Marburg gebildet und daß ſich dieſer die uns übertragene, aber von uns ausgeſchlagene Vorortſchaft angeeignet und ſeither verwaltet hat, kann uns natürlich nur gleichgültig ſeyn. Nur denjenigen Turnvereinen, welche mit uns an dem demokratiſchen Prinzipe feſthalten wollen, geben wir die erfreuliche Nachricht, daß unſer Verein durch den Austritt der am 10. d. M. diſſentirenden Minorität (39 gegen 118), aus welcher der „neue" Turnverein hervorgegangen iſt, an innerer Kraft nur gewonen hat. Die Zahl unſerer Mitglieder beträgt jetzt über 200.

Für den Turnverein zu Marburg:
Trabert.

Kommenden Montag, den 7. Auguſt, wird der Frankfurter Liederkranz das in öffentlichen Blättern bereits erwähnte Konzert zum Beſten der deutſchen Flotte in der Mainluſt veranſtalten. Das Nähere ſoll in dem in den nächſten Tagen erſcheinenden Programm veröffentlicht werden. Es bedarf wohl nur dieſer Anzeige, um dem Vorhaben des Liederkranzes eine recht thätige Theilnahme der Bewohner unſerer Stadt zuzuwenden.

Mainwaſſer-Wärme: Am 3. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 4 Auguſt. Mutterſegen, oder: Die neue Fanchon, Schauſpiel mit Geſang in 5 Abth., nach dem Franzöſiſchen von W. Friedrich, Muſik von H. Schäffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 215. Samſtag den 5. Auguſt 1848.

Das Mädchen aus Cypern.

Novelle von G. Kaut.

(Fortſetzung.)

Dayella de Rokas war die ältere Tochter des edeln Marko de Rokas, eines angeſehenen Cyprioten und wüthenden Feindes der Türken. Dayella's jüngere Schweſter war die hochherzige Arnolde de Rokas, jenes heldenmüthige Mädchen, das den Tod der Entehrung vorzog. Als die Osmanen mit ihrer furchtbaren Heeresmacht zur Unterjochung von Cypern nahten, waren die Venetianer bei ihrer geringen Kriegsmacht genöthigt, die Vertheidigung der Inſel größtentheils deren Bewohnern ſelbſt zu überlaſſen. Marko organiſirte zwei Fähnlein tapferer Männer, worunter ſich auch ſein Sohn Demetrius und Zano, der Geliebte Dayella's, ein kühner, verwogener Jüngling, befanden. Wir haben ſchon angedeutet, daß dieſer Letztere vor dem entſcheidenden Kampfe noch ein Mal Gelegenheit hatte, das Mädchen ſeines Herzens zu ſprechen. In dieſer ernſten Stunde ſchwur auch Dayella, niemals einem Andern als Zano anzugehören, und mit dieſem Schwur als Unterpfand ſtürzte der Jüngling hinaus zur Vertheidigung ſeiner Vaterſtadt. Dayella aber begab ſich in das Zimmer ihrer Schweſter Arnolde, einem engelſchönen Mädchen, das in wunderbarer Faſſung auf einem grünſeidenen Divan ſaß.

„Wie kannſt Du ſo gleichgültig erſcheinen, Arnolde!" ſagte Dayella bethränten Auges, „da Du doch weißt, daß alle unſere Lieben in Kampf und Tod gezogen ſind, daß wir ſie vielleicht nimmer wieder ſehen werden?"

„Wohl bin ich nicht gleichgültig," erwiederte die Angeredete, ihr ſchwärmeriſches Auge feſt auf ihre Schweſter geheftet; „mir ſchwanet Böſes. Unſere Stadt wird ſich nicht halten können; denn der Feinde ſind zu viele und der Vertheidiger zu wenige. Die Türken werden hereinbrechen über die Leichen unſerer Krieger."

„Ach!" jammerte Dayella, ihre Schweſter unterbrechend. „Was wird dann unſer Loos ſeyn? Was wird aus uns werden?"

„Was unſer Loos ſeyn wird?!" verſetzte Arnolde haſtig, und ihr dunkles Auge funkelte. „Was unſer Loos ſeyn wird? Die Barbaren werden uns auf ihre Schiffe bringen und in Konſtantinopel Handel mit uns treiben. Ein roher Türke wird uns kaufen und uns befehlen, daß wir ihn lieben ſollen. Aber ſo wahr ich Arnolde de Rokas heiße," fuhr das Mädchen wild auf, „ich werde dieſe Schmach nicht erleben!"

Das wilde Allahgeſchrei der Türken übertönte in dieſem Augenblick faſt den Donner der Kanonen und Musketen, und herein ſtürzte die einzige Dienerin der beiden Mädchen todtenbleich und ſchrie: „Gott ſey uns gnädig! Die Türken bringen eben in die Stadt!"

„Dann mag ich hier in dieſen Räumen nicht mehr bleiben!" rief Arnolde. „Ich will den Barbaren meine Bruſt darbieten, vielleicht hat Einer Barmherzigkeit genug, mich zu ermorden!" Und hinaus eilte die entſchloſſene Griechin, ſchnell, wie das gejagte Reh, und kaum konnte ihr die furchtſamere Schweſter folgen. Lange irrten ſie in den Straßen umher. Ueberall Verwirrung, Tod und Kampf! Da ſahen ſie plötzlich einen einzelnen Cyprioten, wie er ſich gegen einige Janitſcharen vertheidigte. Der Mann war ſchon ſchwer verwundet, das ſah man; er blutete aus vielen Wunden. Endlich legte ein Janitſchar das Feuerrohr an, ein Pulverblitz und ein Krach folgte, der Tapfere ſank zuſammen, und Dayella und Arnolde erkannten ihren Vater, den Hauptmann Marko de Rokas. Die Türken eilten in ihrer Wuth weiter, und verzweiflungsvoll warfen ſich die beiden Mädchen auf den geliebten Vater. Die Kugel hatte nur ſeine Schläfe geſtreift, und die Wunde war nicht gefährlich. Marko ſchlug eben die Augen wieder auf und erkannte ſeine Töchter; er wollte ihnen eben die Hand reichen: da fühlten ſich die beiden zarten Weſen plötzlich von rohen Fäuſten ergriffen und fortgeſchleppt nach verſchiedenen Seiten vom geliebten, vielleicht ſterbenden Vater. Arnolde ward in ein großes Haus gebracht, in welchem ſich ſchon mehrere andere Mädchen befanden, von denen die ſchönſten für den Harem des Großherrn beſtimmt waren. Alle betrauerten das Loos, das ihrer harrte; Arnolde verabſcheute es. Einige Tage hierauf ſollte ein Schiff mit reicher Beute nach Konſtantinopel unter Segel gehen. Schon waren die Anker gelichtet und die Türken berechneten, wie lange es noch dauern möchte, bis ſie ſich des ruhigen Beſitzes der geraubten Schätze erfreuen könnten: da kracht plötzlich ein Donner, als wenn die Erde aus ihren Fugen gewichen wäre, und das Schiff mit den ſchönen, roſigen Cypernmädchen, den habſüchtigen Türken und den unermeßlichen Schätzen fliegt in die Luft und bedeckt bald mit ſeinen Trümmern das unerſättliche Meer. Eine der Griechinnen, welche wohl der Liebe, aber keiner Gewalt die Blüthen ihrer Schönheit opfern wollte, hatte Feuer in die Pulverkammer geſchleudert. Die Geſchichte hat uns den Namen des edeln Mädchens aufbewahrt; ſie hieß Arnolde de Rokas.

Dayella ward von ihren Räubern vor die Thore der Stadt geſchleppt; hier, an einem Olivenwäldchen, befreite ſie, wie wir bereits wiſſen, ein chriſtlicher Kriegsmann. Dieſer hieß Don Manuel von Aragon, und war der Sohn des Vicekönigs von Sicilien. Verfolgt von den nachfolgenden Spahis, erreichte er nichtsdeſtoweniger das Meeresufer, wo er mit ſeiner ſchönen Beute ſogleich in eine ſpaniſche Galeere aufgenommen wurde, die nach einer glücklichen Fahrt im Hafen von Palermo vor Anker ging. Don Carlos von Aragon war über die Rettung ſeines Sohnes hoch erfreut, wie man ſich leicht denken kann; doch hielt er es als ſpaniſcher Grande unter ſeiner Würde, allen ſeinen Gefühlen Worte zu verleihen. Redſeliger war natürlich die Tante Don Manuels, Donna Silvia, die der Vicekönig nach dem Tode ſeiner guten Frau in ſein Haus aufgenommen hatte. Beide

Digitized by Google

aber, Vater und Tante, waren im erſten Augenblick nicht gar ſehr erbaut, daß der junge Held ſchon von ſeinem erſten Kriegszuge nach der Inſel, wo einſt der holden Liebesgöttin Städte und Tempel geweiht waren, eine zweite Aphrodite mit nach Hauſe brachte. Als jedoch Don Manuel ſo viel Zeit hatte, die Art, wie er zu der reizenden Griechin gekommen, zu erzählen, da belobte der Vicekönig die ritterliche That, drückte ſeinem Sohne die Hand und verſicherte, daß er in jüngeren Jahren eben ſo gehandelt haben würde. Dann wandte er ſich zu Davella und bewillkommte ſie herzlich, und ein Gleiches that auch die Tante, Donna Silvia, ſie that noch mehr: ſie ward dem verlaſſenen Mädchen eine liebende Freundin, ja, man könnte ſagen, eine zweite Mutter.

(Fortſetzung folgt.)

Die Alten.

Ihr ſprechet von Rückſchritt, von Reaction,
Von freiheittödtender Willkür und Hohn,
Als wollten die Fürſten es wagen,
Die Freiheit in Feſſeln zu ſchlagen?

Wohlan, wir ſtellen uns auf die Wacht,
Wie wir geſtanden in langer Nacht,
Als klein noch die Zahl der Genoſſen,
Der Lohn nur im Kerker entſproſſen!

Wir wollten von je ein einiges Reich,
Wo vor den Geſetzen ein Jeder gleich. —
Um was wir ſo lange geſtritten,
Wir werden's nun nicht mehr erbitten.

Wir wollen für Deutſchland ein Bruderband,
Der Bürger nur reiche dem Bürger die Hand,
Und rufen d'rum mahnenden Schalles:
Ein gleiches Recht geht über Alles!

Wo Recht iſt, ſteht auch die Ordnung feſt,
Kein freier Mann das Geſetz verläßt,
Und will man es willkürlich deuten,
So werden die Sturmglocken läuten.

Heran, ihr Alle, wer unterdrückt,
Das Volk um den Sieg der Freiheit berückt;
Wir werden nicht wanken, nicht weichen,
Bis wie geworden zu Leichen!

H. Ludewig.

Arnold Wendel's von Butzbach Vergnügungsreiſe um die Welt in den Jahren 1843, 1844, 1845.

(Zum Beſten der „Weidigſtiftung" nach Wendel's Tagebüchern treu bearbeitet von F. Emminghaus.)

(Fortſetzung.)

Endlich ſah ich in deutſcher Sprache an einem Hauſe angeſchrieben: „Bierbrauerei." Beim Eintreten begegnete mir eine Frau mit blauen Augen und blonden Haaren. Dieſe fragte ich: Sprechen Sie deutſch? worauf ſie antwortete: Ja, ich bin von Deutſchland; ſind Sie vielleicht auch ein Deutſcher? „Ich rühme mich deſſen", ſagte ich und beſtellte mir eine Flaſche Bier. Ich plauderte nun mit meiner Landsmännin, welche mich über Alles befragte: Ich ſey wohl noch nicht lange in Montevideo? ob ich eben erſt von Deutſchland komme? Nein! ich bin heute mit einem Schiff von Chili angekommen. Von Chili kommen Sie? ei! da waren Sie ja ganz auf der anderen Seite von Amerika? Wie ſind Sie denn dahin gekommen? Von Sidney in Auſtralien. Nachdem die gute Frau mich über Alles befragt hatte, fing ſie nun ſelbſt zu erzählen an von dem Krieg mit Argentina, wie nun die Stadt ringsum eingeſchloſſen ſey, ſo daß vom Lande nichts mehr hereinkönne. Nur der Hafen ſey noch offen und da müßten alle Lebensmittel weit hergebracht werden von Nordamerika, Chili, dem Kap der guten Hoffnung, und außerdem ſeyen die Waaren noch mit hohem Zoll belaſtet, wodurch Alles außerordentlich theuer ſey. Deshalb ſeyen viele Deutſche von Montevideo weggezogen und nach Braſilien übergeſiedelt. Früher hätte das Fleiſch gar nichts gekoſtet, jetzt koſte das Pfund 1 fl. 30 kr. Häufig ſey gar keines zu haben, und die Spanier ſchlachteten Hunde und Katzen, um das friſche Fleiſch nicht zu entbehren. — Während dieſen Geſprächen kam noch ein anderer Deutſcher ins Zimmer, welcher in der Verzweiflung Soldat geworden war. Dieſer ſetzte die Erzählung der Wirthin fort und theilte mir unte: Anderm Folgendes mit: „Die Bürger von Montevideo ließen ſich zu ihrer Auszeichnung den Bart wachſen und trügen ein rothes Band um den Hut, während die Bewohner von Buenos Ayres einen Schnurrbart trügen und ſtatt des rothen Bandes eine rothe Weſte. Der Krieg wird mit furchtbarer Grauſamkeit geführt, an Gnade iſt nicht zu denken. Wer gefangen wird, iſt verloren. — Die von Buenos Ayres ſchneiden allen Gefangenen den Hals ab, die von Montevideo ſperren ſie in einen Thurm und vergiften ſie. Auch das Ausſchneiden der Zunge, das Abſchneiden der Naſen und Ohren iſt nicht unerhört. Da in Montevideo noch die Sclaverei herrſcht, ſo verſprach man allen Negern, die an dem Kampfe Theil nehmen, nach dem Kriege vollkommene Freiheit. Durch dieſes Verſprechen angefeuert, waren alle Neger in Waffen, ſie trugen grasgrüne Wämſer und große rothe, wollene Kappen, welche Kleidung ihnen ein furchtbares Anſehen giebt. Die reichſten Bürger opferten der Unabhängigkeit der Republik ihr Vermögen und was auch ſonſt vorfallen mag, der Enthuſiasmus der Bürger von Montevideo flößte mir große Achtung ein. Die Stadt, welche beinahe ganz vom Meere umgeben, und nur durch eine kleine Landenge mit dem Feſtlande verbunden iſt, gewährt von der Hafenſ.ite ein ſehr freundliches Anſehen. Die Stadt hat regelmäßige Straßen und die Dächer ſind nach ſpaniſcher Art platt, mit Geländern umgeben und zum Spazierengehen eingerichtet. Vor dem Kriege blühte Handel und Gewerbe, jetzt aber arbeiten die meiſten Leute nur um das tägliche Brod. Brunnen kennt man hier nicht, nach morgenländiſcher Sitte wird das Regenwaſſer in Ciſternen aufgefangen.

Nach dieſen Anſchauungen entſchloß ich mich, den Laplatafluß hinaufzuſegeln nach Buenos Ayres, der Hauptſtadt der Republik Argentina. Ich machte deshalb mit dem Kapitän deſſelben Schiffes, das mich von Valparaiſo nach Montevideo gebracht hatte, einen Accord. In den letzten Tagen vor der Abfahrt hatte ich noch einen merkwürdigen Anblick, der die ganze Stadt in Aufregung brachte. Es lagen nämlich in ziemlicher Entfernung Kriegsſchiffe von Buenos Ayres, welche die Stadt bombardirten. Dies war aber eine Kinderei, an welcher ſich die Bewohner auf den Dächern ergötzten, denn die Kugeln konnten ihr Ziel nicht erreichen und näher durften die Schiffe nicht kommen, da Montevideo ſtark ringsum befeſtigt iſt und ſie befürchten mußten, von den Feſtungswerken aus zu Grund geſchoſſen zu werden. — Ebenſo erfolglos wurde von der Stadt nach den Schiffen geſchoſſen. Außer den feindlichen Kriegsſchiffen lagen auch noch etwa 30 amerikaniſche, braſilianiſche, engliſche, franzöſiſche Schiffe im Hafen, welche ſich aber an nichts kehrten und müßige Zu-

Digitized by Google

ſchauer blieben. Auf den Admiralſchiffen war Abends ſehr ſchöne Muſik, der ich, am Ufer ſitzend, mit Entzücken zuhörte.

Nachdem nun das Schiff ſegelfertig war, fuhren wir den Laplata (Silberſtrom) hinauf und landeten nach drei Tagen in Buenos Ayres. Das Schiff warf ſeinen Anker vier Stunden von der Stadt am entgegengeſetzten Ufer. Dies iſt wegen der ſeichten Ufer nöthig. Von da aus werden Reiſende und Güter in kleineren Schiffen nach der Stadt gebracht. — Da ich nur ſehr wenig von der ſpaniſchen Sprache verſtand, ſo ſuchte und fand ich ein engliſches Wirthshaus. Da ich keine Luſt verſpürte, meine Reiſe fortzuſetzen und der Winter keine angenehme Zeit zum Reiſen iſt, ſo ſuchte ich Arbeit in einer Bäckerei. — Hier verdiente ich per Woche neben freier Koſt und Wohnung 10 Gulden; aber ſchon nach einigen Monaten ging dieſe Bäckerei ein und ich nahm nun Arbeit in einer deutſchen Bierbrauerei; neben mir arbeiteten noch acht Deutſche und ein ehemaliger polniſcher Offizier.

Es iſt vielleicht kein Land in der Welt, wo die Menſchen durch allgemeinen Wohlſtand ſo glücklich leben könnten, als Buenos Ayres, aber ſie zerſtören ſich dieſes Glück durch immerwährende Revolutionen und Bürgerkriege. Das Land hat, ſo viel mir bekannt, keine Gold- und Silbergruben, aber es hat in ſeiner Viehzucht eine Quelle des Reichthums, welche ergiebiger und nachhaltiger iſt, als die Bergwerke von Peru, Chili und Mexico. Das ganze Land bis an die Gränzen Chili's iſt eine Ebene oder vielmehr eine Viehweide. Es giebt einzelne reiche Leute, welche 50,000 bis 100,000 und 200,000 Stück Rindvieh und Pferde beſitzen. Man ſchlachtet das Vieh nur der Häute und des Fettes wegen, womit ein ſtarker Handel nach Europa getrieben wird. Ein ſehr geringer Theil des Fleiſches wird eingeſalzen und nach Havanna verſchifft, bei weitem der größte Theil des Fleiſches bleibt auf dem Felde liegen und wird von den Adlern und Geiern gefreſſen. Auch die Pferde- und Schafzucht iſt ſehr bedeutend. — Im Innern des Landes ſollen die Bauern das Brod gar nicht kennen und nur von Fleiſch, Milch und Käſen leben. Hier ißt man nicht wie in Deutſchland das Fleiſch zum Brod, ſondern das Brod zum Fleiſch, denn das Pfund Fleiſch koſtet 1½ Kreuzer. Man kann das ganze innere Land bereiſen, ohne Geld zu haben, denn man findet überall freien Tiſch und gaſtliche Aufnahme. Ich wurde auf eine intereſſante Weiſe mit dieſer Landesart bekannt. In dem Hofe unſeres Hauſes hatte ſich ein Neger eingemiethet. Dieſer kam immer Morgens und Mittags, wenn ich meinen Braten aus dem Backofen holte, zu mir, ſetzte ſich an den Tiſch und ſchnitt ſich nach Belieben Stücke herunter. Ich ließ mir dies gefallen und dachte, der hat von der Blödigkeit noch keinen Begriff. Endlich aber beſchwerte ich mich bei dem Meiſter. Der lachte hellauf und ſagte: darüber dürfe ich mich nicht wundern, in Buenos Ayres ſey überall freie Küche. — Jeder Bauer hat ſeine Viehheerde und Beſitzthümer mit einer Umzäunung umgeben, und da ſich das Vieh immer unter freiem Himmel befindet, ſo iſt es halbwild und muß erſt eingefangen werden, wenn es geſchlachtet werden ſoll. — Wenn ein Stück Rindvieh oder ein Pferd eingefangen werden ſoll, dann ſetzt ſich der Bauer aufs Pferd und verfolgt das einzufangende Thier. Er wirft ihm mit großer Gewandtheit eine Schlinge um den Hals. — Die Bewohner ſind meiſt ſpaniſcher Abkunft, wie in allen ſüdamerikaniſchen Republiken, doch leben dort auch viele Deutſche und Engländer. Nordamerika iſt für Auswanderer bei weitem vorzuziehen, denn die Südamerikaner ſpaniſcher Abkunft ſind in der Bildung hinter den Bewohnern Nordamerika's um viele Jahrhunderte zurück. — Schulen kennt man nicht, und der Bauer lehrt ſeine Kinder nicht viel mehr, als den Roſenkranz beten und ein Kreuz ſchlagen. Auch haben die ewigen Kriege in jenen Ländern nichts Verlockendes für den Auswanderer; denn wenn dieſes Volk keinen Krieg mit andern Staaten hat, dann hat es Krieg unter ſich.

(Fortſetzung folgt.)

Arago in deutſchem Gewand.

Sehr verdienſtlich iſt die Fortſetzung der von D. Fr. Arago für das gebildete Publikum geſchriebenen naturwiſſenſchaftlichen Abhandlungen, welche bereits vor längerer Zeit bei Hoffmann in Stuttgart unter dem Titel: „Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde", in ſechs Bänden erſchienen ſind. Das intereſſante Werk wurde mit dem 6ten Bande, der eine hiſtoriſch-kritiſche Darſtellung von Wilhelm Herſchel's zahlreichen aſtronomiſchen Arbeiten enthält, vorläufig für geſchloſſen erklärt. Im Laufe dieſes Jahres jedoch wurde die neue Folge mit dem erſten Theil eröffnet, der der ſiebente Band des ganzen Werkes iſt. Die Ueberſetzung, von Dr. Chr. Fr. Grieb beſorgt, iſt fließend und läßt den aufmerkſamen Leſer auf keine ſprachlichen Verwickelungen ſtoßen, die ihm den Genuß des Buches hin und wieder etwa verkümmern könnten. Schon der erſte Aufſatz über die Pariſer Sternwarte bietet nicht allein für den Aſtronomen vom Fach, ſondern auch für jeden gebildeten Menſchen außerordentlich viel Lehrreiches und Schönes dar. Das Obſervatorium zu Paris, bei ſeiner Entſtehung die erſte derartige nationale Anſtalt in Europa, wurde unter der Regierung von Ludwig XIV., auf den Antrag des Miniſters Colbert, errichtet. Der großartige Bau begann im Jahre 1668 und wurde vollendet den 14. September 1671. Der hierzu erforderliche Koſtenaufwand hatte zwei Millionen Livres betragen. Mannichfaltig und wichtig ſind die Arbeiten, die eine Reihe ausgezeichneter Aſtronomen in der Folgezeit auf dieſem Gebäude im Intereſſe der Wiſſenſchaft unternommen haben. Richer, J. D. Caſſini u. A. werden erwähnt. Durch die großen Fenſter der Pariſer Sternwarte beobachtete Römer, Aſtronom der Akademie, die Jupiters-Trabanten und leitete aus den bei ihren Verfinſterungen ſich darbietenden Erſcheinungen den erſten approximativen Werth von der Geſchwindigkeit des Lichtſtrahls ab, welche nach 150jährigen anhaltenden Unterſuchungen und Verbeſſerungen auf 310,000 Kilometer (77,000 Lieues, für jede Sekunde) definitiv feſtgeſtellt worden iſt. — Dem großen Kometen vom Jahre 1843 iſt ein beſonderer Aufſatz gewidmet; dann folgt eine am Grabe Puiſſant's gehaltene Rede (12. Jan. 1843), und dann eine andere, gehalten den 11. Juni 1843, welche das Andenken des edlen Bouvard, Mitglied der Akademie und verdienſtvoller Aſtronom, verherrlichet. Sein ruhmvoller Lebenslauf beweiſ't, was menſchliche Geiſteskraft bei beharrlichem Streben zu leiſten und zu erringen vermag. In einem einſamen Alpenthal bei Chamouny von armen Eltern geboren (1767), ſchien ihm kein anderes Loos beſtimmt zu ſeyn, als die freie Wahl zwiſchen der Pflugſchaar und dem Hirtenſtab. Doch er ſollte weder das Eine noch das Andere werden; ſein guter Genius führte ihn im ſchönſten Frühlingsalter nach Paris, wo er, öfter an dem Nothwendigſten Mangel leidend, mit freudigem Muthe die öffentlichen und unentgeltlichen Vorleſungen im Collége de France beſuchte. So armſelig begann der geiſteskräftige Bouvard, der zu den höchſten wiſſenſchaftlichen Würden emporſteigen ſollte. Von entſcheidendem Einfluß auf ſeine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen und ſeinen Lebensgang ward für ihn die Bekanntſchaft mit Laplace, die vom Jahre 1794 datirt. Bouvard, der Mann der ſtrengen Wiſſenſchaft, dem die Zerſtreuungen und Genüſſe des geſelligen Lebens faſt unbekannt waren, endigte ſein ruhmvoll vollbrachtes Leben den 7. Juni 1843. — Ueber die totale Sonnenfinſterniß vom 8. Juli 1842 verbreitet ſich Arago ſehr ausführlich, indem

Digitized by Google

er die auf unterſchiedlichen Sternwarten gemachten Beobachtungen zuſammenſtellt und daran weitere Bemerkungen knüpft, die bisweilen auf Erörterung intereſſanter Fragen führen, z. B. ob der Mond eine Atmosphäre habe? ob Vulkane darauf ſeyen? ꝛc. — Unter den übrigen Mittheilungen der vorliegenden Schrift erwähnen wir nur noch des Gemäldes von Abyſſinien, welches eine anziehende und belehrende Ueberſicht der wichtigſten Ergebniſſe einer von den Herren Galinier und Ferret im Oktober 1839 dahin angetretenen wiſſenſchaftlichen Reiſe enthält.

Darmſtadt. Dr. Wilh. Dieffenbach.

Mannichfaltigkeiten.

In D. ereignete ſich eine tragikomiſche Geſchichte. Es trat ein Mann in die Studierſtube des Pfarrers B. und erklärte, daß er ein großes Werk zu vollbringen habe. Es werde in der Welt nicht beſſer, bis alle Pfaffen am Nagel hängen." Als der Fürchterliche Ernſt machte, einen Strick aus der Taſche zog und ſich bemühte, ihn dem Pfarrer um den Hals zu werfen, entſprang dieſer durch die Thür, verriegelte ſie and rief, ein Komplott der Uebelgeſinnten befürchtend, die guten Bürger zu Hülfe. Man drang in das Zimmer und fand den Uebelthäter, wie er ruhig auf dem Stuhl des Pfarrers ſitzend, den Kaffee deſſelben trank. Er wurde verhaftet und es ergab ſich, daß er — verrückt war. (St. Beob.)

Allgemeine Verſorgungs-Anſtalt im Großherzogthum Baden.

** Aus dem Badiſchen, 28. Juli.

Seit dem Beſtehen der badiſchen allgemeinen Verſorgungs-Anſtalt (1835) haben wir jedes Jahr in dieſen überall verbreiteten Blättern über den Fortgang derſelben berichtet, weil es dem Freunde des Vaterlandes nur von Intereſſe ſeyn kann, über gemeinnützige Anſtalten Erfreuliches zu vernehmen.

Da nun, wie der ſo eben im Drucke erſchienene Rechenſchaftsbericht vom Jahre 1847 beweiſ't, das allgemeine Vertrauen zu dieſer Anſtalt ſtets zunimmt, ſo glauben wir auch in dieſem Jahre unſere Mittheilungen fortſetzen zu müſſen. Unſere Angaben entnehmen wir hauptſächlich dem genannten Berichte, welcher die Verwaltungsperiode vom 1. Januar bis 31. December 1847 umfaßt, ſo wie dem Vortrage, mit welchem der um das fortdauernde Gedeihen der Anſtalt hochverdiente Direktor derſelben, Hr. geh. Referendär Freiherr von Stengel, den Rechenſchaftsbericht der am 28. Juni d. J. in Karlsruhe abgehaltenen General-Verſammlung vorlegte.

Das reine Vermögen der Anſtalt belief ſich am Schluſſe des Jahres 1847 auf 3,687,607 fl. 31 kr., oder unter Beirechnung des Dividendenfond's, des Reſervefond's für die Capitalauflöſung und der Capitalauflöſungsrente auf 3,716,723 fl. 37 kr. Am Schluſſe des Jahres 1846 betrug daſſelbe 3,621,127 fl. 46 kr., und hat daher zugenommen um 95,596 fl. 51. kr. — Der ganze Aktivſtand der Anſtalt beſtand am 31. Dec. 1847 in 4,714,646 fl. 57 kr. Der reine Einnahms-Ueberſchuß des Jahres 1847 belief ſich auf 29,069 fl. 17 kr.

Die Theuerung des vergangenen Jahres äußerte ihren Einfluß auf die Anſtalt dadurch, daß neue Einlagen und Nachzahlungen minder zahlreich als in früheren Jahren erfolgten. Demungeachtet beſteht aber die Jahresgeſellſchaft 1847 aus 143 vollen Einlagen und aus 955 Theileinlagen, zuſammen aus 1098 Einlagen mit einem Einlage-Capital von 49,377 fl. 36 kr. Die Nachzahlungen betragen 57,986 fl. 26 kr. — Die im Jahre 1847 der Hinterlegungs- (Depoſiten-) Kaſſe übergebenen Gelder machen die Summe von 710,435 fl. 41 kr. aus. Ein ungewöhnlicher Andrang auf Rückzahlung von Depoſiten war nicht bemerkbar. Ein Beweis, daß ſich die Anſtalt fortwährend des bisherigen Vertrauens zu erfreuen hatte, welches der Verwaltungsrath dadurch zu erhalten bemüht war, daß er, ſo oft es verlangt wurde, die aufgekündeten Depoſiten alsbald zurückzahlte, ohne auf den ſtatutengemäßen Aufkündigungsfriſten zu beſtehen. — Der Durchſchnitt des Zinsfußes, zu welchem die Capitalien der Anſtalt im Jahre 1847 angelegt waren, beträgt 4 fl. 29¹/₄ kr. vom Hundert. Der Verwaltungsrath handelte gewiß im Sinne der großen Mehrheit ſeiner Committenten, wenn er das Theuerungsjahr 1847 nicht dazu benutzte, den Zinsfuß zu erhöhen. Nachdem aber der Zinsfuß für Capitaldarleihen ſo allgemein geſtiegen war, daß kaum irgendwo Gelder unter 5% zu erhalten waren, und nachdem ſowohl Privaten als öffentliche Kaſſen den Zinsfuß für ihre Darlehen erhöht hatten, glaubte derſelbe im Hinblick auf die ihm obliegende Verpflichtung, die Gelder der Anſtalt zum Vortheil der Mitglieder ſo nutzbringend als möglich zu machen, nicht länger zögern zu dürfen, den Zinsfuß zu erhöhen. In dieſer Erwägung wurde der Zinsfuß von Capitalien unter 5000 fl. auf 5% und von 5000 fl. und darüber auf 4¹/₂ % feſtgeſetzt.

Die Anſtalt, welche an der Spitze unſerer großen Capitalien ſteht, hat ſonach nicht, wie manche andere Capitaliſten, die allgemeine Noth benutzt, um übermäßige Zinſen und Proviſionen zu erhalten; ſie ließ ſich vielmehr bei ihren Capitalanlagen von humanen Rückſichten leiten, wodurch zur Abhülfe der geherrſcht habenden Noth und Verlegenheit der Landleute und Gemeinden ſehr weſentlich beigetragen worden iſt. Dieſes wurde auch ſeiner Zeit von Sr. königl. Hoheit dem Großherzoge, in ſteter Bethätigung der regſten Theilnahme an allen gemeinnützigen Anſtalten des Landes, in einem huldreichen Handſchreiben an den Verwaltungsrath anerkannt. Und ſo wirkte denn die Anſtalt, deren Zweck iſt, „daß die Theilnehmer während ihres Lebens zu entſprechenden Bezügen aus der Anſtalt, zur ökonomiſchen Verſorgung im einrückenden Alter gelangen", zugleich auch in weiterem Kreiſe für das allgemeine Wohl. Dazu kommt noch, daß die Zinſen, welche vormals ausländiſchen Capitaliſten zufloſſen, jetzt im Inlande bleiben und einen Theil des Nationalreichthums bilden.

(Schluß folgt.)

Kunſt- und Literatur-Notizen.

Wir haben der günſtigen Aufnahme, welche Legau's gehaltvolle Dichtung — „Ein deutſches Herz" — auf der Karlsruher Bühne gefunden, bereits Erwähnung gethan und freuen uns, ein Gleiches nun auch von Dresden melden zu können. Dort wurde genanntes Drama mit entſchiedenem Beifalle aufgenommen, und Emil Devrient, welcher die Rolle des Hutten mit bekannter Meiſterſchaft durchführte, wurde drei Mal hervorgerufen. Dieſe Dichtung haben wir im Manuſcript geleſen und halten ſie für ſo erheblich, daß wir demnächſt Gelegenheit nehmen werden, auf ſie weiter zurückzukommen, um den poetiſchen Werth derſelben nach Verdienſt zu würdigen. — Unterſtützt von den beſten muſikaliſchen und künſtleriſchen Kräften unſerer Stadt Frankfurt, wird Hr. Carl Gollmick Freitag, den 4. Auguſt, im Saale des Weidenbuſches eine große Akademie deutſcher Lieder und Geſänge aus der alten und neuen Schule, bereichert durch Inſtrumental-Solo's, rhetoriſche Vorträge und patriotiſche Geſänge veranſtalten. Der Konzertgeber hat überdies das Seinige gethan, um die Theilnahme für einen möglichſt weiten Kreis zu ermöglichen, indem er den Eintrittspreis auf fl. 1. und demnach billiger, als es bisher bei ſo reich ausgeſtatteten Muſikabenden Gewohnheit geweſen iſt, geſtellt hat. Näheres beſagen die bereits ausgegebenen Programme.

Mainwaſſer-Wärme: Am 4. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 4. Auguſt. (Neu einſtudirt): Mutterſegen, oder: Die neue Fanchon, Schauſpiel mit Geſang in 5 Abth., nach dem Franzöſiſchen des G. Lemoine von W. Friedrich.

Samſtag, 5. Auguſt. Der Heirathsantrag auf Helgeland, Luſtſpiel in 2 Abth., nach dem Bilde von Jerdan, von L. Schneider. (Gaſtrolle) Clàre: Fräul. German, vom Theater zu Lübeck. Hierauf: Der Schauſpieldirektor, komiſche Operette in einem Act, Muſik von Mozart.

Druck und Verlag von Haller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 216. Sonntag, den 6. Auguſt 1848.

Der Wind hat ſich gedreht!

Die Mäezluft war geſund und rein,
Drang ſcharf in's Lebensmark hinein,
Hat manchen Roſt verweht;
Der Juliſonne warmer Schein
Guckt ſchon mit andern Augen d'rein: —
Dee Wind hat ſich gedreht!

Vom Freiheitsdrange angefacht,
War für ſein Recht das Volk erwacht,
Längſt ſchon von ihm erfleht:
Gebrochen ſchien die Fürſtenmacht,
Da dräut ſie wiedee ſtill und ſacht: —
Dee Wind hat ſich gedreht!

Iſt denn der Eifer ſchon verrauſcht
Für Das, was wir uns eingetauſcht,
Dee Freiheit Majeſtät?
Der Feind, dee in der Stille lauſcht,
Er denkt: das Volk war nue berauſcht: —
Der Wind hat ſich gedeeht!

Nicht das Geſpenſt dee Reaction,
Sie ſelbſt iſt's, die im Wachſen ſchon
Und raſchen Schrittes geht;
Errichtet doch, der Zeit zum Hohn,
Der Polizeiſtaat ſeinen Thron: —
Der Wind hat ſich gedreht!

Wacht ob der Freiheit, ſchnell gebannt
In's Joch, bevoe im deutſchen Land
Der Ruf ertönt: Zu ſpät!
Schlingt feſter d'rum der Eintracht Band,
Geh'n wir entſchloſſen Hand in Hand: —
Der Wind hat ſich gedreht!

Die Märzluft wae geſund und eein,
Drang ſcharf in's Lebensmark hinein,
Hat manchen Roſt verweht;
Der Juliſonne warmer Schein
Guckt ſchon mit andern Augen d'rein. —
Der Wind hat ſich gedreht!

Frankfurt a. M. Bernhard Schwarzſchild.

Das Mädchen aus Cypern.

Novelle von G. Kaut.

(Fortſetzung.)

Bald fühlte ſich Dayella ganz einheimiſch in dem traulichen Kreiſe dieſer Familie, welcher ſie ſo viel verdankte. Doch ſtürmten täglich mancherlei beängſtigende Gefühle in ihrem Innern. Sie hatte zwar bald nach ihrer Ankunft in Sicilien die Heldenthat ihrer Schweſter vernommen; aber was war aus ihrem Vater, den ſie in einem ſo kläglichen Zuſtande verlaſſen mußte, aus ihrem Bruder, und endlich aus Zano, ihrem Bräutigam, geworden? Hatten ſie ihr Leben, wie die vielen Tauſende, im Kampfe verloren, dann war ihnen noch ein glückliches Loos gefallen; waren ſie aber in die Gefangenſchaft der Türken gerathen, o, dann, dann konnte man ſie beklagen, tauſend Mal mehr, als wenn ein mitleidig Eiſen ihre Bruſt getroffen. Noch ein anderer Umſtand war indeſſen vorhanden, der Dayella beunruhigte. Ihr Retter, Don Manuel, war nämlich ein feuriger, junger Mann von hohem Wuchſe, dunkeln Augen und ſchwarzen, glänzenden Locken und einem Herzen voll Liebe für Dayella, die Errettete. Gefährliche Eigenſchaften eines Mannes, einem gefühlvollen Mädchen gegenüber! Und der junge Mann, er hatte ſchon ſehr häufig ſeine Gefühle gegen die Griechin ausgeſprochen und hatte kein Geheimniß aus ſeiner Liebe gemacht, obwohl ihm ſein ſtolzer Vater ſchon manchen Verweis gegeben wegen der Neigung zu einem Mädchen von unbekannter Abkunft und anderer Confeſſion, ja, er hatte ſogar mehrmals den Vorſatz ausgeſprochen, Dayella in ihr Vaterland zurück zu ſenden, wenn Cypern den Türken wieder entriſſen ſeyn würde, was in aller Kürze geſchehen könne, da eine mächtige Flotte in wenig Tagen auslaufen werde. Auch Don Manuel ſollte ſich an der Wiedereroberung Cyperns betheiligen. So wollte es ſein Vater, und der kriegeriſche Geiſt des Jünglings fand dagegen nichts zu erinnern.

Dayella nun, eingedenk des Schwures, den ſie ihrem Zano in der Scheideſtunde gethan, wies die Anträge des ungeſtümen Spaniers ſo ſchonend wie möglich zurück, ſo ſchonend, wie man es einem Retter aus Sklaverei ſchuldig iſt. Zur Tröſtung und Stärkung in dieſer beängſtigenden Lage ging Dayella jeden Morgen in den Garten und verrichtete in der erwähnten Laube ein Gebet. Hier pflegte ſie nicht ſelten Don Manuel zu überraſchen; darum ſchaute ſie, als ſie kaum in den Garten getreten, nach dem Schloſſe, um ſich zu überzeugen, ob ihr nicht Jemand nachſähe. Und doch wäre es ihr recht geweſen, wenn Don Manuel ſie an dieſem Morgen aufgeſucht. Der junge Mann ſollte nämlich an demſelben Tage noch nach Meſſina abgehen, um an dem Zuge gegen die Osmanen als Freiwilliger Theil zu nehmen. Konnte der Spanier nicht auch der Retter ihres Vaters, Bruders und Geliebten werden? Auf welche Weiſe, war ihr

Digitized by Google

freilich nicht bewußt. Verſunken in dieſe Gedanken, hatte ſie kaum das Geräuſch nahender Schritte vernommen, als auch ſchon Don Manuel in der Kriegstracht der damaligen Zeit, das breite Schwert an der Seite, vor ihr ſtand.

„Verzeiht, ſchöne Davella!" ſagte er ernſt und feyerlich, „daß ich Euch in Euern frommen Betrachtungen ſtöre; die Zeit aber drängt, und ſchon in der nächſten Stunde muß ich fort nach Meſſina, um vielleicht nimmer wieder zu kehren. Ohne Euch noch ein Mal geſehen zu haben — obgleich Ihr meine Liebe zurück weiſet — mochte ich nicht ſcheiden."

„Edler Sennor!" entgegnete Davella, und eine Thräne perlte in ihrem Auge, „mißkennet mich nicht; ich bitt' Euch darum. Es gibt Verhältniſſe und Verpflichtungen im Leben, die auch das Gefühl der Dankbarkeit nicht umzuſtoßen im Stande iſt. Ihr ſollt ſie alle in dieſer Stunde kennen lernen."

Die Griechin hatte nämlich ſeither niemals von ihrem Verhältniſſe zu Zano geſprochen, und dies war es, was ſie jetzt Don Manuel mittheilte. Letzterer verharrte eine Weile in düſterem Schweigen, und dann ſagte er reſignirend: „Ich ehre Eure Treue, Donna Davella! Möge Gott und die heilige Jungfrau ſie Euch lohnen und Euch Euren Vater, Bruder und Euren Zano wieder geben. Sollte ich auf der gefahrvollen und blutigen Straße, die ich abermals zu wandeln beginne, einem Eurer Lieben begegnen, ſo ſchwöre ich Euch, denſelben in Eure Arme zu führen. Don Manuel küßte dem Mädchen die Hand und entfernte ſich mit raſchen Schritten aus dem Garten. Zwei Stunden ſpäter verkündete der Donner der Kanonen, daß mehrere Kriegsſchiffe die Anker gelichtet.

3.

Stolz und kühn durchbrach die chriſtliche Kriegsflotte die Wogen des Mittelmeeres und nahm ihren Cours nach den Küſten Griechenlands. Sie beſtand aus etwa 250 Galeeren und Galeotten, war reichlich mit Geſchütz und Lebensmitteln verſehen und hatte 24,000 Krieger an Bord. Außerdem wohnten mehrere Fürſten und Grafen dem Zuge als Freiwillige bei, unter andern der in der Folge ſo berühmte Feldherr Alexander Farneſe, Prinz von Parma. Den Oberbefehl über die ganze Flotte führte der berühmte Don Juan d'Auſtria. Dieſer Prinz, deſſen Geburt dunkel iſt, und deſſen frühere Schickſale den Dichtungen eines Romans gleichen, der eine kurze, aber thatenvolle Rolle ſpielte, und mit Recht für einen der größten und glücklichſten Feldherren ſeiner Zeit gehalten wird, befand ſich jetzt ungefähr im 26ſten Jahre ſeines Alters. Er war bekanntlich ein natürlicher Sohn Karls V., und ward zu Regensburg geboren. Seine Mutter iſt nicht mit Gewißheit bekannt. Nach einigen Geſchichtſchreibern war es eine gewiſſe Barbara Blomberg aus Regensburg. Dieſes junge, ſchöne Mädchen mußte den Kaiſer oft in ſchwermüthigen Stunden durch ihren entzückenden Geſang aufheitern. Und konnte es hierbei nicht leicht geſchehen, daß ſie ihm Liebe einflößte? Nie iſt das Herz empfänglicher für dieſe verführeriſche Leidenſchaft, als wenn es der Kummer ſanften und zärtlichen Eindrücken öffnet. Karl V. ſandte den Knaben ein Jahr nach ſeiner Geburt nach Spanien und ließ ihn dort in'sgeheim erziehen. Herangewachſen zum kräftigen Jünglinge, nahm ihn ſein Halbbruder Philipp II. an ſeinen Hof auf, wo er durch ſeine glänzenden Eigenſchaften und ſeine Heldengeſtalt hervorragte. Ein glücklicher Zug gegen die Morisken im Königreiche Granada begründete ſeinen Waffenruhm, und als er bald hierauf nach Italien kam, ward er dort zum Oberbefehlshaber der vereinigten chriſtlichen Flotte ernannt.

Nach Don Juan d'Auſtria war Andreas Doria, der in Gemeinſchaft mit Johann von Cordova die ſpaniſchen Galeeren befehligte, der bedeutendſte Unterkommandeur. Die venetianiſchen Fahrzeuge führten Barbarigo und Venieci, die päbſtlichen Antonio Colonua und die malteſiſchen Juſtiniani.

Die türkiſche Flotte ward von dem kampfdürſtenden und erfahrenen Hali befehligt, dem der kühne Ulazzali, ein Calabreſe von Geburt, und der kühnſte und entſchloſſenſte Seemann ſeiner Zeit, mit einem algieriſchen Hülfsgeſchwader zur Seite ſtand. Die osmaniſche Armada belief ſich auf 300 Segel.

(Fortſetzung folgt.)

Arnold Wendel's von Butzbach Vergnügungsreiſe um die Welt in den Jahren 1843, 1844, 1845.

(Zum Beſten der „Weidigſtiftung" nach Wendel's Tagebüchern treu bearbeitet von F. Emminghaus.)

(Fortſetzung.)

Vor ſechs Jahren war in Buenos Ayres ein furchtbarer Bürgerkrieg und die ſiegreiche Partei ſoll 4000 Menſchen von der unterlegenen Partei die Hälſe abgeſchnitten haben. Jeder, der nur im leiſeſten Verdacht ſtand, mit der beſiegten Partei zu halten, wurde von raſenden Haufen auf der offenen Straße oder in ſeiner Wohnung zuſammengehauen. Der jetzige Präſident Roſas war Anſtifter dieſer Partei, deshalb läßt er ſich nicht öffentlich ſehen aus Furcht vor Meuchelmord. Er kommt faſt gar nicht aus ſeinem Palais hervor. — Wie dem auch ſey, ſo ſoll doch unter dem vorigen Präſidenten weit weniger Ordnung und perſönliche Sicherheit geherrſcht haben, als jetzt; denn früher ſey Niemand Abends auf den Straßen ſicher geweſen, von „Soldaten" angefallen und ausgeplündert zu werden. — Dieſe Soldaten ſind meiſtens Neger und ſie bilden ein wahres „Corps der Rache," gut zum Morden und Plündern, aber nicht beſonders tauglich zur Aufrechthaltung der Ordnung. Dieſer wilden Horde iſt, ſeit Roſas Präſident iſt, Zaum und Gebiß angelegt worden.

Die Tracht iſt beinahe der der Chileſen gleich; nur trägt hier Jeder einen Gürtel, in welchem auf dem Rücken ein Meſſer ſteckt. Dieſe Gürtel ſind ſehr ſchön verziert und mit Stücken Gold beſetzt. Das Meſſer wiſſen ſie ſehr geſchickt zu handhaben, ſie werfen es wie einen Pfeil mit erſtaunlicher Sicherheit in weite Entfernung. Die Reichen und Vornehmen jedoch tragen ſich meiſt nach pariſer Mode. Die Mittelklaſſe und die Armen tragen ſtets einen bunten wollenen Teppich oder einen Mantel. Ganz wie die Spanier im Mutterlande lieben ſie es, in dieſen Mantel gehüllt, im Schatten zu ſchlafen. Die Reichen treiben mit den Reitpferden einen unglaublichen Luxus. Steigbügel, Stangenzaum, Sporen ſind alle von gediegenem Silber; die Satteldecken ſind mit den reichſten Stickereien von Gold und Silber verſehen und das Riemenzeug iſt ebenfalls reichlich mit Silberplättchen belegt. — In keiner Stadt der Welt habe ich ſo viele Silber- und Goldladen gefunden, als hier. Man bleibt hier Nachts bis 12 oder 1 Uhr auf und geht auch wieder ſehr früh ſeinen Geſchäften nach, dann aber ſchläft man bis die große Mittagshitze vorüber iſt. Nirgends iſt der Arbeitslohn beſſer als hier und nirgends kennt man Nahrungsſorgen weniger. Ein Schreiner verdient 12 fl. per Woche, ein Metzger 15 fl., ein Bäcker gegen 20 fl. nebſt Koſt und Wohnung.

Großes Vergnügen gewährte mir die Kirchenmuſik. Die Bande beſtand aus lauter Negern, aber ſie war von einem deutſchen Kapellmeiſter eingeübt. — Sie ſpielten nicht allein mit großer Fertigkeit, ſondern auch mit viel Gefühl, und ich beſuchte deshalb jeden Sonntag die Kirche. Auch begleitete dieſe Muſikbande die Prozeſſionen, welche meiſt Abends ſtattfanden.

Wie ich in Sidney dem großen Feſte zur Erinnerung an die erſten Einwanderer beigewohnt hatte, und in Valparaiſo dem

Digitized by Google

großen Volksfeste am Tage von Petrus Fiſchfang, ſo wurde mir das Glück zu Theil, auch in Valparaiſo das größte Feſt mit anzuſehen. Es war das Jahresfeſt der Befreiung von der ſpaniſchen Oberherrſchaft. Aller mögliche Pomp wurde entfaltet — Paraden, Schießen, Prozeſſionen mit Muſik ꝛc.

Die Bauart der Stadt iſt regelmäßig, alle Straßen zerſchneiden ſich im rechten Winkel. Die Häuſer ſind alle zweiſtöckigt von Backſteinen; die Hauptſtraßen ſind mit Trottoirs verſehen. Die Zahl der Einwohner mag ſich auf 100,000 belaufen. Da die Brunnen alle ſalziges Waſſer haben, ſo wird das Trinkwaſſer aus dem Laplata geholt und Eimerweis verkauft. Vor der Stadt den Hafen entlang iſt eine ſehr ſchöne Promenade, auf beiden Seiten mit Baumalleen bepflanzt. Hier wogt an Sonntagen das mannichfaltigſte Leben durcheinander. Von da hat man über den Laplata, der als der zweitgrößte Fluß der Welt ſich in unabſehbarer Breite ausdehnt, eine freie und ſchöne Ausſicht. Chaiſen und Wagen kennt man hier nicht, Männer und Frauen machen ihre Luſtpartieen zu Pferd. Es giebt hier Pferdeverleiher, die 60—80 Pferde haben.

Buenos Ayres iſt der Haupthafen des Landes. Alles, was in das Land geht oder aus demſelben kommt, paſſirt die Stadt; deshalb ſind hier ungeheure Magazine von Wolle und Häuten. Der Handel iſt meiſt in den Händen der Engländer und Deutſchen.

(Fortſetzung folgt.)

Aufruf an die deutſchen Vereine.

Der Düſſeldorfer „Verein für demokratiſche Monarchie" erläßt einen Aufruf an alle Deutſche, insbeſondere an alle politiſche Vereine jeder Farbe, worin er ſie auffordert, ſich am 6. Auguſt, wo die Vereinigung der deutſchen Bundesheere unter dem Reichsverweſer gefeiert werden wird, insgeſammt um die ſchwarz-roth-goldene Fahne zu ſchaaren und aus dem Tage ein Feſt der Verbrüderung für ganz Deutſchland zu machen. „Reiche der Bürger dem Soldaten, der Soldat dem Bürger die Hand! Schließt Euch dann an, Bürger, Soldaten, von der Nordſee bis zu den Firnen der Alpen, von den Wogen des Rheins bis zu den Oſtmarken, wo der Barbar wohnt. Und ihr, Vereine, zuſammengeführt durch Eine Idee, gehöre ſie welcher Richtung immer an, tretet zuſammen und gebt der civiliſirten Welt den Beweis, daß wir Alle wie Ein Mann zuſammenſtehen, wenn es der Sache des großen Vaterlandes gilt!"

Mannichfaltigkeiten.

* (Gießen, 2. Auguſt.) Folgender pſychologiſch ſehr merkwürdiger Fall verdient in weitern Kreiſen bekannt zu werden. Vorigen Sonnabend zerbricht hier ein achtjähriges Mädchen einen Krug, und geht kurze Zeit darauf aus Furcht vor Strafe feſten Schrittes unweit der neuen Brücke in die Lahn. Ob und welchen Begriff hat dieſes Kind vom Ertränken und Tod gehabt? Arbeiter an der neuen Brücke — auch pſychologiſch merkwürdig — ſahen das Kind hineingehen, bald nur die Hände noch herausragen — ohne ſich weiter etwas zu denken. Nachdem Abends ſpät das Kind mit der Schelle ausgerufen und die ganze Nacht hindurch geſucht worden, ward Morgens die Leiche an der bezeichneten Stelle gefunden.

(Die Garde mobile.) Von dieſer Sicherheitswache, die in den blutigen Junitagen ſo viel zum Siege über die Inſurgenten beigetragen, gibt das noch vor dieſen Ereigniſſen zuſammengeſtellte letzte Heft der „Edinburgh Review" folgende Charakteriſtik: „Die Errichtung der „Garde mobile" iſt vielleicht der glücklichſte Wurf, den die neue franzöſiſche Regierung gethan hat. Unter dieſem Namen wurden 20,000 der thätigſten Theilnehmer am Barrikadenkampfe zum Schutze der von ihnen geſtürzten Ordnung angeworben und es läßt ſich nicht läugnen, daß ſie in dieſer Eigenſchaft treue und wichtige Dienſte geleiſtet haben. Sie ſchloſſen ſich mit Entſchiedenheit dem achtungswürdigeren und einflußreicheren Theile der Regierungs-Mitglieder an; ſie erkennen die Autorität der National-Verſammlung, die ſie mehr als einmal beſchützt haben, und kommen mit Bereitwilligkeit jeder Aufforderung nach, die ihnen zugeht. Sie unterdrücken kommuniſtiſche Aufzüge und polniſche Demonſtrationen; ſie ſind eben ſo brauchbar gegen die Socialiſten des Hrn. Louis Blanc, als gegen die Montagnards des Bürgers Sobrier; ſie ſtehen vor der Sitzungshalle der Nationalverſammlung Schildwache und bivouakiren vor der Wohnung des Hrn. Thiers. Aber man muß auch bedenken, daß ſie, was die Disciplin betrifft, ſich höchſt angenehmer Privilegien erfreuen, und daß jeder von ihnen einen Gehalt bezieht, der dem Solde von vier Linienſoldaten gleichkömmt. Ihre Dienſtbefliſſenheit und Gefügigkeit erſcheinen demnach ganz erklärlich — ihr Republikanismus möchte zweifelhafter ſeyn. Gewiß iſt es, daß ſie mit der Unterdrückung derſelben politiſchen Meinungen ſich befaſſen, die aus der Februar-Revolution hervorgegangen, und daß ſie Denjenigen ſehr wirkſamen Beiſtand leiſten, die ihre bisherigen Kameraden gefangen ſetzen; ja, es ſcheint uns ziemlich ausgemacht, daß ſie unter denſelben Bedingungen, deren ſie ſich heute erfreuen, eine Ehrengarde für Louis Napoleon bilden oder Hrn. Guizot im Triumph nach Paris zurückgeleiten würden.

Allgemeine Verſorgungs-Anſtalt im Großherzogthum Baden.

** Aus dem Badiſchen, 28. Juli.

(Schluß.)

Schon vor einigen Jahren iſt es dem Verwaltungsrathe gelungen, um eine mäßige Summe ein mit dem Nöthigen eingerichtetes Haus mit einem ganz feuerfeſten Gewölbe für die Kaſſe und einem weiteren für die Regiſtratur, mit dem nöthigen Raume für die Bureaus und einer Wohnung für den Kaſſenbeamten und den Diener zu acquiriren. Außerdem iſt das Haus ſo geräumig, daß auch noch der Direktor in demſelben wohnt, zahlt jedoch dafür einen ſo beträchtlichen Miethzins, als er für jedes gleiche Logis in Karlsruhe zahlen müßte. Auf dieſe Weiſe koſtet das Lokal, abgeſehen von dem namhaften Vortheile, den es für die Anſtalt hat, daß der Direktor in demſelben wohnt, bei weitem weniger, als ein Miethslokal koſten würde, das die nöthigen Räume mit der ſtatutenmäßig erforderlichen Sicherheit hätte. Es haben daher alle Mitglieder der Anſtalt, welche die Bedürfniſſe derſelben und das Haus ſelbſt kennen, zu dieſer vortheilhaften Erwerbung Glück gewünſcht.

Der ganze Adminiſtrationsaufwand, einſchließlich der Gebühren für über 100 Geſchäftsfreunde der Anſtalt, beträgt die Summe von 14,700 fl. 51 kr., welche gewiß für eine Capital-Verwaltung von nahehin fünf Millionen Gulden eine geringe zu nennen iſt, und überdies durch die Gewinne der Depoſiten-Kaſſe, die circa 12,000 fl. ausmachen, größtentheils gedeckt wird. Wir haben die Verwaltungskoſten der ſämmtlichen Renten- und Verſorgungs-Anſtalten mit denen der badiſchen verglichen und gefunden, daß ſie bei jeder andern ſich weit höher belaufen, als es bei der unſrigen der Fall iſt.

Da es die Anſtalt nur einzig und allein den Bemühungen des Verwaltungsrathes zu verdanken hat, daß die Depoſiten-Kaſſe Das geworden, was ſie jetzt iſt: daß nach Beſtreitung aller der Anſtalt aufliegenden Verpflichtungen, woran die Rentenzahlungen allein beinahe das normale Zinserträgniß des ganzen Grundſtock-Vermögens in Anſpruch nehmen, doch vom Jahre 1835 bis einſchließlich 1847 circa 301,000 fl. rein erſpart wurden, deren Verwendung die jährlichen Rechenſchaftsberichte nachweiſen und endlich daß die Anſtalt trotz ihrer ausgedehnten

Digitized by Google

Geſchäfte vor allen Verluſten bewahrt wurde, ſo ſind gewiß die Mitglieder der Anſtalt den Leitern derſelben für ihre eben ſo umſichtigen als erfolgreichen Bemühungen, die fern von jedem Eigennutze ſind, zu aufrichtigem Danke verpflichtet. — Die Mitglieder des activen Verwaltungsrathes, welche, wie die Mitglieder des größeren Verwaltungsrathes und Ausſchuſſes, von der Generalverſammlung gewählt worden, ſind die Herren: Freiherr von Stengel, geheimer Referendär, Direktor; Bürklin, geheimer Finanzrath; Kerler, Oberrechnungsrath; Vogelmann, geheimer Kriegsrath; Bär, Regierungsrath und Stein, Zahlmeiſter.

Das Steigen der Rente der älteſten Jahresgeſellſchaft vom Jahre 1835 iſt bis jetzt von der vollen Einlage von 200 fl. folgendes:

		pro 1837.		pro 1848.
1. Klaſſe	—	6 fl. 24 kr.	—	7 fl. 22 kr.
2. „	—	6 „ 48 „	—	7 „ 34 „
3. „	—	7 „ 12 „	—	7 „ 59 „
4. a „	—	7 „ 36 „	—	9 „ 6 „
4. b „	—	7 „ 36 „	—	15 „ 46 „
4. c „	—	7 „ 36 „	—	20 „ 50 „
5. a „	—	8 „ 48 „	—	29 „ 20 „
5. b „	—	8 „ 48 „	—	60 „ — „
6. a „	—	10 „ 24 „	—	106 „ 58 „
6. b „	—	10 „ 24 „	—	253 „ 29 „

In Beziehung auf die übrigen Rentenbezüge verweiſen wir auf den oben angeführten Rechenſchaftsbericht, welcher bei allen Geſchäftsfreunden unentgeltlich in Empfang genommen werden kann. In demſelben ſind die Rentenbezüge der verſchiedenen Jahresgeſellſchaften genau angegeben; dort iſt über alle Hauptpoſten öffentlich Rechenſchaft abgelegt; die Bilanz der Anſtalt für den Schluß des vorigen Jahres gezogen; die Verhältniſſe der verſchiedenen Jahresgeſellſchaften genau angegeben u. ſ. w. — Ueber das Weſen der Anſtalt geben die Statuten, welche bei jedem Geſchäftsfreunde zu haben ſind, genaue und ausführliche Auskunft.

Um den Eintritt in die Anſtalt zu erleichtern, ſo wie überhaupt um die Geſchäfte der Anſtalt zu beſorgen, Nachzahlungen anzunehmen, die Renten auszuzahlen u. ſ. w. ſind, wie wir ſchon früher berichtet haben, nicht nur in allen größeren und kleineren Städten unſeres Großherzogthums Geſchäftsfreunde angeſtellt, ſondern auch im Auslande und zwar in den Städten Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn, Köln, Ellwangen, Ravensberg, Reutlingen, Ulm, Hanau, Kaſſel, Wiesbaden, Frankfurt a. M., Darmſtadt, Worms, Aarau, Zweibrücken, Würzburg, Nürnberg, Lindau, Regensburg, Speyer, München, Augsburg, Kempten, Aſchaffenburg, Bayreuth, Bamberg.

Die neue Jahresgeſellſchaft für das laufende Jahr 1848 wurde mit dem 1. Februar d. J. eröffnet. Sie bietet allen Denjenigen, welche entweder ſich ſelbſt oder ihren Kindern oder andern Perſonen die Ausſicht auf ein ſorgenfreies Alter ſichern wollen, die erwünſchte Gelegenheit.

Frankfurt, 4. Auguſt,

Bei dem geſtern ſtattgehabten, wahrhaft gemüthlichen Empfange des Erzherzogs Reichsverweſers und der hohen Familie Deſſelben von Seiten unſerer biedern Sachſenhäuſer wurde der allverehrten Gemahlin des Gefeierten von den Jungfrauen in Sachſenhauſen ein von Hrn. Oberlehrer Jekel verfaßtes Gedicht überreicht, während Namens der zahlreich verſammelten Einwohnerſchaft Hr. Pfarrer Freſenius nachſtehende Worte an die zu Begrüßenden richtete:

„Durchlauchtigſter Erzherzog Reichsverweſer!

Von den Gefühlen der innigſten Ehrfurcht und der herzlichſten Liebe gegen Ew. k. k. Hoheit durchglüht, nahen wir, die Bewohner Sachſenhauſens, Ihrer erhabenen Perſon, um Sie und Ihre allgefeierte Frau Gemahlin und Ihren uns hochtheueren Sohn auf's freudigſte willkommen zu heißen, und ſtolz darauf, inner Frankfurt's Mauern Sie heute zunächſt begrüßen zu können, jubeln wir, voll wahrer Ergriffenheit: Heil dem glorwürdigen Reichsverweſer, auf dem, nächſt Gott, unſere Hoffnung ruht, Heil der Trefflichen, die Ihm himmliſche Roſen flicht in das irdiſche Leben, Heil dem anmuthreichen Sprößlinge, der in Beider Mitte uns entgegenſtrahlt als das treue Abbild der Geſinnungsfreundlichkeit Seiner unvergleichlichen Aeltern! Gott ſchirme, ſtütze, ſegne Sie! — Doch, unſer Herz, es drängt uns, Ihnen auch durch ein Zeichen zu bekunden, weſſen unſer Gemüth erfüllt iſt für Sie, und darum erbitten wir uns die Gunſt, Ihnen eine anſpruchloſe Gabe überreichen zu dürfen. Erlauben Sie, hohe Frau, daß unſere Töchter Ihnen darbringen, was unſere Liebe Ihnen weihet, und verſtatten Sie uns, die aufrichtige Verſicherung vor Ihnen niederzulegen, es gelte Ihnen, wie Ihrem allgeliebten Herrn Gemahle und Ihrem ſo herzigen Sohne, unſere reinſte, unſere unwandelbarſte Huldigung! Einhällig und aus treuer Seele jauchzen wir: Hoch lebe Johann, hoch Anna, hoch der Graf von Meran!“

Die Erwiederung des edeln, des volksfreundlichen Erzherzogs lautete folgendermaßen:

„Als ich neulich von hier abreiſ'te, verſprach ich Ihnen, ich wolle wiederkommen und Ihnen mitbringen das Theuerſte, was ich habe, Weib und Kind! Sie ſehen, ich habe Wort gehalten. Hier bin ich wieder unter Ihnen, und ich führe Ihnen eine deutſche Frau zu, die es aufrichtig meint, und unſeren Sohn, den ich ſo erziehen will, daß er einſt, wenn das Vaterland ruft, an der rechten Stelle zu ſtehen wiſſe! Ich danke Ihnen für Ihren herzlichen Empfang!“

Dieſe mit der ganzen Fülle der den erhabenen Reichsverweſer auszeichnenden Huld geſprochenen Worte und das rührende Wohlwollen, mit welchem Deſſen hohe Gemahlin den inzwiſchen zu ihr herangetretenen Jungfrauen für deren Aufmerkſamkeit dankte, riefen die ſtürmiſchſte Begeiſterung für die Angekommenen hervor, und der lauteſte und froheſte Jubel begleitete Dieſelben bei ihrer Weiterfahrt. Den Bewohnern Sachſenhauſens aber bleibt der 3. Auguſt d. J. ein Tag unauslöſchlicher und herrlicher Erinnerung.

(Darmſtadt, 3. Auguſt.) Montag, den 7. Auguſt, Nachmittags um 4 Uhr, findet hier ein großes Konzert zum Beſten der deutſchen Kriegsflotte im großen Orangeriehauſe zu Beſſungen ſtatt, veranſtaltet von großh. Hofkapelle und ſämmtlichen Geſangvereinen in Darmſtadt. Die Anzahl der Mitwirkenden beträgt 408. Das Programm bietet folgende Piecen: 1) Ouverture zum Freiſchütz; 2) Deutſchland über Alles, Chor von Fr. Lachner; 3) Trinkchor; 4) Schlachtgeſang von Büttinger; 5) der 23. Pſalm von Schubert (Frauenchor); 6) die drei Gläſer, Chor von Neukäufler; 7) Horch, auf mein Volk! Chor von C. A. Mangold; 8) Ouverture und 9) Prieſterchor aus der Zauberflöte; 10) Mailied, Chor von Hauptmann; 11) der Wald, Männerchor von Häſer; 12) die luſtigen Muſikanten, Chor von Kücken; 13) Hallelujah von Händel; 14) Was iſt des Deutſchen Vaterland? Chor von Reichardt. — Eintrittspreis 30 kr. à Perſon; Familienbillets zu drei Perſonen 1 fl. 12 kr. — Das Comité ladet auch die Umgegend zu zahlreichem Beſuche freundlichſt ein und glaubt bemerken zu müſſen, daß das Konzert gegen 1/2 7 Uhr beendet ſeyn wird. Dadurch iſt es allen verehrlichen Gäſten aus der Nachbarſchaft möglich gemacht (namentlich durch die Eiſenbahnzüge um 7 und 8 Uhr), wieder an demſelben Tage nach Hauſe zurückzukehren.

Mainwaſſer-Wärme: Am 5. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.
Wilh Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 5. Auguſt. Der Heirathsantrag auf Helgoland, Luſtſpiel in 2 Abth., nach dem Bilde von Jordan, von L. Schneider. (Gaſtrolle) Cläre: Fräul. German, vom Theater zu Lübeck. Hierauf: Der Schauſpieldirektor, komiſche Operette in einem Act, Muſik von Mozart.

Sonntag, 6. Auguſt. (Neu einſtudirt): 'S letzti Fenſterln, Alpenſcene in 1 Akt von Seidl, Muſik von Lachner. Hierauf folgt (neu einſtudirt): Erſte Liebelei und erſte Liebe, Luſtſpiel in 1 Akt nach Scribe, von Th. Hell. Hierauf (neu einſtudirt): Drei Jahre nach'm letzti Fenſterln, Alpenſcene in 1 Akt von Seidl, Muſik von Lachner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 217. Montag, den 7. Auguſt 1848.

Das Mädchen aus Cypern.

Novelle von G. Kaut.

(Fortſetzung.)

Gleich drohenden Gewitterwolken näherten ſich die beiden Flotten. Da, wo ſich das Vorgebirg Actium erhebt und die Nachwelt an den entſcheidenden Seekrieg Auguſt's erinnert, in dieſer ewig denkwürdigen Gegend, bekamen Chriſten und Türken einander zu Geſicht, als der Morgen des 7. October 1571 flammend über das Meer herauf ſtieg. So weit das Auge reichte, war die unabſehbare Waſſerfläche mit Schiffen bedeckt. Die Stellung der osmaniſchen Flotte hatte die Form des zunehmenden Mondes, und diejenige der Chriſten war ſo geordnet, daß Don Juan mit Colonna, Veniaci und Juſtiniani das Centrum, Doria den rechten und Barbarigo den linken Flügel einnahmen. Wilde Kampfesluſt, durch Fanatismus, Rache, Ruhmſucht und Hunger nach Raub und Beute entflammt, ſtürmte in den Herzen der Krieger.

Während jede Minute die Schlacht beginnen konnte, ſtanden auf dem Verdecke des Schiffes „la Marqueſa", das zum Geſchwader Colonna's gehörte, zwei junge Männer von kriegeriſchem Ausſehen in lebhafter Unterhaltung.

„Ich kann Euch verſichern, Don Manuel," ſagte der Eine, welcher etwas blaß und leidend ausſah. „Dieſer Tag wird ein Feſttag unſeres Lebens. Das leidige Fieber, es hätte mich faſt kampfunfähig gemacht und mich in das Zwiſchendeck gebannt, und ich hätte an dem Ruhme des heutigen Tages allein keinen Antheil gehabt."

„Ich bin der Anſicht, Senor," entgegnete der Andere, in welchem wir Don Manuel von Aragon erkennen, „daß wir einen furchtbar heißen Kampf zu beſtehen haben werden; ſeht, wie zahlreich die Galeeren der Ungläubigen ſich vor unſeren Blicken ausdehnen. Dort, ſchräg gegen uns über, kommandirt der wilde Hali; hier rücken des Paſcha's von Aegypten kampfgeübte Fahrzeuge gegen uns an, und da rechts erblickt man das Geſchwader des kühnen Ulazzali, des abtrünnigen Chriſten. Doch, je größer die Macht des Feindes, je höher ſteigt der Ruhm, ihn überwunden zu haben. Ihr, Senor, hättet übrigens füglich wegen Eures dreitägigen Fiebers, das Euch mehr angegriffen hat, als Ihr Euch und uns geſtehen mögt, im Zwiſchendeck bleiben können."

Der blaſſe Mann, der kein Anderer als Miguel Cervantes de Saavedra, der Verfaſſer des Romans aller Romane, des Don Quixote, war, hatte kaum die letzten Worte vernommen, als er ſich auch ſogleich ſtolz emporrichtete; ſein funkelndes Auge auf Don Manuel heftete und im Tone des beleidigten Helden in die Worte ausbrach: „Bei St. Chriſtophal, meinem Schutzheiligen! Wäret Ihr nicht mein Jugendfreund, Senor, ich hätte nicht übel Luſt, mit Euch anzubinden. Wie könnt Ihr mir zumuthen, an einem Kampfe nicht Theil zu nehmen, nachdem ich ſchon Jahre lang dürſte? Doch, es ſey Euch vergeben. Bald wird der Tanz beginnen, und die Wellen des Meeres werden ſich färben von dem Blute vieler dieſer muthigen Männer. Keinen Groll, Bruder!" ſchloß er, ſeinem Freunde mit Begeiſterung die Hand drückend.

In dieſem Augenblick erhebt ſich ſtolz die Flagge des Kreuzes an Bord der Galeere Don Juans. Donnerndes Schlachtgeſchrei ſteigt auf von allen Schiffen der Chriſten, und in tauſendfachem Wiederhall brüllen es die Türken nach; und die Schlacht beginnt mit allen ihren Schrecken.

Krachend brechen Maſtbäume, herzzerreißend wimmern die Verwundeten. Näher und näher rücken ſich die feindlichen Galeeren, und näher kommt „la Marqueſa" dem Admiralſchiffe von Aegypten. Wild klopft es in der Männerbruſt. Drüben flammende Tigerblicke mordgieriger Janitſcharen, hüben der unerſchütterliche Muth der Blüthe der ſüdeuropäiſchen Ritterſchaft, unterſtützt von ſchlachtengeübten Veteranen. Pfeile ſchwirren, Kugeln ziſchen und Menſchen ſtürzen. Noch einen Augenblick und „la Marqueſa" ſtößt krachend auf das Admiralſchiff von Aegypten. Mehr als 500 Türken verſuchen herüber zu dringen, aber furchtbar prallen ſie zurück an dem ehernen Walle der Chriſten.

„Denkt an Nicoſia!" rief plötzlich Don Manuel von Aragon, das breite Schwert mit beiden Händen ſchwingend.

„Brecht ein!" ertönt die Donnerſtimme des Miguel Cervantes de Saavedra, und in dieſem Augenblicke ſieht man auch ſchon, wie er in die türkiſche Galeere ſpringt. Ihm nach ſeine Waffengefährten. Das Handgemenge wird entſetzlich. Noch iſt der Sieg zweifelhaft. Da hört man plötzlich wilden Jubel auf den chriſtlichen Galeeren. Hali war gefallen, und die Fahne des Kreuzes wehte auf ſeiner Galeere. Eine namenloſe Beſtürzung ergreift die Türken; ihr Widerſtand wird ſchwächer und ſchwächer; die chriſtlichen Ruderer zerbrechen ihre Ketten und ſchmettern ihre Peiniger zu Boden. Das Admiralſchiff von Aegypten iſt erobert, und alle übrigen Fahrzeuge des Feindes ſind größtentheils entweder in den Grund gebohrt oder in der Gewalt der Chriſten. Don Manuel hatte einen Streifſchuß und zwei Säbelhiebe bekommen; Miguel Cervantes de Saavedra aber war durch zwei Kugeln an der Bruſt verwundet und eine andere hatte ihm den linken Arm verſtümmelt.

Unter allen türkiſchen Befehlshabern hatte ſich Ulazzali am meiſten mit Ruhm bedeckt. Er focht gegen Andreas Doria, und zwar mit günſtigem Erfolge. Ja, der tapfere Calabreſe bemächtigte ſich ſogar in der wilden Verwirrung der Schlacht einiger venetianiſchen Schiffe, obgleich ihm die gigantiſchen Galeotten furchtbaren Widerſtand entgegenſetzten. Während des Kampfes entriſſen ihm die ſiegreichen chriſtlichen Galeeren den größten Theil der gemachten Eroberungen wieder. Da er die Schlacht verloren ſah, zog er ſich mit 28 Galeeren im Angeſichte der

Digitized by Google

Chriſten zurück. Man verſuchte zwar, dem kühnen Seemann den Rückzug zu erſchweren, indeſſen kümmerte er ſich ſehr wenig darum. Doch kam die Galeere „la Marqueſa" einem der hinterſten türkiſchen Fahrzeuge ſo nahe, daß ſie ſolches faſt geentert hätte. Miguel Cervantes de Saavedra befand ſich in dieſem Augenblicke unter den Händen eines Wundarztes. Don Manuel, deſſen Verletzungen von wenig Bedeutung waren, ſtand oben auf dem Verdecke und bemerkte, wie unter der ſehr geringen Beſatzung des türkiſchen Schiffes plötzlich eine große Bewegung entſtand, deren Urſache das unvermuthete Losbrechen einiger Ruderknechte war. Nach einem heftigen Kampfe gelang es übrigens den Türken, die empörten Sklaven wieder zu überwältigen und an die Ruderbänke zu befeſtigen. Einer dieſer Letzteren war indeſſen glücklicher, als ſeine übrigen Unglücksgefährten; er ſtürzte mit Blitzesſchnelle einen Janitſcharen über Bord, der ihn an der Flucht verhindern wollte, ſprang in's Waſſer und kam glücklich an Bord der „Marqueſa", wo er mit Freuden aufgenommen wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Arnold Wendel's von Butzbach Vergnügungsreiſe um die Welt in den Jahren 1843, 1844, 1845.

(Zum Beſten der „Weidigſtiftung" nach Wendel's Tagebüchern treu bearbeitet von F. Emminghaus.)

(Fortſetzung.)

Indianer findet man in dieſen Gegenden nur ſehr wenige und dieſe Ureinwohner haben ſich bis jetzt nur ſehr wenig mit den eingewanderten Europäern vermiſcht. An dieſer Vermiſchung hindert ſie ihr Nationalgefühl und ihr unbeugſamer Freiheitsſtolz. Sie leben heute noch, wie ſeit Jahrhunderten, in ſteten Kämpfen mit den eingewanderten Neulingen. Sie ſcheinen nicht vergeſſen zu wollen, daß ihre Vorfahren freie Beſitzer des Landes waren, und ſie können den Gedanken nicht ertragen, Sclaven fremder Eindringlinge zu ſeyn, welche ſie nicht allein ihres Landes, ſondern auch ihrer Freiheit berauben wollen. Sie haben ſich nun nach den Bergen des innern Landes zurückgezogen und leben von der Jagd auf Büffel und Antilopen, welche dort in großen Heerden herumſchweifen. Auch ſind die ihnen nahe wohnenden Anſiedler vor ihnen nicht ſicher und ſie werden häufig von ihnen überfallen und ausgeplündert. Eines Tags ſah ich einen Haufen dieſer Ureinwohner in Buenos Ayres, und ihr Anblick war mir ſo wehmüthig, wie der der wilden Neuholländer in Sidney. — Sie ritten, Männer ſowohl als Frauen, durch die Straßen. Das Haar hing ihnen wüſt und ungeſchoren über die Schultern und elende Lumpen bedeckten dürftig ihren Körper. Ein ſteinalter Mann war unter ihnen mit ſchneeweißem Haar, und ich konnte dieſe dem Untergang geweihten Naturkinder nur mit der größten Wehmuth betrachten. Sehr zahlreich ſind die Neger in Buenos Ayres, aber ſie ſind alle frei; aber dennoch haben ſie es noch nicht weiter gebracht, als zum Laſtträger oder untergeordneten Handwerker. Zuweilen ſieht man ſechs- bis achthundert Negerweiber den Laplata entlang mit Wäſcherarbeit beſchäftigt. — Wegen der Unruhen kommen wenig neue Auswanderer hier an und während meines Aufenthaltes nur 2 Schiffe mit 750 Spaniern. Das Klima des Landes iſt geſund und Fieber herrſchen hier nicht, wie in andern Gegenden Amerikas, und ich habe hier ſogar den älteſten Mann geſehen, der mir je vorgekommen iſt, nämlich einen Biſchof von 115 Jahren.

Als ich fünf Monate in Buenos Ayres verlebt und die Frühlingswinde auf der nördlichen Erdhälfte wieder zu wehen begannen, ſah ich mich nach einer Gelegenheit um, meine Reiſe nach Rio Janeiro in Braſilien und weiter nach Nordamerika fortzuſetzen. Ehe ich abreiſen durfte, wurde in die Zeitung eingerückt: „ob Niemand an Arnold Wendel eine Forderung habe"; ich mußte noch 10 Gulden Strafe bezahlen, weil ich nicht ſogleich eine Aufenthaltskarte gelöſt hatte, und mußte einen Paß mit 15 Gulden bezahlen. Auch ſollte ich 5 Prozent meines baaren Geldes zurücklaſſen. Dieſe Abgabe erſparte mir der Schiffscapitän, indem er meine Baarſchaft in Verwahrung nahm und mir einen Wechſel dafür verſchaffte, auch befreite er mich durch ſeine Verwendung von den 10 Gulden Strafe. — Nach 12 Tagen landeten wir ſchon in Rio Janeiro. Dieſe Stadt in ihrer terraſſenförmigen Lage, der Hafen mit kleinen niedlichen Inſeln beſät und umgürtet mit Feſtungswerken, gewährt einen ſehr angenehmen Anblick. Sobald man die Stadt betreten hat, muß man ſtaunen über das wunderbare mannichfaltige Leben und das Durcheinanderwogen von Menſchen aus den verſchiedenſten Ländern der Erde.

Die Stadt iſt ſchön gebaut, die Straßen durchſchneiden ſich alle im rechten Winkel. Sie hat viele öffentliche mit Springbrunnen gezierte Plätze. Beſonders anmuthig ſind die Vorſtädte, die meiſt von reichen Leuten bewohnt werden. Am Meer entlang iſt eine große von Bäumen beſchattete Promenade. Rings um die Stadt ſind viele allerliebſte Landhäuſer, hinter welchen ſich Berge und waldige Höhen erheben. Faſt die Hälfte der Bevölkerung ſind Neger, und dieſe ſind meiſt ſo arm, ſo verkrüppelt, daß dieſer immerwährende Anblick allein hinreichend iſt, einem den Aufenthalt in Rio Janeiro zu verleiten.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XXIV.

Den 31. Juli.

Die Preſſe, Communismus, Theater.

Immer noch der Belagerungszuſtand — ſchadet er auch im Allgemeinen den ruhigen, friedliebenden Bürgern wenig, ſo ſind wir immer dem Principe nach fortwährend unter militäriſcher Dictatur; ich zweifle keinen Augenblick, daß Cavaignac Gründe genug hat, dieſen Zuſtand zu verlängern, aber traurig iſt es, daß die Freiheit der Preſſe darunter leidet.

Die Preßfreiheit iſt, neben dem allgemeinen Stimmrecht, in politiſcher Beziehung das edelſte Gut der menſchlichen Geſellſchaft; Jeder, der nur einigermaßen in der Arena der Oeffentlichkeit kämpft, wird einſehen, wie ſchmachvoll es für ihn iſt, wenn der Wille eines Mannes ihm verbieten kann, Dies oder Jenes zu ſchreiben; der Menſch iſt ein Gewohnheitsthier, ſonſt wäre es mir unerklärlich, wie wir in Deutſchland 33 Jahre lang unſere Manuſcripte einem Manne vorlegen konnten, damit derſelbe willkührlich jedes Wort tilgen konnte, das an Freiheit erinnerte.

Den Hund läßt man bellen, nur wenn er beißt, legt man ihm einen Maulkorb vor, und mancher Cenſor hat vielleicht mitleidig einen Phylax betrachtet, dem man das Maul zubinden mußte; aber der Menſch durfte nicht reden, nicht ſchreiben, kaum denken.

Die Geſetze, welche die Regierung gegen die Preſſe vorlegen will, werden in den Bureaux von vielen Seiten getadelt; ſelbſt der Legitimiſt Berryer ſprach energiſch dagegen. Jeder vernünftige Menſch ſieht ein, daß es Repreſſiv-Maßregeln geben muß, aber, wenn man von vornherein der Preſſe Schwierigkeiten in den Weg legt durch Cautionen ꝛc., dann iſt die Freiheit der Preſſe nur noch für den Reichen da; alle Journale bekämpfen

Digitized by Google

mehr oder weniger die Nothwendigkeit der Cautionen, ſowie gewiſſe andere Beſtimmungen, welche der Freiheit feindlich entgegen treten. In dieſem Punkt war die franzöſiſche Preſſe ſtets ziemlich conſequent.

In anderen Beziehungen bieten die heutigen Journale einen eben nicht ſehr erfreulichen Anblick dar.

Es fehlt der franzöſiſchen Preſſe eine Hauptſache: die Aufrichtigkeit. Während z. B. die Legitimiſten in der Nationalverſammlung wenigſtens dem Schein nach aufrichtige Republikaner ſind, fährt eines ihrer Hauptorgane, die „Gazette de France“, beſtändig fort, zu Heinrichiren, Herr von Genoude verweigert fortwährend, ſeine Steuern zu bezahlen, er mußte dieſer Tage wieder ausgepfändet werden. Die Gazette de France ſagt: „Louis Philipp war ein Uſurpator, die proviſoriſche Regierung hatte die Gewalt uſurpirt, Lamartine und Rollin thaten es, ebenſo Cavaignac; ſo lange das Volk nicht direkt den Regenten oder Präſidenten wählt, ſo lange erkennen wir ihn nicht an. Die Gazette iſt im Wahne, das Volk würde Henri V. wählen, dabei führt ſie beſtändig Citationen von Tacitus, Molière, Chateaubriand ꝛc. an, um die erbliche Monarchie für Frankreich als die beſte Staatsform hinzuſtellen. Der Conſtitutionel und der Siecle haben nur Thiers im Auge, ohne Thiers kein Heil; ſie beklagen ſich, daß die Regierung Lamartine's alle braven Republikaner von heute ausgeſchloſſen hat, und ſie ſelbſt möchten gern alle braven Republikaner von längerem Datum ausgeſchloſſen wiſſen. Es erinnert mich dieſes an eine kleine Rede, die ich in den Märztagen in der Umgegend Frankfurts hörte. Ein Republikaner ſtand auf dem Stein eines Brunnens und haranguirte ſein Auditorium folgendermaßen: „Freunde, jetzt endlich werden wir Gleichheit im edelſten Sinne des Wortes haben; die Privilegien werden aufhören; die Großen waren lange genug oben, die Stunde der Gleichheit hat geſchlagen, jetzt könnt Ihr hinauf und die anderen hinunter.“ Bravo! Es lebe die Gleichheit!

Conſtitutionel und Siècle gehören mit Leib und Seele dem Herrn Thiers an; Thiers iſt durch und durch Ariſtokrat, ariſtokratiſcher als Guizot, aber mehr Schauſpieler noch, mehr Heuchler, wenn Guizot überhaupt je geheuchelt hat.

Das Journal des Débats, immer noch vorzüglich redigirt, befindet ſich in der eigenen Lage, bald mit der Gazette, bald mit dem Siècle, bald mit dem National Hand in Hand zu gehen; das zuletzt genannte Blatt repräſentirt immer noch die Majorität der Regierungs-Partei, aber der National hat von 1834 bis 1848 den rein demokratiſchen Grundſätzen ſo aufrichtig, ſo warm gehuldigt, daß es Mühe hat, ſeinen Freunden gegenüber, die jetzt in gewiſſer Beziehung zurückſchreiten müſſen, conſequent zu bleiben.

Der National hat ſich große Verdienſte um die Freiheit erworben. Goudchaux, der jetzige Finanzminiſter, hat einen großen Theil ſeines Vermögens der Aufrechthaltung dieſes Blattes geopfert. Die Redakteure deſſelben haben gekämpft und gelitten, man muß dem National manche Inconſequenzen verzeihen, manche Sophismen ſtillſchweigend übergehen.

Die ultrarevolutionäre Preſſe, inſoweit Cavaignac es duldet, (Reforme, Democratie pacifique, hie und da der Courier français) geben den Schwindel, von dem ſie befallen, nicht auf; die Grundſätze des Père Duchesne, Peuple conſtituant, der Vraie République ꝛc., mit den Junitagen unterdrückt, leben in etwas gemäßigter, feinerer Form immer noch fort; die Anhänger St. Simons, Cabets, des Communismus im Allgemeinen, predigen fort vor tauben Ohren.

(Schluß folgt.)

Reform in der katholiſchen Kirche.

*) Das ſchon lang gefühlte Bedürfniß nach zweckmäßiger und weiſer Abänderung in Cult und Disciplin der katholiſchen Kirche ſpricht ſich von Tag zu Tag allgemeiner und lauter aus. Ob eine Aenderung zunächſt in Betreff des Cultus überhaupt möglich ſey, kann nicht in Frage geſtellt werden, da der Cultus ja weiter nichts iſt, als der Ausdruck, die Form und Geſtalt des im Geiſte wohnenden religiöſen Lebens, und ſonach immer nach dem jeweiligen Bildungsſtande des Volkes ſich richten muß. Wie der Geiſt des Chriſtenthums ſelbſt, ſo muß auch ſein Cult erhaben ſeyn und großartig. Was aber erhaben und großartig, und in ſeiner Erhabenheit und Großartigkeit anregend und erbauend ſey, das beſtimmt ebenfalls wieder der Culturzuſtand des Volkes. So kann heute etwas als erhaben und großartig, als anregend und erbauend anerkannt werden, was nach Jahrhunderten als kleinlich, läppiſch und unerbaulich erſcheint. Dieſer Umſtand erzeugt die Nothwendigkeit einer Aenderung im Cultus. Darin beweiſt ja auch der Geiſt des Chriſtenthums ſein Leben, daß er nach und nach immer wieder ſeine Form zerbricht und eine neue ſchafft, angemeſſen der Cultur des ihn in ſich aufnehmenden Individuums und Volkes. Es hieße dem Geiſte des Chriſtenthums Zwang anthun, wollte man ihn in Eine Form bannen für ewige Zeiten. — Was vom Cult, das gilt auch von der Disciplin, deren Zweck es iſt, das durch Wort und Cult im Innern des Menſchen Gepflanzte und Gepflegte auch zu wahren und zu pflegen im äußern Leben deſſelben. Daß eben ſo, wie der Cult, auch die Disciplin nach dem jedesmaligen Bildungsſtande des Volkes ſich richten muß, ſoll anders ſie ihren Zweck erreichen, bedarf keiner weiteren Erörterung. In dem Maße das Volk ſeine Rohheit ablegt, müſſen auch die Disciplinargeſetze in ihrer Mehrheit und Strenge nachlaſſen. Jeder Menſch, und insbeſondere der cultivirte, freut ſich der Gabe, ſeine Handlungen ſelbſt poniren zu können. Dort iſt immer die größte Zufriedenheit, wo Jeder die perſönliche Freiheit, unbeſchadet der Rechte eines Dritten, in möglichſt hohem Grade genießt. Jedes überflüſſige Befehlen und Gebieten macht die Gemüther abgeneigt, erzeugt Heuchler, erregt Mißvergnügen. So im Familienleben, ſo im Staat, ſo in der Kirche. (Die Gegenwart läßt auch den Stupideſten an dieſer Wahrheit nicht mehr zweifeln.) Jedem Gläubigen ſelbſt muß es frei ſtehen, beſtimmen zu können, welche von den Tugendmitteln er anwenden, in was er Selbſtverläugnung üben will; da kann die Kirche, namentlich in Anbetracht der fortgeſchrittenen Geiſtescultur, nur Rath geben, nicht Befehle und Gebote, die das Gewiſſen beſchweren.

Daß alſo Aenderungen des Cultus und der Disciplin in der Natur der Sache ſelbſt liegen, und Abänderungen zu gewiſſen Zeiten ſogar nothwendig ſind, unterliegt demnach keinem Zweifel. Aber es iſt jetzt nur die Frage: ſind Abänderungen in unſerer Zeit Bedürfniß? Wer, der nicht mit befangenem Blicke die Zeichen der Zeit überſchaut, und nicht für das allgemeine und laute Verlangen nach Abhülfe hierin taube Ohren hat, kann dieſe Frage verneinen? Iſt es nicht derſelbe Geiſt, der heute ſo laut und dringend an die Staatsgewalt ſich wendet, und Vereinfachung und Freiheit verlangt, der auch von der Kirchenbehörde Aenderung im Cult und mehr Freiheit in den Kirchengeſetzen will? Und iſt dieſer Geiſt, dort wo er in der Allgemeinheit ſich ausſpricht, nicht der hl. Geiſt? Wer kann ihn einengen und bannen, dieſen allſchaffenden Geiſt, ohne großes Verderben über die Völker herabzubringen? Die rechte Zeit zu verſtehen, iſt hier Sache jedes Chriſten — und ſie iſt ſchon längſt von Vielen verſtanden worden —; aber der rechtverſtandenen den entſprechenden Ausdruck zu geben, iſt zunächſt und vor Allem den Dienern der Kirche zur heiligen Pflicht gemacht.

Digitized by Google

„Der Meiſter kann die Form zerbrechen
„Mit weiſer Hand zur rechten Zeit;
„Doch wehe, wenn in Flammenbächen
„Das glüh'nde Erz ſich ſelbſt befreit!
„Blindwüthend mit des Donners Krachen
„Zerſprengt es das geborſt'ne Haus,
„Und wie aus off'nem Höllenrachen
„Speit es Verderben zürnend aus.“

Die Profan- und Kirchen-Geſchichte beſtätigt die Wahrheit dieſer Worte. Solchem Verderben, nach recht verſtandener Zeit, vorzubeugen, hat der Curatclerus der Mainzer Diöceſe eine Petition an das biſchöfliche Ordinariat eingereicht und auf Abhaltung von Diöceſanſynoden angetragen, auf denen das Wie und Was der zweckmäßigen Verbeſſerung in Cult und Disciplin beſprochen werden ſollte. Und was hat das hochw. Ordinariat geantwortet? Nach einer langen Reihe von Worten hat es ausgeſprochen: „ſog. Diöceſanſynoden ſeyen weder zeit- noch ſachgemäß.“ Was ſoll das anders heißen, als: es ſey Alles in gehöriger Ordnung, im vollkommenſten Zuſtand, und Cult und Disciplin bedürften keiner Aenderung. Die ehrwürdigen Väter des Concils von Trient meinten anders, als die hochw. Herren zu Mainz; ſie hielten alljährige Diöceſanſynoden für zeit- und ſachgemäß, und erkannten hierin ein ſicheres Mittel, das Leben des Chriſtenthums unter den Gläubigen durch zeit- und ſachgemäße Abänderungen und Anordnungen in Friſche zu erhalten. Welche Signatur muß wohl eine Zeit an ſich tragen, bis die Biſchöfe eine Zeitgemäßheit darin erkennen mögen, und welche Sache muß es nach ihrer Einſicht ſeyn, die ihnen einmal als ſachgemäß vorkommen will? — Es iſt doch auffallend! Der Geſammtclerus der Diöceſe fühlt das dringende Bedürfniß von Synoden, und das biſchöfliche Ordinariat, das nur aus einigen Männern beſteht, hält ſie für zeit- und ſachungemäß. Unwillkürlich drängt es uns zur Frage, wo denn eigentlich der von Chriſtus ſeiner Kirche verheißene heil. Geiſt wehe und ſich äußere, ob in der Allgemeinheit oder Beſonderheit, ob im Geſammtklerus oder dem Ordinariate, oder gar, — und das nicht zur Ehre der andern Mitglieder des Domkapitels, nur allein und beſonders in Herrn Lennig? — Was wird nun geſchehen? Wird der Geiſt ſich aufhalten laſſen, und wird der Clerus ſich zufrieden geben mit ſolcher Antwort? Wenn die Oberhirten ſchlafen, müſſen die Unterhirten ſie wecken. Sie haben ſie geweckt; aber dieſe ſind ſchlaftrunken und reiben ſich die Augen, und geben in ihrer Schlaftrunkenheit verworrene und nichtsſagende Antwort. Die Geiſtlichkeit wird ihr Gewiſſen nicht beſchwichtigen mit der Ausrede: „die Oberhirten mögen ſorgen,“ ſie wird, während jene unthätig ſind, mit Muth und Eifer das Angefangene vollenden; und ſie wird durch die Gründlichkeit ihrer Vorträge das Volk Weſentliches vom Unweſentlichen unterſcheiden lehren, und ſo inzwiſchen ſorgen, daß nicht ein Wolf oder ſonſt ein Dieb die Schäflein, eins nach dem andern, aus dem Schafſtalle herausholt. — Anerkennung indeſſen allen jenen Männern aus dem Curatclerus, welche im Intereſſe unſerer Kirche Dem abzuhelfen ſuchen, was der Entwickelung des religiöſen Lebens hindernd im Wege ſteht; die nicht „ſtummen Hunden gleich“ in ihrem Stalle ſitzen und ſich mäſten laſſen, ſondern graben und pflanzen und jäten im Weinberge des Herrn, ungeachtet der Verdächtigungen von einer gewiſſen Seite her, von denen Einige, wie einſt die noch unerleuchteten Jünger, Feuer und Schwefel herabrufen möchten über Alle, die nicht ihrer Anſicht ſind.

Korreſpondenz.

Vom Main, 4. Auguſt.

Mit der Einführung der uns bevorſtehenden neuen Gerichtsverfaſſung ſteht, wie wir hören, dem Städtchen Rüſſelsheim eine Ausdehnung ſeines Verkehrs dadurch bevor, daß daſſelbe der Sitz eines Friedensgerichts werden ſoll. Es iſt nur zu wünſchen, daß die Staatsbehörde ſich hierfür entſcheiden möge, denn ganz abgeſehen davon, daß Rüſſelsheim bis zum Anfange der zwanziger Jahre Jahrhunderte hindurch der Sitz eines Amtes war, iſt daſſelbe durch ſeine Lage in doppelter Beziehung zu einem Friedensgericht geeignet. Einmal liegen in der Entfernung von einer Stunde elf Ortſchaften um daſſelbe herum, wodurch es Allen, die richterliche Hülfe in Anſpruch zu nehmen haben, leicht wird, ſich derſelben zu verſichern; dann treibt Rüſſelsheim einen bedeutenden Produktenhandel, bei dem ſich ſo oft Differenzen ergeben, die raſch geſchlichtet werden müſſen, und endlich iſt die Nähe der naſſauiſchen Aemter Hochheim und Höchſt als ein weſentlicher Grund anzuſehen, der für die Wahl Rüſſelheims als Sitz eines Friedensgerichts ſprechen dürfte; denn gerade der lebhafte Verkehr mit dem rechten Mainufer macht es nothwendig, bei entſtehenden Colliſionen mit Gerichtshöfen auf der rechten Mainſeite raſch in Verhandlungen treten zu können. Wir hoffen, die Staatsbehörde wird alle dieſe Gründe in Erwägung ziehen und hiernach eine für Rüſſelsheim günſtige Entſcheidung treffen.

Langen, 3. Auguſt.

Geſtern, beim Beginn der Mittagsſtunde, wurde hier ein junger Mann, Namens Schnauber, Horniſt bei der Schützencompagnie des hier in Cantonirung liegenden großh. Militärs, das Opfer der Unvorſichtigkeit eines kaum der Schule entwachſenen Schützen, der mit jenem in dem Garten ſeines Vaters, des Gemeindeeinnehmers Bock, auf Sperlinge Jagd machte, aber in der Handhabung der Flinte ſo ungeſchickt war, daß er beim Abfeuern ſeinen Begleiter traf, und zwar ſo, daß der Schuß die Lunge verletzte, an welcher Verwundung der unglückliche junge Menſch nach Verlauf einer Stunde den Geiſt aufgab. Der unerfahrne Sperrlingsſchütze hätte beſſer die Schreibfeder als die Flinte geführt, und es iſt in der That ſehr zu beklagen, wenn junge Leute ſeines Alters ſich keinen nützlicheren Zeitvertreib zu machen wiſſen.

Die allgemeine Lehrerverſammlung zur Beſprechung einer auf Kindergärten gegründeten Volkserziehung

wird am 17., 18. und 19. Auguſt d. J. zu Rudolſtadt, mit Zuziehung des Fröbel'ſchen Kindergartens zu Keilhau bei Rudolſtadt, ſtattfinden.

Die Lehrer Deutſchland's, ſowie die Führer und Führerinnen von Kindergärten werden eingeladen, zahlreich zu erſcheinen, oder doch wenigſtens von Seiten der Lehrervereine Deputirte zu ſchicken.

Die Bürger Rudolſtadt's verheißen freundlich gaſtliche Aufnahme. — Im Uebrigen verweiſen wir auf die ausführlichere Einladung in Nro. 25 und 31 der ſächſ. Schulzeitung, und bitten alle Zeitungs-Redaktionen, welche für Volkserziehung ſich intereſſiren, um gefällige Aufnahme gegenwärtiger Bekanntmachung.

Anmeldungen erbitten wir uns franco unter der Adreſſe: „F. Fröbel in Keilhau bei Rudolſtadt.“

Eintrittskarten werden in den Tagen der Verſammlung im „Ritter“ zu Rudolſtadt ausgegeben.

Im Juli 1848. **Das Comité.**

Mainwaſſer-Wärme: Am 7. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 7. Auguſt. **Don Juan,** große romantiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart. (Gaſtrolle) Don Juan: Hr. Becker, vom k. k. privil. Theater an der Wien; (Gaſtrolle) Leporello: Hr. Pravit, vom Theater zu Wien; Zerline: Fräul. Fehr.

Dienſtag, 8. Auguſt. **Eine Familie,** Original-Schauſpiel in 5 Abth. und 1 Nachſpiel, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 218. Dienſtag, den 8. Auguſt 1848.

Dem deutſchen Reichsverweſer.

(Von Ludwig Hub.)

Haſt Du des Volkes Jubelgruß vernommen,
Den Freudenruf, der allwärts Dich umtönt?
Haſt Du gehört das herzliche „Willkommen!“
Der Stadt, wo einſt Dein Vater ward gekrönt?
Doch unſ're Huld'gung, die wir Dir hier zollten,
Sie war dem Kaiſerſohne nicht geweiht;
Dem Oberhaupt des Reichs hat ſie gegolten,
Dem Träger deutſcher Volkesherrlichkeit.“

In unſ'ren Mauern hat vordem geweilet
In ſchnödem Glanz der mächt'ge Ruſſen-Czaar;
Von nah' und ferne war ihm zugeeilet
Der Fürſten und der Diplomaten Schaar.
Doch keine Lippe wollt' zum Gruß ſich regen,
Man war dem Selbſtdrherrſcher nicht geneigt;
Dir aber jauchzet ſelbſt das Kind entgegen,
Weil Du Dich ſtets als Freund des Volks erzeigt.

Kein König biſt du ja von Gottes Gnaden,
Der über ſich nichts Höheres erkennt;
Das deutſche Volk, Herr, hat Dich eingeladen,
Zu führen ein gerechtes Regiment.
Weil Du von je zu unſ'rer Fahn' geſchworen,
Weil Du ſtets thätig warſt für Menſchenwohl,
D'rum hat man Dich als Obmann auserkoren
Des deutſchen Reichs, Dich, Bürger von Tyrol.

Aus Deinen Bergen hat man Dich gerufen,
Wo wie ein Vater Du gewaltet haſt.
Die höchſte iſt's von allen Ehrenſtufen,
Auf der Du ſtehſt, doch drückend auch die Laſt;
Der neuen Zeit, Herr, ſollſt Du Rechnung tragen
Und ſchonen auch das altererbte Recht;
Du ſollſt ſie löſen, all' die tauſend Fragen,
Um die jetzt kämpft das menſchliche Geſchlecht.

Ein ſchweres Amt! Doch wird es Dir gelingen,
Du biſt ja eines mächt'gen Volkes Haupt.
Du ſollſt uns alle Freiheit wieder bringen,
Die uns der Fürſten Schlauheit hat geraubt.
O bänd'ge die gekrönten Anarchiſten,
Die alten Kön'ge lehre Du Vernunft,
Und laß Dich, Obmann, nimmer überliſten
Durch ihrer Diplomaten ſchlaue Zunft.

Auf Fürſten nicht, auf's Volk magſt Du vertrauen;
In der Gefahr iſt es die beſte Wehr.
Man huldigt Dir in allen deutſchen Gauen
Und Deinem Winke folgt das Kriegerheer.
Die an dem Rhein, die an der Oſtſee wohnen,
Die deutſchen Stämme, alle ſind ſie Dein;
Ein mächtig Volk von vierzig Millionen
Steht für den freigewählten Führer ein.

D'rum unverzagt! Du wirſt das Ziel erreichen;
Johannes, Deinem Stern vertrauen wir;
Die Sendung, die Dir ward, iſt ohne Gleichen,
Doch winkt ein ewig grüner Lorbeer Dir.
Nur muthig zu! Dir ſtehet ja zur Seite,
Der Steuermann, der that den „kühnen Griff.“
Fahret wohl, mit Gottes Segen im Geleite!
Heil, Deutſchland, dir, du ſtolzes Völkerſchiff!

Das Mädchen aus Cypern.

Novelle von G. Kaut.

(Fortſetzung.)

4.

Schnell erſcholl die Nachricht von dem großen Siege bei Lepanto durch die ganze Chriſtenheit, überall Freude und Jubel verbreitend. Auch zu den Ohren des Vicekönigs von Sicilien hatte das Gerücht ſchon die Kunde von der furchtbaren Niederlage der Osmanen gebracht. So angenehm dieſes frohe Ereigniß ihn auch berühren mußte, ſo verſpürte er dennoch eine ängſtliche Beklemmung wegen des ungewiſſen Schickſals ſeines einzigen Sohnes, zumal er erfahren hatte, daß der Sieg von Seiten der Chriſten mit vielem Blute erkauft worden war. Die Tante Donna Sylvia erſchöpfte ſich in Muthmaßungen, die aber alle auf Unglück hinausgingen, ja, ſie brach ſogar zuweilen in Thränen aus und überhäufte ihren Bruder, den Vicekönig, mit Vorwürfen, daß er ſeinen Sohn habe hinausziehen laſſen in den blutigen Krieg. Don Carlos wies dann gewöhnlich die Schweſter ernſtlich zur Ruhe, mit dem Bemerken, daß ſie von ritterlicher Ehre eben ſo wenig verſtehe, wie ihre Cypernkatze, die ſie beſtändig auf dem Schooße habe. Was nun Dayella anbelangt, ſo muß der Wahrheit getreu berichtet werden, daß ſie in ihr Gebet, das ſie jeden Morgen in der Laube verrichtete, auch die Bitte beifügte, Gott und die heilige Jungfrau möchten doch ihrem Retter Schutz verleihen, damit ihm an Leib und Leben kein Schaden geſchehe.

Eines Nachmittages nach der Sieſta — es waren nur wenige Tage ſeit der Verbreitung des Gerüchts von der Schlacht bei

Digitized by Google

Lepanto verfloſſen, — ſaß der Vicekönig in ſeiner Arbeitsſtube und diktirte ſeinem Schreiber den Inhalt einer Depeſche nach Madrid, da trat plötzlich ein Diener herein und überreichte ihm ein Schreiben, referirend, daß eben ein ſpaniſcher Matroſe daſſelbe überbracht habe. Don Carlos überflog haſtig den Inhalt des Briefes, und ein freudiges, frohes Lächeln verklärte ſeine ſonſt ſo ernſten Züge. Er beauftragte hierauf ſeinen Sekretär mit einer andern Arbeit und begab ſich ſogleich in das Zimmer, worin Donna Sylvia und Davella waren.

„Ein Brief von Don Manuel," ſagte er, kaum eingetreten; „ich will ihn Euch leſen, und Ihr werdet finden, daß er angenehmen Inhalts iſt."

Hierauf begann er folgendermaßen:

„Nur wenige Zeilen, theurer Vater, vermag ich an Euch zu richten, da ich den Abgang des Schiffes nach Palermo zu ſpät erfahren habe. Daß wir bei Lepanto geſiegt, völlig geſiegt haben, hat Euch ohne Zweifel die Fama ſchon zu Ohren gebracht. Das war eine harte, blutige Schlacht, eine Schlacht ohne Gleichen. Wir tödteten an 20,000 Türken, nahmen 4000 gefangen und befreiten 10,000 Chriſtenſklaven. Die Beute iſt unermeßlich. Außer einigen unbedeutenden Verletzungen habe ich weiter keinen Schaden genommen. Ich werde in einigen Tagen in Palermo eintreffen und einen lieben Bekannten, an deſſen Seite ich zu fechten die Ehre hatte, mitbringen. Derſelbe iſt verwundet, und bedarf zu ſeiner Heilung Ruhe und Pflege, die er bei Euch finden wird. Auch Davella wird bei meiner Ankunft eine unerwartete Freude erleben. Tante Sylvia bitte ich zu grüßen und ihr zu verſichern, daß ich es ihrem kräftigen Gebete zum Allerhöchſten zuſchreibe, daß ich in der blutigen Schlacht ſo gut weggekommen. Bald mündlich mehr!

Hafen von Meſſina, den 11. October im Jahre Chriſti 1571.
Manuel."

Don Carlos ſann hin und her, wer der Bekannte ſeyn möchte, der mit ſeinem Sohne eintreffen wollte; er war nicht im Stande, ihn zu errathen.

„In was wird wohl die unerwartete Freude beſtehen, die ich bei ſeiner Ankunft erleben ſoll?" fragte ſich Davella wohl hundert Mal. „Daß ich mich freue, wenn er wieder kommt, verſteht ſich von ſelbſt. Das kann er nicht gemeint haben. Oder hat er meinen Vater, meinen Bruder, oder meinen Zano gefunden? Himmel, wenn das wahr wäre, wie wollte ich Gott danken!"

Sie war böſe auf Don Manuel, daß er ſo unbeſtimmt geſchrieben. Doch ſchon in wenigen Tagen ſollte ſich das Räthſel löſen, und ſie gab ſich deßhalb endlich zufrieden!

Donna Sylvia fühlte ſich geſchmeichelt, daß ihr Gebet den guten Neffen ſo kräftig geſchützt.

Ein Tag nach dem andern verfloß und Don Manuel erſchien nicht. Wie langſam ſchleicht die Zeit dahin, wenn man zu leiden und zu hoffen hat Auf Sturmes Flügeln aber enteilet ſie den Glücklichen. In erſterem Falle befand ſich Davella, die ungeduldig hoffende Davella. Wir wollen Dir den Schleier nicht lüften, der Deine Zukunft bedeckt, treues Mädchen; aber ſey überzeugt, die Gottheit belohnt die wahre Treue, und die Gottheit, ſie beſtraft oft furchtbar die gebrochenen Schwüre der Liebe. Darum ſey treu, wenn auch nicht die nächſte Zukunft Dir den Lohn bringen ſollte!

(Fortſetzung folgt.)

Arnold Wendel's von Butzbach Vergnügungsreiſe um die Welt in den Jahren 1843, 1844, 1845.

(Zum Beſten der „Weidigſtiftung" nach Wendel's Tagebüchern treu bearbeitet von F. Emminghaus.)

(Fortſetzung.)

Alle Waaren vom Lande herein werden auf Maulthieren transportirt, weil dieſes edle Thier, wie bekannt, in den Bergen vortreffliche Dienſte thut. Der Haupthandel beſteht in Kaffee, Zucker, Häuten, Baumwolle. Statt daß anderwärts ſchwere Laſten auf Wagen und Karren fortgeſchafft werden, bedient man ſich hier zu dieſer Arbeit der Neger. Sechs bis acht Neger zuſammen tragen zuweilen eine Laſt, wobei ſie immer ſingen und den Tact halten. Dieſer Geſang aber iſt ohne alle Melodie und Wohllaut. Manche dieſer Sclaven erfreuen ſich einer recht menſchlichen Behandlung, und die im Dienſte reicher Leute ſtehen, werden auf's koſtbarſte geputzt, müſſen aber doch barfuß gehen. Meiſtens aber haben ſie unmenſchliche Mißhandlungen zu erdulden und werden zuweilen todt geprügelt, ohne daß ſich Jemand darum bekümmert. Sie entbehren alle Menſchenrechte. Alle Feldarbeit wird von ihnen gethan und ſie gehören ihren Herren erb- und eigenthümlich an. — Ich wohnte bei einem deutſchen Wirthe und da lernte ich eine merkwürdige Sitte dieſes Landes kennen. Abends mußten die Sclaven jedem Gaſte die Füße waſchen. Dieſes iſt deshalb nothwendig, weil es hier eine Art Inſecten giebt, welche ſich an den Füßen feſtſetzen und ſich ins Fleiſch einfreſſen. Dieſe Sitte empörte mich und ich wuſch mir die Füße ſelbſt.

Mitten in der Stadt iſt der Sclavenmarkt. Hier wird der empörende Menſchenhandel getrieben. Hier werden die armen Neger, wie das Vieh, von oben bis unten beſehen und betaſtet, ehe ſie gekauft werden.

Mein Aufenthalt in Rio Janeiro dauerte nur drei Tage, denn der Kapitän drang darauf, die Reiſe nach Boſton fortzuſetzen. Außer der Schiffsmannſchaft beſtand die Reiſegeſellſchaft nur aus drei Perſonen. Auf dieſer Fahrt mußte ich zum zweitenmal die Linie paſſiren, aber die Hitze war weit drückender, als bei der erſten Fahrt unter dieſem Himmelsſtrich, von London nach Sidney. Der Körper aller Reiſenden bedeckte ſich mit Bläschen, als hätten ſie ſich am Feuer verbrannt In dieſen heißen Regionen wimmelte es von fliegenden Fiſchen, welche aus dem Meer emporſchoſſen und ſich ſo lange in der Luft erhielten, als die Floſſen trocken waren. Auch war das Meer an manchen Stellen ganz bedeckt mit Seepflanzen. Auch ſahen wir viele Pflanzenthiere von bunter Farbe und ſeltſamer Geſtalt. Desgleichen eine Rieſenſchildkröte, welche wohl mehrere Zentner ſchwer ſeyn mochte. — Unſer Schiff wurde leck und deshalb mußten nicht allein der Kapitän und die Matroſen, ſondern auch ſämmtliche Paſſagiere den ganzen Tag die Pumpen in Bewegung halten, um das zuſtrömende Waſſer fortzuſchaffen. Die Sache wurde ſo bedenklich, daß der Kapitän ſchon ernſtlich daran dachte, vom geraden Wege nach Nordamerika abzulenken und auf einer weſtindiſchen Inſel zu landen. — Da trat plötzlich Windſtille ein und es gelang, den offenen Fleck zu entdecken und ihn auszubeſſern. Nachdem wir ſieben Wochen auf dem Meere waren, ſagte der Kapitän, als er eines Tags den Sonnenſtand beobachtet hatte: „übermorgen ſind wir in Boſton." Aber hierin hatte er ſich ſehr geirrt. In der Nacht erhob ſich ein heftiger Sturm, der uns wieder weit in die hohe See trieb. Der aus Nordweſten kommende Wind war ſo kalt und ſchneidend, daß wir Aequatorvögel ihn kaum zu ertragen vermochten Bei dieſem Sturm trug ſich auf dem Schiffe ein Scherz zu, der uns viel zu lachen gab. — Unſer Schiffskoch war ein Neger. Als dieſer eines Tags eine große Schüſſel voll Suppe in die Cajüte tragen wollte,

Digitized by Google

kam eine ungeheure Meereswoge herangerollt und ſchlug ihm die Schüſſel aus der Hand. Mag es wohl zum Lachen geweſen ſeyn, als einſt Xerxes, der ſtolze Perſerkönig, dem Meere Stillſtand gebot, und als es nicht gehorchen wollte, es mit Ruthen peitſchen ließ, ſo war es hier, als der Schwarze auf einmal, gleich als wenn er einen Menſchen vor ſich hätte, dem Meere Vorwürfe zu machen begann und ſeine Augen zur Hölle und zum Teufel zu wünſchen, weil es ihm die Suppe aus der Hand geſchlagen. — Anſtatt, wie der Kapitän meinte, in 2 Tagen, kamen wir nach 13 Tagen in Boſton an. Dieſe Stadt gewährt einen angenehmen Anblick. Der Hafen iſt groß und breit und von mehreren Feſtungswerken, die zum Theil auf kleinen Inſeln liegen, beſchützt. Wenn man neun Wochen in der Einſamkeit auf dem Meere gelebt hat, und nun wieder in eine ſo volkbelebte Stadt, in ein ſo reges Leben einer unruhigen Bevölkerung kommt, wenn man die ſtolzen Paläſte und die ſchönen Gärten ſieht, ſo iſt es einem, als ſey man aus dem Grabe auferſtanden und zu einem neuen Leben auferwacht. —

Boſton iſt nicht allein eine der reichſten, ſondern auch eine der am ſchönſten gebauten und reinlichſten Städte Amerikas. Die Stadt iſt reich an großen öffentlichen Plätzen mit ſchattigen Baumalleen und großartigen Gebäuden. Unter dieſen zeichnen ſich aus: das Rathhaus, das Mauthhaus im griechiſchen Bauſtyl, die Börſe, und vor allen die Gedächtnißſäule der Schlacht bei Bunkershill. Dieſelbe iſt 250 Fuß hoch und innen mit einer ſteinernen Treppe verſehen, auf welcher man bis oben hinauf ſteigen kann, ſo daß man die ganze Stadt, den Hafen und weithin die Umgegend überblickt. Das Muſeum iſt ſehr reich an Geräthſchaften, Schmuckſachen, Waffen, Werkzeugen und künſtlichen Handarbeiten der Indianer, ſowie auch anderer wilden Völker auf den Inſeln des ſtillen Meers. Dieſes Alles nahm meine Aufmerkſamkeit in hohem Grade in Anſpruch und ich mußte mir geſtehen, daß, ſo tief auch dieſe Naturkinder in der Anſchauung des Lebens ſtehen, doch in ihnen ſchon der Sinn für das Schöne, Kunſtreiche und Zweckmäßige lebt, wenn auch nur im Keime und wenig ausgebildet. Die Kähne waren mit dem kunſtreichſten Schnitzwerk verſehen und eben ſo kunſtvoll waren die Halsketten der Frauen, der Kopfputz und die Kleidungsſtücke geflochten, und dies alles durch bloße Handfertigkeit, ohne Hülfe einer Maſchine; desgleichen Pfeile, Bogen, Keulen und hunderterlei Geräthſchaften, die man bei uns gar nicht kennt. — Auch enthielt dieſes Muſeum eine der reichſten Schmetterlingſammlungen.

(Fortſetzung folgt.)

F r i ſ ch a u f!

Friſch auf, Kamraden! die Ehre winkt,
Die Zeiten des Ruhms ſind gekommen;
Die Flamme des Friedens in Aſche ſinkt;
Die Fackel des Kriegs iſt entglommen!
Was längſt ſchon das Herz des Soldaten erfüllt:
Die Sehnſucht nach r e c h t l i c h e m Kampf wird geſtillt!

Auf! Deutſchland ruft unſer deutſches Corps,
Aus deutſchen Freiwill'gen errichtet;
Mit muthigem Jubel tritt Jeder hervor,
Wird Frankfurt's Fahne gelichtet!
Die Fahne, der wir die Treue gelobt,
Die find' ihre Kinder im Kampfe erprobt!

Jetzt, Hurrah! ihr Brüder, nach Holſtein hin
Für Deutſchland's Ehre zu kämpfen!
Dort zeiget den Dänen den deutſchen Sinn,
Helft däniſchen Uebermuth dämpfen;
Und nie höre Frankfurt von ſeiner Fahn',
Daß ſterbliche Augen ſie weichen ſah'n!

Leb' wohl denn, du alte, du freie Stadt!
So Mancher wohl ſieht dich nicht wieder;
Doch du, die uns freundlich geheget hat,
Vertrau' uns, wir zeigen uns bieder.
Ja, Keiner von uns je wieder kehrt,
Der nicht deines Ruhms, deiner Achtung werth!

F. Steinbrunn.

Das Frankfurter Volks- und Waldfeſt am 6. Auguſt.

Durch den unabweisbaren Einfluß der Zeitverhältniſſe ſind die Bewohner der alten Mainſtadt Frankfurt in dieſem Jahre um den altherkömmlichen Genuß ihrer Pfingſtfeier im Wäldchen gekommen. Noch vor zwei Monaten waren die Aufregungen und die Befürchtungen von Unruhen zu groß, als daß unſer beſorgtes Bürgerthum es gewagt hätte, ſich auf einen ganzen oder ſelbſt nur auf einen halben Tag von Haus und Hof zu entfernen. Mein Gott, was hätte während einiger Stunden Alles geſchehen können! Als ein wohlhabender Beſitzer wäre man hinaus gegangen, und bei der Heimkehr hätte man ſich arm und ſeiner vieljährigen Errungenſchaft beraubt geſehen! Freilich waren die Befürchtungen weit größer, als es nöthig geweſen wäre, aber ſie waren nun einmal vorhanden, und was der Menſch hofft und fürchtet, das glaubt er auch. So mußte die alte Pfingſtluſt vertagt werden, aber man ſagte einander ſchon damals ins Ohr: „aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, und es wird ſich ſchon eine gute Gelegenheit für ein anderes Waldfeſt finden.“ Der 6. Auguſt iſt nun zu einem ſolchen Gelegenheitsmacher geworden und hat uns nicht nur für den äußerlichen Jubel jenes verlorenen Tages reichlich entſchädigt, ſondern auch noch einen innern Kern der Luſt hinzugefügt und dem neuen Waldfeſte eine patriotiſche Bedeutung gegeben. Der Aufruf des Montagskränzchens fiel wie ein zündender Funken in das Pulverfaß der bürgerſchaftlichen Herzen, oder, wenn wir ein froſtiges Bild nehmen wollen, wälzte ſich wie eine Lawine von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Am 6. Auguſt wird in allen Gauen des Vaterlandes, unter den flatternden Bannern der deutſchen Eintracht und Einheit, dem Reichsverweſer von ſämmtlichen deutſchen Truppen gehuldiget, und dieſe Huldigung iſt keine im Sinne des alten Zopf- und Gamaſchendienſtes, der blinden Unterwürfigkeit einer volksfeindlichen Soldateska, der mit Bajonetten und Flintenkolben den geduldigen Bürgersmann einſchüchternden Souverainetät von Gottes Gnaden, ſondern eine ganz neue, aus den Märzſtürmen und ihrer Volkserhebung hervorgegangene, eine Huldigung der Freiheit und Eintracht, des Selbſtbewußtſeyns und der politiſchen Erkräftigung. Der 6. Auguſt hat die Aufgabe gehabt und gelöſt, „den Sinn für brüderliches Zuſammenhalten von Bürger- und Kriegerſtand an den Tag zu legen und zu zeigen, daß in vaterländiſchen Dingen kein Sonderintereſſe zwiſchen dem Volk und einer Soldatenkaſte ſteht, — anderntheils aber, dem erſten, durch den Volkswillen geſchaffenen Wahrzeichen der deutſchen Einheit in der Perſon des Reichsverweſers einen Freudengruß zu bringen.“ Wie hätte ein ſolcher Aufruf ohne Anklang bleiben können in einer Stadt, die der Sitz der deutſchen Reichsver-

Digitized by Google

ſammlung und ihrer Centralgewalt iſt, die ſo viele patriotiſch geſinnte, den Mahnungen der Zeit zugeneigte Bürger beſitzt, und dazu noch ſo viel lebensluſtige Einwohner, die ja einen verlorenen Feſt- und Jubeltag nachzuholen hatten. Es verſteht ſich demnach von ſelbſt, daß Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering, ohne vorhergehende Debatte zuſtimmte und ſich nicht wenig auf den großen Tag der Entſchädigung freute. Er erſchien, aber unter ſehr ungünſtigen Auſpicien und in ſehr drohender Geſtalt. Seine Früh- und Vormittagsſtunden waren ſo ſtürmiſch, die Regenwolken hielten ein ſo abſcheuliches Treibjagen, die Winde hauſten ſo gewaltig und der Himmel machte ein ſo finſteres, mürriſches Geſicht, daß uns Allen angſt und bange wurde und wir uns ſchon auf eine Bewährung der vielgeprieſenen deutſchen Geduld und philoſophiſchen Entſagung gefaßt machten. Man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben, ſagt das Sprüchwort; doch ſoll man ihn auch nicht vor dem Abend ſchelten. Gegen Mittag erbarmte ſich Zeus und verſcheuchte die Wolken; die Sonne trat in neuem Glanze hervor und in alle Herzen zog unter Sang und Klang die Hoffnung wieder ein. — Waren in den Frühſtunden die Straßen und Plätze unſerer Stadt etwas verödet, ſo belebten ſie ſchon gegen 11 Uhr ſich wieder, und die vom hieſigen Linienmilitär dargebrachte Huldigung, deren Beſchreibung wir einer andern Feder überlaſſen wollen, ging unter dem Zudrang großer Volksmaſſen und dem freudigen Zujauchzen derſelben in ſchönſter Weiſe von Statten. Zwiſchen 1 und 2 Uhr Nachmittags ſchienen die Menſchenmaſſen wie aus der Erde zu wachſen, und beſonders waren die Zeil, der Roßmarkt, der Komödienplatz und die Stadtallee von dem gewaltigen Strome derſelben überwogt. An letzterem Orte verſammelten ſich die Theilnehmer an dem zu bildenden Feſtzuge und mit eben ſo viel Ordnung als Schnelligkeit ſtand Alles zum Aufbruch bereit. Mit flatternden Fahnen und unter klingendem Spiel ſetzte ſich der großartige Zug in Bewegung; er beſtand aus ſechs Muſikchören, den Deputationen der ſämmtlichen Stadtwehr und der Linie, der Schutzwachen, der Zünfte, der ſämmtlichen Geſangvereine, des Montagskränzchen und des Bürgervereins u. ſ. w., ferner der Schutzwachen. Geſang- und Turnvereine der hieſigen Ortſchaften, und endlich einer Abtheilung des Feſtcomités. Als ein charakteriſtiſches Moment dieſes imponirenden Zuges haben wir den Umſtand hervorzuheben, daß die Bedeutung des Tages dadurch zu erhebender Anſchauung gebracht wurde, daß die Männer der Stadtwehr und der Linie in bunter Miſchung Arm in Arm einherſchritten, zum Zeichen der brüderlichen Eintracht und Gemeinſamkeit, welche hinfort den Bürger- und Kriegerſtand zu einem großen vaterländiſchen Ganzen verknüpfen ſoll. Während in dieſer Weiſe ſich der Zug an der Wohnung des Reichsverweſers vorüber über die Zeil, durch die Fahrgaſſe, über die Brücke und durch Sachſenhauſen bewegte, unter ungeheurem Zudrang der ſtets wachſenden Volksmaſſe, wollen wir voraus eilen und uns nach den Umgebungen des Oberforſthauſes, die bereits nicht minder überfüllt waren, verfügen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Geheimenräthe werden bald Raritäten werden. In Berlin, wo bisher aus jedem Dachfenſter ein Geheimerath guckte, werden ſie abgeſchafft, und es treten „vortragende Räthe an ihre Stelle. Frau „vortragende Räthin“ iſt aber doch nicht ſchön. (Dorfztg.)

Aus Oldenburg berichtet man unterm 28. Juli der Weſerzeitung: „Ob wir die nächſten Localblätter zu erwarten haben, ſteht noch im weiten Felde, da auch die hieſigen Buchdruckergehülfen durch Beſchlüſſe, welche ohne die Mitwirkung der Principale einſeitig nur von einer Gehülfen-Verſammlung in Mainz gefaßt ſind, hinſichtlich der erhöhten Lohnforderung ſich für gebunden erachten. Wie wir hören, befinden ſich die hieſigen Gehülfen durchaus in einer guten Lage, und haben, nach ihrer eigenen Ausſage, keine Urſache, durch eine Arbeitseinſtellung ihre Principale, beſonders aber das Publikum, und gerade in einer Zeit in Verlegenheit zu ſetzen, wo die Preſſe ſo unendlich viel wirken ſoll und muß. Sie nannten ſich, wenn ich nicht irre, zwar den intelligenteſten Theil der arbeitenden Klaſſe. Wir finden aber in einem ſolchen einſeitigen Verfahren, dem ſogar aller Rechtsboden mangelt, wenig Intelligenz, beſonders wenn ſie ſich auch noch ihrer Verpflichtung einer uſancemäßigen Kündigung entziehen wollen, welche in den beiden hieſigen Offizinen beſtehen ſoll. Haben doch ſelbſt unſere Taglöhner in Butjadingen ſich mit ihren Arbeitgebern auf rechtlichem Wege vereinigt, und es ſollte dieſer Weg nicht auch von den intelligenter ſeyn wollenden Buchdruckergehülfen eingeſchlagen werden können? Sie ſind das nicht allein ſich ſelbſt, ſie ſind es, wie geſagt, dem Publikum und ihren Principalen ſchuldig.“

Korreſpondenz.

Nierſtein, Ende Juli.

So wie der Segen der Ernte, haben wir auch die erfreuliche Ausſicht auf einen befriedigenden Herbſt. Wenn auch die Quantität durchſchnittlich kaum die Hälfte eines vollen Ertrages bieten wird, ſo ſind die Trauben ſchon ſo weit vorangeſchritten, daß bei fortgeſetzter günſtiger Witterung ein ungewöhnlich frühzeitiger Herbſt und außergewöhnliche Qualität zu erwarten ſteht. Gerade die Güte des zu erwartenden jungen Weines, nicht aber die Menge kann dem Winzer einen raſchen und Gewinn bringenden Abſatz verbürgen, und die renommirten Weinorte, worunter auch Nierſtein mit ſeinen herrlichen conquetreichen Rießling-Weinen im Jahr 1846 in erſter Reihe ſtand, werden in den jetzigen kritiſchen Zeitverhältniſſen mit heißem Verlangen den wohlthätigen Segen der Reben erwarten Welches Gewicht ein ſegensreicher Herbſt für den Winzer in die Wagſchale legt, mag daraus erhellen, daß der Ort Nierſtein im Jahre 1846 für mehr als eine halbe Million Gulden Wein erzielte, wovon in den erſten ſechs Monaten bereits für 300,000 Gulden großentheils in das Ausland direct verſandt wurden, und zwar zu Preiſen von fl. 500, 700, 800 bis zu 2000 fl. per Stück. Gebe der Himmel, daß unſere ſo ſchönen Erwartungen in Erfüllung gehen, beſonders da unſere Keller geleert und von den vortrefflichen 1846r Weinen kaum noch einige Stück hier zu finden ſind.

Mainwaſſer-Wärme: Am 8. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 8. Auguſt. Eine Familie, Original-Schauſpiel in 5 Abth. und 1 Nachſpiel, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 9. Auguſt. Czaar und Zimmermann, große Oper in drei Abtheilungen, Muſik von Lortzing. (Gaſtrolle) van Bett: Herr Pravit, vom Theater zu Breslau.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 219. Mittwoch den 9. Auguſt 1848.

Das Mädchen aus Cypern.

Novelle von G. Kaut.

(Fortſetzung.)

5.

Der Donner der Kanonen benachrichtigte die Bewohner von Palermo, daß ein Kriegsſchiff in den Hafen eingelaufen ſey. Drei Männer wurden an's Land geſetzt, welche ſich ſogleich in das Innere der Stadt begaben. Sie ſchlugen die Straße ein, die nach dem Palaſte des Vicekönigs führte. Einer der Männer iſt Don Manuel und in dem Andern, der den linken Arm in der Binde trägt, erkennen wir den Miguel Cervantes de Saavedra. Der Dritte iſt uns bis jetzt noch unbekannt; er trägt die Kleidung und die Waffen eines Soldaten der damaligen Zeit.

Bald darauf ſchloß Don Carlos ſeinen Sohn in die Arme und begrüßte Miguel Cervantes als deſſen Freund. Während dieſer Scene blieb der Unbekannte mit zur Erde geſenkten Blikken in der äußerſten Ecke des Gemaches ſtehen. Donna Sylvia und Dayella waren auch zugegen, ſchenkten übrigens dem entfernt ſtehendenn jungen Manne durchaus keine Aufmerkſamkeit. Dayella legte ihre Freude über die glückliche Wiederkehr ihres Retters offen an den Tag, deßgleichen natürlich auch die Tante, die in Bezug auf Cervantes die geiſtreiche Bemerkung machte, daß derſelbe während der zehn Jahre, in welchen ſie ihn nicht geſehen, recht groß geworden ſey. Endlich kam die Reihe auch an den Fremdling. Der Vicekönig wollte ſich eben nach ſeinem Namen erkundigen, als ein Freudeſchrei Dayella's ihn hieran verhinderte.

„Demetrius, mein Bruder!“ rief ſie.

„Meine gute Dayella!“ ſchrie der Fremde.

Und die beiden Geſchwiſter lagen ſich in den Armen. Alle ſahen mit freudigem Erſtaunen dieſem Auftritte zu.

„Wo iſt der Vater? wo Zano?“ fragte Dayella, nachdem der erſte Rauſch des Wiederſehens vorüber war. Demetrius ſchaute düſter vor ſich hin und ſchwieg.

„Höre, Demetrius!“ wiederholte Dayella, „wo iſt der Vater? wo Zano?“

Die übrigen Anweſenden verließen in dieſem Augenblick, kaum von dem Mädchen bemerkt, das Zimmer.

„Gute Dayella!“ antwortete endlich der Bruder, „ich weiß es nicht. Wenn ſie noch leben, ſind ſie wahrſcheinlich auf den Galeeren.“

„O, Gott! o, Gott!“ murmelte das Mädchen, wie vernichtet auf einen Divan niederſinkend. Bald aber gewann ſie ihre Kraft wieder und fragte: „Welche Schutzheilige ſtand aber Dir zu Deiner Rettung bei, Demetrius?“

„Das will ich Dir kurz erzählen,“ verſetzte der Bruder. „Der Vater, Zano und ich, wir vertheidigten mit unſeren Leuten an jenem Unglückstage die öſtliche Mauer. Sechs Mal ſtürmte der Feind und ſechs Mal ſchlugen wir ihn zurück. Zuletzt erlagen wir dem übermächtigen Andrange. Ich ſah den Vater und Zano noch im wildeſten Handgemenge kämpfen, als mich ein furchtbarer Kolbenſchlag ſinnlos zu Boden ſtreckte. Wieder zu mir gekommen, befand ich mich mit mehreren Gefangenen in einem großen Saale, von Janitſcharen bewacht. Schon den andern Tag brachte man uns zu Schiffe; wir wurden in Konſtantinopel ſämmtlich an die Ruderbänke geſchmiedet. Namenlos waren unſere Leiden. Da erſchien der Tag von Lepanto, an welchem die türkiſchen Hunde büßen mußten für die Schandthaten auf Cypern. Tauſende unſerer Leidensgefährten zerbrachen ihre Ketten. Wir befanden uns auf einer Galeere Ulazzali's. Dieſer Abtrünnige focht anfangs mit Glück gegen die Chriſten. Verfolgt von einigen Fahrzeugen, zog ſich unſer Schiff zurück. Jetzt oder nie konnte unſere Befreiung geſchehen. Einige der Ruderknechte, unter ihnen auch ich, brachen los. Meine Leidensgefährten unterlagen aber im Kampfe gegen die Türken, und mir allein nur gelang es, ſchwimmend ein chriſtliches Schiff zu erreichen Dein Retter, der edle Don Manuel, erkundigte ſich ſogleich nach meinem Vaterlande, meiner Familie and meinem Namen, und denke Dir die Freude! ich erfuhr Dein Schickſal. Dankend fiel ich nieder. Er ließ mir hierauf Speiſe und Trank und dieſe Kleidung reichen. So kam es dann, daß ich hier bin. Gott möge den Vater und Zano in Schutz nehmen, und ſollten ſie nicht mehr am Leben ſeyn, ſo ſchauen ſie gewiß in Geſellſchaft unſerer heldenmüthigen Schweſter Arnolde freudig aus jenen ſeligen Gefilden auf uns hernieder.

Während ſich Bruder und Schweſter noch längere Zeit unterhielten, Hoffnungen, Wünſche und Befürchtungen laut werden ließen, mußten im andern Zimmer Don Manuel und Cervantes dem Vicekönig Scenen aus der Schlacht bei Lepanto erzählen.

„Das iſt das freudigſte Ereigniß, das jemals die Chriſtenheit mit Jubel erfüllte!“ rief er enthuſiaſtiſch aus. „Nur kann ich nicht begreifen, warum Don Juan d'Auſtria nicht ſogleich nach Cypern ſegelte. Das hätte geſchehen müſſen; aber ich fürchte, ich fürchte, die Chriſten machen's wie von jeher: ſie wiſſen zu ſiegen, aber den Sieg nicht zu benutzen. Selbſt Konſtantinopel hätte ſogleich bedroht werden müſſen. Statt deſſen höre ich zu meinem Erſtaunen, daß die mächtige Flotte nach Neapel unter Segel gehen wird.“

Die Unterhaltung ward in ähnlicher Weiſe fortgeſetzt, und namentlich Andreas Doria hart mitgenommen, dem man die Schuld gab, daß Ulazzali mit 28 Galeeren entkommen ſey.

Durch Ruhe und ſorgſame Pflege waren die Wunden des Cervantes bald geheilt, ſo daß er ſich wieder in dem Feldzuge gegen Tunis auszeichnen konnte. Eine andere Wunde war es aber, die bei ſeinem Freunde, Don Manuel, durchaus nicht verharſchen wollte, eine Wunde, die im Herzen ihren Sitz hatte, und die kein Arzt der Erde heilen konnte. Der junge Krieger liebte die ſchöne Dayella mehr denn je, ſie war noch immer ihrem Zano treu. Harre

Digitized by Google

aus in Deiner Treue, gutes Mädchen! Der letzte Wendepunkt Deines Lebens iſt nahe.

Don Manuel war ſeinem Freunde Miguel nicht gefolgt auf der gefahrvollen Bahn des Krieges, die dieſer abermals betreten hatte, ſondern war in Palermo geblieben, wo ihm ſein Vater einen hohen, militäriſchen Poſten übertragen hatte. Demetrius de Rokas war zum Offizier bei den Lanzenträgern ernannt worden.

Ein halbes Jahr verfloß, ohne daß ſich etwas Beſonderes ereignete. Die Chriſten führten den Krieg mit ſehr geringem Eifer fort, und ſo verblieb denn Cypern den Türken, und Dayella und Demetrius hatten ihr Vaterland auf ewig verloren.

(Fortſetzung folgt.)

Arnold Wendel's von Butzbach Vergnügungsreiſe um die Welt in den Jahren 1843, 1844, 1845.

(Zum Beſten der „Weidigſtiftung" nach Wendel's Tagebüchern treu bearbeitet von F. Emminghaus.)

(Fortſetzung.)

Ein merkwürdiges Gebäude iſt das Markthaus, und es iſt eines der geräumigſten und eleganteſten der Welt, und ſeine langen Gänge ſind durchgängig mit Oefen verſehen, denn hier iſt das ganze Jahr hindurch der Markt für alle Lebensmittel; und die Reinlichkeit, welche hier vom Großen bis zum Kleinen überall herrſcht, iſt ſehr anzuerkennen. Auch iſt Boſton eine Fabrikſtadt, und hier verrichtet der Dampf ſolche Wunderwerke, daß man darob erſtaunen muß. Alles, was anderwärts die Hände thun, Feilen, Schmieden, Hämmern, Drechſeln, Alles verrichtet hier die Dampfkraft, und man ſollte nicht glauben, daß Werkſtätten ohne dieſelbe noch die Concurrenz aushalten könnten. Eine Hobelmaſchine hobelt in 12 Stunden rein und ſauber 1800 Diele; neben dieſen Hobelmaſchinen ſind dann die Sägemaſchinen, welche eben ſo ſchnell arbeiten. Die Steinſägemaſchinen verwandeln mit acht Sägen in kurzer Friſt die roheſten Felsblöcke in ſchöne Platten. Die Faßmaſchinen fertigen, unter Mithülfe von 6 - 8 Perſonen, des Tags 100 Halbohmfäſſer. Mir hat in dieſer reichſten und gebildetſten Stadt Amerika's Alles ſehr wohl gefallen, nur ſchien mir die Putzſucht der Männer aus den reicheren Klaſſen zu übertrieben und wahrhaft kindiſch; denn dieſe Herren ſetzen ſich ſtundenlang zum Friſeur und laſſen ſich mit Salben und Pomaden bekleckſen.

Nachdem ich mich in Boſton genugſam umgeſehen hatte, machte ich mich reiſefertig, um mit der Eiſenbahn nach New-York zu gehen. Hierbei muß ich bemerken, daß ich die letztere Strecke des Wegs mit dem Dampfſchiff zurückzulegen hatte. — Als ich daher im Hafen von New-York landete, hatte ich noch bei weitem mehr Urſache, über die Rieſengröße amerikaniſchen Handels und Verkehrs zu ſtaunen, als in Boſton. Man muß New-York geſehen haben, um ſich einen Begriff zu machen, wie weit die Vereinigten Staaten in Produktion, Gewerben, Handel, Schifffahrt vorangeſchritten ſind. New-York iſt das Hauptwaarenlager und Magazin Amerika's. — Hier ſah ich ganze Straßen und Stadttheile, welche aus lauter Magazinen und 5—6 Stockwerke hohen Waarenhäuſern beſtanden, welche alle vollgeſpeichert waren. — Tauſend und tauſend ſtolze Schiffe liegen in dem prächtigen Hafen, welchen nicht allein der Stolz der Amerikaner, ſondern auch jeder Reiſende für den ſchönſten und zweckmäßigſten hält in allen fünf Welttheilen; denn dieſe Königin der amerikaniſchen Städte liegt auf der lieblichen Inſel Manahatta, und iſt von beiden Seiten vom Hudſon umfloſſen, weshalb ſie ſich rühmen kann, zwei Häfen zu beſitzen. Dieſe ſtolzen Handelsſchiffe gehen nach allen Gegenden der Welt, befrachtet von dem reichen Segen Nordamerika's, z. B. Mehl, Getreide, Baumwolle, Indigo, Tabak, Schiffsbauholz, geſalzenem Fleiſch ꝛc. — Ganze Stunden reichen nicht hin, das rege, tauſendfältige Leben im Hafen zu beobachten, das Ein- und Ausladen der Schiffe aus allen Ländern der Welt, das Kommen und Gehen der Menſchen aus allen und nach allen Himmelsſtrichen. Ich habe London und Liverpool geſehen, welche beide Städte für die größten Handelsplätze der Welt gehalten werden, aber mir will es bedünken, daß man ohne alle Uebertreibung New-York daneben ſtellen könnte. Ich hatte mich in ein Gaſthaus am Meere einquartirt, und ehe ich an den eigentlichen Zweck meines Aufenthalts dachte, wanderte ich drei Tage in den Straßen New-Yorks einher, immer gefeſſelt und aufgehalten von neuen Sehenswürdigkeiten. Nun dachte ich daran, meine alten Freunde und Bekannten aufzuſuchen, aber wie ſollte mir dieſes gelingen ohne jede Adreſſe, ohne jeden Wegweiſer in einer Stadt von 350,000 Menſchen. Vierzehn Tage hatte ich vergebens bei allen Deutſchen nach meinen Freunden und Bekannten gefragt, in allen Wirthshäuſern hatte ich ihnen nachgeſpürt, aber immer vergebens, bis mir endlich der Zufall — dieſer gewaltige Hebel aller menſchlichen Dinge — die Mühe überflüſſig machte, mich an eine Zeitung zu wenden.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

(Fortſetzung.)

Es iſt unglaublich, daß es immer noch Menſchen giebt, welche das heilige Band der Familie auflöſen wollen; dieſe Leute müſſen entweder *keinen* Vater oder *viele* Väter gehabt haben, ihre Mütter müſſen Xantippen, Megären geweſen, oder zum Tiger- oder Schlangengeſchlecht gehört haben; der Charivari gab dieſer Tage eine beißende Carricatur: ein kleines Kaninchen ſitzt friedlich inmitten einer zahlreichen Kaninchen-Familie: ein wilder St. Simoniſt ſieht dieſem Schauſpiele zu und bricht in die Worte aus: „Auch Du haſt noch Gefühle für die Familie, erröthest Du nicht darob?" Ebenſo iſt es mit dem Communismus, mit dem Begriffe von Eigenthum.

Ein kleines Werkchen, das ſo zu ſagen unter den Auſpicien des abgetretenen Miniſters Carnot erſchienen iſt, welches ihm den Titel „Miniſter der öffentlichen Unwiſſenheit" verſchaffte und ihm ſeinen Sturz als Miniſter des öffentlichen Unterrichts bereitete, nennt geradezu Jeden, der Geld, Güter oder Häuſer beſitzt (jeden Propriétaire) einen Dieb; dieſes Büchelchen ſollte in Schulen als Catechismus eingeführt werden.

Auch dagegen hat es beißende Carricaturen gegeben; ein kleiner Junge kömmt aus der Schule, der Vater will ihn umarmen; nein, ruft der Sohn aus, ich umarme Dich nicht mehr, Du biſt ein Dieb, ein Propriétaire

Ein Anderer ſchreibt ſeinem Hauseigenthümer: Herr N. N. Spitzbube, Rue N. N. Nro. 20 à Paris.

Ein dritter Communiſt ſteht wüthend da: „Nein, die Reaction greift zu ſehr um ſich", ruft er aus, „der Dieb dieſes Hauſes verlangt die rückſtändige Miethe von zwei Zielen von mir."

Neben dem Mangel an Aufrichtigkeit, neben den tagtäglichen Inconſequenzen, die die Journale gewöhnlich mit Sophismen bemänteln und entſchuldigen, hat die franzöſiſche Preſſe andererſeits eine gewiſſe Conſequenz oder vielmehr eine eiſerne Hartnäckigkeit, welche jedes Journal verleitet, Nachrichten entſtellt oder erfunden mitzutheilen, Thatſachen mit augenſcheinlicher Parteilichkeit zu beurtheilen.

Es mag ſich dieſes wohl in allen Staaten finden, aber nir-

Digitized by Google

gends ſo auffallend als hier, obwohl ſeit der Februar-Revolution dieſe Manie deshalb etwas nachgelaſſen, weil die republikaniſchen Journale ſich dem verhaßten Königthum nicht mehr gegenüber befinden, ſo finden wir doch tagtäglich falſche Nachrichten, Reclamationen, Entſtellungen, Berichtigungen, Beurtheilungen der Verhältniſſe des Auslandes, die ſichtlich dem Parteigeiſte entnommen ſind, mit einem Worte Unwahrheiten.

Es hat unter der Julíregierung eine Oppoſition quand même gegeben, welche alles tadelte, was die Regierung that, ſelbſt wenn ſie einmal das Gute wollte; dieſe Tadler a tout prix ſtehen auf der extremen Seite paralell mit den Schmeichlern, welche alles loben; die Oppoſition quand même iſt heute noch verſteckter, ſie liefert noch keine Schlachten, aber nicht minder kleine Tirailleur-Gefechte, ſie wird ohne Zweifel baldigſt kühner das Haupt erheben, obwohl die heutige Regierung fortfährt, mit Kühnheit und Entſchloſſenheit der wahren Freiheit zu huldigen.

Die öffentliche Meinung ſympathiſirt mit Cavaignac, Baſtide, Senart und Lamoricière; die öffentliche Meinung iſt mächtiger als alle Parteiführer, mächtiger als alle leitende Artikel der Oppoſitions-Journale.

Die Theater haben größtentheils ihre Thüren wieder geöffnet; die Nationalverſammlung hat 670,000 Frcs. bewilligt, um den Schaubühnen zu Hülfe zu kommen.

Die große Oper erhielt 170,000 Frcs., ſie begann mit Robert; Dlle. Grimm, früher bei der Opéra comique angeſtellt, ſang die Alice, Dlle. Nau die Iſabelle, Gueymard und Alizard den Robert und Bertram.

Ich will mich in keine Einzelheiten über die Vorſtellung einlaſſen, nur im Allgemeinen Einiges über die große Oper ſagen.

Die Eitelkeit des Franzoſen in Bezug auf ſeine Theater geht über alle Maßen. Es iſt bekannt, daß unſere deutſche Muſik auf einer hohen Stufe ſteht; das ſonſt lobenswerthe Nationalgefühl des Franzoſen macht uns auch dieſe Palme ſtreitig; in London würdigt man ein Requiem von Mozart, eine Schöpfung von Haydn, hier in Paris, wo Alles nach Effekt haſcht, iſt ein großer Theil des Publikums nur für das Lärmende, ſelbſt der Theil, der dem Sanften huldigt, höchſtens für Roſſiniſche Muſik.

Wenn die italieniſche Oper nicht hier iſt, ſind ſie für Opern erſten Ranges auf die große Oper beſchränkt, und was offerirt man ihnen? Hougenotten, Robert, Wilhelm Tell, die Jüdin, Charles VI. ꝛc.

Will ich Meyerbeer, Roſſini, Halevy angreifen? Gewiß nicht; aber warum bietet uns die große Oper keinen Don Juan, keine Entführung, keine Norma, keine Nachtwandlerin ꝛc.?

Das Orcheſter iſt natürlich vorzüglich, die Decorationen ſind reich, obwohl die Auferſtehungs-Scene im Robert eben nicht ſehr täuſchend iſt; das Ballet iſt unübertrefflich, aber die mitwirkenden Perſonen?

Daß Paris gute Sänger und Sängerinnen hat, iſt wahrlich kein Wunder, aber, ich geſtehe es offen, wir haben beſſere in Deutſchland.

Es iſt gewagt, den Franzoſen von dieſer Seite anzugreifen, denn der Franzoſe, wenn er einerſeits ſeine Künſtler reichlich belohnt und würdigt, glaubt nun einmal nur, daß er immer das Beſte haben muß. Es giebt ſelbſt viele Deutſche, die feig genug ſind, Mozart, Haydn, Händel, Schmezer, Dobler, Wild ꝛc., Löwe, Lutzer, Fiſcher-Achten ꝛc. zu verläugnen und ſich in die Arme der alleinſeligmachenden franzöſiſchen Künſtler und Künſtlerinnen zu werfen,

(Schluß folgt.)

Das Frankfurter Volks- und Waldfeſt am 6. Auguſt.

(Schluß.)

Wie ſich in kurzer Zeit die Stimmungen zu ändern vermögen! Vor kaum zwei Monaten, und zwar am dritten Pfingſttage, waren auf dieſen Räumen unſeres Wäldchens Volksgruppen ganz anderer Art, als heute zu ſehen. Es war damals das demokratiſch-republikaniſche Element und die Repräſentation des Communismus, wenn wir ſo ſagen dürfen, unter den Abzeichen von rothen Bändern und Federn, ſo wie in der Blouſe vorherrſchend, und der wohlhabendere Bürgerſtand war nur wenig, die Ariſtokratie des Geldes gar nicht vertreten. Heute dagegen ſchienen die alte Behaglichkeit und Sicherheit, das Vertrauen und die Ruhe wiedergekehrt und alle Stände von der Geſellſchaft, von dem höchſten bis zu dem unterſten, hatten ſich wieder zuſammen gefunden. Sind darum die politiſchen Zuſtände in Deutſchland und in Europa ſo viel beruhigender und erfreulicher geworden, und iſt der Boden der Ereigniſſe, auf welchem wir ſtehen, von allen unter ihm wühlenden vulkaniſchen Feuern befreit? Gewiß nicht, aber um das Vertrauen iſt es eine eigene Sache; es kommt und verſchwindet, ohne daß man eigentlich weiß, wie und warum? Wie es nach zwei Monaten weiter ausſehen wird? — wer könnte darüber auch nur mit einiger Beſtimmtheit Etwas vorausſagen, in einer Zeit, wo es noch überall kocht und gährt, und wo die kämpfenden Parteien ſich noch eben ſo ſehr, wenn auch äußerlich etwas weniger lärmend, entgegen ſtehen. Doch kehren wir von ſolchen Befürchtungen zum Anblick und zum Genuß des freundlichen Augenblicks zurück! Der Feſtzug iſt angekommen, von Tauſenden begleitet, die ſich ihm auf dem Wege angeſchloſſen haben; er miſcht ſich unter die bereits Anweſenden, und der Strom wird nun zum Meere. Eine ſolche Menſchenmaſſe mag hier vielleicht noch nie vereinigt geweſen ſeyn. Wer von erhöhtem Standpunkt auf ſie herabſchaute, dem mochte der weite Plan wie eine große Moſaikfläche von Menſchenköpfen erſcheinen. Nur mit Mühe konnte man ſich einen Weg durch dieſes wogende und dichte Gedränge bahnen, nur mit Mühe konnte man hier und dorthin gelangen. Am dichteſten waren die Maſſen in der nächſten Umgebung der mit Laubwerk und Fahnen dekorirten Rednerbühne. Unter großem Beifall ſprachen zuerſt Hr. Dr. Thomas als erwählter Feſtredner, und nach ihm die HH. Dr. Friedleben, Robert Haas, Th. Creizenach u. A. Ihre Worte galten der Bedeutung des Tages, der Einheit und Gemeinſamkeit des Vaterlandes und andern die Gegenwart mächtig anregenden Ideen und Intereſſen. Bringen wir den Eindruck dieſer Momente unſeres Feſtes mit denen von früheren in Vergleichung, ſo iſt dieſe eine ungemein erfreuliche. Des freien Mannes Wort darf jetzt ungeſtört und ungetrübt heraustreten, ohne, wie früher, jene Aufpaſſer und Schergen, die auf jedes derſelben Jagd zu machen und es ſchmählich zu denunciren pflegten, befürchten zu müſſen, und wie man auch den Verſuch machen wird, uns manche Errungenſchaft der neueſten Zeit wieder zu ſchmälern und zu verkümmern das herrliche Vorrecht der freien Rede durch Wort und Schrift dürfen wir uns hinfort nicht mehr antaſten, noch weniger entreißen laſſen. Hier gilt es, daß wir Kraft und Feſtigkeit zeigen und jeden Verſuch einer Reaktion ernſtlich zurückweiſen. Der Deutſche kehrt gar zu gern zur alt herkömmlichen und anerzogenen Beſonnenheit zurück, und wenn er ſich ein Mal wieder auf dieſem Boden befindet, ſo ſieht er vor den Bäumen und Schlagbäumen des Gedankens den Wald nicht mehr und weiß nicht, wohin er ſich wenden ſoll. Noch fehlt uns die zu einem wahren politiſchen Leben erforderliche Energie und Entſchiedenheit; noch ſind uns all' dieſe Eindrücke zu neu, als daß wir ihnen gewachſen ſeyn könnten; noch kleben uns die Vorurtheile und Demüthigungen der langen Erniedrigung und des traurigen Servilismus zu ſehr an, und noch iſt

Digitized by Google

die Neuzeit nicht recht lebendig in uns geworden. Ueber Nacht wird ein Volk nicht mündig, wohl aber muß es, je nach ſeiner Eigenthümlichkeit, kürzere oder längere Zeit in die Schule der Erfahrung gehen, um zu einiger Selbſtſtändigkeit zu gelangen. Das bunt bewegte und vielfach geſtaltete heitere Tableau der Volksluſt, die überall zu ſchauen war, wollen wir nicht beſchreiben, es war mehr oder minder ſo geſtaltet, wie man es bei derartigen Veranlaſſungen vorzufinden pflegt. Jedes unterhält und beluſtigt, zerſtreut und erfreut ſich auf ſeine Weiſe, der Eine als ſinniger Beobachter, der Andere als humoriſtiſcher Beſchauer, Dieſer im Genuß Deſſen, was Küche und Keller gebracht haben, und Jener im behaglichen Geplauder mit Freunden und Bekannten. So vergehen die Stunden und wer ſich am Abende ſagen kann, daß er einen frohen Tag verlebt und ſich ein wenig erholt hat von den Mühen und Sorgen des ewig wiederkehrenden Berufs- und Geſchäftslebens, dem iſt der Tag kein verlorener geweſen. Die Sonne war hinter den Höhen des waldigen Taunus hinabgeſunken und in dichten Gruppen hatten ſich rings umher die Schatten der Nacht gelagert, als laut und lärmend, aber fröhlich und ohne jede Störung der Ordnung, die Maſſe der Theilnehmer an dieſem ſchönen Feſte wieder heimwärts zogen, bereichert mit der Erinnerung an ein Volksfeſt, welches in der Geſchichte dieſes denkwürdigen Jahres als ein politiſch-bedeutſames ſtets verzeichnet bleiben wird. W.

Mannichfaltigkeiten.

Die Flucht einer Nonne aus einem Kloſter in Wien macht großes Aufſehen. Sie hatte davon gehört, wie ſchön es jetzt in der Welt geworden ſey, und wie alle Menſchen, auch die Frauen, jetzt ſouverän geworden ſeyen, und machte Gebrauch von ihrer Souveränität. Andere werden nachfolgen. (Dorfz.)

* Es lebe die Marburger Gewerbefreiheit! Im Marburger Wochenblatte No. 32 vom 5. Auguſt 1848 wird von der dortigen Polizei-Commiſſion nachſtehende Bekanntmachung erlaſſen: „Marburg. Nach Anſicht des Miniſterial-Ausſchreibens vom 25. Auguſt 1823 und in Betracht, daß hinſichtlich des Brauens und des Verkaufes des Biers in der hieſigen Stadt völlige Gewerbefreiheit beſteht, hat die unterzeichnete Behörde beſchloſſen, bis zu anderweiter Verfügung die Beſtimmung des Bierpreiſes den Käufern zu überlaſſen. Marburg, 29. Juli 1848. Die Polizeikommiſſion, Abtheilung der Verwaltung.“

Korreſpondenz

Oberrad, 6. Auguſt. — (Eingeſendet.)

Donnerſtag den 3. d. M. gegen 8 Uhr Abends trafen der Erzherzog-Reichsverweſer Johann und ſeine Gemahlin, die Frau Gräfin von Brandhof, mit ihrem Sohne, dem Grafen von Meran, auf ihrer Rückreiſe von Wien hier ein, um nunmehr in Frankfurt, wo das Reichsparlament tagt, ihren bleibenden Wohnſitz zu nehmen. Am Eingange des Ortes war zu ihrem würdigen Empfange eine Deputation hieſiger Gemeinde verſammelt, der ſich faſt die ganze Einwohnerſchaft angeſchloſſen hatte. Erſt am Morgen deſſelben Tages war der Gemeinde die erfreuliche Kunde von der zu erharrenden Ankunft des Reichsverweſers geworden; zufällig hatte gerade an dieſem Tage, wie alljährlich Einmal um dieſe Zeit, der Geſchäftsbetrieb die Ortsangehörigen ungewöhnlich in Anſpruch genommen; nichts deſto weniger beeiferten ſie ſich doch, mit Blumenkränzen, Laubgewinden und Maien ihre Häuſer zu ſchmücken und dem regſamen Orte ein feſtliches Ausſehen zu geben, um dem erhabenen Sprößlinge aus dem Kaiſerhauſe, an welches ſich die theuerſten Erinnerungen knüpfen, in einer Weiſe zu huldigen, woraus zu erſehen ſey, daß auch ſie zu ihm, dem gefeierten Manne, dem aufrichtigen Freunde des deutſchen Volkes, einer glücklichen Zukunft für das deutſche Vaterland mit Zuverſicht ſich gewärtigen. Der Ortsgeiſtliche, Herr Pfarrer Johannes Märcker, hielt nachfolgende Anrede: „Kaiſerliche Hoheit! Erlauchte Frau! Erlauben Sie, daß wir Ihnen unſeren ehrerbietigen Gruß darbringen, und daß wir Sie bei Ihrer Einkehr in Frankfurts freiſtaatlichen Bereich willkommen heißen dürfen. Ihr durchlauchtigſter Herr Gemahl hat ein Segenswerk für das Geſammt-Vaterland aus dem unbedingteſten Zutrauen des deutſchen Volkes huldreich übernommen. O! daß ihm vergönnt iſt, von Seiner beruflichen Geſchäftigkeit ſich zurückziehen zu können an Ihre Seite, an die Seite einer mit den beglückendſten Tugenden hochbegabten deutſchen Frau, welche er ſich, nur aus Drang eines Liebe für Sie empfindenden Herzens, zum Lebenstroſte zugeſellet hat! Der allmächtige Gott walte ferner über Ihnen, zu einem recht langen, ungetrübten Leben!“ — Als hierauf Sr. kaiſerl. Hoheit und ſeiner Gemahlin ein dreimaliges Hoch ausgebracht worden war; geruhten Hochdieſelben dem Begrüßenden ihren Dank auszudrücken und ſetzten, unter Voraustritt der Empfangs-Deputation, den dieſſeitigen Inſtrumental-Verein an ihrer Spitze, begleitet von der in die freudigſte Stimmung gehobenen, jubelnden Menge, ihren Weg nach Frankfurt fort, woſelbſt, am Abſteigquartier, den Jungfrauen Frankfurts auch viele Jungfrauen Oberrads ſich angereihet hatten, um bei den dortigen Empfangsfeierlichkeiten mitzuwirken. Derſelbe vertrauungsvolle Sinn der Gemeinde Oberrad hat ſich auch heute, Sonntag den 6. d. M., in ihrer zahlreichen Theilnahme, wie an der obrigkeitlich angeordneten kirchlichen Feier, ſo an dem durch ein Comite veranſtalteten Volksfeſte im Walde, beides wegen des ſtattgehabten glücklichen Ereigniſſes der Wahl und des Amtsantrittes des Reichsverweſers, bewähret.

** Reichelsheim, im Odenwald, 2. Auguſt.

Am vergangenen Sonntag wurde hier ein ſchönes Freudenfeſt gefeiert, zu Ehren der Ernennung Jaup's zum Miniſter. Das Amt Reichenberg war es nämlich, das im vorigen Herbſt Jaup in die zweite Kammer gewählt, und ihn ſo, freilich vergebens, wieder in das öffentliche Leben einzuführen verſucht hatte. Seitdem waren unſere wackeren Männer ihm in aller Treue zugethan, und ſo war ſeine Miniſterernennung ihnen ein freudiger Anlaß, auf's Neue ihre Anhänglichkeit zu zeigen. Ein einfaches Mahl vereinigte die Männer der ganzen Umgegend, und mancher Trinkſpruch erhöhte die Feier des Tages; ſo wurde das Wohl unſeres Großherzogs mit begeiſtertem Jubel getrunken, das Wohl des Parlaments, des Reichsverweſers; den von dem Pfarrvicar ausgebrachten Toaſt auf den gefeierten Miniſter, der nicht ſelbſt von Darmſtadt abkommen konnte, beantwortete ſein jüngſter Sohn mit einem Hoch auf die wackeren Männer des Amts Reichenberg und des ganzen Odenwaldes, und wahrlich ſie haben von Neuem gezeigt, daß ſie ſolche Anerkennung verdienen. Nach Tiſche wurde, um auch die jüngeren Männer den Tag mitfeiern zu laſſen, ein Scheibenſchießen gehalten, und weithin in die Gebirge trugen die Büchſenſchüſſe und die vaterländiſchen Geſänge die Kunde des frohen Tages, der allen Theilnehmern noch lange im Gedächtniß bleiben wird. — Erfreulich iſt es zu ſehen, wie gerade dieſer ächte Kern der Odenwälder Bevölkerung den Principien eines Jaup zugethan iſt, und wie auch ſeine Stellung auf einem ſo hohen Poſten, die in letzter Zeit ſo manche Männer unpopulär gemacht hat, ſie nicht irre machen kann in dem Glauben an das Feſthalten Jaup's an ſeinen lange bewährten freiſinnigen Ideen.

Mainwaſſer-Wärme: Am 9. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 9. Auguſt. Czaar und Zimmermann, große Oper in drei Abtheilungen, Muſik von Lortzing. (Gaſtrolle) van Bett: Herr Pravit, vom Theater zu Breslau.

Donnerſtag, 10. Auguſt. Das Tagebuch, Luſtſpiel in 2 Abth. von Bauernfeld. Hierauf: Herr Hampelmann ſucht ein Logis, Hampelmanniade in 1 Abth. und 5 Tableaux.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 220. Donnerſtag, den 10. Auguſt 1848.

Das Mädchen aus Cypern.

Novelle von G. Kaut.

(Fortſetzung.)

6.

Es war im Frühling des Jahres 1572, als plötzlich ein kühner Mann alle Länder im Mittelmeere mit Staunen erfüllte. Dem Gerüchte nach war er ein Cypriote, hatte ſich in der Seeſchlacht bei Lepanto einer Galeere zu bemächtigen gewußt, ſolche mit befreiten Ruderknechten beſetzt und war nun ſeit kurzer Zeit der Schrecken aller einzelnen türkiſchen Fahrzeuge, in deren Verfolgung und Bekämpfung er eine Ausdauer und einen Muth beurkundete, die an's Wunderbare gränzten. Nicht ſelten landete er in den Häfen von Sicilien, um ſeine Beute zu verwerthen. In einem ſolchen Falle verſammelte ſich alsdann jedesmal, wenn man von ſeiner Anweſenheit Kunde erhielt, eine große Menſchenmenge, um den tapferen Mann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen.

Eines Tages — es war des Morgens in der Frühe — verbreitete ſich die Nachricht, daß der tapfere Cypriote mit ſeiner Galeere, die „Furie“ genannt, erſchienen ſey. Sogleich ſtrömte eine große Menſchenmaſſe nach dem Hafen. Auch Demetrius begab ſich dahin, um ſeinen Landsmann auch ein Mal zu ſehen und, wenn möglich, zu ſprechen. Wie unendlich lang ward Dayella die Zeit, bis ihr Bruder wieder zurück kehrte!

Er kam, aber erſt nach zweiſtündiger Abweſenheit. Dayella befand ſich gerade in der Laube im Garten. Er näherte ſich ihr mit einem ſonderbaren Ausdrucke im Geſicht. Sein Auge ſtrahlte Freude und in ſeinen Mienen lag etwas Geheimnißvolles, Jubelirendes. „Hier!“ ſagte er, Dayella ein Stück Pergament überreichend. Das Mädchen las, das Pergament entſank ihren ſchönen Händen, dann richtete ſie das dunkle Auge, in welchem Thränen perlten, zum tiefblauen Himmel empor und ſagte: „Gott, ich danke Dir, daß Du der Treue lohneſt und der Liebe den Sieg verleihſt.“

Vergeblich wartete man am Abend auf die Rückkehr Dayella's, die mit ihrem Bruder an den Hafen geeilt war, um, wie ſie angegeben, den Cyprioten perſönlich auszufragen, ob er von ihrem Vater nichts wiſſe. Statt ihrer kam noch ſehr ſpät ein Bote mit einem Briefe, in welchem dem Vicekönig und Don Manuel gemeldet wurde, daß ſie wegen Dayella's keine Beſorgniſſe hegen ſollten; ſie ſey geſund und wohl und in völliger Sicherheit, und werde ihres Retters ewig mit der innigſten Dankbarkeit gedenken. Man ſolle ihr den Schritt nicht mißdeuten, er ſey nothwendig geweſen wegen ihres eigenen und Don Manuels Wohl. Auch ſey noch Jemand in der Welt, der es nimmer vergeſſen werde, daß ein tapferer Spanier ein Cypernmädchen aus Sklaverei errettet habe. Am Ende des Briefes ſtand noch die Bemerkung, daß Demetrius gleichfalls nicht mehr wiederkehren werde.

Don Carlos von Aragon ſchüttelte den Kopf ob dieſes Schreibens, und Tante Sylvia, die ſehr ſtrenge Begriffe von weiblicher Tugend hatte, ſchalt Dayella eine leichtfertige Dirne; Don Manuel aber, der allein die wahre Urſache von der Entfernung der heißgeliebten Griechin errieth, war außer ſich vor Wuth, und ſchwur dem Entführer blutige Rache, wenn er ihm jemals begegne.

Doch die Zeit, die Alles lindernde, ſchlug ſich auch hier in's Mittel. Nach Jahren dachte Don Manuel nur noch ſelten an das reizende Mädchen aus Cypern, und nur in ungewiſſen Umriſſen, gleich einer lieblichen Traumgeſtalt, ſchwebte ſie zuweilen als mahnendes Bild der Vergangenheit an ſeinem geiſtigen Auge vorüber. Und endlich vergaß er ihrer ganz in den weichen Armen einer ſchönen italieniſchen Gräfin.

7.

Ein Decennium war ſeit dem Verſchwinden Dayella's vorüber. Don Manuel hatte das Schwert mit der Diplomatie vertauſcht, ſtand durch ſeinen Scharfſinn und ſeinen richtigen Takt in hohem Anſehen und war von ſeinem Souverain mit einer wichtigen Miſſion an den Papſt betraut worden. Von Madrid aus begab er ſich nach Barcelona. Die Galeere „Miſericordia“ ſollte ihn von da an den Ort ſeiner Beſtimmung bringen. Anfangs ging Alles gut. Am zweiten Tag der Fahrt aber erhob ſich ein furchtbarer Gewitterſturm und trieb das Schiff unaufhaltſam nach Südweſten. Als ſich das Unwetter gelegt hatte, ward plötzlich vom Maſtkorbe ein Fahrzeug ſignaliſirt. Näher gekommen, erklärte es der Capitain für ein algieriſches Raubſchiff, einen Schnellſegler, welchem man ſchwerlich entgehen würde. Und ſo war es. Die Spanier mußten den Kampf annehmen. Der Pirat, eine zahlreiche Mannſchaft an Bord, ſuchte immer näher zu kommen, um zu entern. Die Galeere gewann ihm übrigens den Wind ab, wodurch der Kampf aus der Ferne ungemein verlängert wurde. Schon war der Hauptmaſt des ſpaniſchen Schiffes zerſchmettert, ſchon lagen Viele der Mannſchaft blutend am Boden, und ſchon hatten ſich Alle auf den letzten Verzweiflungskampf bei'm Entern gefaßt gemacht: da kam, wie auf Sturmesflügeln, ein Fahrzeug mit der Flagge von Tunis, mächtig die Wogen durchbrechend, daher geeilt. Der Pirat kümmerte ſich darum wenig, weil er eher Hülfe, als einen Kampf erwartete. Aber welche Täuſchung! Plötzlich ward die erſte Flagge vom fremden Schiffe abgenommen, und hoch wehte das Panier des Kreuzes in den Lüften, und mehr denn zwanzig Kanonen donnerten. Die Algierer hatten ſich kaum von ihrer Beſtürzung erholt, als ſie ihr Schiff auch ſchon geentert und das Verdeck mit wilden Geſtalten erfüllt ſahen. Nach einem kurzen Würgen — anders kann man den nun folgenden Kampf nicht

Digitized by Google

nennen — war der Pirat erobert. Mit Schaudern hatten die Spanier, ſonſt gerade nicht weichherzig, der blutigen Scene zugeſehen, und vornehmlich war es ein hochgewachſener Mann mit einem langen, ſchwarzen Barte, der ihm faſt bis an den Gürtel reichte, welcher die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er befand ſich ſtets an der Spitze der Leute, welche aus dem fremden Schiffe gekommen waren, und ſchmetterte mit einer ſchweren Streitaxt Alles unwiderſtehlich vor ſich nieder.

„Das iſt Mauro Morillo, Senor," ſagte der Capitain zu Don Manuel, „ein furchtbarer Mann, der Schrecken aller Piraten. Noch vor einigen Jahren befehligte er ein eigenes Schiff. Seit ihm daſſelbe aber zu Grunde ging, überließen ihm die Malteſer eine Galeere, und da haben ſie wahrlich wohlgethan; denn er ſchadet den Ungläubigen mehr denn zehn andere Schiffe."

„Iſt der Mann ein Spanier?" fragte Don Manuel.

„Nein!" lautete die Antwort, er ſoll ein Grieche ſeyn. Uebrigens weiß Niemand genau ſein wahres Vaterland und ſeine früheren Schickſale."

Don Manuel dachte an Zano und die Entführung Dayella's. Als ſich Mauro Morillo des Beſitzes des algieriſchen Schiffes verſichert hatte, beſtieg er ein Boot und kam in Begleitung einiger Bewaffneten an Bord der „Miſericordia."

„Wer von Euch iſt der Capitain, Senores?" fragte er, indem er ſeine blitzenden Augen über die Menge ſchweifen ließ. Der Capitain der „Miſericordia" trat vor und verbeugte ſich.

„Senor," fuhr Morillo fort, Euer Schiff hat, wie ich ſehe, ſo ſehr gelitten, daß Ihr die Reiſe nicht fortſetzen könnt. Wir befinden uns in der Nähe von Mallorca, und daher rathe ich Euch, im Hafen von Palma Euer Schiff ausbeſſern zu laſſen, und dann Eure Reiſe fortzuſetzen. Wohin geht Eure Beſtimmung?"

„Nach Italien," antwortete der Capitain der „Miſericordia." „Hier, dieſer edle Senor, iſt Don Manuel von Aragon, Geſandter Sr. Majeſtät des Königs von Spanien."

„Ja, Senor!" nahm Don Manuel, ſich verbeugend, das Wort, „der Euch in ſeinem und aller Uebrigen Namen herzlich für die Rettung dankt, die Ihr zur rechten Zeit gebracht."

Der Capitain der „Miſericordia" ſchlug beſchämt die Augen nieder, da er wohl fühlte, daß er ſich einen Verſtoß der Schicklichkeit hatte zu Schulden kommen laſſen.

„Und Ihr, Senor!" verſetzte Morillo, gegen Don Manuel gewendet, „möcht mir glauben, daß ich mich glücklich ſchätze, zu Eurer Rettung Etwas beigetragen zu haben."

Dieſe Worte wurden mit einer gewiſſen geheimnißvollen Freundlichkeit geſprochen.

(Schluß folgt.)

Am Grabe eines großen Deutſchen.

Warum wollt' Ihr traurig ſcheinen?
Spart die Mienen, die ſo kläglich!
Spart das Jammern und das Weinen,
Solch' ein Leid iſt zu alltäglich!

Und wird Dem nicht weiter frommen,
Der die ſchlechte Welt verlaſſen!
Könnte heut' er wiederkommen,
Müßt' er, Heuchler, drob Euch haſſen!

Denn da er noch mit uns lebte,
Arm, verkannt, in Druck und Schmerzen,
Und nach allem Hohen ſtrebte,
Schlugen kalt ihm Eure Herzen!

Ach, nicht Einer, die da klagen,
Stand ihm bei in ſeiner Blöße;
Nein, er ſtarb, man kann es ſagen,
Ganz allein mit ſeiner Größe.

German Mäurer.

Arnold Wendel's von Butzbach Vergnügungsreiſe um die Welt in den Jahren 1843, 1844, 1845.

(Zum Beſten der „Weidigſtiftung" nach Wendel's Tagebüchern treu bearbeitet von F. Emminghaus.)

(Fortſetzung.)

Als ich nämlich eines Nachmittags auf der Bowry, nebſt dem Broadway der belebteſten Straße von New-York, ſpazieren ging, begegnete mir ein Mann, der gerade ausſah, wie der Schuhmacher Johannes Rothhardt von Butzbach. Einen Augenblick glaubte ich wieder, daß ich mich täuſchte, aber deſſenungeachtet faßte ich mir ein Herz und fragte ihn nach ſeinem Namen. „Ja, ſagte er, ich heiße Johannes Rothhardt;" — aber erſt nachdem er mich lange auf und ab und hin und her betrachtet hatte, erkannte er mich. Nach der herzlichſten Begrüßung und hocherfreut ob unſerer Begegnung gingen wir in ſeine Wohnung, wo wir einige Stunden mit Fragen und Erzählungen zubrachten. Darauf ließ ich mir die Wohnungen der andern Butzbacher nennen und begab mich zuerſt in das Wirthshaus, in welchem Georg Marguth wohnte. Ich kam zu früh, und da mir die Wirthsleute ſagten, ich möge nur ein wenig verweilen, mein Freund werde bald zu Tiſche kommen, verbot ich ihnen, etwas von meiner Anweſenheit zu erwähnen, indem ich ihn überraſchen und mich, ohne ſein Wiſſen, neben ihn an den Tiſch ſetzen wollte. — Aber in Amerika ſo wenig, als bei uns, iſt dem ſchönen Geſchlechte die Tugend des Schweigens verliehen, und mein Plan ſcheiterte an der Geſchwätzigkeit der Wirthin. Sie hatte meinem Freunde beim Eintreten geſagt, er möge ſich im Zimmer umſehen, ob er da nicht eine frohe Entdeckung mache. Als derſelbe nun alle Anweſenden ſcharf muſterte, wartete ich nicht ab, ſondern begrüßte ihn freudig. — Wem es nicht ſelbſt begegnet, der kennt das ſelige Wonnegefühl nicht, mit welchem uns das Wiederſehen eines theuren Jugendfreundes nach langen Jahren der Trennung in weiter Ferne von der Heimath erfüllt. Dieſelbe Scene freudiger Wiedererkennung erneuerte ſich, als wir zu Wilhelm Zeuner, dem älteren Bruder des durch den Weidig'ſchen Prozeß in Deutſchland vielbekannten Karl Zeuner, kamen. Ich hatte denſelben ſeit 12 Jahren nicht geſehen, und fand ihn durch eine lange und ſchwere Krankheit noch ſehr herabgekommen.

Nachdem ich nun bei Wilhelm Zeuner meine Wohnung genommen und alle meine Freunde und Bekannten beſucht hatte, fuhr ich fort, New-York, die ſchöne und reiche Inſelſtadt, in näheren Augenſchein zu nehmen — Die Straßen ſind breit und durchſchneiden ſich meiſt im rechten Winkel; man findet hier nicht, wie in andern großen Städten, enge rauchige Gäßchen und ebenſo wenig ſieht man hier lumpichte Menſchen, wie in engliſchen Städten. Die lebhafteſte und breiteſte Straße, welche in gerader Richtung die Stadt eine Stunde lang durchſchneidet, iſt der Broadway (breite Weg). Dieſe Straße, auf welcher den ganzen Tag entlang die ſchönen Damen New-Yorks Parade machen, iſt auf beiden Seiten mit Trottoirs von Aſphalt verſehen und jedes Haus iſt hier ein Palaſt. — Auf dieſer Straße liegt auch das Aſtorhaus, bekanntlich das großartigſte Gaſthaus der Vereinigten Staaten, welches maſſiv aus Quaderſteinen erbaut iſt, und welches der reiche Aſtor, nachdem ſeine ganze Herrichtung 350,000 Dollars gekoſtet, ſeinem Sohn für 1 Dollar verkauft hat, lediglich um ſich einen Spaß zu machen. — Das

Digitized by Google

unterſte Stockwerk dieſer ſtolzen Paläſte dient indeſſen gewöhnlich zu Kaufläden oder Waarenlagern. — Eine andere große Straße iſt die Bowry, welche in ſchiefer Richtung die Stadt durchſchneidet. Durch dieſe Straße geht die Eiſenbahn bis vor die Cityhall (Rathhaus). — Die Häuſer in New-York ſind meiſt alle von Backſteinen, welche mit rother Oelfarbe glänzend angeſtrichen ſind Durch dieſe rothe Maſſe ſind die verſchiedenen Schichten der Backſteine mit weißen Strichen bezeichnet, die Fenſterläden ſind alle hellgrün, die Thüren blendend weiß mit reichen Meſſingbeſchlägen, die Treppen ebenfalls vom ſchönſten weißen pennſylvaniſchen Marmor. Im Allgemeinen bauen die Amerikaner bei weitem nicht ſo ſolid, als wir Deutſche. Alles hat hier den Schein der Flüchtigkeit und Eile, denn Alles zielt auf ſchnellen Erwerb, auf raſchen Umſchlag des Kapitals. — Der Deutſche iſt bedächtig, ihm genügt es, langſam aber ſicher zum Ziele zu kommen; aber der Amerikaner iſt waghalſig und ungeduldig, er möchte das Glück und den Reichthum im Sturm erobern, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ihm ſeine Pläne und Speculationen aber und abermals mißglücken. — Die großartigſten Gebäude ſind neben dem Aſtorhaus, deſſen unterſtes Stockwerk 12 Kaufläden hat, das Rathhaus, ein Bau in verdorbenem griechiſchem Styl und ungeheurem Umfange, das Mauthhaus, die Poſt und die Börſe. Die ſchönſte Kirche iſt die der Methodiſten, welche während meines Aufenthaltes vollendet wurde.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

(Schluß.)

Man hatte uns Duprez nach Deutſchland geſchickt; der Mann früher Tenor erſten Ranges, iſt abgeſungen. Der Franzoſe iſt dankbar, bien! aber deshalb kann Duprez immer nicht mehr ſingen, deshalb giebt es immer noch Deutſche, welche die pariſer Glanzſtiefeln, die franzöſiſchen Glacé-Handſchuhe bewundern und in Extaſe ausrufen: welche Schule! welcher Anſtand! die ſchöne Cravatte erſetzt das hohe C; der feingewichſte Schuh das tiefe Es.

Wenn Sie aus der großen Oper kommen, müſſen Sie in Extaſe gerathen, ſonſt ſind Sie ein Mann ohne Bildung, ein Inſurgent.

„Ach der Duprez! Haben Sie gehört, wie vibrirend die Nau dieſe Arie geſungen? Mein Gott, welche Stimme, welche Töne!

Welche Muſik! ſagte ich, an Meyerbeer allein denkend; c'est dommage que c'est un allemand, bemerkte ein pariſer Lion; c'est dommage que c'est un israélite, würde man allerdings vielleicht in Deutſchland ſagen.

Im Allgemeinen iſt das goldene Zeitalter der Kunſt dahin; nicht allein durch die Ereigniſſe in der politiſchen Welt, ſchon vor dem 24. Februar war die Muſik verpfuſcht.

Knalleffekt! nur Knalleffekt und Wunderkinder! Jericho's Mauern ſtürzen nicht mehr zuſammen, aber das Trommelfell ſpringt bei dieſem Gebell, dieſem Geheul, dieſem Gekratze 2jähriger Wunderkinder, welche im Salon und in Concerten Klavier oder Violin ſpielen, und jeden Augenblick den Satz auf dem Munde zu haben ſcheinen: „Mama, trag mich!" Wenn man einem abgetretenen Cenſor eine Katzenmuſik bringt, wenn Gießkannengeklimper ertönt, die Stimme des Pudels und der Katze täuſchend nachgeahmt werden, à la bonne heure! das ſind Laute, die eine Katzenmuſik ankündigen, und es wird zuweilen die größte Harmonie dabei beobachtet, aber die engliſche Gouvernante eines ſolchen Wunderkindes in Windeln annoncirt Scenen aus Fauſt, Variationen über Thalberg, Ernſt, Lißt, Prüme, und was hört man am Ende? miau, miau, wau, wau!

Die Opéra comique iſt in vieler Hinſicht der Grand Opéra vorzuziehen; hier offerirt man uns neben Aubers Schöpfungen Zampa, die Regimentstochter, meiſtens leichte, liebliche Opern; der Saal iſt kleiner, die Sänger nicht ſo in Anſpruch genommen, die meiſten der Angeſtellten vorzügliche Subjecte. Sie erhielt 80,000 Frcs. Unterſtützung.

Das Theatre français, beſonders wenn die Rachel hier iſt, bietet uns klaſſiſche Stücke, Meiſterwerke Racine's, Corneille's ꝛc.

Es geht mit der Aufführung dieſer Stücke, wie mit vielen Schöpfungen unſeres Schiller's, man findet ſie ſchöner zum Leſen, als zum Sehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man z. B. zum Carlos nicht einen oder zwei Helden, ſondern durchgehends ausgezeichnete Subjecte bedarf.

Bei einem Birch-Pfeifferſchen Stücke braucht man einen guten erſten Liebhaber, eine oder zwei Heldinnen; beim Carlos, bei der Jungfrau von Orleans, bei Maria Stuart müßte man ſo zu ſagen für jede Rolle einen Eßlair haben; deshalb lieſt man dieſe klaſſiſchen Stücke mit wahrer Wolluſt, aber auf der Bühne langweilt man ſich klaſſiſch.

Sie haben die Rachel dorten gehört; — die Rachel iſt eine große Künſtlerin. Virginie, Britanicus, Athalie ſind unübertreffliche Meiſterwerke; dem allgemeinen Ruf, der wahren großen Kunſt gegenüber, konnte Ihre Kritik nur vorzüglich ſeyn, aber, die Hand auf's Herz: haben Sie ſich nicht gelangweilt? — Das Theatre français erhielt eine Subvention von 105,000 Frcs. Die Porte St. Martin und die Gaîté bringen größere Dramen aus der neuen Schule. Ich ſah früher einmal dorten einige Ueberſetzungen von Schiller: les brigands (die Räuber), Intrigue et amour (Kabale und Liebe), man giebt ſie nicht mehr; dem Himmel ſey Dank! ſo barbariſch überſetzt habe ich noch kein Stück geſehen.

Die beiden genannten Theater haben zuweilen bemerkenswerthe Originaldramen, aber wenn ſie Schiller oder Shakespeare überſetzen, dann glaube ich den zürnenden Geiſt Bankos zu ſehen, die blutige Locke ſchüttelnd. Die beiden Theater erhielten zuſammen 60,000 Frcs.

General Cavaignac und Erzherzog Johann.

Wenden wir von dem Siege der Demokratie über die Ochlokratie in Frankreich, und der Monarchie über dieſelbe Macht in Deutſchland den Blick zu den Mitteln, durch welche das in beiden Ländern zur Herrſchaft gelangte Bürgerthum ſeinen Sieg befeſtigen und die neue Ordnung der Dinge, oder, wie man es jetzt nennt, ſeine „Errungenſchaft" ſchützen will, ſo iſt es in Frankreich die Herrſchaft des Schwertes, in Deutſchland die Gründung einer unverantwortlichen Centralgewalt, in beiden Ländern unter einem verantwortlichen Miniſterium und mit einer verfaſſunggebenden Nationalverſammlung zur Seite. Dort ſoll die Kraft des Schwertes, hier die Macht des altüberlieferten und perſönlichen Anſehens, beide mit dem Schilde des Geſetzes bedeckt, den gähnenden Abgrund der Anarchie ſchließen und das Bürgerthum gegen die Nebenbuhler ſeiner Macht und ihrer finſtern Genoſſenſchaft ſicherſtellen. Frankreich hat im General Cavaignac, Deutſchland im Erzherzog Johann den Mann gefunden, der einer ſolchen Lage gewachſen geachtet wird, beide von der Art, daß ſie den nationalen Charakter ebenſo rein in ihrer Perſönlichkeit, wie in ihrer Verfahrungsart darſtellen. Beide ſind unter populären Formen, als dem Ausdruck lauterer Geſinnung, jener als Soldat, dieſer als fürſtlicher Landmann und Jäger, wahre Bürger und Vertreter des Geiſtes ihrer Epoche, gegen deſſen

Digitized by Google

Schlichtheit und Einfachheit der frühere Schimmer militäriſcher Herrlichkeit und kaiſerlicher Pracht erblaßt, um die einfache Sitte und das Genügen an dem Weſentlichen in ſeinem ungetrübten Lichte leuchten zu laſſen. Jenen hat die afrikaniſche Sonne, dieſen die Alpenluft geſtärkt, und während jener in den letzten Decennien unter den Beduinen und Kabylen Ruhm und Welterfahrung und Stärkung des innern Adels geſucht und gefunden, hat dieſer in der Joppe und mit der Jagdflinte in den Urwäldern der Alpenwelt oder in der Nähe ihrer Gletſcher Geiſt und Leib ſtark und rüſtig erhalten, und auf den wohlverdienten Lorbeeren geruht, die er in den Kämpfen gegen den galliſchen Imperator gewonnen hatte. Er hat den Lorbeerkranz unter den Kränzen verborgen, die ihm Pflege des Ackerbaues und der ihn ſtützenden Wiſſenſchaften und Künſte gewunden haben. Jener iſt in den Jahren einer noch jungen Manneskraft von Mäßigung und Einſicht ſchon ein Greis geworden, dieſer in dem höheren Alter noch an innerer Friſche ein Jüngling geblieben, beide aber verbargen die innere Würde und die wahre Größe durch die geziemende Hülle der Beſcheidenheit und Anſpruchloſigkeit, wiſſen ſie indeß wohl zu entfalten und durch That zu bewähren, wo es gilt durchzugreifen, und nach klarem und raſchem Entſchluß zu thun, was der Augenblick gebietet. (Allg. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Geſchickte Rechenmeiſter haben herausgebracht, daß jedes Wort, das in der Paulskirche zu Frankfurt geſprochen wird, 27 Kr. koſtet. Ob jedes ſo viel werth iſt, das iſt eine andere Frage. Am beſten wär's, wenn der Redner für jedes unnütze Wort 27 Kr. bezahlen müßte. (Torfz.)

Korreſpondenz

Offenbach, 6. Auguſt.

Die Leſer Ihres Blattes, welchen der Korreſpondenzartikel in der zweiten Beilage zum Journal Nro. 216 aus hieſiger Stadt zur Anſicht gekommen, werden ſtaunen über den mächtigen Geiſt der Oppoſition, der innerhalb unſerer Mauern ſeine Fittige erhebt und in einer ohnlängſt hier ſtattgehabten Volksverſammlung Beſchlüſſe faßte, welche unter andern „in großer Uebereinſtimmung die Nothwendigkeit ausſprachen, daß ſämmtliche höhere Beamte, vom Miniſter bis zum Kreisrath (die Juſtiz hat vor der Hand noch Gnade gefunden), die vor dem 6 März im Staatsdienſte waren, aus demſelben entfernt und in Anklageſtand verſetzt werden ſollen.“ Aber glücklicher Weiſe kann ich Sie verſichern, daß der größere Theil der hieſigen Einwohner, der erſt durch jenen Artikel von den Beſchlüſſen Kunde erhielt (denn verhältnißmäßig nur Wenige wohnten der Volksverſammlung bei) nicht ſo rigoröſe denkt. Ja, wir können mit Maria Stuart ſagen, daß wir beſſer ſind als unſer Ruf. Die Mehrzahl der hieſigen Einwohner iſt zwar entſchieden liberal, aber doch etwas beſcheidener in ihren Anſprüchen: ſie begnügt ſich mit den Bewilligungen des 6. März, ſie wird keine derſelben ſich entziehen laſſen, iſt aber nicht ſo links geſtimmt, daß ſie gegen die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung, wie ſie aus derſelben hervorgegangen, proteſtiren ſollte. Auch ertheilt ſie Amneſtie für alle politiſchen Vergehen vor dem 6 März und bedeckt ſie mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe. Was nun die Volksverſammlungen im Allgemeinen und die Berechtigung dazu betrifft, ſo iſt dies eine der wichtigſten Errungenſchaften der Iden des Märzes; der Mißbrauch, welcher aber ſo häufig unverkennbar damit getrieben wurde, und der Mangel an politiſcher Intelligenz, die ſich erſt allmählig entwickeln kann, hat die Volksverſammlungen etwas in Mißcredit gebracht. In der Regel finden bei denſelben die extremen Anſichten allein Anklang, und die gemäßigten werden verhöhnt. Man will eben nur Pfeffer und Scheidewaſſer, um den Gaumen zu reizen, und eine geſunde Hausmannskoſt mundet nicht. Wurde doch kürzlich in Heidelberg — wie in der deutſchen Zeitung zu leſen — bei der jüngſten Volksverſammlung daſelbſt der rechte Sohn des Vater Winter (wir wiſſen nicht, ob er an dieſem auch ſo viel Wohlgefallen hat, als an dem linken, welchen er der Verſammlung vorſtellte) mit Prügeln traktirt, weil er dem Pereat, welches man Mathy ausbrachte, ein Hoch entgegenſtellte! Solche Argumente ſind nicht Jedem angenehm und er bleibt daher lieber weg, ſelbſt wenn eine Volksverſammlung ſo ruhig abgehalten wird, als dies hier der Fall war. Die Zeit wird aber ſicher kommen, wo eine gereiftere politiſche Intelligenz und mehr parlamentariſcher Tact die Volksberathungen zwar ſeltner, aber um ſo nachhaltiger und nützlicher macht.

Mainz, 7. Auguſt.

In dem hieſigen Bürgerverein, der, wie Ihnen ſchon berichtet ward, einen bedeutenden Theil des Piusvereins in ſich aufgenommen hat, ſoll bereits ein ſtarker Zwieſpalt ausgebrochen ſeyn. Die Sache wird ſo erzählt: Im Verſammlungslokale des Bürgervereins im „Römiſchen König“, in welchem auch der Piusverein ſeine Sitzungen hält und im verfloſſenenen Winter Hr. Profeſſor Rieffel ſeine Geſchichte der katholiſchen Kirche vorlas, hängt das Bildniß des jetzigen Papſtes. Der Präſident des Bürgervereins ließ dies Bild entfernen, worüber Hr. Rieffel, wie behauptet wird, ſich ſehr ungehalten gezeigt und es veranlaßt haben ſoll, daß mehrere, dem Piusverein angehörige Bänke weggenommen wurden, ſo daß ein Theil der Mitglieder des Bürgervereins während der Sitzung ſtehen mußte. Der Bürgerverein ſagt in ſeinem Aufrufe: „Diejenigen, welche Freiheit auf Ordnung und Geſetz gegründet wollen, mögen ſich uns anſchließen, um mit vereinter Kraft zu wirken, und dadurch den endlichen Sieg der Freiheit und Ordnung zu fördern.“ Hr. Rieffel ſcheint dieſe Stelle des Aufrufs nicht geleſen zu haben, denn ſein oben angedeutetes Verfahren ſpricht nicht dafür, daß er von der vereinten Kraft, die der Bürgerverein fordert, etwas wiſſen will. Man munkelt davon, daß der Eine und der Andere austreten wolle.

Kunſt- und Literatur-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Auf vielſeitigen Wunſch iſt auf kurze Zeit vom 8. d. M. an der Carton zu einem Nationalbilde, gezeichnet von Fr. Nedel — die erwachte Germania — im Städel'ſchen Kunſt-Inſtitute ausgeſtellt. Freunde der Kunſt ſprechen ſich über Compoſition und Zeichnung dieſes zeitgemäßen Bildes vortheilhaft aus und wir glauben demnach das kunſtſinnige Publikum darauf verweiſen zu müſſen. — Die Panoramen des Hrn. Prof. Enslin ſind fortwährend in dem bekannten Lokale zum „Sächſiſchen Hof“ auf der Schäfergaſſe von Morgens 9 bis 6 Uhr Abends aufgeſtellt. Der anerkannte Kunſtwerth und die poetiſche Auffaſſung dieſer meiſterhaften Panoramen machen jede Empfehlung derſelben überflüſſig, und wir beabſichtigen demnach nichts weiter, als ſolche wiederholt ins Gedächtniß des Publikums zurückzurufen und der freundlichen Beachtung, deren ſie ſo würdig ſind, zu empfehlen. — Das von Hrn. Looſe veranſtaltete Konzert auf der Mainluſt findet Donnerſtag, den 10. d. M., nicht ſtatt, ſondern erſt in nächſter Woche und zwar an einem noch zu beſtimmenden Tage. — Der ſeit längerer Zeit hier weilende ausgezeichnete Pianiſt Alfred Jäll wird am 10 d. M., vor ſeiner Abreiſe nach Amerika, ein letztes Konzert geben und zwar im Salon des Hrn. André im Hauſe Mozart.

Mainwaſſer-Wärme: Am 10 Auguſt, Morgens 5 Uhr: 15 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 10. Auguſt. Das Tagebuch, Luſtſpiel in 2 Abth. von Bauernfeld. Hierauf: Herr Hampelmann ſucht ein Logis, Local-Poſſe in 5 Bildern.

Samſtag, 12. Auguſt. Titus, große Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammera

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 221. Freitag, den 11. Auguſt 1848.

Das Mädchen aus Cypern.

Novelle von G. Kaut.

(Schluß.)

Der Capitain der „Miſericordia“ machte hierauf die nöthigen Anſtalten, ſein Schiff wieder einigermaßen in einen ſegelbaren Zuſtand zu bringen, in einen Zuſtand, der es wenigſtens möglich machte, den Hafen von Palermo zu erreichen. Da aber der Aufenthalt in dieſem äußerſt übel zugerichteten Schiffe unangenehm ſeyn mußte, ſo konnte man es Don Manuel nicht verargen, daß er die Einladung Morillo's benutzte und einen Platz auf deſſen Fahrzeug einnahm.

In kurzer Zeit lief die Galeere mit ihrer Priſe in den Hafen von Palma ein. Die „Miſericordia“ aber erreichte ſechs Stunden ſpäter den ſichern Port.

An's Land getreten, machte Don Manuel Miene, ſeinem neuen Bekannten zu danken, um ſich dann mit ſeinen Dienern in die Stadt zu begeben.

„Senor!“ ſagte Mauro Moriſlo, als er dies bemerkte, „Senor! unſere perſönliche Bekanntſchaft iſt zwar noch neu, aber ich habe wichtige Gründe, es als ein Glück zu betrachten, wenn Ihr erlaubt, Euch in den ſtillen Kreis meiner Familie einzuführen und Euch während der kurzen Zeit Eures Hierſeyns als einen theuren Gaſt zu betrachten. Dort, wo Ihr inmitten eines Olivenwäldchens jene Villa erblickt, da hab' ich meinen eigenen Herd gegründet, da werdet Ihr mein treues Weib und meine lieben Kinder erblicken. Ich weiß, Senor, Ihr ſeyd auch verheirathet, und wißt Familienglück zu ſchätzen.“

Don Manuel war erſtaunt, den furchtbaren Seemann, der noch vor kurzer Zeit ohne Erbarmen viele Menſchenleben vernichtete, alſo reden zu hören; am meiſten wunderte er ſich jedoch darüber, daß derſelbe von ſeiner Verheirathung Kenntniß hatte. Er ſchwieg aber nichtsdeſtoweniger, in der Hoffnung baldiger Aufklärung und nahm die Einladung an.

Als man der Villa näher kam, bemerkte Don Manuel, daß dieſelbe mit einer hohen Mauer umgeben war. Auf ein Zeichen Mauro Morillo's öffnete man das Thor, und ein ſehr geräumiger, mit blühenden Bäumen und Blumenbeeten verſehener Hof lag vor den Blicken der Eintretenden. Im Hintergrunde ſah man zwei weibliche Geſtalten im Schatten von Citronenbäumen. Während die Eine mit einem kleinen Mädchen ſpielte, ſah die Andere mit vieler Theilnahme einem Knaben von etwa 9 Jahren zu, der mit einer Armbruſt nach Vögeln ſchoß, die ſich auf den Zweigen wiegten.

„Ohne Zweifel Eure Familie, Senor?“ fragte Don Manuel.

„Ja, Senor!“ war die mit bewegter Stimme gegebene Antwort.

Kaum hatte der Knabe ſeinen Vater bemerkt, als er auch ſchon ein Freudengeſchrei erhob und ihm entgegeneilte. Die beiden Frauenzimmer bemerkten jetzt auch die Ankommenden, und wer beſchreibt Don Manuel's Staunen! Die Eine davon war Dayella, die leibhaftige Dayella, nur etwas korpulenter. Sie flog ihrem Gatten unter Thränen des Wiederſehens in die Arme, ohne die Fremden weiter zu beachten.

„Nun, gute Dayella!“ ſagte Mauro Morillo, ſeine Gattin an der Hand nehmend und mit ihr auf Don Manuel zugehend, „ich dächte doch, dieſem Senor wäreſt Du auch einige Rückſichten ſchuldig.“

Ein Schrei der Ueberraſchung, ja man könnte ſagen des Schreckens erfolgte von Seiten Dayella's, und ſie ſank wie ohnmächtig ihrem Gatten in die Arme.

„Verzeihet,“ entſchuldigte Morillo, „mein Weib fürchtet, der Undankbarkeit beſchuldigt zu werden, wegen ihrer heimlichen Entfernung vor zehn Jahren.“

„Mein Gott,“ verſetzte hierauf Don Manuel, „Ihr ſeyd alſo Zano, der geliebte Zano. Nun, ich begrüße Euch freundlich und danke Euch, daß Ihr dieſes liebe Weſen“ — er deutete hierbei auf Dayella, die ſich unterdeſſen wieder gefaßt hatte — „wie es ſcheint, glücklich gemacht habt.“ Er umarmte hierauf Zano, jetzt Mauro Morillo, und drückte Dayella, in deren Augen Thränen der Freude perlten, zärtlich die Hand.

„Freilich,“ fügte er leiſe hinzu, „gab es eine Zeit, wo ich etwas anders dachte.“

Hand in Hand ging's nun nach der Villa.

„Wo iſt Demetrius?“ fragte Don Manuel unterwegs.

„Der,“ lautete die Antwort, „ſtarb, als wir im Angeſichte von Tunis eine Galeere enterten, den Heldentod.“

„Und habt Ihr, Senor!“ forſchte Don Manuel weiter, „nichts über das Geſchick Eures Schwiegervaters vernommen?“

„Es wird nicht mehr lange dauern,“ erwiederte Morillo, „ſo werdet Ihr ihn perſönlich ſehen.“

Und in der That erſchien bald ein rüſtiger Greis, einen Falken auf der Schulter, und eine ſehr lange Flinte in der Hand; er hatte dem edlen Waidwerke obgelegen. Wie freute er ſich, den Retter ſeiner Tochter zu ſehen! Die Aeußerungen ſeines Dankes wollten gar kein Ende nehmen.

Die Zimmer der Villa war geräumig, kühl und ſehr reich möblirt. Alles verkündete Wohlſtand, ja ſogar Ueberfluß. Ein ausgeſuchtes Mahl ward aufgetragen, und feuriger Syrakuſer funkelte in den Bechern von Silber. Alles athmete Freude und Luſt.

„Senor!“ ſagte Don Manuel nach Beendigung des Mahles lächelnd zu Zano, „Ihr werdet mir's wohl nicht übel nehmen, wenn ich gerne wiſſen möchte, wie es Euch bisher gegangen.“

„Euer Verlangen iſt gerecht, Senor!“ verſetzte Zano. „So höret dann! Verwundet lag ich unter Tauſenden von Todten am Thore von Nicoſia. Ein Türke fand mich, und da ich noch

Digitized by Google

lebte und ſeine Mordgier geſättigt war, brachte er mich auf ein Schiff, worauf ſich noch einige Hunderte von Unglücklichen befanden. In Konſtantinopel ward ich völlig geheilt und dann an die Ruderbank einer Galeere geſchmiedet. Bald nahte der Tag von Lepanto. Die Galeere, auf welcher ich mich befand, wurde hart bedrängt, und faſt die ganze Beſatzung ward getödtet oder verwundet. Da waren wir ſo glücklich, unſere Feſſeln zu brechen. Wir warfen alle Türken in's Meer. Noch ward allenthalben hartnäckig gekämpft. Wir ruderten unbemerkt aus dem Gewühle der Schlacht und landeten in einer Bucht auf Santa Maura. Hier pflogen wir Rath, was nun zu machen. Die meiſten von uns waren nach Rache dürſtende Cyprioten und Venetianer. Es ward daher beſchloſſen, auf unſere eigene Rechnung Krieg gegen die Türken zu führen. Wir ſchwuren allen Turbanträgern, die in unſere Gewalt fielen, den Untergang. Und das hielten wir in der Folge redlich. Reichlich mit Munition und Waffen verſehen, ſtachen wir in die See. Mich hatte man als Anführer gewählt. Das Glück begünſtigte unſere Unternehmungen, und bald erſcholl unſer Ruf in allen Landen am Mittelmeer. Ehrgeiz und Habſucht fanden volle Befriedigung. Wenn ich meine Davella gehabt hätte, wäre ich glücklich geweſen. Da führte mich mein Glücksſtern nach Palermo, wo ich Demetrius traf und von ihm erfuhr, daß Ihr, edler Mann, meine Braut gerettet. Ich wollte ſogleich zu Euch eilen, er rieth mir aber hiezu durchaus nicht, und führte mir einen Grund an, den ich durchaus nicht mißbilligen konnte. —" Zano lächelte bei dieſen Worten etwas verſchmitzt, Don Manuel that ein Gleiches, und hierauf fuhr der Erſtere alſo fort: „Ich ſchrieb daher an Davella einige Zeilen. Sie kam mit ihrem Bruder, und kehrte nicht mehr zu Euch zurück, obwohl es ſchwer hielt, ſie zum Dableiben zu bereden. Nach einigen Kreuz- und Querzügen landeten wir in Palma, und hier ließ ich mir Davella ehelich antrauen. In der Folge kaufte ich dieſe Villa, in welcher nun täglich eine gute Mutter mit ihren zwei Kindern um die Erhaltung des Vaters betet, der da draußen auf dem wilden Meere Kampf und Gefahren aufſucht. Vor etwa drei Jahren hatte ich das Unglück, mein Schiff durch einen Sturm an der Küſte von Malta zu verlieren; die guten Ritter hörten davon, und da ſie meinen Eifer in Bekämpfung der Türken kannten, übertrugen ſie mir den Befehl über eine andere Galeere. Kurz hierauf fand für uns ein trauriges und ein freudiges Ereigniß ſtatt. Mein Schwager verlor nämlich das Leben, und mein Schwiegervater kehrte, von uns losgekauft, aus der Sklaverei zurück. Derſelbe war, wie Euch, Senor, Davella erzählt haben wird, bei Erſtürmung von Nicoſia verwundet worden. Nach ſeiner Heilung wurde er als Sklave nach Alexandrien verkauft. Zufällig erfuhr ich ſeinen Aufenthaltsort, und es gelang mir, ihn durch eine Summe Goldes zu befreien. Eure Perſon, Senor, verloren wir jedoch nie ganz aus den Augen. Wir erfuhren den Tod Eures Vaters, Eure glückliche Verheirathung mit Signora Franceſca und Euer Anſehen am Hofe des Königs von Spanien. Als ich Euch aus den Klauen des Korſaren zu befreien das Glück hatte, ſtand ich im Begriffe, nach Palma zurückzukehren."

„Warum leget Ihr aber Euern Namen ab, Senor?" fragte Don Manuel.

„Um nicht ſtets durch denſelben an mein ewig verlorenes Vaterland erinnert zu werden," ſagte Morillo wehmüthig.

Drei Tage blieb Don Manuel bei dieſer guten Familie; denn ſo lang dauerte die Reparatur der „Miſericordia." Er kam glücklich in Rom an, und erfüllte ſeine Miſſion zur Zufriedenheit ſeines Monarchen.

Zwei Jahre ſpäter reiſte Don Manuel wieder nach Italien, um in Neapel die Stelle eines Vicekönigs zu übernehmen. Diesmal hatte er aber ſeine Familie bei ſich. Auf ſeinen Befehl nahm das Fahrzeug ſeinen Cours nach Mallorca und lief in den Hafen von Palma ein. Er wollte Mauro Morillo einen Beſuch machen, den er auch wirklich in der Mitte der Seinigen traf. Derſelbe hatte ſeit einem Jahre ſeine gefährliche Laufbahn verlaſſen, und lebte nur noch ſeiner Familie. Davella bewillkommte Donna Franceſca auf's freundlichſte, und in der Stunde des Scheidens ſagte ſie zu der Letzten, indem ſie derſelben die Hand drückte: „Ich danke Euch, Senora, daß Ihr den Lebenspfad meines Retters mit Roſen beſtreut." „Und ich, Senora," verſetzte Donna Franceſca, „ich ſchätze mich glücklich, eine Frau kennen gelernt zu haben, deren muſterhafte Treue ich es verdanke, daß ich an der Seite eines Mannes wandle, welcher der höchſten Liebe würdig iſt."

Ehret die Frauen, ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen in's irdiſche Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band.

Arnold Wendel's von Butzbach Vergnügungsreiſe um die Welt in den Jahren 1843, 1844, 1845.

(Zum Beſten der „Weidigſtiftung" nach Wendel's Tagebüchern treu bearbeitet von F. Emminghaus.)

(Schluß der zweiten Abtheilung.)

Eine Hauptmerkwürdigkeit dieſer wunderbar aufblühenden Stadt iſt das Waſſerwerk, unſtreitig das großartigſte der alten und neuen Welt. Acht Stunden weit wird das Waſſer in die Stadt geleitet in zwei Ciſternen, deren jede beinahe ſo groß iſt, wie ein Stadtviertel, und aus dieſen Ciſternen wird jedes Haus mit Waſſer verſehen, welches ſchon wegen der häufigen Brände unermeßliche Vortheile bietet. — Der ſchönſte Spaziergang, oder vielmehr Park, iſt die ſogenannte Battery am Zuſammenfluß des Hudſon und Nordrivers mit einer prächtigen Ausſicht auf das gegenüber liegende Longeiland, wo die Quarantaine iſt. Auch ſind das Blumenthal und Hoboken jenſeits der beiden Flüſſe beliebte Vergnügungsorte, wie denn überhaupt in New-York amerikaniſches und europäiſches, reſp. deutſchgeſelliges Leben ſich wechſelſeitig ganz durchdrungen haben. — Die Deutſchen kehren ſich hier nicht an das ſtarre amerikaniſche Sonntagsgeſetz, welches an Sonntagen Muſik und Tanz und Kegelſpiel verbietet, ſondern ſie ergötzen ſich an Sonntagen in den deutſchen Wirthshäuſern und Gartenanlagen ganz nach der Weiſe der alten Heimath. Auch giebt es in New-York bereits ein deutſches Theater, aber wenn die Schauſpieler ihre Vorſtellungen beendet haben, begeben ſich die Zuhörer auf die Bühne und tanzen Straußiſche Walzer.

Wie in Sidney, Valparaiſo, Buenos Ayres, ſo hatte ich auch in New-York das Vergnügen, dem großen Nationalfeſte beizuwohnen. Es war der Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung, der glorreiche 4. Juli. Die ganze Stadt war an dieſem Tage auf den Beinen, die ſchönen Regimenter der Bürgerwehr, die Waſhingtongarde, die Jefferſongarde rc. machten Parade, Feuerwerke wurden abgebrannt, Kanonen donnerten, Muſikchöre durchzogen die Stadt, und der Jubel des Volks dauerte bis in die ſinkende Nacht.

In die Zeit meines Aufenthaltes fiel auch die Leichenfeier des alten Generals Jackſon, der 1812 die Engländer bei New-Orleans auf's Haupt geſchlagen hatte. Zweimal wurde demſelben die Ehre der Präſidentſchaft zu Theil und er war der entſchiedenſte Führer der democratiſchen Partei. Er ſtarb auf ſeinem Landgute im Staate Teneſſee, aber die Verehrung gegen ihn war ſo groß, daß faſt in allen großen amerikaniſchen Städten ſeine Leichenfeier gleichzeitig begangen ward. Ein ſchöner Trauerwagen mit dem

Digitized by Google

Sarge, worauf ein vergoldeter Adler mit einem ſchwarzen Band im Schnabel, wurde von ſechs ſchwarzbehängten Pferden gezogen. Neben dieſem Wagen ging ein Trupp Neger in bunter arabiſcher Kleidung, voran eine Muſikbande, welche Trauermelodieen ſpielte; ſodann folgte die Bürgerwehr zu Fuß und zu Pferd und die Kanoniere, und hinter dieſen ein Zug von wenigſtens 100,000 Menſchen. Auch die verſchiedenen Vereine, z. B. Mäßigkeitsvereine, Religionsvereine, Krankenvereine ꝛc. folgten mit ihren Fahnen und Muſikbanden. Alles, was Beine hatte zum Laufen und Augen zum Sehen, betheiligte ſich bei der Feier, und alle Fenſter und Balkone waren mit Menſchen angefüllt, ſo daß mir ein ſolches Leben nie wieder vorgekommen iſt. — Nach der Hauptfeierlichkeit wurden noch ſchöne Reden gehalten im Park vor dem Rathhaus und darauf ſammelten ſich die verſchiedenen Geſellſchaften zu einem Gaſtmahl, wie dies auch bei uns gebräuchlich iſt.

Wie ich ſchon oben erwähnt, ſo iſt New-York faſt zur Hälfte eine europäiſche Stadt und man kann ſie mit Recht die äußerſte Gränze des Oſtens nennen. Deshalb werden die Volksbeluſtigungen immer mehr denen der europäiſchen Hauptſtädte gleich und ſchon ſind hier die Seiltänzer, engliſchen Reiter ꝛc. keine Seltenheit mehr. Auch eine Menagerie zog während meines Aufenthaltes Tauſende von Zuſchauern an. Der Thierbändiger hatte vier Elephanten, welche er, reichlich aufgeputzt, an einen Wagen ſpannte, auf welchem eine Muſikbande ſaß, welche gehörigen Lärm machte; hinter dieſem fuhren noch viele andere Wagen mit Kaſten beladen, in denen wilde Thiere eingeſperrt waren. Dieſer Zug ging zuerſt durch die Hauptſtraßen, um großes Aufſehen zu machen und die Leute zum Beſuche der Menagerie aufzumuntern. — Da man in einem fremden Lande nichts ungeſehen läßt, ſo ging ich auch dahin und konnte dem Thierbändiger meine Bewunderung nicht verſagen, denn er hatte dieſen wilden Beſtien dermaßen alle Wuth benommen, daß der Löwe, Tiger und Leopard auf ſeinen bloßen Wink gehorchten, daß ſie gingen, ſtanden und ſich niederlegten auf ein Zeichen des Bändigers, und der Löwe war ſo ſanftmüthig, daß ihm ſein Herr ungefährdet den Kopf in den Rachen ſtecken konnte. Dieſelben Maneuvre machte er auch mit den Schlangen und er war ein ſolcher Meiſter in der Kunſt, daß er ebenſo gut in London und Paris Aufſehen gemacht haben würde.

Da New-York der Haupthafen Amerika's iſt und von hier aus die meiſten Kanäle, Dampfſchiffe, Eiſenbahnen ꝛc. nach dem Innern gehen, ſo iſt hier auch der Hauptlandungsplatz der europäiſchen Auswanderung. Man weiß, daß hier in manchem Jahre 50,000 deutſche Auswanderer landen. In der Waſhingtonſtraße, dem Hafen entlang, ſind deshalb auch viele deutſche Wirthshäuſer, oft 4 bis 5 nebeneinander. Dieſe edeln Wirthe und ihre Mäkler zerren und reißen ſich um die neu ankommenden Landsleute. Viele dieſer neuen Ankömmlinge werden zuweilen durch den Anblick dieſes ganz veränderten Lebens verwirrt, ſie verzagen an ihrem Glück und bedenken nicht, daß durch Fleiß und Beharrlichkeit Alles gelingt, wenn auch der Anfang noch ſo ſchwierig iſt. — Nach dieſen Anſchauungen beſtimmte ich den 5. Juli zu meiner Abreiſe in's Innere und ich beſtieg das Dampfſchiff nach Albany.

Das Frankfurter Volks- und Waldfeſt am 6. Auguſt.

II.

Feſtrede des Hrn. Dr. Thomas.

Meine deutſchen Mitbürger! Wir leben in einer ſchwerbewegten aber hoffnungsreichen Zeit. Der Völkerfrühling iſt mitten unter uns angebrochen! Alle Volksgeiſter ſind erwacht, und der Genius der neugebornen Freiheit ſchwingt ſein goldenes Panier über die weithingeſtreckten Ländergebiete unſeres alten Erdtheils! Faſt alle Völker haben ihn erkannt und ſeine Stimme vernommen! Auch unſer herrliches Volk vernahm den Poſaunenton ſeines Wortes und — es kam, es ſah, es ſiegte. Die alten Werke der Finſterniß der Barbarei und der Knechtung, ſie fielen in Staub; die Treiber und Dränger der Menſchheit, ſie ſtoben, wie Spreu vor dem Winde, nach allen Weltgegenden auseinander. Es war kein Halt mehr in den vergilbten Satzungen der Willkür, des Gewaltrechts und der Unnatur. Da trat in unſerem Vaterlande alles Volk ernſt und beſonnen zuſammen und ſchuf ſich ſeinen großen Volksrath, damit derſelbe in des Volkes Namen die Geſchicke des Vaterlandes in die Hand nehme, damit er den Weg finde, auf dem man fortan in Freiheit zu einem ſchönen, zu einem edlen Menſchheitsziel gelange. Dieſer hohe Rath des deutſchen Volkes tagt in unſern Mauern. In unſerer Mitte weilt der hohe Mann, den des Volkes Wahl, den des Volkes Liebe ſich als Symbol ſeiner Einheit, als Träger ſeiner Macht erkoren. Ihm iſt in die Hand gegeben das Schwert Deutſchland's. Unter dem weithin ſchattenden Banner der ſchwarz-roth-goldnen Fahne ſammelt er die bewaffneten Männer aller deutſchen Gaue, und heute iſt der feierliche Tag, wo von Volksſtamm zu Volksſtamm die Loſung des einigen Vaterlandes erſchallt; heute iſt der feſtliche Tag, wo die Schaaren unſerer bewaffneten Mitbrüder der neuen Reichsgewalt ihre Huldigung darbringen. Fürwahr ein hoher Tag, ein Tag der innigſten Verbrüderung! Möchte er im deutſchen Volke ſeine Früchte tragen, möchte er unſern Volksſtämmen — auch den mächtigſten und ſieggewohnteſten — die hohe Wahrheit an's Herz legen, daß es eine Ehre iſt, Theil eines ſo großen, eines welthiſtoriſchen Volkes zu ſeyn, daß es eine Naturnothwendigkeit iſt, wenn ſich der Theil dem Ganzen einfüge, daß es Unnatur iſt, ſoll ſich das Ganze dem Theile unterordnen; ja daß es ein Verrath am Vaterland iſt, das mächtige Schwert Deutſchlands zu zerbrechen und in Stücke zu ſchlagen, und jedem Volksſtamm ein größeres oder kleineres Ende davon in die Hand zu geben! Aber auch verſöhnen und innig verbrüdern ſoll dieſer große Tag den Bürgersmann mit dem Kriegsmanne, denn nach dem neuen Rechte der Völker iſt fortan kein Unterſchied mehr zwiſchen den Bürgern eines und deſſelben Vaterlandes. Wenn der eine Theil die Waffen trägt, iſt der andere den Künſten des Friedens ergeben; Alle dienen derſelben heiligen Sache, aber dem drohenden Feinde gegenüber ſteht alles Volk mit ehernem Muthe in Waffen! Das mächtige Gefühl, der große Gedanke der Einigung Deutſchlands muß uns aber auch ſchonend die natürlichen politiſchen Parteien auf dem Boden des Vaterlandes ertragen lehren. Sie wollen ja nichts anderes, als jede auf ihre Weiſe die Wohlfahrt und den Ruhm des von Allen glühend geliebten Vaterlandes: das Ziel iſt Allen gemeinſam, im Wege dahin kann man irren! — Wo Freiheit und Vaterlandsliebe jede Männerbruſt durchzucken, da müſſen ſich auch die Parteien achten, da werden ſie auch den Sieg ihrer Anſicht immer an den Sieg der Vernunft binden wollen. — Wir haben uns an dieſem Tage der höchſten Bedeutung für die künftigen Geſchicke Deutſchlands in dem Schatten unſerer Bäume verſammelt, die ganze Stadt iſt herausgezogen in das ſaftige Waldgrün, um das allgemeine Verbrüderungsfeſt des deutſchen Volkes auch als Frankfurter Volksfeſt zu feiern, und dabei unſern theueren Brüdern, die in den nächſten Tagen ſchon für die Ehre Deutſchlands und ſeiner Waffen nach den Nordmarken Schleswigs ziehen, den Scheidegruß zuzurufen. Mögen ſie denn hinziehen und der Genius des Vaterlandes mit ihnen; mögen ſie zurückkehren mit dem Lorbeer geſchmückt und — „Keiner im Siegesheimzug fehlen!“ Vor allem aber mögen ſie des alten Schlachtenrufes eingedenk ſeyn: „Hie Deutſchland!“ und unter dem ſchwarz-roth-goldnen Banner jenen uralten Schlach-

Digitized by Google

tenruhm, jene eiſerne Todesverachtung bewähren, die unſern edlen Volksſtamm ſeit zwei Jahrhunderten vor allen Völkern der Erde ausgezeichnet. Ja, Großes iſt unſer Loos, meine deutſchen Mitbrüder! Großes iſt unſer Loos, ſind wir einig! Und alle Völker rings um uns her lauſchen der Dinge, die da geſchehen auf heiliger deutſcher Erde, und alle Völker werden dann ſagen: „Seht da die Deutſchen! Diesmal haben ſie es ernſt gewollt, und ſie ſind, was ſie ſeyn wollten: ein mächtiges, ehrfurchtgebietendes Volk von Brüdern!“ Drum Heil, Ruhm und Segen über unſer heißgeliebtes Vaterland! Dem einigen Deutſchland ein tauſendſtimmig Hoch!

Mannichfaltigkeiten.

Als die am 9. Juli in Köſen verſammelten Studenten erfuhren, daß der Reichsverweſer am folgenden Tage durch Apolda kommen würde, beſchloſſen ſie, auch ihrerſeits ihn durch eine Deputation zu begrüßen; ihnen geſellte ſich eine Deputation des akademiſchen Senates und des Stadtrathes bei. Nachdem der Prorector geſprochen, traten drei Studenten vor, mit Barett, Schärpe und Schläger geſchmückt; der Student der Rechte, Vollert, redete den Reichsverweſer mit folgenden Worten an: „Erlaube, hoher Herr, daß Dir neben gereiſten Männern auch ein deutſcher Jüngling, deſſen Herz für die Freiheit und Einheit des Vaterlandes glüht, im Namen vieler jenaiſchen Burſchen einen Gruß der Hochachtung und der innigſten Liebe darbringt. Meine Worte kommen von Herzen, ich hoffe, ſie gehen auch zu Herzen. Schon ſeit Jahrzehnten hat vor Allen auch die akademiſche Jugend nach der Freiheit des Vaterlandes mit ſehnendem Herzen verlangt; jetzt haben wir ſie errungen, und Du ſollſt ihr Schirmer ſeyn. Schütze ſie alſo gegen äußere und innere Feinde, und glaube nur, die deutſche Jugend wird Dir zur Seite ſtehen in ihrem größten Theile; rufe uns unter Deine Fahnen, wir ſind bereit. Nun ziehe hin gen Frankfurt, und Gott geleite Dich!“ Der Reichsverweſer erwiderte: „Ich weiß wohl, daß in der deutſchen Jugend immer ein kräftiger Sinn gelebt hat; pflegt dieſen Geiſt, Ihr Burſchen! Jetzt iſt's noch Friede, wird es Krieg, dann will ich, der Alte, das Banner führen, und Ihr, die Jungen, werdet mir folgen!“ Darauf begleiteten jene drei Studenten, mit noch einigen ihrer Commilitonen, den Erzherzog bis nach Weimar, als Ehrengeleite. (Magdb. Z.)

Korreſpondenz

Aus der heſſ. Provinz Starkenburg, 9. Auguſt.

Wir wollen nicht ſäumen, der Redaktion der bekannten, für Stillſtand und Rückſchritt im religiös kirchlichen Leben thätigen Mainzer katholiſchen Sonntagsblätter auf einen Artikel in Nro. 31 derſelben, der ſich für eine Widerlegung und Berichtigung eines Artikels in der Didaskalia vom 13. und 14. Juli ausgibt, den Mangel unſerer Anerkennung auszuſprechen. Man leſe Beides und ſehe, ob die bekannte Redaktion ſtatt leerer Ausflüchte und Beſchönigungen für ihr ultramontanes Streben eine Widerlegung liefert. Wir ſprachen mit Thatſachen rückſichtlich der in unſerem Artikel genannten Perſonen, vom geiſtlichen Rath Lennig, dem Präſidenten des Piusvereins und dem Stadtpfarrer Lüft in Darmſtadt, und wo iſt die Widerlegung? Von einem Würdenträger ſprachen wir mit Namen nicht, es müßte dann die bekannte Redaction darunter den Präſidenten des Piusvereins in ſeiner von ihr erwarteten zukünftigen Würde, der biſchöflichen nämlich, verſtanden wiſſen wollen. Ja, die ungeduldigen, in ihrem Ehrgeize und ihrer Herrſchſucht nicht ſo leicht zu befriedigenden Ultramontanen können es nicht ruhig abwarten, ihren Präſidenten als Biſchof zu ſehen, um den Ausbau des Ultramontanismus von demſelben realiſirt zu ſehen. Haben ſie auch den jetzigen Biſchof zum Möglichſten veranlaßt, indem derſelbe in ſeinem Erlaß vom 29. Juni, dem Wunſche vieler Diözeſangeiſtlichen und der kirchlichen Beſtimmung entgegen, die Abhaltung einer Synode als nicht „zeit- und ſachgemäß“ bezeichnete, und dagegen denſelben die Bildung von Piusvereinen als „erwünſchter“ ausſprechen ließen; ſo beſtätigt das uns leider die längſt bekannte Thatſache von dem übermächtigen Einfluſſe des Präſidenten des Piusvereins, und wir wünſchen dafür dem Biſchofe für ſeine Nachgiebigkeit eine aufrichtigere Anerkennung von Seiten der Ultramontanen, als ihm wirklich zu Theil wird, aber er iſt ihnen immer noch zu lar. Der Piusverein iſt bereits dafür thätig, daß der künftige Biſchof eine und dieſelbe Perſon ſey mit dem Präſidenten des Piusvereins, und weil die heſſiſchen Staatsgeſetze in der Candidatenliſte des zu erwählenden Biſchofs ſich die Streichung dazu nicht geeigneter Perſonen vorbehalten und mit Recht von einem Biſchofe erwarten, daß er Friede mit andern Confeſſionen erhalte und der Piusverein wiſſen kann, daß der Präſident als ehemaliger Pfarrer in Seligenſtadt eben dies nicht ſonderlich beobachtet haben ſoll, ſo will der Verein die bekannten 39 Artikel, nach welchen dem Staate das erwähnte Recht der Streichung zuſteht, wegräſonniren, da er glaubt, die Staatsregierung möge in ihrer bewährten Liebe zum confeſſionellen Frieden ihren Candidaten ſtreichen. Darum das Loſungswort der Ultramontanen: Unabhängigkeit und Trennung der Kirche vom Staate, damit ihrer Herrſchſucht keine Schranken mehr entgegenſtehen. Soll Deutſchland's Einheit und Einigkeit erzielt werden und dauerhaft beſtehen, ſo darf der confeſſionelle Friede nicht fehlen, und darum muß der mit Trotz und Uebermuth ſich immer weiter ausbreitenden ultramontanen Herrſchaft kräftig entgegen getreten werden. Wir erwarten dieſes von den Ständen des Großherzogthums, vor Allen vom Parlamente zu Frankfurt.

Langen, 10. Auguſt.

Der von hier datirte Artikel in Nro. 217 der Did. trägt ein falſches und unwahres Gepräge und bedarf darum einer Berichtigung. Der vom Schmerze ganz zerknirſchte junge Mann, allerdings erſt 16 Jahre alt, aber ſchon lange mit dem Feuergewehre vertraut, kann durchaus nicht einer Unvorſichtigkeit beſchuldigt werden, durch welche der Horniſt Schnauber ein Opfer geworden. Schnauber hatte ein dem jungen Borck gehöriges Vogelflintchen geſpannt, um damit nach einem Vogel zu ſchießen. Er kam nicht zum Schuß und ſteckte ſolches dem Borck unabgeſpannt unter deſſen Arm. Der junge Borck konnte ſich nicht denken, daß ihm dieſes Flintchen unabgeſpannt zurückgegeben worden war, behielt es alſo ruhig unterm Arm, und während er Schnauber, den er ſehr wohl leiden konnte, animirte, noch ein wenig zu bleiben, ging daſſelbe los und traf Schnauber, der vor ihm ſtand, in die linke Bruſt. Dies die getreue Schilderung des Vorfalls, welche das Reſultat der Unterſuchung beſtätigen wird. Borck beſucht das Darmſtädter Gymnaſium und war in den Ferien und konnte wohl vernünftiger Weiſe nicht ununterbrochen die Schreibfeder führen. — Dies von einem Bekannten des Vaters des jungen Borck, welchem der Sachverhalt genau bekannt iſt. S.

Frankfurt, 10. Auguſt.

Sonntag den 13. d. um 11 Uhr wird Hr. Dr. Kniſpel in dem Saale des Hrn. André zum Beſten einer Sammlung für die durch den gegenwärtigen Nothſtand zumeiſt bedrängten Orte Deutſchland's eine Vorleſung halten, in welcher derſelbe Urtheile der Vergangenheit über die Ereigniſſe und Erſcheinungen der Gegenwart mittheilen, ferner die Tagungsſcene aus Schiller's Tell recitiren und über den Redevortrag, mit Beziehung auf die betreffenden Leiſtungen im Parlamente und auf ſeine eigene rhetoriſche Wirkſamkeit, ſprechen wird.

Mainwaſſer-Wärme: Am 11. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 12. Auguſt. Titus, große Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammera

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 223. Montag, den 14. Auguſt 1848.

Der luſtige Geiger.

Eine Dorfgeſchichte, von F. Schrader.

Der Freiheitskampf war ausgekämpft, und die neue Geſtaltung Deutſchlands war unter glänzenden Feſtlichkeiten auf dem Kongreſſe zu Wien verbrieft und beſiegelt worden. Manches Land war an Flächengehalt verringert, manches andere wieder vergrößert worden, ſo daß manche Stadt und manches Dorf ſeiner bisherigen Landesherrſchaft entrückt und einer andern zugetheilt wurde. Beſondere Schwierigkeit bot in dieſer Hinſicht die Gränzregulirung der betreffenden Landestheile und die Einführung neuer geſetzlicher Beſtimmntungen, indem die in manchen Orten ſeit unvordenklichen Zeiten exiſtirenden Rechte und Gerechtſame, welche mit dem Volke gleichſam verwachſen waren, ein Stein des Anſtoßes wurden und auf die neue Einrichtung ſtörend einwirkten. Oft kamen auch hier und da bei der neuen Gränzbeſtimmung Irrungen vor, indem der eine Ort von ſeinem bisherigen Landestheile zwar getrennt und einem andern zugewieſen, auf der Karte desjenigen Landestheiles aber, dem er bisher zugehört hatte, abzuſtreichen vergeſſen worden war, ſo daß ein ſolcher Ort die Ehre hatte, zwei Landeshoheiten anzugehören, die auch beide die bei ihnen üblichen Steuern und Abgaben forderten. Ein ſolcher Fall kam namentlich an der preußiſch-hannover'ſchen Gränze vor. Der Ort, den wir Krausdorf nennen wollen, hatte früher zu Hannover gehört, und war nun preußiſch geworden, weshalb er natürlich auch von dieſer Seite beſteuert wurde. Auf der hannover'ſchen Spezialkarte aber halte man dieſen Gränzwechſel zu bemerken vergeſſen, und ſo kam es, daß anch von Seiten Hannovers die Steuern noch eingefordert und forterhoben wurden. Dieſer Umſtand brachte den Ort in Allarm. Die Bewohner, welche ſich um die von den betheiligten Staaten angeordnete Gränzbeſtimmung um ſo weniger bekümmert hatten, als ſie mit Gewißheit wußten, daß ſie Einwohner Deutſchlands bleiben würden, wußten daher im Ernſte nicht, wem ſie eigentlich angehörten, und ließen es mit ihrer Steuerentrichtung jedes Mal bis auf's Aeußerſte kommen. Kam ein preußiſcher Beamter, um die Steuern zu erheben, ſo ſagten ſie, wir haben ſie eben erſt an Hannover entrichtet, und ſo umgekehrt, wenn ein hannover'ſcher Beamter zu gleichem Zwecke abgeordnet worden war. Dies führte oft zu beſorglichen Auftritten. Die Behörden Preußens und Hannovers, welche in dieſer Steuerverweigerung eine ſtörriſche Hartnäckigkeit, wie ſie zuweilen dem Bauer eigen iſt, zu erblicken vermeinten, wandten ſehr ſtrenge Maßregeln an, und legten ſo lange ein Militärkommando in das Dorf, bis die Steuern von Heller zu Pfennig abgetragen waren; eine Maßregel, welche für die Bewohner von Krausdorf faſt der Nagel zum Sarge wurde. Ein ſolches Mittel half zwar jedesmal, aber es wirkte auch doppelt nachtheilig auf die Gemeinde, indem durch die gewaltſame Erpreſſung nicht nur der Wohlſtand, ſondern auch die gute Sitte bei der Jugend untergraben wurde. Die Soldaten hatten nämlich mit den Schönen des Dorfes Liebſchaften anzuknüpfen geſucht, und wie Alles, was glänzt, bei dem weiblichen Geſchlecht Wohlgefallen erregt, ſo auch die blanken Knöpfe und die betreßten Uniformen des Militärs. Die meiſten dieſer Liebſchaften hatten üble Folgen gehabt; nur die Liebe des preußiſchen Feldwebels Fränkel zu der Tochter des armen Fiedlers Michael ſchien anderer Natur zu ſeyn. Der Fiedler aber, ein Mann voll Muth und Lebensluſt, mochte die Rothſchweife, wie er ſie nannte, nicht leiden und da er auch wußte, daß ſolche Liebſchaften entweder gar nicht oder früher, als man es wünſcht, zum Ziele führen, ſo verbot er ſeiner Tochter den Umgang mit dieſem Menſchen, und als er ihn dennoch wieder zum Beſuche bei ſeiner Tochter fand, packte er ihn herzhaft an der Bruſt und warf ihn ohne Weiteres zur Thüre hinaus. Damit hatte die Sache ſcheinbar ein Ende; er ſprach nicht mehr davon, und die Tochter wagte es nicht, obſchon ſie an nichts anderes dachte, von nichts anderem träumte, als von dem Feldwebel Fränkel.

Dieſer hatte indeß längſt den Ort wieder verlaſſen, deſſen Bewohner immer noch unter dem doppelten Steuerdrucke ſeufzten, und zwar um ſo mehr, als ſie in den Mißjahren 1816 und 1817 eine nur kärgliche Ernte gehabt und deshalb viele Arme zu ernähren hatten. Dieſe jahrelange Bürde laſtete mit einer ſo furchtbaren Schwere auf den Bewohnern jenes Dorfes, daß ſie unter ihrem Druck erliegen zu müſſen glaubten. Selbſt die beſte Stütze in verhängnißvollen Augenblicken, die Hoffnung, vermochte ſie nicht mehr aufrecht zu erhalten. Zwar hatten ſie oft ſchon in Bezug auf das doppelte Steuerverhältniß bei der preußiſchen Behörde ſowohl, als bei der hannover'ſchen Vorſtellungen eingereicht, aber der ſchleppende, aus den Zeiten des lieben deutſchen Reiches vererbte Rechtsgang hatte es noch zu keiner Reſolution, viel weniger zu einer Entſcheidung kommen laſſen. Der Schultheiß faßte daher einen energiſchen Entſchluß. Er ließ eines Tages die Gemeinde unter der Linde des Dorfes ſich verſammeln und ſprach zu ihr: „Nein, Freunde und Gevattern, länger kann dieſer harte Druck, dieſer rechtsloſe Zuſtand nicht mehr fortdauern. Wir wollen zwar keinen Prozeß gegen die beiden Potentaten anfangen, aber wir müſſen zu irgend einem andern Mittel unſere Zuflucht nehmen. Hört an. Des Königs von Preußen Majeſtät iſt, wie Ihr wißt, unſer vom deutſchen Bunde uns rechtmäßig zugetheilter Landesherr. Soll uns geholfen werden, ſo müſſen wir an ſeine vielgeprieſene Gerechtigkeit appelliren und wir dürfen auf baldige Abhülfe hoffen. Dies muß aber mündlich geſchehen, und Einer aus der Gemeinde muß dieſen Auftrag übernehmen.“

Die verſammelten Gemeindeglieder waren mit dieſem Vorſchlage vollkommen zufrieden, nur fragte es ſich, wer von ihnen

Digitized by Google

Muth und Mundwerk genug habe, dieſe Miſſion erfolgreich auszuführen; denn die Bauern vor dreißig Jahren ſtanden hinſichtlich des Muthes und der Bildung im Vergleich zu den Bauern jetzt noch unendlich weit zurück. Obſchon der Sieg über die ſchmachvolle Fremdherrſchaft einen ganz andern Geiſt, ein neues friſches Jugendleben in Deutſchlands Bevölkerung hervorgerufen hatte, ſo hatte doch das mittelalterliche Feudalweſen und der Druck des dreißigjährigen Krieges den Bauer ſo verknechtet und der Menſchenwürde ſo ſehr entrückt, daß er von einer wahrhaft ſklaviſchen Furcht beherrſcht wurde und ſchon zu zittern begann, wenn er nur vor das Amt gefordert wurde. Damals wäre es eine Vermeſſenheit, gleichſam ein Majeſtätsverbrechen geweſen, der Anſicht eines Amtmannes widerſprechen zu wollen. Jeder unterwarf ſich ſchweigſam ſeinen Befehlen, und durch mündliche Ueberlieferung ſind Beiſpiele von einer ſchreckenvollen Tyrannei von Amtleuten gegen die Bauern auf unſere Tage übergegangen. Wo hätte nun Einer unter ſolchen Umſtänden vollends den Muth hernehmen ſollen, vor die erlauchte Perſon des Königs, vor das ſtrenge Antlitz des Herrſchers zu treten und ihm die Lage der Verhältniſſe mit klaren Worten zu ſchildern? Es fand ſich Niemand, und ſchon befürchtete man, an dieſer Klippe zu ſcheitern, als ein junger Mann hervortrat und ſagte: „Zu dieſem Geſchäfte eignet ſich aus unſerem Dorfe nur Einer, und der iſt Michel Veit."

„Ja, ja, der paßt!" riefen mehrere Stimmen wie aus einem Munde; „kein Anderer eignet ſich beſſer, als dieſer. Holt ihn ſchnell herbei, damit wir uns mit ihm einigen können." In der That hätte man auch keine beſſere Wahl treffen können. Michel Veit war mehr unter dem Namen „Vetter Michel" bekannt; er war ein Mann nach altem Schrot und Korn, und hatte in ſeinem Weſen ſo viel Eigenthümliches, wie ſelten Jemand auf dem feſten Lande außer ihm aufzuweiſen haben mochte. Obſchon er mehr als ſechzig Sommer an ſeinem Haupte hatte vorüberziehen ſehen, ſo war er doch immer noch ein rüſtiger, kreuzfideler Burſche, deſſen bloßes Erſcheinen ſchon geeignet war, in die einförmigſte Geſellſchaft ein heiteres Leben zu verpflanzen. Vetter Michel war arm und beſitzlos, weßhalb er auch nicht zu Gemeindeverſammlungen beigezogen wurde. Es iſt überhaupt noch ein wunder Fleck unſeres deutſchen Stände- und Gemeindeweſens, daß man das Geld allen andern Eigenſchaften vorzuziehen pflegt. Manches würde anders ſeyn, wenn man das oft überwiegende Talent des Armen beachtete und zu Rathe zöge. Dafür beſaß aber Vetter Michel einen Schatz, um den ihn Fürſten hätten beneiden können: ein immer heiteres Gemüth. Eine ſchon früh erwachte, unbegränzte Neigung zur Muſik hatte ihn von dem einträglicheren Betriebe der Landwirthſchaft abgehalten. Er war ein Bierfiedler geworden, ohne aber jemals im Leben die Wahl dieſes Berufes zu bereuen. Weit und breit in der Umgegend wurde kein Hochzeits- oder Kindtaufsſchmaus und kein Kirchweihfeſt gefeiert, wozu Vetter Michel nicht geladen worden wäre; kurz, ſollte es irgendwo recht luſtig hergehen, ſo mußte er dabei ſeyn, und hätte man ihn aus dem Bette holen ſollen. Man ſah ihn aber auch niemals ohne ſeine Geige. Vetter Michel war aber nicht nur ein komiſcher Kauz, ſondern auch ein mit Witz und Verſtand begabter Mann, der das Herz und die Zunge ſtets auf dem rechten Fleck hatte. Was kein Anderer ſich zu ſagen getraute, das ſagte er, und deßhalb war er auch ganz der Mann, wie die Gemeinde jetzt ihn nöthig hatte, um ſich von einer läſtigen Bürde zu befreien.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſchland ſoll haben gleiche Münz-, Maß- und Gewicht-Eintheilung.

Wird im Parlament zu Frankfurt für ganz Deutſchland eine gleiche Münz-, Maß- und Gewicht-Eintheilung berathen, ſo müſſen unter allen neuen und alten Münzen, Maßen und Gewichten in Deutſchland, Frankreich, England u. ſ. w. die gewählt werden, welche hauptſächlich den Handel, die Induſtrie und die Gewerbsthätigkeit in ihrer Verkehrsfreiheit erhalten und ihren weitern Entwickelungen freies Feld verſchaffen.

Es wird nicht Unrecht ſeyn, daß man bei dieſer wichtigen Wahl zuerſt zurückkehrt. Als der neue Metre und die neue Decimal-Münz-Eintheilung noch nicht in Frankreich im Verkehr eingeführt war, auch in Deutſchland noch nicht Nachahmung gefunden hatte, wurde um jene Zeit in Deutſchland zum allgemeinen Maß der alte pariſer Fuß und der rheinländiſche in Schriften über Fortſchritte in der Wiſſenſchaft, Kunſt und Gewerbe gebraucht. Dieſer rheinländiſche Fuß iſt unter allen verſchiedenen Maßen in Deutſchland das einzige, wovon die Längenruthe und alle Abtheilungen Duodez ſind und das beim Gebrauch angenehmer iſt, als wenn die Rutheneintheilung, wie bei allen andern Maßen in Deutſchland, verſchieden iſt. Im techniſchen Gebrauch und bei vielen Gewerben hat die Duodez- gegen die Decimal-Eintheilung einen weit größeren Vorzug, man kann in verſchiedenen Bruchtheilen die Eintheilungen der Münzen, Gewichten und Maßen nach jeder nächſt höhern Ordnung angeben, auch können die Techniker von allen gemeſſenen Sachen ihre Verſchiedenheit leichter beurtheilen, wenn man die Maße von der nächſtgeringern Abtheilung in Bruchtheile der nächſthöhern Ordnung angeben kann; ſo ſind z. B. $^{3}/_{4}$ Fuß = 9 Zoll, $^{2}/_{3}$ Fuß = 8 Zoll; aber nach dem Decimalmaße iſt $^{3}/_{4}$ Fuß = 7,5 Zoll = 75 Linien und $^{2}/_{3}$ Fuß = 6,666 Zoll und kann nur annäherungsweiſe angegeben werden.

Daß die Decimal-Münz-, Maß- und Gewicht-Eintheilung die Handelsgeſchäfte nicht erleichtert, gibt hinlänglichen Beweis, daß alle freien Reichsſtädte in Deutſchland, ſo auch Holland, Belgien, England u. ſ. w. keinen Gebrauch gemacht haben, die doch jedes Neue, was die Handelsgeſchäfte erleichtert, gern aufnehmen. Dieſes letztere ſpricht hinlänglich gegen die Decimal-Münz-, Maß- und Gewicht-Eintheilung für Handel und Gewerbe.

Die neue Decimal-Münze und der neue Metre iſt in Frankreich beſonders zur Erleichterung des Rechnens eingeführt; aber das Rechnen iſt beim Handel und allgemeinen Verkehr nicht die Hauptſache, denn die Kaufleute, Wechsler, Fabrikanten und Gewerbsleute rechnen im Kopf und zu Papier mit jeder Geldſorte, Maß und Gewicht, die keine Decimal-Eintheilungen haben, eben ſo ſchnell und richtig, als die Gelehrten mit Decimalzahlen rechnen, und erleichtert auch die Decimalrechnung die Geſchäftsrechnungen etwas, ſo ſtehet die Erleichterung in einem viel geringeren Verhältniß, als die Decimal-Eintheilung im Verkehr Nachtheil verurſacht. Die Gründe für und wider die Zehn- und Zwölftheilung hatten bei der Verhandlung über das neue Münzgeſetz im preußiſchen Staate ſeit dem Jahre 1818 der letzten den Vorzug gegeben. Die Verluſte, welche den ärmſten Theil des Volkes bei dem Uebergange aus der gewohnten Zwölftheilung in die Zehntheilung betreffen und über die Verwirrung, welche daraus in kleinem Verkehr entſteht, iſt viel zu ſagen.

Die Sachſen haben bei ihrer Decimal-Münz-Eintheilung neben den einzelnen Pfennigen auch $1^{1}/_{2}$ Pfennigſtücke, um den allgemeinen Verkehr eben ſo fortzuſetzen, als da der Groſchen 12 Pfennige hatte.

Daß in Frankreich die neue Decimal-Münz-, Maß- und Gewicht-Eintheilung im allgemeinen Verkehr keine Anwendung findet, iſt ſchon längſt bekannt; ſo haben in Frankreich bei allen

Digitized by Google

Ellenwaaren die Einzelhändler den Metre ſehr gern ſtatt der alten Aune angenommen, weil er beinahe um ein Sechstheil kürzer iſt, als dieſe; aber Niemand denkt daran, ſich Decimetre von Sammet, Tuch oder Band meſſen zu laſſen, ſondern man kauft nach wie vor Halbe und Viertel des an Stelle der Aune getretenen Metres. Das Volk in Frankreich hat ſeit mehr als fünfzig Jahren noch nicht gelernt, den Franc in Centimen zu theilen; es rechnet auf dem Markte nach Sous zu 20 auf den Franc, und wo noch kleinere Theilungen nöthig ſind, nach Halben und Viertel des Sol, das iſt nach ſeinen alten Liards. (Hierüber ſchreibt J. G. Hoffmann in ſeinem Nachlaß kleiner Schriften S. 590.)

Im preußiſchen Zollvereine ſind Zweithaler und 3½ rheinländiſche Guldenſtücke von gleichem Werth und das Kölner Pfund eingeführt; da nun der preußiſche Zollverband ſehr weit über Deutſchland ſich erſtreckt und wahrſcheinlich bald über ganz Deutſchland ſich verbreiten wird, ſo wäre nicht Unrecht, für die Einführung einer gleichen Münze Gulden oder Thaler, für das gleiche Gewicht das Kölner Pfund und zum gleichen Maß den oben angeführten rheinländiſchen Fuß zu wählen, und der gewählten Münze, Gewicht und Maß die Duodez-Eintheilung zu geben.

Die Duodez-Eintheilung wird gewiß von Allen, die nicht Techniker und Handelsmänner ſind, widerſprochen, und dieſe werden auch fortfahren zu ſagen: Was das Rechnen erleichtert, muß auch im Handel und Verkehr gut ſeyn; es wäre zu wünſchen, daß letztere bei der Wahl gleicher Münze, Maß und Gewicht überſtimmt würden, dahingegen die alte Duodez-Eintheilung die Oberhand behält, und daß alle weitläuftige Berechnungen eben ſo wie bisher in Deutſchland mit Decimal-Eintheilung berechnet werden, z. B. der Geometer theilt die landübliche Ruthe in Decimal-Fuß und Zolle, alsdann hat der berechnete Flächeninhalt zur Einheit die landübliche Quadratruthe und die Decimal-Quadratfuße können leicht in Duodez-Quadratfuße reducirt werden; eben ſo kann bei'm Verkauf des Werkholzes und der behauenen Steine und bei allen andern Sachen mit dem Duodezmaße ausgemeſſen und der körperliche Inhalt mit dem Landesfuß in Decimalzolle getheilt, berechnet werden; von dieſer Berechnung ſind dann die berechneten Cubikfuße die Landes-Cubikfuße und die berechneten Decimalzolle werden in Bruchtheile von Cubikfußen nebenbei angegeben.

Es iſt beſſer, daß alle weitläuftige Berechnungen mit Decimal-Eintheilungen gerechnet werden und das Volk, der Handel und die Gewerbe in Deutſchland bekommen die gleiche Münze, Maß und Gewicht mit Duodez-Eintheilung.

Bekommt Deutſchland gleiche Münz-, Maß- und Gewicht- mit Duodez-Eintheilung, ſo erleichtert das Duodez-Zahlenſyſtem mit eilf Ziffern das Rechnen, eben ſo, wie die neue Decimal-Münze und Metre durch unſer Decimal-Syſtem.

Ueber das Duodez-Zahlenſyſtem und über die Duodez-Eintheilung des gemünzten Metalls von Gold, Silber und Kupfer habe ich ſchon im Jahre 1845 im Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen, Nro. 275 von Seite 3588—3594, umſtändlich geſchrieben.

Ich werde recht gern meine Gedanken mehrmal folgen laſſen, wenn mein Vorſchlag Aufnahme findet.

Bückeburg, den 27. Juli 1848. Br.

Mannichfaltigkeiten.

Ulm, 11. Auguſt. Geſtern Abend gab es unweit der „blauen Ente“ einen kleinen Auflauf. Die Urſache wird, wie folgt, erzählt: Die in jener Gegend wohnende Kath. H. war mit ihrem jetzigen Liebhaber, einem öſterreichiſchen Artilleriſten, ſpazieren gegangen. Während ihrer Abweſenheit hören die Nachbarsleute ein jämmerliches Wimmern aus ihrem Zimmer, das immer ärger wird. Einer erzählt's dem Andern, man erbricht endlich die Thüre und findet hier ihren unehelichen, 4 Jahre alten, Knaben auf eine empörende Weiſe mit Stricken an Händen und Füßen und mit einem Gurt um den Leib geknebelt, wahrſcheinlich, damit derſelbe während des Spazierganges der unnatürlichen Mutter das Zimmer nicht verlaſſen ſollte. Das Gerücht bemächtigte ſich des Vorfalls ſofort in übertreibender Weiſe, indem man behauptete, das Liebespaar habe den ihm hinderlichen Knaben auf die erzählte Art aus der Welt ſchaffen wollen, was aber von dem herbeigeholten Chirurgen ſofort für unwahrſcheinlich erklärt wurde. Nach der Ausſage des Knaben ſoll ihn der Oeſterreicher ſo geknebelt haben. Die Sache iſt beim Oberamtsgericht anhängig. (Ulm. Schnellp.)

(Aſyl für unbemittelte, altersſchwache Gouvernanten in London.) Der angekündigte Bazar zur Vermehrung der Geldmittel für Erbauung eines ſolchen Aſyls fand am 20. und 21. Juni im Garten des königlichen Hoſpitals zu Chelſea ſtatt. Das Wetter war ausgezeichnet ſchön und der Förderung des guten Werkes ungemein günſtig. Der Eintrittspreis am erſten Tage betrug eine halbe Krone, am zweiten einen Schilling. Es gingen etwa 500 Pfd. Sterl. für ausgegebene Billets ein und 1500 Pfd. Sterl. durch freiwillige Beiträge, wozu noch die Einnahme an den Verkaufsſtänden im Betrag von 1700 Pfd. Sterl. kam. Die Auslagen beliefen ſich ziemlich hoch, trotz dem aber dürfte der Fond auf 2500 Pfd. Sterl. angewachſen ſeyn. Der Bau der Anſtalt ſoll möglichſt beſchleunigt werden und ſchon nach einem Jahre werden manche höchſt bedürftige Perſonen in derſelben Aufnahme finden. (A. Mdztg.)

Ein gewiſſer Barrault richtet ſogenannte „offene Briefe“ an die bedeutendſten Männer des Tages und läßt ſie gedruckt auf den Straßen in Paris verkaufen. Der zweite dieſer offenen Briefe iſt an Thiers gerichtet und theilt eine nicht unintereſſante Anekdote mit: eines Abends hatte Thiers bei dem Fürſten Talleyrand wie gewöhnlich durch ſeine geiſtreiche Unterhaltung geglänzt und wurde, als er ſich entfernte, durch ein anmuthiges Lächeln des Fürſten belohnt. Kaum war Thiers verſchwunden, ſo bemühete ſich die Geſellſchaft, die Meinung Talleyrands über ihn zu erfahren. Der Fürſt lächelte nicht mehr. „Herr Thiers,“ ſagte er aber, „beſitzt viel Geiſt; Herr Thiers wird Frankreich ins Verderben ſtürzen.“ (Allg. Mdztg.)

Heſſiſcher Volkswitz. Wie doch, ſo ſagte neulich ein Odenwälder, die Zeiten ſich geändert haben. Früher konnten die deutſchen Fürſten nicht Johanne genug haben, und jetzt ſcheint ihnen einer zu viel. Früher jagte unſere Regierung einen krawalliſchen Landtag auseinander, wenn er auch gar nicht fort wollte. Und jetzt, da einer mit aller Gewalt aufgelöſt ſeyn will, erklärt ſie denſelben für ihre Herzkammer und thut, als ob es bei dieſer Operation ſich um Leben und Tod handle.

Korreſpondenz.

Aus Baden, 6. Auguſt.

Die zweite Hälfte des Sommers ſcheint ſich für unſere Bäder beſſer geſtalten zu wollen, als die erſte. In den letzten Tagen haben ſich in Baden die Gäſte anſehnlich vermehrt, was man immerhin als ein erfreuliches Zeichen des allmählig wiederkehrenden Vertrauens betrachten kann. Freilich kann die Frequenz des Jahres 1848 mit denen früherer Jahre nicht verglichen werden, und haben die Beſitzer der Gaſthöfe wie der Privatwohnungen jedenfalls ſehr empfindlichen Schaden. Auch die Kniebisbäder, namentlich Petersthal und Antogaſt erfreuen ſich eines ziemlich zahlreichen Beſuches, und wenn die Witte-

Digitized by Google

rung einigermaßen günſtig bleibt, ſo dürften dieſelben noch immer erträgliche Geſchäfte machen. Den ſtärkſten Beſuch hat Rippoldsau, deſſen heilkraftige Quellen immer mehr Anerkennung finden. Dem thätigen Beſitzer dieſer großartigen Anſtalt iſt es gelungen, ſein Bad zu einem der bedeutendſten Deutſchland's zu erheben. Denn nicht nur aus allen Theilen Deutſchland's, auch aus der Schweiz, Frankreich, England und ſelbſt aus Rußland kommen alljährlich mehr Gäſte, ſowohl kranke als geſunde, die ſowohl von der Heilkraft der Mineralquellen, die zu den ſaliniſchen Stahlſäuerlingen und nach ihren Beſtandtheilen zu den heilkräftigſten Deutſchland's gehören, als auch von der herrlichen und geſunden Natur angezogen werden. Wer, zumal in gegenwärtiger Zeit, aus dem Gewühl des öffentlichen Lebens ſich auf kurze Zeit zurückzuziehen und ſich Erholung und Ruhe zu gönnen wünſcht, der findet in dem wildromantiſchen Thale von Schapbach und Rippoldsau den ewigen Frieden. In lebensfroher Geſellſchaft, in der man wie in einer großen Familie lebt, genießt man alle Freuden, welche eine wunderbar großartige, in den mannichfaltigſten Bildern erſcheinende Natur im Verein mit den feinſten Genüſſen der Cultur darbietet. Der Eigenthümer des Bades, Hr. Göringer, beſitzt die beneidenswerthe Kunſt, ſich die faſt unbedingte Zufriedenheit der Badgäſte zu erwerden, weßhalb ſelten Einer im folgenden Jahre ausbleibt, wenn er einmal unter dem gaſtlichen Dach des Hrn. Göringer gelebt. Ich behalte mir vor, Ihren Leſern ein möglichſt vollſtändiges Bild von Rippoldsau und ſeinem Leben zu entwerfen.

Mainz, 10. Auguſt.

Die Ausübung der ſtädtiſchen Polizei gehörte früher zu den Befugniſſen des Stadtvorſtandes, ſpäter ging ſie in die Hände des Kreisrathes über, und es trat damit das etwas ſonderbare Verhältniß ein, daß die Stadt eine Behörde unterhalten mußte, über die ihr keine Verfügung zuſtand. Die Gewalt der Kreisräthe iſt jetzt vernichtet; an ihre Stelle ſind Regierungskommiſſionen getreten, und man iſt nun geſpannt, ob die ſtädtiſche Polizei in ihrer jetzigen abnormen Stellung verbleiben, oder, wie es ſich von Rechtswegen gehört, dem Stadtvorſtande wieder werde untergeordnet werden. Es war bei der letzten Bürgermeiſterwahl davon die Rede, daß die drei aus der Wahl hervorgehenden Kandidaten ſich unter ſich verpflichten ſollten, die Beſtätigung zum Bürgermeiſteramte von Seiten der Regierung nur unter der Bedingung anzunehmen, daß der Bürgermeiſter auch in alle, in früheren Zeiten mit ſeiner Stellung verbundenen Rechte wieder eingeſetzt werde. Aus der Wahl gingen die Herren Nack, Heſtermann und J. P. Schöppler als Kandidaten hervor; Hr. Heſtermann verweigerte von vorne herein die Annahme des Bürgermeiſteramtes; Hr Schöppler ſoll, wie verſichert wird, die Annahme von der oben angedeuteten Bedingung abhängig gemacht haben; ob aber Hr. Nack, der nun wirklich beſtätigt iſt, eine gleiche Bedingung geſtellt, weiß man nicht. Die jetzt noch beſtehenden Beſchränkungen machen die Stellung des Bürgermeiſters zu einer ſolchen, bei der wenig Ruhm zu ernten iſt; ſie iſt zwitterartig, nichts Halbes und nichts Ganzes, und bietet Dem, der es für Pflicht hält, entſchieden zu handeln, faſt gar keine Gelegenheit, ſeiner Meinung Geltung zu verſchaffen. Man darf Hrn. Nack zutrauen, daß er das Peinliche einer ſolchen Stellung eingeſehen und den Wiederantritt ſeines Amtes an dieſelbe Bedingung geknüpft habe, ohne deren Erfüllung ſein Mitkandidat, Hr. J. P. Schöppler, die Beſtätigung zurückgewieſen haben würde. Eine Erklärung des Hrn. Nack hierüber wird von allen Seiten ſehr gewünſcht.

Aus dem Großherzogthum Heſſen, 8. Auguſt.

Je mehr die Verhandlungen in der Nationalverſammlung zu Frankfurt dem Paragraphen 4 der Grundrechte des deutſchen Volkes ſich nähern, deſto emſiger rührt ſich die Geiſtlichkeit, beſonders die katholiſche auf dem Lande, um dem Volke das Streben der Lehrer nach größerer Selbſtſtändigkeit als ein der Religion höchſt gefährliches zu ſchildern und auszumalen. Trennung der Schule von der Kirche iſt in den Augen dieſer Herren ein wahrhaft „gottloſes, fluchwürdiges Anſinnen“, durch welches die Schule „paganiſirt“ und die Religion ihrem Untergange entgegengeführt werden ſoll; ſie iſt ein „Abfall“ der Lehrer von der Kirche, ein „Verrath“ an derſelben, und diejenigen Lehrer, die der Emancipation das Wort reden, haben nach den Worten der katholiſchen Sonntagsblätter und ihrer Nachbeter ihren Abſagebrief von der Kirche und von ihrem Amte eingereicht. Um das Volk auf dieſe „gefährlichen, teufliſchen“ Beſtrebungen des Lehrerſtandes aufmerkſam zu machen und letzterem auf den Rücken zu hetzen, läßt man die Sonntagsblätter, die ſich zwar in fleißiger Beſprechung dieſer Frage im Intereſſe der Kirche, am allerwenigſten aber durch wahrheitsgetreue Darſtellung der Lehrerbeſtrebungen auszeichnen, die Miſſionsreiſe machen in die Wohnungen der „braven und frommen Bürger“ und anderer Perſonen von mehr oder weniger Einfluß in der Gemeinde, und damit die Leute ſich gleich darin zurecht finden, werden die, die Schulfrage behandelnden oder ſonſt mit ihr verwandten Artikel mit rothem Bleiſtift angeſtrichen und zur Vermeidung jedes Un- oder Mißverſtändniſſes noch obendrein beim Ueberbringen von dem — gewöhnlich geiſtlichen — Boten auf's deutlichſte interpretirt. Doch hat Einſender Dieſes, Dank dem geſunden Sinn unſeres deutſchen Volkes! ſchon mehrfach die Erfahrung gemacht, daß dieſe Miſſionen ganz andere Erfolge hatten, als dieſe Herren erwarteten. Während nämlich, ſeit die Unterrichtsfrage ſich den wichtigſten Zeitfragen angereiht, das ganze Streben jener Leute dahin geht, den Lehrer in der Gemeinde zu verdächtigen, ihn des Vertrauens der Ortseinwohner zu berauben und ihn ſo in der Gemeinde unmöglich zu machen, richtet ſich der Unwille des Volkes, das ihre unlauteren Abſichten durchſchaut, ſeyen dieſe auch noch ſo ſchlau in den Deckmantel der Religion gehüllt, meiſtens gegen ſie ſelbſt, und ſie ſtürzen am Ende in die Grube, die ſie Andern gegraben. Um obigen, ächt chriſtlichen Zweck zu erreichen, bedienen ſie ſich, wie Einſender aus Erfahrung ſprechen kann, auch noch anderer Mittel als des bereits erwähnten. Ihre Predigten, ihre Chriſtenlehre, ſelbſt ihr Religionsunterricht in der Schule ſind ihnen willkommene Gelegenheiten, ihren Geifer gegen ihnen mißliedige Perſonen auszuſpritzen und ihre gemeine, ſchmutzige Polemik, wobei es ihnen auf Vermeidung unanſtändiger Worte durchaus nicht ſo genau ankömmt, an den Mann zu bringen. Kurz, ſie wenden alle ihnen zu Gebot ſtehenden Mittel an, unter dem Volke den Wahn zu verbreiten, die Religion ſey in Gefahr, die Lehrer wollten in der Schule keinen Religionsunterricht mehr geben, die Jugend verführen, vom Glauben, von der Kirche abfallen, unter keiner Aufſicht mehr ſtehen, unerſättliche Leerer der Gemeindekaſſen werden, und was dergleichen den Forderungen der Lehrer theils ſtracks entgegenlaufende, theils dieſelben ganz entſtellende Beſchuldigungen mehr ſind. Die Wünſche des deutſchen Lehrerſtandes ſind in dieſen Blättern ſchon ſo oft beſprochen worden, daß Referent eine Wiederholung und Beleuchtung derſelben für überflüſſig hält. Er lebt der feſten Ueberzeugung, daß die Mehrzahl der in Frankfurt tagenden deutſchen Männer die Wünſche und Beſtrebungen des deutſchen Lehrerſtandes richtiger und vorurtheilsfreier aufgefaßt, als eine große Anzahl katholiſcher Geiſtlichen, die, wie es ſcheint, ſich durchaus nicht in die Zeit finden will, und gar gern, etwa durch Schulbrüder oder Schulweſtern, jenen mittelalterlichen Boden bebauen ließe, der für die Kirche von ſo großer Ergiebigkeit war.

Berichtigung.

Wir fühlen uns zu der Erklärung veranlaßt, daß der Geſangverein „Orpheus“ in dem von Seiten des Hrn. Laufs veranſtalteten Konzerte, welches Montag den 14. d. auf der Mainluſt ſtattfindet und deſſen Rentirung zur Hälfte für die deutſche Flotte beſtimmt iſt, nicht mitwirken wird.

Der Vorſtand
des Geſangvereins „Orpheus“.

Der Setzer läßt den Redner in der am Sonntag bei Gelegenheit des deutſchen Huldigungsfeſtes gehaltenen Feſtrede ſagen, daß der deutſche Volksſtamm ſeit „zwei Jahrhunderten“ allen Völkern in Schlachtruhm und Todesverachtung vorangeleuchtet habe. Die glorreiche Geſchichte Deutſchland's datirt aber bereits ſeit „zwei Jahrtauſenden“, wie es der Redner deutlich ausgeſprochen.

Mainwaſſer-Wärme: Am 14. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. Auguſt. Die Schule des Lebens, dramatiſirtes Mährchen in 5 Abth. von Dr. E. Raupach.

Dienſtag, 15. Auguſt. Wilhelm Tell, große Oper in 3 Abth., Muſik von Roſſini. (Gaſtrolle) Tell: Hr. Scharff, vom Theater zu Linz.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 224. Dienſtag, den 15. Auguſt 1848.

Feierſtunde.

Der Friedensſtille ſanfte Feier
Umweht uns hier, und lacht uns an;
Durch dunkler Zukunft dichte Schleier
Strebt muthiger der Blick voran;
Und nach des Sturmes Brauſen achtet
Man nun nicht weiter der Gefahr,
Und denkt nicht mehr, wie tief umnachtet
Bisher der ſteile Pfad uns war.

Ob wohl die Löſung jeder Frage
Schon jetzt von Mund zu Munde geht?
Ob uns des Schickſals ernſte Wage
Schon feſt im Gleichgewichte ſteht?
Ob ſchon geheilt iſt jede Wunde;
Verwiſcht ſchon aller Sorgen Spur? —
Wir haben eine kurze Stunde
Zu ruhigem Verweilen nur.

Wir möchten gern die Stunde nützen,
Daß uns ein freier Blick gelingt,
Bevor aus Worten und Geſchützen
Verzehrend neues Feuer dringt;
Es iſt der erſte Sturm beſchwichtigt,
Und eh' der zweite kommen kann,
Verſucht man, wie man ſich berichtigt,
Und ehrlich ordnet Mann bei Mann.

Als unſ'res Landes treue Hüter
Sind wir zu Schutz und Schirm bereit,
Für alle ſchwer erworb'nen Güter
Der deutſchen Volksherrlichkeit.
Für alles Das, was kühn in Thaten
Vollbracht ein göttlicher Beruf,
Für alles Das, was ſtill berathen
Und ächter Fleiß in Kunſt erſchuf.

Was unſer iſt, ſoll man nicht ſchmälern,
Was heilig iſt, uns nicht entweih'n;
Auf allen Bergen, in den Thälern
Soll Freiheit wohnen und gedeih'n;
So hoffen wir in ernſtem Willen,
Zu kräftigen, was ſchon erſchlafft,
Und jeden Hunger noch zu ſtillen,
Und Raum zu finden jeder Kraft.

Wir denken nicht, den Weg zu kürzen,
Wir wollen nicht die Kämpfe ſcheu'n;
Allein auch nicht im Ueberſtürzen
Uns erſt vernichten, dann erneu'n;
Wo ſich Geſetz und Ordnung löſen,
Gibt's einen zweifelhaften Streit,
Ob ſich das Göttliche vom Böſen
Vielleicht nach ſchwerem Druck befreit.

Wir hoffen noch, das Weh zu heilen,
Und frevelnd ſteigern wir es nicht;
Wird uns das Schickſal übereilen,
Daß ſelbſt die letzte Stütze bricht?
Der erſte Sturm nur iſt verflogen,
Doch eh' der zweite kommen mag,
Soll das Gemüth in eb'nen Wogen
Noch ſpiegeln Gottes hellen Tag.

F. M. Heſſemer.

Der luſtige Geiger.

Eine Dorfgeſchichte, von F. Schrader.

(Fortſetzung.)

Die verſammelte Gemeinde wartete daher ſehnlich auf den Mann der That, von deſſen Schritten ſie Alles zu hoffen, Alles zu erwarten hatte; und als er endlich an der Seite des nach ihm geſandten Boten, mit ſeiner Geige unter'm Arm, raſch und beweglich dahergeſchritten kam, da jauchzte ihm ſchon von fern ein lautes Hurrahrufen entgegen.

„He, Vetter Michel, wollt Ihr unſer Retter ſeyn und uns von dem Doppeldruck der Steuerlaſt befreien?“ fragte ihn der Schultheiß des Dorfes.

„Ob ich will, fragt Ihr? Hört, ſprecht mir nicht ſo; bin ich doch immer, wenn es galt, der Gemeinde einen Dienſt zu erweiſen, einer der Erſten auf dem Platze geweſen. Müßt Ihr mir nicht Alle der Wahrheit gemäß bezeugen, daß ich es war, der mit ſeiner Fiedel die Franzoſen wie beſeſſen zum Dorfe hinausjagte? — Doch nun zur Sache, Ihr wollt, wie ich gehört habe, mich zu Eurem Geſandten machen; ich ſoll nach Berlin ſtolziren, vor Se. Majeſtät den König treten und ihm das doppelte Steuerverhältniß klar hacken. Nicht wahr?“ Die Gemeinde bejahte dieſe Frage kopfnickend, und Vetter Michel fuhr fort: „Topp! das will ich; und dabei werde ich dem gnädigſten Herrn König eins vorgeigen, an das er ſich ſein Lebelang mit Wohlgefallen erinnern ſoll.“

„Thut das, Vetter Michel, er iſt auch ein Menſch, wie wir, und es wird ihm Freude machen, die Töne Eurer Fiedel zu hören.“

Digitized by Google

„Das iſt meine Sache; abgemacht. Nun aber den Koſtenpunkt. Was gebt Ihr mir?"

„Vierzig Thaler zur Zehrung und noch hundert Thaler, ſobald ihr zurückgekommen ſeyd und uns Schwarz und Weiß die Verſicherung überbracht habt, daß es mit der doppelten Steuerzahlung baldigſt anders werden ſoll."

„Gut, das bin ich zufrieden. Nun gebt mir eine Beſcheinigung, erſtens, daß ich der Fiedler Michel aus Krausdorf bin, damit ich allen Häkeleien mit den hochnäſigen Polizeimännern überhoben bin, und zweitens eine Beſcheinigung zur Legitimation bei dem Könige, daß ich wirklich Derjenige bin, den Ihr beauftragt habt, Eure Beſchwerde zu den Füßen des Thrones niederzulegen. Alles Andere bleibe mir überlaſſen, und ich gebe Euch die Verſicherung, daß ich nicht eher wieder vor Euer Angeſicht trete, bis ich meinen Zweck erreicht und Euern Auftrag nach Wunſch erfüllt habe. Den König muß ich ſprechen, oder — ich will nicht Vetter Michel mehr heißen."

Die Gemeinde, mit dieſer Zuſage zufrieden, ward von neuer Hoffnung belebt und freute ſich inniglich, einen Mann gefunden zu haben, dem ſie ihr Geſchick vertrauensvoll in ſeine Hände legen durfte. Alles tanzte und hüpfte um ihn herum; man ließ ihm ein Glas Schnaps um das andere einſchenken, Fuſel nämlich, ohne den man auf dem Lande ſich damals keine Freude denken konnte. Dieſe üble Sitte findet man, trotz aller Mäßigkeitsvereine, auch jetzt noch häufig in Städten und Dörfern. Man ſieht in verräucherten Kneipen bleiche aufgedunſene Geſtalten mit gläſernen Augen ſitzen, die, ſo lange ſie noch die Zunge bewegen können, ein Glas des verzehrenden Giftes nach dem andern in den Schlund hinab gießen, bis ſie aufhören, Menſchen zu ſeyn. Ich weiß aber nicht, ob man deßhalb dieſer Menſchenklaſſe oder nicht vielmehr den Regierungen den Vorwurf der Unachtſamkeit, der Gelegenheit zur Verſchwendung und des langſamen Menſchenmordes machen ſoll. Pflicht der Regierungen wäre es freilich, dafür zu ſorgen, daß ein gutes, wohlfeiles Getränk geſchaffen würde, an dem ſich der gemeine Mann nach des Tages Laſt und Hitze laben könnte, ohne der Geſundheit zu ſchaden. Man brauchte deßhalb die Brauereien nicht gerade zu verſchließen, ſondern nur den Branntwein mit einer hohen Steuer zu belegen, daß er theuer und koſtbarer würde, und eine Verminderung des Verbrauchs würde ſich zum Wohle der armen Menſchheit recht bald herausſtellen. Ich wiederhole es jedoch, daß man vorerſt darauf denken müßte, ein anderes nahrhafteres Getränk herzuſtellen, denn *einen* Labetrunk verlangt die Natur des gemeinen Mannes, und es würde hartherzig ſeyn, ihm den Genuß des einen zu verkümmern, ohne ihm einen Erſatz dafür zu bieten. Unſere Biere ſind zwar jetzt in der Regel ſehr gut, aber doch ſo unverhältnißmäßig theuer, daß ihren Genuß ſelbſt der Wohlhabendere ſich verſagen muß, während der Aermere kaum daran denken darf, ſich ihn zu verſchaffen.

Durch den öfteren Genuß des Branntweins, dem auch die übrigen Gemeindeglieder tapfer zugeſprochen hatten, herrſchte eine wilde Ausgelaſſenheit in dem Kreiſe der Verſammlung. Das Geſicht des Vetter Michels glühte von dem Feuer des Branntweingeiſtes, ohne daß man hätte ſagen können, er wäre betrunken geweſen; nur aufgeregt, ausgelaſſen luſtig war er, ein Zuſtand, den die Volksſprache mit einem „kleinen Spitz" bezeichnet. Alle waren kreuzfidel, ſo daß dieſer Abend einer der vergnügteſten war, den die Gemeinde jemals erlebt hatte. Als endlich die Freude ihren Höhepunkt erreicht hatte, da nahm Vetter Michel ſeine Fiedel zur Hand und ſpielte und ſang:

„So geh' ich denn nun nach Berlin
Und ſage Valet Euch,
Dort tret ich vor den König hin,
Bin weder ſtumm noch feig.

Doch hat er Ohren nicht für mich,
Für ſeinen Unterthan;
Dann, Brüder, dann beſinn' ich mich,
Und fang' es pfiffig an.

Ich thu', als wär' ich Demagog
Juſt von der ſchlimmſten Art,
Der Gott und König ſchon belog
Auf ſeiner Lebensfahrt,

Nimmt man mich feſt und ſperrt mich ein
Und inquirirt man mich,
Dann wünſch' ich hingeführt zu ſeyn,
Vor König Friederich.

Erlanget hab' ich dann mein Ziel,
Zumal, da 's iſt bekannt,
Daß er vor Allem haben will
Gerechtigkeit im Land.

D'rum hofft und harret nur der Ding'
Mit froher Zuverſicht,!
Und geht's im Ohre Euch: kling, kling,
Dann that ich meine Pflicht!"

Nach Vollendung ſeines Geſanges ſchwenkte der luſtige Geiger ſein Hütlein, machte eine tiefe Reverenz und begab ſich nach Hauſe, wo ihm ſeine Tochter Dorthel freudig ein Packet mit vierzig Thalern entgegen brachte.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſchland's Gegenwart und Zukunft.

Darmſtadt, im Auguſt.

Die hier erſchienene Flugſchrift: „Die Aufgabe des erwachten Deutſchlands," als deren Verfaſſer man Hrn. Profeſſor Külp nennt, enthält ſo viel Eigenthümliches und Bemerkenswerthes, daß wir uns mit Vergnügen der kleinen Mühe ihrer Anzeige in Folgendem unterziehen. Der Verfaſſer fordert zunächſt Ermäßigung der Steuern im Intereſſe der minder bemittelten Volksklaſſen, die Einführung einer einfacheren und wohlfeileren Regierung durch Vereinfachung der Staatsverwaltung, und Begünſtigung der Arbeit, welche mit Zuziehung von Hülfskaſſen, die aus den öffentlichen Erſparniſſen gegründet werden könnten, in dem bis jetzt bei weitem noch nicht genug cultivirten Landbau das weiteſte Feld für ihre Beſtrebungen finden würde. Dabei weiſt er auf die ſtatiſtiſche Thatſache hin, daß in Deutſchland, wenn auch nicht alle, doch aber eine hübſche Anzahl von Staaten noch manche anſehnliche Strecke anbaufähiges Land beſitzen, welches für die Landwirthſchaft gewonnen werden könnte. Hierauf iſt der Verf. zu zeigen bemüht, wie die Ablöſung der Zehnten den Ackerbau einestheils begünſtigte, anderntheils aber auch ihn empfindlich benachtheiligte, und zwar durch die Ablöſungsgelder, welche die Zehntberechtigten zur Vergrößerung ihres ohnehin ſchon großen Grundbeſitzes verwendeten, ſohin mit dem kleinen Bauer, ſelbſt mit dem Taglöhner, der ſich von ſeinen Erſparniſſen gerne ein Stück Land kauft, in eine äußerſt nachtheilige Concurrenz traten, welche eine Vermehrung des Armenthums auf dem Lande zur Folge hatte. Könnte die Gemeinde, fragt der Verf., nicht einen Theil des ihr entzogenen Grundbeſitzes für ihre Angehörigen in Pacht verlangen, indem ſie dem großen Grundbeſitzer für richtige Erlegung des Pachtgeldes haftbar bliebe? Allerdings läge darin ein wirkſames Mittel, dem Nothſtande auf dem Lande unter der Klaſſe der Beſitzloſen fühlbar abzuhelfen. Der Verfaſſer hofft, daß die Standesherren ſich bereit zeigen würden, kleine Pachtverträge in der gedachten Weiſe einzugehen. Daran knüpft er die Frage, ob es nicht wünſchenswerth ſey, daß ein Geſetz die Größe des Grundbeſitzes beſtimme,

Digitized by Google

welchen Jemand im günſtigſten Falle beſitzen dürfe. Wir wiſſen wohl, daß im hohen Alterthume von den gebildetſten Völkern ſchon Aehnliches verſucht worden, daß aber doch auf die Dauer dem rechtmäßigen Erwerb von Vermögen keine Gränzen geſetzt werden konnten. In dem theokratiſchen Staate der Juden hatte Moſes in Betreff des Grundbeſitzes Anordnungen getroffen, die geeignet waren, der allzugroßen Anhäufung des Grundeigenthumes in Einer Hand entgegen zu wirken. Nur auf dem Wege einer alle Grundfeſten des Staats erſchütternden Revolution könnten die im Laufe der Jahrhunderte entſtandenen, mit dem Völkerleben innig verflochtenen Eigenthumsverhältniſſe abgeändert und nach neuen, durch den Geiſt der Umwälzung eingegebenen Rechtsbegriffen geordnet werden. Der Erfolg dürfte aber, abgeſehen von den ungeheuern Opfern, die er koſtete, jedenfalls ein höchſt zweifelhafter ſeyn. — Wir laſſen jenes Peoblem, welches der Verfaſſer blos im Vorbeigehen berührt, auf ſich beruhen und bemerken weiter, daß er über die Beförderung des Gewerbfleißes, über die Bildung der Gewerbtreibenden auf niederen und höheren Lehranſtalten, ſowie über deren zweckmäßige Einrichtung recht viel Schönes und Beherzigenswerthes ſagt, welches Beachtung zu verdienen ſcheint. — Wir leben jetzt in dem Zeitalter der „kühnen Griffe", und auch der Verfaſſer thut einen ſolchen, indem er zur möglichſt vollſtändigen Herſtellung der jetzt von allen Seiten ſo dringend begehrten deutſchen Einheit die jetzige Länderzahl auf ſechszehn Staaten von faſt gleicher Größe herabgebracht wiſſen will. Durch Mediatiſirung und Arrondirung ſoll dieſe neue deutſche Staateneintheilung herbeigeführt werden, wie aus der beigefügten Karte zu erſehen iſt. Die Bürger von Koburg haben ſchon im voraus gegen den projektirten Staat Thüringen proteſtirt, und was die Fürſten thun würden, denen die Mediatiſirung in Ausſicht ſtünde, darüber kann wohl kein Zweifel beſtehen. Die ſechszehn Herzoge des Reichs (dieſe Würde nimmt der Verf. für die übrigbleibenden regierenden Fürſten in Anſpruch) ſollen unter einem erblichen Oberhaupte ſtehen, welches als „König der Deutſchen" für des Reiches Wohlfahrt nach verfaſſungsmäßigen Beſtimmungen zu ſorgen habe. — In der innigeren Einigung der deutſchen Stämme zu einem organiſchen Volkskörper erblickt der Verf. für Deutſchlands Wohl große Vortheile, welche ſich durch Entfaltung einer nationalen Handelspolitik und durch gemeinnützige Einrichtungen aller Art, die aus dem Einheitsprincip fließen, geltend machen würden. Wir vermögen in dem Spiegel von Deutſchland's Zukunft noch keine 16 Herzoge mit einem Könige an der Spitze zu erblicken und wollen daher bei dieſem romantiſchen Bilde, ſo freundlich es uns auch anlächelt, nicht länger verweilen. — Bei der politiſchen Reorganiſation von Deutſchland bleibt indeß der Verf. nicht ſtehen, ſondern geht mit ſeinen Umgeſtaltungsplanen weit über die öſtlichen Gränzen hinaus, wo er an der unteren Donau ein großes Reich gegründet wiſſen will, und zwar von einem ſolchen Umfange, daß daſſelbe die Länder Ungarn, Siebenbürgen, Serbien, Moldau, Walachei und Bulgarien als Provinzen mit nationalen Inſtitutionen enthalten ſoll. Als König für das große Donaureich, welches ſich mit Deutſchland eng zu verbinden habe, wird ein Prinz aus öſterreichiſcher Dynaſtie gefordert. Wie aber mit Rußland ein Abkommen treffen, welches nur bei einem Verſuch zu einer ſolchen politiſchen Schöpfung ſich erheben würde? Der Verf. erblickt keinen andern Ausweg als den Krieg, und zwar den unverweilten Krieg (?), da Rußland's völkerfeindliche Stellung gegen den Weſten bekämpft werden müſſe. Als weiterer Zweck des Kriegs wird bezeichnet: Zurückdrängung Rußland's nach Aſien, Zertrümmerung des türkiſchen Reichs, Wiederherſtellung von Polen und Wiedereroberung von Finnland und Eſthland im Intereſſe von Schweden. „Zum Kampfe, heißt es S. 47, ſchreitet der Weſten Europa's heran, der Czaarenherrſchaft zu entreißen, was widerrechtlich ſie geraubt. Frei ſoll die Oſtſee, frei ſoll Polen, frei ſoll die Donau ſeyn — und frei ſey Rußland! Kein Volk Europa's ſchmachte ferner unterm unbeſchränkten Willen despotiſcher Herrſcher!" England, meint der Verf., habe am Nil dieſelbe Miſſion zu vollbringen, wie Rußland am Euphrat, in Meſopotamien und Armenien, und folgert hieraus, daß der mächtige Inſelſtaat nicht hindernd eintreten werde, wenn die Freiheit ihren völkerbeglückenden Segen an die Ufer des ſchwarzen und kaspiſchen Meeres tragen werde. — Wie einſt die Araber unter der Anführung ihrer Chalifen mit dem Schwerte in der Hand kühn gegen das Abendland vorrückten, ſo ſoll jetzt Deutſchland die umgekehrte Rolle gegen das Morgenland übernehmen. Freilich wäre jetzt etwas mehr zu erobern, als ein nutzloſes Stückchen heiliges Land, oder irgend ein anderer romantiſcher Traum zu verwirklichen, der Europa in den Zeiten der Kreuzzüge ganze Heere und Flotten und unermeßliche Summen koſtete. Aber Rußland ſteht mit ſeinen ſchlagfertigen Heeren kampfbereit da, Front machend gegen den Weſten und nach Süden, während ſeine europäiſchen Nachbarn zu Hauſe mit ſich ſelber zu ſehr beſchäftiget ſind, als daß ſie an die Ausführung ſo weit ausſehender Plane nur einen Augenblick im Ernſte ſollten denken können.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

„Der Pfarrherr", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Seitdem die deutſche Preſſe frei geworden iſt und auf dem Gebiete des politiſchen, kirchlichen und ſocialen Lebens einen ſo weiten Tummelplatz gefunden hat, iſt es ganz natürlich, daß Literatur-, Konzert- und Theaterberichte in den Hintergrund treten und ſich nur ſelten Stimmen hierüber vernehmen laſſen. Vor einem Jahre, als Madame Birch-Pfeiffer Auerbach's „Frau Profeſſorin" dramatiſirte, da waren andere Zeiten und friedlichere Zuſtände als jetzt. Die Angelegenheit zwiſchen Madame Birch-Pfeiffer und Berth. Auerbach wurde zu einer Bedeutung erhoben, als ob es ſich um das Wohl des ganzen Vaterlandes handelte, und nicht nur der große Haufen der Journaliſten betheiligte ſich bei dieſer Streitfrage, ſondern ſelbſt Schriftſteller erſten Ranges unterließen nicht, ihr Votum abzugeben. Es wird den Leſern noch erinnerlich ſeyn, mit welcher Gründlichkeit über Mein und Dein zwiſchen der Novelle und der Dramatiſirung derſelben verhandelt und mit welcher Heftigkeit über ſogenannte Prinzipien geſtritten wurde. Man nahm die Sache ſo ernſt und wichtig, wie man gegenwärtig die Verhandlungen über die deutſche Centralgewalt, über die Abſchaffung des Adels, über die Amneſtie Hecker's und ſeiner Anhänger, über die Theilung Polens, über die Vermehrung oder Verminderung der ſtehenden Heere nimmt. Auch unter dem Druck des Polizeiſtaats, auch unter dem der Cenſur mußte geſchrieben und gedruckt werden, und ſo machte man die Maus zum Berg, und die Theaterkritik hatte alle Hände voll zu thun. Jetzt hat ſie Ferien, lebt aber der Hoffnung, mit der Neugeſtaltung der Bühne über lang oder kurz einen erneuerten und ſchöneren Wirkungskreis zu gewinnen. Eine ſolche Umgeſtaltung des Theaters wird aber nicht von ihr ausgehen, ſondern vor Allem von Denjenigen, welche Beruf und Befähigung beſitzen, wahrhaft werthvolle und zeitgemäße Stücke zu ſchreiben, und ſomit eine neue Bahn zu brechen. Wollen und können wir auch Madame Birch-Pfeiffer zu ſolchen Auserwählten nicht zählen, ſo ſcheint ſie ſich doch noch immer behaupten und aus der Gunſt des großen Publikums nicht verdrängen laſſen zu wollen. Sie iſt raſch und entſchloſſen, wo es Thaten gilt, und ſind dieſe auch nicht die Begründungen einer neuen Aera, ſo ſind ſie doch immer ein nicht zu verachtendes Lebenszeichen, und immer noch mehr werth, als die Theorien Anderer, die da wiſſen, wie es gemacht werden ſoll, ohne ſelbſt etwas ſchaffen zu können. Es

Digitized by Google

wäre überflüſſig, über die Befähigung und die Stellung der Mad. Birch-Pfeiffer noch ein Wort zu ſagen, denn dies Thema iſt abgeſchloſſen, und ſo viel ſteht feſt, daß dieſe Dame für die praktiſchen und laufenden Bühnenbedürfniſſe ſich unentbehrlich gemacht hat. — Verweilen wir bei ihrem neueſten Drama: „Der Pfarrherr“, ſo müſſen wir zugeſtehen, daß ſie auch hier wieder einen glücklichen Einfall gehabt hat, nämlich den: den Druck und die Noth des frühern Polizeiſtaates in einem Gegenſatz darzuſtellen zu den in jüngſter Zeit freigewordenen Lebenselementen und durch dieſen Contraſt ſich ihren Effekt zu verſichern. — So hat ſie bewieſen, daß ſie ihre Zeit verſteht und mit derſelben fortzuſchreiten nicht unterläßt. Freilich wird man auch hier wieder die Tiefe der Auffaſſung und noch vieles Andere vermiſſen, aber den glücklichen Einfall, einen ſo neuen und effektvollen Gegenſatz auf die Bühne gebracht zu haben, wird man ihr nicht nehmen können. Um dieſes Vorzuges willen und weil die Erfindung nun doch einmal Hauptſache bleibt, wollen wir damit anfangen, ihr Drama zu beloben, ſowie auch deshalb, weil es nicht verfehlen wird, die Anſichten und Grundſätze der Neuzeit dem Volke zu veranſchaulichen und dem Fortſchritte ſeine Geltung zu erweitern. Ein Landpfarrer, der lange mit ſeiner Gemeinde unter der Zwangherrſchaft der Regierung, wie unter der Bevormundung des Conſiſtoriums geſchmachtet hat, den die Anmaßungen und Vorurtheile des ſtandesherrlichen Adels niedergedrückt haben, der bei ſeinen Behörden eben ſo verhaßt, als bei ſeinen Pfarrkindern geliebt war, weil er vor jenen ſich nicht erniedrigte und dieſen den reinen und freien Glauben des Evangeliums predigte, der unabläſſig bemüht war, in ſeinem Kreiſe Gutes zu wirken und Licht zu verbreiten, aber mit ſeinen Beſtrebungen nicht durchdringen konnte, der Büreaukratie und Hierarchie gegenüber, ein aufgeklärter, treuer und liebevoller Seelſorger, der verkannt und verfolgt wurde, — und dagegen nun der endlich erſcheinende Tag der Freiheit, der Volksberechtigung und der Neuzeit, welche die Unterdrücker und Finſterlinge zu Schanden macht, — ſolche Contraſte können ihre Wirkung nicht verfehlen, um ſo weniger, als ſie mit bekannter Bühnengewandtheit einander gegenüber geſtellt und recht ad hominem demonſtrirt ſind. Der Einfall, wie geſagt, ſcheint uns ein glücklicher und dies Stück wird ſeine Anerkennung finden.

Nicht ſo, als mit den Motiven der Handlung, können wir uns mit denen, welche den Charakter des Pfarrherrn bewegen, befreunden. Dieſer ſcheint uns in einigem Widerſpruch mit ſich ſelber befangen. Abgeſehen von etwas ſtarker Beimiſchung von Sentimentalität, die zu ſehr an die alte Schule erinnert, laborirt er an Unentſchiedenheit. Entweder mußte er von vornherein ſich über die albernen Standesvorurtheile hinausſetzen und ſeine Gräfin Cöleſtine ohne Umſchweif und ohne langes „wenn“ und „aber“ lieben, oder er mußte Seelengröße und Reſignation genug beſitzen, um auf ihr Herz und auf den Beſitz ihrer Hand ganz und gar zu verzichten. Sein Schwanken hinüber und herüber, ſeine Befangenheit im alten Vorurtheil und dann wieder ſein freier Geiſtesaufſchwung, ſein etwas kleinlicher Herzenskampf, das ſind Dinge, welche uns nicht ſonderlich zuſagen konnten, weil durch ſie der Charakter des Pfarrherrn geſchwächt und getrübt wird. In ähnlicher Weiſe ließen ſich noch manche Ausſtellungen machen, wollten wir in Einzelheiten eingehen. Die große Mehrzahl der Zuſchauer pflegt es mit der Begründung der Charaktere eben nicht ſtreng zu nehmen, und in ihrem Sinne hat ſie Recht. Eine völlig conſequente, aus der inneren Nothwendigkeit ſtreng hervorgegangene, eine wahrhaft naturgemäße und ganz genügende Charakteriſtik wird nur in wenig Stücken vorgefunden. Zu ſolchen haben die der Mad. Birch-Pfeiffer nie gehört, und iſt es in der That auch ungemein ſchwierig, die geiſtigen Fäden der Charakteriſtik mit den äußerlichen Effekten der Bühne in gehörigen Einklang zu bringen.

Ein weſentlicher Theil des Erfolges kommt auch bei dieſem Drama wieder auf Rechnung des ſchwäbiſchen Dialektes, in welchem mehrere der Hauptrollen geſchrieben ſind. Wir gehören nicht zu Denjenigen, welche den Liebreiz und die Naivetät des ſchwäbiſchen Idioms von der Bühne herab ſo ſehr erquicklich finden, und wir möchten nicht wünſchen, daß dergleichen überhand nähme. Offenbar würde die Kunſt des Darſtellers bei ſolchen Kunſtſtücken nur Gefahr laufen, und wo der Dialekt nicht meiſterhaft gehandhabt wird, da liegt ohnehin die Gefahr, lächerlich zu werden, ſehr nahe. Wir haben in Deutſchland ſo viele Idiome, daß am Ende der Schauſpieler ſein halbes Leben damit verbringen könnte, um nur mit dem kleinſten Theile derſelben vertraut zu werden, und was hätte er, was hätten wir dabei gewonnen? Für ein kleines Luſtſpiel oder für Lokalpoſſen wollen wir ſolche Spielereien ſchon gelten laſſen, aber einen ganzen Abend hindurch, fünf lange Akte, das mögen wir nicht. Ein Original-Schauſpiel (ſo nennt Mad. Birch-Pfeiffer ihren Pfarrherrn) wollen wir hinfort lieber hochdeutſch hören. Indem wir ſchließlich dieſer dramatiſchen Novität ihren praktiſchen Bühnenwerth ungeſchmälert laſſen, haben wir nur noch den Wunſch auszuſprechen, daß man die ſehr häufigen Längen und Breiten desſelben möglichſt kürzen und dadurch zu unſerer Unterhaltung weſentlich beitragen möge. W.

Mannichfaltigkeiten.

Unter den ſiegreichen öſterreichiſchen Generalen befinden ſich zwei Belgier: Graf Baillet-Latour und General d'Aspre. Der erſtere iſt der Vater unſeres jetzigen Kriegsminiſters; der letztere iſt aus Flandern. General Pirquet, der bei Verona an der Spitze ſeines Regimentes fiel, war aus Lüttich.

Als es in Berlin galt, ob preußiſch oder deutſch, gab man ſeine Geſinnung durch Ausſtecken von Fahnen zu erkennen. Die meiſten Fahnen mit der preußiſchen Landesfarbe wehten im Geheimerathsviertel.

In dem Dorfe Stangenhagen, bei Trebbin, iſt in der Nacht zum 27. der Windmüller Fritzſche, ein ſehr geachteter, fleißiger Mann, im Beſitz von 2000 Thlr. Geld, und eben glücklicher Bräutigam, beraubt, ermordet und ſeine Mühle in Brand geſteckt worden. Die noch blutende Leiche rettete man aus dem Brande der Mühle. (Berl. N.)

Mainwaſſer-Wärme: Am 15. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 15. Auguſt. Doktor Weſpe, Luſtſpiel in 5 Abth. von R. Benedix. (Gaſtrolle) Doktor Weſpe: Hr. Caspar, vom Stadttheater zu Köln.

Mittwoch, 16. Auguſt. Wilhelm Tell, große Oper in 3 Abth., Muſik von Roſſini. (Gaſtrolle) Tell: Hr. Scharff, vom Theater zu Linz.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 225. Mittwoch den 16. Auguſt 1848.

Der luſtige Geiger.

Eine Dorfgeſchichte, von F. Schrader.

(Fortſetzung.)

In aller Frühe am nächſten Morgen brach Vetter Michel auf. Nach ſeiner Väter Weiſe trug er einen weiten blauen Kittel, einen dreieckigen Hut, kurze Hoſen, Strümpfe und Schnallenſchuhe. Für eine beſondere Zierde aber galt ihm ſein Zopf, der, bei der geringſten Bewegung des Kopfes, wie ein Kuhſchweif hin und her baumelte. Ueber dem Rücken hing ihm ein Querſack von weißem Leinen herab, worin Geige mit Fiedelbogen und einige Lebensmittel ſich befanden. In damaliger Zeit gehörte das Reiſen noch zu den langweiligſten Dingen auf der Welt. An den Bau von Eiſenbahnen war noch nicht gedacht, und Straßen und Wege befanden ſich in einem ſo jämmerlichen Zuſtande, daß mehrere Tage dazu gehörten, um aus einer Stadt in die andere zu gelangen. Aber ungeachtet dieſer Beſchwerniſſe mochte die Straße, auf welcher dieſer Reiſende einher zog, noch keinen luſtigeren Wanderer geſehen haben, als Vetter Michel war. Hatte er doch Geld und ein fröhliches Gemüth, und das reicht vollkommen hin, um glücklich zu ſeyn. Ueberhaupt ſind dieſe Menſchen mit dem Wenigen, was ſie haben, oft weit glücklicher und zufriedener, als manche Andere, die Alles haben, was nur ihr Herz begehrt, nur keinen innern Frirden. Wie oft fügt ſich's im Leben, daß der Gelehrte, der Beamte, der Künſtler, der Kaufmann auf ſeinem einſamen Spaziergange von Aermeren, die eine Gabe von ihm ſich erbitten, ſeiner Kleidung, ſeines Standes und ſeiner guten Zeit wegen beneidet wird. Aber man frage dieſe Männer alle der Reihe nach, ob Einer unter ihnen ſo glücklich und ſo zufrieden iſt, als Der, welcher von ihnen ein Allmoſen empfing; es iſt eine unſchätzbare Gabe, welche die Schöpfung ſolchen Menſchen in die Bruſt gelegt hat. Der Arme iſt zufrieden, ſobald er die dringendſten Bedürfniſſe des Lebens befriedigen kann. Anders iſt es bei den höhern Ständen. Da plagt den Einen der Ruhmſuchtsteufel, den Andern der Geiztrufel, den Dritten der Ehrſuchtsteufel und wie ſonſt die Teufel alle heißen, die dem Aermſten der Armen weder Ruhe laſſen bei Tage noch bei der Nacht. O, ihr glücklichen Armen, preiſet glücklich euer Loos und ſeyd froh, daß alle dieſe Teufel mit euch keine Gemeinſchaft machen.

Auch unſer Vetter Michel war einer von Denen, die gelernt haben, mit Wenigem zufrieden zu ſeyn. Seinen Pfeifenſtummel im Munde, ſteuerte er wacker auf ſein Ziel los, und kam er in ein Dorf, wo es luſtig her ging, da dachte er an die Worte der Schrift: „Freue Dich mit den Fröhlichen," und ſchloß ſich ohne Zögern dem heitern Kreiſe an. Sein offenes, zutrauliches Weſen und ſein treuherziges: „Grüß Dich Gott, Bruderherz," verſchaffte ihm überall leicht Eingang. Auch fühlte er ſich augenblicklich heimiſch und war wegen ſeines ſtets heitern Temperaments bei Allen wohlgelitten. Vetter Michel ging auf Alles ein und verdarb keinen Spaß; er nahm Theil am Schafkopfsſpiel, und plauderte mit, wenn's was zu plaudern gab; gab es nichts, ſo erdachte er etwas, kurz, mit ſeiner unverwüſtlichen Laune hätte er Todte lebendig machen können. Wollte ſich gar nichts mehr finden laſſen, dann zog er ſeine Geige hervor und ſpielte den jungen Burſchen und Mädchen Eins auf zum Tanz, daß oft das Haus wackelte. Noten waren bei ihm nicht gebräuchlich; und doch ſpielte er Walzer, Wiener, Hopſer und Gott weiß was noch, ganz vortrefflich. Dabei lehnte er ſich gewöhnlich mit dem Rücken an eine Wand und ſtampfte mit dem rechten Fuße den Takt dazu. In ſolchen Augenblicken bot ſein Anblick eine höchſt poſſirliche Figur, die bei Allen unwillkürlich Lachen erregte. Durch dieſe Geſelligkeit, dieſes immer heitere Weſen gewann man den Vetter Michel überall lieb, und ließ ihn nur ungern von ſich ziehen; wenn er aber ſchied, gab man ihm gewiß das Geleite bis weit über das Weichbild hinaus, und entließ ihn dann mit der Bitte, recht bald wiederzukehren. So hatte Vetter Michel eine Menge Bekanntſchaften gemacht, aber auch eine unverhältnißmäßig lange Zeit gebraucht, ehe er Preußens Hauptſtadt nahe kam. Endlich war er mit Gottes Hülfe in die Nähe von Potsdam gelangt. Es regnete ganz fürchterlich und Niemand war auf der ganzen Straße weder zu hören noch zu ſehen. Einen Andern würde dieſes Wetter zur Verzweiflung gebracht haben; Vetter Michel aber ſummte ein fröhliches Liedchen vor ſich hin und wadete muthig in dem durchweichten Sande weiter, als ihn im raſchen Laufe eine Kutſche erreichte, welche von einem Herrn mit einem einfachen grauen Oberrocke eingenommen war. Sie ſehen und rufen: „He, Landsmann, darf man ein Stückchen mit fahren!" war das Werk eines Augenblicks. Vetter Michel hatte Glück. Die Kutſche hielt und der darin ſitzende Herr winkte ihm, einzuſteigen. Dazu ſtellte ſich unſer Held nicht faul, eilte hinzu, zog ſeinen Dreimaſter und beſtieg mit einem: „Grüß Dich Gott, Bruderherz," das Innere des Wagens, wo der Fremde ihm gegenüber Platz zu nehmen bat. Zwiſchen Beiden entſpann ſich nun ein Geſpräch, indem der fremde Herr zuerſt den Vetter Michel fragte, wo er hin wolle, und dieſer zur Antwort gab, zu dem Herrn König nach Berlin.

„Alſo zum König wollt Ihr, Alter?" fragte der Herr weiter, „was habt Ihr denn da vorzubringen?"

„Nehmt mir's nicht übel," antwortete Vetter Michel, „wenn bei mir zu Lande Einer den Andern fragt: Hans, wo willſt denn hin? da heißt es in der Regel: ſo fragt man die Bauern aus. Ihr aber ſcheint mir ein ſo gutmüthiger Herr, wie Unſereiner nicht immer trifft, d'rum will ich Euch auch Alles ſagen. Sind zwar Staatsgeheimniſſe, die man nicht ſogleich Jedem auf die Naſe bindet, aber Euch verſchweig' ich nichts; Ihr ſollt ſie wiſſen."

Digitized by Google

Der Herr ſchien lächeln zu wollen. Vetter Michel ließ ſich aber dadurch nicht irre machen, ſondern erzählte ihm die Steuergeſchichte ſeines Dorfes von der Leber weg, und fügte noch hinzu, daß die Gemeinde ihn abgeſchickt habe, dieſes mißliche Verhältniß dem König vorzutragen und ihn um gnädigſte Abhülfe zu bitten.

(Fortſetzung folgt.)

Das Dombaufeſt zu Köln.

I.

Am 14. Auguſt.

Am 4. Auguſt, dem Tage vor Maria Himmelfahrt, des Jahres 1248 legte Konrad von Hochſtaden den Grundſtein zu dem Baue, von welchem man ſpricht, ſo weit geſprochen wird. Im laufenden Monate alſo ſind es 600 Jahre geworden, da feierten unſere Urgroßväter auch ein großes Feſt, bei welchem die alte Stadt nicht minder große Männer ſah wie heute. Da konnte man den neuen Kaiſer Wilhelm von Holland, den Herzog Heinrich von Brabant, Walter von Limburg, Otto von Geldern, Adolph von Berg, Diether von Kleve, Hans von Hennegau, den päpſtlichen Legaten treffen, und wer wollte alle jene Biſchöfe, Grafen und Ritter aufzählen?! Das war gewiß auch eine Feſtivität, die der heutigen nichts nachläßt, trotzdem, daß es damals noch durchaus an jedem Geſchützesdonner fehlte und es auch noch keine ſchwarz-roth-goldene, ſelbſt keine ſchwarz-weiße Fahnen gab. Die Alten verſtanden ihre Feiertage eben ſo gut zu begehen wie wir, wenigſtens frommer, wer die Gelage umging; die alten Urkunden wiſſen uns merkwürdige Züge zu berichten, wenn ſie darauf zu reden kommen, was die Hiſtoriker der damaligen Zeit nie verſchmähten, wenn ſich eine Gelegenheit dazu bot.

Wenn auch der jetzige Bau nicht ſolche Stürme über ſich hinziehen laſſen mußte, wie jenes Kirchlein, das Karl der Große hier ſtiftete, wenn den Dom auch nicht ſo oft Flamme und Schwert zum Opfer erkor, Unbilden hat er immerhin genug zu erdulden gebabt. Wie oft mag nicht der Krieg in ſeine Schatzkammer gedrungen ſeyn, wie oft mögen die Bauleute ihre Geräthe mit den Waffen gewechſelt haben, wie oft mag ſein reiner Bauſtyl bedroht geweſen ſeyn? Einmal lag der Bann über der Stadt und dem Gotteshauſe, und in der franzöſiſchen Revolution wurde er als Heuboden vom feindlichen Heere benutzt. — Das iſt gewiß, daß der ehrwürdige Alte uns manche Leiden, die ihn getroffen und manch Mähr, die er geſehen, mittheilen könnte. Man meint auch oft, er ſpräche davon in mondſcheinhellen Nächten, wenn man ihn einſam umwallt, man glaubt ihn zuweilen, wenn der Sturm ihm ſeine wilden Honneurs macht, klagen zu hören, daß mehr wie ein halbes Jahrtauſend nicht hinreichte, ihn ſeiner Vollendung nahe zu bringen; doch heute ſcheint er im Hinblicke auf die feſtlich herausgeputzte Stadt und auf die unzähligen Fremden die Klagen vergeſſen, heute ſcheint er zu ahnen, daß das beginnende Feſt eine neue Aera für ihn bringe, heute ſcheint er zu hoffen, daß Sympathieen für ihn erſtehen und hinaus in die Welt wandern, wo ſie Früchte tragen, die bald aus einem der herrlichſten Baufragmente einen der großartigſten Tempel zur Vollendung herangedeihen laſſen.

Geſtern ſchon hatten wir einen recht frohen Tag. Die Präliminarien zum Feſte waren für uns reich an Freuden, waren auch bedeutungsvoll. Am Samſtage ſchon waren viele Fremde eingetroffen, den Sonntag ſtrömten uns die Gäſte aus allen Richtungen zu, 8 Biſchöfe ſollen ſchon angelangt ſeyn und der höchſte Gaſt wurde auch erwartet, — es war der Reichsverweſer, der Erzherzog Johann. Es hieß, er werde zwiſchen 3 und 4 Uhr am Nachmittage auf einem ſtromabwärts kommenden Dampfſchiffe anlangen. Die Straßen waren reich mit Fahnen geſchmückt und viele Häuſer zeigten Blumen und waren mit Guirlanden ausgeſtattet. Gegen 3 Uhr verſammelte ſich die Bürgerwehr und bildete Spaliere vom Rheine, am Trankgaſſenthor, bis zur Wohnung des Regierungs-Präſidenten von Wittgenſtein, wo der hohe Gaſt einkehren ſollte. Das Volk ſtrömte aus allen Straßen dieſem Orte zu. Alle wollten den Mann ſehen, an den Deutſchland ſeine Hoffnungen knüpft. Mit jedem Augenblicke wuchs die Menge, wurde das Gedränge größer. Es ſchlug 4, 5, 6, 7 Uhr — er erſchien immer noch nicht Wie es hieß, hielt ihn eine Parade in Koblenz auf. In der Luft wurde es dunkler, aber nicht in den Herzen der Verſammelten; ſelbſt ein heftiger Regen konnte die Menge nicht zerſtreuen, man wollte Den ſehen, den man zu lieben geneigt war. Um acht Uhr kam er — der biedere Mann aus den Alpen, ganz einfach in einen grau-weißen Paletot gekleidet. Er legte den Weg zu Fuß zurück mit entblößtem Haupte. Ich verzichte darauf, Ihnen den Eindruck zu ſchildern, den ſeine Erſcheinung auf Alle, die ihn ſahen, machte, was auch nicht anders möglich iſt. Es liegt etwas in ſeinen Zügen, das unfehlbar deutſche Herzen anſprechen muß, beſonders dann, wenn man ſein Leben kennt, ſeine Güte, ſeine Biederkeit, und wenn man vernommen, wie ihn Die lieben, welche mit ihm dieſelben Berge bewohnten. Auf mich machte er einen wehmüthigen Eindruck. Die Bürde iſt gewiß nicht leicht, nach einem ſo idylliſchen Leben auf ein Mal am Abende des Lebens in den Strudel gezogen zu werden; die Mühen ſind doppelt ſchwer. Er gewann ſich Aller Herzen, und vollends, als er das Volk vom Balkon herunter anredete und ihm für den ſchönen Empfang dankte, als er ſeine Freude, dem Feſte beizuwohnen, in Worten kund gab, als er den Dom mit dem deutſchen Staatsgebäude verglich, wie zu beider Vollendung Einigkeit, Liebe und Ordnung erforderlich ſey, und Hülfe von Dem, der aus den Wolken auf uns herabſchaut, — da war der Enthuſiasmus groß, Jeder freute ſich, ihn geſehen, ihn gehört zu haben.

Um $^1/_2$10 wogte es noch vor von Wittgenſteins Gebäude, als ſich ein ſolenner Fackelzug heranbewegte. Mehrere Abtheilungen der Bürgerwehr mit ihren Muſikchören hatten die zahlreich verſammelten Turner, in ihren Turnanzügen, in ihre Mitte genommen. Vor dem Hauſe, wo ſich viele Honoratioren der Stadt um den Reichsverweſer eingefunden, machte der Zug Halt. Zuerſt wurden Hochs ausgebracht, dann ſpielte das Muſikchor das Lied vom deutſchen Vaterland, in welches das Volk in vollem Chore einſtimmte. Es war das ein ſchöner, ein großer Augenblick. Der Erzherzog dankte wieder und zog ſich unter rauſchenden Beifallsbezeugungen zurück in den Salon.

Die erſten deutſchen Reichsminiſter.

Der Reichsminiſter des Innern, Anton Ritter v. Schmerling, wurde zu Wien geboren und ſteht im Anfang der Vierzig. Was ich hier über alle drei Perſönlichkeiten mittheile, verdanke ich den Notizen, welche mir von glaubwürdigen mit den Miniſtern bekannten Perſonen überliefert wurden. Hr. v. Schmerling hat die Rechte ſtudirt und muß ſie recht ſtudirt haben, denn erſt wenige Jahre im Staatsdienſte, wurde er ſchon zu den Arbeiten der Geſetzgebungscommiſſion gezogen und noch als junger Mann zum niederöſterreichiſchen Landrath ernannt. Er ſoll ſich ſogleich gegen den herrſchenden bureaukratiſchen Schlendrian mit Energie ausgeſprochen haben, und konnte dies mit dem gehörigen Nachdruck thun, als die niederöſterreichiſchen Stände nach langem

Digitized by Google

Schweigen zum erſtenmale ſich gegen die Uebergriffe der Beamten erhoben. Es war dies zu jener Zeit der einzige geſetzmäßige Weg, Oppoſition zu machen, und Schmerling war einer der Führer derſelben. Seine Oppoſition war aber nicht in dem Geiſte der in den Ständen vorzugsweiſe vertretenen Adelsklaſſe, ſondern ſie nahm ſich der allen Ständen zuſtehenden Berechtigung an, ſich an dem Staatsleben gleichmäßig zu betheiligen. Die Aufhebung der auf dem Bauernſtand haftenden Laſten, die Vertretung des Bürgerſtandes bei den ſtändiſchen Verhandlungen, die Gründung einer Creditanſtalt, um die Ablöſung aller Roboten und Zehnten zu erleichtern, Erzielung größerer Selbſtſtändigkeit der Gemeinden, Erleichterung von den Cenſurfeſſeln, dies waren die Hauptgegenſtände ſeines Strebens. Nachdem Hr. v. Schmerling im Jahr 1846 in Anbetracht ſeiner Tüchtigkeit in den Geſchäften zum Appellationsrath ernannt worden war, erwählten ihn ein Jahr ſpäter die Stände zum Abgeordneten des Ritterſtandes. Um hier unabhängig zu wirken, ließ er die glänzende Perſpective, die man ihm für den fernern Staatsdienſt eröffnete, unbeachtet und zog ſich aus demſelben zurück. Mit größerer Entſchiedenheit trat er nun als Führer der Oppoſition auf, beſonders bei den Vorbereitungen zu dem im Frühjahr 1848 abzuhaltenden Landtage, wo er ſich gänzlich den Männern des weiteſten Fortſchrittes anſchloß. Er war es, von dem die treffliche Denkſchrift gegen die Cenſur und für die Einführung der Preßfreiheit herrührte. Die Ereigniſſe des 13. März, welche mit der Eröffnung des Landtags zuſammenfielen, ſind bekannt. Schmerling trat, einer der erſten, unerſchrocken in der Kaiſerburg als Vertreter des Volks auf, und zwar als ein ſolcher Schritt noch die perſönliche Sicherheit gefährden konnte. Er war einer der Wenigen, die an dem Abend jenes Tages in Metternich drangen, ſeine Stelle niederzulegen und dann Zeuge dieſes Actes waren. Dies mag zur Widerlegung des Vorwurfs dienen, daß Schmerling in Einverſtändniß mit dem Metternich'ſchen Syſtem handelte. Wenige Tage nach dem 13. März ernannte ihn das allgemeine Vertrauen zum Generaladjutanten des Obercommandanten der Wiener Nationalgarde. Seinem Eifer verdankte dieſelbe ihre ſchnelle Organiſation und die Abwendung manches von den Gegnern der neuen Zeit gegen dieſes Inſtitut gerichteten Verſuches. Zu Anfang Aprils wurde Hr. v. Schmerling als Vertrauensmann und zweiter Bundestagsgeſandter dem Siebzehner-Ausſchuß beigegeben Da Graf Colloredo ſeine Stelle als Präſidialgeſandter beim Bundestage niederlegte, wurde Hr. v Schmerling ſein Nachfolger, und hier gelang es ihm, in der ſchwierigſten Stellung, der allgemeinen Aufregung und Mißſtimmung gegen das Inſtitut gleichſam zum Trotze, dieſem eine Wirkſamkeit noch in den letzten Tagen des Beſtehens zu retten, deren Erfolge Deutſchland vor dem Verfalle ſeiner ſtaatlichen Zuſtände bewahrt haben würden, wenn ſie nur um wenige Jahre früher eingetreten wäre. Die letzten Tage des Bundestags belebte noch ein Anſehen, das ihm längſt ſchon abhanden gekommen war. Nächſt dem Vertrauen, welches hierdurch der Präſidialgeſandte ſich zu erwerben gewußt, war es nicht minder ſein Auftreten als Abgeordneter zur deutſchen Reichsverſammlung bei Gelegenheit der Mainzer Angelegenheit und beſonders in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache, die jenes Vertrauen noch bei jedem Einſichtsvollen und Wohldenkenden in den vaterländiſchen Dingen erhöhen mußte. Nach dieſen ſchnell hingeworfenen Zügen möge man den Mann beurtheilen, den nicht die Abſicht, Oeſterreich ein Uebergewicht im Miniſterium zu ſichern, auf ſeinen Poſten berief, ſondern die Nothwendigkeit von der einen und der reine Patriotismus des Erwählten ſelbſt von der andern Seite, nachdem Hr. Camphauſen die im jetzigen Moment wichtigere Stelle des Präſidenten mit dem Portefeuille des Aeußern bekanntlich abgelehnt hatte. Der Reichsverweſer mußte vor ſeiner ihm gebotenen Abreiſe ein Miniſterium ernennen und er wählte den Mann der, abgeſehen von ſeinen ihm wohlbekannten Fähigkeiten, auch den populärſten Namen in die Schale zu legen hatte.

Der Reichskriegsminiſter Hr. Eduard v. Peucker wurde im Jahr 1792 zu Schmiedeberg in Schleſien geboren, und war für die juridiſche Laufbahn beſtimmt Im Jahre 1809, im Begriff die Univerſität zu beziehen, befand ſich Hr. v. Peucker im Hauſe eines Verwandten, wo er mit Gneiſenau bekannt wurde. Der Eindruck, den dieſe Perſönlichkeit auf den jungen Menſchen machte, war ein mächtiger. Die hochherzigen Plane zur Wiedererhebung des Vaterlandes, die der große Mann ſchon damals vorbereitete, wurden dem Jüngling klar und begeiſterten ihn. Nach Gneiſenau's Rath trat er in die Artillerie ein, um in dieſer Waffe des erſten Rufes für Deutſchlands Befreiung gewärtig zu ſeyn. Zwei Jahre lang diente Peucker, wie man es nennt, „von der Pike auf“ und wurde dann Offizier. Allein die erſte Pflicht, welche ihm der mit ſo ſchönen Hoffnungen ergriffene Stand auferlegte, war eine ſchwere, das Herz erdrückende. Er ſollte ſeine erſte militäriſche Thätigkeit auf dem Schlachtfelde in Gemeinſchaft mit dem Heere entwickeln, deſſen Bekämpfung das geheime Ziel ſeiner ſehnſüchtigſten Wünſche geweſen war. Unerwartet wurde er zu derjenigen einzigen Batterie verſetzt, welche aus Schleſien zur Bildung des preußiſchen Hülfscorps für die franzöſiſche Armee verwendet wurde und demnächſt als integrirender Theil des zehnten franzöſiſchen Armeecorps unter dem Befehle Macdonalds an dem Feldzug von 1812 Theil nahm. In dem Augenblicke, als dieſes Corps ſeinen Rückzug antrat, wurde Hr. v. Peucker zum Adjutanten des commandirenden Artillerieoffiziers dieſes preußiſchen Corps ernannt, und ſah als ſolcher im Hauptquartier des Generals York in unmittelbarſter Anſchauung den großen welthiſtoriſchen Wendepunkt ſich entwickeln, welchen die bekannte Convention des Generals York gebildet hat. In dieſer Eigenſchaft nahm Hr. v. Peucker an den reichen kriegeriſchen Ereigniſſen Theil, welche den unter die Befehle York's geſtellten Truppen zufielen und die gleichzeitig die ſchwerſte, aber glänzendſte Aufgabe der preußiſchen Armee jener Zeit umfaſſen. Nach Beendigung des Kriegs wurde Hr. v. Peucker in das Kriegsminiſterium verſetzt, und in Folge außerordentlicher Beförderung erhielt derſelbe ſchon im Jahr 1822 die Leitung der geſammten Artillerie- und Bewaffnungsangelegenheiten. In dieſer Stellung nahm Hr. v. Peucker Theil an allen Organiſationen, welche die Ausrüſtung des preußiſchen Heers und die Feſtungen in den letzten zwanzig Jahren erhalten haben, und zugleich an dem Schaffen und Umgeſtalten aller zur Zeit beſtehenden militäriſch-techniſchen Etabliſſements der preußiſchen Artillerie. Nachdem Hr. v. Peucker zum Generalmajor befördert worden war, wurde er dem verſtorbenen Kriegsminiſter v. Boyen für die Bearbeitung militäriſcher Gegenſtände von allgemeiner Wichtigkeit beigegeben, und nach deſſen Tod im Mai d. J. mit der Sendung eines Militärcommiſſärs beim deutſchen Bunde beauftragt. — Eine Broſchüre unter dem Titel: „Beiträge zur Beleuchtung einiger Grundlagen für die künftige Wehrverfaſſung Deutſchlands“, welche Hr. Generalmajor v. Peucker noch als preußiſcher Militärbevollmächtigter bei dem deutſchen Bund veröffentlicht hat, iſt ebenſo gründlich abgefaßt als trefflich geſchrieben, und zeugt von einem hohen Grade der Bildung. Von der Energie des Reichskriegsminiſters haben wir ebenſowohl ſchon Beweiſe erhalten. Wenn auch die Raſchheit, welche allerdings das Ueberraſchende im Gefolge haben mochte, hie und da Tadel erfuhr — die Feier des 6. Auguſt iſt ein erhebender Schritt zum Ziel, und wird nun als ſolcher gewiß von Allen begriffen, da die unmittelbare Folge, der Marſch der Contingente nach dem Kriegsſchauplatz im Norden, ſeine hohe Wichtigkeit erklärt hat.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

An Freiherrn von Gagern,

Präſidenten der Reichsverſammlung.

Du überragſt die Männer unſ'rer Zeit
An Geiſtesmuth, Kraft und Beharrlichkeit.
Du ſteheſt feſt, umbrauſ't Dich Wogenſturm,
Wie dort der Brandung trotzt ein Felſenthurm.
Noch geht die Woge hohl, noch ſtürmt das Meer,
Dein Geiſtesmuth, er bleibe hoch und hehr!

Nehrlich.

Mannichfaltigkeiten.

(Merkwürdiger deutſcher Styl.) Die Ulm. Schnellp. berichtet, daß am 31. Juli ein Leichnam aus der Donau gezogen worden ſey, und bemerkt dabei: „Der Leichnam ſcheint einem jungen Feſtungsarbeiter anzugehören.“ Dieſer intereſſanten Eigenthumsbezeichnung fehlt gar nichts mehr, als die Aufforderung: der Eigenthümer dieſes Leichnams ſolle ſich melden.

Korreſpondenz.

Mühlhauſen in Thüringen, 7. Auguſt.

Der hohe Gedanke: „Ein einiges Deutſchland, ſtark und mächtig durch ſeine Einigkeit!“ beſeelt auch uns Bewohner Mühlhauſen's, und das Streben der meiſten unſerer Mitbürgre geht dahin, daß die Verheißung unſeres Königs in jeren ewig denkwürdigen Märztagen erfüllt werde. Ein Vaterland allen Deutſchen! Wenn auch Stimmen ſich dagegrn erhedrn und wir weit entfernt ſind, unſern Feind gering zu achten: ſo vertrauen wir aber dennoch auf die Heiligkeit und Gerechtigkeit unſerer Sache, und hören nicht auf Die, welche das eigne Interrſſe nur vertheidigen, und die da fürchten, durch die Veränderung zu verlieren. — Der geſtrige Tag (6. Auguſt) gab uns Gelegenheit, unſere patriotiſchen Gefühle zu erkennen zu geben. Die ſämmtliche Bürgerwehr und Bürgerſchützen, wohl an 830 Mann, verſammelten ſich Vormittags 11 Uhr auf dem freien Platze am Obermarkte, und nachdem der interimiſtiſche Commandeur der Bürgerwehr, der Hauptmann Madelung, die Proclamation des Reichsverweſers vorlas, welche dieſer bei ſeinem Regierungsantritt an die Deutſchen erließ, brachte der Commandeur dem Reichsverweſer ein dreimaligrs Hurrah, welches von den Tauſenden, die dieſer Feier beiwohnten, mit inniger Rührung und aus aufrichtigem Herzen wiederholt wurde. Hierauf wurde unſerm conſtitutionellen König und zum Schluſſe dem conſtitutionellen Bürgerthum ein Hurrah gebracht. Schade nur, daß dieſe Feier durch einen plötzlichen Regenguß zu ſchnell beendet wurde, bevor unſer Bürgermeiſter die beabſichtigte Anrede halten konnte, worin er ausſprach, daß unſer König zuerſt mit und vor dem Volke, ſchon in drn denkwürdigen Märztagen, die unvergeßlichrn Worte für die Einheit, das Bündniß und die Größe des ganzen deutſchen Vaterlandes hochherzig ausſprach, und jetzt durch den Armeebefehl vom 29. Juli mit deutſcher Biederkeit ſeinen Truppen zuruft. Durch dieſe conſequente Haltung unſeres conſtitutionellen Königs iſt der bekannte, durch manche unlautere Gelüſte bewegte Sturm beſchworen, die Selbſtſtändigkeit Preußens mit der Centralgewalt des Reichsverweſers verſöhnt. — Gegen Abend verſammelte ſich die Bürgerwehr abermals auf dem Obermarkte, ſang patriotiſche Lieder und ſchloß auf eine würdige Weiſe die Feier des Tages. Den Tag über hörte man in der ganzen Stadt Freudenſchüſſe. Eine ſolche würdige Feier, aus eignem Antriebe veranſtaltet, nicht erzwungen durch irgend einen Befehl, kann wohl im wahren Sinne des Wortes ein Verbrüderungsfeſt genannt werden.

Frankfurt a. M., 12. Auguſt.

Aus Hanau kommend, kann ich nicht unterlaſſen, Ihrem Blatte eine erfreuliche Mittheilung zu machen: Seit einigen Wochen ſind daſelbſt (veranlaßt durch Johannes Ronge und unter ſeiner Mitwirkung) Frauen und Jungfrauen ohne Unterſchied des Glaubens aus der Stadt und aus deren Nähe zu einem Vereine zuſammengetreten. Der Verein nennt ſich „Fraurn-Verein zu Hanau“ und zählt ſchon gegen 300 Mitglieder. In thätiger Liebe ſucht er das leibliche, geiſtige und ſittliche Wohl ſeiner ärmeren Mitmenſchen zu fördern. Soweit ſeine Kräfte reichen, ſpeiſet und kleidet er die Armen, beſonders im Winter. Der Kranken unter ihnen nimmt er ſich vorzugsweiſe an. Arme Kinder verſieht er mit Lernmitteln und hilft ihnen, wenn ſie die Schule verlaſſen, zur Fortbildung durch Unterricht und zum Eintritt in Lehre und Dienſt. Arme Mädchen, welche einen Dienſt ſuchen oder bereits in Dienſt ſtehen, unterweiſ't er außerdem in Handarbeiten (im Nähen, Stopfen, Bügeln ꝛc.) unentgeltlich. Auch wird er von Zeit zu Zeit (vielleicht an den Sonntags-Nachmittagen) noch beſonders durch Vorträge, Vorleſungen und Mittheilungen gemachter Erfahrungen fortbildend wirken. (Zu den Verſammlungen hat jeder Freund der guten Sache des Vereins freien Zutritt.) Zur beſonderen Pflicht machen es ſich die Mitglieder, überall perſönlich mit den Armen zu verkehren; Gabe und Pflege, Rath und Troſt, Ermahnung und Unterricht ertheilen ſie ſelbſt und ſuchen dabei vorzüglich durch gewinnende Milde aufzurichten, zu heben und zu bilden. — Es iſt erfreulich, daß in unſerer regſamen, nach Verſöhnung aller ſchroffen Gegenſätze ringenden Zeit, welche doppelt dringend an jeden Einzelnrn die Forderung ſtellt, mehr als bisher dazu mitzuhelfen, daß das Reich Gottes auf Erden näher herbeigeführt werde, auch dieſer Verein dazu beitragen will, daß das Gute ſich mehre, das Elend ſich mindere, daß Hohe und Niedrige, Vornehme und Geringe, Arme und Reiche, Chriſten und Nichtchriſten als Menſchen einander immer näher treten und ſich zum allgemeinen Verſöhnungsfeſte der Liebe vereinigen. Der Verein tritt deßhalb zu der Zahl der ſchon beſtehenden Vereine ähnlicher Art mit der Bitte, durch Belehrung und Mittheilung gemachter Erfahrungen ihn kräftig zu unterſtützen. Auch wird er jede Gabe theilnehmender Menſchenfreunde zur Förderung ſeiner Zwecke dankbar annehmen. Er iſt ſchon in voller Thätigkeit und hat friſche und treffliche Kräfte, welche unter der umſichtigen Leitung der wackeren Vorſteherin gewiß ſegensreich wirken werden. Mehr als neunzig junge Mädchen haben ſich zur Aufnahme in den Unterricht bereits gemeldet. Nur vierzig derſelben haben zunächſt angenommen werden können und werden von je vier Jungfraurn Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr unterrichtet. Eine Fünfte lieſ't vor und beſpricht das Vorgeleſene mit den Kindern. — Die einfachen Satzungen des Vereins liegen zur Einſicht und zur Unterzeichnung für neue Mitglieder täglich bei der Frau Bock, der derzeitigen Vorſteherin, bereit. Gott ſegne den Verein und laſſe ihn thätige Unterſtützung und noch viele tüchtige Mitarbeiterinnen finden!

(Frankfurt, 13. Auguſt.) Geſtern feierte die „Teutonia“ den Jahrestag ihrer Stiftung. Es war ein ſchönes Feſt. Dieſer Geſangverein, herangebildet unter der Leitung des Hrn. Heinrich Neeb und gegenwärtig unter der Direktion des Hrn. L. Richter ſtehend, leiſtet Vortreffliches und kann dieſer Verein jedem andern würdig zur Seite geſtellt werden. Alle Lieder wurden mit Präciſion durchgeführt. Beſonderer Erwähnung verdienen einige von Hrn. H. Neeb componirte Freiheitschöre. Hrn. Neeb wurde bei dieſer Gelegenheit in Anerkennung der Verdienſte, die er ſich um den Verein erworden, ein Ehrendiplom überreicht, und der jetzige Direktor, Hr. L. Richter, erhielt einen äußerſt ſchön gearbeiteten werthvollen Ring.

Mainwaſſer-Wärme: Am 16. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 16. Auguſt. Wilhelm Tell, große Oper in 3 Abth., Muſik von Roſſini. (Gaſtrolle) Tell: Hr. Scharff, vom Theater zu Linz.

Donnerſtag, 17. Auguſt. (Zum erſten Male wiederholt): Der Pfarrherr, Original-Schauſpiel in 5 Abth. von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 226. Donnerſtag, den 17. Auguſt 1848.

Der luſtige Geiger.

Eine Dorfgeſchichte, von F. Schrader.

(Fortſetzung.)

„Man hätte mich, mei' Sirchen, nicht dazu gewählt," fuhr Vetter Michel fort, „wenn man nicht gewußt hätte, daß meine Plaudermaſchine im beſten Stande ſich befände, und daß gerade ich das Herz auf dem rechten Fleck hätte. Denn glaubt mir, guter Herr, in ihrem Dorfe haben die Kerls alle das große Meſſer in der Taſche, ſobald es aber gilt, dem Amtmann oder ſonſt einem ſuperklugen Herrn die Wahrheit zu geigen, oder, wie jetzt, bei dem Landesoberhaupte eine Sache zu verfechten, bei der das Unrecht offenbar auf der Hand liegt, da ſind es lauter feige Memmen; da hat Keiner Courage, ſondern es wird der Vetter Michel aufgeſucht. In ſolchen Fällen weiß man den Alten zu finden. Wenn aber in der Gemeinde etwas berathen und beſchloſſen werden ſoll, wo Unſereiner auch ſein Wort mit d'rein geben möchte, da heißt es: der iſt ja nicht anſäſſig und hat weder Sitz noch Stimme. Aber das gerade iſt eine ganz verteufelte Lüge. Dürft' ich, ſo wollt' ich Euch beweiſen, daß ich eine Stimme habe wie ein Löwe. Ich habe freilich keinen Fuß breit Land, und auch im Uebrigen kein anderes Beſitzthum, als meinen Kopf; der iſt mir aber mehr werth, als manche Ackerſpitze und noch zehn Strohköpfe obendrein. Was das eigentliche Beſitzthum betrifft, ſoll es nun aber auch anders werden. Ich wünſche nur, daß ich den König bei guter Laune finde, und daß ich Das erlange, weshalb ich hergekommen bin; die mir verſprochenen hundert Thaler werd' ich zum Ankauf eines Häuschens verwenden, und dann wehe Dem, der ſich's noch beikommen laſſen ſollte, mir zu ſagen, ich hätte weder Sitz noch Stimme. Dann dürfte ſich's auch fügen, daß meine Tochter eher verſorgt würde. Das liebe Kind iſt brav und gut, weil man aber weiß, daß ſie von ihrem Alten keine Morgengabe zu erwarten hat, wagt es kein Freier, um ſie zu werben." Bei dieſen Worten war es ſeit langer Zeit zum erſten Male, daß ſich die heitere Stirn des Vetter Michel mit einem düſteren Wolkenſchleier umlagerte, was auch dem Herrn nicht zu entgehen ſchien.

„Hat denn Eure Tochter noch gar keinen Freier gehabt?" fragte dieſer voll Theilnahme.

„O ja, guter Herr. 'S lag 'mal ein preußiſches Militär-Kommando in unſerm Dorfe, um die Steuern zu erpreſſen, da hatte ſich ſo ein verwünſchter Rothſchweif an ſie gehängt und hatte ihr weiß gemacht, ſie zu heirathen. Ich aber fragte mich im Stillen: was ſoll dann daraus werden? Der Kerl hat kaum Kommißbrod genug für ſich, vielweniger noch für eine Frau und die möglichen Nachkömmlinge; machte daher mit ihm kurzen Prozeß, kommandirte rechtsum, Marſch! und jagte ihn zum Dinge hinaus. Das Mädel hat ſeitdem viel darüber grilliſirt, trägt den Kerl immer mit ſich im Kopfe herum, und ſelbſt als ich meine Wanderſchaft antrat, da rief ſie mir noch zu: „Wenn Ihr nach Berlin kommt, Vater, ſo grüßt den Fränkel von mir; er ſteht jetzt im Leibgarde-Regimente des Königs." Aber ich werde mich wohl hüten, ihn aufzuſuchen; in ſeinen Verhältniſſen iſt ja an die Möglichkeit einer Heirath gar nicht zu denken."

„Alſo Fränkel heißt der Anbeter Eurer Tochter?" fragte der Herr, und ſchien ſich den Namen aufzuzeichnen.

„Ganz recht, ſo hat er ſich genannt;" beſtätigte Vetter Michel. „'S iſt jetzt überhaupt eine kurioſe Welt. Auf die Häuslichkeit und Tugend der Jungfrauen legt man heutzutage gar gar keinen Werth mehr. „Hat ſie Geld?" iſt die erſte Frage eines Heirathsluſtigen. Hat ſie das nicht, dann mag ſie eine Göttin ſeyn, es wird ihr ſchwer werden, im Hafen des Eheſtandes einzulaufen. Wunderliche Menſchen! als ob ſich mit dem klingenden Metall das eheliche Glück, der innere Friede der Menſchen erkaufen ließe. Da war's zu meiner Zeit doch anders. Als ich mein Gretchen freite, da fragt' ich nicht nach Hab' und Gut, da folgt' ich nur der Stimme meines Herzens. Der biſt Du gut, dacht' ich, und darum friſch d'rauf los gefreit! Ich hab's gethan, und es hat mich nicht gereut. Wir Beide hatten nicht mehr als eine Kirchenmaus, und doch wurden wir vielfach beneidet; denn wir waren das glücklichſte Paar im Dorfe. Immer heiter und luſtig ging's in der Woche an die Arbeit, des Sonntags zum Tanz. So ging's lange Jahre hindurch; da kam endlich der Tod und tanzte mit ihr in das Reich der Schatten. Ich aber hab' mich mit Hiob getröſtet und bin noch heute der luſtige Alte, den nichts in der Welt betrüben kann, als das künftige Geſchick ſeines einzigen Kindes. — Aber was bedeuten denn die Häuſer hier?"

„Das iſt Potsdam," antwortete der Herr, und bat den Vetter Michel, hier auszuſteigen. Dieſer that's, dankte dem fremden Herrn für das Mitfahren, reichte ihm nach ländlicher Sitte die Hand und ſprach: „Na, ſo nehmt's nit übel, daß ich Euch die Ohren ſo vollgeplaudert habe. Thut Einem doch immer wohl, wenn man einem ſo guten und verſtändigen Herrn gegenüber einmal ſein Herz offenbaren kann. Ich wollte nur, der König hätte auch ein ſo geneigtes Ohr. Appropos! ſagt mir doch, wenn eigentlich der gnädige Herr Potentat am beſten zu ſprechen iſt."

„Morgens, zwiſchen zehn und elf, ſo viel ich weiß," antwortete der fremde Herr, ſchüttelte die ihm dargereichte Hand des Alten und der Wagen rollte weiter.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Dombaufeſt zu Köln.

II.

Am 14. Auguſt ſpät.

Man hat wohl oft Gelegenheit, Feſten beizuwohnen, aber ein ſolches, wie das, zu welchem ich Ihnen die Fortſetzung ſchreibe, fällt nicht in jedes Menſchenleben. Das iſt eine Bewegung in der Stadt, ein Jubel, und eine wahre Freude, in die heitern Antlitze zu ſchauen.

So gerne möchte ich Ihnen alle Partieen der Feier, wenn auch nur en miniature, vorführen; aber es iſt dies eine Unmöglichkeit, wie es auch nicht angeht, Alles ſelbſt mitanzuſehen; man müßte der Gottheit eine Eigenſchaft entlehnen, die Allgegenwart, denn an allen Orten innerhalb der Stadtmauer wird gefeiert. Deutz bleibt nicht zurück und die Dörfer im Weichbilde Kölns haben auch Feiertag.

Unter den eingetroffenen Fremden führe ich an: die Biſchöfe von Ermeland, Hildesheim, Mainz, Münſter, Osnabrück, Roeremond, Speyer und Trier, eine ſehr große Anzahl der Deputirten der Reichsverſammlung in Frankfurt, die Deputation der Berliner Verſammlung: Elsner, von Auerswald, Philipps u. viele Andere.

Heute am Morgen begann die Stadt ihre Feſttoilette noch ſorgfältiger anzulegen und zu ordnen, am Mittage war ſie geſchmückt, wie ſeit vielen Jahren nicht.

Schon am Morgen um 9 Uhr beſuchte der Reichsverweſer den Dom; der Baumeiſter Zwirner war an ſeiner Seite. Zwei Stunden ſpäter war die breite Trankgaſſe vor des Regierungs-Präſidenten Haus wieder zu enge, in Folge der Nachricht, Erzherzog Johann werde, um einer muſikaliſchen Unterhaltung im Caſino beizuwohnen, in dieſer Stunde ausfahren.

Zwiſchen 2 und 3 Uhr verſammelte ſich ein Feſtzug auf dem Neumarkte, der ſich von da zum Palais des Erzbiſchofs bewegte, dieſen und die da verſammelte höhere Geiſtlichkeit abzuholen zum Dome, wo der Baumeiſter dem Erzbiſchofe die neugebauten Theile übergeben ſollte.

Das war ein Zug! Ich wünſchte, Sie hätten Das mit angeſehen, denn die Schilderung eines ſolchen Zuges iſt ein undankbares Unternehmen, eine Arbeit, die die gewandteſte Feder in Verlegenheit verſetzt. Die Fahnen hatten ſich in den Straßen, in denen man umzog, multiplizirt; der Zug entfaltete eine ungewöhnliche Pracht, er ſchien nicht enden zu wollen. Da folgten auseinander: 1tes Muſikchor (zu Pferde), die Bürgerwehr-Cavallerie, 2tes Muſikchor (zu Fuß), Sängerchöre, die beiden Gymnaſien, die Bürgerſchule, der Männergeſang-Verein, die Waiſenkinder u. a., die höhere Geiſtlichkeit mit einem großen Gefolge von Dechanten, Paſtoren und Kaplänen, 3tes Muſikchor, das am Dome beſchäftigte Bau-Perſonal, das Vereins-Banner, der Vorſtand des Central-Dombau-Vereins, auswärtige Deputationen, 4tes Muſikchor, der Central-Dombau-Verein, 5tes Muſikchor; den Schluß bildete eine Abtheilung der Bürgerwehr. Welche Menſchenmenge ſich voraus bewegte, welche nachfolgte, das können Sie ſich kaum vorſtellen, es war um die Kathedrale zum Erſticken! Endlich öffnete ſich die Pforte! Ich will nicht ſagen: Wer ſeit einem Jahre nicht im Tempel war, ſondern: Wer vor 14 Tagen dort zuletzt betete und jetzt erſt wieder die Hallen betritt, wie der ſtaunen muß! Er findet ſich nicht wieder. Jetzt erſt tritt der Bau in ſeinen großartigen Anlagen ganz hervor, jetzt erſt wird man inne, nach welchem Rieſenplane da gearbeitet wurde, jetzt erſt bemerkt man die Fortſchritte, deren der Bau ſich in den letzten Jahren erfreut. Der Leſer erwarte nur ja keine Schilderung, ich ſchweige, damit er komme und ſehe, und ich bin verſichert, er weiß mir's Dank. Man muß da niederſinken, läuft Gefahr, zum Götzendienſt verleitet zu werden, Die anzubeten, welche dieſen Coloß ſchufen.

Zwirner hielt eine lange Rede, die man aber ſelbſt in der Nähe nicht zu verfolgen im Stande war, da ſich das Gedränge und Geſumme zu ſehr ſteigerte; er ſchien die Geſchichte des Baues vorzutragen, und ließ zum Schluß die vom Baiernkönig geſchenkten Fenſter enthüllen. Diejenigen, welche gegenwärtig waren, waren nicht zufrieden mit dem Geſchenkgeber, — — — daß er ferne blieb; er hat ſich's ſelbſt beizumeſſen, wenn er nicht den ſchönſten Dank geleſen, der in jedem Auge gar rührend geſchrieben ſtand. Gerne erfülle ich den Wunſch der Leſerinnen, die eine Beſchreibung leſen möchten, hier iſt ſie: „Die vier Fenſter ſollen, wenn ich mich recht erinnere, 100,000 Gulden koſten, eines alſo mehr als 14,000 Thaler. Wenn ich ein Cröſus wäre, und die Kunſt ſo liebte, wie jetzt, dann bekäme der Glasmaler, welcher mir eine ſolche Arbeit lieferte, eine weit höhere Summe.“

Meine Beſchreibung iſt ſo naturgetreu, wie der Inhalt von des Erzbiſchofs Rede, auf die ich jetzt zu ſprechen komme.

Er ſagte, daß endlich der lang erſehnte Tag gekommen, auf den wir uns ſo ſehr gefreut, daß wir vor 6 Jahren, als der Bau wieder neu aufgenommen wurde, kaum entfernt gehofft, ſolche Fortſchritte in ſo kurzer Zeit zu machen, daß wir Denen, die uns durch ihre reichen Beiträge in den Stand ſetzten, das Alles auszuführen, zu unendlichem Danke verpflichtet ſeyen. Nun machte er die vorzüglichſten Unterſtützer namhaft, führte mehrere von den vielen Vereinen an und knüpfte daran die Mittheilung, daß die Theilnahme über die deutſche Gränze hinübergeſchritten, daß ſogar von der andern Hemiſphäre Geſchenke eintrafen. Er bittet, man möge doch wieder mit neuerwachtem Eifer Theil nehmen, daß das große Denkmal deutſcher Baukunſt reif werde; dabei wendet er ſich vorzüglich an die National-Verſammlung, daß ſie in ihren Gauen dieſer Stunde und den Tempel nicht vergeſſen.

Der Abend hat wieder einen glänzenden Fackelzug geſehen; er ging vom Rathhauſe aus zum Gebäude des Regierungs-Präſidenten, wo man den Reichsverweſer ſuchte, aber nicht fand, er war im Regierungs-Gebäude an der Seite des Königs.

Die Muſik ſpielte und ein Hoch reihte ſich dicht an das andere, drängte ſich eben ſo, wie die Zuſchauer, und dieſe haben in dem Stücke geleiſtet, was immerhin nur möglich war, ſo, daß ich hier annehmen zu dürfen glaubte, es wäre unbillig von der Didaskalia, wenn ſie wünſchte, ich möge meine ohnehin nicht ſehr ſtark konſtruirten Glieder noch länger der völlig entzügelten Preßfreiheit preisgeben und die Fackelträger weiter begleiten bis zu den beiden Frankfurter Präſidenten oder wo ſonſt noch hin. In dieſer Stunde habe ich es tief empfunden, eine wie ſchwierige Stellung der Berichterſtatter hat, da er eigentlich nur beſchreiben darf, was er ſah.

(Fortſetzung folgt.)

Die erſten deutſchen Reichsminiſter.

(Schluß.)

Der Juſtizminiſter, Hr. Julius Heckſcher, wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu Hamburg geboren, wo ſein Vater ein reicher Bankier war, von jüdiſcher Abkunft und zum Chriſtenthum übergetreten. Die Erziehung des Knaben begann in einem jener berühmten Inſtitute zu Genf, von wo er erſt im ſechzehnten Jahre etwa nach Hamburg zurückkehrte, um das Johanneum zu beſuchen, welches damals noch unter Gurlitts trefflicher Leitung ſtand. Mit neunzehn Jahren bezog er die Univerſität Göttingen mit dem Zeugniß, ſeinen bedeutenden na-

Digitized by Google

türlichen Fähigkeiten auch einen ſchönen Vorrath von Wiſſen beigeſellt zu haben. Hier entwickelte ſich in dem Jüngling eine ſeltene Energie des Charakters, und ein Eifer für die Studien, der ihn auch außer dem Kreiſe ſeines täglichen Umgangs bekannt machte. Als im Jahr 1818 ein Conflict der Studenten mit den Behörden eingetreten war, verließ auch Heckſcher mit den andern Nichthannoveranern Göttingen und wandte ſich nach Heidelberg. Den Streitigkeiten der Burſchenſchaften und Corps, welche ſich nun entſpannen, blieb er nicht fremd und ward bald einer der Führer der letztern. Als ſolcher legte er zuerſt Beweiſe einer ſeltenen Rednergabe ab, und machte zugleich einen hohen Grad moraliſchen und phyſiſchen Muths geltend, bei welchem ihm eine geſchickte Handhabung der Waffen gut zu ſtatten kam. Nach zwei Jahren kehrte er nach Göttingen zurück, wo er ein ſehr einſames, von allem ſtudentiſchen Treiben entferntes, nur den ernſten Studien gewidmetes Leben führte. Er promovirte, ging eine Zeit lang auf Reiſen und widmete ſich hierauf in Hamburg der juriſtiſchen Praxis als Advocat. Eine gewiſſe Schroffheit und Rückſichtsloſigkeit in ſeiner äußern Erſcheinung verhinderten es, daß er ſchnell ſo anerkannt wurde, wie ſeine Rechtlichkeit, ſeine gediegenen Kenntniſſe und ſein Eifer es verdient hätten. Erſt nach und nach gelangte er zu einer ausgedehntern Praxis. Die allgemeinſte Aufmerkſamkeit erregte er, als er vor acht oder zehn Jahren etwa einen damals weithin bekannt gewordenen Proceß über ein angebliches Sklavenſchiff ſiegreich führte, bei welchem die intereſſanteſten ſtaatsrechtlichen Fragen mit zur Erörterung kamen. Er ward als einer der geachtetſten Advocaten anerkannt, der beſonders in den mündlichen Verhandlungen des Handelsgerichts als bedeutender Redner glänzte. Neben ſeinen Berufsarbeiten beſchäftigte er ſich viel mit ſtaatsmänniſchen Fragen, trat in der hannover'ſchen Verfaſſungsfrage und bei andern Gelegenheiten als Schriftſteller auf, war eine Zeitlang Redacteur der „Neuen Zeitung" und ſpäter Mitarbeiter an dem politiſchen Theil der weitverbreiteten Hamburger „Wöchentlichen Nachrichten", die trotz des Titels ein vielgeleſenes täglich erſcheinendes Blatt ſind. Nach der franzöſiſchen Februar-Revolution dieſes Jahrs ſchloß Hr. Heckſcher ſich den Beſtrebungen der Reformfreunde an und gelangte hier ſehr bald zu bedeutendem Einfluß. Er gab ſich mit Feuer dieſen Beſtrebungen hin, mäßigte jedoch ſtets den allzugroßen Ungeſtüm der Radicalen, obgleich er von Vielen dieſer Partei zugezählt wurde. Bei Gelegenheit des Zuſammentritts des Vorparlaments wurde Hr. Heckſcher von vielen Freunden (von der liberal-conſervativen Partei) aufgefordert, als Abgeordneter für Hamburg ſich nach Frankfurt zu begeben. Dieſe Aufforderung unterſtützten auch die ſogenannten Radicalen, und eine Verſammlung, die größtentheils aus Kaufleuten beſtand, beſtätigte ſpäter dieſe Wahl und veranlaßte zugleich die HH. Roß und Vorwerck, ſich Hrn. Heckſcher anzuſchließen. Das Wirken Heckſchers in Frankfurt iſt zu bekannt, als daß es hier einer nähern Beleuchtung unterzogen werden dürfte. Keine Gelegenheit von Bedeutung ging vorüber, ohne daß man ihn den thätigſten Antheil an der Debatte nehmen ſah, ohne daß er dabei mit einem ungewöhnlichen Scharfſinn und von einer bewundernswerthen Dialektik unterſtützt als Redner geglänzt hätte. Eine Begabung, die ihm ſchon als Präſident der Verſammlung der Anwälte (1847) zu Hamburg große Anerkennung verſchaffte. Der Haß der Partei, die er ſtets ſiegreich bekämpft, der ſich mehr und mehr unverhohlen Luft machte und mit der Zahl ſeiner Anhänger wuchs, iſt der triftigſte Beleg jener Macht des Worts, über welche Heckſcher gebietet. Dies ſind nun die flüchtigen Umriſſe des Charakters und der bisherigen Lebensſtellungen und Wirkſamkeiten jener Männer, welche urplötzlich auf eine ſo hohe Stelle erhoben worden ſind, und die Blicke nicht nur des deutſchen Volks, ſondern ganz Europa's auf ſich hinlenken. Ich konnte nur den Notizen folgen, die mir bewährte Perſonen, welche zu jenen Männern in den nächſten Beziehungen ſtehen, an die Hand gaben, deren Unparteilichkeit aus dem einfachen Inhalt und dem gewiß mäßigen Ausdruck erſichtlich iſt, und dieſe Notizen durfte ich mit Dem ergänzen, was mir ſelbſt die Beobachtung in den Sitzungen der Paulskirche überliefert hat. Talent und Kenntniſſe, Eifer und Hingebung für die Sache des gemeinſamen Vaterlandes, eine offene und ehrliche Sinnesart, dieſe Eigenſchaften müſſen den erſten Mitgliedern unſers Reichsminiſteriums ohne Widerrede zuerkannt werden; was die Höhe der politiſchen Anſichten, den ſtaatsmänniſchen Tact, alle die Erforderniſſe angeht, die bei der Lenkung des Staatsruders in ſo ſchwierigen Zeiten, bei der Löſung verwickelter völkerrechtlicher Fragen unumgänglich nothwendig ſind, darüber kann hier noch kein Urtheil abgegeben werden; aber es wäre jedenfalls von unpatriotiſcher Geſinnung zeugend, mit Voreiligkeit hierbei zu Werk zu gehen und ein mißliebiges Urtheil zu fällen. Bei dem raſchen Fluthen der Zeit wird ſich die Gelegenheit nicht lange erwarten laſſen, und indem wir von unſerm Standpunkte die günſtigſte Vorausſetzung von Herzen anzunehmen geneigt ſind, wollen wir den Wunſch und die Hoffnung nicht auszuſprechen zögern, daß ſie ſich erfüllen möge. — Zwiſchen dem Beginn und dem Schluß dieſer Skizze iſt Se. kaiſerl. Hoheit der Erzherzog-Reichsverweſer nach Frankfurt zurückgekehrt, und die Beſeitigung der obſchwebenden Zweifel und Schwierigkeiten war das Werk der erſten Stunden nach ſeiner Ankunft. Das Reichsminiſterium iſt nunmehr ergänzt, zum größten Theil durch Namen ergänzt, die in Deutſchland lange und hinlänglich bekannt ſind. Vielleicht bietet ſich Stoff und Gelegenheit dar, in kurzem einen zweiten Artikel dieſem Vorläufer folgen zu laſſen. (A. Z.)

Vortrag von Ruge über die Nationalverſammlung in Frankfurt.

(Breslau, 9. Auguſt.) Durch Maueranſchläge hatte geſtern der Abgeordnete von Breslau, Arnold Ruge, zu einem Vortrage eingeladen, in dem er Wählern und Urwählern über den Stand des deutſchen Parlaments Bericht erſtatten wollte. Der Vortrag dauerte an zwei Stunden, und entwickelte die Thätigkeit des Parlaments nach allen Richtungen hin. Der Hauptinhalt des Vortrages war etwa Folgendes: Die Nationalverſammlung zu Frankfurt ſey aus einem Bedürfniß hervorgegangen, das ſchon im Jahre 1813 im Volke gelebt. Der deutſche Bund war nur ſechs Wochen populär. Er ſollte das alte deutſche Reich fortſetzen, das eine Fürſten-Republik war, und dieſe Republik durch Herbeiziehung aller deutſchen Fürſten erweitern. Die Revolution von 1848 hat den Bundestag für eine Leiche erklärt; das Parlament hat ihn begraben. — Indem der Redner nach dieſer Einleitung von den verſchiedenen Parteien des Parlaments zu ſprechen begann, erwähnte er vorerſt, daß der mit großer Einſtimmigkeit gewählte Präſident Gagern das eigentliche Gros der Verſammlung vorſtelle. Er habe ſich nach ſeiner Wahl für die Volksſouverainetät ausgeſprochen, womit ſeine Partei jedoch ſehr unzufrieden geweſen ſey, und den Ausſpruch mit Staatsſouverainetät zu deuten gedachte. Sie kam indeß damit nicht durch. — Was nun die Parteien anbetrifft, ſo zerfalle die Linke in drei Fraktionen. Die eine, welche zu dem von ihm (Ruge) erlaſſenen Glaubensbekenntniß hält, die andere unter Blum, welche ſich von der erſteren nur dadurch unterſcheidet, daß ſie ſich mehrere Fragen noch offen behält, und die dritte unter Heinrich Simon und Raveaux. Dieſe letztere habe viele Unentſchiedene unter ſich und wurde von Hrn. Ruge mit dem Prädikat „die Linke im Frack" bezeichnet. — Das rechte Centrum verlange einen

Digitized by Google

konſtiturionrllen Kaiſer, und beſtehe größtentheils aus Profrſſoren und Hofräthen. Der Führer iſt Lichnowski. — Die Rechte, geführt von Baſſermann und Mathy, zeige eine ganz beſondere Thätigkeit in dem förmlichen Verhöhnen aller freiſinnigen Anträge. — Die äußerſte Rechte endlich beſtehe aus Leuten, die die abſolute Monarchie wünſchen, und die konſtitutionelle nur für ein nothwendiges Uebel erachten. (Vincke. Radowitz.) —

Der erſte Streit der Parteien trat bei der Schaffung der Centralgewalt hervor. Die Einen wollten die Vereinbarung mit den Regierungen, die Andern die freie Konſtituirung. Bekanntlich haben die Letzteren den Sieg davon getragen. Die zwei Fehler an der Centralgewalt, die Unverantwortlichkeit und die Nichtverpflichtung zum Vollzug der von der National-Verſammlung gefaßtrn Beſchlüſſe, dieſe zwei Fehler ſeyen nur ſcheinbar; im Weſentlichen würden ſie durch andere feſtzuſtrllende Beſchlüſſe aufgehoben und wird der Reichsverweſer ſtreng genommen ein republikaniſcher Präſident ſeyn. —

In der innern Politik ſey man beſonders bei den Oeſterreichern auf große Hinderniſſe geſtoßen. Sie wären über die Anerkennung dieſer Centralgewalt ſehr unentſchloſſen geweſen, bis der 15 Mai dieſrr Unentſchiedenheit abgeholfen. — Die Hannoveraner ſeyen zurückhaltend, bis auf Einige, die ſich ſehr energiſch gegen ihren eigenen König ausgeſprochen. — Mit den Preußen ſtünde es ſchlecht; das ſpezifiſche Preußenthum ſey ſehr ſtark vertreten, und auch die Bayern zeigen große Renitenz. — Jedenfalls aber ſey die Mehrheit für die deutſche Einheit, wenn auch die Reaction gegrn die Freiheit ſehr groß iſt. Dieſe Reaction kann den Föderativſtaat nicht begreifen, und es bleibt ihr nichts übrig, als ſich im Intereſſe der Sonderſtaaten der Centralgewalt zu widerſetzen. Da jedoch die Mehrheit die Einheit will, ſo wäre auch für die Freiheit Vieles gewonnen.

Die Volksrechte wären freiſinnig, das iſt drr Sieg der Zeit. Auch in Schulſachen zeige ſich die Verſammlung ſehr freiſinnig. Die Niederſetzung einer Commiſſion für Kirchenſachen wurde abgelehnt, dagegen die für die Schule angenommen. — In den Militärangelegenheiten habe ſich das Deutſchthum mit der Reaction zuſammengethan, doch wird im Allgemeinen die Idee der Volksbewaffnung feſtgehalten.

Was die äußere Politik anbelangt, ſo verwickele ſich Oeſterreich in der Slavenfrage immer mehr mit Deutſchland. Die Oeſterreicher möchten die Slaven zu Deutſchland zwingen. — Die Polenfrage war für die Linke eine offrne, die Brſchlüſſe über Poſen aber führten eine Spaltung herbei. — In Betreff Italiens äußerte ſich der Redner in ſehr energiſchen Ausdrücken gegen Oeſterreich, das eine ſo kräftige Nationalität, wie die der Italiener, mit Waffengewalt unterjochen will. Die franzöſiſche Regierung, ſagte er, habe ein ſchlechtes Gewiſſen und werde ſchwerlich interveniren. — Ueber Schleswig-Holſtein endlich äußerte ſich der Redner dahin, daß dieſe Angelegenheit zu dem wünſchenswerthen Ziele führen müſſe, Rußland zum Kriege zu zwingen. Rußland wolle jetzt den Krieg nicht, aber der Kampf zwiſchen Civiliſation und Barbarei müſſe durchgrfochten werden und dann erſt könne man an die Abſchaffung des Militärs denken.

(Bresl. Z.)

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Die körperliche Schönheit darf nicht mit dem Meſſer der Anatomie, die menſchliche Tugend nicht mit dem Mikroſkop unterſucht werden.

— Das Laſter ſetzt man ohne Schmerzen in die Welt, aber die Nachwehen, die es verurſacht, ſind oft ſchrecklich.

— Jrde unſerer Handlungen, wie klrin und unſcheinbar ſie auch ſey, iſt ein Pinſelſtrich an der Darſtellung des Gemäldes unſeres inneren Menſchen.

— Wenn der Erfolg die That krönt, ſo gibt die öffentliche Meinung die Generalabſolution der Sünden und Verbrechen, wodurch er erkauft worden. Nur das Mißlingen hat den Hohn der Menge zum Ankläger und das Vorurtheil zum Richter.

— Es verhält ſich mit Perſonen, die viel mit der Welt verkehren, wie mit Münzen. Sie ſchleifen ſich ab, aber verlieren mit dem urſprünglichen Gepräge ihres Charakters an moraliſchem Gewichte.

— Wer das Glück und ſein glänzendes Gefolge bei ſich beherbergt, hat ſelten noch ein Stübchen frei, wenn die Armuth rin Obdach bei ihm ſucht.

— Die im Kampfe mit dem Unglück nicht erdrückt werden, zeigen ſich der Welt als Helden.

— Das Ringen nach Erreichung von perſönlichen Zwecken und Intereſſen iſt, beim jugendlichen Alter, ein untrügliches Kennzeichen einer aufkeimenden gemeinen Natur. Die Ideale ſind die Heiligenbilder der Jugend, denen das glühende Herz ſich freudig in die Arme ſtürzt und zum Opfer darbringt, indem es den Genius der Menſchheit anfleht, daß er das Himmliſche mit dem Irdiſchen vermähle, damit das Unſterbliche im Sterblichen erſcheine. Wer nie den Staub der Erde von ſich abgeſchüttelt und mit erhabener Begeiſterung ihnen nachgerungen, dem allein iſt der Lenz des Lebens blüthenlos dahingeflohen und laſtet das Alter drückend auf der Seele, denn des Daſeyns Schönheit iſt ihm fremd geblieben.

— Den Einfluß, den die Begebenheiten der Gegenwart auf die Zukunft einzelner Völker, wie die der geſammten Menſchheit ausüben, wird immer ein Räthſel, ſelbſt für die hellſten Köpfe der Mitwelt bleiben; denn einen Gegenſtand, der dem Auge allzu nah geführt wird, ſehen wir weder in ſeiner Ganzheit, noch in ſeinen Umriſſen. So wie Der, wrlcher im Eingange eines Hauſes ſteht, die Architektur drſſelbrn nicht bemerkt.

— Die Natur iſt das ewig Werdende, die Entwicklung und Verwandlung der vorhandenen Lebensform zu neuer Erſcheinung. Mit dem Status quo oder dem politiſchen Stillſtand verhält es ſich wie mit dem Punkte oder der Linie in der Mathematik. Die Annahme gibt ihnen nimmer eine Wirklichkeit, ſie bleiben bloße Gegenſtände des Gedankens. Die Geſchichte läßt ſich nicht abſchließen; ſie iſt nicht ein blos Erlebtes, ſondern eine Prämiſſe des zu Erlebenden, denn jede Thatſache iſt zugleich die Wehmutter einer neuen, auf die man vorbereitet ſeyn muß, wenn man ſich an den Geſchickrn der Staaten betheiligen will.

German Mäurer.

Mainwaſſer-Wärme: Am 17. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 17. Auguſt. (Zum erſten Male wiederholt): Der Pfarrherr, Original-Schauſpiel in 5 Abth. von Charl. Birch-Pfeiffer.

Freitag, 18. Auguſt. Erſte Liebelei und erſte Liebe, Luſtſpiel in 1 Akt von Th. Hell. Hierauf folgt (neu einſtudirt): Ein Glas Aepfelwein, oder: Urſachen und Wirkungen. (Eine Parodie des Luſtſpiels: Ein Glas Waſſer.) Local-Luſtſpiel in 2 Abth. von E. H. A. Hallrnſtein.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 227. Freitag, den 18. Auguſt 1848.

Die drei Präſidenten.*)

Der Erſte ſteht in würdiger Parade,
Und rings die Hörerſchaar erſpäht ſo gerne
Auf edler Stirn', im dunklen Augenſterne
Des Genius geheimnißvolle Gnade.

Der And're ſchaut mit göttlicher Pommade
Vom zweiten Stuhl behaglich in die Ferne;
Ihm quillt aus wohlverſehener Ciſterne
Mit fettem Ton die bündig-derbe Suade.

Der Dritte zeigt, bei ſtillerem Vergnügen
Blaſirten Anſtand in den feinen Zügen;
So glatt und kühl, doch nicht ſo bös wie Schlangen.

Die Erſten wirken im beſtimmten Kreiſe,
Den ſchmucken Weltmann ſchickt man auf die Reiſe:
Wem kann da noch um Deutſchland's Zukunft bangen?

— i —

Der luſtige Geiger.

Eine Dorfgeſchichte, von F. Schrader.

(Fortſetzung.)

Der Regen hatte nachgelaſſen; Vetter Michel war aber ganz durchnäßt, und da ſich auch der Tag zu neigen anfing, ſo beſchloß er, in Potsdam zu übernachten und am nächſten Morgen mit einem Fuhrwerk in die Reſidenz zu kutſchiren. Dies geſchah. Wer Berlin kennt, der dürfte ſich nicht wundern über den Eindruck, den die große prächtige Häuſermaſſe auf den Vetter Michel machte. Er ſperrte Mund und Augen auf bei dem Anblick der großen und ſchönen Stadt, und war ganz in Entzücken verſunken; da, inmitten des ſüßeſten Traumes, wo es ihm dünkte, im Feenlande zu wandeln, rief die rauhe Stimme des Kutſchers: „Alter, ſteigt man aus, hier iſt das Schloß!“ Vetter Michel ſah ſich erſchrocken um, ſtieg aus, rückte ſeinen Querſack zurecht, ſtützte ſich mit dem Rücken auf ſeinen Stock und betrachtete verwunderungsvoll das imponirende Gebäude. Die Glocke ſchlug eben zehn. Jetzt, dachte er, iſt die rechte Zeit, zum König zu gehen, und ſchritt wacker auf den Eingang des Palaſtes zu. Schon hatte er ihn erreicht, als der Poſten rief: „Halt, Landsmann, hier darf ohne Erlaubniß Niemand herein.“

„Ich will aber zum Herrn König.“

„Mir einerlei; hier darf Niemand herein.“

„Was, Ihr wollt mich nicht zum König laſſen!“ rief Vetter Michel. „Ei, das will ich doch ſehen!“ Bei dieſen Worten ging er einige Schritte zurück, zog ſeine Geige aus dem Querſacke und fing an nach Herzensluſt zu fiedeln. Bald ſchaarte ſich eine Maſſe von Menſchen um Vetter Michel, die größer und größer wurde; Kinder fingen an nach dem Takte der Fiedel zu tanzen; Erwachſene jodelten, und bald ward der Lärm ſo groß, daß kaum noch ein ſchrillernder Ton von dem Inſtrument zu hören war. Der Poſten hatte ſein ganzes Anſehen aufgeboten, um den Heidenlärm abzuwenden, aber umſonſt. Da endlich erſchien die ablöſende Wache, trieb den Knäuel aus einander und war eben im Begriff, den tollen Geiger, unter Toben und Sträuben, in Arreſt abzuführen, als ein offener Wagen mit einem Herrn angeraſſelt kam, vor dem alle Umſtehende tief ſich beugten und die Wache in's Gewehr trat und präſentirte. Es war König Friedrich Wilhelm der Dritte. Vetter Michel blickte ihm ſcharf in's Auge und erkannte in ihm augenblicklich jenen Herrn wieder, der am Tage vorher ſo freundlich geweſen war, ihn in ſeinem Wagen bis Potsdam mitzunehmen. Er winkte und rief: „He, Herr König, kennt Ihr mich denn nicht mehr!“ daß über die naive Dreiſtigkeit weithin ein lautes Gelächter erſcholl. Der Wagen hielt indeß an, und der König befahl einem ſeiner Kammerdiener, den fremden Mann in den nächſten Gaſthof zu führen und ihn dort gut verpflegen zu laſſen. Seiner Zeit würde er ihn rufen laſſen. Die Militärwache und alle Umſtehenden machten darüber gewaltig große Augen, denn Niemand, außer dem Vetter Michel, wußte ſich das Räthſel zu erklären. In dem Gaſthofe lebte nun Vetter Michel herrlich und in Freuden, wie er noch nie in ſeinem Leben gelebt hatte. Er wohnte in einem großen freundlichen Zimmer, mit der Ausſicht nach dem Schloſſe, hatte eine aufmerkſame Bedienung und bekam die köſtlichſten Speiſen, wie ſie nur jemals eines Reichen Gaum gekitzelt hatten. Vetter Michel glaubte ſich faſt in ein Feenreich verſetzt, und wünſchte nur, daß dieſes Leben noch recht lange ſo fort dauern möchte. Nach Verlauf von einigen Stunden erſchien eine Ordonnanz von dem König, um zu ſehen, ob man dem Befehle Seiner Majeſtät auch wirklich nachgekommen ſey. Sie fand den fremden Gaſt bei einer Flaſche Wein ſich gütlich thun.

„Wie, ſeh' ich recht, Fränkel, ſeyd Ihr's wirklich?“

„Wie Ihr ſeht, komme ich im Namen und Auftrage Seiner Majeſtät, welche wünſcht, daß Euch an Eurer Nahrung und Bequemlichkeit nichts gebreche.“

„Herzensjunge! komm' her und leere mit mir ein Glas auf das Wohl des guten Königs. 'S iſt doch Schade, daß Ihr in dieſem bunten Kittel ſteckt; wärt ein braver Mann für meine Tochter geweſen!“

„Ihr habt's nicht haben wollen, d'rum iſt's unterblieben. Doch, Alter, darum keine Feindſchaft nicht.“

*) Um einen Monat verſpätet.

Digitized by Google

Der Gardiſt leerte das Glas und ſputete ſich dann, ſeinen Rapport dem König abzuſtatten. Vetter Michel ſehnte ſich oft nach ihm, aber er erſchien niemals wieder.

Als er in dieſem Wohlleben mehrere Tage verbracht und ſich die Reſidenz von allen Seiten in Augenſchein genommen hatte, erſchien eines Tages ein reich betreßter Diener und forderte unſern Vetter Michel auf, zu Seiner Majeſtät zu kommen. Das war ihm recht. Er ſäuberle ſeine Kleider, tränkte ſeine Schuhe mit Fett, ſtülpte den Dreimaſter auf, hängte ſeinen Querſack über, nahm den Knotenſtock zur Hand, gerade als ob er eine Reiſe nach dem gelobten Lande hätte antreten wollen, und ſegelte geradewegs auf das Schloß zu. Der Poſten machte abermals Miene, ihm den Weg zu verſperren; Vetter Michel aber, vom König berufen, drängte ihn bei Seite und betrat feſten Schrittes das Schloß. An den Stufen der Treppe empfing ihn ein Kammerdiener, um ihn in das Zimmer des Königs zu geleiten. Bevor dies aber geſchah, verſuchte er erſt, Vetter Michel den Querſack, den Stock und den Hut abzunehmen, wobei dieſer ſich aber ſträubte und einen hölliſchen Lärm anfing. „Ich bin nicht gekommen, meinem gnädigen Herrn König etwas zu Leide zu thun; auch kenn' ich ihn beſſer als Ihr. Darum werd' ich meine Habſeligkeiten auch nimmermehr von mir geben!“ rief Vetter Michel, daß es tauſendfach in dem großen Gebäude widerhallte. Da trat ein Offizier aus dem Zimmer und bedeutete dem Kammerdiener, den Fremden hereinzuführen, wie er gehe und ſtehe. Der Kammerdiener that's, ſchüttelte aber bedenklich den Kopf, indem ſo Etwas ganz gegen ſeine erhaltene Anweiſung war.

(Schluß folgt.)

Das Dombaufeſt zu Köln.

(Fortſetzung und Schluß.)

Am 15. und 16. Auguſt

III.

Den Dienſtag war die Feier ſehr früh aufgeſtanden. Schon um 7 Uhr flutheten Bürgerwehr und Militär dem Neumarkte zu, wo der Erzherzog und der König der Parade beiwohnten. Die militäriſche Feier bot einen recht impoſanten Anblick dar. Die Haltung der Truppen war ausgezeichnet, was der König dem Commandanten der Bürgerwehr gegenüber lobend anerkannte. Es defilirten gegen 4000 Mann Bürgerwehr und beinahe 6000 Mann Militär an den hohen Gäſten vorbei.

Als die Parade abgehalten wurde, zog der Erzbiſchof mit den Geiſtlichen, die bei der Conſecration der neugebauten Theile des Tempels zugegen ſeyn ſollten, zum Dome. Während der Feier blieben alle Eingänge dem Volke verſchloſſen. Auf dem Frankenplatze war die Schuljugend aufgeſtellt, die während der Einſegnung abwechſelnd ſang und betete. Es war ein feierlicher Act, als der Erzbiſchof mit dem Gefolge von 9 Biſchöfen um den Bau wallte; die Gläubigen konnten nicht anders, ſie mußten zur Andacht geſtimmt werden.

In dieſer Zeit verſammelle ſich ein Feſtzug auf dem Neumarkte; außer den Corporationen, welche ſich Tags zuvor am Zuge betheiligten, fanden ſich noch mehr als 20 andere ein; — es war ein ſehr langer, langer Zug, der bald darnach am Dome ankam, als der Biſchof den Reichsverweſer, den König und die anweſenden Prinzen an geheiligter Stätte empfangen hatte. Das Haus war nun dem Volke geöffnet. So viele Menſchen waren wohl nie in dem Gotteshaus, noch nie um daſſelbe, oder doch höchſt ſelten. Es wurde ein Hochamt gehalten, deſſen Feier nicht nur Katholiken allein ergriff. Jeder Menſch, der zugegen war und Sinn für das Höhere hat und ein Herz, mußte bewegt werden. Das waren herrliche Geſänge, und die ſchön und pünktlich vorgetragene Meſſe von Haydn! das mußte zum Herzen ſprechen und rühren!

Die Meſſe war zu Ende. Es iſt ſchade, daß ſich auch eine traurige Erinnerung an dieſe Stunde knüpfen ſollte, daß ein Menſchenleben hier ſein Ende finden mußte. Es ſoll nämlich, wie allgemein erzählt wird, die große Fahne mit der Inſchrift „Protector“, hoch oben auf dem Thurme, einen Stein herabgeſchleudert haben, der ein Mädchen tödtete und einen Gaſt ſchwer verwundete. Nach der Feier wurden die Armen der Stadt geſpeiſt in ihren Pfarren, es wurden 36 Ohm Wein vertheilt; jeder Flaſche wurde ein Pfund ſchweres Brod und Wurſt beigegeben; die Bewohner des Waiſenhauſes und die des Bürger-Hoſpitals wurden auch bewirthet, ſelbſt die Gefangenen ließ das Feſt nicht leer ausgehen.

Auf dem Gürzenich war ein großes Bankett. Man kann ſich leicht denken, welche Pracht hier entfaltet worden war, welche Wappen und Fahnen aufgepflanzt waren, welche Teppiche, welche herrliche Bilder, und dann die Fontaine, die ihre Waſſer ſpringen ließ! Es waren zwiſchen 11 bis 1200 Gäſte da verſammelt, von denen gegen 240 die Ehre wurde, an den fürſtlichen Tafeln bewirthet zu werden. Wir ſahen da: den Erzherzog, den König, Prinz Wilhelm, die Prinzen Karl und Friedrich, den päpſtlichen Nuncius, den Erzbiſchof, Fürſt Leiningen, von Gagern u. A.

Das war ein Jubel, als die hohen Gäſte eintraten, die der Männergeſang-Verein und die Liedertafel mit einem von Otto Sternau gedichteten Liede empfingen.

Darnach brachte der König dem Reichsverweſer ungefähr dieſen Toaſt:

„Dieſen Toaſt bringe ich einem deutſchen Mann dar, der mein Freund iſt, dem Manne, dem ſie vertrauen und dem ich auch mein Zutrauen ſchenke. Möge er uns die Einigkeit geben, — mein Toaſt gilt dem Erzherzog Johann, unſerm Reichsverweſer!“

Als ſich der Beifallsſturm legte, erhob ſich der Reichsverweſer und brachte den Gegentoaſt: „Das dem Fürſten, der meine Geſundheit ausbrachte! Gott erhalte ihn noch lange, wie auch unſere Eintracht!“

Später haben noch geſprochen: Dr. von Groote, von Gagern, der Erzbiſchof und von Soiron.

Ausgezeichnet brillant war die Beleuchtung der Stadt am Abende. Eine ſolche Pracht haben wir hier ſich noch nicht entfalten ſehen, ſelbſt vor einigen Jahren nicht, als die Königin Victoria am Rheinufer anweſend war, und da hat man doch auch ſehr viel gethan! Da waren keine Häuſer in den belebteren Stadttheilen und wenig Gebäude in den entlegenern Straßen, wo nicht Lichter, Lämpchen, farbige Gläſer, Transparente und ſonſtige Zierrathen ſich dem Blick der Luſtwandler zeigten. Der alte Rathhausthurm war bis zur geſchmückten Wetterfahne erhellt, er ſah einem Tempel ähnlich, wie ihn uns die Feenmährchen ſchildern; der Dom war gegen elf Uhr in einen magiſchen Schein gehüllt, den die bengaliſchen Flammen ausgoſſen; und eines großen Hauſes in der Komödienſtraße nicht zu vergeſſen, ein winziges Lichtchen brannte nur vor demſelben und beleuchtete einſam das originelle Verslein:

„Beſſer, den Erzherzog Johann im Herzen,
Als vor den Fenſtern tauſend Kerzen.“

Man konnte nicht zur Ruhe kommen, auch ſpät in der Nacht durchzog's die Straßen.

Heute, den 16., begann die Feier mit einem Hochamte.

Doch man konnte es ſchon gewahren, daß dergleichen nicht ewig währen kann, die Volksmenge war nicht mehr ſo groß, viele Fremden waren ſchon wieder abgereiſt zur Heimat, auch der König (nach Elberfeld) und der Erzherzog (nach Frankfurt.)

Gegen 11 Uhr war Verſammlung auf dem Frankenplatze.

Digitized by Google

Es traten hier auf: Eſſer II. und der Baumeiſter Zwirner. Das Meiſte, was ſie ſagten, iſt Alles ſchon ein Mal da geweſen; die Hochs ſämmtlich ſchon mehr als ein Mal. Eine freudige Bewegung rief das Erſcheinen eines Greiſes in der Verſammlung hervor; es war der alte Alexander von Humboldt. Von der Preisvertheilung kann ich Ihnen leider nicht mehr mittheilen als Das, daß ich nichts davon weiß, weil die Vertheilung ſo ſtattfand, daß die meiſten Zuſchauer nichts ſehen konnten.

Ein Konzert bekommen wir noch zu ſehen und einen Ball, die aber für den Haufen nach ſo vielen Feſtlichkeiten ihre Anziehung dürften zum Theil eingebüßt haben.

Alex. Günther.

Joſeph Graf Radetzky.

Am 1. Auguſt dieſes Jahres waren vierundſechzig Jahre verfloſſen, ſeit der gefeierte Heldengreis Graf Radetzky in die k. k. öſterreichiſchen Kriegsdienſte trat. Seine ganze kriegeriſche Laufbahn iſt ein erhebendes Beiſpiel für unſere Armee, die unter ſeinem Commando in Italien in neueſter Zeit ſo glorreiche Siege erfochten hat, und ſein Name wird groß werden in der Geſchichte unſerer Heeres. Wir wollen demnach in gedrängter Kürze hier die wichtigſten Momente ſeines Lebens aufzählen.

Joſeph Graf Radetzky wurde im Jahre 1766 zu Trebnitz in Böhmen geboren, und trat in ſeinem 18. Lebensjahre (1. Auguſt 1784) bei dem zweiten Cüraſſier-Regimente (damals Erzherzog Franz) als Privatcadet ein. In dieſem Regimente wurde er im Februar 1786 zum Unterlieutenant, und im December deſſelben Jahres zum Oberlieutenant, dann im Juni 1794 zum Second-Rittmeiſter befördert. Am 1. Mai 1796 wurde er zum Pionnir-Corps transferirt, und gleichzeitig zum Major befördert. Sein eminentes Talent hatte ſich bereits Anerkennung erworben, und ſchon am 1. Mai 1799 wurde er zum großen General-Stabe transferirt, zum General-Adjutanten ernannt und zum Oberſt-Lieutenant befördert. Noch in demſelben Jahre (im December) wurde er zu dem 3. Cüraſſier-Regimente (damals Herzog Albert) transferirt, und unter Einem zum Oberſten befördert. In Folge Armeebefehls vom 22. Auguſt 1805 erfolgte ſeine abermalige Transferirung zum großen General-Stabe und ſeine Ernennung zum General-Major. Mit dem hofkriegsräthlichen Reſcripte G. 2214 vom 16. Februar 1809 wurde ſeine mit 1. März deſſelben Jahres eingetretene Beförderung zum Feldmarſchall-Lieutenant kund gegeben. Im Jahre 1829 wurde er vermöge hofkr. Reſcripts vom 29. November deſſelben Jahres G. 4663 zum Feſtungs-Commandanten in Ollmütz ernannt, und im Jahre 1831 zu den Truppen nach Italien beordert. Vermöge allerhöchſter Entſchließung Sr. Majeſtät des Kaiſers vom 23., und hofkr. Reſcripts vom 24. December 1831, G. 6980 wurde er zum kommandirenden General im lombardiſch venetianiſchen Königreiche und endlich vermöge hofkr. Reſcripts G. 4206 vom 22. September 1836, mit 17. deſſelben Monats und Jahrs zum Feldmarſchall ernannt. Graf Radetzky (von Radetz) iſt überdies k. k. wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Hofkriegsrath und Inhaber des ſeinen Namen führenden 5. k. k. Huſaren-Regiments, welches bis zum Ausbruche der italieniſchen Unruhen: „König von Sardinien" hieß. Die großen Verdienſte dieſes ausgezeichneten Feldherrn wurden von ganz Europa anerkannt, und er beſitzt an in- und ausländiſchen Orden: Die Ritterkreuze des öſterreichiſch-kaiſerlichen Ordens der eiſernen Krone, des ruſſiſch-kaiſerlichen St. Andreas-, des Alexander Newsky-, des Annen- und des St. Georgs-Ordens; des königlich würtembergiſchen Adler-, des preußiſchen rothen Adler- und des ſardiniſchen Ordens der Annunziade; das Commandeurkreuz des öſterreichiſch-militäriſchen Maria-Thereſien-Ordens, den ruſſiſchen Ehrendegen der Tapferkeit; ferner die Großkreuze: des öſterreichiſch-kaiſerlichen Leopolds-, des franzöſiſch-militäriſchen St. Ludwigs-, des ſardiniſchen Mauritius- und Lazarus-, des bairiſch-militäriſchen Max-Joſephs-, des hannöver'ſchen Guelphen-, und des großherzoglich-badenſchen Zähringer Löwen-Ordens; ferner das Großkreuz des päpſtlichen St. Gregor-Ordens in Brillanten, und endlich das Senator-Großkreuz des conſtantiniſchen St. Georgs-Ordens. — Der zwei und achtzigjährige Greis wird nicht nur als Feldherr bewundert, ſondern von ſeinen Truppen auch als Menſch geliebt. Sein Erſcheinen in einem Lager iſt für die Soldaten aller Waffengattungen ein Feſt; Offiziere und Gemeine drängen ſich heran, ihn jubelnd zu begrüßen. Ergraute Krieger laſſen ſich nicht abwehren, ihm die Hand oder das Kleid zu küſſen, und ſeine Befehle werden wie Offenbarungen reſpektirt. Ein Hoch dem Helden, und ein dreimaliges Hoch dem edlen Menſchen, dem treuen Diener ſeines Kaiſers und dem wahren Patrioten! (Oeſterr. C.)

Die Gewerbefreiheit und ihre Folgen.

Jetzt, wo das Geſetz über Freizügigkeit und Gewerbefreiheit dem deutſchen Parlamente zur Berathung vorliegt, iſt es für den geſammten Handwerkerſtand ſowohl, als auch insbeſondere für die Deputirten des Handwerker-Congreſſes in Frankfurt von der höchſten Wichtigkeit, den Verhandlungen zu folgen, um wo möglich einem Beſchluſſe vorzubeugen, der von Theoretikern in gut gemeinter Abſicht zwar gefaßt, den geſammten Handwerkerſtand aber doch gänzlich ruiniren könnte. Ich nehme mir daher die Freiheit, meine Anſicht, auf vieljährige praktiſche Erfahrung begründet, hier auszuſprechen, wozu ich mich um ſo mehr veranlaßt finde, als die Verhandlungen, ſo weit ſie im hohen Parlamente hierüber gediehen, der Befürchtung Raum geben, daß allgemeine Freizügigkeit und unbeſchränkte Gewerbefreiheit in das Verfaſſungs-Geſetz aufgenommen werden. Ich, ein preußiſcher Bürger und Handwerksmann, habe mit Erſtaunen in der hohen Verſammlung die Anſicht ausſprechen hören, daß „die Gewerbefreiheit hauptſächlich dazu beigetragen, Preußen zu einem großen und mächtigen Reich zu machen, und daß dadurch das Volk ſo gehoben, daß es in der Stunde der Gefahr wie Ein Mann für die Freiheit kämpfen wird." Ja, das Volk hat gekämpft und wird kämpfen für die Freiheit, denn es iſt ein großes, edles Volk, was viel erduldet und erlitten und ſich dennoch bewährt hat, aber durch die Gewerbefreiheit iſt es wahrlich nicht groß geworden; nein, im Gegentheil, dieſe zügelloſe Gewerbefreiheit, ſo wie ſie noch heute beſteht, hat wenigſtens denjenigen großen Theil, der dem Handwerkerſtande angehört, unausſprechlich elend gemacht. — Als der große Kampf ausgefochten, der Deutſchland von der Fremdherrſchaft befreite, der ſo viele Opfer gekoſtet und an dem Jeder, der kaum ein Schwert zu ſchwingen vermochte, Theil genommen, da war das erſte Geſchenk, was man uns in Danzig gab, die Gewerbefreiheit; ſie kam ſo plötzlich mit ihrem ſchönklingenden Namen, daß ſelbſt ein großer Theil der betheiligten Handwerker dadurch beſtochen wurde; aber bald zeigten ſich die Folgen: Geſellen und Lehrburſchen verließen ihre Meiſter, die ihnen auch in den ſchweren Kriegsjahren Unterhalt und Unterricht gegeben, und der Undank feierte damals ſeine ſchönſten Triumphe, alle Bande waren plötzlich gelöſ't, ein Jeder wollte ſelbſtſtändig ſeyn, ohne Befähigung und ohne Mittel den Meiſter ſpielen, und dennoch erhielten nur dieſe Beſchäftigung und wurden von allen Seiten unterſtützt; allgemein hieß es, man müſſe mit der Zeit mitgehen, das Innungsweſen habe ſich überlebt. — Wohl waren in dem Innungsweſen viele Mißbräuche eingeſchlichen und das Ganze bedurfte ſchon damals einer Reform; doch anſtatt einer

Digitized by Google

zeitgemäßen Reform zerſtörte man das zwar baufällige, aber in ſeinen Grundfeſten tüchtige Gebäude. Die Zunftmeiſter verſuchten nun alles Mögliche, um mit dieſen jungen Leuten zu concurriren, doch war dies ſchier unmöglich, nicht etwa weil es ihnen an Geſchicklichkeit fehlte, nein, ſie waren erprobt durch ſolide Arbeit, aber eben weil ſie ſolider arbeiteten und durch ihren Grundbeſitz viel höhere Abgaben bezahlen mußten, konnten ſie nicht mit Denen, welchen es weniger auf Solidität, als nur um ſchnellen Abſatz zu thun war, die auch überdies keine ſo hohen Abgaben zu entrichten hatten, Stand halten, ſie mußten verarmen und verkümmern, die wohlhabenden gaben ihr Gewerbe gänzlich auf. — Doch auch den ſo lange Begünſtigten traf bald ein gleiches Schickſal, denn es währte nicht lange, ſo waren durch das Hinzuſtrömen alle Branchen überfüllt, und nun warfen, um das Maß voll zu machen, ſich Speculanten und Kapitaliſten auf dieſe Handwerke, errichteten große Niederlagen und Magazine, gewannen die heruntergekommenen Handwerker für ſich, erſt durch Vorſchüſſe, und da ſie dieſe wieder zu bezahlen nicht im Stande waren, wurden ſie ihre Sclaven, die mit dem kärglichſten Lohn noch eine Zeitlang ihr elendes Daſeyn friſteten, um dann im Armenhauſe ihr jämmerliches Leben zu beſchließen, und ſo ging's und ſo geht es noch heute fort, und mit reißender Schnelle werden immer mehr und mehr in den großen Strudel des Proletariats hineingeſchnellt. — Dies iſt das wahre Bild der ſo hochgeprieſenen Gewerbefreiheit, die ſchon deshalb, weil ſie als eine Einzelfreiheit iſolirt daſteht auf dem noch unkultivirten Boden der Freiheit, nur als ein üppig wuchernder Sprößling emporwachſen konnte und keine Früchte zu tragen vermochte, vielmehr bald mit giftigemUnkraut umwuchert war. Wie ſich in Indien die Kaſten ſtreng abſondern, ſo auch bei uns, der Handwerker iſt hier der Paria, die Beamten und Geldmenſchen die Braminen. Dem Handwerker fehlt der geſetzliche Schutz für ſein Gewerbe, dahingegen alle Privilegirten ihn in reichem Maße haben; — Keiner, wäre er auch noch ſo geiſtesbegabt, darf in ihren Stand eingreifen, wenn er es nicht zunftmäßig erlernt, ja käme, um ein Beiſpiel anzuführen, der weiſe Salomo auf Erden und wollte ſein Richteramt wieder antreten und in ſeiner Weiſe Urtheile fällen, die Rechtsgelehrten würden zu ihm ſagen: quod non, erſt gehe hin und lerne drei Jahre auf der Univerſität die Pandekten, und dann erſt melde Dich zum Auscultator-Examen, und es wäre noch ſehr die Frage, ob ſie ihn, trotz dem, nicht durchfallen ließen. — Darum, ihr Herren, laßt dem Handwerkerſtande auch ſein Recht, laßt nur Denjenigen ſein Gewerbe ſelbſtſtändig betreiben, der es praktiſch erlernt, und der Proben ſeiner Geſchicklichkeit aufzuweiſen vermag, und bedenkt das alte Sprüchwort: „Kein Meiſter fällt vom Himmel!"

Frankfurt, den 18. Juli 1848.

Norden,
Steinmetzmeiſter in Danzig, Deputirter zum Handwerker-Congreß in Frankfurt.

Mannichfaltigkeiten.

Von der Bravour der öſterreichiſchen Truppen in den letzten großen Schlachten werden einzelne herrliche Züge erzählt. Als F.-M.-L. d'Aſpre am Tage nach der Hauptſchlacht des 25. bei Cuſtozza zum Regiment Kinsky kam, ſagte er dem Oberſten B. Bianchi: „Herr Oberſt, ich werde von nun an nur mit abgezogenem Hut vor dieſem ausgezeichneten Regiment vorbeireiten, denn es hat das Unglaubliche geleiſtet," worauf er in dieſer Weiſe mit ſeiner ganzen Suite unter donnernden Vivats der Braven vorbeiritt, und ebenſo iſt die Antwort eines Gemeinen von Franz Carl Infanterie bezeichnend für den Geiſt der Armee und eines Helden würdig: als der Feldmarſchall den Oberſtlieutenant Schlitter mit dem Auftrage zu dieſem Regiment geſendet hatte, die Höhe noch einmal zu ſtürmen, welcher daſſelbe aber ſo ſehr erſchöpft fand, daß er laut zu dem Commandanten ſagte: es iſt nicht möglich, laſſen Sie Ihre Leute ruhen, man wird eine andere Truppe vorbringen müſſen. Der Mann aber ſprang trotz ſeiner Erſchöpfung wie neu belebt auf und rief: „Wir laſſen den Hrn. Feldmarſchall grüßen: es wird ſchon möglich werden, wir werden nicht nur ſtürmen, wir werden auch nehmen", und in einer Viertelſtunde war die Höhe in unſerm Beſitze! (W. Z.)

Der Verein für deutſche Reinſprache.

Montag, den 21. d. M., Abends 6 Uhr, findet die erſte öffentliche Verſammlung des Vereins für deutſche Reinſprache in dem vordern Saale der Harmoniegeſellſchaft dahier ſtatt, wozu alle in- und auswärtigen Mitglieder, ſowie alle Freunde dieſes wichtigen Gegenſtandes hiermit eingeladen werden. Jene Mitglieder, welche Vorträge in deutſcher Reinſprache zu halten geſonnen ſind, werden gebeten, ihr Vorhaben längſtens bis 11 Uhr des oben genannten Tages dem Unterzeichneten ſchriftlich zu melden. — Tagesordnung: 1) Berichterſtattung über die Gründung des Vereins, deſſen Satzungen, Zweck und Verbreitung, nebſt den Zweigvereinen. 2) Vorlage von Beitrittserklärungen und Schreiben mehrerer der bedeutendſten Mitglieder. 3) Reden der Mitglieder des Vereins in deutſcher Reinſprache. 4) Vorſchläge von Ueberſetzungen mehrerer Fremdwörter zur Berathung und Abſtimmung. 5) Anzeige, die Gründung eines Blattes für dieſen Gegenſtand betreffend, mit der Aufſchrift: „Der freie Gutenberg".

Heidelberg, 13. Erntemonat (Auguſt) 1848. Der Vorſtand,
Wr. (Dr.) Brugger.

Erklärung.

Wir finden uns veranlaßt, mit Bezugnahme auf von uns ſchon öfters abgegebene Erklärung, hier nochmals zu wiederholen, daß wir 1) diejenigen Einſendungen, welche wir zur Veröffentlichung nicht geeignet halten, nur in dem Falle zurückſenden, als ſolches ausdrücklich von den Herren Einſendern verlangt wird. Beſonders gilt dies von kleineren Mittheilungen, Korreſpondenzen, Gedichten u. ſ. w. 2) Iſt deutliche Namensunterſchrift und genaue Angabe der Adreſſe incl. Stand und Wohnort, erforderlich. Werden die Herren Einſender, unter welchen wir unſere regelmäßigen Mitarbeiter nicht verſtehen, vorliegender Erklärung nachkommen, ſo werden ſie dadurch für ſich und uns den Geſchäftsgang ordnen und vereinfachen. Die Red. der Ztg.

Mainwaſſer-Wärme: Am 18. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 18. Auguſt. Erſte Liebelei und erſte Liebe, Luſtſpiel in 1 Akt von Th. Hell. Hierauf folgt (neu einſtudirt): Ein Glas Eppelwein, oder: Urſachen und Wirkungen. (Eine Parodie des Luſtſpiels: Ein Glas Waſſer.) Local-Luſtſpiel in 2 Abth. von E. H. A. Hallenſtein.

Samſtag, 19. Auguſt. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Muſik von Mozart.

Montag, 21. Auguſt. Zum Vortheil der Penſions-Anſtalt (neu einſtudirt): Tancred, große Oper in 2 Abth., Muſik von Roſſini. Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 228. Samſtag den 19. Auguſt 1848.

Der luſtige Geiger.

Eine Dorfgeſchichte, von F. Schrader.

(Schluß.)

Unterdeſſen war Vetter Michel mit einer tiefen Verbeugung eingetreten und von dem König mit einem freundlichen, aber kurzen Wink empfangen worden. Es war das Arbeitszimmer des Königs, in welchem außer ihm noch ein Offizier ſich befand.

„Ich habe das Anliegen Eurer Gemeinde zu erwägen geruht,“ ſprach Seine Majeſtät, und es iſt das Nöthige bereits angeordnet worden. Darum kehrt in Gottes Namen in Eure Heimath zurück.“

„Herr König! Ich glaube Euren Worten ungeſchworen, aber meine Gemeinde würde doch wohl zweifeln, ob ich Alles ihrem Wunſche gemäß beſorgt habe. D'rum wollt die große Gnade haben, mir es gnädigſt Schwarz auf Weiß zu geben. Die wären ſonſt kapabel, mir die verſprochenen hundert Thaler zu verweigern.“

Der König lächelte, und ohne ein Wort zu ſagen, ſchrieb er mit eigner Hand: daß der Abgeordnete Michel Veit ſeinen Auftrag pünktlich ausgerichtet habe, und daß wegen der erhobenen Doppelſteuer-Beſchwerde bereits das Nöthige verfügt ſey.

Der König überreichte ihm das Papier und ſprach: „Nun aber, Alter, belegt mir keinen meiner wackern Soldaten wieder mit dem Spitznamen „Rothſchweif“; weiſt auch den Fränkel nicht wieder ſo grob zur Thür hinaus, wenn er noch ein Mal um Eure Tochter werben ſollte.“ Noch ein Wink mit der Hand, und der König verließ das Zimmer. Der Offizier bedeutete auch dem Vetter Michel, daß ſeine Audienz zu Ende ſey. Ein Kammerdiener geleitete den Verblüfften zur Thüre hinaus und die Treppe hinab. Er war ſchwermüthig, dachte an die zu zahlende Zeche im Gaſthofe und an die weite Reiſe nach ſeinem Dorfe. Er redete daher den Kammerdiener vertraulich an: „He, guter Freund, man hat mich dort in das große Haus gewieſen, ohne zu fragen, ob auch mein Beutel groß genug ſey, alle die Raritäten zu bezahlen.“

„Das iſt Eure Sache,“ entgegnete kurz der Kämmerling, und war huſch! die Treppe wieder hinauf. Vetter Michel betrat daher etwas geſenkten Hauptes und verzagten Muthes das Hotel, ſchlich ſich leiſe auf ſein Zimmer, ſtellte ſich in einen Winkel und überzählte bedächtig ſeine Baarſchaft, die freilich ſehr zuſammengeſchmolzen war. Da öffnete ſich die Thür; der Eigenthümer des Hotels trat herein und behändigte ihm ein Billet mit der Aufſchrift: „Inliegend 25 Thaler Reiſegeld für den Bauer Michael Veit aus Krausdorf.“

„Welches Glück, heute noch hier bleiben, und welches Glück, daß ich Euch nun die Zeche bezahlen kann!“ rief freudig emporſpringend Vetter Michel, und drang mit Ungeſtüm in den Wirth, ihm zu ſagen, was er ſchuldig ſey.

„Iſt ſchon Alles abgemacht, Alter,“ war die Antwort. „Nur eine Bitte hab' ich noch an Euch; meine Gäſte, die Eure Kunſt auf der Geige haben rühmen hören, wünſchen nämlich, daß Ihr ihnen heute Abend das Vergnügen machen möget, ein luſtiges Stücklein vorzuſpielen. Eure Gefälligkeit werden ſie Euch reichlich lohnen.“

Vetter Michel war noch nie im Leben ſo viel und freudig überraſcht worden, als in dieſem Augenblicke. Er zeigte ſich daher auch ſogleich bereit, dem Wunſche der Gäſte nachzukommen, und beſtellte ſich vor Freuden ſein Lieblingsgericht — zwei Bratwürſte.

Reiche oder Wohlhabende können ſich vermöge ihres Geldes alle Genüſſe der Erde verſchaffen, ſuchen oft vergebens die Freude zu erhaſchen, wenden oft große Summen auf Vergnügungen, und wenn's vorkommt, haben ſie die peinlichſte Langeweile gehabt. Anders iſt es bei den Armen. Dieſe kann oft eine Kleinigkeit in das Entzücken der Glückſeligkeit verſetzen. So iſt einmal der Fall vorgekommen, daß ein Bruder ſeiner armen Schweſter an einem Feſttage heimlich einen Kuchen backen und überreichen ließ. Die Freude über dies unverhoffte Geſchenk war bei der Frau und ihren Kindern unbeſchreiblich; jeder Biſſen von dem Backwerk gab Anlaß zu einem Glückwunſche für das Wohlergehen des unbekannten Gebers. Eben ſo groß war die Freude des Vetter Michel bei dem Empfange des Reiſegeldes, und noch größer bei der Verſicherung des Wirthes, daß alles Andere ſchon bezahlt ſey. Seinem Verſprechen gemäß verfügte er ſich am Abend in das Gaſtzimmer und handhabte dort den Fiedelbogen zu ſo großem Ergötzen der Geſellſchaft, daß Alle vor Lachen hätten berſten mögen. Mittlerweile hatte Einer aus der Geſellſchaft den Hut des Virtuoſen ſtipitzt und ihn in dem heitern Kreiſe von Hand zu Hand gehen laſſen. Der überaus reichliche Ertrag vermehrte die Freude des luſtigen Geigers.

Heiterer noch als er gekommen, trat er am nächſten Morgen die Reiſe nach ſeiner Heimath an. Dieſe ging diesmal ſchneller von ſtatten; ein geheimes Etwas trieb und drängte ihn der Heimath zu. Bald hatte er das Ziel erreicht. Je näher er aber ſeinem Dorfe kam, deſto ſtolzer richtete er das Haupt empor, gerade, als ob er jetzt erſt die hohe Wichtigkeit ſeines Auftrags erkannt hätte. „Nur Michel war im Stande, einen ſolchen Auftrag auszurichten!“ ſprach er leiſe zu ſich ſelbſt. „Ich hab' es Schwarz auf Weiß, daß ich die Sache richtig durchgeſetzt, und nun ſollen mir die bedungenen hundert Thaler gute Dienſte thun. Ich kaufe mich an; Dorthel bekommt Freier und heirathet, und ich, ich miethe mich bei den jungen Leutchen ein und lulle mit meiner Geige die kleinen Enkel in den Schlaf.“

„Ja, Vetter Michel, das Vergnügen ſoll Euch werden, ſobald Ihr die Dorthel mir zur Frau gebt und der Himmel un-

Digitized by Google

ſern Eheſtand ſegnet," ſprach da Jemand, dem Alten auf die Achſeln klopfend. Es war der Leibgardiſt Fränkel in bürgerlicher Kleidung, mit Vetter Michels Tochter am Arme.

„Ei, potz Wetter! was ſoll denn das heißen? Handelt man ſo hinter meinem Rücken?" fragte Vetter Michel, indem er weit die Augen aufſperrte.

„Beruhigt Euch, Papa," entgegnete Fränkel; „ich bin, wie Ihr ſeht, nun kein Kommißbrodritter mehr. Die Gnade Seiner Majeſtät . . ."

„Seiner Majeſtät?" unterbrach ihn verwundert der Alte.

„Hat mich zum Verwalter auf der Domaine Kapphauſen gemacht, unter der Bedingung jedoch, daß ich Eure Tochter zum Brautaltare führe und Euch lebenslänglich gut behandle und verpflege."

„Und das wollt Ihr?"

Fränkel nickte. Thränen erſtickten ſeine Stimme.

„Gott, welche Gnade! welch' ein guter König!" rief der Alte mit tiefer Rührung, indem er betend die Hände faltete und den thränenfeuchten Blick gen Himmel richtete.

„Nicht wahr, Vater, nun führſt Du den Fränkel nicht mehr zur Thür hinaus?" fragte die Tochter. „Siehſt Du, das war Alles ſo im Buche des Schickſals beſtimmt. Ich bin dem Fränkel immer recht herzlich gut geweſen und — er mir auch."

„Nun, dann werdet Ihr auch glücklich ſeyn, meine Kinder. D'rum feiert die Hochzeit, ſobald es Euch beliebt; ich will dabei aufſpielen, daß die Fenſter wackeln ſollen."

Mit dieſen Worten zog er ſeine Violine aus dem Querſack hervor, fing an zu ſpielen, und ſo ging es unter luſtigen Sprüngen dem Dorfe zu; das junge Paar folgte ihm tanzend nach.

„Vetter Michel kommt! Vetter Michel kommt!" ſchrie da Alles, was ſchreien konnte, und im Nu ſah er ſich von der ganzen Gemeinde umringt. Der Vorſtand empfing ihn, wie man einen lieben alten Bekannten zu empfangen pflegt, während Jung und Alt ſich herbeidrängte, des Alten Hand zu drücken.

„Ihr habt Eure Sache gut gemacht, Vetter Michel," nahm zuerſt der Schultheiß das Wort; ich danke Euch im Namen der Gemeinde, und überreiche Euch ſtatt der bedungenen Einhundert Thaler, Zweihundert Thaler zur Belohnung für Eure Dienſte."

„Wie, Ihr wüßtet ſchon?" fragte der Angekommene.

„Alles, Alles wiſſen wir. Seht her, hier iſt ſchon ein höchſtes Reſcript, in welchem ausgeſprochen iſt, daß wir fortan nur Steuern an die Krone Preußen zu entrichten haben, und daß uns die an die Krone Hannover gezahlten von Heller zu Pfennig wieder erſtattet werden ſollen."

Ergriffen von der hohen Gnade des Königs, welcher ihm augenſcheinlich mit Abſicht eine ſolche Ueberraſchung bereitet hatte, rief Vetter Michel: „Es lebe Friedrich Wilhelm der Dritte!" und die ganze Verſammlung ſchwenkte die Hüte und ſtimmte aus Herzensgrunde in das Lebehoch mit ein. Fränkel und Dortchen feierten bald darauf ihre Hochzeit und zogen auf das königliche Gut, wohin ihnen Vetter Michel mit Vergnügen folgte. Er blieb ſtets der luſtige Alte bis an ſeines Lebens Ende; aber niemals vergaß er die hohe Gnade zu preiſen, mit welcher der König ihn und ſeine Kinder ſo huldvoll überſchüttet hatte.

Die eigenhändige Beſcheinigung des Königs aber, daß der Bauer Michel Veit aus Krausdorf ſeinen ihm von der Gemeinde ertheilten Auftrag pünktlich ausgerichtet habe und daß in dieſer Angelegenheit das Nöthige bereits verfügt worden ſey, wurde ſammt dem Bildniſſe Vetter Michels mit einem Goldrahmen eingefaßt und zum Gedächtniß im Gemeindehauſe aufbewahrt, wo ſich Beides noch befindet, bis auf den heutigen Tag.

Ein Beſteuerungsvorſchlag.

** (Offenbach, im Auguſt.) Ueber die Hebung der Induſtrie und des Gewerbſtandes, und über die Nothwendigkeit, der Verarmung des Mittelſtandes vorzubeugen, haben ſchon viele edeldenkende Menſchenfreunde geſchrieben, geſprochen und berathen, aber gewöhnlich mehr das Ideal, als die Ausführbarkeit im Auge gehabt. Daher hat man durch die ſeither aufgeſtellten ſocialen Ideen mehr Schlimmes als Gutes bewirkt. Auf der einen Seite hat man die Bemittelten ängſtlich gemacht, ſo daß ſie ſich auf Seiten der Monarchiſten ſtellten; und auf der andern Seite hat man dem Volk unverdauliche Dinge vorgeſtellt, wodurch nur Aufregung und Anarchie erzeugt wird. So wie zu jeder Sache, wenn ſie gedeihen ſoll, verſchiedene Elemente mitwirken müſſen, ebenſo muß auch hier ein Verfahren angewendet werden, durch welches aus den einzelnen Theilen ein geſunder Staatskörper gebildet werden kann.

Ueberzeugt, daß eines der wichtigſten Mittel zur Hebung des Gewerbeſtandes und dadurch zur Förderung des allgemeinen Wohls in einer gerechten Beſteuerung liegt: erlauben wir uns, für dieſe folgenden Vorſchlag zu machen, ohne dadurch größerer Umſicht und Erfahrung irgend vorgreifen zu wollen; vielmehr nur beiſpielsweiſe ſchlagen wir vor:

I. Eine Perſonal- und Maſchinenſteuer;
II. eine Grundſteuer;
III. eine Kapitalſteuer.

Jede dieſer drei Eintheilungen läßt ſich wieder in drei Klaſſen theilen.

I. Perſonal- und Maſchinenſteuer.

a. Perſonen, welche beſitzlos ſind, kein Gewerbe erlernt haben, bloß maſchinenmäßig beſchäftigt werden können, ſollten von einem Kapitalwerth von 5000 fl. $^1/_3$ pro Mille per Jahr zahlen, alſo fl. 1. 40 kr. (Anmerkung. Ebenſo wie jeder Maſchinen-Inhaber verlangt, daß das in einer Maſchine verwendete Kapital ſeine üblichen Zinſen von 5 Prozent mindeſtens verdienen muß, ebenſo gut hat jeder ausgewachſene Menſch, welcher die geringſten Handarbeiten verrichtet, für ſeinen perſönlichen Zahlwerth von 5000 fl mindeſtens 5 Prozent per Jahr zu genießen. Ungefähr 2500 fl. koſtet der Menſch bis zu ſeiner völligen körperlichen Ausbildung, und zu ſeiner Unterhaltung gebraucht er mindeſtens die Zinſen von 2500 fl. Kapital, alſo zuſammen 5000 fl. Kapitalwerth. Daher ſollte auch der geringſte Lohn eines Arbeiters 5 fl. die Woche ſeyn. Die Maſchinen ſollten, ſo viel Menſchen ſie entbehrlich machen, für jede Menſchenkraft 1 Prozent zahlen; ſo z. B. wenn eine Maſchine 100 Menſchen erſetzt, ſollte ſie 5000 fl. Steuer zahlen. Da würden die Maſchinen $^1/_5$ und der Staat $^4/_5$ zur Erhaltung der unbeſchäftigten Menſchheit geben.)

b. Perſonen, welche ebenfalls beſitzlos ſind, aber ein Geſchäft erlernt und betreiben, zahlen 1 pro Mille von 5000 fl., alſo 5 fl. Steuer.

c. Perſonen, welche Beſitzthum haben und ein Geſchäft für eigene Rechnung betreiben, zahlen 2 pro Mille von 5000 fl., alſo 10 fl. per Jahr. (Anm. Diejenigen Geſchäfte, welche aber über 5000 fl. umſetzen, müßten in die Rubrik der Kapitalſteuer geſtellt werden.)

II. Grundſteuer.

a. Gebäulichkeiten zur gewöhnlichen Bewohnung 2 pro Mille per Jahr. (Anm. Davon geht 1 pro Mille für Aſſecuranz ab. Derartige Anſtalten dürften nicht mehr durch einzelne Privaten betrieben werden, indem einestheils häufig Mißbrauch vorkommt, und anderntheils der Nutzen nur Einzelnen die Börſe ſpickt.)

b. Grundſtücke zahlen 1 pro Mille.

c. Luxusgebäude und Luxusgärten $^1/_2$ Prozent. (Anm. Solche

Digitized by Google

verdienen deshalb eine höhere Beſteuerung, weil ſie nicht zum allgemeinen Nutzen der Menſchheit erbaut werden.)

III. Kapitalſteuer.

a. 1) Umſatzkapital von 5000—10000 fl. zahlt $\frac{1}{2}$ Prozent.
2) „ „ 10000—50000 „ „ 2 „
3) „ „ 50000—100000 „ „ 5 „

(Anm. Unter dieſer Rubrik werden ſolche Kapitalien, welche Waarengeſchäfte machen, verſtanden. Auch ſollte die Einrichtung getroffen werden, daß das Credit-Geben und Nehmen abgeſchafft werde.

b. Kapitalien auf Grundſtücke zahlen $\frac{1}{2}$ Prozent.

c. Kapitalien auf Staatsanleihen und Eiſenbahnen 1 Prozent.
(Anm. Kapitalanlagen zum Wucherbetrieb in Lebensmitteln ſollten mit Confiscation des Vermögens und Verluſt des Bürgerrechts beſtraft werden.)

Da bei einer volksthümlicheren Regierung anzunehmen iſt, daß das Proletariat nach und nach ſchwinden wird, ſo iſt auch mit Gewißheit anzunehmen, daß die Perſonenſteuer ad I, a größtentheils aufhören und den Uebergang zu ad I, b und c machen wird, wodurch bei einer immer zunehmenden Civiliſation die Staatseinkünfte bedeutender, die Hülfsausgaben im Innern ſchwächer und die Kapitalien nicht blos zu Beſoldung von Staatsbeamten u. ſ. w., ſondern auch zu allgemeineren Zwecken immer ſtärker werden, wie z. B. zu Credit- und Hypothekenkaſſen, Verſorgungsanſtalten (ſowohl für kranke als alte Leute), Lebens- und Feuer-Aſſecuranzen, Gewerbe- und andere Schulen, Gemeinde-Colonien für Arme. S. Baſchwitz.

Ein Waadtländer im deutſchen Parlament.

Herr G., auf einer Rheinreiſe begriffen, befand ſich am Tage der Eröffnung des deutſchen Parlaments in Frankfurt. Da er ohne alle Bekannte war, fragte er ſeinen Wirth, wo er den Zug der Abgeordneten wohl am beſten ſehen könne. „Auf'm Römer" erhielt er zur Antwort. — Er begab ſich alſo an den Römer, nicht wiſſend, daß dies der Verſammlungsort der Abgeordneten war. Daſelbſt angekommen, ſah er eine Menge Herren hineingehen und ſchloß ſich ihnen an. Da er ſeiner Gewohnheit gemäß ſchwarz gekleidet war, ſo mochte man ihn auch für einen Abgeordneten halten; denn keine Schildwache hielt ihn auf. — Im Saale angelangt, wollte es ihn doch ein wenig befremden, daß ſo wenig „Publicum", ſondern nur lauter ſchwarz gekleidete Herren ſich da befanden und an einer langen Tafel etwa 50 derſelben ſaßen und etwas zu verhandeln ſchienen. Seinen Irrthum einſehend, wollte er ſich entfernen, konnte aber nicht mehr durch die allmählig herangewachſene Verſammlung dringen; er beſchloß daher, ſich ganz paſſiv zu verhalten, damit ja Niemand ein Geſpräch mit ihm anknüpfte, da die erſten deutſch geſprochenen Worte in ihm den Franzoſen unverkennbar hätten errathen laſſen, und beim Ordnen des Zuges wollte er dann unbemerkt ſich entfernen. Er hatte ſich aber verrechnet, denn als der Zug begann, wurde er ebenfalls eingereiht und erhielt den Turnveteranen Jahn zum Nebenmann. Nun ging's die Treppe hinunter, und am Portale nahmen den Zug enggeſchloſſene Spaliere von Militär auf, welches vom Römer bis zu der nicht weit entfernten Paulskirche aufgeſtellt war, ſo daß keine Möglichkeit zur Flucht mehr da war. Er mußte alſo dem Zuge folgen und ebenfalls in die Paulskirche treten. Es gelang ihm daſelbſt aber doch, in einen der letzten Stühle zu kommen, wo er ſich unbemerkt glaubte. Als die Verhandlungen begannen, erhielt auch er Proclamationen, Geſchäftsreglement ꝛc., wie die Andern, und nachdem ſchon mehrere Male abgeſtimmt worden war, ohne daß er mit der einen oder andern Partei ſich erhoben, glaubte er auch dies, um ſich nun ja nicht zu verrathen, ſeiner wider Wille angenommenen Rolle ſchuldig zu ſeyn. Doch erhob er ſich nur immer mit der großen Mehrheit, wo er überzeugt ſeyn konnte, daß es auf ſeine Stimme nicht ankomme. Während der drei Stunden, die er da ſaß, hatte er denn endlich doch einen Entſchluß gefaßt, und als zur Präſidentenwahl geſchritten werden wollte, die durch geheime ſchriftliche Abſtimmung ſtattfand, konnte er nicht mehr länger zögern, denſelben auszuführen. Er ſammelte die erhaltenen Papiere, legte ſie ſorgfältig bei Seite, wie wenn er ſie nach ſeiner Rückkehr nöthig hätte, verließ den Stuhl und ſchritt langſam und mit großer Gravität zur Thüre hinaus, wobei die zwei Schildwachen ihre Gewehre präſentirten. — Von der hohen Verſammlung aber träumte gewiß Niemand, daß ein Waadtländer ſich drei volle Stunden in ihrem Schooße befunden.

(Oberrh. Z.)

Die Wirkung der Preſſe auf die Börſe.

Unſere ſeit den Märztagen freie Preſſe, die viel des Guten, aber auch ſehr viel des Schlechten ins Leben rief, brachte bisher auf die Börſe eine äußerſt günſtige Wirkung hervor. Früher, in der goldenen Zeit der Roth- und Streichſtift-Regierung der weiland Cenſur, als ein jedes Zeitungsblatt, beſonders die ausländiſchen, oft Stunden lang unter der Gewalt der Geheimthuerei war, konnten die Bankiers, die mehr Börſenmänner als ſonſt was waren, es oft unternehmen, Couriere abzuſchicken und kommen zu laſſen, worauf ſodann auf einen jeden geheimen Bericht rieſengroß ſpeculirt wurde. Z. B. der Börſianer A. erhielt eine Nachricht aus Trieſt oder Frankfurt, daß die dortige Börſe flau war, ſogleich ſchickte A. um die Senſale B., C., D., G. u. m. A., denen er unter dem Siegel der Verſchwiegenheit von dem großen Unglück der Trieſter oder Frankfurter Börſe Nachricht gab, und ſie beauftragte, für ihn zu contreminiren. B., C., D., G. und die mehreren andern Senſalen verkauften alſobald, was ihnen möglich war. Dieſe Senſale vertrauten aber auch das ſogenannte Geheimniß mehreren andern Bankiers, die ebenfalls raſch verkaufen ließen; während dem kaufte A. wieder Das billiger zurück, was er früher unter bedeutend höherem Courſe verkaufen ließ, und bis auf dem Schneckenwege die richtige, unverfälſchte Nachricht von Frankfurt oder Trieſt allgemein bekannt wurde, hatte A. ſein Schäfchen bereits ins Trockene gebracht. Freilich litten Viele, und beſonders die Kleineren, darunter; dennoch wurde dieſes Experiment pro und contra der Courſe von A. und den andern bedeutenden Speculanten gebraucht. Nun haben ſich die Zeiten geändert und dieſe Machinationen haben aufgehört. Die Zeitungen werden jetzt beim Erſcheinen und Ankommen gleich ausgegeben; es kommen täglich Abend- und oft Stundenblätter, jedes Gaſſenweib iſt ein Courier und ruft mit lauter Stimme: „Das Neueſte, was wir erſt g'kriegt haben!" Ein Jeder weiß bald, wie er daran iſt, und kann nicht mehr von den ſogenannten „Großen" auf's Eis geführt werden. (Oeſter. C.)

Mannichfaltigkeiten.

(Klopſtock engliſch.) Klopſtock's Oden haben kürzlich einen engliſchen Ueberſetzer gefunden, und zwar einen ſo begabten, daß den in Deutſchland wenig mehr geleſenen edlen Dichtungen des Patriarchen unſerer neueren Literatur ein aufmerkſames und dankbares Publikum in England zu verſprechen iſt. William Nind heißt der talentvolle Ueberſetzer, der übrigens mit richtigem Gefühl das antike Metrum des deutſchen Dichters in

Digitized by Google

klangvolle, größtentheils gereimte engliſche Jamben verwandelt hat. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Korreſpondenz.

Weimar, 14. Auguſt.

Der geſtrige Tag war für uns wieder einer von jenen bedeutungsvollen Tagen, die nach Jahrhunderten noch in den Jahrbüchern der ſtädtiſchen Geſchichte mit feurigen Buchſtaben glänzen werden. Es war die Fahnenweihe der Bürgerwehr. Frauen und Jungfrauen unſerer Stadt haben ſich dadurch vereinigt, daß ſie der Wehrmannſchaft eine eigenhändig gearbeitete ſchwarz-roth-goldne Fahne überreichten. Dieſe Feſtlichkeit hatte aus der Umgegend eine ſo große Menſchenmaſſe herbeigezogen, wie ſie Weimar ſelten in ſeinen Mauern geſehen haben mag. Durch Wehrmänner waren vertreten die Städte Apolda, Jena, Eiſenach, Gotha u. a. m. Um 2 Uhr marſchirte dieſer faſt endloſe Zug von dem Untergraben nach dem Markte, wo die Wehrmannſchaft in einem Viereck ſich aufſtellte. Während dies geſchah bewegte ſich, unter dem Geläute der Glocken, der Zug der feſtlich geſchmückten Frauen und Jungfrauen vom Theaterplatze ebenfalls nach dem Markte und nahm inmitten des Vierecks der Bürgerwehr ſeinen Standpunkt ein. Dann ertönte unter Trommel- und Poſaunenſchall der Geſang: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott“, worauf eine Deputation Frauen und Jungfrauen ſich in das Rathhaus begab, um die darin aufbewahrte Fahne zu holen. Sie iſt äußerſt ſauber und geſchmackvoll gearbeitet, trägt auf der einen Seite auf gelbem Felde einen ſchwarzen Adler mit rothen Verzierungen und auf der andern den Sinnſpruch:

„Ein Deutſchland winkt. O möchten wir's erringen!
Es ſteiget frei der Aar mit mächt'gen Schwingen
Aus trüber Schicht
Zu reinem, hellen Licht.
Ein ew'ger Ruhm wird Deutſchland's Völker krönen,
Wenn Macht und Freiheit liebend ſich verſöhnen.“

Die Uebergabe der Fahne erfolgte mit einer von dem Fräulein Horny gehaltenen kurzen Rede, in welcher es unter Anderem heißt: „Empfangen Sie dies Panier aus unſeren Händen. Möge daſſelbe, indem es in ſeinem Symbole an die Zeit eines tüchtigen, ſtarken und edlen deutſchen Geſchlechts erinnert, als ein ſichtbares Zeichen Sie ſtets vereinigen und führen, ſobald es gilt, als rechtmäßige Macht das Recht zu beſchützen und das Unrecht niederzuſchlagen. Indem wir dieſen ſchönen Wunſch als große heilige Hoffnung faſſen beim Anblick dieſer von Vaterlandsliebe erfüllten bewaffneten Schaar, haben wir die Ehre, im Namen von Weimars Frauen und Jungfrauen Ihnen hiermit dieſe Fahne zum bleibenden Eigenthum zu überreichen.“ Es folgte nun ein Dankeswort von einem Mitglied des Bürgerwehr-Ausſchuſſes an die Frauen und Jungfrauen, worauf Hr. Collaborator Rohnhaupt in begeiſternder Rede die Weihe ausſprach.

(Schluß folgt.)

Aus dem Kreiſe St. Goar, 14. Auguſt.

Der Petitionsſturm hat auch unſern Kreis berührt, und nachdem dieſer Orkan nun in gewaltigen Papiermaſſen und großem Wortſchwall nach Berlin und Frankfurt a. M. hinfluthet, iſt es bei uns wieder ruhiger geworden, und es dürfte jetzt wohl nicht ungeeignet erſcheinen, die Urſache und vorläufige Wirkung deſſelben dem Leſepublikum mitzutheilen. Derſelbe wurde veranlaßt durch ein Rundſchreiben des biſchöflichen Generalvikariats zu Trier vom 18. Juli c., in welchem den katholiſchen Pfarrern aufgegeben wird, ihre Gemeinden zu beſtimmen, durch Petitionen die in den Nationalverſammlungen zu Frankfurt und Berlin in Ausſicht geſtellte Trennung der Schule von der Kirche zu verhindern. Dagegen, daß dieſer Aufforderung Folge geleiſtet wurde, ließe ſich wohl nichts einwenden; aber die Art und Weiſe, wie dieſes geſchah, mußte bei jedem Gutgeſinnten die tiefſte Entrüſtung hervorrufen. Viele Geiſtliche begnügten ſich nicht damit, das erwähnte Rundſchreiben, in welchem der Lehrer in nichts weniger als ehrender Weiſe gedacht wurde, von der Kanzel abzuleſen; ſie benutzten dieſe Gelegenheit vielmehr, in ſelbſtgeſchaffener Rede den Lehrerſtand mit bittern Schmähungen zu überhäufen und entblödeten ſich ſogar nicht, ein den Coblenzer Blättern am 29. v. M. beigelegtes Pamphlet, welches die maßloſeſten Beſchimpfungen dieſes Standes enthält, und welches — beiläufig geſagt — der Zorn über Bedrohung einer einträglichen Doppelſtellung diktirt haben ſoll, vorzuleſen und das Volk gegen die Lehrer aufzureizen. Wie weit man in dieſer Hinſicht gegangen, mag das folgende Beiſpiel zeigen. In Salzig — bei Boppard — muthete der Herr Paſtor, nachdem er auf der Kanzel den Lehrerſtand vorher beſchimpft und dazu das erwähnte ſaubere Pamphlet vorgeleſen hatte, den Lehrern zu, die gedachte Petition zu unterſchreiben, indem auch die Lehrer von Boppard dieſelbe unterſchrieben hätten. Einer der Lehrer war frevelhaft genug, die Worte ſeines Seelſorgers in Zweifel zu ziehen, und ging nach beendigtem Gottesdienſte nach Boppard, um ſich zu überzeugen, wo er ſeinen Zweifel gerechtfertigt fand; denn die Lehrer von Boppard wie faſt ſämmtliche unſres Kreiſes hatten nicht unterſchrieben, weil ſie ihre Wünſche bereits durch ihre Deputirten den betreffenden Verſammlungen vorgelegt hatten und auch die in der erwähnten Petition verlangten Punkte nicht heilbringend für die Volksſchule hielten. Abends gegen 8 Uhr (!) noch verſammelte nun der Herr Paſtor von Salzig die Bürger auf der Schule, um ihnen die Petition zur Unterſchrift vorzulegen. Da die Lehrer nicht erſchienen, ſuchte er von neuem die Bürger gegen ſie aufzureizen und ſagte geradezu, man ſolle ſo gottloſe Menſchen wegjagen. Die Leute wurden auch wirklich ſo aufgebracht, daß vier Mann den einen Lehrer herbeiholen und zur Unterſchrift nöthigen wollten. Der Ortsvorſtand trat jedoch vermittelnd ein und ging ſelbſt, den Lehrer abzuholen. Als dieſer nun kam, aber aus den angegebenen Gründen ſeine Unterſchrift ſtandhaft verweigerte, drohte man, ihn in den Rhein zu werfen, und er würde unfehlbar mißhandelt worden ſeyn, hätte ſich nicht der Ortsvorſtand ſeiner angenommen. Der Herr Paſtor aber, der Prediger von Liebe und Sanftmuth, hatte kein vermittelndes Wort einzulegen, er ließ ſich vielmehr von ſeinem Eifer ſo weit hinreißen, daß er ſich anmaßte, den Lehrern den Schulſchlüſſel zu entziehen, wodurch der Schulunterricht einige Tage unterbrochen wurde. Dieſe Sache iſt nun gehörigen Orts angezeigt, und die Zukunft muß lehren, was ſie für Folgen haben wird. — Die Gemüther haben ſich, wie ſchon geſagt, wieder beruhigt und das Volk findet in der bisherigen Wirkſamkeit der meiſten Lehrer genügende Bürgſchaft für ihre eigene Religioſität, ſowie dafür, daß ſie ihre Zöglinge nicht zur Irreligioſität anleiten werden; auch fängt man ſchon an, die Drohung, daß die Regierung in Zukunft invalide Unteroffiziere, Rongeaner, Straußianer und dergleichen an katholiſchen Schulen als Lehrer anſtellen wolle, für bloße Schreckbilder zu halten, die dazu dienen ſollten, recht viele Unterſchriften zu erzielen. Ob aber dieſe Stürme, die von allen Seiten nach Frankfurt und Berlin hinbrauſen, ſich dort zur Windhoſe bilden, die in ihrem verderblichen Wirbel die gerechten Hoffnungen der Lehrer zernichtet, oder ob ſie ſich durch Kraft und Gegenkraft ſtellen und eine für dieſe Angelegenheit gedeihliche Windſtille verurſachen werden, muß ebenfalls die Zukunft lehren.

Mainwaſſer-Wärme: Am 19. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Samſtag, 19. Auguſt. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Muſik von Mozart.

Sonntag, 20. Auguſt. (Zum erſten Male): Graf Waldemar, Schauſpiel in 5 Abth., von Guſtav Freitag.

Montag, 21. Auguſt. Zum Vortheil der Penſions-Anſtalt (neu einſtudirt): Tancred, große Oper in 2 Abth., Muſik von Roſſini. Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Helfer und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 229. Montag, den 21. Auguſt 1848.

Türkiſcher Fanatismus.

(Wahre Begebenheit.)

Aus dem Holländiſchen übertragen von G. Overmann. *)

In der Stadt A....., welche die türkiſche Regierung im Vertrage von 1834 an Rußland abtrat, wohnte Scheri-Bey, Sohn des vormaligen Mehouſit (Gouverneurs.) Er zählte erſt ſechzehn Jahre, als die Ruſſen ſeinen Geburtsort in Beſitz nahmen; doch ſein Vater, der im Kerker zu Anapa geſtorben, hatte ihm bereits ſeinen Haß gegen die Feinde ſeines Glaubens und ſeines Vaterlandes eingeprägt. Bei jeder Gelegenheit gab der Jüngling zu erkennen, welche Gefühle ihn beſeelten; allein ungeachtet dieſes glühenden Haſſes, vielleicht auch eben wegen deſſelben, blieb Scheri-Bey in A. Er war tanzender Derwiſch geworden, eine Art türkiſcher Mönche, welche beten, während ſie mit kreuzweiſe ausgeſtreckten Armen und empor gerichteten Augen ſich raſch auf den Ferſen umdrehen. Des Jünglings unglückliches Loos, ſeine Frömmigkeit und ſein Religionseifer hatten ihm die Achtung und das Vertrauen der altgläubigen Muſelmänner erworben, welche, wo ſie ihm begegneten, ſich ehrerbietig vor ihm verbeugten.

Gegen Ende des Jahres 1840 näherte der junge Mann ſich den Ruſſen und ſuchte das Wohlwollen des Generals Grabbe, Oberbefehlshabers des ruſſiſchen Armeekorps in jenen Gegenden, zu erwerben. Dieſe plötzliche Umwandlung war um ſo auffallender, als Scheri mit Recht den General Grabbe, einen Mann von großen Verdienſten und ausgezeichnetem perſönlichen Muthe, für den gefährlichſten aller Giavurs (Ungläubigen) hielt, und mehrmals mit verbiſſener Wuth erklärt hatte, daß, wenn nur dieſer General nicht wäre, die Moslem ſehr leicht die Ruſſen würden ſchlagen und das Land wieder unter die Botmäßigkeit des Großherrn bringen können.

Dem von den Ruſſen angenommenen Syſtem gemäß behandelte der General Grabbe die Diener der Religion, welche in jenen Gegenden ſehr großen Einfluß auf das Volk beſitzen, mit der größten Zuvorkommenheit, und empfing daher auch den Derwiſch auf's Freundlichſte, während dieſer, wenn der General zur Stadt kam, ihm ſtets einen Beſuch abſtattete, um ihm ſeine Ehrfurcht zu bezeigen.

Obgleich der General Grabbe gewöhnlich in ſeinem Hauptquartier verweilte, ſtand er dennoch in einem vertraulichen Verhältniſſe zu einer jungen Frau in A., Namens Esma Karla Ohlu, Wittwe eines armeniſchen Juden. So oft er ſich nach A. begab, ſtieg er bei der ſchönen Armenierin ab, und dort erſchien dann auch Scheri-Bey, um ihm ſeine Huldigung darzubringen. Bald war dies in der Stadt allgemein bekannt geworden, und das Volk, das immer gern das Schlimmſte am erſten glaubt, äußerte öffentlich, Scheri ſey ein Ehrloſer, ein Spion, der ſich den Ruſſen in die Arme geworfen habe, ein Heuchler, der ſein heiliges Gewand mißbrauche, um deſto leichter ſein Vaterland und ſeinen Glauben den Feinden verrathen und verkaufen zu können. Dieſe Anſicht gewann bald ſo viel Raum, daß der Iman genöthigt war, Scheri den Zugang zur Moſchee zu verſagen. Scheri beſchwerte ſich darüber nicht; doch bemerkte man, daß er mürriſcher ward, obgleich er ſeine Lebensweiſe auf dem bisherigen Fuße fortſetzte.

Anfangs September ging in A. das Gerücht, der General Grabbe werde erſter Tage eintreffen, und man bereitete ſich vor, ihm, dem der Kaiſer einen Orden verliehen hatte, dieſerhalb ein glänzendes Feſt zu geben. Scheri-Bey antwortete den ruſſiſchen Offizieren, welche ihm dies mittheilten, auch er beabſichtige, dem Feſte beizuwohnen, das man ſeinem Wohlthäter und Beſchützer bereite.

Scheri-Bey ſchaffte ſich ein außerordentlich ſchönes tſcherkeſſiſches Pferd an, nahm Abſchied von Gattin und Kindern, verſah ſich mit einer bedeutenden Summe Geldes, und ſchlug allein den Weg nach Wed Kaſar, dem Stapelplatze aller koſtbaren Waaren von Mekika, Antiochien, Aleppo und Kairo, ein. Bei'm Scheiden von ſeiner Gattin hörte man ihn zu verſchiedenenmalen ſagen:

„Ich gehe, ein Geſchenk zu holen; doch nicht für Dich, nicht für unſere Kinder, nicht für mich oder die Meinigen!"

Am 15. September, dem zum feſtlichen Empfange des Generals Grabbe beſtimmten Tage, ſah man Scheri auf dem Marktplatze von A. erſcheinen. Der Staub und Schaum, die ſein Pferd bedeckten, gaben Zeugniß von ſeinem ſchnellen Ritte. Ohne an ſeinem Hauſe abzuſteigen, ritt er unmittelbar nach Esma's Wohnung, wo der General einige Augenblicke zuvor angekommen. Wie gewöhnlich, trat Scheri ungehindert ein, bis in das Gemach, in welchem der General ſich befand, und legte hier ein mitgebrachtes großes Paket nieder mit den Worten:

„Mächtiger Feldherr! Hier bringe ich Dir die köſtlichſten und feinſten Waaren Indiens; nimm ſie zum Geſchenk an, und möge Gott Dich beſchützen in dieſem wie im künftigen Leben!"

Die junge armeniſche Wittwe und die bei ihr befindlichen Frauen griffen gleich zu dem Pakete, das Scheri auf den Tiſch gelegt. Nachdem ſie es geöffnet, ſtanden ſie ganz entzückt vor den prachtvollen Kaſchemirſhawls, die ſich ihnen darboten. Sie bewunderten deren Feinheit und Schönheit, ſchlugen ſie um den Hals und prieſen ſie, wie ſie es verdienten. Scheri blieb indeß in gleichgültiger Haltung ſtehen, richtete jedoch einen Blick auf

*) Die Wahrheit des hier erzählten Vorfalls möchten wir, was uns betrifft, bezweifeln; doch iſt der Vorfall gut erzählt.

Die Red. d. Didask.

Digitized by Google

den General, um dieſen zu nöthigen, ſich ſelbſt von der Vortrefflichkeit ſeiner Shawls zu überzeugen.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XXV.

Den 13. Auguſt.

Ich habe Ihnen ſeit mehreren Tagen nicht geſchrieben, nicht aus Mangel an Stoff, denn die Lage Frankreichs bietet täglich Material zu Folianten dar, aber wenn man den Gang der Ereigniſſe betrachtet, wenn man ſich hinſetzt, um den Erfolg der Beobachtungen niederzuſchreiben, über die Vorgänge zu referiren, dann geräth das Blut in Wallung, und mit dem unglücklichen Lear möchte man mit der Fauſt an den Kopf ſchlagen und in Verzweiflung ausrufen: „Lear, klopfe an, an dieſe Thüre, welche den Wahnſinn hinein und den Verſtand herausläßt.“

In einer Republik leben wir; ja, wahrhaftig, ich frage mich jeden Morgen: iſt es wahr? In einer Republik leben wir, deren Hauptſtadt in Belagerungszuſtand iſt, deren Einwohner hungern und darben, deren Regierung mit dem beſten Willen nichts thun kann, deren Miniſter heute Alles wiederkäuen müſſen, was Guizot acht Jahre lang geſagt hat.

Der Juſtizminiſter Marie hat während der Diſcuſſion der Preßgeſetze den bemerkenswerthen Satz ausgeſprochen: „Wir haben geglaubt, daß dieſe „proviſoriſchen“ (?) Geſetze, die wir Ihnen hier vorlegen, nicht nöthig wären; wir haben uns getäuſcht“; ſie haben ſich getäuſcht, alſo auch unter einer republikaniſchen Regierung muß es Preßgeſetze geben, zwar nur proviſoriſche, wie ſie ſagen: proviſoriſch allerdings, der Ewigkeit gegenüber.

In der That, die Regierung hat jetzt Spielraum genug, das Staatsſchiff ganz nach Belieben antirepublikaniſch zu lenken; die brave Nationalgarde iſt ermüdet von dem ſechsmonatlichen Kampfe, Ruhe will man haben, Ruhe und Brod.

Aber ach! der Teig, aus dem dieſes Brod bereitet werden ſoll, iſt ſo ſpärlich vorhanden, das Elend dominirt dahier in ſeiner ganzen Größe.

Le pauvre a faim, la France a peur (der Arme hat Hunger, Frankreich hat Furcht) hat Lamartine vor circa 2 Jahren geſagt; la France a faim, la France a peur kann man heute ſagen.

Egoismus! ruft man Denen zu, welche die Revolution verdammen; Egoiſten ſeyd Ihr, ſchreien die ſchwachköpfiſchen Socialiſten. Ihr, die ihr den Reichthum der reinſten, ungetrübteſten Freiheit vorzieht! Wer will ſie verdammen, die Revolution? Wer trägt nicht gerne ſein Scherflein dazu bei, zu den Opfern, die die heutige Menſchheit im Intereſſe der menſchlichen Geſellſchaft bringt; wer will nicht mithelfen, einen Garten zu bebauen, aus dem unſere Kinder oder Enkel vielleicht erſt Früchte ziehen, Früchte, deren Schaale die Thränen beherbergen werden, welche jetzt vergoſſen werden.

Aber das Herz bricht, wenn man ſieht, wie gut angezogene Frauen an einer Ecke des Boulevards gelehnt, mit verſchämt verborgenem Antlitz die zitternde Hand ausſtrecken, um einige Sous zu erbetteln; aber mit thränenvollem Auge bleibt man faſt wahnſinnig ſtehen, wenn man junge Leute, bleich und elend, ſieht, mit einer Guitarre herzzerreißende Töne begleiten, — junge Leute, deren Aeußeres nichts mit gewöhnlichen Bänkelſängern gemein hat und welche ſingen, weil ſingen noch nicht gebettelt iſt.

Der einzige bittre Troſt, der hier geblieben, iſt der, daß ſich einer mit dem andern tröſtet; „es giebt keine Reichen mehr“ hört man öfters ſagen, — wahrlich, ein ſchöner Troſt für die Armen!

Man ſieht mit Schrecken den rauhen Wintertagen entgegen, man weiß nicht, was aus dieſer Lage werden ſoll.

Wie Sie bereits wiſſen, wurde eine Anzahl der Juni-Inſurgenten vor wenigen Tagen transportirt; es hat dieſes im Allgemeinen einen ſehr düſtern Eindruck hervorgebracht. So erboſt man gegen dieſe Leute iſt, und man hat in der That Urſache genug dazu, ſo hat dieſes Einpacken auf einen engen Schiffsraum, dieſes Transportiren in Maſſe, die Ungewißheit über das Schickſal derſelben, etwas Grauenhaftes, etwas Mittelalterliches.

Ich habe mich ſo energiſch als möglich gegen dieſe Aufwiegler ausgeſprochen, aber der Menſch, ſelbſt der feigſte Mörder hat ein gewiſſes Vorrecht vor dem Thiere. Ein Urtheil will man ſehen und hören in beſter Form Rechtens; die härteſte Strafe dem elenden Verbrecher, die härteſte, aber keine unmenſchliche, keine barbariſche; auch in Rußland gibt es ein Geſetzbuch, aber wir wollen nichts mit ſibiriſchen Verbannungen gemein haben. Tödtet die Leute, wenn ſie den Tod verdient haben, inſofern die Todesſtrafe während des Belagerungszuſtandes wieder eingeführt iſt, tödtet ſie mit der Guillotine, aber tödtet ſie nicht tauſendmal, tödtet nicht in Angſt und Ungewißheit ſchwebende Familien, welche nicht wiſſen, was aus den Ihrigen geworden, tödtet nicht die Civiliſation des 19ten Jahrhunderts.

(Schluß folgt.)

Zur Schulfrage.

(Offenbach, 18. Auguſt.) Wer die ſtenographiſchen Berichte der Reichsverſammlung zu Frankfurt in letzterer Zeit mit Aufmerkſamkeit geleſen hat, dem wird nicht entgangen ſeyn, daß viele Petitionen gegen die Trennung der Schule von der Kirche eingegangen ſind. Die Thätigkeit, welche eine gewiſſe Partei entwickelt, um beſagte Trennung zu verhindern, iſt in der That groß, und wird ſich immer noch vermehren, wenn es ſich beſtätigt, daß der von der Reichsverſammlung niedergeſetzte Ausſchuß für's Schulweſen ſich für die Trennung entſchieden hat. Die Führer dieſer Partei ſind in der Regel Geiſtliche, welche um keinen Preis etwas von ihrem bisherigen Einfluſſe einbüßen möchten. Unter den Mitteln, welche ſie anwenden, um das Volk für ihre herrſchſüchtigen Beſtrebungen zu intereſſiren, ſcheint das wirkſamſte zu ſeyn, daß ſie ſagen, die Religion ſey in Gefahr, denn es ſolle fortan kein Religionsunterricht in der Schule mehr ertheilt werden, und man müſſe daher feierlichſt gegen eine ſolche „Verſtümmelung (!) der Schule,“ die man dem Volke „aufnöthigen“ wolle, proteſtiren. Dergleichen Vorſpiegelungen veranlaſſen die Leute, die von Haus zu Haus ſpedirten Petitionen zu unterzeichnen. Ein ſolches Treiben beweiſt, daß dieſe Herren die Aufgabe der heutigen Volksſchule noch nicht erfaßt haben oder erfaſſen wollen, mithin unfähig ſind, noch fernerhin auf's Schulweſen irgend einen Einfluß auszuüben, und daß ſie jeſuitiſche Miteel anwenden, um ihre herrſchſüchtigen Abſichten zu erreichen. (Denn daß ſie wiſſen, was unter Trennung der Schule von der Kirche zu verſtehen iſt, darf man wohl vorausſetzen.) Zur Begründung dieſer Behauptungen werden wenige Worte hinreichen. Die Schule hat die Aufgabe, das Kind zu einem nützlichen Gliede der menſchlichen Geſellſchaft, zu einem tüchtigen Bürger des Staates heranzubilden. Die Kirche hingegen nimmt den von der Schule gebildeten Menſchen und macht ihn zum Katholiken, zum Proteſtanten u. ſ. w. Da es nun dem Staate ganz gleichgültig iſt, welcher Confeſſion ſeine Bürger angehören, ſo kann es auch nicht die Aufgabe der Schule ſeyn, demſelben katholiſche,

Digitized by Google

proteſtantiſche ꝛc. Bürger zu erziehen. Die Schule hat daher alles Confeſſionelle aus ihrem Schooße auszuſcheiden, d. h. ſie muß ſich von ihrer liebevollen, ſorgſamen (!) Mutter, der Kirche, reſp. den verſchiedenen chriſtlichen Kirchen losreißen. Religionsunterricht wird auch künftig in der Schule ertheilt werden, denn die Schule würde gewiß unter keinen Umſtänden das wichtigſte aller Bildungsmittel aus der Hand geben. Allein Das, was den Katholiken zum Katholiken und den Proteſtanten zum Proteſtanten ſtempelt, dieſer Theil des Religionsunterrichtes muß den Geiſtlichen überlaſſen werden, die denſelben jedenfalls weit beſſer als die Lehrer ertheilen werden, und die auch Zeit und Muße genug haben, um demſelben obzuliegen. Wer alſo ſagt, die Religion ſey in Gefahr, wenn die Schule von der Kirche getrennt werde, der hält Religion und Confeſſion für identiſche Begriffe, und behauptet zugleich, daß der confeſſionelle Religionsunterricht von den Geiſtlichen auf religionsgefährliche Weiſe ertheilt werden würde. Er behauptet abſurde Dinge. Allein was ſchadet das, wenn man nur zum Ziele gelangt?! Daß die Trennung der Schule von der Kirche der Religion durchaus nicht gefährlich iſt, beweiſen übrigens auch die Gymnaſien und Realſchulen, die ſich ſchon längſt den Armen der Kirche entwunden haben, ohne daß es für das religiöſe Leben nachtheilig geweſen wäre. Welches mögen nun aber die Triebfedern ſeyn, daß dieſe Herren ſo gewaltige Anſtrengungen machen, um die Schule der Bevormundung der Kirche zu erhalten, um zu verhindern, daß ihr ein Recht, zu Theil werde, das allen Ständen eingeräumt iſt, das Recht von Sachverſtändigen, von Männern deſſelben Faches beaufſichtigt zu werden? Es iſt die Anmaßung derſelben, die ſie glauben macht, die Geiſtlichen ſeyen von Gottes- und Rechtswegen die Vormünder der Schule, und ſie allein ſeyen geeignet, dieſelbe zu beaufſichtigen, obgleich ihre Unfähigkeit hierzu im Allgemeinen ſchon längſt nachgewieſen iſt; es iſt die Herrſchſucht, welche nicht zuläßt, nur das Geringſte von der bisher ausgeübten Gewalt aufzuopfern; es iſt endlich das Bewußtſeyn, daß nach erfolgter Trennung das Volk eine ſolche Bildung erhalten wird, daß es ſich ſchwerlich zur Erreichung hierarchiſcher Zwecke mehr gebrauchen laſſen dürfte. — Trotz der oben erwähnten Machinationen dürfen ſich Deutſchlands Lehrer doch wohl der Hoffnung hingeben, daß von der Reichsverſammlung die Trennung der Schule von der Kirche ausgeſprochen werden wird, weil es gewiß iſt, daß, ſo lange die Erziehung der deutſchen Jugend von der Geiſtlichkeit, alſo zum großen Theile von Rom, abhängig iſt, die Einheit Deutſchlands nicht zu Stande kommen kann.

C. Seeger.

Die Errungenſchaften des 6. März und die freie evangeliſche Gemeinde zu Kirchbrombach.

Wie ſehr es bei dem geſchriebenen Worte auf die Auslegung deſſelben ankommt, hat ſeiner Zeit das Verfahren der kurheſſiſchen Staatsgewalt gegen die Deutſch-Katholiken bewieſen, und eben jetzt beweiſ't es ein großh. heſſ. Miniſterialreſcript an die evangeliſchen Bewohner des Kirchſpiels Kirchbrombach, das in der Beilage zu Nro. 223 der Darmſtädter Zeitung mitgetheilt iſt. In den Errungenſchaften, d. h. in den Verſprechungen vom 6. März, heißt es: „Die freie Ausübung aller religiöſen Culten iſt geſtattet", und am 7. deſſelben Monats wurde durch den großh. Miniſter den Ständen mitgetheilt, „daß fortan das Bekenntniß oder die Ausübung irgend welcher religiöſen Ueberzeugung keinerlei Beſchränkung politiſcher oder bürgerlicher Rechte zur Folge haben ſolle." Somit war die Gleichſtellung aller Kirchen und die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate ausgeſprochen. Denn die Verfaſſung einer Kirchengemeinde beſtimmt auch nur die Ausübung einer beſtimmten religiöſen Ueberzeugung, und wenn der Staat das „Bekenntniß und die Ausübung" (Cultus und Verfaſſung) „irgend welcher religiöſen Ueberzeugung einem jeden Staatsbürger frei gibt", ſo gibt er damit die ganze Kirche und jede Kirche ganz frei. So wird wohl jeder ſchlichte Verſtand die Errungenſchaften vom 6. März auslegen, aber das großh. Miniſterium legt ſie in dem oben erwähnten Reſcripte anders aus. Es ſpricht von „einem Kirchenregimente der Landeskirche des Großherzogthums". Unter einer „Landeskirche" kann aber doch wohl nichts Anders gedacht werden, als eine Kirche, deren Bekenner in dem Lande gewiſſe Vorrechte genießen, und es läßt ſich dann nur denken, wie folgt. Entweder: die Bekenner einer gewiſſen Kirche haben noch Vorrechte, und dann ſteht die Wirklichkeit mit dem geſchriebenen Worte in Widerſpruch, denn nach dieſem hat „die Verſchiedenheit des Religionsbekenntniſſes keine Verſchiedenheit in den politiſchen oder bürgerlichen Rechten zur Folge, oder: die Bekenner keiner Kirche haben Vorrechte, und dann gibt es keine Landeskirchen mehr.

Das Miniſterium meint: „In der großen evangeliſchen Kirche iſt die Ergründung der Glaubenslehre der Gegenſtand der Forſchung vieler erleuchteter Männer. In dem Anſchluß an die beſten der Lehrer findet das Glied der Kirche ſeinen Halt im Glauben." Abgeſehen davon, daß nach unſerer Meinung durch Letzteres gerade nur jener ewigſchwankende Autoritätsglaube erhalten werden kann und ein Halt im Glauben geradezu unmöglich wird, abgeſehen davon — iſt es unbegreiflich, wie ein Miniſterium, das einem jeden Staatsbürger das Bekenntniß und die Ausübung irgend welcher religiöſen Ueberzeugung freigibt, um den Halt in dem Glauben irgend eines Staatsbürgers ſo bekümmert ſeyn kann. Für einen glaubenseifrigen geiſtlichen Herrn würde ſich eine ſolche Sprache viel beſſer paſſen.

Das Miniſterium meint ferner: „die ausſcheidenden Mitglieder haben keinen rechtlichen Anſpruch auf Zuweiſung eines Theils des Vermögens, vielmehr bleibt dieſes der Gemeinde, — — keinen rechtlichen Anſpruch auf den Mitgebrauch der Kirche, der Confeſſionsſchule u. ſ. w." Seit wann und von wem iſt dann in dieſer Weiſe über das Kirchenvermögen entſchieden worden? Doch nichts Neues unter der Sonne! Hält es doch auch die römiſch-katholiſche Kirchengewalt für natürlich, daß das Kirchenvermögen, wenn es gar keine Römiſch-Katholiken mehr geben ſollte, an Rom fallen müßte! Solche Erklärungen ſind wirklich nicht die rechten Mittel, um die Bildung einer neuen Gemeinde zu verhindern.

Endlich ſoll nach einem Edikt vom 25. März „den Gliedern des nichtgeiſtlichen Standes die ihnen gebührende Mitwirkung bei einer zeitgemäßen Entwickelung der evangeliſchen Kirche nicht länger vorenthalten bleiben." Das Oberconſiſtorium befahl aber dem Pfarrvikar K. zu Kirchbrombach, innerhalb vierundzwanzig Stunden das Kirchſpiel zu verlaſſen, obwohl über 2000 Seelen ihn nicht fortlaſſen wollten, und drohte ſogar mit einer Strafe von 20 fl.*) War dieſes die gebührende Mitwirkung der Glieder des nichtgeiſtlichen Standes?

So ſchien es denn, als ob gerade die Proteſtanten für ihre Kirche am wenigſten gewonnen hätten in den Errungenſchaften des 6. März, und als ob man ganz vergeſſen hätte die Worte Luthers: „Die Kirche und der Glaube müſſen einen andern Schutzherrn haben, denn der Kaiſer und Könige ſind." (Walch. XX. 2665.)

Offenbach a. M., 16. Auguſt 1848.

Johannes Georg Keilmann.

*) Es ſollte Niemand ungeleſen laſſen die Beilage zu Nro. 223 und die zu 226 der Darmſtädter Zeitung.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Oxford und Guizot.) Die „Literary Gazette" beſtätigt die kürzlich von einigen Zeitungen gegebene Nachricht, daß die Univerſität Oxford dem in London weilenden Hrn. Guizot einen ihrer Lehrſtühle angeboten, und zwar den von Sir Robert Taylor geſtifteten für den Unterricht in neueren Sprachen. Das genannte Journal wundert ſich über ein ſolches Anerbieten, da, wenn die Univerſität Oxford den berühmten Profeſſor beſitzen wollte, ſie ihm nicht hätte zumuthen dürfen, ihr Sprachlehrer zu ſeyn. Ein Lehrſtuhl der Geſchichte würde allein ſeiner würdig geweſen ſeyn — ob aber auch der neueſten Geſchichte? Praktiſch hat ſich der Profeſſor Guizot als ſehr unerfahren und als einer der ſchlechteſten Lehrmeiſter auf dieſem Gebiete gezeigt. Die „Times" iſt ſehr erfreut darüber, daß der franzöſiſche Gaſt den ihm angebotenen Lehrſtuhl abgelehnt hat. England beſitze zwar keinen Grimm meint ſie, aber beſſer ſey es, einen ſolchen Lehrer zu entbehren, als ihn ſich vom Auslande zu leihen. — So eiferſüchtig iſt John Bull auch in wiſſenſchaftlichen Dingen auf ſeine Selbſtſtändigkeit, beſonders den Franzoſen gegenüber.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Die Hängebrücke über den Niagarafällen für Fußgänger iſt jetzt fertig und am 4. Juli für den Gebrauch eröffnet worden. Das Albany Journal ſagt darüber: „Dieſe Hängebrücke iſt das erhabenſte Kunſtwerk auf unſerem Kontinent. Ihr Anblick erregt Schwindel, und doch geht man darüber ſo ſicher, wie über eine andere Brücke der Art. Wir ſahen es mit an, wie die Arbeiter die Planken über den furchtbaren Abgrund legten. Es ſah gefährlich aus, aber von dem Augenblick an, da der erſte Drahtſtrang über den Fluß geſchafft wurde, bis zur Vollendung des Baues ereignete ſich kein einziger Unfall. Von der Großheit des Werkes läßt ſich dem Leſer ſchwer eine Vorſtellung geben. Man denke ſich eine 800 Fuß lange Gehbrücke, 250 Fuß hoch in der Luft ſchwebend, über einer ungeheuern Waſſermaſſe, die mit einer Schnelle von 30 engliſchen Meilen die Stunde durch eine enge Schlucht ſtürzt. Steht man unten, ſo ſieht die Brücke wie ein an einer Spinnewebe hängender Papierſtreif aus. Weht ein ſtarker Wind, ſo ſchwankt der dünne, ſommerfädenähnliche Bau hin und her, als wollte er aus ſeinen Fugen fahren, und unter dem feſten Tritte des Fußgängers ſchüttert er vom äußerſten Ende bis zum Mittelpunkt. Aber da iſt keine Gefahr. Die Menſchen ſchreiten darüber mit vollkommener Sicherheit, während dem furchtſamen Zuſchauer vor Angſt der Kopf ſchwindelt. Hr. Ellet, der Baumeiſter, war der Erſte, der darüber ging, und bald darauf folgte ihm ſein muthiges Weib. Dieſe Brücke allein iſt einen Ausflug an die Stromfälle werth, obgleich wohl unter Zwanzig kaum Einer nervenſtark genug iſt, den Uebergang zu machen. Denn, wie unglaublich das auch klingt, Mancher wagte es in einem Korb auf einem einzigen Drahtſeil über die furchtbare Kluft zu rutſchen, der ſich jetzt nicht dazu bewegen läßt, über die Brücke zu gehen. Und doch liegt in dieſer Luſtfahrt über den Niagara, der 250 Fuß tief unten brauſt und kocht, eine ſchauerliche Aufregung, die durchaus nicht unangenehm iſt. Ein anderer neuer Anziehungspunkt der Stromfälle iſt das kleine Dampfboot „Maid of the Miſt" (Tochter des Nebels), in welchem man von der Kettenbrücke aus bis auf wenige Ruthen von den Hufeiſenfällen (horseshoe-falls) fährt. Auf keine andere Weiſe kann man den Anblick des Katarakts in ſeiner ganzen Größe genießen. Jedermann macht dieſen Ausflug, der gleichfalls ohne alle Gefahr iſt." (Schw. M.)

Das öſterreichiſche Miniſterium des öffentlichen Unterrichts hat die Abhaltung der Disputationen und die Verfaſſung von Diſſertationen zur Erlangung der Doktorwürde der Medizin als eine „veraltete, der Zeit und der Sache unangemeſſene Form" abgeſchafft.

Korreſpondenz.

Weimar, 14. Auguſt.

(Schluß.)

Unter dem Geläute der Glocken vollbrachte man hierauf die herkömmliche ſinnbildliche Befeſtigung der Fahne, dann ertönte ein vierſtimmiger Männergeſang und nach Beendigung deſſelben brachte die geſammte Bürgerwehr den Frauen und Jungfrauen ein dreimaliges Hoch Es endete die Feier mit dem Geſang: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?", worauf die Frauen und Jungfrauen von der Bürgerwehr auf den Theaterplatz zurückgeleitet und die Fahne endlich im Rathhauſe aufbewahrt wurde. Auch bei dieſer Gelegenheit trug ſich ein ſeltſamer Zwiſchenfall ovr. Inmitten der Ceremonie erſchien auf dem Markte ein Leiterwagen mit jenaiſchen Studenten, welche eine ſchwarz-rothe Fahne mit einem großen goldenen R in den Lüften flattern ließen, und es bleibt bedeutſam genug, daß, als der Zug der Bürgerwehr abtheilungsweiſe durch die Straßen marſchirte, dieſer Wagen mit ſeiner ominöſen Fahne den Schluß bildete. Sein Erſcheinen, das gerade bei dieſer Gelegenheit ungewöhnliches Aufſehen erregte, ſcheint indeß mehr zufällig als abſichtlich geweſen zu ſeyn, was dadurch erklärlich wird, wenn man weiß, daß zwei Stündchen von hier, zu Schwerſtedt, geſtern eine von den demokratiſchen Vereinen Thüringens veranſtaltete Volksverſammlung ſtattfand. Demnach hatten jene Studenten wahrſcheinlich keine andere Abſicht, als ihren Geſinnungsgenoſſen entgegen zu ziehen. Am Nachmittage und Abend verſammelte ſich die Bürgerwehr mit ihren Gäſten auf dem Exercierplatze, wo mehrfache Einrichtungen getroffen waren, und gab ſich der Luſt und der Freude hin. Spät am Abend brachten einige junge Leute wieder Toaſte auf Hecker und Struve aus, welche Männer trotz alledem hier in gutem Andenken ſtehen, und es wurden einige Verhaftungen vorgenommen. Merkwürdiger Weiſe können dieſe Namen gewiſſe Leute gleich ſo ſehr in Harniſch bringen, als ob mit der bloßen Nennung ſchon die Proclamirung der Republik verbunden ſey. Und doch ſind in der Regel die Toaſtbringer nur junge, von Getränken erhitzte Köpfe, die ſich mit ihren Lebehochs einen, wenn auch unzeitigen Scherz erlauben. Ihnen eine politiſche Bedeutung beimeſſen zu wollen, iſt lächerlich, und man ſollte daher, meiner Anſicht nach, mit Arreſtationen weniger eifrig zu Werke gehen. Denn wollte man alle Diejenigen verhaften, welche daſſelbe denken, aber klug genug ſind, um es öffentlich auszuſprechen; ſo müßte man ein zweites Weimar zu Gefängniſſen erbauen. Die Gedanken und Gefühle der Menſchen laſſen ſich nun einmal in keine Zwangsjacke zwängen.

Mainwaſſer-Wärme: Am 21. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Montag, 21. Auguſt. Zum Vortheil der Penſions-Anſtalt (neu einſtudirt): Tancred, große Oper in 2 Abth., Muſik von Roſſini. Abonnement suspendu.

Dienſtag, 22 Auguſt. (Neu einſtudirt): Die Schleichhändler Poſſenſpiel in 4 Abth. von Raupach. (Gaſtrolle) Schelle: Hr. Caspar, vom Stadttheater zu Köln. Hierauf folgt (neu einſtudirt): Der gerade Weg der beſte, Luſtſpiel in 1 Akt von A. v. Kotzebue. (Gaſtrolle) Elias Krumm: Hr. Caspar, vom Stadttheater zu Köln.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 230. Dienſtag, den 22. Auguſt 1848.

Türkiſcher Fanatismus.

(Wahre Begebenheit.)

Aus dem Holländiſchen übertragen von G. Overmann.

(Schluß.)

„Schau' und befühle die Shawls ſelbſt, General!" ſprach Scheri, „Mahomed geleite Dich! und Du wirſt das feinſte Gewebe unter Deinen Fingern fühlen."

Dreimal und mit einer gewiſſen Ungeduld wiederholte Scheri dieſe Aufforderung.

„Du ſiehſt wohl, Derwiſch!" entgegnete endlich der General, ſeine rechte Hand ihm vorhaltend, „daß ich verwundet bin; das Blut meiner Finger und meiner Handſchuhe würde Deine koſtbaren Waaren verderben. Doch," ſetzte er, aus Furcht, den Derwiſch zu beleidigen, hinzu, „ich will ſofort meine Hand abwaſchen und dann, gleichwie dieſe Frauen, Deine Koſtbarkeiten bewundern."

„Das Blut des Löwen befleckt nicht," antwortete Scheri, „vielmehr ehrt und verſchönert es die Banner des Krieges und die Siegeszeichen der Liebe!"

„Ich will es glauben," ſprach lachend der General, „doch ich bin kein Löwe und eben ſo wenig verliebt, und es würde mich ſchmerzen, wenn ich ein Stück Waaren verdürbe, worauf die Schönen ſo großen Werth legen."

Mit dieſen Worten entfernte ſich der General. Er hatte wirklich an jenem Morgen ſich an der Hand verwundet. Das Großkreuz des St. Annen-Ordens, welches er trug, hatte ſich während des Reitens mit dem Kommandeurkreuz des weißen Adlerordens verwickelt, und indem er im Galopp die Kreuze zu entwirren ſuchte, war die Spitze eines der Orden tief in den Finger gedrungen. Obgleich dieſe Wunde natürlich nicht von Bedeutung, war ſie doch läſtig und hatte fortwährend geblutet.

Eine halbe Viertelſtunde war verfloſſen, als der General wieder in's Gemach trat. In demſelben Augenblicke ſtürmte ein Koſackenoffizier in's Haus mit dem Rufe, der Feind habe unerwartet einen Angriff gemacht und bereits die Vorpoſten über den Haufen geworfen. Anſtatt zu antworten, ſtürzte der General, ohne von Jemanden Abſchied zu nehmen, die Treppe hinunter, warf ſich auf's Pferd und ſprengte fort.

Dieſe plötzliche Entfernung erregte einige Unruhe; allein man erinnerte ſich, daß dergleichen Ueberfälle oft ſtattfanden und ſtets mit geringer Mühe waren unterdrückt worden. Doch Scheri war erblaßt; ein krampfhafter Schauder durchbebte ſeinen ganzen Körper, indeß Thränen der Wuth ſeinen Wangen herabrannen.

„Ja, ja," rief er aus, „der Giaour wird am Leben bleiben, Allah will es! Ihr aber, Weiber! hegt die Peſt im Hauſe; ich brachte ſie mit von Erzerum in dieſen Shawls, die der Ruſſe leider nicht anrührte."

Gegen die Gewohnheit der Muſelmänner ſprach Scheri dieſe Worte ſehr ſchnell; dann begab er ſich auf den Altan vor dem Hauſe, wo eine große Volksmenge ſich verſammelt hatte und rief:

„Hört mich, hört mich, Ihr Diener Mahomed's! Gott iſt Gott, und Mahomed iſt ſein Prophet! Ich bin kein Diener des Giaour; ich bin ſein Feind, und Ihr ſollt vernehmen, was ich gethan, ihn zu verderben, ihn zu vernichten!"

Die Mittheilung ſeiner That erfüllte das Volk mit Entſetzen. Nach allen Seiten hin ergriff es die Flucht, während das Geſchrei der Flüchtigen mit dem Donner des Geſchützes an den Vorpoſten ſich einmiſchte. Kaum hatte der Gouverneur den Vorfall vernommen, als er an der Spitze eines Bataillons mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonet erſchien. Um das verpeſtete Haus ließ er einen Kordon ziehen, und wie ſehr auch Scheri verſicherte, er habe ſein Haus nicht betreten, ließ er dennoch deſſen Frau, Kinder und Diener ebenfalls in die Wohnung der armeniſchen Wittwe bringen, damit auch dieſe dort Quarantaine hielten.

Als dieſer Befehl mit fürchterlicher Stimme ertheilt wurde, da ward der fanatiſche Scheri wieder Gatte und Vater: er wollte dem Gouverneur zu Füßen fallen, allein die gefällten Gewehre verſperrten ihm den Weg. Er mußte ſich unterwerfen, und der verhängnißvolle Befehl ward vollzogen. Die Quarantaine wurde mit größter Strenge gehandhabt, wie man es in Rußland gewöhnt iſt, wohin dieſe ſchreckliche Geißel, ungeachtet ihrer Nähe, ſelten dringt, Dank der ſtrengen Wachſamkeit der Regierung!

Erſt am ſiebenten Tage brach die Peſt aus; allein ſie wüthete fürchterlich. Der Gouverneur hatte befohlen, daß Scheri's Gattin die Pflege aller Weiber übernehmen ſolle, welche von der Peſt befallen werden möchten, während Scheri daſſelbe bei den Männern verrichten mußte. Von ſämmtlichen im Hauſe eingeſperrten Perſonen blieben nur drei am Leben: der Adjutant des Generals Grabbe, welcher ſchon einmal die Peſt überſtanden; ferner eine alte Frau und endlich Scheri, der Veranlaſſer aller dieſer Schreckensſzenen.

Trockenen Auges ſah Scheri Gattin und Kinder ſterben; doch einige Tage danach forderte die Natur ihre Rechte. Der unglückliche Derwiſch raufte ſich die Haare aus, wälzte ſich im Staube und jammerte und wehklagte auf's heftigſte. Ungeachtet ſeines Herzeleides verwünſchte er doch ſein Geſchick nicht; nur gegen die Ruſſen brach er in den entſetzlichſten Fluch aus. „Allah, Allah!" rief er, „Du wollteſt nicht, daß meine Hand den Islam befreite von dem Giaour, dem Verfolger. Möge Mahomed einem Andern den Gedanken eingeben, den er mir einflößte, und möge dieſer Andere glücklicher ſeyn!"

Nachdem die Peſt völlig gewichen, ward Scheri vor den Gouverneur geführt und befragt, welche Beweggründe ihn getrieben, eine ſo abſcheuliche That zu begehen. Er antwortete:

Digitized by Google

„Der große Prophet iſt mir erſchienen, auf einer milchweißen Stute ſitzend: er befahl mir, zu thun, was ich ausgeführt. Ich war zu Erzerum im Peſtlazareth und rieb die Kaſchemirſhawls, die ich gekauft, an den Leichen von mehr als vierzig an der Peſt geſtorbenen Perſonen. Darauf kehrte ich, den Tod hinter mir auf dem Pferde, hierher zurück. In einer dunkeln Nacht gelangte ich, ohne angehalten zu werden, durch den Geſundheitskordon. Anfangs war mein Loos ſchön und erhaben; doch Allah hat nicht gewollt, daß ich es vollführte. Mein Unternehmen hat Schiffbruch gelitten. Allah ſey gelobt, vielleicht iſt ein Anderer glücklicher als ich!“

Der Schuldige bekannte alſo ſelbſt ſein Vorhaben; er rühmte ſich deſſen ſogar, und wünſchte in ſeinem wilden Fanatismus ſich Glück dazu, das Zeichen zum gräßlichſten Kriege gegeben zu haben, den Menſchen je gegen einander führen können. Die Richter konnten hier keinen Augenblick in Zweifel ſeyn, und ſo ward denn Scheri-Bei verurtheilt, auf dem Marktplatze von A. erſchoſſen zu werden.

Am Morgen des zu ſeiner Hinrichtung beſtimmten Tages ſagte er zuerſt ſechzig Verſe aus dem Koran her, rauchte dann einige Pfeifen Tabak, trank ein paar Taſſen Kaffee und führte ein ruhiges, vertrauliches Geſpräch mit ſeiner Umgebung. „Bald,“ ſprach er, „werde ich mich bei dem Propheten, dem Großſultan Orkan und dem Großſultan Mahomed II. befinden, der den ſilbernen Halbmond über die Häupter der Chriſten erhob!“

Um zehn Uhr ward der Gefangene durch eine Abtheilung Soldaten abgeholt, welche ihn zum Richtplatze führen ſollten. Zwei von ihnen wollten ihn unter dem Arm faſſen, um ihn zu unterſtützen.

„Giaours!“ rief Scheri, ſie zurückſtoßend, „glaubt Ihr, man hege Furcht, wenn man nicht dem Tode, ſondern dem ewigen Ruhm entgegengeht?“

Auf dem Richtplatz legte er die Hand an ſeinen weißen Turban und rief mit ſtarker Stimme: „Ich ſterbe für mein Vaterland und meinen Glauben! Muſelmänner! gedenket meines Endes!“

Nach dem Tode dieſes Fanatikers durchzogen die ruſſiſchen Soldaten die Stadt und zündeten darauf das Haus der armeniſchen Wittwe an, wie das Quarantainegeſetz es vorſchreibt.

Neugierig ſchaute das Volk zu, wie die Flamme dem Hauſe entſtiegen; nur die frömmſten unter den türkiſchen Anweſenden betrachteten dieſes Schauſpiel mit dumpfer Traurigkeit, als ob mit dieſen Flammen auch die Hoffnung der Moslem vernichtet würde.

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

(Schluß.)

Weiter an der Tagesordnung iſt der Commiſſionsbericht über die verſchiedenen Demonſtrationen und Emeuten ſeit dem 24. Februar; dieſem Berichte nach ſind die Herren Rollin, Blanc und Cauſſidière, beſonders die beiden letzten, ſtark compromittirt. Was jedoch unerhört iſt, iſt, daß man den Tag ſo lange hinausſchiebt, um dieſen Leuten Gelegenheit zu geben, ſich zu vertheidigen; ich will ſie gewiß nicht in Schutz nehmen, ich möchte ſogar mit Gewißheit behaupten, ſie ſind mehr oder weniger moraliſch dabei compromittirt, aber der Vertheidigung darf man nicht das geringſte Hinderniß in den Weg legen; klagt an, aber gebt dem Angeklagten das Wort; es iſt zwar nur eine politiſche Anklage, eine politiſche Unterſuchung, aber es könnte leicht der Fall eintreten, daß die juriſtiſche nicht lange auf ſich warten läßt.

Von gewiſſer Seite will man zwar den Mantel der Vergeſſenheit über die Vergangenheit decken, aber gerade das ſoll man nicht: Licht und Aufklärung muß es geben, man muß wiſſen, wer von oben herab die unteren Regionen geleitet hat; ſind die Beweiſe nicht ſchlagend genug, dann allerdings bleibt das Urtheil der öffentlichen Meinung, der Geſchichte unterworfen, aber die Commiſſion hat ſich mit derartiger Beſtimmtheit ausgeſprochen, daß ſie entweder die beſten Beweiſe haben muß, oder ſich vom Parteigeiſte leiten ließ. Bisher ſind die Angeklagten im Vortheil, denn ſie dringen auf Beſchleunigung, ſie wollen ſich vertheidigen, und man verſchiebt die Stunde derſelben, weil, wie man ſagt, noch nicht Alles gedruckt iſt; ich glaubte bisher, in einigen Tagen könnte man in unſerem Jahrhundert des Fortſchrittes eine ganze Bibliothek drucken.

Eine ſolche Entſchuldigung erſcheint kleinlich, erbärmlich. Als ich dieſen Satz in der Nationalverſammlung hörte, kam es mir vor wie ein Wirth, der ſeinen Gäſten ſagt: ich würde Ihnen gerne Schweinefleiſch offeriren, aber wir haben noch nicht geſchlachtet.

Eine andere Hauptfrage, über die dieſer Tage, wenn auch gerade nicht in der Kammer, discutirt wurde und noch wird, iſt die Intervention in Italien.

Frankreich wird nicht interveniren, ſondern mit England gemeinſchaftlich die italieniſchen Angelegenheiten zu ſchlichten ſuchen; es wird zwar wenig mehr zu ſchlichten ſeyn, wenn Radetzky, was unwahrſcheinlich iſt, nicht Miene macht, zu weit vorzudringen, aber es iſt ziemlich ſicher, daß Frankreich nun um keinen Preis leichtfertig einen Krieg wegen Italien beginnen wird. In der That, Frankreich befindet ſich im Innern in einer zu kritiſchen Lage, um ſeine Truppen ins Ausland zu ſenden. Ich will hier über das Recht Oeſterreichs auf Italien, über die errungenen Siege Radetzky's, über die mehr oder weniger wahrſcheinliche Verrätherei Carl Alberts, eines Mannes, welcher 1821 ſchon ſich den berüchtigten Namen „Verräther“ erworben, in keine Einzelheiten eingehen, ich wünſche die Erhaltung des Weltfriedens aus dem Grunde meines Herzens; ich glaube ſelbſt, daß Carl Albert nach errungenem Sieg den Italienern eben keine glänzenden Tage, keine Republik, vielleicht keine republikaniſche Monarchie gegeben hätte, aber die Nicht-Intervention Frankreichs muß inſofern einen unangenehmen Eindruck machen, als Frankreich den Italienern, wie den Polen, ſeine Hülfe zugeſagt.

Man kann, als Deutſcher, die Sache weit unpartheiiſcher betrachten, als Deutſcher, der einerſeits die Größe des Vaterlandes im Verein mit der Achtung für andere Nationen wünſcht. Der Deutſche muß erſt lange überlegen, ob er ſeine ſchönſten Provinzen herausgeben ſoll, aber er kann nichtsdeſtoweniger der franzöſiſchen Regierung zurufen: „Wenn Ihr die Abſicht nicht habt, mit Waffen zu interveniren, ſo verſprecht es nicht, Ihr habt es mit Polen gemacht, wie mit Italien: „Warſchau iſt ruhig“ hat Sebaſtiani 1831 der franzöſiſchen Deputirtenkammer verkündigt, „la Pologne ne périra pas“ hat Guizot 8 Jahre lang geſagt, aber Waffen, Waffen, Bajonette hat die Oppoſition geſchrieen; die Oppoſition, die radikale Oppoſition regiert jetzt. Milan est tranquille! kann jetzt Baſtide ſagen, mais l'Italie ne périra pas.“ Nur noch die Fragen: „Haben die „großen Männer“ von heute die Revolution gemacht, oder hat die Revolution „die großen Männer“ gemacht? Wer hat ſich mehr geändert, die Zeiten oder die Männer? Wo iſt Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit? Welcher Schluß iſt daraus zu ziehen, daß man, ohne ſich den Vorwurf der Inconſequenz zu machen, mit den Leuten, die jetzt an der Spitze der Regierung ſtehen, ſympathiſiren muß, obwohl ſie nicht weniger frei als Männer ſind, die keine Republikaner im eigentlichen Sinne des Wortes ſind, mit Männern, die unter der Monarchie regiert und deren Benehmen in politiſchen Dingen den Männern der heutigen Regierung zum Vorbilde dient? Wenn es noch einen wahrhaft edlen Republikaner, einen Mann gibt, bei dem die edelſte, erhabenſte Freiheit des einzelnen Men-

Digitized by Google

ſchen und der ganzen Menſchheit feſter, unerſchütterlicher Glaube iſt, einen Mann, der mit der weiteſten Freiheit kein ſchnödes Spiel treibt, ſondern der Göttin der wahren Republik mit Leib und Seele zugethan iſt, wenn es einen ſolchen Mann gibt, dann ruf ich ihm mit dem bleichen Hamlet zu: „Geh' in's Kloſter, geh' in's Kloſter!“

Nachklänge zum Kölner Dombaufeſt.

I.

** Köln, 17. Auguſt. Bevor ich dieſe Stadt, deren bewegtes Feſtleben den Fremden nachgerade doch ſo todtmüde macht, daß demſelben ihr in jeder Beziehung heißes Pflaſter förmlich unter den Füßen brennt, wieder verlaſſe, bin ich Ihnen noch einen kurzen Rückblick auf die weiteren Feſtlichkeiten ſchuldig. Ich ſchloß in meinem Schreiben vom 15. d. (No. 226 des Journals) mit der bevorſtehenden allgemeinen Illumination der Stadt. Nachträglich bemerke ich aber erſt noch, daß das große Feſtmahl auf dem Gürzenich an dieſem Tage, wo 240 Gäſte mit den hohen fürſtlichen Perſonen auf einer etwas erhöheten Eſtrade, und über 900 in dem daran ſtoßenden übrigen Raume dieſes coloſſalen, feſtlich geſchmückten Saales zugleich ſpeiſten, zu den intereſſanteſten und wichtigſten Momenten des ganzen Feſtes gehörte, namentlich auch der vielen mit Begeiſterung ausgebrachten und ebenſo aufgenommenen Toaſte und Reden wegen. Sie haben ſchon, wie ſie der König, der Erzherzog-Reichsverweſer, der Reichstagspräſident v. Gagern, der Erzbiſchof v. Geiſſel, der Vicepräſident v. Soiron ſprachen, bereits in Ihrem Blatte mitgetheilt. Der Enthuſiasmus war ein ganz außerordentlicher, und gewiß ein reiner und wahrer. Mögen die heißen Wünſche, welche hier ausgeſprochen wurden, zu des Vaterlandes Heil und Frieden, zur Befeſtigung ſeiner Eintracht, Macht und Größe in Erfüllung gehen! — Die Kölner hatten Glück mit ihrem Feſte. So viele Gewitterregen auch während deſſelben fielen, ſie kamen meiſtens Nachts, oder zu einer Zeit, wo ſie nicht im mindeſten ſtörten, ſo daß im Ganzen das Wetter recht günſtig war. Ja, am Abend der Illumination, am 15., war es ein wunderſchönes. Der bisher immer herrſchende Wind hatte ſich ganz gelegt, man hatte den ſchönſten und mildeſten Sommerabend; der Vollmond ſtrahlte in wundervoller Beleuchtung durch das Gewölke auf die alte Colonia herab. Mit Lebensgefahr drang ich durch dieſes Gewirre von Menſchen, Pferden und Wagen, das alle Straßen ſtopfte, über die ſchön beleuchtete Brücke (die Paſſage war ganz frei und deshalb der Andrang, namentlich auch aus den unteren Volksklaſſen, ungeheuer) hinüber nach Deuz, wo zu Lande der ſchönſte Anblick von Köln von der Rheinſeite. Welch ein Treiben in den glänzend erleuchteten Gärten und Räumen der Hotels am Rheinufer, Bellevue ꝛc. ꝛc.! Gegenüber die Kölner Gaſthöfe am Rheine, beſonders der holländiſche Hof, im ſchönſten farbigen Brillantfeuer erſtrahlend, mitten in der Stadt der alte Rathhausthurm bis zur Spitze im Lampenfeuer erglühend, weiter hinab am Strome die neue Trankſtraßenpforte und das Schiff des Reichsverweſers, der „Schiller“. Ich genoß herrlich und ungeſtört dieſen ſchönen Anblick, bei dem übrigens die Beleuchtung des Mondes und ſein magiſcher Widerſchein im Rheine das Schönſte war, vom Bord eines ganz neuen Seeſchiffes, das an der Brücke bei Deuz vor Anker liegt, und auf welches mich, freilich nicht ohne Gefährde über ein langes, ſchmales, ſchwankes Brett, mit bloßem Taue als Geländer, hoch über den Rhein, ein Kölner mitnahm, mit dem und ſeiner Dame ich mich kühn durch das noch nie erlebte Gedränge auf der Brücke gearbeitet hatte. Dieſes Seeſchiff, ein prächtiger Dreimaſter, der „Fortſchritt“ genannt, ganz von Eiſen, von 250 Schiffslaſt (eine Laſt = 4000 Pfd., alſo von einer Million Pfund Tragfähigkeit) gehört Capitän Range von Stettin und wartet nur den Frieden mit Dänemark ab, um in See zu ſtechen und ſeine regelmäßigen Fahrten zwiſchen Köln und Stettin zu beginnen. Es iſt das zweite Schiff der Art (das andere heißt die „Hoffnung“) und hat eine Vorrichtung zum Tieferlegen des Kiels, wenn er in hohe See kommt, eine ſchon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bei den Engländern gemachte Erfindung, aber damals, wo man noch keine eiſernen Schiffe hatte, nicht practicabel. — Dieſes hier todtliegende Schiff iſt auch wieder ein Beiſpiel, welch großen Schaden der Krieg mit Dänemark unſerm Handel bringt. Ich hörte darüber bittere Klagen von Seiten eines Hamburger Kaufmanns. — Im Inneren der Stadt war die Beleuchtung, wenn auch allgemein, doch nicht bedeutend. Sie war nicht zu vergleichen mit der Frankfurter während des Vorparlamentes, wie denn überhaupt Köln noch gar lange kein Frankfurt iſt. Ich darf dies ſagen, da ich, wie Sie wiſſen, kein Frankfurter bin. Ich bemerkte, wiewohl faſt alle Straßen und Plätze durchſtreifend, außer dem Farrina'ſchen Hauſe kaum etwas Beachtenswerthes. Nach 11 Uhr aber erſtrahlte, unter Kanonendonner, der Dom im rothen bengaliſchen Feuer — ein großartiger Anblick! — Am 16. Morgens war feierliches Hochamt im Dome, wobei man diesmal etwas mehr Platz hatte, wiewohl es auch zahlreich beſucht war. Dann war auf dem großen, mit einer Guirlande von Fahnen und Flaggen ringsum geſchmückten Frankenplatze vor dem Germaniſchen Hofe und an dem Margarethenberge, auf welchem ſich das ganz vollendete Chor des Domes prachtvoll erhebt, als Hauptverſammlung der Dombauvereins-Genoſſen. Die Gruppen mit ihren Fahnen und Emblemen, Muſik- und Geſang-Chören ꝛc. nahmen ſich ſehr maleriſch aus. Man ſang unter Orcheſterbegleitung die Hymne von Pius IX. von Mazzini, die großen Effekt machte und wiederholt werden mußte. Reden und Berichte über das Wirken des Dombauvereins, Lebehochs auf den König-Protektor, den Reichsverweſer, den König Ludwig von Baiern ꝛc. folgten abwechſelnd mit Geſängen „an den König-Protektor“, „Gruß an den Reichsverweſer“ und des Werkgeſellen-Liedes von Buſſo von Hagen; auch wurden an die beſten Werkgeſellen, Steinmetzen ꝛc. ſilberne und bronzene Dombaudenkmünzen ausgetheilt, unter ehrenvoller Anerkennung ihres Fleißes und ihrer Geſchicklichkeit. Der Hr. Erzbiſchof von Köln, welcher mit andern hohen Prälaten auf dem Balkon des Gebäudes der Köln-Mindener Eiſenbahngeſellſchaft erſchien, ſprach zu dem aufmerſam lauſchenden Volke. Wir vermochten ihn aber nicht zu verſtehen. Der anweſende ehrwürdige Alexander v. Humbold, dem alſo wahrſcheinlich die Rede galt, erwiederte mit einem Hoch auf den Erzbiſchof. — Ein großes Konzert im Gürzenich Nachmittags, und Abends ein Ball daſelbſt ſchloſſen die Feſtlichkeiten, denen heute Abend noch ein Fackelzug zu Ehren des Dombaumeiſters Zwirner folgte.

Literatur.

Ocean und Mittelmeer, Reiſebriefe von Carl Vogt. Zwei Bände. Frankfurt. Lit. Anſtalt 1848.

In manchen Zügen des Verfaſſers erkennen wir den Sprecher in der Paulskirche, doch in milderer, vorrevolutionärer Geſtalt, in harmloſer Laune ſeine oft originellen Vergleichungen, oft aber auch mehr burſchikoſen und hausbackenen Witze ausſprechend. Wenn er beſſer damit haushielte und nicht — wie weiland Kramer — die Zurückhaltung eines, ihn perſönlich anregenden Gedankens als einen geiſtigen Kindermord ſcheute: ſo würde ſein unverſiegbarer Humor ein durchaus ergötzliches vielfarbiges Feuerwerk inmitten der ernſten Gegenſtände bilden, welche den Kern des Buches ausmachen. Vor dieſem Kerne indeſſen bezeugen wir unſere volle Hochachtung, ſoweit dies Laien in den Naturwiſſenſchaften ohne Anmaßung thun dürfen. Des Verfaſſers Hei-

Digitized by Google

terkeit hält ihn nicht ab, ſcharfſichtig und beharrlich die Wunderwelt der Seeungeheuer zu durchforſchen und die gewonnenen Schätze auch den Laien zugänglich zu machen. Zwar zeigt ſich auch hier Vogt's Hang zur Revolution, indem er unbarmherzig jenes ſauber und bequem gebaute Syſtem angreift, welches für alle Milliarden thieriſcher Organismen in unſerer ſublunariſchen Welt nur Einen Grundtypus annimmt. Aber der Umſturz dient nur dazu, um von Rechtswegen wiſſenſchaftlichen Neubauten Platz zu machen, zu deren Vollendung der Verfaſſer vielleicht bald Urlaub oder Ferien von ſeiner Politik erhält. Bei der ſichtbaren Grundlegung dieſer Neubauten leitet ihn nicht, wie ſo manche ſeiner berühmten Vorgänger, eine philoſophiſch-phantaſtiſche Speculation, welche nur zwiſchen der Studierſtube und einigen ausgetrockneten Muſeen hin und her geht. Er blickt und greift vielmehr mitten ins Meer hinein und macht ſich und uns dort vorzüglich mit dem wunderbarſten aller Götter vertraut: mit dem alten Proteus, der in zahlloſen Verjüngungen und Verwandlungen immer derſelbe bleibt. Die Erkenntniß der Verwandlungen, welche viele Seethierarten in ihrem wechſelvollen und doch ſo regelmäßigen Lebenslaufe durchzumachen haben, erſcheint uns als eine großartige Offenbarung der Na[illegible] an den begabten Forſcher, um deren Willen der fromme Eifer eini[illegible] Kritiker ihm ſeine Geringſchätzung gewiſſer übernatürlicher Offenba[illegible]ngen hätte verzeihen ſollen. Auch ſolche Leſer, welche den zoologiſchen Schilderungen des Verfaſſers geringere Aufmerkſamkeit zuwenden, werden immerhin in dem reichlichen Beiwerke ſeiner Skizzen über L[illegible]nd und Leute, Kunſt, Alterthum, Neuzeit und kleine eigene Erlebniſſe hinreichende Anregung zu Lachen, Ernſt und Aerger finden. L. D.

Korreſpondenz.

Marburg, 15. Auguſt.

Als im Frühjahre die deutſche Schilderhebung begonnen hatte, mochte es wenige Städte geben, die ein regeres Leben entwickelten, als das kleine Marburg. Es war hier ein Volksrath gebildet worden, mit der Aufgabe, die Intereſſen des Vaterlandes zu überwachen; es hatten ſich der Vaterlandsverein, demokratiſche und andere Vereine gebildet. Von den Volksverſammlungen verdrängte die eine ſo zu ſagen die andere. Aber weil der Volksrath parteilos zu ſeyn ſtrebte, wurde er bedeutungslos und mußte eines ſeligen Todes erſterben. Die verſchiedenen Vereine arbeiteten auf eigene Fauſt, bis ſie jetzt wieder plötzlich das Bedürfniß eines vernünftigen Wahlgeſetzes zu vereinigen ſchien. Es wurde am 30. Juli ein Comité aus Männern jeder politiſchen Färbung geſchaffen, welche ſofort eine raſtloſe Thätigkeit entwickelten. Die Stadt war bald für die Petition um ein Geſetz mit direkten Wahlen ohne Cenſus, ohne Altersbeſchränkungen und ohne Privilegien gewonnen, und während an der Wahl eines Deputirten nach Frankfurt nur 1173 Marburger Einwohner Theil genommen hatten, war die Petition des Wahlgeſetz Comité's bereits in wenigen Tagen von 1300 derſelben unterzeichnet. Jetzt galt es, auf dem Lande rührig zu ſeyn. Das Comité berief alsbald an den verſchiedenſten Orten unſerer Provinz Volksverſammlungen, und nachdem hierdurch am letzten Sonntage auch die Schwälmer, die Gemündener u. a. für dieſe Agitation gewonnen ſind, können wir die Verſicherung mittheilen, daß trotz des lächerlichen Entgegenarbeitens einiger Reactionäre (man drohte den Bauern: wenn ſie unterzeichneten, würde ihnen Militär in die Dörfer gelegt werden!) in der Provinz Oberheſſen alle Gemeinden für unſere Wahlgeſetzbewegung zu gemeinſamem Handeln vereinigt ſind. Manch Tauſend ihrer Unterſchriften iſt bereits in Marburg angelangt und täglich mehrt ſich noch immer die Zahl derſelben. Ein in mancher Hinſicht entgegenſtehender und vom Vaterlandsvereine ausgegangener Wahlgeſetzvorſchlag (der Wahlfähige muß hiernach direkte Steuern zahlen und, man höre! bereits 3 Jahre im **Wahlbezirke** anſäſſig ſeyn!) wird ſpurlos verſchwinden müſſen und wenn für denſelben die Autorität des ganzen Vereins vindizirt wurde, ſo erkennen wir hierin nur ein Haſchen nach unverdienter Gewichtigkeit. Denn von den „ungefähr 400“ Mitgliedern jenes Vereins ſind bereits ſeit längerer Zeit gegen 150 faktiſch (durch Einſtellungen der Beitragszahlungen) ausgetreten. 147 andere hatten bereits die vom Comité ausgegangene Petition für ganz unbeſchränkte direkte Wahlen unterzeichnet, während bei der Beſchlußnahme, nach welcher der Vaterlandsverein ſeinen entgegenſtehenden Wahlgeſetzvorſchlag vom Stapel laufen ließ, die ganze Majorität dieſes Vereins aus höchſtens 51 beſtand, gegen welche ſofort etwa 25 (eine ſehr beträchtliche Anzahl ſpäter) Proteſt einlegten. Und was thut der Präſident jenes Verein? Er droht das Präjudiz an: Wer nicht weiter noch ausdrücklich proteſtire, ſolle jenen 51 beigezählt werden. Als wenn die 150 bereits faktiſch Ausgetretenen und als wenn die 147, welche die Petition des Comité's unterzeichnet haben, nicht ſchon genugſam proteſtirt hätten! Und wen außer dieſen wird er dann überhaupt noch hinzuzuzählen haben? — Die Provinz Hanau hat ſich der Wahlgeſetzbewegung der Marburger angeſchloſſen und auch aus Fulda haben wir bereits günſtige Nachrichten.

Offenbach, 21. Auguſt.

Seitdem durch das Verbindungsmittel der Eiſenbahn die freundliche Nachbarſtadt Frankfurt uns ſo nahe gerückt iſt, haben dadurch nicht nur die wechſelſeitigen Geſchäftsbeziehungen eine große Erleichterung gewonnen, ſondern werden auch, und ganz beſonders an ſchönen Sonn- und Feſttagen, kleine Abſtecher herüber und hinüber gemacht. Wenn man die Woche über gearbeitet und ſich abgemüht hat, ſo mag man Sonntags gerne einmal andere Geſichter, andere Häuſer und andere Naturſcenen ſehen. Die uns beſuchenden Frankfurter finden in dem bekannten **Schloſſer**'ſchen Garten einen angenehmen und meiſt ſehr belebten Vergnügungsort, der ſchon zu lange beſteht, um noch der Empfehlung zu bedürfen. Dagegen ſey es uns verſtattet, auf ein erſt neuerlich errichtetes ähnliches Etabliſſement des Hrn. Gaſthalters **Roth** — „**die Biblisau**“ — zu verweiſen. Dieſe ſchönen Gartenanlagen bieten in ihren ausgedehnten Räumen dem ſinnigen Naturfreunde eine gewiß willkommene Erholung und ſpenden reichlich jene an warmen Sommertagen ſo erquickliche Kühlung unter dem grünen Laubdach hoch emporſtrebender Bäume und ſchattenreicher Buſchwerke. Wer dieſen Garten beſucht, der wird gewiß in Anerkennung der Schönheit, Abwechſelung, und man darf ſagen Großartigkeit deſſelben mit uns übereinſtimmen. Auch hinſichtlich der Bedienung und Güte der Speiſen und Getränke wird der Beſucher ſich zufrieden geſtellt finden, und ſomit halten wir die vorſtehenden Bemerkungen zur Empfehlung des genannten Vergnügungsortes für vollkommen gerechtfertigt.

Bonames, 18. Auguſt.

Am 17. d. M. kam ein Menſch in die Apotheke zu Bonames und befragte ſich um den Preis von fünfzehn Stück Blutigeln und 1 Pfd. Senfmehl. Nach eingezogener Erkundigung begab er ſich zu dem Pfarrer des Orts und überbrachte ihm die Nachricht, der Pfarrer zu Niedererlenbach ſey vom Schlage gerührt worden und begehre ihn vor ſeinem Ende noch dringend zu ſprechen. Natürlich konnte der Geiſtliche zu Bonames nichts Eiligeres thun, als ſich auf den Weg nach Niedererlenbach zu begeben. Am Ende des Orts holte ihn der unbekannte Menſch mit der Bemerkung ein, er habe in der Eile kein Geld mit ſich genommen und der Apotheker wolle ihm die Medicamente nicht anvertrauen, der Pfarrer möge ihm deßhalb 3 fl. geben. Da nun aber dieſer nicht ſo viel Geld bei ſich hatte, ſo ſtellte er in ein paar Worten einen Schein aus, mit welchem er für die Zahlung bürgte. Hierauf begab ſich der in Rede ſtehende Menſch noch einmal in das Pfarrerhaus, ſagte der Frau, der Hr Pfarrer ſey ihm auf dem Wege nach Erlenbach begegnet und habe ihn beauftragt, die zur Arznei nöthigen 3 fl. ſich von der Frau Pfarrer zu erbitten. Dieſe wurden denn auch bereitwillig ausbezahlt. Als nun der Pfarrer von Bonames nach Niedererlenbach kommt, findet er zu ſeiner großen Freude ſeinen geliebten Amtsbruder im beſten Wohlſeyn. Sogleich nichts Gutes ahnend, tritt er ſeinen Rückweg wieder an, um die Sache genauer zu ermitteln und findet, was er vermuthet — einen Betrug. — Man bittet die verehrlichen Redakteure, dieſen Zeilen ein Plätzchen in ihren geſchätzten Blättern zu gönnen, damit ſie den Leſern zur Warnung vor ähnlichen Betrügereien dienen.

Mainwaſſer-Wärme: Am 22. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 22 Auguſt. (Neu einſtudirt): **Die Schleichhändler**, Poſſenſpiel in 4 Abth. von Raupach. (Gaſtrolle) Schelle: Hr. **Caspar**, vom Stadttheater zu Köln. Hierauf folgt (neu einſtudirt): **Der gerade Weg der beſte**, Luſtſpiel in 1 Akt von A. v. Kotzebue. (Gaſtrolle) Elias Krumm: Hr. **Caspar**, vom Stadttheater zu Köln.

Druck und Verlag von **Heller** und **Rohm**. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. **Hammeran**.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 231. Mittwoch den 23. Auguſt 1848.

Eine Revolution in der Speiſekammer.

Wundere Dich nicht, lieber Leſer, ob der ſonderbaren Ueberſchrift. Jetzt, wo Alles revoltirt, kann ja auch wohl eine Speiſekammer eine Revolte erfahren!

Es war Mitternacht. Eben hatte die ſchwarzwälder Stubenuhr die zwölfte Stunde ausgeſchlagen, als es in dem neben der Küche liegenden Speiſekämmerchen lebendig wurde. Eine alte Artiſchocke ſprang raſch aus dem Marktkorbe der Hausfrau, der auf dem Boden ſtand, wiſchte ſich die Augen aus und tappte dann noch halb ſchlaftrunken im ganzen Kämmerchen umher, um die zahlreichen Radieschen, Rettige, Zwiebeln, Spargelſtänge und Pilze, welche ringsum lagen und ſtanden, aufzuwecken. Bald wachte die ganze Geſellſchaft; nur die Pilze konnten ſich nicht recht aus dem Schlafe finden und fragten, was es gäbe. Aber ſchon hatte ſich die alte Artiſchocke auf einen umgeſtürzten Topf geſtellt und begann mit lauter Stimme zu ſprechen:

„Lieben Brüder und Schweſtern! Die Stunde unſerer Rettung iſt gekommen. Wir haben lange genug geſchmachtet unter der Tyrannei jenes zweibeinigen Geſchöpfes, das ſich Menſch nennt, und uns ſeit der Schöpfung der Welt mit Spaten und Hacke und Meſſer verfolgt, und gekocht, gedünſtet, oder gebraten verſchlingt. Ihr kennt ſein grauſames Verfahren; ja, ihr kennt es. Erzählt, ihr ſtolzen Spargeln, wie man euch, wenn ihr kaum das Licht der Welt erblickt, den edlen Kopf abſchneidet und haufenweiſe in ſchmachvolle Feſſeln legt. Berichtet, ihr Rettige, — (euer bleiches Geſicht ſagt mir, wie tief ihr eure Erniedrigung fühlt) — wie man mit Stumpf und Stiel aus dem mütterlichen Boden euch ausgräbt und, nicht zufrieden damit, auch noch die Kleider euch vom Leibe reißt! Verſchweigt es nicht, ihr Radieschen, — (ich ſehe, wie Aerger und Scham eure Wangen hochroth färbten) — wie ihr in eurer Jugendblüthe hinabwandern müßt in den finſtern Schlund jenes gefräßigſten und grauſamſten aller Geſchöpfe, das ſich den Herrn der Schöpfung nennt! Und ihr, ihr Pilze, — ich höre ſchon die Jammertöne der Aeltern und Kinder; es zerreißt mir ſchon jetzt das Herz, wenn ich ſehe, wie dort die unglückliche Mutter ihr Kindlein inniger an die Bruſt drückt und zwei große Thränen ihr im Auge glänzen, wenn ſie auf die harmloſen Sprößlinge blickt, die ſorglos ſpielend, den Ernſt des Lebens noch nicht kennen; ich höre ſchon euer Wehklagen, wenn ihr zerhackt und zerſchnitten über glühenden Kohlen im Tiegel ſchmoren und lebendig werdet gebraten werden! Sprecht euere Klagen aus, ihr Schoten und Bohnen, ihr Gurken und Melonen, ihr Kohlrabikeulen und Krauthäupter, verkündet der Welt eure Noth! Weinet, ihr Zwiebeln, blutige Thränen; beweinet euer und unſer trauriges Schickſal! Und erſinnt nicht der Menſch unermüdlich ſtets neue Marter für unſer Geſchlecht? Werden nicht die abſcheulichſten, grauſamſten Lehren in Büchern, Kochbücher genannt, ungeſcheut gedruckt und öffentlich verbreitet? Müſſen wir nicht täglich leſen von gedünſteten Artiſchocken, von geröſteten Rettigen und geſchmorten Schoten, von Spargelſalat und Zwiebelbrühe, von eingemachten Pilzen — und was ſonſt noch Alles? Euch ſtehen die Haare zu Berge, ihr gutmüthigen und gefühlvollen Zwiebeln, ihr ſchaudert, ſelbſt die Pilze ſchütteln ihr bedächtiges Haupt. Aber wo, ich frage euch, wo gibt es einen Gerichtshof, der dieſe gerechten Klagen annehme, — die Klagen des unterdrückten Geſchlechts der Gemüſe?"

„Meine Brüder und Schweſtern, es gibt auf der weiten Welt keine unglücklicheren Geſchöpfe als wir. Ja, was das Schlimmſte iſt, ſo ſprechen die Menſchen, um das Maß unſerer Leiden, unſerer Schmach voll zu machen, uns ſogar das Leben ab, und behaupten, wir hätten keine Seele! Keine Seele! O, über die geiſtloſen Schwätzer von Menſchen; wenn ſie wüßten, wie tief wir unſere Erniedrigung fühlen!"

Hier hielt der Redner inne, um ein Glas Zuckerwaſſer zu ſich zu nehmen, während die Spargeln Bravo riefen, die Radieschen beifällig nickend die Köpfe heftig an einander ſchlugen, die Schoten und Bohnen Beifall klatſchten, die alten Zwiebeln aber laut weinten und ſich mit den Händen die rothen Augen auswiſchten. Nur die Pilze wußten nicht, was ſie machen ſollten, denn ſie hatten die ſchöne Rede nicht ganz verſtanden und dachten, es wäre doch wohl nicht ſo ſchlimm; namentlich aber wußten ſie nicht recht, was ſie davon denken ſollten, was der Redner von ihrer Seele geſagt. Sie rückten unentſchloſſen die runden Hütchen hin und her und ſprachen zu einander: „Wollen's abwarten!"

„Meine Brüder und Schweſtern — fuhr jetzt die alte Artiſchocke fort, welche wieder ihren Rednerſtuhl, den umgeſtürzten Topf, beſtiegen hatte, — ich weiß nur ein Rettungsmittel: wir müſſen fliehen, fliehen in ein fernes, freies Land, wo's keine Menſchen gibt. Ich habe mich viel in der Welt umgeſehen; ich bin auf dem Meere geſchwommen und weiß Beſcheid mit der Schifffahrt. Fliehen wir! Hier ſteht ein Boot — mein Falkenblick hat es geſtern Abend entdeckt, als die Küchenmagd den armen Spargeln, Zwiebeln und Pilzen grauſam die Haut abzog, dort hinein ſpringen wir. Bald werden freundliche Wellen und hülfreiche Winde uns tragen an jene glücklichen Geſtade, die keines Menſchen Fuß betrat, wo auch die Gemüſe ungeſtört wachſen und blühen und wir uns freuen können an unſern Kindern und Kindeskindern!"

Mit dieſen Worten ſtürzte die alte Artiſchocke ſich mit Begeiſterung in das vermeintliche Boot, und, fortgeriſſen von der ſchönen Rede, folgten ihr eilend alle Gemüſe ohne Bedenken. Den Radieschen war es ohnedem dumm in den Köpfen, die Zwiebeln konnten vor Weinen nichts ſehen, und nur der Rettig lachte boshaft. Schon ließen ſich Schritte vor der Thüre verneh-

Digitized by Google

men. Der Schlüſſel ward im Schloſſe herumgedreht — und eben war die letzte alte Zwiebel hineingeſprungen, als die Thüre aufging und augenblicklich Alles verſtummte. Die Küchenmagd und die Stallmagd traten herein, ergriffen das vermeintliche Boot, das leider nur ein Futtertrog war, beſtimmt, um das Abſchabſel der Gemüſe aufzunehmen, und trugen das Gefäß mit ſammt ſeinem Inhalte, verſchlafen, wie ſie waren, ohne Weiteres in den Kuhſtall, wo die edeln Gemüſe auch ohne Kochbuch ihren Tod fanden. M. R.

Der Reichsverweſer und die bürgerliche Urſchützen-Geſellſchaft im Waldesgrün des Oberforſthauſes am 19. Auguſt 1848.

Von dem herrlichſten Wetter begünſtigt, vereinigten ſich zum fröhlichen, ausgezeichneten Mittagsmahle die Urſchützen Frankfurts auf dem Oberforſthauſe. An der Spitze der geladenen Gäſte befanden ſich die beiden regierenden Bürgermeiſter und andere Mitglieder des Senates, ſo wie mehrere Abgeordnete der Reichsverſammlung, und viele Notabilitäten Frankfurts.

Nach den obligaten Toaſten, von hohem Senate und für ihn ausgebracht, erwiederte der Abgeordnete für Frankfurt a. M., Dr. Jucho, die auf die Gäſte ausgebrachte Geſundheit mit geiſtreichen Worten. Konſiſtorialrath Dr. Friederich brachte hierauf eine Geſundheit auf die hohe Reichsverſammlung aus, welche mit der bekannten, ſinnreichen Weiſe auf dieſelbe ſchloß: „Ohne Furcht und ohne Tadel!“ — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei dieſen Toaſten des allverehrten Reichsverweſers und des trefflichen Präſidenten von Gagern nicht vergeſſen wurde.

An humoriſtiſchen Trinkſprüchen fehlte es auch nicht, wozu die Anweſenheit des genialen Verfaſſers des „Struwelpeter's“ nicht wenig beitrug. — Einen beſonderen Anklang fand der auf die Gaſtfreundſchaft und den biedern Charakter der Bewohner Frankfurts ausgebrachte Toaſt von einem Abgeordneten aus Stralſund, welchen Konſiſtorialrath Dr. Friederich in entſprechender, gemüthlicher Weiſe erwiederte.

Nach geendetem Mahle, für deſſen materielle und geiſtige Genüſſe der würdige Senior der löbl. Urſchützen-Geſellſchaft, Hr. Major Schneider, die HHn. Schützenmeiſter Fertſch und Ehrhardt, Hr. Theißinger u. A. mit beſonderem Eifer zu ſorgen bemüht geweſen, begab ſich die zahlreiche Geſellſchaft unter Vorauſtretung einer trefflichen Muſik, auf den Schießplatz. Kaum da angelangt, verkündeten Böllerſchüſſe die Ankunft des Reichsverweſers, der von allen Anweſenden, unter denen ſich auch viele Damen befanden, mit begeiſtertem Jubel eingeholt und unter Muſikbegleitung auf den Schießplatz geleitet wurde. —

Aus dem Kreis, der ſich dort um den Reichsverweſer ſchloß, trat Konſiſtorialrath Dr. Friederich, eine in Verſen verfaßte Anrede an ihn haltend. Nachſtehende Strophen aus derſelben mögen hier eine Stelle finden:

„Gerecht und treu!“ der Deutſchen Loſungswort,
Iſt auch Sein Ziel im Wirken und im Leben;
So wird Er uns, des Vaterlandes Hort,
Zum einigen und ſtarken Volk erheben.

Und wenn von Außen uns der Feind bedroht,
Der Ruf: „Für Deutſchland's Recht!“ zum Kampf uns fodert,
Wir folgen freudig Seinem Machtgebot,
Weil in der Bruſt Gefühl für Freiheit lodert.

Hat dann Sein deutſches Schwert den Sieg erkämpft,
Steh'n feſt und ſtark des Landes Recht und Ehre;
Er iſt's, der auch im Innern Zwietracht dämpft,
Daß Eintrachts-Segen unſ're Wohlfahrt mehre.

Blüht frei und einig ſo das Vaterland,
Seh'n wir durch Seine Kraft die Zwietracht ſchwinden,
Dann wird Er ihm mit ſtarker Heldenhand
Des Friedens Oelzweig um die Schläfe winden.

Die poetiſche Anrede ſchloß mit folgenden Worten unter Ueberreichung eines gefüllten Pokales:

Sey uns gegrüßt, Du, Deutſchlands erſter Sohn,
Dreifach willkommen hier in unſ'rer Mitte!
Nimm unſ're Herzen als des Dankes Lohn,
Und dieſen Ehrentrunk nach alter Sitte!

„Ein ſchönes Bild, aber ſchwer zu erfüllen!“ ſprach da der Reichsverweſer, ſichtlich ergriffen, worauf der Redner erwiederte: „Es wird ſich erfüllen durch Ihren Geiſt, Ihr Gemüth und die ungeheuchelte Liebe des Volkes!“

An dem darauf eröffneten Preisſchießen nahm der Reichsverweſer, ſelbſt ein trefflicher Schütze, Theil, und that einen der beſten Schüſſe. Die anſpruchsloſe und gemüthliche Weiſe des gefeierten Mannes, auf dem die Hoffnung Deutſchlands ruht, und mit welcher er bis zur anbrechenden Dämmerung in dem Kreiſe der froh erregten Menge ſich bewegte, konnte nicht verfehlen, auf alle Anweſenden den tiefſten Eindruck zu machen und wird in dem Gedächtniſſe Aller, die an dieſem ſchönen Feſte Theil nahmen, unauslöſchlich bleiben. A. s.

Nachklänge zum Kölner Dombaufeſt.

II.

** Vom Rhein, am Bord des Rubens, 18. Auguſt. Wie wohl iſt mir, Köln im Rücken zu haben! So intereſſant und anziehend, ſo merkwürdig in mehrfacher Beziehung auch die dortigen Feſtlichkeiten waren, recht wohl und behaglich iſt Einem in der alten engbeſtraßten Stadt nicht geworden. Was aber bei dieſem „Feſte deutſcher Einigung und Verbrüderung“ den widrigſten Eindruck machte, und worüber ſich ſo viele Fremde bitter beſchweren, das iſt die arge Prellerei, wozu man das Feſt wieder mißbrauchte. Ueberall auf den mit heimkehrenden oder weiter reiſenden Fremden angefüllten Dampfſchiffen und in den Gaſthöfen den Rhein hinauf, wo man mit denſelben zuſammentrifft, hört man die nämlichen Klagen, wie bei dem letzten großen Muſikfeſte. Die damaligen ſtarken öffentlichen Rügen haben alſo wenig oder nichts gefruchtet, und es wäre wohl vergebliche Mühe, ſie nochmals zu verſchwenden. Die Stadt aber, welche ſo mehr Eigennutz als Patriotismus zeigt, wird den Schaden davon haben; ſie wird künftig von den Fremden möglichſt gemieden werden. Was weiter den Fremden unangenehm berührt, iſt der immer noch hier und da in ſtarkem Contraſte mit dem heiteren Rheinlande hervortretende Bigottismus. Ich rathe Jedem, die Augen wohl offen zu haben, ob nicht irgend ein Heiligenplatz, ein Zug wallfahrender Weiber ꝛc., auf die man nicht ſelten ſtößt, in der Nähe, ſonſt kann er, wie ich, ganz arglos und unſchuldig die Erfahrung eines ſehr derben „Hut ab!“ machen. — Wie anders iſt es da in dem freundlichen Coblenz. Man iſt in den trefflichen Gaſthöfen am Rheine gut aufgehoben und billig behandelt. Mir war wie im Himmel, als ich nach den ſtrapazenvollen und lärmreichen Tagen im düſteren Köln die göttliche Ausſicht aus meinem Zimmer im Hotel Bellevue zu Coblenz genoß auf die gerade vor mir liegende Brücke mit ihrem buntbewegten Treiben, die Feſte Ehrenbreitſtein, den Flecken Thal-Ehrenbreitſtein und die vielen andern ſo reizend am herrlichen Rheinſtrome gelegenen Orte, die königliche Burg Stol-

Digitized by Google

zenfels ꝛc. Und welches Leben auf dem prächtigſten der Ströme. Dampfboote folgen einander in raſchem Fluge, faſt alle dicht beſetzt mit Gäſten, welche das Kölner Feſt herbeizog. Auch ganze Flotillen, von einem Dampfſchlepper gezogen, ſieht man wieder häufig. Wer es kann, der weile in dem reizenden Coblenz einige Tage und mache, außer dem Beſuche des Ehrenbreitſtein, vor Allem einen Ausflug nach dem romantiſchen Stolzenfels. Ich fand alle meine Erwartungen, ſo groß dieſe auch waren, weit übertroffen, ſowohl durch die wahrhaft entzückende Ausſicht, als die höchſt anziehenden intereſſanten inneren Einrichtungen der königlichen Burg. — Unbeſchreiblich ſchön war unſere heutige Fahrt weiter zu Berge. Gleich ober Coblenz begegneten uns mehrere Dampfboote mit badiſcher Infanterie, nach Schleswig-Holſtein gehend. Gewaltiges gegenſeitiges Hurrah, dem bald der Kanonendonner der Feſtung laut grüßend folgte. In dem pittoresken Thalbecken von St. Goar und St. Goarshauſen, in ſchönſtem Panorama, gekrönt von den Ruinen Rheinfels, Katz und Thurnberg (Maus), einem der romantiſchſten Punkte der ganzen herrlichen Rheinreiſe, bildete plötzlich eine mit den deutſchen Farben lebhaft geſchmückte Flottille ein wahrhaft maleriſches Bild auf dem dunklen Felsgebirge. Es war die badiſche Artillerie, von einem Dampfſchlepper der Infanterie nachgefördert. Majeſtätiſch rollte der ſie begrüßende Kanonendonner in den Bergen wieder. — Bei Bingen das pittoreske, burggekrönte enge Rheinthal verlaſſend, lacht uns der herrliche weite Rheingau entgegen, und dort am Fuße des Niederwaldes in dem freundlichen Rüdesheim winkt das reizend am Rheinſtrome gelegene treffliche Hotel des Hrn. Sahl zum „Darmſtädter Hofe" zu der nöthigen Ruhe auf die Kölner Strapazen.

III.

** Rüdesheim, 20. Auguſt. Auch geſtern und heute gingen wieder Truppen unter deutſcher Flagge auf mehreren hinter einander folgenden Dampfbooten den Rhein hinab. — Heute frühe war der Strom mit zum Rochusfeſte nach Bingen wallenden Gäſten dicht gefüllten Kähnen und Nachen belebt. Auch die von Mainz kommenden Dampfboote ſind ſtark beſetzt. Von der Rochuskapelle, die den Fenſtern des Hotel Sahl (Darmſtädter Hof), das eine entzückende Ausſicht auf den hier einem großen See gleichen Rheinſtrom, auf die Stadt Bingen und die Gebirge unterhalb derſelben, ſowie hinauf nach dem Rheingau und Rheinheſſen bietet, gerade gegenüber liegt, tönet unaufhörlich Glockengeläute ins Rheinthal hinab, die Gläubigen zum Gebete rufend. Auf den Berghöhen von Bingen herauf bewegt ſich aber in langem Zuge mit Fahnen und Heiligen-Standarten die Prozeſſion. Das Plateau des Berges iſt mit buntbeflaggten Hütten und Zelten geſchmückt, wo auch die nach anderer, als geiſtlicher Speiſe Verlangenden ihre Rechnung finden. Namentlich kommen Tauſende von Würſten hier an den Liebhaber, wozu der Binger Wein trefflich dem Volke mundet. Unten, in der ſo reizend im Winkel des Rheines und der Nahe gelegenen Stadt herrſcht bald Freude und Luſt, ſo daß das Rochusfeſt mehr noch als heiteres Volksfeſt, wie als religiöſe Feier bekannt iſt. — Im Augenblicke ſehe ich von meinem Schreibtiſche aus bei dem am Fuße des Rochusberges gerade unter der Kapelle gelegenen Landhauſe drei Dampfboote zuſammentreffen, ein ſtattlicher Anblick — einen Düſſeldorfer zu Berge und einen Kölner und einen Niederländer zu Thal. Die Niederländer haben ſich nunmehr bequemt, die deutſche Flagge aufzuziehen!

Ueber die Gewiſſenhaftigkeit des deutſchen Bürgers bei den Wahlen. *)

Frage. Sage mir nun von der Wahl eines Abgeordneten zu der deutſchen Reichsverſammlung. Ein ſolcher Abgeordneter muß wohl eben ſolche Erforderniſſe haben, wie ein Landtagsabgeordneter?

Antwort. Nicht nur dieſe, ſondern er muß noch viel mehr haben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er ein feſter, entſchiedener Mann ſeyn muß, der nur auf das Wohl des Volkes ſieht, ein Mann, welcher furchtlos jeder Gewalt trotzt, ein Mann, dem die Freiheit und das Vaterland über Alles geht. Aber es muß zugleich ein Mann ſeyn von großer Bildung, von vielen Kenntniſſen und von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten. Denn in dem deutſchen Parlamente handelt es ſich nicht blos von den Zuſtänden eines einzelnen Landes, welche zu kennen Einem nicht ſo gar ſchwer wird, ſondern es handelt ſich von den Zuſtänden des geſammten deutſchen Vaterlandes. Es handelt ſich ferner nicht blos um die Verfaſſung, um die Rechte, um die Verwaltung eines einzelnen Landes, um die Wahrung und Vervollkommnung derſelben, ſondern um das Feſtſtellen von ſolchen politiſchen Einrichtungen, welche das Geſammtwohl der ganzen deutſchen Nation betreffen. Das iſt eine große, wichtige Sache. Da reicht eine gewöhnliche Kenntniß nicht aus. Wer da mit Erfolg mitwirken will, der muß eine umfaſſende Kenntniß von dem deutſchen Geſammtvaterlande beſitzen, der muß mit ſeinen früheren Schickſalen und Geſchichten bekannt ſeyn, der muß wiſſen, was unſerem Vaterlande immer geſchadet, was ihm dagegen genützt hat, der muß auch die Geſchichten der Staatsverfaſſungen anderer Länder wiſſen, um aus der Vergleichung mit allen denen einen Schluß für unſere Zukunft faſſen zu können. Mit einem Worte: er muß eine große politiſche Bildung haben. Und dann muß er auch Rednergabe beſitzen. In einer Verſammlung, wie die in Frankfurt, da genügt es nicht, wenn Einer ein redlicher und geſcheiter Mann iſt, er muß ſeine Anſichten und Meinungen auch ausſprechen können, er muß es verſtehen, die Anderen durch ſeine Gründe zu überzeugen, oder die Angriffe, welche wider ſeine Vorſchläge gemacht werden, zurückzuweiſen. Alſo in die deutſche Reichsverſammlung müſſen geſcheite Männer geſchickt werden, welche vielfach nachgedacht haben über den Staat und ſeine Einrichtungen, welche unſer Volk und ſeine Geſchichte genau kennen und beurtheilen können, was demſelben am beſten frommt, und endlich Männer von Rednergabe.

Fr. Ja, iſt es aber nicht ſchwer, ſolche Männer zu finden? Denn häufig können dieſe doch nicht ſeyn?

A. Du haſt Recht! häufig ſind ſie nicht. Aber in Deutſchland gibt es doch genug, um die nöthige Zahl der Reichsverſammlung damit voll zu machen. Nur darf man ſich nicht blos auf ſeinen eigenen Wahlbezirk beſchränken. Die erſte Verſammlung in Frankfurt hat daher mit Recht die Beſtimmung getroffen, daß überall jeder Deutſche gewählt werden könnte, gleichviel, ob er dem wählenden Bezirke angehöre oder nicht. So kann der Preuße einen Heſſen wählen, der Heſſe einen Badener, der Badener einen Würtemberger, der Würtemberger einen Bayern, der Bayer einen Sachſen, der Sachſe einen Oeſtreicher, der Oeſtreicher einen Hannoveraner.

Fr. Ja, da kennt man ja die Leute nicht.

A. Lieber Freund, ſolche Leute braucht man nicht perſönlich zu kennen. Die haben ſich ſchon ſolch einen guten Ruf gemacht, entweder durch ihre Schriften oder durch landſtändiſche Wirkſamkeit oder durch Anderes, daß ihr Name genügt. Aber ſolche Leute

*) Aus dem „Politiſchen Katechismus für das freie deutſche Volk." (Braunſchweig 1848. 3tes Heft.)

Digitized by Google

ſollten auch Alle in die Reichsverſammlung kommen. Leider iſt dies das erſte Mal, daß das deutſche Volk eine ſolche Verſammlung beſchickt, nicht geſchehen. Gar viele tüchtige Männer, welche durch ihren Geiſt, durch ihre Kenntniſſe und durch ihre volksfreundlichen Geſinnungen von großem Nutzen hätten ſeyn können, ſind nicht gewählt worden, und das iſt meiſtens deshalb geſchehen, weil jedes Volk nur innerhalb des eigenen Landes gewählt hat, an die auswärtigen tüchtigen Männer hat man nicht gedacht. Auch ſind wohl viele derſelben den meiſten Wählern unbekannt geweſen, und es iſt verſäumt worden, Liſten von ausgezeichneten Männern zu fertigen und dieſe in die Wahlbezirke herum zu ſchicken. Ferner haben noch gar viele unter den Wählern gar nicht gewußt, um was es ſich bei der Wahl handle. Nicht wenige haben gemeint, es ſey eine ähnliche Wahl, wie bei den Landtagen, wo die Intereſſen des einzelnen Landes zur Sprache kämen, während es ſich doch um das geſammte Deutſchland und um die Feſtſtellung einer allgemeinen deutſchen Verfaſſung handelt. Endlich haben die Beamten, und alle Die, welchen es gar nicht um die Freiheit und um eine Verbeſſerung unſerer Zuſtände zu thun iſt, abſichtlich, wo ſie konnten, das Volk in der Dunkelheit gelaſſen, und haben wohl auch die Wahlen in einem ſchlechten Sinne geleitet. So iſt es gekommen, daß die erſte deutſche Reichsverſammlung gar nicht ſo gut ausgefallen iſt, als ſie hätte ſeyn ſollen. Es ſind zu viele Beamte, zu viel Pfaffen, zu viel Rückſchrittsmänner, zu viel Laue und Zweideutige hinein gekommen, und die können am Ende die ganze Sache verpfuſchen. Aber ich hoffe, das nächſte Mal wird das Volk geſcheiter und mehr auf ſeiner Hut ſeyn.

Proteſt der Barbiere.

Auch wir Barbiere ſind ſouverän und ſagen dem Publikum unſere Meinung. Wir ſind ſehr unzufrieden mit dem Publikum und verhehlen es ihm keineswegs.

Wir hatten Beſſeres von der Zeit und ihrer glorreichen Revolution erwartet, als daß ſie die abgethanen abſcheulichen Bärte wieder zu Ehren bringen ſollte, als daß das Zopfthum, welches ehemals hinten hing, jetzt unter der Naſe paradirt. Wir glaubten, die Civiliſation würde die Geſichter glätten, ſo daß auch die Backenbärte vor der ſiegenden Gewalt des Jahrhunderts fielen, und auf einmal ſtarren die Geſichter wieder dermaßen von rothen und blonden und ſchwarzen Borſten, daß es uns in den Händen zuckt, die ſich vergeſſende Menſchheit, wo wir ſie finden, an ihre Pflicht zu mahnen und ſie in die Oberlippe zu ſchneiden.

Wozu haben wir unſere Meſſer geſchliffen, wenn wir euch nicht mehr raſiren ſollen? Wozu lernten wir unſer Geſchäft, als daß wir es mit Genialität ausübten? Nehmt Vernunft an, ihr Männer, ihr müßt euch wieder ſchaben laſſen. Seyd eurer Frau hold, die euch wahrhaftig keinen Kuß wieder auf den Mund drückt, der unter dem Stachelleder des Schnurrbarts nicht mehr zu finden iſt. Bedenkt, wie liebenswürdig wir euch mit Geſchichtchen und Späßen erquickten, wenn wir, die Barbiere von Sevilla, euch um den Bart gingen; wie ſchonend wir euch geſchunden haben; wie duldſam wir waren, wenn wir euch des Morgens warten ließen und ihr uns deßhalb anfuhrt. Alles geſchah um der Schönheit eures Angeſichtes willen, um euch jung zu erhalten, wenn der Haarwuchs die Wangen umdüſtern wollte, um euch zu Weiſen und zu Philoſophen zu bilden, denn die Philoſophen des Alterthums trugen keinen Bart.

Ihr aber ſeyd undankbar und entzieht uns die Beſchäftigung und verbannt uns aus euren Häuſern, was am meiſten ſchmerzt. Ihr ſeyd hartherzig und ſeyd uns obendrein für das letzte Vierteljahr ſchuldig geblieben. Ihr ſolltet uns wenigſtens penſioniren, ſäculariſiren oder mediatiſiren, wenn ihr unſern Dienſt durchaus verſchmäht. Aber uns ohne weiteres brodlos zu machen, uns zu verſtoßen und — zu vergeſſen, das iſt hart, das iſt grauſam, das bricht unſer barbirendes Herz, und wenn ihr uns keine Genugthuung verſchafft, ſo rechnet darauf, daß wir bei der erſten Katzenmuſik, die euch gebracht wird, mit Cymbeln und Becken an der Spitze der Muſikanten marſchiren werden. Denkt an uns, wenn eure Fenſter klirren. Wir ſind Männer von Wort, und ginget ihr nach Jericho, wo den Hebräern der Bart wuchs, ſo ereilt ſie euch doch, die Nemeſis, die Schaumgeborene. Wir kommen über Nacht, wir kommen auf unſern ſtumpf gewordenen Meſſern geritten, wir kommen als Geſpenſter mit dem Sammetbeutel unter dem Arme. Aber wir kommen zuverläſſig und retten oder rächen die Innung, und der Duft der Seife wird uns ankündigen.

Felix Hurtig,
Bader aus Baden-Baden.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 17. Auguſt.

Trotz des politiſchen Umſchwunges der Dinge und der großen Hoffnungen, welche ſich daran knüpfen, behauptet Nordameeika fortwäheend ſeine Anziehungskraft für viele Deutſche, welche, obſchon nicht unvermögend und zu Hauſe ausreichend beſchäftiget, aus der Heimath ſich hinwegſehnen weit über das Meer, dahin, wo ſchon viele ihree vorausgegangenen Landsleute ein neues Vaterland und eine neue bürgerliche Wirkſamkeit zu ihrer Zufeiedenheit gefunden haben. Auch von hier und aus der Gegend werden im Laufe dieſes und des folgenden Monates mehrere Familien auswandern, die, bei den Mitteln, die ſie beſitzen, allem Anſcheine nach auch in der Heimath ihr ferneres gutes Fortkommen hätten finden können. Junge Männer, die ihren Vorbeeeitungscurs füe den Staatsdienſt gemacht und die vorgeſchriebenen Prüfungen beſtanden haben, ſchicken ſich ebenfalls an zur Auswanderung nach Nordamerika, da, der neuen Zeit gegenüber, die Ausſichten auf baldige Anſtellung ſich immer mehr zu trüben ſcheinen. Durch die Schlag auf Schlag folgenden politiſchen Zeitereigniſſe, welche in ihren nächſten Wirkungen den Verkehr lähmten, den öffentlichen wie den Privatcredit erſchütterten ꝛc., bleiben vorerſt noch manche Auswanderungsluſtige zu Hauſe an die Scholle gefeſſelt, weil es ihnen meiſt unmöglich iſt, ihren Grundbeſitz zu einem nue irgend annehmbaren Preiſe veräußern zu können. Die zarte Pflanze der Freiheit iſt noch nirgends übee Nacht zu einem großen prächtigen Brodbaume emporgewachſen, dee dem Hungrigen ſeine köſtlichen Früchte ſpendet und den Müden in ſeinen erquicklichen Schatten aufnimmt. Dies ſollten wenigſtens diejenigen Auswanderungsluſtigen bedenken, deeen äußere Lage es ihnen möglich macht, die Entwickelung der Dinge in Deutſchland vorerſt abwarten zu können. — In einem auf heute Abend in der Stadtkirche veranſtalteten geiſtlichen Konzert wird He. Karl Kloß, Profeſſor der Muſik, ſich auf der Orgel hören laſſen und mehrere Compoſitionen berühmter Meiſter (Seb. Bach u. A.) vortragen. — Aus dem Nachlaß des Hrn. van de Crenté, geweſenen Gouverneurs von Niederländiſch-Indien, iſt eine intereſſante Waffe in den Beſitz des mit dem Handel von Alterthümern ſich beſchäftigenden Hrn. J. Ph. Bevee dahiee übergegangen. Es iſt dies der Säbel des berühmten Drake, mit der Inſchrift: „Francis Drake of Darlstock, Devonshire. 1587.“ Dieſe intereſſante Waffe iſt ſchon von vielen Alterthumsfreunden in Augenſchein genommen worden.

Mainwaſſer-Wärme: Am 23. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 23. Auguſt. Der Weg durch's Fenſter, Luſtſpiel in 1 Akt nach Sceibe, von W. Friedrich. Hierauf: Der alte Büeger-Capitain, oder: Die Entführung, ein Frankforter heroiſch-borjeerlich Luſtſpiel in 2 Abth.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 232. Donnerſtag, den 24. Auguſt 1848.

„Ich ſehe keine Reaction."

(Von Ludwig Hub.)

Die hohen Märzerrungenſchaften
Sind Manchem noch ein Dorn im Aug'.
Die Freiheitskämpfer, ſie erſchlafften,
Viel Blüthen traf des Todes Hauch.
Der Feind ſucht wieder uns zu rauben,
Was wir erlangt; er regt ſich ſchon.
Herr Eiſenmann wird mir's erlauben:
Ich ſehe deutlich Reaction.

Ihr braucht nicht zum Vergröß'rungsglaſe
Zu greifen, um ſie zu erſchau'n;
Schon wirkt ſie in verſtärktem Maße
Und wiederkehrt ihr Selbſtvertrau'n.
Des Krebsgangs treue Freunde ſchaaren
Sich dichter um Altar und Thron.
Mag auch ein And'rer nichts gewahren:
Ich ſehe deutlich Reaction.

Ihr Haupt ſucht wieder ſie zu heben
In gar verſchiedener Geſtalt.
Wer hat den Herr'n den Muth gegeben,
Zu trotzen jüngſt der Reichsgewalt?
Es galt, das deutſche Heer zu einen,
Doch manche Fürſten ſprachen Hohn.
D'rum, ob's auch Tauſende verneinen,
Ich ſehe deutlich Reaction.

Fanat'ſche Prieſter opponiren
Mit aller Macht der neuen Zeit.
Die Schul' will ſich emancipiren
Von ihrer Oberherrlichkeit;
Da hört man denn mit Kirchenſtrafen
Den neu'rungsſücht'gen Lehrern droh'n.
Mögt ihr, vom Fortſchritt träumend, ſchlafen:
Ich ſehe deutlich Reaction.

Blickt um euch! Seht nur, wie geſchäftig
Regt ſich die hohe Polizei;
Noch jüngſt ſo ſchwach, jetzt wieder kräftig,
Drängt ſie allmälig ſich herbei.
Weg iſt das Flüſtern früh'rer Tage,
Es geht aus einem andern Ton.
Ob Einer, was er will, mir ſage:
Ich ſehe deutlich Reaction.

Ja, in den meiſten deutſchen Staaten
Geht es, ſtatt vorwärts, jetzt zurück.
Das große Heer der Bureaukraten
Sehnt ſich nach dem entſchwund'nen Glück;
Sie werden nimmermehr ſich fügen,
Und ihre Zahl iſt Legion.
Wenn mich nicht meine Augen trügen:
Ich ſehe deutlich Reaction.

In Preußen hat die Söldnerrotte
Sich an die Bürger keck gewagt;
Das Sammeln für die deutſche Flotte
Es iſt in Bayern unterſagt.
Man ſucht die „Lauten" einzufangen,
Die „Schreier", die noch nicht entfloh'n.!
Was wollt ihr Zeugniß mehr verlangen:
Ich ſehe deutlich Reaction.

D'rum mög't ihr eifriger euch rühren,
Daß es, ſtatt rückwärts, vorwärts geht!
Die einen Krebs im Wappen führen,
Sind auf der Lauer früh und ſpät.
Erſt, wenn die Rechte, die bedrohten,
Ganz unſer ſind als Siegeslohn,
Dann ruf' ich mit dem Reichstagsboten:
„Ich ſehe keine Rection!"

Der räthſelhafte Leichenzug.

Ein Erlebniß in Berlin. Mitgetheilt von M. Dornwald.

Es war im Sommer 1835, und ich noch ein Neuling in Berlin. Da blieb ich einſt bei einer meiner Wanderungen im Schatten des mächtigen Zeughauſes ſtehen und betrachtete ſinnend das ſeiner beſcheidenen Einfachheit wegen beſonders anſprechende Palais des verſtorbenen Königs. Dieſe Wohnung ernſter Stille erregte damals nicht nur in dem Herzen jedes Preußen, ſondern auch jedes Gebildeten fremder Nationen, Gefühle der verſchiedenſten Art. War ſie doch der ſtumme Zeuge ſo mancher ſorgenvollen Nacht, die der königliche Herr für das Wohl ſeines Landes dort durchwachte! ſtrömten von hier aus doch die Segnungen einer milden väterlichen Regierung dem Volke zu! verlebte hier in dieſen prunkloſen Gemächern der edle Herrſcher doch die ſchönſten Tage ehelichen Glückes, wie es wohl ſelten auf Thronen erblickt ward, und das als ein Muſterbild ſeinem Volke vorleuchtete!

Digitized by Google

Die Jalouſieen waren zugezogen. Nur ein Fenſter war geöffnet, und vor demſelben ſtand in ſinnender Stellung, den eigenthümlich ernſten Blick auf die Straße werfend, der königliche Herr ſelbſt. Ich konnte ihn genau betrachten. Mehr als ein tiefer Ernſt, ein Zug innerer ſchmerzlicher Erregtheit, ein Anflug von wehmüthiger Trauer lag auf ſeinem Antlitze. Was konnte es ſeyn, was das Herz des braven Regenten ſo ſchmerzlich bewegte? wehmüthige Rückerinnerungen aus ſeinem vielerfahrenen, ſturmbewegten Leben? oder beunruhigende Sorgen ſeiner menſchenfreundlichen Regierung? Wahrlich, das Loos eines Fürſten iſt kein beneidenswerthes! Je höher und glänzender die Stufe iſt, auf welche der Menſch vom Schickſal geſtellt wird, deſto einſamer ſteht er da und deſto froſtiger iſt die Luft, die ihn umweht. Die Gipfel der hohen Berge ſchimmern wohl herrlich in der Ferne; aber klimmt man hinauf zu ihnen, ſo ſteht man auf Schnee und Eis, welchen nur das Morgen- und Abendroth einen flüchtigen und trügeriſchen Schimmer leiht. Sucht man Lauben von Roſen und Myrthen, ſo ſteige man hinab in ein ſtill beſcheidenes, glanzloſes Thal. Alſo ſprach ich ſtill in mir. Da wurde ich plötzlich durch den Ton gedämpfter Trommeln aus meinen Träumereien geweckt. Dichte Menſchenmaſſen zogen an mir vorüber, die gleich einer Lawine ſich vergrößerten, und ſich langſam wie ein Lavaſtrom fortwälzten. Dennoch herrſchte unter ihnen eine Ordnung und Stille, die mich in Bewunderung verſetzte, und die nur durch den Wirbel der Trommeln unterbrochen wurde. Ein großes militäriſches Leichenbegängniß, mit allen Attributen der Trauer verſehen, folgte. Schwarze Flöre wallten von den Fahnen herab; die Muſikchöre wechſelten mit Trauerſymphonieen, und langſam-feierlichen Schrittes zog ein Garde-Infanterieregiment hinten nach. Dem von Unteroffizieren getragenen, mit einem grünen Eichenkranze und den militäriſchen Inſignien eines Stabsoffiziers geſchmückten Sarge wurden durch einen Offizier mehrere Orden auf einem ſeidenen Kiſſen vorangetragen, hinter dem Sarge aber ſchloß ſich dann das Gefolge, beſtehend aus königlichen Prinzen, Generälen, hohen Staatsbeamten und Geiſtlichen, ſo wie dem von einem Diener geführten Reitpferde des dahingeſchiedenen Helden an.

Der Sarg mochte dem königlichen Palais gegenüber gekommen ſeyn, als mein Auge unwillkürlich nach dem Fenſter ſah, wo der König ſtand. Nur zu leicht reißt die Idee den Menſchen fort, daß bei einem Herrſcher, in deſſen Hand das Leben ſo vieler Tauſende ruht, der Tod eines Einzelnen unbeachtet vorübergeht, ſelbſt wenn daſſelbe eine Bedeutung erhielt. Ich ſelbſt war von dieſer Meinung befangen, und mein Blick ſtreifte daher nur flüchtig dort hinüber. Aber was ſah ich? — Thränen glänzten in den Wimpern des königlichen Herrn, perlten die Wangen herab und gaben dem Dahingeſchiedenen vor allem Volk Zeugniß, daß dem Vaterauge eines edlen Regenten auch die Thaten eines Einzelnen nicht entgehen, wenn derſelbe ſein irdiſches Leben der Beſtimmung des menſchlichen Lebens würdig, wie hier, beſchloſſen hat.

Wer aber war der Dahingeſchiedene, dem bei'm Geleite zur ewigen Ruheſtätte Thränen der Erinnerung ſelbſt von ſeinem Könige geweint wurden? wer war der Mann, dem hier eine ſo allgemeine Theilnahme gezollt wurde? So fragt' ich einen Nebenſtehenden, der, tief in einen Mantel gehüllt, mit der ſichtbarſten Theilnahme dieſem Ereigniſſe zuſah, und deſſen Auge ſogar Thränen verrieth.

„Laſſen Sie uns hier durch die Univerſitätsſtraße dem Leichenzuge auf dem kürzeſten Wege voraneilen, um auf dem Friedhofe eine günſtige Stellung zum Anſchauen der Beerdigungsfeier finden zu können. Auf dem Wege dahin wird es mir möglich ſeyn, Ihnen einige Abriſſe aus dem Leben dieſes ausgezeichneten Mannes mitzutheilen; er gehört zwar nicht unter die Zahl Derjenigen, deren Namen die vaterländiſche Geſchichte mit goldenen Buchſtaben auf die prunkende Tafel ſchrieb, allein er war einer von den wenigen Offizieren, die in ihrer Perſönlichkeit den ſchönſten Zug ächter Ritterlichkeit und edler Menſchenliebe in ſich vereinigen."

Der Räthſelhafte, der in einer ſüddeutſchen Mundart dieſes zu mir ſprach, erfaßte meine Hand und zog mich aus dem unabſehbaren Menſchengewühle in eine Seitengaſſe, worauf er begann:

„Als die erſten Schlachten deutſcher Freiheit und Selbſtſtändigkeit bei Groß-Beeren, Dennewitz und an der Katzbach geſchlagen waren, in jenen ewig denkwürdigen Tagen des Jahres 1813, bemühte ſich ein kleines feindliches Korps, das Städtchen Lüneburg im Braunſchweigiſchen gegen eine preußiſche Heldenſchaar zu vertheidigen, wurde jedoch nach heftigem Kampfe genöthigt, ſich aus der Stadt zurückzuziehen. Um die raſch nachdringenden Sieger aufzuhalten, hatte der Feind in einem kleinen Defilé vor der Stadt, das den Preußen verſteckt lag, eine mit Kartätſchen geladene Kanone aufgeſtellt und ſolche einem franzöſiſchen Kanonier anvertraut, zu deſſen Schutz ein bairiſcher Grenadier zurückgelaſſen war. Der Kanonier ſollte, ſobald die Sieger in der Schußlinie vorrückten, ihnen die letzte fürchterliche Ladung entgegenſenden und dann ſo eilig als möglich mit ſeinem Beſchützer, das Geſchütz den Siegern überlaſſend, ſich zurückziehen und ſeine Truppe zu erreichen ſuchen. Die kriegeriſche Gewandtheit eines preußiſchen Capitains hatte dieſen gefahrbringenden Poſten jedoch entdeckt und überliſtet. Das coupirte Terrain benutzend, hatte derſelbe hinterrücks dem feindlichen Geſchütze zu nahen gewußt, und wie aus den Wolken gefallen, ſtand er plötzlich vor dem feindlichen Kanonier und dem Baier. Kaum erblickte Letzterer aber den Offizier, als er ruhig ſeine Büchſe anlegte und nach der Bruſt des preußiſchen Capitains zielte; ein Augenblick noch, und das mörderiſche Rohr entſendet den Tod. Es galt hier kein Zaudern und Bedenken; ſeinem edeln patriotiſchen Gefühle folgend und für die Seinen ſich opfernd, ſtößt der Offizier den Kanonier nieder, empfängt aber auch gleichzeitig die Kugel, die ihm die Bruſt durchbohrt. Ein donnerndes Hurrah der Heranſtürmenden zeigt dem brechenden Auge des jungen Helden, daß das Geſchütz genommen und der Baier entwaffnet iſt; noch mit leiſer Stimme gebietet er, des Feindes zu ſchonen und den Sieg zu verfolgen. Seine Braven, den Befehl ihres Führers ehrend, überlaſſen die beiden Gefallenen den Händen der Aerzte und dringen weiter vorwärts. Lüneburg ward genommen, und die Einwohner eilten an der Spitze ihres Bürgermeiſters mit Erfriſchungen hinaus, um die Verwundeten zu erquicken und bei ſich aufzunehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Paris.

Von Wilh. Guggenheim.

XXVI.

Den 14. Auguſt.

Deutſchlands Einheit und Größe.

Zwei der größten Nationen Europa's bieten in dieſem Augenblicke das großartige Schauſpiel dar, die Früchte einer mehr oder weniger blutigen Revolution für die Gegenwart oder, wenn es ſeyn muß, für die Zukunft genießbar zu machen und in Sicherheit zu bringen; das politiſche und ſociale Gebäude der beiden Nationen muß vom Grunde auf neu errichtet werden, Frankreich und Deutſchland jubeln und leiden, Frankreich und Deutſchland haben die ſchmachvolle Vergangenheit vernichtet, beide gehen einer großen Zukunft entgegen.

Digitized by Google

Frankreich hat einen Fürſten fortgejagt, Deutſchland hat das Syſtem, das Joch der Fürſten nur abgeſchüttelt, Deutſchland muß erſt einig ſeyn, das deutſche Volk muß erſt ein deutſches Volk ſeyn, um, als größte Nation Europa's, das definitive Veto einzulegen.

So traurig auch die jetzige Lage Frankreichs iſt, das Gefühl des Nationalſtolzes, das Bewußtſeyn, daß von Straſsburg bis Bayonne nur Franzoſen wohnen, welche Alle, groß wie klein, reich wie arm, bereit ſind, für das einige mächtige Vaterland zu leben und zu ſterben, dieſes moraliſche Gefühl wird ſtets den Franzoſen aufrecht erhalten. Was in Deutſchland viel wichtiger noch, als alle Güter der Freiheit iſt, iſt die Einigkeit; Deutſchland, zerſtückelt und parcellirt wie bisher, und Deutſchland mit ſeiner Preßfreiheit, mit allen Schätzen der Democratie wird ohnmächtig ſeyn, Deutſchland unter einer Centralgewalt, und ſelbſt wenn ſie abſolutiſtiſcher Natur wäre, wird den größten Staat bilden.

Man ſieht dieſes ſowohl hier, als in England ein, und trotz der Bruderhand, die man uns gereicht, würde man nicht ungern ſehen, wenn Deutſchland parcellirt bleibt; in der Politik gibt es keine Freundſchaft, „das Recht des Stärkeren iſt immer das beſte,“ „hilf dir, und Gott wird dir helfen,“ das ſind und waren ſtets die Grundſätze der Politik.

Unter Metternich, der die kleinen Fürſten nicht minder, als die Völker unterdrückt, unter Metternich und Eichhorn, wo es nur ein Oeſterreich und ein Preußen, d. h. einen öſterreichiſchen Miniſter mit einem Kaiſer und einen preußiſchen König mit einem Miniſter gab, war die Einheit Deutſchlands unnöthig, denn wo das Volk nichts zu ſagen hat, wo ein Tyrann das Scepter führt, da iſt es einerlei, ob eine Kette oder zehn Ketten das Volk feſſeln, aber da, wo das Volk berufen iſt, ſich mehr oder weniger ſelbſt zu regieren, da, wo keine Ketten mehr ſind, muß ein Band ſeyn.

Die Einheit Deutſchlands muß die wichtigſte aller Fragen ſeyn; was kümmert es uns, ob ein Fürſt daran verzweifelt, ob ſeine Schmeichler und Speichellecker „dieſen Traum“ in der Wirklichkeit für unmöglich halten? Die Ereigniſſe werden ihren Gang beobachten, das Rad des Zeitgeiſtes wird Alles vernichten, was hemmend in den Weg tritt, jede Barriere umwerfen, ob der Purpur oder die Blouſe als Fahne darauf weht.

„Ihr dürft nicht ſterben, Vater!“ ruft die unglückliche Bertha dem ſterbenden Vater in Grillparzer's Ahnfrau zu; das arme Mädchen wagt es, in der Verzweiflung dem drohenden Senſenmanne entgegen zu treten; „du darfſt nicht ſterben, Abſolutismus!“ rufen die Helden jeglicher Cenſur, aber der Senſenmann wird auch hier den letzten Ueberreſten des Abſolutismus den Todesſtoß verſetzen: Deutſchland wird und muß einig werden.

Gebt nur fort Eure Decrete „im Namen Gottes“; es weiß jetzt jeder Bauer, daß der liebe Gott den Thron Euch verliehen, allerdings mit ſeiner Gnade, denn jedes Stück Brod, das er uns gibt, verleiht er uns in ſeiner Güte und Gnade, aber es weiß jetzt jeder Bauer, daß der König ein Menſch iſt, wie jeder Andere, mit allen ſeinen Gebrechen; die Zeiten werden nie wiederkehren, wo man den Boden küßt, den ein Fürſt betreten, wo man den Hut abzieht, wenn der Stallknecht des Herzogs ſpazieren reitet; was auch das Loos Deutſchlands ſeyn möge, die alte Zeit iſt vorüber.

Ein Land, das einmal den Weg der Revolution eingeſchlagen, den Weg einer durchgreifenden, radicalen Revolution, eine ſolche Nation, wenn ſie nicht mächtig oder nicht tugendhaft genug iſt, kann vertilgt, aber nie mehr unterdrückt werden. Frankreich und Deutſchland ſind zu groß, um dem Schickſal eines Polen entgegen zu gehen, eine Ausrottung iſt unmöglich, eine tyranniſche Regierung für die Dauer noch unmöglicher.

Die guten Reiter können verhindern, daß ein Roß nicht Reißaus nehme, iſt das Pferd jedoch einmal im wilden Laufe, hat der Reiter die Zügel verloren, dann nützen alle Peitſchenhiebe, alle Kunſtgriffe nichts, das Roß ſchnaubt dahin, es bleibt ſtehen, wenn es ihm beliebt.

Eitler Tand aller reactionären Verſuche! Was iſt ein Fürſt ohne Volk? Was bedeutet der Name König, wenn die Unterthanen nicht mit ihm ſind?

Ob einer von Oeſterreichs Prinzen oder Preußens König, ob ein Mann aus dem Volke oder ein Miniſter von der Majorität dazu berufen wird, das Steuerruder Deutſchlands, in der Form einer erblichen conſtitutionellen Monarchie, definitiv zu leiten, Deutſchland muß ein großes, einiges Reich bilden, mit ſolchen conſtitutionellen Garantieen, welche den Rückſchritt unmöglich machen, ſolchen Garantieen, welche die Revolution der Reaction folgen machen.

Die Macht eines Fürſten iſt leicht vernichtet, der Fürſt iſt ein Menſch, ein Tropfen im Meere, das Volk iſt das unverſiegbare Meer; der Fürſt verſchwindet, wie der Nebel, das Volk iſt die Atmoſphäre, die ſo lange da iſt, als es eine Welt, als es einen Gott gibt; der Fürſt kann Viel oder Nichts ſeyn, das Volk iſt immer Alles! Alles für das Volk, Alles durch das Volk, ſagen die Republikaner, durch wen, das iſt einerlei, aber Alles für das Volk, auch für den Fürſten, aber in ſeiner Eigenſchaft nur als Mitglied des Volkes.

„Das Volk iſt nicht für den Fürſten da,“ hat ein badiſcher Volksmann geſagt, „der Fürſt iſt für das Volk da“; es war ein kühner Satz in der Zeit der Schmach und der Unterdrückung; heute kann man noch hinzuſetzen: „der Fürſt iſt durch das Volk da!“

XXVII.

Den 11. Auguſt.

Merkwürdig iſt es, wie die Veränderung der Außenſeite zuweilen hinreicht, ein Volk zu täuſchen; ſo wie man in einer Republik, nur weil der Name Republik da iſt, Geſetze geduldig hinnimmt, welche man unter der Monarchie nicht ſo leicht ertragen hätte; ſo geht es mit tauſend anderen Dingen.

Karl der Zehnte hat ein ihm treu ergebenes Corps gehabt, bekannt unter dem Namen „Schweizer“; dieſe Leute, obwohl von republikaniſchem Boden ſtammend, haben, wenn auch vielleicht gerade nicht für den Abſolutismus, doch ſtets mit großer, mit allzugroßer Treue für Den gekämpft, der ſie bezahlt, wenn der Fürſt auch durch Verletzung ſeiner Schwüre die Revolution gleichſam ſanctionirt hat.

Louis Philipp löſte bekanntlich im Jahre 1830 das Corps der Schweizer auf, gründete jedoch kurz nach ſeiner Thronbeſteigung die Garde municipal, welche Anfangs, beſonders wegen ihrer geſchmackvollen Kleidung, vom pariſer Volke ſo gerne geſehen wurde; der pfiffige Bürgerkönig hat jedoch mit beſonderer Vorliebe die früheren Schweizer der Garde municipal einverleibt und der verhaßte Paul war jetzt in anderem Rocke der beliebte Peter; in der That hat ſich die Garde municipal in den Februartagen am hartnäckigſten für den König geſchlagen. Das Erſte, was die republikaniſche Regierung that, war, dieſes Corps aufzulöſen und eine Garde republicaine zu bilden, unter welchen man, beſonders unter der zu Pferd, nun wieder Viele erblicken will, die unter der Garde municipal dienten; ebenſo geht es mit den unter dem Namen „sergents de ville“ verhaßten und entlaſſenen Polizeidienern, welche unter der Benennung „gardiens de Paris“ wieder erſchienen ſind; die Regierungen bleiben ſich in der That alle gleich, aus einem Hôtel de la monarchie macht man ein Gaſthaus zur Republik, der frühere Wirth „Paul“ wird erſetzt durch den „Peter“, die Diener ändern die Livrée, die Meubles werden mit Tüchern anderer Farbe überzogen. Wenn

Digitized by Google

das Volk glaubt, umſonſt oder billig zu leben, hat es immer die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Religionsfreiheit in Italien und Deutſchland.

Eine der erſten Folgen der italieniſchen Bewegung zu Anfang dieſes Jahres war, wie es damals hieß, die politiſche Gleichſtellung der ſeit Jahrhunderten in Unterdrückung lebenden proteſtantiſchen Waldenſer in Piemont. Die Nachricht, daß ſogar vier Biſchöfe dieſes Landes ſich der Petition für Bewilligung allgemeiner Religionsfreiheit angeſchloſſen, erregte damals die lebhafteſte Theilnahme in Europa. Inzwiſchen geht aus neueren Berichten hervor, daß die Erwartungen, welche man von der Gerechtigkeit und der Freiſinnigkeit der Regierung Karl Albert's gehegt, etwas zu voreilig waren. In der Praxis hat ſich faſt noch gar nichts geändert, obwohl der Wortlaut der Geſetze ganz vortrefflich geworden. Die Waldenſer dürfen jetzt freilich ihren Wohnſitz auch außerhalb ihrer Thäler aufſchlagen, doch iſt ihnen an ihren neuen Wohnplätzen kein öffentlicher Gottesdienſt geſtattet, ja, ſelbſt in dieſen Thälern, in welchen ſie die weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bilden, dürfen ſie eine neue Kirche nur dann erſt bauen, wenn ſie dazu die Erlaubniß der katholiſchen Obrigkeit erhalten, die unter dem direkten Einfluſſe der katholiſchen Geiſtlichen ſtehen. Die Preſſe iſt zwar in Piemont, wie in ganz Italien, frei; Bibeln, Katechismen, Gebetbücher und Liturgieen dürfen jedoch ohne vorgängige Autoriſation des Biſchofs nicht gedruckt werden. Es erinnert dies an die durch die deutſche Bundesakte verbürgte Religionsfreiheit der Proteſtanten in Oeſterreich, wo ſie bekanntlich im Tyroler Zillerthale von Haus und Hof vertrieben wurden, und wo ſie in großen Städten, wie Linz, Grätz u. ſ. w., jahrelang vergeblich baten, ihnen die Erbauung eines Bethauſes, wenn auch nur in den Hinterräumen eines Hofes, zu verſtatten. Ja, heutzutage noch wird der in Innsbruck verweilende Kaiſer von den getreuen Ständen Tyrols angegangen, ſie doch um des Himmels willen vor den Zumuthungen von Religionsfreiheit zu bewahren, die ihnen von Wien und Frankfurt aus gemacht werden.

(Mag. f. d. Lit. d. A.)

Frankfurt a. M., 18. Auguſt.

Hr. Dr. Robert Haas empfing in dieſen Tagen aus ſeinem Heimathlande die nachfolgende Adreſſe, die wir Ihrem geſchätzten Blatte der Sache und des friſchen Gepräges der betreffenden Zuſtände halber überſenden und aufzunehmen erſuchen: „Verehrteſter Herr Pfarrer und Schulinſpektor! Aus den Verhandlungen der Deputirtenkammer Nro. 11 erſahen die unterzeichneten Lehrer des Amtes Uſingen zu ihrer größten Freude, daß Sie, edler Mann, die Wünſche der Volksſchullehrer Naſſau's auch zu den Ihrigen und zum Inhalte einer Petition in Betreff der Realiſirung dieſer Wünſche an die Kammer gemacht haben. Gewiß, das Herz eines jeden Lehrers ſchlug freudevoll bewegt, raſcher, und ein gewiſſes Staunen drängte ſich bei Anſicht der fraglichen Stellen aus den Kammerverhandlungen unwillkürlich auf, namentlich darüber, gerade von einem Gliede des Standes unſere Wünſche ſo warm und umfaſſend vertreten zu ſehen, der mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — von jeher die Wünſche des Lehrerſtandes, gelinde geſagt, als ungeziemend bezeichnet hat und in engherzigem Egoismus beſonders jetzt demſelben ſeinen Antheil an den Errungenſchaften des 4. März verkümmern möchte. Es iſt der geiſtliche Stand, und die eigenthümlichen Beziehungen beider Stände zu einander machen es für den unter obigen rühmlichen Ausnahmen nicht verſtandenen Theil der Geiſtlichen nur erwünſcht, daß es hierbei, wenn möglich, beim Alten bleibe. Und die Erfahrung lehrt's, mit welch' gemeinen Waffen und wie emſig von einem gewiſſen Theile derſelben der Sieg zu erlangen geſtrebt wird. Aber Sie, hochherziger Mann, verläugneten mit großmüthiger Aufopferung die althergebrachten Standesanſichten und Vorurtheile in dieſem ſpeciellen Falle ſowohl, wie in vielen andern, und bewähren auch dadurch Ihre ſchon lange von allen Edeldenkenden anerkannte Sorge für das Wohl des Volkes, kurz, bewähren ſich als Volksmann in der That. Denn „Volksbildung iſt Volksbefreiung“ iſt der Schluß Ihrer Bittſchrift, ein Wort, aus der Tiefe auch unſerer Seele geſprochen. Erlauben Sie darum, Verehrteſter, den Unterzeichneten, die Sie ſchon lange hochſchätzen — denn Ihre Volksthümlichkeit iſt nicht, wie ſonſt wohl oft, nach dem 4. März geboren — erlauben Sie uns, Ihnen zunächſt unſere Hochachtung als aufrichtigem Volksfreund, beſonders aber unſern tiefgefühlteſten Dank als warmem Lehrerfreund für die gerechte Anerkennung unſerer Wünſche und Ihrer thätigen Betheiligung zur Verwirklichung derſelben hiermit auszuſprechen. Möchte die freudige Begeiſterung der Unterzeichneten und gewiß des ganzen Lehrerſtandes Sie mit dem lohnenden Bewußtſeyn beglücken, für eine heilige Sache, für das Wohl eines bisher unterdrückten Standes, gekämpft zu haben, und Sie auch fernerhin ermuthigen — denn Hinderniſſe werden ſich Ihnen genugſam darbieten — auf der betretenen Bahn energiſch und ſiegreich fortzuwandeln! Das gebe Gott in Ihr großes Herz! Mit der größten Hochachtung unterzeichnen Ihre treuergebenen Lehrer des Amtes Uſingen, 5. Auguſt 1848. Todt, Lehrer zu Gemünden, Müller, L. in Arnoldshain, Baſo, L. in Hundſtadt, Butzbach, L. in Naunſtadt, Nehl, L. in Heinzenberg, Lenz, L. in Grävenwiesbach, Brötz, L. in Uſingen (Vorſitzender), Grün, L. in Neuweilnau, F. Schmidt, L. in Eſchbach, Th. Schmidt, L. in Merzhauſen, W. Schmidt, L. in Seelenberg, Bernard, L. in Reifenberg, Gut, L. in Rod a. Berg, Link, L. in Laubach, Heß, L. in Dorfweil, Ohlenmacher, L. in Uſingen, Anthes, L. in Eſchbach, Bingel, L. in Niederlauken, Steinhäuſer, L. in Anſpach, Schnädter, L. in Niederreifenberg, Weber, L. in Emmershauſen, Datz, L. in Wehrheim, Türk, L. in Espa, Seibert, L. in Cleeberg, Göbel, L. in Weiperfelden, Breidenſtein, L. in Uſingen, Schneider, L. in Uſingen.

Frankfurt, 14. Auguſt.

Geſtern hielt Dr. Knispel in dem C. André'ſchen Salon dahier eine ſehr beachtenswerthe Vorleſung. Nach einer Einleitung über die Mahnungen der Geſchichte überhaupt und über das eigentliche Weſen der Freiheit trug er eine höchſt intereſſante Zuſammenſtellung klaſſiſcher Ausſprüche der Vergangenheit über die heutigen Tagesfragen vor. Die Beziehung der darauf vorgetragenen Tagungsſcene aus Schiller's Tell zur Gegenwart bedurfte keines Commentars. Den Schluß bildete ein Vortrag über den Redevortrag ſelbſt, gewiß ein wichtiges Thema in dieſer Zeit der Oeffentlichkeit. Wir freuen uns, zu vernehmen, daß Dr. Knispel eine Zeitlang hier verweilen wird, um Unterricht in der Kunſt der Rede zu geben, und um kritiſche Beobachtungen über die ſpeciellen Vortragsleiſtungen der Reichstagsmitglieder zu machen und zu veröffentlichen. Seine Befähigung für dieſe Aufgabe hat er ſchon vielfach erwieſen; in größeren Kreiſen wurden namentlich ſeine in Paris gehaltenen dramatiſchen Vorleſungen bekannt.

Mainwaſſer-Wärme: Am 24. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 15 Grad.

Wilh Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 24. Auguſt. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Muſik von Mozart.

Freitag, 25. Auguſt. (Zum erſten Mal wiederholt): Graf Waldemar, Schauſpiel in 5 Abth. von Guſtav Freitag.

Sonntag, 27. Auguſt. Der Pfarrherr, Original-Schauſpiel in 5 Abth. von Charl. Birch-Pfeiffer. Abonnement ſuspendu.

Druck und Verlag von Heller und Rohm — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 233. Freitag, den 25. Auguſt 1848.

Der räthſelhafte Leichenzug.

Ein Erlebniß in Berlin. Mitgetheilt von M. Dornwald.

(Fortſetzung.)

Die hochherzige That war kaum bekannt geworden, als der Bürgermeiſter befahl, den heldenmüthigen jungen Hauptmann, welcher anſcheinend entſeelt da lag, in ſeine Wohnung zu bringen und auch für den ſtark verwundeten Kanonier zu ſorgen. Doch dieſer, im Feinde auch den Helden ehrend, bat unter Thränen, ihn nicht vom Hauptmann und ſeinem Kameraden, dem Baier, zu trennen, welche Bitte denn auch, wenn gleich ſolche aus dem Munde eines Feindes kam, von dem Stadtoberhaupte gewährt wurde.

Die nähere Unterſuchung eines geſchickten Arztes ergab, daß die Kugel nicht in's Herz, ſondern durch die Rippen in den Rücken gedrungen war und nur eine Rippe zerſchmettert hatte. Die Vermuthung, daß noch Hoffnung zum wiederkehrenden Leben vorhanden ſey, wurde nach Verlauf mehrerer Stunden durch merkliche Spuren erwachenden Lebens beſtätigt, und der Arzt verordnete nach dem erſten Verbande die größte Ordnung und wo möglich weibliche Bedienung zur Pflege des ſchwer Verwundeten.

Es war in jener Zeit hochherziger Erhebung nichts Seltenes, daß auch das zarte weibliche Geſchlecht den Begebenheiten des Tages mit der größten Theilnahme folgte, und daß jede edle Aufopferung im Herzen deſſelben Anklang fand. Die Pflege und Wartung dieſer, in ehrenvollem Kampfe Gefallenen zu übernehmen, betrachtete es als eine theure, heilige Pflicht, die es dem befreiten Vaterlande darzubringen ſchuldig ſey. Die ſtrenge Schranke der Weiblichkeit mußte in ſolchen Fällen vaterländiſcher Noth, wenn auch nicht fallen, doch in den Hintergrund treten.

Ein blühendes, durch ihre Anmuth und Herzensreinheit engelgleiches Mädchen, die Tochter des Hauſes, erbot ſich zur Pflegerin, und der Vater willigte gern darein. Mit der größten Aufmerkſamkeit folgte ſie den Anordnungen des Arztes, wachte mit Aufopferung ihrer Ruhe die Nächte durch an ſeinem Bette, wenn in phantaſiereichen Träumen der ſchwer Verwundete in geheimnißvoller Sprache frühere Erinnerungen aus ſeinem Leben hervorrief, und reichte ihm, als die Lebenskräfte nach und nach zurückzukehren ſchienen und der Arzt die Medizin verordnete, dieſe mit eigener Hand zur angeordneten Stunde. Doch der fieberhafte Zuſtand währte lange; die Augen blieben geſchloſſen; die ſchönen Züge des jungen kräftigen Mannes waren eingefallen, und noch immer war der Zuſtand ſehr bedenklich, und der leiſeſte Effekt konnte tödtlich werden. In dieſen Augenblicken der Gefahr, in dieſem bewußtloſen Zuſtand zwiſchen Seyn und Nichtſeyn war es, wo ſich das reine, noch von keiner Leidenſchaft erregte Herz des jungen Mannes aufſchloß in einer faſt heiligen, dem Mädchen tief eindringenden Sprache. Dieſe Worte aus dem Munde eines Mannes, der dem rauhen Handwerke des Krieges angehörte, waren um ſo überraſchender. Sie fühlte es, daß der Mann, der ſolche Grundſätze in ſich bewahre, nur ein Edler ſeyn könne, und mit der Achtung für dieſen zog zugleich die Liebe in das noch unbewegte jugendliche Herz. Eine höhere Bedeutung ſchien für ſie jetzt das Leben zu haben, und was anfänglich aus einem patriotiſchen Gefühle geſchah, übte jetzt die Liebe mit ſorgſamer Hand.

Endlich nach einer ſorgenvollen Nacht nahete ſich die Kriſis der Krankheit, die zugleich einen nervöſen Charakter angenommen hatte. Der Kranke war ſehr unruhig, und, überwältigt von den Gefühlen der Angſt und Beſorgniß um den Geliebten, ſank das fromme Mädchen vor dem Lager nieder und, leiſe Gebete zu dem Vater und Erhalter Aller richtend, erflehte ſie von ihm die Rettung des theuern Mannes. Die Morgenſonne warf ihre erſten Strahlen durch die Vorhänge des kleinen, aber ſorgſam eingerichteten Krankenzimmers auf die ſchöne weißgekleidete Geſtalt der Betenden; eine feierliche Stille herrſchte rund umher; da öffnete plötzlich der Kranke die Augen, und aus denſelben ſchien ein klares Bewußtſeyn ſeines Zuſtandes zu ſprechen. War es ein Engel, der, von einem Heiligenſchein umfloſſen, vor ſeinem Lager kniete und für ſeine Erhaltung betete? oder trieb die aufgeregte Phantaſie nur ihr Spiel mit ihm? — Der mit der Wiederkehr des Bewußtſeyns erwachende Schmerz ſeiner Wunden und die Umgebung einiger irdiſchen Gegenſtände zeigten ihm wohl, daß er noch auf Erden lebe. Da traf ihr Blick den ſeinigen, und züchtig verſchämt und mit jungfräulicher Röthe übergoſſen, erhob ſich das überraſchte Mädchen. Das Gebet war erhört, die Krankheit gebrochen, und mit freudigen Hoffnungen verließ ſie das Zimmer, den erſtaunten Kranken fortan nun einer alten Wärterin überlaſſend, um dem Vater und dem gerade anweſenden Arzte von der glücklichen Wendung der Krankheit Kunde zu bringen. Beide näherten ſich nun mit vorſichtigen Schritten dem Patienten, der mit lächelndem Blicke ſie bewillkommte. Die Geneſung ging nun zwar langſam, aber glücklich von ſtatten. Wachend und träumend umſchwebte ihn aber das liebliche Bild der betenden Jungfrau, die, einem Seraph gleich, im Glanze der aufgehenden Frühlingsſonne ihm erſchien und wieder verſchwunden war.

Durch die Geſchwätzigkeit der alten Wärterin erfuhr er nun auch, daß jene Betende die Tochter des Hauſes, daß ſie während ſeiner Bewußtloſigkeit die treue Pflegerin und Hüterin in ſeinen Leidensſtunden geweſen, und daß ſie noch ferner, wenn auch nicht direkt, ihre ganze Sorgfalt auf ihn verwende; wie der bairiſche Grenadier und der franzöſiſche Kanonier gleichfalls hier im Hauſe wären, Erſterer ihn oft beſucht, Letzterer jedoch ihn nicht habe verlaſſen wollen, und in ſeiner Wiederherſtellung

Digitized by Google

ſo weit vorgeſchritten ſey, daß er bald um die Erlaubniß bitten werde, ihn beſuchen zu dürfen.

Dieſer edelmüthige Zug eines Feindes, dem er den Tod zugedacht, rührte den Capitain ungemein. Auch war die Anhänglichkeit des Baiern ihm erfreulich, von dem er ſelbſt erfuhr, daß er erſt nach ſeiner vollſtändigen Geneſung ihn verlaſſen und in die Reihen ſeines vaterländiſchen Heeres wieder eintreten würde.

(Schluß folgt.)

Zur kirchlichen Frage. *)

Vom Niederrhein, 20. Auguſt.

Nicht geringes Erſtaunen ergriff uns, als wir in No. 215 dieſer Blätter von den Vorſchlägen des Herrn Profeſſors Gfrörer zur Bewerkſtelligung der Wiedervereinigung der getrennten chriſtlichen Confeſſionen Kenntniß erhielten. Die hohe Meinung, die wir bisheran von dem Scharfſinne Gfrörer's hatten, ließ es uns kaum glauben, daß ein ſolches Quid pro quo aus ſeinem Geiſte hervorgegangen ſeyn könne, in welchem ſich (vorausgeſetzt, daß das aus der Karolingergeſchichte gezogene Reſumé des Journals richtig iſt) eine großartige Unkenntniß des katholiſchen und ein Verkennen des proteſtantiſchen Standpunktes auf gleiche Weiſe an Tag legt. Herr Gfr., das iſt unſere Anſicht von der Sache, hat von beiden Seiten zu viel und zu wenig verlangt. War es Taktik dieſes proteſtantiſchen Gelehrten, der, wie es ſcheint, im Ultramontanismus weit tiefer befangen iſt, als die größere Zahl unſerer katholiſchen Geiſtlichen, oder war es Unkenntniß, daß er unter die Punkte, welche Rom den Proteſtanten gegenüber nachgeben ſolle, ſolche aufgenommen hat, die durchaus keines Nachgebens bedürfen? Hr. Gfr. hätte wohl gerne die Selbſtüberwindung Roms in's rechte Licht geſtellt, indem er es als ſo vielen Anmuthungen möglicher Weiſe gefällig darzuſtellen ſuchte.

Es iſt auch wahrlich viel, die in Deutſchland, wie faſt überall in Europa, unmöglich gewordenen Collegien der Jeſuiten und ihrer Affiliirten dem Zeitgeiſte zu opfern! Es iſt wiederum viel, von Rom zu begehren, daß der Gebrauch der lateiniſchen Sprache beim Gottesdienſte auf ein paſſendes Maß beſchränkt werde, deren ſich ohnedies, weil man von Oben den Anforderungen der Zeit nicht Rechnung trägt, viele katholiſche Geiſtliche — freilich zum Nachtheile der kirchlichen Einheit — ſelbſtſtändig bei manchen liturgiſchen Handlungen entledigt haben und die ſich überhaupt auf die Dauer nicht wird halten laſſen! Daß Hr. Gfr. als Vergünſtigung den in die alte Kirche zurückkehrenden Proteſtanten die deutſche Bibel von Rom geſtattet wiſſen will, das klingt etwas ſonderbar und könnte unter Umſtänden ſehr beſchämend ſeyn für uns, ſeine Begünſtigten. Hat denn Rom die Bibel in deutſcher Sprache etwa ſeinem Index einverleibt? Davon iſt uns nichts bekannt. Hr. Gfr. hätte doch nur in ſeiner nächſten Nähe nach dem oberhirtlich approbirten Katechismus ſeines Collegen v. Hirſcher greifen und da leſen ſollen: „dürfen und ſollen wir auch in der heiligen Schrift leſen?" (Das „dürfen" berührt uns unangenehm und iſt wohl nur in Rückſicht auf die gegentheilige Behauptung mancher Proteſtanten gebraucht.) Antwort: „Ganz gewiß, nur ſollen wir uns an die Auslegung der Kirche halten." Und — ganz gewiß — jeder wohlmeinende katholiſche Geiſtliche iſt beſtrebt, das Buch Gottes ſeinen Anbefohlenen zu frommem und eifrigem Gebrauche zu empfehlen.

Was wir ferner unter der sub 4 beanſpruchten Ermächtigung der Biſchöfe zur Abſtellung den Proteſtanten anſtößiger Dinge, wie der Reliquienausſtellung u. ſ. w., uns denken ſollen, wiſſen wir nicht. Die Trierer Ausſtellung und die Aachener Heiligthumsfahrten ſind von den reſpektiven Biſchöfen ſelbſtſtändig angeordnet worden und könnten und ſollten von ihnen ſelbſtſtändig abgeſtellt werden. Richtig iſt, daß die katholiſche Kirche die Communion unter beiden Geſtalten geſtatten ſoll und — hoffen wir — auf allgemeines Begehren gerne geſtatten wird, ſowie ſie auch die Ohrenbeichte, ſelbſt nach der ſtrengſten Auslegung ihres deßfallſigen Dogma's, modificiren kann, wodurch der allgemeine Beichtzwang unſerer Sitte wegfallen würde, der leider zu oft nur zu leerem Mechanismus führt. Deßfallſige Vorſchläge kann Hr. Gfr. in v. Hirſcher's „Missae gen. not." S. 82 f. finden.

Was endlich die von Hrn. Gfr. angeregte Cölibatsfrage anbelangt, ſo iſt ihm wohl bekannt, daß dieſer Tage im deutſchen Reiche die Todesſtrafe, an deren Beſeitigung die neue Geſittung ſo lange gearbeitet hat, trotz ihres vieltauſendjährigen Beſtandes abgeſchafft worden iſt, und wir hoffen zu Gott, daß das Cölibatgebot, auf deſſen Gewiſſen ſo mancher moraliſche Mord laſtet, recht bald, nach dem Geheiße derſelben Geſittung, einem gleichen Looſe verfallen werde. In der öffentlichen Meinung iſt ihm ſchon längſt, bei gebildeten Katholiken und Proteſtanten, das Urtheil geſprochen und nur große und kleine Hierarchie, Pfründenjäger ꝛc. unternehmen es, dem „frommen Volke" einzureden, daß mit dem Falle des Cölibats der Religion Gefahr drohe; da doch, was unſere Eiferer mit allen exegetiſchen Kunſtgriffen nicht wegdemonſtriren werden, eben die Religion das Verbieten der Ehe eine Teufelslehre nennt (1. Timoth. 4, 1—3).

Den Weg, den Hr. Gfr. eingeſchlagen hat, können wir nach allem Dieſem nicht als den zur Vereinigung der getrennten Confeſſionen führenden bezeichnen und wir müſſen mit Rückſicht auf ſeine Vorſchläge in die bekannte Bitte einſtimmen: „Gott bewahre uns vor unſern Freunden!" Welche Forderungen ſollen denn aber beiderſeits geſtellt, was ſoll aufgegeben, was angenommen werden? Die Antwort auf dieſe Fragen greift tief in das Lebensmark der confeſſionellen Unterſchiede ein und wir beſcheiden uns, ſie dahin zu verweiſen, von wo aus die Hülfe kommen muß. — Wie aber iſt zu helfen? Wir antworten: Auf dem Wege, auf welchem dem Staate geholfen wird, auf dem Wege der gemeinſamen Berathung und Beſchlußnahme in ſogenannten Concilien. Mögen dieſe Concilien vorläufig auch getrennt von den einzelnen Confeſſionen gehalten werden: wenn erſt beiderſeits Das, was vor der Vernunft und einer rein chriſtlichen Anſicht nicht Stich hält, entfernt und Anderes herbeigeführt iſt, ſo wird die Zeit bald erſcheinen, da ſich Alle, welche den chriſtlichen Namen tragen, die Bruderhand reichen und gerührten Herzens ſich in die Arme ſinken werden.

Ein großes Hemmniß des Fortſchrittes zum Beſſern wird aber bei den katholiſchen Concilien darin gefunden werden müſſen, daß man die Laien, auch die einſichtsvollſten und beſten, überall für unmündig hält, zu denſelben zugelaſſen zu werden. Von Anfang war es nicht ſo. Auf dem Concil zu Jeruſalem um's Jahr 52 nahmen außer den Apoſteln auch Aelteſte (aus denen freilich gewiſſe Exegeten, ſo gut es gehen mag, ohne Weiteres Prieſter in unſerm Sinne machen werden) an der Berathung und Beſchlußnahme Theil — ein Recht, welches auch ſpäter den Laien blieb, bis die ſtrenge hierarchiſche Gliederung des Mittelalters es nach und nach verſchlang. Es wohnten z. B. dem Provinzial-Concil zu Metz vom Jahre 888 „Grafen und viele Edle" bei und die Verſammlung erklärte, daß nach der heiligen Autorität der kanoniſchen Vorſchriften die Biſchöfe, Prieſter und gläubige Laien, die vor ihnen waren, in Concilien ſich vereinigt hätten. Was ſoll aber erreicht werden, wenn z. B. in der Diözeſanſynode der Clerus allein ſeinem Biſchofe gegenüberſteht? Man denke nur an die ehemaligen preußiſchen Provinziallandtage, deren Beirath der Fürſt befolgte, wenn er wollte, und die un-

---

*) Von einem katholiſchen Geiſtlichen.

Digitized by Google

möglich die Krankheit des alten Staates heilen konnten. Aehnlich wird es im Kirchlichen ſeyn, wenn nicht mindeſtens unſere ganze Nation mittelſt freier Berathung und Beſchlußnahme auf einem Nationalconcilium ihre kirchlichen Verhältniſſe ordnet. Denn es geht in dieſen Verhältniſſen Alles genau ſo trefflich, wie in dem weiland Polizeiſtaate Alles trefflich ging, bis ſein März und ſein Mai erſchienen und es an die Thore ſeiner Lenker anklopfte mit dem Donnerworte: „zu ſpät!" Möchte nicht durch Eigenſinn und Sträuben gegen das einzige Heilmittel das Unſelige herbeigeführt werden, daß Länder, Gemeinden oder auch nur Einzelne, von dem in §. 14 des Verfaſſungsentwurfs aufgenommenen Rechte Gebrauch machend, zu Spaltungen ſich herbeilaſſen. Einheit ſoll unſer Loſungswort ſeyn, wie im Staate, ſo in der Kirche: „Wer dieſe Einheit nicht feſthält, hält Gottes Geſetz nicht." Aber nur ein entſchiedener Fortſchritt, ferne von halben Maßregeln, ſichert ihre Erhaltung; das Syſtem der Stabilität führt nothwendig ihren Bruch herbei.

Aufruf an deutſche Frauen und Jungfrauen.

Der Hauch der Freiheit hat unſer Volk durchdrungen, und es glühet für ſeine Ehre, es glühet für ſein Recht. Dieſe heiligen Güter zu ſchützen aber, fehlte ihm faſt Alles; es fehlte ihm ſeine Einheit und mit ihr die Kraft. Doch muthig iſt es an's Werk geſchritten und hat ſich ſelbſt geſchaffen, was es bedurfte. Eine Gewalt, von dem Volke ernannt und eingeſetzt, von ihm gehalten und getragen, wird hinfort wachen über das Wohl des Vaterlandes, wird dafür ſorgen, daß es nach Innen und Außen ſtark und gerüſtet ſey. Seine Landheere ſtehen achtunggebietend da und bereit, dahin zu eilen, wohin die Gefahr ſie ruft: unſere Küſten dagegen ſind unvertheidigt und jedem Angriffe des unbedeutendſten Feindes preisgegeben. Ein 33jähriger Frieden hat Millionen verſchlungen: das nothwendigſte Erforderniß eines Staates aber, welcher Küſten beſitzt, eine Kriegsflotte, hat er nicht geſchaffen. Das Volk hat auch dieſes begonnen, und es wird es vollenden. Schon ſtrömen die Mittel herbei von allen Enden des Vaterlandes, keine Stadt wird zurückbleiben, keine Ortſchaft wird fehlen, kein Stand wird ſich ausſchließen, kein Geſchlecht wird feiern, wenn die Stimme der großen Mutter ruft. Dieſe Stimme iſt erſchollen, und, Frauen und Jungfrauen, auch Ihr habt ſie nie überhört, wenn ſie Eure Thätigkeit in Anſpruch genommen. Ihr ſeyd ihr immer zuvorgekommen und werdet es wieder thun. Laſſet uns nicht ſäumen; laſſet uns durch unſerer Hände Arbeit Ein Schiff der deutſchen Kriegsflotte erſchaffen. Liefert Kunſtarbeiten, Gegenſtände für das häusliche Leben, Schmuckſachen, Gaben, klein oder groß. Aus dem Ertrage für dieſelben ſoll das Schiff erbaut werden.

Zur Ausführung dieſes Planes wenden wir uns durch vorſtehenden Aufruf, wie an die Mitbürgerinnen unſeres Freiſtaates, ſo an unſere Mitſchweſtern des geſammten Vaterlandes und erſuchen ſie, raſch Hand ans Werk zu legen und Sammlungen zu dem angegebenen Zwecke zu veranſtalten. Die eingegangenen Beiträge bleiben ſo lange an jedem Orte deponirt, bis das Reſultat aller Sammlungen bekannt geworden, und dadurch die Gewißheit erlangt iſt, daß der projectirte Bau eines Schiffes ausgeführt werden kann. Dann würden ſie von jedem Sammelorte direkt dahin zu ſenden ſeyn, wo der Bau deſſelben begonnen hat.

Sollte wider Verhoffen das Unternehmen in der von uns gewünſchten Ausdehnung nicht zu Stande kommen, ſo würde das in unſerer Stadt und deren Ortſchaften geſammelte Geld jedenfalls zur Anſchaffung eines beſtimmten Gegenſtandes, Segelwerk, Bewaffnung Eines Schiffes, an die Marinekommiſſion abgeliefert werden.

Wer von unſern Mitbürgerinnen ſich anſchließen will, wird erſucht, auf der circulirenden Liſten Namen und Wohnung, den zu liefernden Gegenſtand und die Zeit ſeiner Ablieferung zu beſtimmen. Wünſchenswerth wäre es, wenn die Gegenſtände alle bis Ende October d. J. an die Damen abgeliefert wären, auf deren Liſten ſie verzeichnet ſtehen. Dieſe werden erſucht, dieſelben ſo lange aufzubewahren, bis der Ort angegeben werden kann, wo ſie zur Anſicht und Verlooſung ausgeſtellt werden ſollen.

Nähere Auskunft ertheilt Hr. N. Hadermann (Pfingſtweide.)

Frankfurt a. M., Auguſt 1848.

Gedenkblatt an Pius IX.

Allgemeine Beachtung und Theilnahme verdient ein eben uns zugegangenes Kunſtwerk. Es iſt dies das ſehr gelungene „Gedenkblatt an Pius IX.", welches zugleich eine Erinnerung an die 600jährige Jubelfeier der Grundſteinlegung des Domes zu Köln einſchließt. In würdiger Auffaſſung hat der Künſtler den großen Mann ſeiner Zeit, umgeben von ſeinen apoſtoliſchen Symbolen, dargeſtellt, ohne allen weltlichen Prunk, einfach, wie er es ſich ſelbſt zum Grundſatze gemacht, einzig als den Repräſentanten der kirchlichen Gewalt. Das Portrait des heiligen Vaters, die Schriften und Verzierungen, die ſinnreiche Anordnung des Ganzen, in einem ſchönen Stiche ausgeführt, geben dem Blatte ſchon in rein-künſtleriſcher Beziehung einen beſondern Werth, abgeſehen von der hohen Bedeutung, welche daſſelbe in Bezug auf den Gegenſtand, den es ſo würdig vertritt, in Bezug auf den hiſtoriſchen Moment, an den es anknüpft, für jeden Gebildeten, ohne Unterſchied des Glaubensbekenntniſſes haben muß. Man findet auf dem Blatte, außer einer reichen ſinnbildlichen Ausſchmückung, das wohlgelungene Bildniß Pius IX., erleuchtet von den Strahlen der Sonne, als Symbol des Lichtes der Freiheit, das er über die Welt verbreitet hat. Der Name Pius, in ſchönen gothiſchen Initialen, iſt mit fünf Figuren, als eben ſo vielen Charakteren des erhabenen Mannes verziert. In der Mitte erblicken wir die Clementia (Gütigkeit), umgeben von den vier Cardinal-Tugenden, Justitia (Gerechtigkeit), Prudentia (Klugheit), Temperantia (Mäßigung) und Fortitudo (Stärke). Unter dem Portrait befindet ſich eine Anſicht der alten Weltſtadt Rom; ferner an einer Seite die Peterskirche, in deren Hallen des Papſtes Krönung gefeiert worden, und an der andern der Kölner Dom in ſeinem gegenwärtigen baulichen Zuſtande, jener hehre Gottes-Tempel, welcher als würdiger Repräſentant der dem Papſte unterworfenen katholiſchen Kirche Deutſchlands gewiß hier eine Stelle verdient, um ſo mehr, als eben unten den Seitens des Central-Dombau-Vorſtandes erflehten Auſpicien und unter dem Segen Pius IX., die ſechſte Säkular-Feier der Grundſteinlegung eben dieſes Domes zu Köln ſtattgefunden hat. Das Kunſtblatt iſt von dem rühmlichſt bekannten Kalligraphen und Akademiker J. Heinrigs in Köln gezeichnet und geſchrieben, und in deſſen Atelier in Stahl geſtochen; es reiht ſich würdig ſeinen vielen höchſt gelungenen, ſeit Jahren nahe und fern mit Recht bewunderten Kunſt-Produkten an.

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Wimpfen am Neckar, 21. Auguſt.

Geſtern fand hier ein großes Manöver der Bürger- und Landwehr aus hieſiger Stadt und Umgegend ſtatt, dem ich, als Badegaſt, mit Vergnügen beiwohnte. Ich verſetzte mich dabei in die Zeit der Reformation zurück, wo in der Schlacht von Wimpfen, die 400 tapfern Pforzheimer ſich bis auf den letzten Mann dem Heldentod für's Vaterland weihten. Die Stadt war mit Laubwerk, Guirlanden, Fahnen und Inſchriften auf das feſtliche geſchmückt Die Einwohnerſchaft hatte Alles aufgeboten, um den Empfang ihrer deutſchen Brüder zu einem ſchönen und würdigen zu machen. Eine mit Moos und Laubgewinden bekleidete Ehrenpforte erhob ſich am weſtlichen Eingange der Stadt in geſchmackvoller Form. Ungern ſah ich jedoch das zunächſt der Ehrenpforte gelegene Eckhaus ohne alle Verzierung, das einzige von allen Gebäuden, das ſich hierin unvortheilhaft auszeichnete, was bei einer weniger frohen Stimmung leicht zu mißliebigen Aeußerungen hatte führen können. Die Ehrenpforte führte nach der Stadt zu die Inſchrift:

„In feſter Eintracht ſey die Kraft gefunden,
Die frei und groß für alle Zeiten macht."

Schon bei Tagesanbruch verkündeten Böllerſchüſſe und die Muſik der hieſigen Stadtwehr den frohen Tag, deſſen Zweck hauptſächlich auf eine größere Annäherung und Vereinigung der in hieſiger Gegend ſo vielfach getrennten Bevölkerung mehrerer Gebiete (Heſſen, Baden und Würtemberg) gerichtet war. Gegen Mittag geſchah der Einzug der bewaffneten Mannſchaft aus vierzehn Städtchen und Ortſchaften, wovon eine Abtheilung ſechs Stunden weit herkam (aus Schefflenz). Die Meiſten waren in grau Leinen gekleidet, Andere bloß in Turnjacken mit leichten Käppchen oder auch nur in gewöhnlicher Landeskleidung. Alle aber mit **deutſchen** Fahnen und Trommeln oder klingendem Spiel, unter Anführung mehrerer Offiziere zu Pferd mit ſchwarz-roth-goldnen Schärpen um den Leib. Man ſah darunter ſchöne, kräftige Männer. Ueberhaupt iſt hier zu Lande ein ſtämmiger Schlag Menſchen, der in ſeinen Zügen und in ſeiner ganzen Haltung etwas Feſtes und Beſtimmtes zeigt, eine gewiſſe Entſchloſſenheit, die, meines Bedünkens, keine Reaction mehr möglich macht, von welcher Seite ſie auch kommen möge. Die noch beſtehenden Zopf- und Dunkelmänner, Egoiſten, oder ſolche, die ſich, gleich ausſaugenden Wucherpflanzen, an dem ſtarken deutſchen Volksſtamm emporranken und in ſein edelſtes Mark dringen und denen der gegenwärtige Volksaufſchwung ein wahrer Gräuel iſt, — mögen ſich verkriechen, ihre Zeit iſt um. Der Plan zu dem hieſigen Manöver war von einem erfahrenen ehemaligen großh. heſſiſchen Offizier, der die Völkerſchlacht von Leipzig mitgeſchlagen, entworfen. Dieſer leitete das Ganze und hielt auch auf dem Marktplatz und von dem Balkon des Rathhauſes herab eine kurze, herzliche Anſprache an die verſammelte Menge (Mannſchaft und Volk), wobei er auf die Freiheit, Gleichheit und Eintracht des geſammten deutſchen Vaterlandes ein Lebehoch ausbrachte, in das die Verſammlung mit Jubel einſtimmte. Die treffliche Ausführung des Manövers zeigte, was von der deutſchen Volkswehr bei einer guten Leitung und Einübung durch tüchtige, praktiſche Männer zu erwarten iſt. Nur **Einigkeit**! dies ſey das große Loſungswort durch alle deutſchen Gauen. Nach beendigtem Manöver traten drei Männer aus Heſſen, Baden und Würtemberg (ein Wirth aus Wimpfen, ein Ackersmann aus Würtemberg und ein Graf aus dem Badiſchen), auf dem Felde vor die Fronte, reichten ſich die Bruderhand und ſchwuren, mit aufgehobener Rechte, gleich den Männern des Rütli, als Deutſche, einträchtig zuſammenzuhalten in Noth und Gefahr. Es war ein erhebender Augenblick, den alle Anweſenden mitfühlten. Was mich aber ſchmerzlich berührte und befremdete, war, daß die nahe gelegene Stadt Heilbronn, die mit Wimpfen in ſo alter und vielfacher Berührung ſteht, obwohl durch eine Deputation bei den Manövern vertreten, keine Mannſchaft dazu geſchickt hatte. Auch die kleinſte Abtheilung, beſonders ihre Reiterei, hätte den guten Willen gezeigt und wäre mit Dank erkannt worden. So aber erſchien es mir und der großen Mehrzahl als ein Mangel freundnachbarlicher, ja ich möchte ſagen **deutſcher** Geſinnung, der ſich durch keinerlei Gründe rechtfertigen läßt. Wenn die größeren Städte nicht mit gutem Beiſpiele vorangehen wollen, was ſollen denn die kleineren und das Land thun? Es war dieſe Unterlaſſung um ſo mehr zu bedauern, als gerade Heilbronn in der guten Organiſation ſeiner Bürgerwehr eine ehrenvolle Stellung einnimmt und die Mitwirkung derſelben einen ſehr günſtigen Eindruck gemacht haben würde. Möchten jetzt, wo die Ernte vorüber iſt, in allen Theilen unſeres Vaterlandes ähnliche Waffenübungen in größeren Maſſen ſtattfinden, um im Fall der Noth als wohlgeordnete und brauchbare Glieder des großen Ganzen eintreten zu können. Bei vereinten Kräften und treuem Zuſammenwirken iſt Deutſchland **unüberwindlich**! — r.

Aus dem Kreiſe Worms, 20. Auguſt.

Es war eine Anordnung des alten Polizeiſtaats, daß die ſeit Menſchengedenken in der Provinz Rheinheſſen auf Sonntage abgehaltenen Kirchweihen, womit zugleich ein Jahrmarkt verbunden war, vor einigen Jahren auf den Montag verlegt wurden, eine dem Publikum ſehr mißfällige Anordnung, wodurch dieſe jährlich nur einmal wiederkehrenden Volksbeluſtigungen ſehr in Abnahme kamen und überdies auch der gewerbliche Verkehr, der erſt nach der Nachmittagskirche beginnen durfte, bedeutend beeinträchtigt wurde. Im großen Jahre der politiſchen Wiedergeburt Deutſchlands hat die anſehnliche Gemeinde des Marktfleckens Weſthofen zuerſt die Entſchließung gefaßt, ſich von jenem alten Polizeizwange zu befreien und den Jahrmarkt, der gewöhnlich zwei bis drei Tage dauert, wieder an dem altherkömmlichen Termin, trotz alles polizeilichen Verbotes, beginnen zu laſſen. Dies war geſtern zum erſten Male der Fall, und die Menge ſchien ſich ihres wieder eroberten alten Marktrechtes herzlich zu freuen. Wie man übrigens vernimmt, ſo wollen auch andere Städte und Orte, die Marktgerechtigkeit haben, dem von Weſthofen gegebenen Beiſpiel folgen. — Ehevorgeſtern fiel Hr. Gerhard **Zöller** von Pfeddersheim als Opfer der Unvorſichtigkeit auf der Jagd in der Gemarkung Pfiffligheim durch einen ſeiner Genoſſen, dem das Gewehr losging in der Richtung gegen Zöller, der von dem Schrotſchuß am Kopfe ſchwer getroffen wurde, woran er bald ſtarb. — Unlängſt haben die Israeliten zu Abenheim mancherlei Beläſtigungen von den Ortseinwohnern ſowohl bei Tag als bei Nacht zu erdulden gehabt, und in Folge dieſer Vorgänge, welche ſie für ihre perſönliche Sicherheit beſorgt machten, ſoll ihnen auf ihr Nachſuchen eine Sauvegarde von mehreren Gendarmen bewilligt worden ſeyn.

Frankfurt a. M.

Am Freitag, den 1. September, wird Mad. **Schäfer** aus Wien, Wittwe, ein Konzert veranſtalten, von welchem die Hälfte des Ertrags zum Beſten der deutſchen Flotte beſtimmt iſt. Da Mad **Schäfer** Mutter und Verſorgerin einer zahlreichen Familie iſt, ſo dürfte ſchon in dieſer Beziehung ihrem Konzert eine freundliche Beachtung in Ausſicht zu ſtellen ſeyn. Näheres wird das Programm beſagen.

Die neueſte Dichtung von Fr. **Stoltze** wird künftigen Sonntag, den 27. d., in **Hartig's** „Redeverein" zuerſt ins Publikum gebracht werden. Wir glaubten, die Freunde der edlen Dichtkunſt darauf aufmerkſam machen zu müſſen, da **Stoltze** ſchon manches Beachtungswerthe uns geſchenkt. Der Gegenſtand iſt **Goethe**, welchen er beſingt und deſſen Geburtstag an obengenanntem Tage von ſeinen Verehrern gefeiert wird.

Mainwaſſer-Wärme: Am 25. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 13 Grad.

Wilh Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Freitag, 25. Auguſt. (Zum erſten Mal wiederholt): **Graf Waldemar**, Schauſpiel, in 5 Abth. von Guſtav Freitag.

Samſtag, 26. Auguſt. **Norma**, große Oper in 3 Abth., von Seyfried, Muſik von Bellini.

Sonntag, 27. Auguſt. **Der Pfarrherr**, Original-Schauſpiel in 5 Abth. von Charl. Birch-Pfeiffer. Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro 234. Samſtag den 26. Auguſt 1848.

Der räthſelhafte Leichenzug.

Ein Erlebniß in Berlin. Mitgetheilt von M. Dornwald.

(Schluß.)

„Die ungeſchwächte Jugendkraft des jungen kräftigen Offiziers ſetzte denſelben bald in den Stand, ſein Lager zu verlaſſen, und ſein erſter Gedanke war, ſeiner jungen Lebensretterin den Dank darzubringen, von dem ſein Herz erfüllt war. War aus ſeinen phantaſiereichen Träumen und aus dem erſten Erwachen des Selbſtbewußtſeyns noch eine Erinnerung zurückgeblieben, ſo hatte dieſe in ihm ein Bild zurückgelaſſen, das in ſich etwas Ueberirdiſches trug. Jetzt, nachdem die Wirklichkeit des irdiſchen Lebens mit jedem Tage ſeinem unbefangenen Blicke näher trat, jetzt wollte er prüfen, ob auch das tiefe Gefühl, das jene Erſcheinung in ihm erregte, im irdiſchen Walten ſeine Kraft bethätigen würde.

Er trat unangemeldet in das Wohnzimmer ein, und war nicht wenig überraſcht, als er vor ſich zwar nicht jenes überirdiſche Weſen einer aufgeregten Phantaſie, wohl aber ein blühendes, liebliches Mädchen ſah, das eben beſchäftigt war, die Blumen zu begießen, die das Fenſter des Zimmers zierten. Schnell ſetzte ſie die kleine Gießkanne aus den Händchen und nahte ſich freudelächelnd dem Eintretenden; ja, es war kein Zweifel, er ſah jene liebliche Erſcheinung vor ſich. Wenn gleich der ſtrahlende Schein ihr Haupt nicht umgab, ſo leuchtete doch aus den Augen jener unſchuldvolle, fromme Blick, mit welchem ihr Gebet damals begleitet war.

„Sie ſcheinen es ſich zur Aufgabe gemacht zu haben, mein Fräulein,“ hub der Capitain an, „dahinſinkende Leben ſtets zu friſchem Daſeyn zu erwecken. Davon geben dieſe Blumen und ich ſelbſt ein erfreuliches Zeichen. Iſt es doch nächſt Gottes Gnade nur allein Ihr Werk, daß ich neue Kraft und Lebensluſt in mir ſpüre, ſo daß ich meinen ſchwachen Dank für Ihre wohlthuende Pflege jetzt aus der Fülle meines Herzens Ihnen ſagen kann.“

Mit dieſen Worten ergriff er ihre zarte Hand und drückte einen Kuß darauf; das Mädchen entzog ſie ihm aber mit freundlichem Lächeln, meinte, nur ihre Pflicht als ächte Patriotin gethan zu haben, und bedauerte, daß Väterchen, durch Amtsgeſchäfte verhindert, dieſen erſten, ſo lieben Beſuch nicht habe mitfeiern können. Sie bat ihn, ſich zu ſetzen; und als nun ſpäter der alte Herr mit der frohen Nachricht des Sieges der großen Völkerſchlacht bei Leipzig nach Hauſe kam und ein Fläſchchen uralten Rheinweines aus dem Keller hervorholen ließ, da mußte auch der Franzoſe und der Baier hinein, um auf die Geneſung des Capitains, der mit ihren Verhältniſſen ſo genau verbunden war, ein Glas mitzutrinken. Der Franzoſe, der durch ſeine Bleſſur für den Militärdienſt untauglich geworden war, hatte durch ſeine Anhänglichkeit an den jungen Offizier bereits das ganze Vertrauen deſſelben gewonnen, und war auf ſein Bitten in die Dienſte deſſelben getreten.

Von jetzt an war der Capitän der tägliche Gaſt des Hauſes, und da die Herzen ſich bereits gefunden, ſo ſprach die Liebe zu einander ſich auch bald aus, und der Vater, der ſchon lange dieſe Neigung ſeiner Tochter bemerkt hatte, ſegnete dieſen Bund, da er in dem Capitain nicht nur einen Helden erkannt hatte, ſondern auch in ſeine übrigen ſehr vortheilhaften Verhältniſſe eingeweiht war. Es wurde nun beſchloſſen, daß nach vollendetem Feldzuge der Capitain ſein Mädchen heimführen ſollte, und als nun nach Verlauf mehrerer glücklichen Wochen die Stunde des Abſchiedes ſchlug und mit ſchwerem Herzen die Thräne der Trennung geweint war, da zog der Capitain, der Ehre und ſeinem Berufe folgend, ſeinem Heere nach. Auch der Baier hatte bereits das Haus verlaſſen und war ſeiner Truppenabtheilung gefolgt, die unter Feldmarſchall Wrede ſich der gemeinſamen Befreiung des Vaterlandes angeſchloſſen und bei Hanau dem fliehenden Feinde ein ſchreckliches Lebewohl über den Rhein nachgeſandt hatte.

Unſern Held, von ſeinem treuen Kanonier niemals verlaſſen, führte Gottes weiſe Vaterhand durch ſpäter ihn umſchwebende Gefahren glücklich hindurch. Nach dem ſo glorreich beendetem Kampfe kehrte er in die Arme ſeiner Geliebten, mit dem eiſernen Kreuze geſchmückt und mit höherer militäriſcher Würde verſehen, zurück, löſte ſein gegebenes Männerwort nach treuer deutſcher Weiſe, und ward hiefür durch die aufrichtigſte und innigſte Liebe belohnt.

Mit ſeiner Neuvermählten und ſeinem treuen Diener bezog er hier in Berlin, woſelbſt ſein Regiment in Garniſon verlegt ward, ſein Quartier. Die erhaltene Wunde aber hatte doch ihre Nachtheile; ſie zehrte unmerklich nach und nach die Lebenskräfte des edeln Mannes auf, der ſonſt gewiß ein weit höheres Alter erreicht haben würde.“

Mit Intereſſe war ich der Erzählung des Unbekannten gefolgt. Es lag mir in dem Verhältniſſe des Capitains und ſeiner beiden Feinde, die ihm und den Seinen den Tod geſchworen hatten und ſpäter mit ſo großer Liebe ihm anhingen, etwas ſo Eigenthümliches und ich möchte ſagen pſychologiſch Räthſelhaftes, daß ich kaum bemerkte, wie wir auf den Friedhof und in die Nähe des Grabes gelangt waren.

Der Leichenzug näherte ſich nun demſelben, und nachdem eine auf das Leben des verblichenen Helden ſich beziehende Rede durch den anweſenden Geiſtlichen gehalten worden war, donnerte das erſte Valet der Krieger über den Sarg in die Lüfte.

„Sehen Sie dort die verſchleierte Dame im tiefen Traueranzuge, von Ihrer königl. Hoheit der Prinzeſſin Carl unterſtützt,“

Digitized by Google

raunteſ mir der Unbekannte zu, „ſie war jene Stillbetende am Krankenlager des Geliebten, iſt die Gemahlin des Helden, welcher ſo eben in's Grab geſenkt wird.“

Da donnerte die zweite Salve über den eingeſenkten Sarg, und die nächſten Umſtehenden, unter ihnen die Prinzen des königlichen Hauſes, warfen ein Jeder als letztes Zeichen ihrer Achtung und Liebe, eine Hand voll Erde in die Gruft.

Da unterbrach der Unbekannte wieder mit leiſen Worten die tiefe Stille: „Der Führer des Reitpferdes dort iſt der Franzoſe, ſein treuer Diener, der Kanonier.“

„Und wer war der Mann, dem alle dieſe Feierlichkeiten galten, und deſſen Schickſale die Theilnahme Aller ſo ſehr in Anſpruch nehmen?“ fragte ich.

„Es war der Obriſt, Baron von Trützſchler, Kommandeur der Kaiſer Alexander Grenadiere, der bei Lüneburg ſich für die Seinen hinopfernde Capitain,“ erwiederte der Räthſelhafte. „Der bairiſch: Grenadier aber bin ich.“

Da erdröhnte das dritte und letzte Balet, und verſchwunden war der Geheimnißvolle, ohne daß ich unter dem Menſchengewühl ihn zu entdecken vermochte.

Die Tamboure ſchlugen einen heitern Marſch. Im Geſchwindſchritt ſchwenkte das Regiment von der Begräbnißſtätte ihres heldenmüthigen edeln Führers, und lange mußte ich über Alles nachgedacht haben: denn als ich um mich blickte, gewahrte ich nur noch den Todtengräber und ſeine Genoſſen, wie ſie die letzte Schaufel Erde auf den neuen Hügel warfen und ſich gleichfalls anſchickten, den Kirchhof zu verlaſſen.

Barbaroſſa's Gruß
an den Erzherzog Johann.

Der alte Barbaroſſe
Iſt wiederum erwacht;
Es wich aus ſeinem Schloſſe
Die rabenſchwaeze Nacht.

Ein Steahl drang ein, ein lichter,
In des Schloſſes Felſenwand;
Das Felſenthor zerbricht er
Darauf mit ſtarker Hand.

„So will ſich denn bewähren
Was ich gehofft ſo lang,
Und was in allen Mähren
Der Sänger wiederklang!

Die Zeit, die langeeſehnte,
So iſt ſie endlich da:
Ein Deutſchland, wie ich's wähnte
Und lang im Geiſte ſah.

Befrei t aûs ſeinen Banden
Steht es verjüngt und neu;
Vom Tove auferſtanden
Ein Deutſchland ſtol und frei.

Auf denn, o Reichsverweſe
Du von der Donau Strand,
Rhein, Oder, Elb' und Weſer
Behereſche Deine Hand.

Steig' nieder von den Höhen
Tyrol's ins Thal, Johann —
Deutſchland ſoll neu erſtehen
Mit Dir, dem deutſchen Mann!

Du wirſt dee Neuzeit Kaiſee,
Ein Büeger ſeyn zugleich;
Im Parlament ein Weiſee
Wohl walten über das Reich.

Und wenn gleich den Otlonen
Deine Hand das Zepter führt,
Wirſt Du dem Volk es lohnen,
Daß es Dich hat erküet.

So ſollſt Du ihm bereiten
Die lang entbehete Macht,
Daß es, wie einſt vor Zeiten,
Erſtrahl' in reichee Pracht.“

Ludwig Wihl.

Baron Jellachich, Banus aus Kroatien.

In der A. Allg. Zeitung gibt Dr. Stadtfeld aus Gräz folgende biographiſche Skizze des Banus von Kroatien:

Joſeph Freiherr Jellachich von Buſzin, der älteſte Sohn des k. k. Feldmarſchall-Lieutenants Baron Franz, iſt zu Peterwardein am 16. October 1801 geboren. Im Jahr 1809 kam er in die Thereſianiſche Militärakademie, wo er unter dem beſondern Schutz des Kaiſers Franz volle zehn Jahre zubrachte. Schon in der früheſten Jugend zeigte der kaiſerliche Liebling große Anlagen und ſeltene Fähigkeiten. Sein Sprachtalent entwickelte ſich raſch, eine lebhafte Auffaſſungskraft gab ſich beſonders kund, und die Art und Weiſe, wie er ſeine Gedanken in ein funkelndes Kleid einzuhüllen verſtand, zeichnete ihn vor allen ſeinen Kameraden derart aus, daß der Kaiſer einem jeden ausgezeichneten Fremden, der ſich in Wien aufhielt, empfahl, ſeinen kleinen Jellachich zu beſuchen. Am 11. März 1819 kam der Baron Joſeph als Supernumerar-Lieutenant zu dem Baron Kneſevich Dragonerregiment, deſſen Inhaber ſein Großohm war. In kurzer Zeit wurde der junge Offizier, welcher ebenſo genial als heiter war, von all ſeinen Kameraden geſchätzt, ja angebetet, von ſeinen Chefs geachtet und geliebt, und ſein Name bekam ſehr bald einen ausgezeichneten Klang in der ganzen Armee Seit dem 1. Mai 1825 Oberlieutenant war er nahe an zwei Jahren Adjutant beim Freiherrn Leopold Geramb in Wien, und rückte am 28. Dezember ins Regiment wieder ein. Zum Kapitän Lieutenant am 1. September 1830 im Oguliner Gränzregiment befördert, befehligte Baron Joſeph die ſiebente (Dresniker genannte) Kompagnie am Kordon, wo er unter den damaligen unruhigen Verhältniſſen öfters ausrücken mußte und jedesmal Ehre einlegte. Im März 1831 marſchirte er nach Italien mit dem erſten Bataillon, deſſen Hälfte er bei großen Manövern kommandirte. Dort zog er die Aufmerkſamkeit derart auf ſich, daß der Feldmarſchall Radetzky ihn öfters belobte und ſtets auf die ehrenvollſte Weiſe behandelte. Im Jahr 1835 kehrte der unterdeß wirklicher Hauptmann Gewordene mit dem obenerwähnten Bataillon wieder ins Land zurück. Am 17. October rückte er an der Spitze deſſelben Bataillons gegen Bosnien, that ſich beſonders in dem Treffen bei Kladuſch hervor, und wurde in Folge deſſen für ſeine glänzende Führung öffentlich belobt. Im Februar 1837 wurde er Major beim Gollner, jetzt Erzherzog Ernſt, Infanterieregiment, und zugleich Adjutant bei dem Feldzeugmeiſter und Gouverneur von Dalmatien,

Digitized by Google

von Lilienberg. Für den Baron Jellachich wurde dieſe Epoche großer Thätigkeit. Bei dieſem Militärgouver- atte er tauſend Gelegenheiten, unter ſeinem geiſtreichen ſchon früher erworbenen großen Talente in Anwendung und dieſelben noch weiter auszubilden. Damals ere wichtige Ausarbeitungen aus ſeiner gewandten nders in den Angelegenheiten und über die Verhält- Montenegro. General Graf v. Lilienberg forderte viel n Adjutanten; allein dieſer leiſtete noch mehr, als von igt und erwartet wurde, und erwarb ſich auf dieſe vollſtändigſte Zufriedenheit und Anerkennung ſeines teten Chefs. Im Jahr 1841 verließ er den Grafen rg und ging als Oberſtlieutenant zum erſten Banal- ient, mit welchem er 1842 als Oberſt mehreren Kon- den türkiſchen Unterthanen ſtets ehrenvoll beiwohnte. eſecht bei Posvid (1845), welches er mit den Bos- ıd, nachdem er ihnen 34 Häuſer als Repreſſalie ab- und ſie, ſeiner Inſtruktion gemäß, ordentlich gezüchtigt e, entwickelte der Oberſt ebenſo viel Geiſtesgegenwart als Tapferkeit. Während eines ſehr ungünſtigen Rückmarſches durch moraſtige Gegenden hatte er einen Verluſt von nur 60 Mann zu bedauern, welcher Verluſt unter dem Kommando eines weniger entſchloſſenen und geſchickten Offiziers weit größer hätte werden müſſen. Der Rückzug iſt der Probirſtein des ächten Feldherrn; Oberſt v. Jellachich führte ihn mit beſonderm Takt und Talent aus. Während der Friedenszeit füllte der Oberſt ſeine freien Augenblicke mit poetiſchen Verſuchen aus, die den längſt verrathenen Dichter noch mehr in ihm beſtätigten. Im März 1848 ernannte der Kaiſer den Baron Joſeph zum Generalmajor, zum Banus von Kroatien, Slavonien und Dalmatien, zum wirklichen Geheimrath, und einige Tage darauf auch zum Feldmarſchall-Lieutenant und kommandirenden General in Agram. Der Tag war gekommen, wo der biedere Mann, der treue Unterthan, der ächte Sohn Kroatiens eine gewaltige Aufgabe muthig ſich aufbürdete, vor welcher vielleicht jeder Andere erblaſſend zurückgetreten wäre. Die Zeit war verhängnißvoll, unerhört ſchwer; es konnte dieſe ſchauerliche Laſt nur von einer von Ergebenheit und Vaterlandsliebe durchglühten Seele übernommen werden, die an ihren Kaiſer und an ihre Heimath weit mehr, als an ſich ſelbſt dachte.

Feldmarſchall-Lieutenant Baron Jellachich hat, trotz der ungünſtigen Verhältniſſe, Unglaubliches geleiſtet. Das Land hat ihm die Ruhe und Ordnung zu verdanken, der Monarchie hat er dadurch eine ihrer gewaltigſten Stützen erhalten, und dies Alles iſt die natürliche Wirkung ſeiner höchſt ſeltenen Gaben, wie auch der allgemeinen Liebe und Verehrung, welche er von jeher mit vollem Recht genießt. Wie natürlich iſt auch dieſe Hingebung zu ihm! Man ſehe nur einmal den General vor der Fronte reiten, man höre ihn die Soldaten anreden, ſo überzeugt man ſich augenblicklich und für immer, daß er zum Befehlen geſchaffen iſt. Es gibt aber auch ſelten eine einnehmendere Reiter-Erſcheinung, man findet nirgends einen ſolchen Redner, deſſen kurze Worte das Innerſte des Menſchen beſſer zu bewegen vermöchten. Die Maſſen bewundern ihn und beten ihn an. Der Soldat wird ſtets dem Jellachich gehorchen und folgen, wenn er ſogar in voller, wilder Empörung von dieſem General überraſcht werden ſollte, weil der Soldat weiß und fühlt, daß Jellachich ſelbſt ein Soldat iſt. Folgen wir dem Staatsmann in eine öffentliche Sitzung: hier gibt ihm ſein biederer gerader Sinn, in Verbindung mit ſeinen Erfahrungen und Talenten, einen Nimbus, wie ihn die Menge bei einem Oberhaupt ſucht und verlangt. Außerdem werden, wie bekannt, die Menſchen durch perſönlichen Muth, durch männliche Energie und Ausdauer ſtets beſtochen und beugen ſich unwillkürlich davor. Man ſchaue nur den Baron Jellachich an, und man wird auf ſeiner Stirn, in ſeinen feurigen Augen die eiſerne Willenskraft erblicken. Unter Napoleon wäre Jellachich gewiß ſehr jung Marſchall von Frankreich geworden, und würde auch für die Sitzungen des Staatsraths oft in Anſpruch genommen worden ſeyn — das iſt meine Ueberzeugung. Dringen Sie in das Kabinet des Banus, ſo ſehen Sie den fleißigen, ordnungsliebenden Mann zwiſchen zwei Haufen von Akten, die in Militäriſches und Nichtmilitäriſches eingetheilt ſind, mit einer ſeltenen Leichtigkeit gediegen arbeiten. Wenige Menſchen wiſſen ihre Zeit ſo gut einzutheilen und zu benützen wie er. Seine Thüre ſteht einem Jeden offen. Stört man ihn in den anſtrengendſten und ſchwierigſten Arbeiten, ſo wird er doch ſelten böſer Laune. Sein milder, wohlwollender Charakter bleibt ſich faſt immer gleich, obwohl er ſonſt von reizbarem Temperament iſt. Bei Tafel iſt er munter und unterhält fröhlich ſeine Gäſte, für welche immer einige Plätze bereit ſind. Nach Tiſch wird eine Cigarre geraucht und eine trauliche Converſation geführt. Aber bald geht es von Neuem an die Arbeit, und ein Jeder entfernt ſich, den Mann bewundernd und verehrend. Die Abendſtunden verlebt er am liebſten im Kreiſe ſeiner Freunde, wenn ihn keine Geſchäfte rufen, was aber ziemlich ſelten iſt. Er ſchläft wenig, wie alle Männer, die viel denken. Die Thätigkeit verſcheucht den Schlummer, während deſſen ohnehin tauſend Bilder vor dem geſchloſſenen Auge ſchweben.

Verlooſung
weiblicher Handarbeiten zum Beſten der deutſchen Flotte.

Es iſt im Anfange laufenden Monats von Seiten hieſiger Einwohnerinnen ein Aufruf an „deutſche Frauen und Jungfrauen" (die hieſigen Blätter bringen ihn unterm 25 d. M.) ergangen, der ſie auffordert, zum Beſten der deutſchen Flotte thätig zu ſeyn. Die Sache fand in allen Kreiſen der Geſellſchaft Anklang und verſprach in jeder Beziehung einen günſtigen Erfolg, und namentlich durch das ſchöne und gleichartige Zuſammenwirken Aller zu Einem Zwecke. Da trat ein Umſtand ein, welcher Letzteres zu ſtören droht, und da wir darauf gerade einen beſonderen Werth legen, machen wir ihn zum Gegenſtande einer öffentlichen Beſprechung, ehe er das gemeinſchaftliche Unternehmen dauernd ſpaltet. Der Aufruf, welcher die ganze Sache angeregt hat, ſchlägt eine Verlooſung der Arbeiten vor; einige Frauen aber, die, wie es ſcheint, den wohlhabendern Ständen angehören, kehren ſich nicht an dieſen Vorſchlag, ſondern betreiben, ohne ſich mit Denen, von welchen die Anregung ausging, auch nur berathend beſprochen zu haben, die Einrichtung eines ſ. g. Bazars, d. h. die Ausſtellung der gearbeiteten Gegenſtände zum Verkauf. Dies Betragen iſt zwar ariſtokratiſch-vornehm, aber zweckmäßig, klug, patriotiſch und volksthümlich iſt es nicht. Die größere Zweckmäßigkeit der einen oder der anderen Verwerthungsart darf allein den Ausſchlag geben, und hierüber konnte man ſich ja gegenſeitig verſtändigen und die Lehren der Erfahrung zu Rathe ziehen.

Der Zweck des Unternehmens hat jedoch zwei Seiten, welche in gegenſeitiger enger Verbindung und Wechſelwirkung ſtehen: er iſt ein materieller und ein ideeller zugleich. Denn neben den Geldmitteln, welche dadurch für die deutſche Flotte gewonnen werden, ſoll zugleich Begeiſterung für Volk und Vaterland und allgemeine Theilnahme an einem gemeinnützigen nothwendigen Unternehmen in den weiteſten Kreiſen angeregt werden. Niemand ſoll ſich ausſchließen müſſen, arm oder reich, vornehm oder gering, Jeder ſoll ſich daran betheiligen können durch eine kleine oder bedeutende Arbeit, durch ein kleines oder größeres Geldopfer. Dieß kann aber nur erreicht werden auf dem, von dem

Digitized by Google

Aufrufe vorgeſchlagenen Wege, auf dem der Verlooſung. Ein Bazar iſt, ſowohl was die Lieferungen der Arbeiten, als ihren Verkauf betrifft, allein in den Händen der Wohlhabenderen, die Aermeren, der Mittelſtand ſogar muß ſich von ihm ausſchließen. Er kann ſeine beſcheidene Arbeit einer ſolchen Ausſtellung nicht anbieten; er kann bei dem Verkaufe den Preisforderungen nicht genügen, er zieht ſich vielleicht ganz zurück, weil er nicht hingehen mag, um allein zu ſehen, und nichts zu kaufen. Alles Das wird vermieden durch eine Ausſtellung, welcher eine Verlooſung folgt. Sind die hierzu gelieferten Arbeiten vielleicht auch weniger koſtbar; ſie ſind zahlreicher und mannichfaltiger; und durch die Theilnahme aller Stände ſichert ein ſolches Unternehmen auch einen größeren pekuniären Erfolg. Dafür ſpricht die Erfahrung wenigſtens in unſerer Stadt. Die Lotterie für die auswandernden Polen in den dreißiger Jahren trug fl. 2200 Gewinn, und die Ausſpielung weiblicher Handarbeiten zum Beſten der Frankfurter Lutherſtiftung an Oſtern des vorigen Jahres, eine Stiftung zu Gunſten des Deutſchkatholizismus und freien Proteſtantismus, welche im Beginne des verfloſſenen Jahres nur auf eine ſehr beſchränkte Theilnahme rechnen konnte, ergab dennoch einen Erfolg von fl. 1249. In beiden angeführten Fällen übertraf der Erlös bei weitem den Werth der verlooſten Gegenſtände! Wie viel allgemeiner wird die Theilnahme bei dem gegenwärtigen Unternehmen ſeyn, und um wie reicher ſein Ertrag. Aber wenn letzterer es auch nicht wäre, ſo müßte uns erſterer genügen: denn den geiſtigen Erfolg ſtellen wir höher, als den nächſten materiellen. Nein, wir wollen kein Unternehmen beginnen, woran ſich nur die reicheren Stände betheiligen können. An einer Volksſache muß das ganze Volk Theil haben. Wir hegen das feſte Zutrauen, daß ſich Erſtere nicht davon ausſchließen, und daß es unſerer Ausſtellung auch an Glanz und Pracht nicht mangeln wird.

Literatur.

„Katechismus der chriſtlichen Vernunft-Religion“, bearbeitet von Heribert Rau, Pfarrer. Stuttgart. Hoffmann'ſche Verlagsbuchhandlung, 1848. (6 Bogen. 20 kr.)

Der Herausgeber des obigen Religionslehrbuchs hätte ohne Zweifel noch vor zwanzig Jahren, ſelbſt in einem proteſtantiſchen Lande, Verfolgung, Gefangenſchaft, Verurtheilung als Gottesläſterer, Landesverweiſung und Aehnliches erleiden müſſen, wenn er auch nicht gekreuzigt und verbrannt wurde, und ſein Buch wäre unterdrückt worden. Daß heute ſolches nicht mehr geſchieht, beweiſt, daß die Menſchheit in ein neues Stadium geiſtiger Entwickelung getreten iſt, wo es den Dunkelmännern nicht mehr möglich, den Fanatismus dermaßen (wie noch 1839 in Zürich) gegen die Oppoſition aufzuregen, welche dem herrſchenden Kirchen-Glaubensſyſtem entgegentritt. Wie Luther vor 300 Jahren in zahlreichen Volksſchriften dem Papſt ſeine Herrlichkeit, ſeinen göttlichen Nimbus abſtreifte, weil ſchon Tauſende längſt nicht mehr dem Wahn von einer göttlichen Belehnung deſſelben fröhnten: ſo entkleidet unſer Verfaſſer Jeſum allerdings ſeiner Gottheit, an welcher Viele ſchon ſeit Jahren zweifeln, aber er verherrlicht ihn durch den Strahlenglanz eines Menſchen-Ideals in höherem Sinne, als die Prieſter, die ihn in ihrem eigenen Intereſſe zum Gotte machten. Er rückt ihn uns dadurch näher, macht ihn uns theurer und ehrwürdiger. Die Pfaffen freilich, die unwürdigen Vertreter des Heiligen, müſſen ſauer zu ſolchen Büchern ſehen, wie das des Verfaſſers; denn, wenn ihr Herr nicht mehr Gott iſt, ſo iſt auch ihre Würde gemindert, ſie ſind degradirt, weil ſie ihre Würde nicht in Das ſetzen, in was ſie der ächte Religionslehrer ſetzen ſoll und worin Jeſus von Nazareth ſie ſetzte, nämlich Führer der Menſchen zu Gott ſeyn. Was den Inhalt des obigen Katechismus genauer betrifft, ſo ſind hier — und dies iſt ſeine Bedeutung für die Kirchengeſchichte Deutſchlands — zum erſten Mal für das Volk im Großen die Grundſätze des Deutſchkatholicismus und der freien evangeliſchen Kirche in Fragen und Antworten für Jung und Alt faßlich vorgetragen; zu beſſerer Verſtändigung der Anhänger dieſer Religionsparteien ſelbſt ſowohl, als zur Aufklärung oder Widerlegung theils übelwollender, theils ſchlecht unterrichteter Gegner. Statt unverdaulicher Dogmen, den Erfindungen von Gelehrten, denen die geſunde Vernunft abhanden gekommen, oder herrſchſüchtiger Betrüger, lehrt dieſer Katechismus Glaube, Frömmigkeit, Liebe als das Höchſte im Menſchengeiſt zu erkennen. Er bezweckt, die Wahrheiten der Religion, wie ſie in jeder Menſchenbruſt, in der des Juden, des Mahomedaners wie in der des Chineſen und Hindu Anklang finden, nämlich die Furcht des Höchſten und die Liebe des Nächſten, als die wahre Lebensweisheit, zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Möchten auch dieſe Zeilen beitragen, dem Büchlein, das durch Bogenzahl und Preis auch den arbeitenden und unbemittelten Klaſſen ſich empfiehlt, recht viele heilbegierige Leſer zu erwecken, damit das Reich Gottes auf Erden mehr und mehr gefördert werde!

Korreſpondenz.

Rüdesheim, 23. Auguſt.

Heute hatten wir hier ein beſonderes Feſt, eine Verſammlung vieler der erſten Weinproducenten des an den edelſten Weinen ſo reichen Rheingaues, zur Prüfung ihrer köſtlichen Produkte. Die Herren von der volkswirthſchaftlichen Commiſſion des Parlaments zu Frankfurt, ſowie Mitglieder der Zollconferenz daſelbſt und andere Freunde der nationalökonomiſchen Intereſſen Deutſchlands waren ſehr zahlreich erſchienen. Ich bemerkte darunter die Herren Römer (Präſident), Hermann (Vicepräſident der volkswirthſchaftlichen Commiſſion), v. Reden, Bierſack, Rommel, Eiſenſtuck, Oſterath ꝛc. aus Frankfurt, den um den rheingau'ſchen Weinbau verdienten herzogl. Hofkammerrath Köpp, die Herren o Ritter aus Rüdesheim, Dreſel aus Geiſenheim, Kratz aus Oeſtrich, die, gleich dem Hrn. Sahl, in deſſen in jeder Beziehung ausgezeichnetem Gaſthofe (Hotel Darmſtadt), am Rheine, Bingen, der Rochuskapelle und Kempten gegenüber wunderſchön gelegen, die Verſammlung ſtattfand, zu den erſten Weinproducenten des Rheingaus gehören. Außer den zahlreichen Proben der edelſten Weine des Rheingaues, welche deren Producenten beigebracht, hatte der herzogliche Keller 30 Flaſchen 1834r Steinberger Cabinetswein, eines der allerkoſtbarſten Produkte des deutſchen Rheines (die Flaſche wohl im Werthe von 6 bis 7 fl.), ſowie die Herren Burgeff und Schweickart zu Hochheim und Müller zu Eltville ausgezeichnete mouſſirende Weine zur Tafel geliefert, welche das Hotel Sahl ſo trefflich und anſtändig ausgeſtattet hatte, daß ſie, was etwas heißen will, kühn mit Ihrer Frankfurter Küche wetteifern konnte. Die herrſchende allgemeine Heiterkeit ergoß ſich in vielen Toaſten theils in Patriotismus und Begeiſterung für des Vaterlandes Wohl, Blüthe und Einheit, den Männern, die dafür wirken, und den Intereſſen, die ſie fördern, theils in Witz und Gemüthlichkeit einzelnen Gegenſtänden des Tages. Der Geiſt der Geſellſchaft ſprach ſich für einen vermittelnden Weg zur Förderung der materiellen Intereſſen der Nation aus. Beſondern Anklang fand unter Anderm aber ein ſinnig eingekleideter Toaſt, der der Beſeitigung der Ausgleichſteuer galt. Auch der holden Frauen und Jungfrauen des ſchönen Rheingaues vergaß man nicht bei all' den Toaſten auf Herzog, Reichsverweſer, Heinrich von Gagern ꝛc. ꝛc. Jenem Toaſte reihte ſich der alte Kraftſpruch an: „Wer nicht liebt Weib, Wein und Geſang — bleibt ein Narr ſein Lebelang!“ — Erſt ſpät und nach vollzogener ſpecieller Prüfung der köſtlichen Weinproben, deren Schilderung wie den Männern vom Fache überlaſſen, trennte ſich die heitere Geſellſchaft, in jeder Beziehung höchſt befriedigt.

Mainwaſſer-Wärme: Am 26. Auguſt, Morgens 6 Uhr: 13 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Samſtag, 26. Auguſt. Norma, große Oper in 3 Abth., von Seyfried, Muſik von Bellini.

Sonntag, 27. Auguſt. Der Pfarrherr, Original-Schauſpiel in 5 Abth. von Charl. Birch-Pfeiffer. Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 235. Montag, den 28. Auguſt 1848.

Der Maler und der Teufel.

Eine Lübecker Sage.

Ungefähr um's Jahr 1350 lebte in Lübeck ein kunſtreicher Maler, der alten Schule angehörend, welcher den Pinſel ſo in ſeiner Gewalt hatte, daß er in Kirchen und Klöſtern bei Hiſtorien, in denen der Teufel mit vorkam, dieſen ſo gräßlich, abſchreckend und häßlich darſtellte, daß man nicht, ohne davor zu erſchrecken, denſelben anſehen konnte. So eben hatte der Künſtler in der Domkirche wieder eine Malerei beendet, auf welcher Herr Mephiſto in ſo ſcheußlicher, abſchreckender Geſtalt erſchien, daß man nicht genug Worte finden konnte, den Künſtler wegen ſeiner vortrefflichen und noblen Manier zu loben. Der Fürſt der Unterwelt, der zugegen war und ſolches Lob mit angehört hatte, entſchloß ſich, dem Maler in höchſteigener Perſon einen Beſuch abzuſtatten, um denſelben durch ſeine Figur zu überzeugen, daß er an einer kränkelnden Phantaſie laborire, da doch Derjenige, den er immer ſo gräßlich, fürchterlich darſtellte, gar nicht ſo abſchreckend ausſähe. Nach damaliger Mode gekleidet, natürlich auch friſirt und parfümirt, trat er mit freundlich gewinnenden Mienen bei dem arbeitenden Maler ein, lobte deſſen Fleiß und Geſchicklichkeit, und verlangte ſchließlich von ihm gemalt zu werden. Der Künſtler, welcher ſeinen Gaſt, trotz der Verkleidung, erkannte, aber ſich nichts merken ließ, bat den Fremden, ſich niederzuſetzen, ergriff Pinſel und Palette und zeichnete den Herrn Mephiſto ſo treu und ſo wahr, aber auch ſo häßlich und abſcheulich, daß dieſer das ihm hingereichte Portrait dem Maler vor die Füße warf und es eine jämmerliche Pfuſcherei nannte. Jedoch, ſich in ſeinem Inkognito entdeckt ſehend, bedachte er ſich ſchnell, ward wieder freundlich und bat den Künſtler, ihn nicht ferner ſo *ſcheußlich* zu malen, da er ihm durch ſolche Vorſtellungen, wie er ihm im Vertrauen ſagen könne, viele *Kundſchaft* entriſſe. Der Maler hörte gelaſſen dieſe gleißneriſchen Worte an, und als der Teufel geendet, erwiederte er ruhig: er müſſe bedauern, dieſe an ihn gerichtete Bitte nicht erfüllen zu können, da nach ſeiner einmal gefaßten Idee Derjenige, von dem die Rede ſey, gar nicht ſo gräulich und ſchrecklich gemalt werden könne, als derſelbe ſich in optima forma zeige. Herr Mephiſto nieſ'te, wollte auffahren, bedachte ſich aber zu rechter Zeit, und in vorigem Tone fortfahrend, bot er dem Maler ſeine große *Freundſchaft* an, wenn er ihm verſpräche, in Zukunft glimpflicher bei ſeinem Portrait verfahren zu wollen.

Um ſolche Freundſchaft nun aber war es unſerm Maler gar nicht zu thun, weßhalb er denn beſtimmt antwortete, daß er von nun ab alle ſeine Kunſt aufbieten werde, den Satan *noch* häßlicher, als bisher geſchehen, in Kirchen und Klöſtern, und wo er nur Gelegenheit dazu fände, auf die Leinwand und an die Wand zu malen.

Da aber grinſ'te der Teufel gräßlich, und die Krallen drohend gegen den dreiſten Maler ausſtreckend, rief er wüthend: „Du ſollſt an mich denken, elender Farbenkleckſer, und bereuen, daß Du meine Dir angebotene Freundſchaft ſo geringſchätzend zurückgeſtoßen haſt! Ich will Dir einen Streich ſpielen, — einen Streich, der Dir Bauchgrimmen und Zähneklappern verurſachen ſoll! Denk' an mich!" Und kochend vor Wuth ſchnob er davon.

„Gute Verrichtung," lachte der Maler ihm nach und ſetzte ſich wieder an ſeine Arbeit, das Vorgefallene in den Fluß Lethe werfend.

Vier Wochen waren ungefähr ſeit dieſem Beſuche vergangen, und der Maler dachte kaum noch an den Schwarzen und deſſen Drohung. Herr Mephiſto aber war thätig; er nahm des Malers Geſtalt und Kleidung an, ging zu einem Tuchhändler, der des Künſtlers Gönner war, und ließ ſich unterſchiedliche feine Tuche vorlegen, kaufte dann für eine ziemlich große Summe, und bat, man möchte ihm morgen die Rechnung zuſtellen. Der Tuchhändler übergibt dem verkleideten Teufel ein großes Packet Tuch, und dieſer trägt es in des Malers Haus und ſchiebt es ungeſehen unter deſſen Bette. —

Am andern Tage, da unſer Maler ruhig bei der Arbeit ſitzt und mit kunſtgeübter Hand an einem Phantaſiebilde malt, das ein reicher Patrizier beſtellt hatte, ſtörte ihn in ſeiner Seelenſchwärmerei der Ladenburſche des Tuchhändlers und überreichte ihm die bewußte Rechnung. Der Maler lacht dem Jungen in's Geſicht und fragt ihn endlich, ob er toll ſey; er wiſſe von keinem Tuche, und wäre auch noch nie in ſeinem Leben auf eine ſo verſchrobene Idee gerathen, ſich ſo viel Tuch auf einmal zu kaufen. Der Burſche blickte anfangs den Künſtler ungewiß und verwirrt an, äußerte aber dann, er hätte das Tuch doch geſtern in eigner Perſon im Laden ausgeſucht und mitgenommen und gebeten, ihm heute die Rechnung zu ſenden. Da konnte der Maler nicht länger an ſich halten, er faßte den Burſchen bei dem Kopfe und warf ihn zur Thüre hinaus. Der arme, ſo gemißhandelte Burſche klagte weinend ſeinem Prinzipal die erduldete Mißhandlung, erzählte, was ihm begegnet, und ſchloß endlich ſeine Jeremiade damit, daß der Maler ſich weigere, das Geld zu bezahlen. Der Tuchhändler wendet ſich ſogleich an die Herren des Gerichtes, erzählt ihnen den ganzen Vorgang, und verlangt, daß das Gericht ihm zu ſeinem Rechte verhelfe. Es wird demnach ein Gerichtsdiener zu dem Maler geſchickt und ihm vorher die Weiſung gegeben, Hausſuchung vorzunehmen, wenn bewußter Maler läugne, das Tuch gekauft zu haben. Mit wichtigthuender Miene und groben Worten, wie es ſo gebräuchlich unter der dienenden Klaſſe, wenn man eine Rolle zu ſpielen bekommt, verlangte dieſer das Tuch oder das Geld dafür. Der Maler, verſtimmt und ärgerlich über die abermalige Störung in ſeiner Kunſt, fährt auf und vermißt ſich auszurufen: „Iſt denn auch ſogar das Gericht toll geworden? Ich weiß von keinem

Digitized by Google

Tuche, ich habe keins gekauft, und bin auch nicht gewilligt zu bezahlen! Durchſucht meine Wohnung nach Belieben, und findet Ihr bei mir das beſprochene Tuch, ſo hängt mich an den höchſten Galgen!“

(Schluß folgt.)

Noth der Weber.

Ein Verſuch, die Arbeiterfrage practiſch zu löſen.

** Aus Schleſien, 20. Auguſt. Jeder Verſuch, dem beſtehenden Elende der arbeitenden Klaſſe abzuhelfen, verdient eine genaue Berückſichtigung, und es ſoll ſtets die Aufgabe der Tagespreſſe ſeyn, die Löſung der ſocialen Frage auf friedlichem Wege zu unterſtützen. Statt die künſtliche Trennung zwiſchen Beſitzenden und Beſitzloſen zu fördern, ſtatt die Kluft zu vergrößern, wollen wir mit Entſchiedenheit, was in unſeren Kräften ſteht, zur Ausgleichung und Verſöhnung beitragen, und jede Gelegenheit ergreifen, die Intereſſen Aller zu verſchmelzen. Nicht der Haß und die Erbitterung, nicht die rohe Gewalt von beiden Seiten werden dieſen Kampf beenden, ſondern die Vernunft und die Humanität können allein zu dem gewünſchten Ziele führen. Wir erwarten noch immer das Heil der Welt eher von einer Organiſation der Arbeit, als von den Kartätſchen eines Cavaignac. Nur die Beſchränktheit und Niederträchtigkeit kann ſich über das Gemetzel in Paris freuen, und als letztes Mittel gegen das heranwachſende Proletariat die Füſilade und den geſetzmäßigen Mord empfehlen. Ihr ſchlagt der Hyder ein Haupt ab, und neue Köpfe wachſen ihr im Augenblicke; ihr ſäet die Zähne des todten Drachen, und gewappnete Männer ſteigen aus der Erde empor, welche den Kampf von Neuem beginnen, an die Stelle der 1000 Erſchlagenen treten 100,000, welche um Brod ſchreien.

So wenig wie in Frankreich fehlt es bei uns an einem Proletariat; die Noth im Eulengebirge und in Oberſchleſien liefern Beweis dafür. Vorzugsweiſe trifft das Elend eine Klaſſe der Geſellſchaft, die armen Weber, welche durch eine Reihe unglückſeliger Verhältniſſe dem Verderben preisgegeben wurden. In Katſcher, einem kleinen Städtchen Oberſchleſiens, und deſſen Umgegend (Neu-Katſcher, Lehn Langenau, Fürſtl. Langenau, Tropplowitz, Bauerwitz u. ſ. w.) leben gegen 4000 Meiſter, welche, ohne Beſchäftigung, das Nothdürftigſte nicht mehr verdienen konnten. Durch gegenſeitige Concurrenz gedrückt, war ihr Einkommen auf eine Weiſe geſunken, daß allgemeine Verarmung mit allen ihren Folgen eingetreten war. Der Typhus, welcher dort zum Theil noch herrſcht, fand eine abgezehrte Bevölkerung, welche der Krankheit als Beute fiel. Die Hülfe, welche ſchon von der vorigen Regierung beanſprucht und nicht geleiſtet worden, kann nur immer eine palliative ſeyn. Die ſchlichten Leute fühlten dies, und eingedenk des alten Spruches: „Hilf dir ſelbſt, ſo wird der Himmel dir auch helfen“, haben ſie eine Aſſociation gegründet, welche, wenn das beſitzende Publikum ſie unterſtützt, ſegensvoll für die dortige Umgegend und ein lehrreiches Beiſpiel für den ganzen Staat werden kann. Um ihr Unternehmen, Arbeit für jeden Meiſter zu ſchaffen, in's Leben zu rufen, bedarf es eines Anlage-Capitals von 15,000 Rthlrn. zum Einkauf der nöthigen Garne, Vorrichtungen u. ſ. w.

Es ſind deshalb gegen 1000 Stühle zuſammen getreten, von denen jeder 5 Rthlr. einlegt. Dieſelben haben einen Vorſtand aus 12 Perſonen und einen kaufmänniſchen Geſchäftsführer gewählt, der 1000 Rthlr. Caution gezahlt hat. Dieſes Grundcapital von 6000 Rthlr. wird bei dem Stadtgericht zu Bauerwitz niedergelegt und bildet die Garantie für 3000 Actien, welche à 5 Rthlr. ausgegeben werden. Bis jetzt ſind, ſo viel wir Gelegenheit zu hören hatten, für 7000 Rthlr. verausgabt. *) Der Vorſtand ſchafft für jeden Meiſter, welcher der Aſſociation beitritt, Garne zur Arbeit, welche ſofort baar bezahlt wird. Fehler, Nachläſſigkeit oder Betrug werden unnachſichtlich mit Geldſtrafen oder Ausſtoßung aus der Aſſociation gebüßt. Die empfangenen Waaren werden von dem Vorſtand dem Geſchäftsführer übergeben, der den Verkauf derſelben, wie den Einkauf der Garne zu beſorgen hat. Die Vortheile einer ſolchen Aſſociation ſind einleuchtend, da bis jetzt der Weber ſeine Garne durch Zwiſchenhändler bezog und deshalb zu den theuerſten Preiſen bezahlen, oft wegen Mangel an Geld die Arbeit ganz einſtellen mußte. Da er Fabrikant und Verkäufer zugleich war, ſo ging ihm nothwendig viel Zeit bei dieſem doppelten Geſchäfte verloren, hauptſächlich aber ſchadete ihm die Concurrenz und die Nothwendigkeit, ſchleunig und zu niederen Preiſen zu verkaufen, um die Mittel der Exiſtenz zu gewinnen und durch Ankauf der Garne eine neue Arbeit beginnen zu können. Alle dieſe Uebelſtände werden nun durch dieſe Aſſociation vermieden, ſo daß der Weber nicht mehr Noth zu leiden braucht, und dem wucheriſchen Händler, der ſeine Verlegenheit benutzt, zur Beute wird.

Der Ertrag einer ſolchen Einrichtung iſt nach genaueſter Berechnung ſo bedeutend, daß nicht nur allein das Capital zu 5 Prozent verzinſt und jährlich 1000 Rthlr. amortiſirt werden können, ſondern auch eine beträchtliche Dividende zu erwarten iſt, da es keinesfalls an Abſatz fehlt. Bereits ſind für 7000 Rthlr. Darlehnsſcheine ausgegeben; noch müſſen für 8000 Rthlr. verausgabt werden, ehe dieſes ſegensreiche Unternehmen in's Leben treten kann. Wir wünſchen, daß ſowohl die Regierung **), als auch Privatleute die Geſellſchaft unterſtützen mögen, welche für das geringe Capital von 5 Rthlr. für die Actie die größtmöglichſte Sicherheit und einen billigen Zinsfuß darbietet. Nur auf dieſe Weiſe, wenn irgend wie, kann die Arbeiterfrage gelöſt werden, wenn nämlich beide Factoren, Kapital und Arbeit, welche ſich noch feindlich gegenüber ſtehen, ſich zu einem friedlichen Bund vereinen. Aus ſich ſelber muß die Hülfe für das Proletariat kommen, Ordnung und Arbeitsluſt muß ſich aſſociiren; aber der Beſitzende darf dieſe ehrenwerthen Beſtimmungen ſeinen arbeitenden Brüdern nicht vornehm ignoriren, ſondern muß ſich bei Allem betheiligen, was das Loos dieſer Klaſſe erleichtern und verbeſſern kann. Nur Eintracht kann das große Werk fördern

*) Unter den Darlehnsgebern befinden ſich der König und die Königin von Preußen, faſt ſämmtliche preußiſche Prinzen, Frau Fürſtin von Liegnitz, Hr. Biſchof Dr. Eylert, Profeſſor Grimm und andere mehr.

**) Der Verfaſſer des Planes und General-Bevollmächtigter des Webervereins, Hr. Leopold Ring, Kaufmann in Ratibor, hat ſich, um Unterſtützung bittend, an das königl. preuß. Miniſterium gewendet und hierauf Antwort, die wir mitzutheilen im Stande ſind, erhalten: — „Ew. Wohlgeboren eröffne ich auf Ihre Vorſtellungen vom 14. und 21. hujus, die Begründung eines Weberaſſociations-Vereins in Katſcher betreffend, wie ich einen ſolchen Verein daſelbſt ins Leben gerufen zu ſehen, für ganz ſach- und zeitgemäß erachte, auch hoffe und wünſche, daß derſelbe zum Wohl der armen Weber kräftig und fröhlich gedeihen und Veranlaſſung werden möge, daß dergleichen Aſſociations-Vereine nicht nur in der Provinz Schleſien, ſondern auch in allen übrigen Provinzen unſeres theuren Vaterlandes, wo zur Zeit ſolche oder ähnliche traurige Verhältniſſe der Weber wie in Katſcher vorhanden, ins Leben treten und ſich ſegensreich mehr und mehr verbreiten. Zur Zeit vermag ich zwar, zu meinem Bedauern, wegen Mangels disponibler Fonds, zur kräftigen Förderung der ſchönen Zwecke des dortigen Vereins in der von Ihnen beantragten Weiſe Nichts zu thun. Ich hoffe jedoch, bald Gelegenheit zu erhalten, dem Katſcher-Vereine zur Förderung ſeiner Zwecke in geeigneter Weiſe eine Unterſtützung zu Theil werden laſſen zu können. Berlin, den 23. Juli 1848. Der Miniſter für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Milde.“ — An den Kaufmann Hrn. Leopold Ring, Wohlg. z. z. Hierweil.

Digitized by Google

und das drohende Ungewitter ableiten. Unſer Wahlſpruch iſt: **Friede den Paläſten der Reichen, Glück und Zufriedenheit den Hütten der bisher Armen!**

Wichtig für Auswanderer.

In Pennſylvanien, einem der älteſten und bevölkertſten Staaten Nordamerika's, ſind noch ſehr große Flächen guten Landes zu billigen Preiſen zu verkaufen. Nach der Behauptung aller unparteiiſchen Kenner iſt für die deutſchen Emigranten kein Staat paſſender, als Pennſylvanien. Hr. J. B. Werner, königl. würtembergiſcher Finanzkammer-Director, in ſeinem Werk über Amerika, ſtellt mit Recht Pennſylvanien an die Spitze. Derſelbe Vorzug wird dieſem Staate gezollt von dem Hrn. Baron van der Straten und von der Emigrationsgeſellſchaft in New-York. Um ſich von der günſtigen Lage dieſes Landes und von deſſen vielen Vorzügen zu überzeugen, bitten wir unſere Leſer, die Landkarte zur Hand zu nehmen. Vermittelſt des Fluſſes Susquehanna, welcher ſeine Arme weit und breit ausdehnt und durch die Cheſapeake ins atlantiſche Meer fließt, wird Pennſylvanien mit Baltimore, Philadelphia, New-York, Boſton und anderen Seeſtädten in Verkehr gebracht. Nördlich fließt der Fluß Alleghanny, welcher durch den Ohio mit dem Miſſiſſippi in Verbindung tritt. Nördlich ſind die großen See'n, welche den Weſten mit dem Oſten verbinden. Das ganze Land iſt durchſchnitten von Eiſenbahnen und Kanälen. Ueberall ſieht man blühende Städte, Dörfer und Landgüter. Der Boden iſt nicht nur äußerſt fruchtbar, ſondern auch reich an Kohlen und Erz jeder Art. Das Klima iſt ſehr milde und geſund. Dieſe und andere Vortheile haben ſo viele Deutſche angezogen, daß man Pennſylvanien oft das amerikaniſche Deutſchland nennt. Im nordweſtlichen Theile dieſes Staates, in der Grafſchaft Elk unter 40° nördlicher Breite, liegt die St. Maria-Colonie. Obſchon dieſe Colonie erſt vor wenigen Jahren gegründet wurde, ſo zählt ſie jetzt ſchon über 2600 Einwohner, hat Schulen und Kirchen, Mahl- und Sägemühlen, gute Hotels und mehrere Kaufläden. Nächſtes Jahr wird der Regierungsſitz der Grafſchaft dahin verlegt werden. Mehrere Ortſchaften mit Kirchen und Schulen ſollen bald wieder angelegt werden. Aus Belgien allein werden nächſtes Jahr über 100 Familien dahin ziehen. Die vielen Bedingungen, die früher den Eintritt erſchwerten, ſind aufgehoben. Der Hr. Biſchof O'Connor, in deſſen Diöceſe dieſe Colonie liegt und der mit derſelben genau bekannt iſt, ſagt in einem Schreiben über dieſe Colonie, daß dieſelbe nicht blos in zeitlicher, ſondern auch in geiſtiger Beziehung den Vorzug verdiene vor andern Anſiedelungen. Eine Schrift, die in Regensburg erſchienen, ſagt: „Die Gegend der St. Maria-Colonie in Pennſylvanien, bewegt durch ſanfte Hügel, iſt äußerſt geſund und romantiſch. Der Boden iſt ſehr fruchtbar und reich an Erz, Kohlen, Kalkſtein ꝛc. Die Baumarten ſind mannichfaltig, wie überall in Amerika. Das Waſſer iſt das beſte Quellwaſſer. Viele Ströme und Bäche durchlaufen die Beſitzung. Der Fluß Clarion oder auch Toby genannt, der ſich in den Alleghanny ergießt und der Sinnemahoning, der in die Susquehanna fällt, bringen dieſe Anſiedelung in Verbindung mit den weſtlichen und öſtlichen Märkten. Der von Philadelphia nach Nord-Weſt aufſteigende Kanal iſt ſchon bis Milesburg, nicht ſehr weit von der Colonie, vollendet. Nördlich iſt die New-York- und Erie-Eiſenbahn. Die von Philadelphia nach dem Erie-See projectirte Eiſenbahn ſoll durch die Anſiedelung führen.

Bei dieſer Colonie ſind noch über 100,000 Acres Land zu den billigſten Preiſen zu verkaufen. Der Preis des angekauften Landes ſteigt ſchnell im Verhältniß, als die Bevölkerung zunimmt, ſo daß der Coloniſt ſein Land, das er für einige Dollars angekauft, nach einigen Jahren ſchon für 20—30 Dollars wieder verkaufen kann. — Nur dadurch, daß man die Kräfte der Emigranten concentrirt, welches durch die Anlegung von Colonien geſchieht, können deren Wünſche realiſirt und die vielfachen Bedürfniſſe befriedigt werden; während der Emigrant, ſo lange er iſolirt in den Urwäldern wohnt, ſich ganz verlaſſen und unglücklich fühlt und nur vergebens nach ſeinem Vaterlande ſeufzt.

Nähere Auskunft über jene Colonie kann erlangt werden:

In **Baltimore** bei dem Hrn. Pfarrer der St. Alphonſus-Kirche; bei dem Hrn. Albert **Schuhmacher**, Präſidenten der deutſchen Geſellſchaft, Süd Charles-Straße, Ecke von Vine-Alley und auch bei den HHn. **Benzinger** und **Eſchbach**.

In **Philadelphia** bei dem Hrn. **Herbert**, Agenten der deutſchen Wohlthätigkeits-Geſellſchaft (Mr. Herbert, Agent of the German Emigrant Society), welcher den Reiſenden ſichere Kanal-Boote nach Milesburg verſchaffen wird.

In **New-York** bei dem Hrn. **Allſtädt**, Agenten der deutſchen Geſellſchaft, Greenwich-Straße Nro. 95, und bei Hrn. **Rumpler**, Paſtor der deutſchen Kirche, dritte Straße.

Die beſte Route iſt von Philadelphia per Canal über Milesburg nach Bellefonte, wo man ſich nur an den Hrn. Kaufmann **Brockenhof** zu wenden hat.

Die über Bremen fahren, mögen ſich wenden an den beeidigten Schiffsmäkler, Hrn. Auguſt **Heinecken**, welcher gefällige Nachweiſe ertheilen wird.

Während wir gerne Ohio, Michigan, Indiana und andern nordweſtlichen Staaten ihre Vortheile einräumen, machen wir ſchließlich nur noch die allgemeine Bemerkung: Gewöhnlich, je länger ein Staat angebaut geweſen iſt, deſto geſunder iſt ſein Klima, deſto größer ſind ſeine Anlagen und Verbindungen, und deſto mehr Gelegenheit bietet ſich dem Emigranten dar, Etwas zu verdienen und ſeine Produkte zu einem höheren Preiſe abzuſetzen.

Wir warnen vor den ſüdweſtlichen Staaten, wegen der bösartigen Fieber, die ſich zu gewiſſen Jahreszeiten einſtellen. Dieſe Fieber werden theils verurſacht wegen der ſchnellen Ausdünſtung, in Folge der großen Hitze, und theils wegen der häufigen Ueberſchwemmung der großen Flüſſe, die viele andere Flüſſe und Ströme in ſich aufnehmen.

Mannichfaltigkeiten.

In der am 15. d. M. zu **Leipzig** ſtattgehabten Verſammlung des Vaterlandsvereins wurde ein Antrag auf Abſchaffung des Adels, ſowie auf Ebenbürtigkeitserklärung aller deutſchen Frauen und Jungfrauen mit den Töchtern der mediatiſirten und regierenden Fürſtenfamilien einſtimmig angenommen. (Drfz.)

Korreſpondenz.

Aus Rheinheſſen, 20. Auguſt.

Am 16. Auguſt fand zu Alzey eine Verſammlung von Proteſtanten Rheinheſſens zu dem Zwecke ſtatt, ſich über die Verhältniſſe der Landeskirche zu berathen und zu verſtändigen. Von allen Verſammlungen dieſer Art, welche bisher im Großherzogthume ſtattgefunden, war dieſe die zahlreichſte und übertraf ſelbſt die am 21. März in Darmſtadt abgehaltene um mehrere Hundert Theilnehmer, obgleich ſie faſt nur aus Rheinheſſen beſtand: es mochten 400 bis 500 Männer aller Stände vereinigt ſeyn und unter ihnen befand ſich weit über die Hälfte der evangeliſchen Geiſtlichen der Provinz. Die Verhandlungen gingen im Ganzen mit vollkommener Ruhe, mit Anſtand und Würde vor ſich,

Digitized by Google

wurden — eine nicht von Rheinheſſen ausgegangene Störung ausgenommen — mit achtungswerther Haltung bis zu Ende fortgeführt und gelangten zu einem befriedigenden Reſultate. Der größte Theil der Sitzung wurde wie billig der Verfaſſungsfrage gewidmet, an der ſich viele, zum Theil mit glänzenden Talenten begabte Redner betheiligten. Der Grundton, der ſich in allen Reden, in allen Debatten, in allen Abſtimmungen und Beſchlüſſen ausſprach, war vollkommene Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen abſoluten Kirchenregierung, für die ſich auch nicht eine Stimme erhob, lautes Mißvergnügen und Mißtrauen über die durch nichts genügend motivirte Zögerung der durch das Allerhöchſte Edikt vom 25. März verheißenen Berufung einer conſtituirenden Synode, und das beſtimmteſte Verlangen nach Selbſtregierung der Kirche durch ſynodale Vertretung. Sämmtliche Redner hielten ſich mit richtigem Takte von allem zu großen Detail entfernt und beleuchteten ſorgfältig und allſeitig die Grundlagen einer freien Synodalverfaſſung; nach einer drei- bis vierſtündigen Dauer der Verhandlungen erklärte ſich die Verſammlung einſtimmig für folgende Grundlagen:

1) Die geſetzgebende Gewalt in der Kirche kommt ausſchließlich einer Landesſynode zu, welche aus geiſtlichen und weltlichen Mitgliedern beſteht und aus freier Wahl hervorgegangen iſt.
2) Die vollziehende Gewalt liegt in den Händen des in der evangeliſchen Gemeinſchaft ſtehenden Landesfürſten.
3) Der Landesfürſt übt die vollziehende Gewalt durch eine kirchliche Behörde aus, welche von der Landesſynode gewählt iſt.

Nachdem dieſe Sätze feſtgeſtellt und angenommen waren, wurde eine Commiſſion von zwei geiſtlichen und drei weltlichen Mitgliedern gewählt und beauftragt, in einer Adreſſe an Se. k. Hoh. den Großherzog die Wünſche der Verſammlung für alsbaldige Berufung einer conſtituirenden Synode und für möglichſte Berückſichtigung obiger Grundlagen auszuſprechen. — Den zweiten Gegenſtand der Verhandlungen bildete das künftige Verhältniß der Schule zur Kirche. Der Lehrerſtand der Provinz war ſtark vertreten und mehrere Mitglieder deſſelben entwickelten in überaus ſorgfältiger und ausführlicher Darlegung ihre Forderungen für beſſere Beſoldung der Lehrer, für wiſſenſchaftliche und Univerſitätsbildung derſelben und für eine auf Selbſtregierung der Schule gegründete Organiſation der Schulbehörden. Allerdings wurde damit von der Linie abgegangen, welche die für blos kirchliche Zwecke zuſammengetretene Verſammlung hätte einhalten ſollen, da in ihrer Debatte weſentlich nur das Verhältniß der Kirche zur Schule, nicht aber die Geſtaltung der Schule gehörte, welche dieſe unabhängig von der Kirche einzurichten wünſchte. Da jedoch der Lehrerſtand ſeine Anſichten und Anſprüche ausſprechen wollte, und eine gleiche Gelegenheit für dieſen Zweck, wie die vorhandene, zahlreiche Verſammlung ſie bot, ſich nicht leicht wieder hoffen ließ, ſo wurde darauf eingegangen und erſt am Schluſſe wieder auf die urſprüngliche Frage nach dem Verhältniſſe zur Kirche zurückgekehrt. Die Erledigung dieſer Frage fand wenig Schwierigkeit. Im Großherzogthume iſt die Schule faktiſch von der Kirche ſchon längſt in der Weiſe getrennt, daß die Kirche als ſolche gar keinen Einfluß mehr auf die Schule übt und blos die Geiſtlichen im Auftrage des Staates an den Aufſichtsbehörden theilnehmen; dieſe Theilnahme wollten die Lehrer den Geiſtlichen als ſolchen entzogen wiſſen und die Verſammlung ſtimmte der Mehrzahl nach dieſem Wunſche bei. War es aber leicht für die äußere Trennung einen Ausdruck zu gewinnen, ſo zeigte ſich dagegen auch hier wie überall, wo der gleiche Gegenſtand zur Sprache kam, die unendliche Schwierigkeit einer inneren Trennung: ein ſicheres Reſultat über die Behandlung der religiöſen Erziehung der Volksjugend im Falle der Trennung wurde nicht erzielt, und ſo war es denn dieſer Verſammlung ſo wenig als allen früheren, als aller dieſen Gegenſtand behandelnden Schriften vergönnt, ein Räthſel zu löſen, für welches, wie es ſcheint, ein Schlüſſel nicht zu finden iſt.

Wiesbaden, 24. Auguſt.

Geſtern und heute fand im Lokale des naturhiſtoriſchen Muſeums dahier die Ausſtellung der in dieſem Jahre im Herzogthume Naſſau gezogenen Seide ſtatt. Der Vorſtand der Geſellſchaft zur Einführung und Förderung dieſes neuen Induſtriezweiges hat damit bewieſen, daß die Cultur dieſes edlen Produktes bei uns einen gedeihlichen Boden und eine vortreffliche Pflege findet; denn Alle, welche die Ausſtellung beſuchten, beſonders unſere Damen, waren von den Ergebniſſen der diesjährigen Ernte — der zweiten, ſeitdem die Geſellſchaft für die Verbreitung dieſes Gewerbzweiges hier zu Lande thätig iſt — freudig angeſprochen, und ſelbſt Sachkundige, deren ſich mehrere unter dem ſchauluſtigen Publikum befanden, haben ſich über die Menge und Güte der Seide und deren ſorgfältige Behandlung ſo vortheilhaft ausgeſprochen, daß man für das weitere Gedeihen dieſer Unternehmung wohlbegründete Hoffnungen hegen darf. Competente Stimmen meinten ſogar, ſchönere und beſſere Seide könne man ſelbſt in Italien und Frankreich nicht ſehen. Die Anordnung in dem Schaulokale war ſinnig und lehrreich. Mehrere lange, in Hufeiſenform zuſammengeſtellte, reinlich gedeckte Tiſche, auf welchen die Früchte des Fleißes geſchmackvoll ausgebreitet lagen, boten dem Auge des Beſchauers volle Weide. Man ſah nicht nur die Endreſultate der fertigen Seide und mehrere daraus fabrikmäßig dargeſtellte Gegenſtände, ſondern hatte zugleich Sorge getragen, ſoweit wie thunlich, auch die Entwickelung des Seidenwurmes vom Eie bis zum Cocon und von da an die ganze techniſche Behandlung des Rohſtoffs auf den verſchiedenen Stufen der Zubereitung in den Produkten ſelbſt entſprechend zu veranſchaulichen; daher neben friſch gelegten Eiern auf einem kleinen Maulbeerbäumchen lebende Raupen; neben dieſen verſchiedene Qualitäten Cocons, ausgeſchlüpfte Schmetterlinge rc. Die Fadenlänge verſchiedener Cocons nachzuweiſen, war auf einem Ellenhaspel die Länge der Fäden ermittelt und dieſelbe überſichtlich in eine Skale geordnet worden. Für die beſte Sorte der im Naſſauiſchen producirten Cocons ergab ſich auf dieſe Weiſe eine Fadenlänge von 1668, für die geringſte eine Länge von 450 Ellen. Von Seide ſelbſt waren in entſprechender Auswahl aufgeſtellt eine Quantität vorher gehaspelter Seide, darauf folgend mehrere Qualitäten geſpult und als — Trame und Organſin — gezwirnt, verſchiedene Proben gefärbter Seide, fertige Handſchuhe rc. Selbſt die Verwendung der Flockſeide zu Garn, Winterſohlen, Strümpfen, war nicht vergeſſen und bot für Kenner um ſo größeres Intereſſe dar, als dieſes Produkt ſonſt nur als Nebenprodukt, kaum beachtet, eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielt. Beſonders hervorgehoben zu werden verdient die Gleichheit und Reinheit des Fadens ſowohl der gehaspelten wie der gezwirnten Seide. Seide-Proben, die zum Vergleich aus andern deutſchen Haspelanſtalten aufgelegt waren, zeigten auch dem Unkundigen, daß die hieſige Filanda ein ſchöneres Produkt liefert und das Vertrauen rechtfertigt, welches die Anſtalt trotz ihres kurzen Beſtehens ſchon jetzt auf weithin im Auslande beſitzt: denn nicht nur unſere naſſauiſchen Seidenzüchter, ſondern auch viele aus den Nachbarſtaaten laſſen ihre Cocons hier haspeln — und die Anſtalt darf ſich rühmen, in ihren Lehrlingen, Kindern des Inlandes, vielleicht ſchon jetzt einige der beſten deutſchen Haspelerinnen zu beſitzen, — eine Anſicht, die ſelbſt von einer Autorität, wie Hludeck, unlängſt ausgeſprochen worden iſt, als demſelben auf Verlangen Proben aus der hieſigen Filanda zugeſandt wurden. Den Pflegern dieſes ſchönen Zweiges vaterländiſcher Induſtrie macht ſolche Anerkennung ihrer uneigennützigen Beſtrebungen Ehre.

Mainwaſſer-Wärme: Am 28. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 13 Grad

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 28. Auguſt. 'S letzte Fenſterln, Alpenſcene in 1 Akt, von J. G. Seydl, Muſik von J. Lachner. Hierauf folgt: Großjährig Luſtſpiel in 2 Abth., von Bauernfeld. Zum Schluß: Drei Jahre nach'n letzt'n Fenſterln, Alpenſcene in 1 Akt, von J. G. Seydl, Muſik von J. Lachner.

Dienſtag, 29. Auguſt. (Neu einſtudirt): Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländiſche Kamin, Original-Luſtſpiel in 4 Abth., mit einem Vorſpiel: Der Kaiſer und der Seiler, in 1 Akt, von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gaſtrolle) Clärchen Buren: Fräul. Maurer, aus Stuttgart.

Mittwoch, 30. Auguſt. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Abth von Friedrich, Muſik von Flotow. Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 236. Dienſtag, den 29. Auguſt 1848.

Der Maler und der Teufel.

Eine Lübecker Sage.

(Schluß.)

Der Gerichtsdiener durchſtöberte das Haus von oben bis unten, alle Ecken und Winkel, und zieht gar bald unter dem Bette den großen Pack Tuch hervor. Da erſchrickt der Künſtler und betheuert, er wiſſe wahrhaftig nicht, auf welche Weiſe das Tuch unter ſein Bett gekommen. Das half aber Alles nichts, man führte ihn in's Gefängniß, verlangt von ihm ein offenes Geſtändniß, und da er ſolches nicht geben kann, wirſt man ihn auf die Folter, ein Mittel, wodurch man in damaliger Zeit immer ſehr ſchnell zum Ziele gelangte. Auch unſer unſchuldiger Maler konnte ſolcher Pein nicht widerſtehen, er bekannte, was er nicht gethan. Das Gericht hielt ihn nun für einen heimlichen Dieb und Betrüger und verurtheilte ihn zum Strange.

Mitten in der Nacht vor der Hinrichtung ſaß der Verurtheilte noch wach in ſeinem feuchten Kerker und klagte das Schickſal an, daß es ihn auf eine ſo gewaltſame Weiſe aus ſeiner Künſtlerlaufbahn entreiße — da öffnet ſich leiſe und geräuſchlos die ſchwere Kerkerthür, und herein tritt Herr Mephiſto mit einer Blendlaterne, die er unter dem ſchwarzen Mantel halb verborgen hält. Mit einem tiefen Bückling und höhnender Freundlichkeit näherte er ſich dem Einſamen und Verſtimmten und grinzte ihm einen „guten Abend" entgegen. Der Maler fuhr aus ſeinem Sinnen auf, und als er den ſpäten Gaſt erkannte, konnte er ſich plötzlich erklären, worüber er ſich früher ſo viel, aber vergeblich den Kopf zerbrochen hatte, nämlich wie das Tuch unter ſein Bett gekommen ſey. Der Teufel mochte vielleicht ſehen, was in dem Herzen des Gefangenen vorging, denn als er die Laterne auf einen Block geſetzt hatte, fuhr er ohne Einleitung fort: „Sieh', mein Lieber, hätteſt Du vor einigen Wochen meinem Wunſch entſprochen, ſo brauchteſt Du Dich jetzt nicht mit dem garſtigen Gedanken des Hängens zu beſchäftigen. So geht's, wenn man mir trotzt und glaubt, ich ließe mit mir ſpielen; doch ich weiß noch Mittel und Wege . . . ."

Geſpannt auf den Eindruck, den dieſe ſeine Worte auf den Künſtler gemacht, hielt er plötzlich inne und ſchielte nach dem Gefangenen hinüber. Dieſer aber erwiederte keine Sylbe, würdigte ihn keines Blickes und kehrte ihm verächtlich den Rücken zu.

„So kurz vor der Zeit und noch ſo ſtarrköpfig!" brummte endlich der Verſucher, ſich ärgernd über die Feſtigkeit des Malers. „Es gibt noch ein Mittel," fuhr er dann glattzüngig fort, „Dich den Krallen des Gerichts und dem Stricke zu entziehen. *Sey mein*, und ich führe Dich augenblicklich und unangefochten aus dieſem Peſtloche!"

„Ha, Satan!" rief der Maler aufgebracht, „lieber möchte ich *zweimal* mein Leben verlieren, wenn es möglich wäre, als *einmal* mich *Dir* ergeben!"

„Nun, nun," beſänftigte Herr Mephiſto, „nur nicht gleich ſo heftig und beleidigend, ich meine es *gut* mit Dir. Glaube mir, es gibt Tauſende Deines Gleichen, die mit Freuden einſchlagen würden, wenn ich ihnen nur einen ſolchen Vorſchlag machte. Es läßt ſich aber auf eine andere Weiſe noch *ein Mittel* finden: Male mich in Zukunft auf das herrlichſte und ſchönſte, wenn ich auf Deinen Gemälden vorkomme, und ich will mich ſtatt Deiner hängen laſſen. Willſt Du dies, ſo ſchwöre es bei Deiner Künſtlerehre!"

Der Maler überlegte eine kurze Zeit, dann ging er den Vorſchlag ein, und augenblicklich löſten ſich die Feſſeln und Ketten an ſeinen Händen und Füßen. Mephiſto tauſchte ſodann mit ihm die Kleider, ſtrich ihm etwas Farbe in's Geſicht und legte ſich ſelbſt die Ketten an.

„Nun geh' nach Hauſe," ſprach er darauf, „verſchließe Thür' und Fenſterſchläge; laſſ' Keinen zu Dir und zeige Dich keinem Menſchen. Alsdann aber geh' nach dem Markte, an die Börſe oder wohin Du willſt, und zeige Dich wieder öffentlich. Und nun lebe wohl und halte, was Du verſprochen haſt, ſonſt biſt Du mir *verfallen*!"

Ungeſehen entkam der Maler aus dem Gefängniſſe, und that ganz ſo, wie ihm der Teufel geheißen. Während nun der Gerettete ſtill und erwartungsvoll im dunkeln, verſchloſſenen Zimmer ſaß, führte man ſeinen Doppelgänger zum Burgthor hinaus und erhängte ihn an dem neuerbauten Galgen. Als die Execution vollendet war, wogte die Menſchenmaſſe, die bei Hinrichtungen ja nie fehlt, wieder in die Stadt zurück, und die Straßen wurden wieder lebendig. Für unſern Maler war dieſes Getöſe eine Sphärenmuſik. Schnell entläuft er dem dunklen Zimmer, geht auf die Straße, nach dem Markte, an die Börſe, wo Alle, die ihm begegnen, ihm ſcheu ausweichen und voll Schreck und Verwunderung ſich einander ungläubig und fragend anblickten. Einige aber, die etwas dreiſter waren, ſagten zu einander: „Sieh! iſt dieſer nicht dieſen Morgen gehängt worden?" Der Maler hat ſeine Freude darüber, lacht, daß ihm die Thränen aus den Augen fließen, und ſetzt ſeinen Spaziergang einige Stunden fort. Da wird ihm von Gerichtsdienern angedeutet, zu den Herren des Gerichts zu kommen. Er folgte willig und flößte durch ſein Erſcheinen den Gerichtsherren nicht wenig Furcht ein. Endlich, nachdem die erſte Beſtürzung vorüber war, fragte man ihn: ob er nicht vor vier Stunden gehängt worden ſey? — „Ich?" fragte der Maler zurück, und beſieht ſich von oben bis unten. „Ich glaube nicht! denn wie es mir ſcheint, iſt noch *Leben* in mir!" Das merken denn auch die Herren und ſchikken ſchleunigſt den Henker hinaus an den Galgen, daß er nachſah, was er denn am Morgen eigentlich gehängt habe. Als der Büttel nun die Leiter hinaufſteigt und den Gehängten angreift,

Digitized by Google

da iſt es nur ein Schatten von einem Menſchen. Als der Frohn dieſe Nachricht den Richtern gebracht, verlangen dieſe von dem Maler ernſtlich, er ſolle erzählen, wie eigentlich der ganze Handel zuſammenhänge. Das hat denn nun der Maler auch ehrlich gethan, und die Sache von Anfang bis zu Ende dem fragenden Theile erzählt, ſo daß Jeder eingeſehen, daß nicht er, ſondern der Teufel der Dieb geweſen.

Aber der Maler warf keinen Schatten mehr.

Durch dieſe Sage iſt außer Landes das Sprichwort entſtanden, wenn Jemand nach Lübeck gewollt hat, ſo haben die Andern zu ihm geſagt: „Ja, ja, ziehe nur hin nach Lübeck, da ſchenkt man's Keinem, ſondern hängt ſowohl den Teufel als den Menſchen an den Galgen.“ R.

Der wiſſenſchaftliche Congreß am 27., 28. und 29. Auguſt zu Frankfurt a. M.

I.

Unſere Zuſtände von lange her ſind faul in allen Theilen und unhaltbar geworden; nach oben und unten ſind Gebälke, Schwellen und Tragpfeiler morſch und dem Zuſammenbrechen nahe, welches den Einſturz des ganzen ſocialen Gebäudes nach ſich zieht. Wir erkennen dieſe Baufälligkeit des Staatsgebäudes klar an den Tauſenden von Wünſchen, Forderungen und Bedürfniſſen, die aller Orts unter allen Ständen und Schichten der Geſellſchaft laut werden, an der Unzahl von Verbeſſerungs-Vorſchlägen, der Maſſe von Adreſſen an die conſtituirende deutſche Nationalverſammlung und an den Collektiv-Petitionen, den Volksverſammlungen, den vielerlei Vereinen, dem regen Eifer der nicht müde werdenden Zeitungsleſer, aus der Strebſamkeit ſelbſt der unterſten Klaſſen der Bevölkerung, aus der den Buchhandel überfluthenden Broſchüren-Literatur und den mancherlei öffentlichen Demonſtrationen. Zu den letzteren gehören nun auch und zwar vorzüglich der Zuſammentritt von Männern aus allen Landen in Nord und Süd zu gemeinſchaftlicher Berathung Deſſen, was für gewiſſe Kreiſe Noth thut. Außer dem Congreß deutſcher Demokraten, deutſcher Lotterie-Collekteure und deutſcher Schneider, Schulmeiſter und Buchdrucker iſt auch ein allgemeiner Gewerbe-Congreß zuſammen getreten; und neben dieſen für Erledigung materieller Fragen wichtigen Verſammlungen ſtehen wieder ſolche zur Wahrung der geiſtigen Intereſſen und Löſung der rein ſocialen Feagen auf wiſſenſchaftlichem Wege.

So wird ſich der deutſche Gelehrten-Congreß zu Frankfurt a. M. gerade zu einer Zeit, wo die Frage über Kirche und Schule bei der conſtituirenden deutſchen Nationalverſammlung in Frankfurt noch offen iſt und zur Berathung vorliegt, wo ſie bei dem verfaſſunggebenden Reichstage in Wien noch nicht zur Sprache gekommen und bei der Berliner Conſtitutions-Vereinbarungs-Verſammlung noch unerledigt iſt, verſammeln, um den Neubau des gelehrten Unterrichtswesens auf breiteſter philoſophiſcher Grundlage in Angriff zu nehmen, das Hochſchulweſen von Grunde aus zu reformieen.

Wie bei ähnlichen Congreſſen einzelner Stände es der Fall war, daß divergirende Intereſſen einzelne ſtreng geſchiedene Parteien unter den Fachgenoſſen und Sachverſtändigen bildeten, z. B. beim Zoll-Congreß die Freihandels-Männer und die Schutz-Zöllner, beim allgemeinen Gewerbe-Congreß und Typographen-Congreß die Zunftmänner und Männer der Gewerbefreiheit, die Meiſter und Arbeiter, ſo auch hier. In der Gelehrten-Republik haben ſich nun die Männer der freien Wiſſenſchaft zuſammen gethan und die Genoſſen der Gelehrten-Innungen, die zünftigen Fakultäts-Profeſſoren, einerſeits ſtrenge von ihnen geſondert, wie andererſeits von ihren Schülern und Zuhörern geſchieden durch die zwiſchen Profeſſoren und Studenten befeſtigte unüberſteiglich große Kluft.

Wie der Polizeiſtaat und das ancien régime vergeſſen hat, daß nicht die Unterthanen der Regierungsbeamten und Fürſten wegen blos zum Steuerzahlen und Maßregeln da ſind, ſondern die Regierung des Bürgers wegen eingeſetzt wurde, ſo glaubte auch die Profeſſoren-Zunft, die Studenten ſeyen blos ihretwegen vorhanden, um Collegiengelder zu bezahlen und ſich disciplinire, examiniren, incarzeriren, relegiren ꝛc. zu laſſen. Daher weiſt die Neuzeit eine Kälte und Entfremdung zwiſchen Lehrer und Schüler nach, wie ſie das Alterthum nicht kannte, und unerachtet ſich heutzutage der Profeſſor in einen myſteriöſen gelehrten Nimbus dünkelhaft einhüllt, bemerkt man doch, daß das inverba magistri jurare immer ſeltener wird und der Autoritätsglaube an das αὐτὸς ἔφη gebrochen iſt. — In Folge dieſer Sonderbündlerei tagen nun dermalen über das gelehrte Schulweſen in Deutſchland gleichzeitig dreierlei Verſammlungen in ſtrenger gegenſeitiger Abgeſchloſſenheit, wie ſich denn der Partikularismus und Separatismus allenthalben hindernd in den Weg ſtellt und geltend zu machen ſucht. Es ſind dieſe drei nämlich: die Profeſſoren-Verſammlung in Jena, das Studenten-Parlament in Eiſenach und der Gelehrten-Congreß in Frankfurt.

Alle dieſe Verſammlungen, ſowie jeder Sachkundige überhaupt, wünſchen dringend eine Studienreform, Reorganiſation der Univerſitäten, Retablirung der alten Pflanzſchulen der Wiſſenſchaft, Extirpation der Gelehrten-Monopole und eine regenerirte, dem Corporationsgeiſt fremde akademiſche Civität. Wir wollen damit nicht ſagen, daß kein esprit de corps, kein contubernium und Collegialität herrſchen ſolle, ſondern nur, daß der kleinlich engherzige Kaſtengeiſt des philiſteriöſen Burſchenlebens fallen und ausgemerzt werden müſſe. — Daß dieſe drei Verſammlungen die Studienreform auf ganz verſchiedenen Wegen ſuchen und anſtreben werden, ſowie daß ſie ſich unter dieſem Begriffe ganz himmelweit verſchiedene Vorſtellungen machen, daß über das Wie faſt tot capita, tot sensus ſeyn werden, läßt ſich leicht denken, um ſo weniger aber dürfte es dem Verfaſſer zu verargen ſeyn, wenn er hier ſeine unmaßgeblichen Meinungen und Anſichten über unſer gelehrtes Schulweſen und Das, was ſolchem zunächſt Noth thut, ausſpricht, wie er ſolche ſchon am 12. Juni d. J. bei der in Frankfurt a. M. ſtattgehabten „Vorverſammlung philoſophiſch gebildeter Männer zum Zwecke einer Berathung über die Gründung einer allgemeinen deutſchen Akademie der freien Wiſſenſchaften“ geltend machte.

Man wähne ja nicht, daß mit der politiſchen Reform, Aenderung des Repräſentativ-Verhältniſſes, der Staats-Grundgeſetze, Gerichtsgeſetze und Wahlmodi u. ſ. w. ſchon für Deutſchland Alles abgethan ſey! ſo wenig als wie mit bloßer materieller Erleichterung des Volkes. — Die unſere ſtaatlichen Zuſtände ſo raſch umformende Neuzeit wird Alles radikal umgeſtalten; der jetzigen politiſchen Reform muß die ſociale auf dem Fuße nachfolgen. Eine ſolche durchgreiſende ſociale Reform, welche alle öffentlichen Verhältniſſe neuorganiſirend durchdringt, unſer geſammtes Staats- und Familienleben umfaßt, iſt eine unvermeidliche Nothwendigkeit geworden. Sie wird ſich alsbald des Unterrichtsweſens bemächtigen, die Volkserziehung ergreifen; denn die Grundbedingung und Hauptabſicht der ſocialen Reform wird ſeyn die Anſtrebung einer allgemeinen, nationalen Erziehung und politiſchen Bildung.

Die ſociale Reform muß unzweifelhaft auch eine Revolution auf dem Gebiete ſowohl des Eeziehungs- und Untereichtsweſens im Allgemeinen (der Pädagogik), als der Wiſſenſchaften und gelehrten Studien (humaniora) gebären. — Es wird und muß eine neue Aera für das Studienweſen anbrechen, und es iſt noch

Digitized by Google

ſehr zweifelhaft, ob bei der zu Tage zu fördernden Studienreform das klaſſiſche Studium der alten Philologie und Philoſophie (Humanismus) den Sieg davon tragen wird über die polytechniſchen oder philanthropiniſchen Studien und Brodwiſſenſchaften (Realismus). —

Die Wiſſenſchaft muß frei, muß entfeſſelt werden; das Wort: Studienfreiheit umfaßt dreierlei Rechte, nämlich: Lernfreiheit für Alle (Abſtellung des Collegienzwangs), Lehrfreiheit (objective) für jede Theorie und Lehrmeinung (freie Entwicklung der Wiſſenſchaft), Unterrichts- und Leſefreiheit für Jedweden (ſubjective Lehrfreiheit, Ertheilung von Unterricht, venia docendi) und am Ende noch die Abſchaffung der Schul- und Collegiengelder und völlige Unentgeltlichkeit des Unterrichts, ſowie allgemeine Errichtung von öffentlichen Unterrichtsanſtalten, um die Bildung allgemein, den Unterricht zugänglich zu machen und Jedermann Gelegenheit zur Bildung zu geben.

Außer dem moraliſchen Uebergewicht, welches die höhere Intelligenz und Erudition, ſowie das hervorragende Talent verleiht, außer dieſer Ariſtokratie der wahren Geiſtes- und Herzensbildung darf es hinfort keinerlei weitere Prärogative, — und für die Wiſſenſchaft, damit ſie endlich Gemeingut Aller werde, keine Monopolien, Bannrechte und Zunftſchranken mehr geben.

Zuerſt unter allen Erziehungsanſtalten wird die Studienreform unvermeidlich die deutſchen Gelehrtenſchulen (Univerſitäten, Hochſchulen, Lyceen, Humanitätscollegien und obern Gymnaſialklaſſen) ereilen, wo bisher die Wiſſenſchaft ſtagnirte und verſumpfte in dem eckeln Brodſtudienweſen, das zu einer Dreſſur für's Examen herabſank, und noch Zwangscollegien feſtſetzen mußte. — Es gilt nun, unſere hohen Schulen auf die Höhe der Wiſſenſchaften zu erheben und die Einheit Deutſchlands durch ein nationales Centralinſtitut der Wiſſenſchaft zu repräſentiren, worin alle Zweige des Wiſſens und Fächer, ſowie alle Lehrmeinungen, Syſteme und Richtungen der Wiſſenſchaft, als in einer wahren universitas literarum vertreten ſind. Dies geſchieht nun direct, ſowie implicite, durch Wiedergeburt der facultativen Wiſſenſchaften aus der philoſophiſchen Idee, durch Begründung einer vom Staate und der Kirche unabhängigen freien akademiſchen Univerſität und Freizügigkeit der Gelehrten an den Univerſitäten, unbeſchränkte Toleranz und volle Lehrfreiheit. Wo eine ſolche freie Univerſität und Akademie der Wiſſenſchaften zu gründen ſey, darüber ſind zwar die Gelehrten noch nicht einig, allein es iſt unzweifelhaft, daß nur eine Stadt gewählt werden kann, wo ſich bereits Hülfsinſtitute, z. B. eine treffliche Stadtbibliothek befindet, und wo ſich für die Wiſſenſchaft ein empfänglicher Boden und ein weiter Spielraum zu möglichſt freier und ſelbſtſtändiger Entwickelung und größter Unabhängigkeit darböte, und wo die Commune nicht allein das erforderliche Lokal in öffentlichen Gebäuden unentgeltlich anwieſe, ſondern auch die jährlich nöthige Summe von 50,000 Thlr. Koſtenaufwand bereitwillig auf ihre Rechnung übernähme. Man hat in dieſer Beziehung von Darmſtadt, Wiesbaden, Mainz, Mannheim geſprochen, ſowie von Hamburg und Frankfurt. Daß die alte Hanſeſtadt gerne eine Univerſität hätte, und wohl auch mit größter Bereitwilligkeit die nöthigſten Opfer bringen würde, iſt mit Sicherheit anzunehmen, und da man wohl Bedenken tragen dürfte, die neue Univerſität in eine Feſtung oder eine Reſidenz zu legen, ſo wird ſich zunächſt die Wahl um die zwei zuletzt genannten Städte drehen, vorausgeſetzt, daß Frankfurt die Sache nicht von der Hand weiſ't, ſondern ſich zu annehmbaren Offerten herbeiläßt. Da bereits reiche Stiftungen für ganz konnexe Inſtitute (Städel'ſche Kunſtanſtalt und Senckenberg's naturhiſtoriſches Muſeum), welche mit der Univerſität ſich vereinigen ließen, beſtehen, ſo wäre die Aufbringung der Mittel in Frankfurt um ſo leichter, und ein Beitrag des Ueberſchuſſes jener Stiftungen um ſo gerechtfertigter, als es ganz im Sinne der Stifter gelegen, und ihrem letzten Willen gemäß erſcheinen muß, wenn die Zöglinge des Städel'ſchen Inſtituts Gelegenheit erhalten, Vorleſungen über Kunſtphiloſophie (Aeſthetik) und Kunſtgeſchichte, ſo wie die Zöglinge der Senckenberg'ſchen Anſtalt Kollegien über Naturwiſſenſchaften, (Phyſik, Phyſiologie, Naturphiloſophie) zu hören. Es wäre in der That Jammerſchade, wenn die neue Univerſität anders wohin als nach Frankfurt käme, und die Stadt dieſes gewichtige Mittel, ſich geltend zu machend, leichtſinnig aus den Händen ließe. Darum rufen wir den hieſigen Behörden und Pflegern der bereits exiſtirenden obenerwähnten wiſſenſchaftlichen Anſtalten zu: caveant consules, ne detrimentum capiat respublica.

A. W.

Die Celebritäten der erſten und zweiten franzöſiſchen Revolution.

Die franzöſiſche Revolution von 1848, die ihrer Vorgängerin von 1789 in ſo manchen Stücken ähnelt, unterſcheidet ſich doch wieder von ihr in vielen Punkten, die ſich hoffentlich auf ihren allgemeinen Charakter und ihren Erfolg erſtrecken werden. Ein merkwürdiger Umſtand iſt der, daß, während in der erſten Umwälzung die Hauptrollen der Staatsaction meiſtens von jungen, feurigen Leuten geſpielt wurden, die Koryphäen der zweiten, ſo viel man weiß, beinahe ausſchließlich aus Männern geſetzteren Alters beſtehen. Die Führer der Bergpartei, wie der Gironde waren faſt alle in der Blüthe des Lebens; Robespierre hatte bei ſeiner Hinrichtung erſt ſein 35ſtes, Danton ſein 36ſtes Jahr erreicht. Tallien war zur Zeit des 9. Thermidor erſt 30 Jahr alt, St. Juſt und Payan waren noch jünger. Camille Desmoulins befand ſich, wie er bei ſeinem Verhör ſagte, „in demſelben Alter, wie der Sansculotte Jeſus Chriſtus!“ Vergniaud, Briſſot waren junge Leute, Barbaroux faſt noch ein Jüngling. Von den Feldherren des Revolutionskrieges waren Jourdan Pichegru, Moreau mit 32 Jahren Obergenerale, Joubert mit 30, Bonaparte mit 27. Hoche ſtand ſchon im 25ſten Jahr an der Spitze einer Armee, und ſchloß mit 29 Jahren ſein durch glänzende Siege verherrlichtes Kriegerleben. Dagegen finden wir, daß von den Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung vom Februar 1848 Dupont de l'Eure ſein 81ſtes Jahr zurückgelegt hatte; Arago ſtand im 62ſten, Lamartine im 58ſten, Crémieux im 52ſten, Ledru-Rollin im 41ſten. Nur Louis Blanc kann noch ein junger Mann genannt werden; er iſt 36 Jahr alt. Der neue Präſident der Republik, Cavaignac, beginnt ſeine Laufbahn im 46ſten Jahre — genau in demſelben Alter, wo Napoleon die ſeinige mit der Einſchiffung auf dem „Bellerophon“ ſchloß. (Mag. f. d. L. d. A.)

Mannichfaltigkeiten.

Wie die Gerüchte zum Kolorit der Tagesgeſchichte gehören, ſo noch mehr Flugblätter, Plakate und andere den Wellenſchlag der Gegenwart und ihrer Stimmungen mehr und minder flüchtig färbende und charakteriſirende Kundgebungen. Wir finden in einer Mittheilung aus Berlin in Kühne's Europa einen ſolchen Beitrag von dem dort als „Dajesſchriftſteller mit 'n jroßen Bart“ ſein Weſen treibenden „patriotiſchen Buddelmeier“, der die Kunſt verſteht, ſeiner reaktionairen und nach altem Preußenthum duftenden Geſinnung den dreifarbigen Mantel des Radikalismus umzuhängen. Ein neues Plakat deſſelben ſchimpft auf gut Berliniſch auf die Frankfurter Verſammlung, auf Brentano, welcher den Prinzen von Preußen angegriffen, da doch „jeder Menſch weeß,

Digitized by Google

daß der Prinz von Preußen niſcht verſchuldet hat, un daß wir ihm widder jut ſind, weil er 'n ehrlichen Sinn un ein ehrliches Jemithe hat un nach ſeinen Vater ſchlacht't." „Aber, ſagt Hr. Buddelmeier, des is die pure helle Angſt. Ihr Jewiſſen in Frankfurt ſagt es ihnen mit ſo ne ſtille Ahnung, daß ſie über kurz oder lang doch Alle uns innen Rachen looſen, un dadrum zappeln ſie jetzt ſchon. So ſteht et, Jevatter Süddeutſch, det hilft dir Alles niſcht, du mußt Preuß'ſch werden. Weeſte wie 't jehen wird? Seeh mal, die Weltjeſchichte macht aus Deutſchland eenen Kuchen. Würtemberg un Hannover, des is der Deeg, der werd von nen Bäcker ordentlich zuſammen jerührt; Oeſterreich is de Wärme, die werd zujedahn, deß der Deeg ordenllich uſjeht un nen jehörigen Umfang kriegt; Baiern ſind die Eier, die machen den Deegklumpen feſte un halten das nord- un ſüddeutſche Mehl zuſammen; Mecklenburg iſt de Butter, des verſteht ſich von ſelbſt, die macht den Deeg fett; Sachſen is der Zucker, denn das werd uns ſehr ſüße ſchmecken; Kurheſſen des ſind de biltern Mandeln, die müſſen ooch drin ſind, alleene ſchmeckt es eklich, aber mang Alles mang is et jut vor die Delikateſſe. Die andern Fürſchtendühmer ſind de kleenen Roſinen, die werren jehörig abjewaſchen von den Feudaldreck, der noch dran ſitzt, und dann injeknet't, und die freien Reichsſtädte ſind der Zuckerjuß. die jeben den Kuchen auswendig en ſchönet Anſehen. Is nu der Deeg jut, dann werd er inne Form jedahn, in den Kriejebackofen jeſchoben, un wenn er jahr is, dann zieht ſich Preußen den Kuchen zu Jemithe." (D. Allg. Ztg.)

Frankfurter Theater.

Graf Waldemar, von Guſtav Freitag.

Goethe hat an die Stirne ſeiner herrlichen Balladen das ſchöne Motto geſchrieben:

Mährchen, noch ſo wunderbar,
Dichterkünſte machen's wahr.

In der That ein tiefes und wahres Wort. Wenn wir die Meiſterwerke der Dichtkunſt beſchauen, ſo finden wir in den meiſten derſelben Vieles, was mit der Wirklichkeit, wie ſie vor uns liegt, nicht in Einklang ſteht, was an's Mährchenhafte, an's Wunderbare gränzt, was mit der Phantaſie aufgefaßt und mit dem Herzen glaubensvoll hingenommen werden muß. Jene Dichterkünſte aber ſind es, welche hier vermitteln und deren Gaben uns ſo ſehr erfreuen, daß wir die kalte Abmeſſung und Berechnung des Verſtandes zurückweiſen. Was bleibt auch vom Donner übrig — hat Schiller irgendwo gefragt —, wenn wir ihn in ſeine einzelnen Buchſtaben zerlegen? In demſelben Maße jedoch, als einem Gebilde der wunderbare Zauber der Dichtkunſt fehlt, muß es der Wahrheit und Wirklichkeit näher gerückt werden. Dies gilt beſonders von Dramen und am meiſten dann, wenn ſie dargeſtellt und unſerer leiblichen Anſchauung vorgeführt werden ſollen. Sind ihre Motive, Situationen und Charaktere unwahrſcheinlich, ſo bedarf es einer mächtig ergreifenden Dichterkunſt, um uns durch den Zauber der Poeſie zu täuſchen und um uns glauben zu machen, daß Wahrheit ſey, was doch nur der Traumwelt angehört. Hier können wir nun zu Freitag's „Graf Waldemar" übergehen. Die Motive und Charaktere dieſes Drama's beruhen in der Hauptſache wenigſtens auf unglaublicher Unwahrſcheinlichkeit und würden nur in dem Falle von uns hingenommen werden können, wenn ſie von der überwältigenden Zauberkraft jener Poeſie, die Goethe gemeint hat, durchdrungen wären. Sie ſind es nicht; ſie ermangeln des romantiſchen Blüthenduftes; ſie gehören zu viel den proſaiſchen Lebensbeziehungen an und man wird ihnen darum den rechten Glauben nicht ſchenken. Der Inhalt des Stückes iſt etwa folgender: Graf Waldemar iſt ſeines Lebens in reichem Maße froh geworden und hat ſich nur wenig um die Gebote der ſocialen Moral bekümmert. Ein galantes Abenteuer mit einer jungen Choriſtin hat ihn zum Vater gemacht; aber das Unterpfand dieſer Liebe wird weder von ihm, noch von der Mutter beachtet. Dieſe überläßt ihren Knaben einer Freundin und begibt ſich hierauf auf eine Wanderung durch die Welt. Das Glück iſt ihr günſtig. Sie lernt, wenn wir nicht irren, in Paris einen Fürſten Uraſchkin kennen, der ſchon ſehr bejahrt iſt, und bringt es bald ſo weit, daß dieſer ſie zu ſeiner Gemahlin macht. Schon nach ein paar Jahren geht der Fürſt mit Tod ab und die geweſene Choriſtin gelangt in den Beſitz eines großartigen Vermögens. Da fällt ihr der Vater ihres Kindes wieder ein und ſie kehrt nach dem frühern Aufenthaltsorte zurück. Waldemar macht ihre Bekanntſchaft und iſt weit davon entfernt, in der jetzigen Fürſtin ſeine frühere Geliebte wieder zu erkennen, obgleich ſeit jener Zeit erſt ſieben Jahre vergangen ſind. Er macht der Fürſtin den Hof und findet ſie ſehr liebenswürdig. Unterdeſſen iſt er jedoch mit einem ſchlichten, aber ſehr tugendhaften Bürgersmädchen dadurch bekannt geworden, daß dieſe ihn an ſeine Vaterpflichten gegen den bei ihr deponirten Sohn zu erinnern ſich erlaubt hat. Waldemar gewinnt das Mädchen ſehr lieb und nimmt ſich vor, einen andern Lebenswandel anzufangen. Da tritt ihm die Fürſtin in den Weg und nun nimmt die Sache eine ernſte, ja faſt tragiſche Wendung. Die herzloſe Mutter, die ihr Kind mit Kälte von ſich geſtoßen hat und auch jetzt noch von demſelben nicht viel wiſſen will, macht es zum Spielzeug und zum Mittelpunkt einer ſehr derben Intrigue. An dem Kinde liegt ihr nur wenig, aber den Herrn Grafen will ſie um jeden Preis beſitzen. Sie ſchreitet mit gewaltiger Energie und mit dem Aufgebot der heftigſten Leidenſchaft ein; jenes Bürgermädchen iſt ihr nicht gewachſen, leiſtet ihr aber doch einigen Widerſtand. So geht es nun unter Drohungen und Kämpfen hinüber und herüber, und plötzlich, wo es eben der Theatereffekt verlangt, wird ſie auch von dem Herrn Grafen wieder erkannt. Abermals Drohungen, Vorwürfe und Kämpfe. Endlich ſiegt doch die Tugend; die Fürſtin tritt zurück, das Bürgermädchen triumphirt und — Liebe bleibt Siegerin. — Aus dieſen flüchtigen Umriſſen iſt zu erſehen, auf wie ſchwachen Füßen die Intrigue dieſer höchſt unwahrſcheinlichen Handlung ſteht. Dies ſind Motive und Charaktere, welche man nur dann hinnehmen könnte, wenn ſie durch den Zauber der Dichtkunſt verklärt und vergeiſtigt wären, wenn jenes wunderſame Feuer ſie durchdrungen hätte, welches aus einem „Kaufmann von Venedig" oder aus „Romeo und Julie" uns entgegenſtrahlt. Wer ſich den lockern und durchaus unwahrſcheinlichen Zuſammenhang des hier beſprochenen Bühnenſtückes nur einigermaßen plauſibel machen will, der wird nicht umhin können, ins Gedränge zu gerathen und ungläubig zu werden. Der hier vorliegende Stoff hätte offenbar nur bei einer genialen Behandlung unſere Theilnahme feſſeln und nur in dieſer Weiſe uns an den gefährlichen Klippen ſeiner Unwahrſcheinlichkeit vorüberſteuern können. Mit dem gewöhnlichen Maßſtabe der Bühnenanforderung gemeſſen, iſt G. Freitag's „Graf Waldemar" ein ganz effektvolles und gehörig fortſchreitendes Stück, welches bei guter Aufführung ſein Publikum finden und einigen Effekt erzielen kann. Auch iſt der Dialog gewandt und fließend, die Handlung, wenn auch ungenügend motivirt, doch raſch und pikant und das Ganze mit der oft geprieſenen Bühnenkenntniß in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes bearbeitet. W.

Mainwaſſer-Wärme: Am 29. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 16 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 29. Auguſt. (Neu einſtudirt): Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländiſche Kamin, Original-Luſtſpiel in 4 Abth., mit einem Vorſpiel: Der Kaiſer und der Seiler, in 1 Akt, von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gaſtrolle) Clärchen Buren: Fräul. Maurer, aus Stuttgart.

Mittwoch, 30. Auguſt. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Abth. von Friedrich, Muſik von Flotow. Abonnement suspendu.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 237. Mittwoch den 30. Auguſt 1848.

Der Auferſtandene.

Ein Phantaſieſtück von M. Dornwald.

Im Jahre 1756 kannte Jedermann in Rom einen Kunſthändler Namens Antonio della Carita. Er hatte nur mit einigen Dukaten, welche ihm durch eine Erbſchaft zugekommen waren, angefangen, war aber beinahe ununterbrochen glücklich in ſeinen Spekulationen geweſen, ſo daß er nach wenigen Jahren ſchon ein bedeutendes Vermögen beſaß; ſein Laden enthielt das Schönſte und Sehenswertheſte in Rom, er war mit Porzellan, lackirten Sachen und ſeltenen Meubeln, Statuen, Gemälden zu den höchſten Preiſen angefüllt; zwei oder drei Magazine, welche er ſich noch in der Nähe ſeines Ladens gemiethet hatte, konnten kaum die Schätze faſſen, deren Eigenthümer er ſich nannte, und die er zu unmäßig hohen Preiſen verkaufte.

Man wird ohne Zweifel glauben, daß ein Mann, welcher ſich ſolchergeſtalt durch die Arbeit der größten Künſtler aller Zeiten und aller Länder bereichert hatte, für ſie ein warmes, lebhaftes Mitgefühl würde haben müſſen. Auch war der Name Carita, den ihm bei ſeinen Reichthümern das Schickſal zugetheilt hatte, eine Art von Aufforderung, ſolche Caritas wirklich auszuüben, falls er nicht Luſt hatte, ſeinen Namen malitiöſen Wortſpielen preiszugeben, und wenn irgendwo, ſo war auf dem Felde, das er bebauete, genügender Raum zur Spendung von Wohlthaten, denn die Jünger der Kunſt haben vielleicht Ruhm und Ehre von der Zukunft, aber ſelten eine glückliche Exiſtenz von der Gegenwart zu hoffen. Allein Antonio della Carita kümmerte ſich wenig um alle dieſe Conjuncturen; beſeſſen von dem unerhörteſten Geiz, beſeſſen von einer unerſättlichen Gier, zu gewinnen, und begabt mit einem kalten Herzen für jede zartere Regung, hätte er ſogar dem vor Hunger an ſeiner Thür ſterbenden Raphael ein Stückchen Brod verweigert; er war durch ſeine fanatiſche Induſtrie förmlich eine Geißel der Bildhauer und Maler Roms geworden, und das ging ſo weit, daß wenn man Jemand etwas recht Böſes wünſchte, man nicht mehr ſagte: „der Teufel hole Dich,“ oder: „das Fieber treffe Dich,“ ſondern man ſagte: „Antonio della Carita helfe Dir!“ Ich werde dieſen ſonderbaren Fluch näher erklären. Dieſer Elende wußte ſo gut wie jeder Wucherer und Jeder, der einmal ſo unglücklich war, Geld auf Wechſel zu leihen, daß nichts ſchneller herankommt, als der Tag der Verfallzeit, und man hätte von Shakeſpeare's Shylok eher erlangt, daß er ſein Pfund Fleiſch aus Antonio's Körper aufgegeben, als von dieſem Antonio della Carita, dem Namensvetter jenes unglücklichen Kaufmanns von Venedig, daß er ſich jenes Rechts begebe.

Wenn ein Künſtler oder der Beſitzer irgend einer Koſtbarkeit ſich in Geldverlegenheit befand, ſo ging er zu ihm und machte dieſem unter irgend einem Vorwande einen Beſuch, wobei er dann ſuchte, ſeine Wünſche anzubringen; Antonio erbot ſich auch ſehr gern, die ihm nöthige Summe ohne alle Intereſſen zu geben, nur mit dem Wunſche, daß ihm ein werthvolles Bild oder eine andere Seltenheit als Pfand bliebe, er ſtellte außerdem noch feſt, daß wenn das geliehene Geld am feſtgeſetzten Tage nicht in ſeinen Händen wäre, er der Eigenthümer des Pfandes werde und darüber nach ſeinem Willen verfügen könne.

Zu dem Zeitpunkt, als er dieſe Induſtrie einführte, hatte er vielen Zulauf ſolcher Clienten, denn ein Mann, der ohne Intereſſen Geld auslieh, war ein wahrer Segen des Himmels, eine Vorſehung, deren Wohlthaten man nicht dankbar genug empfangen konnte. Alle hülfsbedürftigen Künſtler Roms beeilten ſich, ihre Gaben auf dieſem Altare der Hülfe niederzulegen, und nahmen dann eine Summe Geldes mit, dem Werthe der dargebrachten Dinge mäßig nahekommend. Die Taxe des Wucherers war allerdings ziemlich gering, allein man hatte nicht im Voraus berechnete und abgezogene Intereſſen zu bezahlen, und man hatte die Ausſicht, zur beſtimmten Zeit das Geld abgeben zu können, und dann die Sache dafür einzulöſen; Niemand beklagte ſich des geringen Nutzens, der ihm daraus wurde, ſondern im Gegentheil, man rühmte einſtimmig die zarte, ſinnreiche Art, mit der Antonio ſich die Künſtler verpflichtete, ohne ſie zu demüthigen.

Aber kaum hat man die unterzeichneten Papiere aus den Händen gegeben, das Geld empfangen, ſo ſcheint die Zeit mit Windeseile zu entfliehen; kaum hat man den Marmor aus dem Gröbſten bearbeitet, oder die gekaufte Leinewand aufgeſpannt, ſo muß man auch ſchon wieder daran denken, das Geld wieder zu erſtatten, welches man darauf verwendet hat. Als man nun noch ſah, wie der gute Antonio die Geſchäfte mit dem größten Ernſt betrieb, und wie er durchaus nicht die Wechſel verlängern wollte, und ſich, ohne alle Nachſicht, zu der von ihm feſtgeſetzten Zeit der bei ihm niedergelegten Dinge zu einem Spottpreiſe bemächtigte, da brach über ihm das allgemeine Geſchrei der Verwünſchungen aus, und Jeder ſagte, der ſo gefeierte Wohlthäter der Künſtler wäre nichts als ein Vampyr, ein nichtswürdiger Blutſauger, vor dem man ſich wie vor dem gelben Fieber hüten müſſe; man ſagte ihm, daß wenn er ſich jemals in einem Atelier würde ſehen laſſen, um ſeine ſchändlichen Spekulationen von neuem zu beginnen, man ihn ohne Mitleid die Treppe hinunterwerfen würde, um die Gewißheit zu haben, ihn niemals wiederzuſehen. Alle dieſe Wuthausbrüche rührten aber keineswegs unſern Antonio della Carita. — Dieſer Mann hatte ſich in Kurzem zwei Drittheile der Kunſtſchätze Roms zu eigen gemacht.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Adreſſe, die deutſche Bühne betreffend, an die Reichsverſammlung in Frankfurt a. M.

Hohe Reichsverſammlung!

Wenn wir es wagen, eine Dringlichkeit vor das Forum der hohen Reichsverſammlung zu bringen, ſo geſchieht dies im Intereſſe von mehreren tauſend Individuen, deren Beruf es iſt, das Wort lebendig zu machen, eine Kunſt auszuüben, welche die ſchwerſte und ſchönſte genannt werden darf, aber deren Prieſter nichts deſtoweniger großentheils in Kummer, Mangel und Bedrängniß ein trauriges Daſeyn friſten.

Es iſt die Schaubühne, von der wir reden, das Theater, welches jetzt ſo ganz verwaiſt iſt, daß wir glauben, einem gerechten Triebe zu folgen, wenn wir uns erkühnen, einer hohen Reichsverſammlung das tiefgeſunkene Theater jetzt ans Herz zu legen.

Die Bühne iſt ja das Leben; es ſind die Bretter, die die Welt bedeuten. Das Theater war die einzige öffentliche Verſammlung in Deutſchland, die ſich für einen Geſammtzweck bildete und eine Meinung ausſprach; in dieſer Beziehung ſchon beachtenswerth und wichtig, weil ſie einen Moment des Volkslebens bezeichnete, die verſchiedenen Stände zu einem gemeinſchaftlichen Genuß verbunden und in Maſſe empfand und urtheilte.

Das Publikum einer Bühne war gewiſſermaßen der Repräſentant der Volksbildung, des Volksgeſchmacks, des Volkscharakters.

Wer iſt nun würdig, die Bretter, die die Welt bedeuten, zu beleben, zu beherrſchen? Nur körperlich und geiſtig geſunde Talente, die im Stande ſind, das Theater zu Dem zu erheben, was es ſeyn ſoll: zu einer Bildungsſchule für das Volk. — Die Fürſten haben bei Ackermann's, Schröder's und Iffland's Zeiten angefangen, aus den Mitteln ihrer Privat-Chatoullen viele Tauſende hinzugeben, um dem Künſtler eine ſorgenfreie Zukunft zu ſichern. Sie nahmen ſich der armen Wandernden an und bauten ihnen Häuſer und Herde; aber dennoch darbten ſo viele, ſelbſt bedeutende Talente, im Elende. Paulmann, Löwe, Leo, dieſe Männer ſtarben in den mißlichſten Umſtänden und vermochten kaum ihr Daſeyn zu friſten. Drei Künſtler, welche wir nach Seydelmann's Tod nicht aufzuweiſen haben, wenn wir La Roche in Wien nicht ausnehmen.

Die Fürſten ziehen jetzt ihre Hand zurück, allein die Schauſpielkunſt kann nur dadurch gewinnen. — Es wird der Unſinn nicht mehr begangen werden: einer Sängerin zehntauſend Thaler Jahresgehalt auszuſtellen, nebſt Spielhonorar ꝛc., und dennoch ging die wahre Kunſt verloren. Als unſer Völkchen aufhörte, ein wanderndes Völkchen zu ſeyn, als es unbekümmert der Zukunft, einer ruhigen Exiſtenz entgegen ſehen konnte, da hörte die wahre Schauſpielkunſt auf. — Sollen aber jetzt, bei dieſen großen Zeitereigniſſen, fünfzehntauſend Menſchen, Familien, dem Hungertode entgegen gehen? — Seitdem dieſe politiſche Gährung durch Deutſchland geht, ſeitdem ganz Europa ein großartiges Drama bildet und ein Theater repräſentirt, auf welchem ſtündlich die merkwürdigſten Scenen geſpielt werden, ſeitdem hat ſich das Loos der Schauſpieler auf die bedauerlichſte Weiſe verſchlimmert, und nur die ſchleunigſte Hülfe von Seiten der hohen Reichsverſammlung wird im Stande ſeyn, großem Elende zu ſteuern. — Wien, Hamburg und Leipzig, dieſe namhaften Bühnen, ſpielen ſeit lange in Theilung und bekommen für das untere Perſonal kaum eine kleine Gage heraus. Stuttgart ſchließt vorläufig auf 14 Monate, und in Frankfurt a. M. erhalten die Prieſter Thaliens 40 Prozent Abzug.

Hohe Reichsverſammlung! Es gibt noch einen Weg, nicht allein um Hunderte von Familien, welche darben, wieder in Brod zu bringen, nein, es ſoll Ihnen hier die Quelle eröffnet werden, wodurch auch unſere Schauſpielkunſt wieder blühend daſtehen, wodurch dem Unweſen geſteuert wird, da ſo viele Unwürdige ſich Künſtler nennen, welche die hohe Bedeutung ihres Berufes nie erkannt, nie gefühlet haben, und ſich und andern Menſchen zur Laſt, zur Qual ihr Daſeyn friſten. Die Spreu muß vom Waizen geſondert werden, und eine allgemeine Concurrenz muß ſtatt finden dürfen, ſoll die Bühne wieder ihren alten Ruhm und Glanz gewinnen. Gerade dieſe lebenslänglichen Engagements, die Verſorgung für die Zukunft, brachten das Sinken des Theaters hervor, machten die Künſtler faul, und man ſah ſtatt einem Hoftheater nur eine Penſions-Anſtalt, und junge friſche Kräfte kamen nicht auf. — Es möge daher doch eine hohe Reichsverſammlung beſtimmen: daß die Schauſpielkunſt eine freie, auszuübende Kunſt bleibe, was ſie früher war. —

Es ſind uns Beiſpiele bekannt, daß die Regierung einem Schauſpieldirektor die Erlaubniß ertheilte, in einer Stadt, jedoch mit Zuſtimmung der Localbehörde, Vorſtellungen geben zu dürfen. Der Mann würde eine gute Geſellſchaft anſtändig unterhalten und der Bevölkerung der Stadt manchen Genuß verſchafft haben; allein der Herr Bürgermeiſter und drei Gemeinderäthe hatten Wirthſchaft und das Theater würde ihnen Abbruch gethan haben. Aus dieſen triftigen Gründen ward die Regierungserlaubniß in den Händen des Theaterunternehmers zu einem nutzloſen Papier.

Es ſind Beiſpiele vorhanden, daß man in bedeutenden Städten, wie Frankfurt a. M., Leipzig ꝛc., durch Intriguen zu hintertreiben wußte, daß eine zweite Künſtlertruppe ſich in dieſen Städten produziren durfte. Es ſind auch Beiſpiele da, wie durch Neid und Theater-Intriguen es oft verhindert wurde, daß eine zweite Künſtlertruppe ſich geltend machen konnte, aus Furcht, ſie könnte erſterer Nachtheil bringen. — In Hamburg beſtehen fortwährend 4 große und 5 kleine Theater, und warum ſollte es nicht geſtattet werden können, daß ſelbſt hier in Frankfurt, an irgend einem zweckmäßigen Platze, ein zweites Theater errichtet würde. Laſſe man auch dem Volke um geringeren Preis den Genuß des Schauſpiels. (Freiheit in der Ausübung der dramatiſchen Kunſt.) Laſſen Sie eine allgemeine Concurrenz hier ſtatt finden, und es zeigt ſich dann, wo und auf welche Seite ſich der Geſchmack des Publikums am ſtärkſten hinneiget.

Das Theater iſt ja die Bildungsſchule für das Volk. Leider iſt bis jetzt keine Anregung gegeben worden, welche die Künſtler ermuthigt und unterſtützt hätte, dies würdige Ziel mit Erfolg zu erſtreben.

Man hat ſich im Gegentheil bemüht, den Schauſpieler und ſeinen Stand herabzuziehen in den Staub, und die Goldkörner, die er ausſäete, fielen auf unfruchtbares Geſtein, denn wer den Meiſter nicht achtet, wie ſoll der ſein Werk achten?

Es iſt hier namentlich die Rede von der Mehrzahl Derjenigen, die auch in kleineren Städten ihr Fortkommen ſuchen und auch gewiß finden würden, wenn nicht veraltete Geſetze und die Willkür der meiſten Localbehörden ihrem Wirken hemmend in den Weg träten, wovon das obige Beiſpiel zeugt.

Würden die Theaterunternehmer allerorts berechtigt ſeyn, ihren Thespiskarren aufzuſchlagen, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß ſie durch Heranziehung ſo vieler müßiger Schauſpieler, die kümmerlich darben, oder aus Verzweiflung zu jedem Mittel greifen, das ihnen Unterhalt zu verſchaffen verſpricht, in ihrem Berufe ſich glücklich fühlend, dem Staate weſentlichen Nutzen verſchaffen, indeſſen ſie in jetziger Lage unmuthsvoll und bangend für die Zukunft einem ſichern moraliſchen Ruine entgegen gehen.

Eine hohe Reichsverſammlung möge dieſes beherzigen und ſich der verwaiſten dramatiſchen Kunſt, wie ihrer bedrängten Prieſter annehmen. Kann wohl, wie in Stuttgart, das Theater gänzlich überall aufhören? Oder ſoll es immer mehr ſinken? Das wäre traurig, dann ſchließe man lieber alle Bühnen.

Digitized by Google

Aber: auf Cromwells] Verſchließung der Theater folgte die ſittenloſe Zeit Karls des Zweiten.

In der Ueberzeugung, daß es nur dieſer Andeutung bedurfte, die hohe Reichsverſammlung auf die traurigſte Lage der Schauſpieler aufmerkſam zu machen, um ſie zu beſtimmen, entſprechende Geſetze für dieſe Initiation zu erlaſſen, haben die Ehre in vollkommenſter Hochachtung zu zeichnen:

Frankfurt a. M., den 16. Auguſt 1848.

Joh. Heinr. Schmitz, Schauſpieler aus Köln.
C. Hertzog.

(Folgen die Unterſchriften vieler Schauſpieler.)

Die Decorationen des Frankfurter Theaters für fl. 30,000 zu kaufen.

Am 25. Auguſt d. J. hat der Senat dem geſetzgebenden Körper einen Antrag vorgelegt, wonach die Decorationen des hieſigen Theaters für fl. 30,000 — „aus den Erübrigungen vorderer Jahre", d. h. aus ſtädtiſchen Mitteln, erkauft, und der Theater-Direction auf 10 Jahre zur Benutzung unentgeltlich überlaſſen werden ſollen.

Die Bewilligung einer ſolchen Ausgabe durch den geſetzgebenden Körper dürfte großen Bedenken unterliegen, und ich erlaube mir, einige derſelben hervorzuheben:

1) Unſer gemeines Weſen wird zur Zeit durch ſehr bedeutende außerordentliche und unvorhergeſehene Ausgaben in Anſpruch genommen, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die nächſte Zukunft noch mehr unvermeidliche und außergewöhnliche Ausgaben bringen wird. Ich erinnere nur an den Eiſenbahnbau, der noch große Summen erfordert, und zu dem Darlehen zu erhalten ſehr ſchwierig ſeyn wird, an die Nothwendigkeit, die Schule zur Staatsanſtalt zu machen, und, unter Wegfall des Schulgelds ganz aus Staatsmitteln zu erhalten; an den Kriegszuſtand, in dem ſich Deutſchland befindet, und die Theilnahme unſeres Contingents an dem däniſchen Kriege; an die Unſicherheit der europäiſchen und insbeſondere der deutſchen Zuſtände, an die Möglichkeit eines allgemeinen europäiſchen Kriegs. Iſt eine ſolche Zeit zu Luxus-Ausgaben geeignet?

2) Bei geſteigerten Ausgaben haben ſich unſere ſtädtiſchen Einnahmen bedeutend vermindert, und werden ſich vorausſichtlich noch mehr mindern. Man denke an den Ausfall in der Zoll-Einnahme, an die bereits eingetretene und noch weiter erforderliche Herabſetzung indirecter Steuern, an das wahrſcheinliche Aufhören der für die Stadt einträglichen Lotterie, an das Wegfallens des Zeitungsſtempels u. a. Bei ſolch bedenklicher Minderung der Staatseinnahmen ſollte man, denke ich, ſich der größten Sparſamkeit befleißigen, und alle unnöthigen Ausgaben vermeiden. Das Ankaufen von Decorationen iſt aber zweifellos eine ſehr unnöthige Ausgabe.

3) Die Steuerpflichtigen verlangen, und das mit Recht, Verminderung der Steuerlaſt. Bei den bevorſtehenden ſehr bedeutenden unvermeidlichen Ausgaben wird dies Verlangen kaum zu erfüllen, und nur eine gleichere Vertheilung der Steuerlaſt, eine größere Schonung der Unbemittelten zu ermöglichen ſeyn. Aber ſollen wir durch völlig überflüſſige Ausgaben die Steuerlaſt muthwillig erhöhen, und uns die ohnedieß ſchon großen Schwierigkeiten leichtſinnig vermehren?

4) Aber die Kunſt, die Kunſt, wird man rufen, muß unterſtützt werden. Ich laſſe es dahin geſtellt ſeyn, ob die gegenwärtige Zeit gerade geeignet iſt, die vorhandenen ſpärlichen Mittel, welche zur Befriedigung einer Maſſe wahrer Bedürfniſſe in Anſpruch genommen werden, auf Unterſtützung der Kunſt zu verwenden, und frage nur: Heißt es denn die Kunſt unterſtützen, wenn man Theater-Decorationen kauft? Die wahre dramatiſche Kunſt bedarf keiner Decorationen, und es iſt ein beklagenswerther Auswuchs der deutſchen Kunſt, daß man in den letzten Jahrzehnten durch ſchöne Decorationen und reiche Koſtüme zu erreichen ſuchte, was nur das Talent der Schauſpieler und ihre künſtleriſche Ausbildung gewähren kann. Shakespeare's unſterbliche Werke wurden Jahrhunderte hindurch ohne Decorationen aufgeführt, und unſer Schiller und Goethe ſahen ihre Schöpfungen, auf welche Deutſchland zu allen Zeiten ſtolz ſeyn wird, aus höchſt dürftigen Couliſſen auf die Bühne treten. Wir befördern die wahre Kunſt, wenn wir die Decorationen, welche man uns zum Kauf anbietet, nicht nehmen; wir weiſen das Theater auf den Weg, der allein wieder zur Kunſt zurückzuführen vermag, auf den Weg des Geiſtes und der Natur, wenn wir unſer Geld ſparen. Glanzvolle Decorationen mögen der untergegangenen Zeit des Hof- und Adels-Weſens angemeſſen geweſen ſeyn; für die Democratie paßt auch in der Kunſt nur Einfachheit.

5) Vor wenigen Tagen hat die Bürgerſchaft in den zur Vorbereitung der Verfaſſungsänderung beſtimmten Ausſchuß faſt nur Männer gewählt, welche vor der Wahl offen erklärt haben, daß ſie ſich zur Ausarbeitung einer neuen Verfaſſung nicht für befugt halten, und daß ſie nur eine von ſämmtlichen Staatsangehörigen gewählte conſtituirende Verſammlung zu dieſem Werke berechtigt erachten. Es iſt hiernach mit Sicherheit vorauszuſehen, daß der geſetzgebende Körper nur noch ein kurzes Daſeyn friſten, und daß an ſeine und der ſtändigen Bürger-Repräſentation Stelle ſehr in Bälde eine conſtituirende Verſammlung treten wird. Kann und will nun aber, jetzt, nachdem der Grundſatz, daß die Souverainetät Frankfurts auf ſämmtlichen Staatsangehörigen, nicht blos auf der Bürgerſchaft im engeren Sinne, ruht, durch jene oben gedachte Wahl von der Bürgerſchaft ſelbſt unzweideutig anerkannt iſt, kann und will der geſetzgebende Körper, aus beſchränkter Wahl der alten Privilegirten hervorgegangen, unter ſolchen Umſtänden die Verantwortung auf ſich nehmen für eine Ausgabe, deren Nothwendigkeit Niemand behaupten kann, und deren Nützlichkeit ſehr Viele, ja zweifelsohne die weit überwiegende Mehrzahl der Frankfurter nicht einſehen werden? Der geſetzgebende Körper würde ſich, und zugleich alle übrigen ſtädtiſchen Behörden, großer Gefahr ausſetzen, wenn er ſolche Verantwortung auf ſich nehmen wollte, und ich ſehe nicht ein, wie er dem Vorwurf der Verſchleuderung ſtädtiſcher Mittel entgehen wollte, wenn er dem Ankauf gebrauchter und vom künſtleriſchen Standpunkt aus faſt werthloſer Decorationen und deren unentgeltlicher Benutzung durch die Theater-Direction auf zehn Jahre — nach deren Ablauf ſie natürlich gar keinen Werth mehr hätten — zuſtimmen wollte.

Man überlaſſe es der Theater-Direction, ſich einen andern Kaufliebhaber für ihre Decorationen zu ſuchen, die Stadt hat zu ſolchen Käufen kein Geld.

Frankfurt, den 29. Auguſt 1848. Jucho.

Mannichfaltigkeiten.

Im „Pfälziſchen Schulblatte" lieſt man folgenden Steckbrief: Ein chriſtlicher Pilger hat ſich auf ein Feld verirrt, auf dem er ſich nicht mehr zurecht finden kann. Die Menſchlichkeit gebietet, daß ein Streifzug veranſtaltet wird, um den Verirrten wieder auf den rechten Weg zu bringen. Signalement: Größe: konnte noch zu keiner gelangen, Kopf: nicht viel, Haare: es iſt kein gutes an ihm, Stirne: finſter, Ohren: ziemlich lang, Augen: können das Licht nicht vertragen, Naſe: wittert überall

Digitized by Google

Unchriſtlichkeit, Wangen: werden nie ſchamroth, Mund: ſpricht ſelten die Wahrheit. Beſondere Kennzeichen: Geht zu Fuß und iſt auf dem Rückweg begriffen; obgleich ſein Fußwerk ſehr ſchlecht iſt, macht er doch bedeutende Fortſchritte im Rückſchritt.

Korreſpondenz.

Aus Naſſau, im Auguſt.

Die evangeliſche Kirche unſeres Landes hat einen ſogenannten Centralkirchenfonds, der ſeine Activa in ſtehenden Capitalien hat und dem jährlich noch eine bedeutende Summe (⅓ Simplum, früher noch mehr) durch die Kirchenſteuern zufließt, welche von den Kirchengliedern erhoben werden. Iſt nun auch im Allgemeinen bekannt, wozu und wie die Gelder verwendet werden ſollen im Bereiche der evangeliſchen Kirche, ſo weiß man doch nicht recht, ob der Zweck immer im Auge gehalten und die eigentliche Beſtimmung nicht außer Acht gelaſſen wird. Die Meinung der Mehrzahl ſpricht ſich bei allen Gelegenheiten dahin aus, daß von Seiten der Verwaltung dieſes anſehnlichen Vermögens hier große Freigiebigkeit und dort — bei gleichen Anſprüchen — große Sparſamkeit, wohl gar Geiz, an den Tag gelegt würde. Es wäre daher gewiß an der Zeit, daß von der Verwaltungsbehörde des fraglichen Fonds alsbald ſpeciell unter Angabe der Namen der Oeffentlichkeit übergeben würde, wohin die Gelder, welche aus allen Taſchen geholt werden, fließen, und der dicke Vorhang, welcher bisher über dem Centralkirchenfonds hing, hinweggenommen würde. Es wäre an der Zeit, daß dieſes geſchähe, weil Mißtrauen herrſcht und ſehr Viele mit der Vertheilung der Gelder unzufrieden ſind und die Frage aufwerfen: warum werden oft Gratificationen von Hunderten an ſolche Männer ausgetheilt, deren Beſoldung ſchon über 1500 fl. geht; warum gibt man einer Wittwe 1000 fl. theilweiſe oder vielleicht ganz aus dieſem Born; warum iſt hier ein Vikariat oder eine Caplanei mit 400, dort 450 und anderwärts mit 525 fl.; warum ſetzt man dahin Geiſtliche mit 1150 bis 1200 fl., wo ein Vikarius nach den früheren Beſtimmungen ſeyn ſoll? Und nun abgeſehen von Dieſem und Anderem, was man für jetzt nicht ausſprechen will, wird noch bemerkt: der Staatshaushalt wird durch die Stände — es ſind etliche 40 Männer — unterſucht und geprüft, und darum kann auch die Kirche ein Gleiches verlangen. Daß etwa 3 bis 4 Männer, und wäre es auch die doppelte Zahl, von der Sachlage Einſicht und Kenntniß haben, das kann nicht genügen, genügt namentlich nicht der Gegenwart. Sapienti sat — sat! A. Z.

Uſingen, 16. Auguſt.

Seit dem Beginne der Freiheit ſehen wir überall reges politiſches Leben, wo früher ewiger Tod und Erſtarrung zu ſeyn ſchien. Das öffentliche Leben unſeres Amtes, welches früher auf die Singvereine, Turngemeinden, Feldbergfeſte ꝛc. beſchränkt war, hat jetzt durch den „Bürgerverein an der Weil“ einen neuen Zuwachs erhalten. Dieſer Bürgerverein, das Recht der freien Vereinigung benutzend, hält jeden Sonntag ſeine Verſammlungen auf der „Elendsmühle“ bei Heinzenberg, Amts Uſingen, und am letztn Sonntag war die Zahl der Beſucher 2000. — Wie in Amerika, England, Frankreich und allen freien Ländern ſoll hier dem Volke Gelegenheit gegeben werden, ſich politiſche Bildung zu erwerben, und dieſes Ziel verdient die Achtung aller Freunde der Freiheit und deutſchen Nationalgröße. — Auf erbärmliche Verdächtigungen antwortet die geſtrige freie Zeitung in einem witzigen und ſatyriſch gehaltenen Artikel von der Weil. Der Kampf unſerer Zeit und unſeres Volkes iſt dreifacher Art: 1) Erringung der vollkommenen Einheit Deutſchlands; 2) die Ausbildung der Freiheit Deutſchlands; 3) die ſociale Reform durch wohlfeile Regierungen ꝛc. Jeder Verein, der auf geſetzlichem Wege dieſes dreifache Ziel fördert, verdient Achtung, nur mögen die Führer, die Lenker und Leiter dieſer Vereine nie vergeſſen, daß ſie es häufig mit Menſchen zu thun haben, welche noch mit den Gebrechen der Sclaverei, mit Eigennutz, Gewaltthätigkeit, Unwiſſenheit behaftet ſind, welche es leicht iſt, zu ſeinen Freunden zu haben, wenn man ſie anfeuert, über die Rechte zu wachen, die uns verheißen ſind, die aber halsſtarrig und bösartig werden, wenn man ihnen von Pflichten ſpricht.

Aus Franken, 23. Auguſt.

Nach dem „Frankf. Journ.“ faßte die am 3., 4. und 5. Auguſt in Dresden ſtattgehabte Lehrerverſammlung den wichtigen und allgemein freudig begrüßten Beſchluß, daß Ende September in Eiſenach ein Congreß der deutſchen Lehrer ſtattfinden ſolle. Man ſtellt deßhalb hier die Anfrage, warum eine betreffende öffentliche Einladung bis jetzt noch von keinem Comité erlaſſen wurde, da doch ſonſt eine Beſchickung Seitens der einzelnen Staaten, findet der Congreß wirklich zu dem angegebenen Zeitpunkte ſtatt, nicht wohl auszuführen ſeyn dürfte. J. S.

Kunſtnotizen.

(Frankfurt.) Nachdem unſere von den Zeitereigniſſen ebenfalls hart berührte Oper lange keine Novität mehr gegeben hat, werden wir am 3. September mit Ludwig Clapiſſon's Oper: „Gibby, der Dudelſackpfeifer“, überraſcht werden, die in Paris bei ihrem erſten Erſcheinen (im November 1846) ein ſo großes Aufſehen erregt und in Frankreich wie in Belgien noch fortwährend als Lieblingsoper gegeben wird. Mit einem Enthuſiasmus, welcher der franzöſiſchen Kritik eigen iſt, ſprechen ſich die franzöſiſchen Journale ſowohl über das Werk, wie über deſſen Darſtellung in der Opera-Comique aus und ſtellen die Compoſition den Meiſterwerken der franzöſiſchen Schule zur Seite. Namentlich werden der Tenoriſt Roger (Gibby) und die liebenswürdige Delille (Marie) als Darſteller hervorgehoben, welchen die Oper einen großen Theil dieſes Erfolges zu danken hat. Die Geſchichte ſpielt im Jahr 1610 in England unter Jacob I. und iſt von den Dichtern Leuven und Brunswick wieder mit der den Franzoſen eigenen Geſchicklichkeit für die Bühne bearbeitet worden. Die deutſche Ueberſetzung iſt von Carl Gollmick. Kapellmeiſter Guhr, noch vor wenigen Wochen mit den Vorbereitungen dieſer Oper beſchäftigt, ſoll ſelbſt großen Werth darauf gelegt und ſich vorgenommen haben, dieſelbe ſehr ſorgfältig einzuſtudieren. Leider hat ihn der Tod daran gehindert. Um ſo mehr iſt man jetzt bemüht, die Oper den Kräften des Inſtituts gemäß ſo würdig als möglich in Scene zu ſetzen. Die Hauptperſonen ſind in den Händen der Damen Oswald und Fehr und der Herren Caspari, Conradi, Haſſel, André, Roth und Rudolph.

(Breslau.) Die k. würtemb. Kammerſängerin, Mad. Palm-Spatzer, welche auch auf der Frankfurter Bühne mehrmals gaſtirte, befindet ſich gegenwärtig in unſerer Stadt. Sie iſt auf der hieſigen Bühne bereits mehrmals aufgetreten und hat beſonders als Valentine in den Hugenotten und als Lucretia Borgia den lebhafteſten Beifall gefunden. Der wohlthuende Klang ihrer Stimme, die vorzügliche Geſangbildung und die ſchöne Abrundung ihres Vortrags konnten nicht verfehlen, der geſchätzten Sängerin auch hier jene Anerkennung zu gewinnen, die ihr auf faſt allen größeren Bühnen Deutſchlands bereits zu Theil geworden iſt und ihrem Namen unter denen der vorzüglichen Sängerinnen die verdiente Geltung verſchafft hat.

Mainwaſſer-Wärme: Am 30. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 18 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 30. Auguſt. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Abth. von Friedrich, Muſik von Flotow. Abonnement suspendu.

Donnerſtag, 31. Auguſt. Dorf und Stadt, Schauſpiel in 2 Abth. und 5 Akten mit freier Benutzung der Auerbach'ſchen Erzählung: „Die Frau Profeſſorin“, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 238. Donnerſtag, den 31. Auguſt 1848.

Der Auferſtandene.

Ein Phantaſieſtück von M. Dornwald.

(Fortſetzung.)

Zu der Zeit, als dieſes Alles vorging, lebte in einem der entlegenſten Stadtviertel Roms ein armer Maler, Namens Laurent Pedrillo. Dieſer Mann, welcher von der Natur dazu beſtimmt zu ſeyn ſchien, die größten Erfolge in ſeiner Kunſt zu ſehen, hatte durch eine unglückliche Wendung ſeiner Exiſtenz ſeine ganze Zukunft verloren; er hatte ſich ſehr früh aus Neigung verheirathet, aber ſeine Frau war ganz arm, und nach einigen Jahren hatte er eine zahlreiche Familie zu ernähren; um das tägliche Brod für ſie zu ſchaffen, fand er nicht gleich genug für ſeine Kunſt, mußte alſo zu kleineren, unbedeutenderen Arbeiten herunterſteigen, womit ſich ſein Genie bis jetzt noch wenig beſchäftigt hatte. Dazu kam noch der Genuß ſtarker Getränke, womit er hoffte, ſeinen Kummer zu vergeſſen und Muth ſuchte für ſeine unwürdige Stellung, welche er bei ſeinen Talenten nie erwartet hatte.

Indeſſen hatte er bei ſeinem moraliſchen Sinken doch noch Einiges von ſeiner frühern Kunſt aufbewahrt, in deſſen Anſchauen er gern und oft verſank. Auch hatte er noch Einiges unter Händen, was er aus der guten Zeit nannte. Aber bei den wiederholten Aufforderungen des Elends mußte er ſich doch entſchließen, ſeine Gemälde weit unter ihrem Werthe an Liebhaber zu verkaufen, welche von ſeinem Genie Nutzen zogen; doch als alle Erzeugniſſe ſeines Pinſels auf dieſe Weiſe hingegangen waren, und ihm nur noch „die Darſtellung im Tempel“, ſein liebſtes Werk, verblieb, da ſchien es ihm Künſtler-Würde, der Noth widerſtehen zu müſſen, und er ſagte ſich, daß er ſich von dieſem Bilde nur bei einem hohen Preiſe trennen könne; er behielt es, in der Hoffnung, daß Jemand ſeinen Werth erkennen und es gut bezahlen werde, und kämpfte darum wacker gegen die Noth des Hungers an.

Indeſſen lieferte ſeine Frau, ohne Malerin zu ſeyn, doch der Welt jährlich ein kleines Bild nach der Natur, und erwartete auch jetzt wieder ihre Entbindung, aber niemals ſah es ſo ſchlecht in ihrer Haushaltung aus, als gerade jetzt. Unter dieſen Umſtänden dachte Pedrillo an die Hülfe Antonio's, welche ihm in dieſem Augenblicke nützlich werden könnte. Er berechnete, daß wenn er „die Ankunft des Frühjahrs“, welche das ſchönſte Blumenmädchen Roms von ihm zu erhalten wünſchte, dann „das Märtyrerthum des heiligen Laurentius“, welches ein Koch bei ihm beſtellt hatte, und dann noch einige andere ähnlicher Art, welche er alle für 2 römiſche Thaler malte, fertig ſchaffte, er leicht ſein Bild verpfänden könne. Er trug es alſo in's Leihbureau, ſtellte eine Woche feſt und erhielt eine kleine Summe Geldes, von welcher er den Arzt, eine Wartefrau und noch einige Wäſche für den Ankömmling bezahlen wollte.

Unglücklicher Weiſe kam die Entbindung ſpäter, als man ſie erwartet hatte, und da Pedrillo das Geld nicht gleich anwandte, ſo konnte er nicht der Verſuchung widerſtehen, einiges davon für ſich zu gebrauchen; er glaubte, wenn er ſeinen Geiſt etwas beleben würde, ſo würde er beſſer und ſchneller arbeiten, er kaufte ſich alſo von einem Juden ſeiner Bekanntſchaft einige Flaſchen alten Rum, geradewegs aus Jamaika gekommen, um ſich dadurch etwas zu erregen und für ſeine Arbeit zu begeiſtern. Seine Rechnung ſchlug aber fehl, der Rum, welcher brennend ſtark, wie die hölliſche Flamme war, ſtieg ihm zu Kopf, in welchem Zuſtande er alle ſeine irdiſchen Arbeiten vergaß. In einem Augenblicke der höchſten Exaltation zerriß er die Leinwand, wo er die erſten Grundzüge zum Gemälde des heiligen Laurentius entworfen hatte, ſagend, daß er nicht da wäre, um Fahnen zu malen; während der drei Tage, daß ſein Rum ausreichte, bei dem Rauch ſeiner Cigarre, ſah er auf der endloſen Leinwand, welche ihm ſeine erhitzte Phantaſie vorhielt, nur Gedanken, Entwürfe, würdig eines Michel Angelo. Aber als der Rum zu Ende war, kehrte er wieder auf die Erde zurück, und ſah ſich vor einer zerriſſenen Leinwand, welche er nicht mehr benutzen konnte, und welche er doch um jeden Preis erſetzen mußte. Seine Börſe war halb ausgeleert, und von den acht Tagen, welche er bei Antonio beſtimmt hatte, waren ſchon vier verſtrichen. Er ließ ſich indeſſen dadurch nicht entmuthigen, ſondern ſetzte ſich mit friſchem Muthe an die Arbeit, ſein Pinſel flog unter ſeiner Hand, und in weniger als zwei Tagen hatte er die Hälfte ſeiner Beſtellungen vollendet. Aber die kleine Summe, welche er dafür erhielt, reichte kaum hin, das Unglück mit dem heiligen Laurentius wieder herzuſtellen, die Zeit aber eilte ohne Stillſtand weiter. An dem zur Ablieferung des Geldes beſtimmten Morgen wollte er nur noch eine Copie vollenden, bei deren Ablieferung man ihm auch gleich den Preis zu zahlen verſprochen, und welcher die geliehene Summe vollſtändig machen ſollte, aber er kam zu ſpät, ſein Schuldner, welcher einen Theil des Morgens auf ihn gewartet hatte, war auf's Land gefahren, und kehrte erſt am andern Tage zurück. Bei dieſer Nachricht eilte er in Todesangſt nach Hauſe, denn er konnte den Gedanken nicht ertragen, ſein Bild in den Händen des Kaufmanns zu wiſſen, für den Spottpreis, welchen dieſer ihm gegeben hatte. Bei ſeiner Rückkehr fand er ſeine Frau ſchon mit den größten Schmerzen kämpfen, er mußte alſo eilen, um eine Hebamme herbeizubringen, dieſe war nicht zu Hauſe, und er hatte große Mühe ſie zu finden, ſo daß er nicht einmal Zeit fand, zu Antonio zu gehen, um ihn zu bitten, ſeine Schuldforderung bis auf den nächſten Tag zu verſchieben. Den andern Tag holte er das Geld, welches er Tages zuvor nicht bekommen konnte, und kam dann zu Antonio, um ſein Bild zurückzufordern, aber dieſer, ein viel zu pünktlicher

Digitized by Google

und ordentlicher Mann, zeigte ihm in ſeinen Büchern und auf ſeinem Wechſel, daß er ſich um 24 Stunden verſpätet habe, und er habe in Geſchäftsangelegenheiten zu ſtrenge Geſetze, um nicht die einmal feſtgeſtellte Ordnung der beſtimmten Ablaufszeit feſtzuhalten. Als Pedrillo ſah, daß er ſo ſchändlicher Weiſe um ſein Bild gebracht ſey, welches ſein Troſt geweſen, und das er wie ein Andenken an einen verſtorbenen Freund, als lebenden Ueberreſt ſeiner ſelbſt und ſeines verlorenen Talents betrachtete, überfiel ihn ein heftiger Schmerz; kaum daß er im Stande war, Antonio mit Verwünſchungen zu überhäufen, ſo verließ er ihn in Verzweiflung, vor ſich hin murmelnd, daß nichts ihm glücke in der Welt, daß es beſſer wäre, ſeinem Leben ein Ende zu machen; und nachdem er ſeiner Gattin das Geld, das er bei ſich trug, übergeben hatte, übergab er ſich den Wellen der Tiber, und ging aus dieſer Welt zu derſelben Stunde, als ſein jüngſtes Kind ſie begrüßte.

(Fortſetzung folgt.)

Gewerbs-Intereſſen.

§ *Marburg*, 22. Auguſt. Der hieſige *Gewerbeverein* hat bei der deutſchen Nationalverſammlung zu Frankfurt a M. mehrere Bemerkungen über die Verhandlungen des Gewerbecongreſſes daſelbſt eingereicht, welche, wie folgt, lauten: „Von dem jetzigen deutſchen Gewerbecongreß in Frankfurt (er hat ſich nun ſchon aufgelöſt) erwarteten wir Vorſchläge zum Fortſchritte, ſowie zur Hebung der Gewerbe und des gewerbetreibenden Mittelſtandes in Deutſchland, überhaupt Vorſchläge zu einer freieren und geiſtigeren Bewegung der deutſchen Handwerker, welche, wie wir in unſerem unmaßgeblichen Programm gezeigt haben, recht wohl realiſirt werden können, ohne mit einer dieſe Zwecke verfolgenden freiſinnigen Gewerbeordnung für Deutſchland im Widerſpruche zu ſtehen. Indem wir aber die Zeitungen durchgehen und deren Inhalt über die ſeitherigen Verhandlungen des deutſchen Gewerbecongreſſes verfolgen, werden wir daraus viele bis ins Mittelalter zurückgehende, alſo rückſchrittliche Bewegungen nicht mit Vergnügen gewahr, Dieſe beſtehen namentlich darin: 1) daß in Zukunft das Schickſal faſt aller Gewerbtreibenden geradezu in die Hände von Gewerberäthen gelegt, und dieſen *in allen Fällen geſtattet ſeyn ſoll, willkürliche Ausnahmen von den Geſetzen zu machen, Diſpenſationen zu ertheilen, zu beſtimmen, wie viel Meiſter in einer Stadt ſeyn ſollen, auch daß Jemand von einem Geſchäfte zum anderen übergehen darf und dergleichen mehr*; 2) daß Lehrjahre, Geſellenjahre, Wanderjahre und dergleichen wieder beſtimmt werden ſollen; 3) daß auch wieder der Monopolismus und veraltete Privilegien ins Leben treten ſollen, und 4) daß die Arbeiter von der Mitwirkung bei dem Congreſſe gänzlich ausgeſchloſſen und dadurch genöthigt worden ſind, einen eigenen Congreß zu bilden. — Zu 1 haben wir z. B. in Kurheſſen gleichartige Inſtitute, wie die Gewerberäthe, bereits lange Jahre gehabt, daraus aber iſt kein Heil für den Wohlſtand des Handwerkers entſprungen. Der Willkür, namentlich in Rückſicht der Diſpenſationsertheilungen war dadurch Thür und Thor geöffnet, durch Geld und Kriecherei konnten alle Diſpenſationen erwirkt, und wohlthätige geſetzliche Beſtimmungen umgangen werden. Der Handwerkerſtand iſt hierdurch nur ſtets in große Nachtheile gerathen. Darum trugen wir in unſerem Programm für die Zukunft *auf das Wegfallen aller ſolcher Diſpenſationen an*. — Zu 2. Eben ſo nachtheilig für's Allgemeine iſt die Feſtſetzung von Lehr-, Geſellen- und Wanderjahren, es wird hierdurch das Genie und überhaupt jede freiere geiſtigere Bewegung der jungen Leute unterdrückt, und im Gegentheile, ſobald wieder Diſpenſationen aller Art ertheilt werden, läßt man dadurch neuerdings dem ungeſchickten Profeſſioniſten ein freies Feld. Es iſt vollkommen genügend, und dem alten ſchädlichen Syſteme ein ſtarker Damm entgegen geſetzt, wenn ein gewiſſes Alter zur Erlangung der Selbſtſtändigkeit feſtgeſetzt, und tüchtige Prüfungscommiſſionen zur Prüfung der Geſchicklichkeit der zum Meiſterrechte ſich Anmeldenden niedergeſetzt werden. *Es darf nicht mehr danach gefragt werden: wie und wo haſt du Das erlernt, und wie lange haſt du damit zugebracht?* — Zu 3 iſt es für unſere Zeit unſtreitig die allernächſte Aufgabe, alle Monopole, Privilegien, Bannrechte und dergleichen gänzlich aus der Welt zu ſchaffen. Und wir wollten uns wieder *neue* Zwangsjacken anlegen? Das alte Kleid hat viel zu lange gehalten, es dürfen keine neue Lappen mehr darauf geſetzt werden. — Zu 4 endlich, was ſoll damit bezweckt werden, die Arbeiter oder Geſellen nicht mitreden zu laſſen? Es iſt dies eine dem alten Kaſtengeiſte von neuem aufgeſetzte Krone. Für das künftige Wohl unſerer Jugend müſſen wir mit dieſer gemeinſchaftlich arbeiten, und warum ſoll dieſe desfalls ausgeſchloſſen und abgeſchieden von uns ſeyn? warum ſoll ſie uns jetzt gleichſam feindlich gegenüber ſtehen? Es iſt kein haltbarer Grund dazu vorhanden. Wir müſſen ſie in unſere Mitte nehmen, ihre Anſichten, die mitunter auch ganz gut ſind, anhören, uns gegenſeitig belehren und vollſtändige Eintracht herſtellen. Sie ſtehen jetzt größtentheils auf einer ſolchen Bildungsſtufe, daß ſie berechtigt ſind, über die Löſung der ſocialen Frage ein Wort mitzureden, und haben ſie irgend eine irrige Anſicht, ſo laſſen ſie ſich ſehr gerne beſcheiden, um mit uns zur Belebung der guten Sache Hand in Hand gehen zu können. Marburg, am 19. Auguſt 1848. *Eberhard*, Vorſtand. *Lilienfeld*, Schriftführer." — Bei der Ueberreichung dieſer Bemerkungen ſagt der genannte Gewerbeverein: „Wir erlauben uns, Dies hoher Nationalverſammlung mitzutheilen, weil wir aus den von gedachtem Congreſſe entwickelten Anſichten kein Heil für Deutſchland erblicken, und fügen den Wunſch hinzu, hohe Nationalverſammlung möge dieſe Sache in *der* Art geeignetſt in die Hand nehmen, daß eine aus ſolchen Perſonen zuſammengeſetzte Verſammlung von Gewerbetreibenden aus Deutſchland zu Stande gebracht werde, welche der Zahl der in allen deutſchen Landen vorhandenen Gewerbetreibenden entſpricht, und keine ſolche Mißverhältniſſe eintreten, daß aus dem einen Lande zu viel, und aus dem anderen zu wenig oder wohl gar keine Deputirten dahin kommen. Dies iſt nach unſerer geringen Anſicht dermalen eine dringend nothwendige Aufgabe, welche nicht anders zu löſen ſeyn wird, als durch eine von den Staatsregierungen ausgehende Anordnung einer allgemeinen Wahl der zu einem *neu* zu bildenden Gewerbecongreß zuſammen zu tretenden Deputirten, deren Anzahl nach dem Maßſtabe (freilich nach einem geringeren, jedoch in demſelben Verhältniß) als der zur hohen deutſchen Nationalverſammlung angenommene nach der vorhandenen Anzahl der Gewerbtreibenden zu beſtimmen ſeyn würde. Nur auf dieſe Weiſe allein dürfte für den deutſchen Gewerbeſtand ein vernünftiges Reſultat hervorgebracht werden.

Frankfurter Theaterangelegenheit.

Nach einem Artikel in der Extra-Beilage des Frankfurter Journals vom 26. Auguſt iſt vom Senate der geſetzgebenden Verſammlung der Antrag vorgelegt worden, die Dekorationen des ſtädtiſchen Theaters für die Summe von 30,000 fl. anzukaufen und dieſelben der Theaterdirektion (welche in Zukunft

Digitized by Google

durch die Herren Meck und Mühling geführt werden ſoll) auf zehn Jahre zur unentgeltlichen Benutzung zu überlaſſen. Die geſetzgebende Verſammlung hat dieſen Antrag zur Begutachtung an eine Commiſſion überwieſen, welcher eine ſorgfältige Prüfung deſſelben nicht dringend genug empfohlen werden kann. Bekanntlich hat die Direktion vor einigen Jahren vom Actionair-Verein das Geſammt-Inventar des hieſigen Theaters, beſtehend aus Dekorationen, Garderobe und Bibliothek, für 17,000 fl. angekauft. Wenn nun die Stadt für den dritten Theil dieſes Inventars jetzt die bedeutende Summe von 30,000 fl. zahlen ſoll, ſo wird die Behörde dabei wahrſcheinlich von der Intention geleitet werden, dem Inſtitute durch dieſen Ankauf eine Subvention zu ertheilen. Das Inſtitut wird aber eben ſowohl von der Direktion als den Mitgliedern gebildet, und doch würde der erſteren nur allein der Vortheil dieſer Unterſtützung zu gut kommen. Daß die Direktion im vergangenen Frühjahre zwei Monate hindurch ſchlechte Einnahmen machte, iſt unläugbar. Indeſſen hatte ſie hierin mit faſt allen Geſchäften gleiches Schickſal, das ſie auch um ſo leichter hätte ertragen können, wenn ſie in guten Zeiten daran gedacht hätte, durch Bildung eines Reſervefonds für derartige Wechſelfälle ſich ſicher zu ſtellen. Da dies aber nicht der Fall war, ſo mußten die Mitglieder den Schaden tragen, indem dieſe einen Abzug von 40 Prozent des Gagentheils über 200 fl für die ſechs Monate des Sommer-Abonnements ſich gefallen laſſen mußten. Die Direktion erklärte nämlich bei Eröffnung des Sommer-Abonnements in den erſten Tagen des Mai's den Mitgliedern, daß ſie genöthigt ſey, das Theater zu ſchließen, wenn ſie ſich nicht zu dieſem Opfer herbeilaſſen würden. Dieſe Mittheilung geſchah indeſſen erſt dann, als die Direktion ſich Ende Aprils von den Abonnenten das Sommer-Abonnement im Betrage von 25,000 fl. ſchon hatte vorausbezahlen laſſen, von denen am Tage der obigen Erklärung freilich nur noch 3,000 fl. in der Kaſſe ſich vorgefunden haben ſollen. Angeblich waren von der Direktion mit der fehlenden Summe Creditoren befriedigt worden, zu einer Zeit, wo ſie Alles daran ſetzen mußte, den angeſtellten Familien eine Subſiſtenz zu ſichern, und der reellſte Geſchäftsmann aus dieſen Gründen ſich nicht ſcheute, die minder dringenden Zahlungen zu ſiſtiren.

Welche Schadloshaltung wäre aber den Abonnenten, die, beſeelt von dem Wunſche, die Kunſtanſtalt aufrecht zu erhalten, und im Vertrauen auf die Redlichkeit ihrer Führer, ſo bereitwillig ihr Geld vorausbezahlt hatten, geworden, wenn das Perſonal ſich geweigert hätte, die angebotene Propoſition einzugehen? Die Kaution der Direktoren war kaum hinreichend, den Mitgliedern die Schadloshaltung von einer Monatsgage zu bieten; weshalb ſie moraliſch gezwungen, ſich zur Annahme des Vorſchlags bequemen und die Schuldabtragung der Direktion gegen die Abonnenten übernehmen mußten. Sollte das der Behörde unbekannt geblieben, ſollte der Klageruf ſo vieler Familienväter nicht zu ihr gedrungen ſeyn? Es ſcheint faſt ſo, da ſie jetzt gewilligt iſt, der Direktion einen Beweis ihres Vertrauens und Wohlwollens dadurch zu geben, daß ſie ihr nicht allein den ſo erheblichen Gewinn bei'm Ankaufe der Dekorationen zukommen läßt, ſondern ihr auch die Nutznießung derſelben auf zehn Jahr unentgeltlich zutheilt, und ſogar die Kaution, welche früher 12,000 fl. betrug, auf 9000 fl. ermäßigte. Letzteres wohl als Garantie dafür, daß das ſo glücklich ausgeführte Manövre der Gagenabzüge nicht eine Wiederholung finden ſoll! Wie wenig die Direktion geneigt iſt, den Mitgliedern ein Aequivalent für ihre Verluſte zukommen zu laſſen, geht daraus hervor, daß trotz den glänzenden Einnahmen dieſes Sommers von ihr dennoch den erſten Künſtlern bereits Gagenabzüge für die Folge angeſonnen worden ſind. Was die Ertheilung der Theater-Conceſſion anbelangt, ſo wird die geſetzgebende Verſammlung das Recht, hierüber eine Diskuſſion zu eröffnen und auch andere Konkurrenten aufzunehmen, zu wahren wiſſen, damit endlich auch in Frankfurt engherzige Rückſichtsnahme und verroſtete Vorurtheile ſchwinden und dem Genius der neuen Zeit freie Bahn geſchaffen werde.

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Die *Gegenwart* iſt für uns meiſtens eine läſtige Kupfermünze, die wir blos um des Handels und Wandels willen dulden; *Vergangenheit* eine glänzende, aber falſche Goldmünze. Die *Zukunft*, die gewöhnlich den höchſten Werth für uns hat, liegt noch ohne irgend ein beſtimmtes Gepräge vor uns.

— Wer nicht mit einem ſcharf durchdringenden Beobachtungsgeiſte begabt, kann ſein ganzes Leben hindurch inmitten der Natur zubringen, ohne daraus für Kunſt und Wiſſenſchaft irgend Etwas zu erobern, oder ſelbſt nur zu ahnen, daß ſie die Schule der erhabenſten Weisheit. Sie iſt für ihn gleichſam das Buch des *Mikromegas*, worin die Geheimniſſe des Univerſums niedergelegt, deſſen Buchſtaben aber ſo groß waren, daß die Zwerge ſie nicht leſen konnten.

— Von unſerer Wiſſenſchaft mit Stolz oder Dünkel reden, verräth einen Elementargeiſt vom allerniedrigſten Caliber. *Material* zum Aufbau der Wiſſenſchaft ſeh' ich Tauſende herbeiſchleppen und chaotiſch auf- und übereinander werfen, aber der eigentlichen *Baumeiſter* werd' ich nirgend anſichtig. Es fehlt uns das *Wiſſen, das ſchafft* mithin die Wiſſenſchaft.

Jeder Schriftſteller, der irgend etwas Bedeutendes für den Fortſchritt der Menſchheit leiſten will, muß, wie ein gewiſſer Meerwurm (Amphicora sabella, bei welchem Ehrenberg zwei Augen am Kopfe und zwei am Schwanze bemerkt hat), mit doppelten Sehwerkzeugen begabt ſeyn: eines muß ihm dazu dienen, in die *Vergangenheit*, und das andere, in die *Zukunft* zu ſchauen.

Wer weiſe werden will, muß ſich aus ſeinen Thorheiten und Lieblingsfehlern einen Almanach zuſammenſetzen und keinen Tag hingehen laſſen, ohne nach dem Patrone zu ſchauen, den er bisher ſeiner beſondern Verehrung gewürdigt.

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

(Mainz, 17. Aug.) Die „Mainzer Zeitung" ſchreibt: Wer wird es glauben, daß die Brüder jener tapfern Reichstruppen, die in Italien die Ehre der deutſchen Waffen gerettet haben, hier immer noch durch *Spießruthenlaufen* in Subordination und Zucht gehalten werden? Heute frühe zwiſchen 6 und 7 Uhr wurde der Rücken eines öſterreichiſchen Soldaten von ſeinen Kameraden auf das Empörendſte zerfleiſcht.

Im „Schwäb. Merkur" lieſt man folgende Todes-Anzeige: „Den vielen Freunden und Bekannten meines Bruders, David Bäßler, ſeit 4 Jahren Pächter des Gaſthauſes zum Montblanc in St. Martin in Savoyen, diene die Nachricht, daß er am 14. Auguſt an einer durch die Grippe entſtandenen Auszehrung geſtorben iſt. *Im Reiche Carlo Alberto's gönnen die Geſetze einem proteſtantiſchen Leichnam keine Begräbnißſtätte*, und ſo hat er dieſe auf dem reformirten Friedhofe in Genf gefunden. Möge er gut daſelbſt ruhen nach ſeinem ſorgenvollen und bewegten Leben. *G. F. Bäßler*, in Ludwigsburg."

Digitized by Google

Die wieder ganz vortreffliche Nr. 8. der „Leuchtkugeln“ bringt nachſtehendes hübſche Wortſpiel: „Sagen Sie mir, mein Herr, warum feiern die Hannoveraner nicht den ſechſten Auguſt?“ — „Sehr einfach; wir haben an einem Auguſt ſchon genug!“ — „Iſt das Ihr Ernſt?“ — „Ja, leider — Ernſt!“

(Petersburg.) Ein Ukas vom 1. Auguſt verordnet die Bildung einer Rabbinercommiſſion, welche aus den durch Wahl der hebräiſchen Gemeinden vorgeſchlagenen Candidaten vom Departement der ausländiſchen Confeſſion aus vier Mitgliedern und einem Präſidenten gebildet wird, ihren Sitz in Petersburg hat und alljährlich auf zwei Monate zuſammentritt. Zu ihren Obliegenheiten gehört die Unterſuchung und Entſcheidung aller auf die Geſetze und Gebräuche der jüdiſchen Religion und die Thätigkeit der Rabbiner ſich beziehenden Fragen und die Prüfung von Eheſcheidungsſachen in den Fällen, wo die Rabbiner finden, daß der Sinn des Geſetzes unklar oder gegen ceſſen Entſcheid Klage erhoben iſt.

Korreſpondenz.

Mannheim, Ende Auguſt.

Vor der drückenden Schwüle der Hundstage, die namentlich fühlbar über den Niederungen hieſiger Stadt zu drüten pflegt, flüchte ich mich alljährlich in die erquicklichen Schatten eines der beiderſeitigen Gebirgszüge, die, das lachende Rheinthal begränzend, ſo romantiſch lockend uns von hier fort nach Rechts und Links hinüberwinken in den Schwarzwald oder in die Pfälzer Vogeſen, die ſogenannte Haardt. Ich wählte dießmal die letztere, und da ich mich herzlich darnach ſehnte, auf eine Zeitlang dem beklemmenden Eindrucke nicht nur der phyſiſchen, ſondern auch politiſchen Atmosphäre mich zu entwinden, wo hätte ich mir ein friedlicheres, von den Wirren der Gegenwart undurchſtöberteres Ruheplätzchen aufſuchen können, als das mir ſchon vom letzten Sommer her ſo lieb und heimiſch gewordene Dörfchen Gleisweiler mit ſeiner ſegensreichen Kaltwaſſer-, Molken-, Kräuter- und Traubenkur-Anſtalt? Ich hatte nicht übel Luſt, alle dieſe Kuren zugleich mit einander zu gebrauchen, um mich vollſtändig von der Geiſtes- und Glieder-Mattigkeit zu erholen, die noch von dem politiſchen Wechſelfieber der letzten paar Monate in mir zurückgeblieben war; da ſich jedoch dieſe verſchiedenen Heilmittel nicht wohl zu einer und derſelben Jahreszeit vereinigen laſſen, zog ich es vor, meine Labung und Stärkung durch eine Reihe tüchtiger Sturz- und Regenbäder, durch den Genuß der belebenden, vom Hauche der nahen Harzwaldungen gewürzten und dabei doch ſo milden Luft dieſer Vorhügel und durch rüſtige Fußwanderungen auf die mit Burgtrümmern gekrönten Kuppen oder in die idylliſchen Thäler des tieferen Gebirgs herbeizuführen, was mir auch ſchon nach den erſten zwei Wochen ſo vollkommen gelang, daß ich mich nun ganz verjüngt und wieder im Stande fühle, eine zweite deutſche Revolution durchzumachen. Was Zeitungslektüre betrifft, obwohl das Leſezimmer der Badeanſtalt den mannichfaltigſten Stoff dazu bietet ſowohl in deutſcher als franzöſiſcher Sprache, ſo habe ich die ſtrengſte Diät beobachtet und mich blos an die leichter verdauliche geiſtreichere Koſt gehalten, welche mir die ausgewählte Bibliothek des Lokals in den Werken der beſten in- und ausländiſchen Schriftſteller und gediegeneren Unterhaltungsblättern darbot.

(Schluß folgt.)

Mainz, 29. Auguſt.

Wild bewegte Zeiten, wie die unſrigen, ſind der Kunſt im Allgemeinen nicht günſtig. Die größrn Ereigniſſe der politiſchen Welt ſtürmen auch auf den Künſtler ein und ſtören die Ruhe, deren er bedarf, um die Gebilde ſeiner Phantaſie durch Pinſel oder Meißel ins Leben zu rufen. Man hört nicht viel von neuen Schöpfungen der Maler- oder Bildhauerkunſt, und um ſo mehr verdienen Einzelne, die auch in dieſer drangvollen Epoche ihrer Kunſt leben, unſere Bewunderung. Zu dieſen Einzelnen gehört auch der hier lebende geniale Thiermaler, Hr. Preſtel, Ihr Landsmann, der in jüngſter Zeit zwei große Gemſenjagden vollendet hat, die ſowohl durch Kühnheit der Compoſition, wie auch durch naturgetreue, wahrhaft künſtleriſche Ausführung einen mächtigen Eindruck hervorbringen und in allen Einzelnheiten ein ſprechendes Zeugniß von dem Studium des Künſtlers geben. Wie wir hören, wird eines dieſer Bilder in Frankfurt ausgeſtellt werden, und wir können allen Freunden und Verehrern der Kunſt einen ſeltenen Genuß verſprechen.

Offenbach, 26. Auguſt.

In Nro. 234 des Journals behauptet ein Korreſpondent aus dem heſſ. Kreiſe Friedberg, daß man die Nothwendigkeit einer kräftigen Vertretung des Laienſtandes bei der neuen Organiſation der proteſtantiſchen Kirche im Großherzogthum anerkenne, und es eine falſche Beſchuldigung ſey, wenn man ſage, die Rechte der Laien ſeyen in Bezug auf die ernannte Commiſſion für die Ausarbeitung eines vorläufigen Kirchenverfaſſungs-Entwurfes nicht berückſichtiget, da man drei Geiſtliche und vier Nichtgeiſtliche zur beſagten Commiſſion ernannt habe und es ja den Univerſitätsprofeſſoren *), ſowie der Geiſtlichkeit unbenommen bliebe, auch Laien zur Commiſſion zu erwählen. Wir geben dieſem Korreſpondenten Folgendes zu bedenken: 1) Warum iſt es nothwendig, daß die Laien bei der neuen Organiſation der proteſtantiſchen Kirche kräftig vertreten werden? 2) Iſt es wahrſcheinlich, daß die Geiſtlichkeit Nichtgeiſtliche wählen werde, von denen eine kräftige Vertretung der Laien, gegenüber der Geiſtlichkeit, erwartet werden kann? 3) Steht vielmehr nicht zu erwarten, daß die Geiſtlichkeit nur Geiſtliche und zwar ſolche wählen werde, die die Intereſſen der Geiſtlichkeit nach allen Seiten kräftig zu vertreten im Stande ſind? 4) Kann man behaupten, die Rechte der Laien ſeyen gewahrt, wenn vorausſichtlich die Commiſſion aus ungefähr $^3/_4$ Geiſtlichen und $^1/_4$ Nichtgeiſtlichen beſtehen wird? 5) Gibt die Zuſammenſetzung der Commiſſion nicht zu der Vermuthung Veranlaſſung, daß hauptſächlich nur die Rechte der Geiſtlichkeit vertreten werden ſollen und die der Laien nicht, da zwar die Geiſtlichen ihre Vertreter wählen dürfen, hingegen die Laien gar nicht zu wählen haben? — Wir ſind der lebendigen Ueberzeugung, daß der neue Kirchenverfaſſungs-Entwurf nur dann die Zuſtimmung der proteſtantiſchen Gemeinden erhalten wird, wenn derſelbe von einer Commiſſion, beſtehend aus $^2/_3$ Laien und $^1/_3$ Geiſtlichen bearbeitet worden iſt, und daß das Beiſpiel Kirchbrombachs zahlreiche Nachahmung finden dürfte, wenn man eine kirchliche Organiſation ins Leben treten laſſen wollte, die nicht aus dem Schooße der proteſtantiſchen Gemeinden ſelbſt hervorgegangen iſt.

Bad Homburg, 27. Auguſt.

Geſtern hatten wir hier ein großes, ſehr beſuchtes Konzert, worin wir Gelegenheit fanden, das ausgezeichnete Talent des berühmten Klavierſpielers Mortia de Fontaine zu bewundern, und accompagnirte ihn unſer als vortrefflich bekanntes Kurorcheſter in einem Konzerte von Mendelsſohn auf meiſterhafte Weiſe. — Fräul. Neukäufler, vom großh. Theater in Darmſtadt, excellirte in ihrem Vortrag und lieferte die Proben einer ausgezeichneten Schule. — Der junge Tenor Rudolph bewährte, obſchon eine ſchwache, doch angenehme Stimme und wird derſelbe ſtets bei richtiger Wahl der vorzutragenden Stücke gefallen.

*) Es ſind doch wohl die Profeſſoren der Theologie verſtanden.

Mainwaſſer-Wärme: Am 31. Auguſt, Morgens 8 Uhr: 18 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 31. Auguſt. Dorf und Stadt, Schauſpiel in 2 Abth. und 5 Akten mit freier Benutzung der Auerbach'ſchen Erzählung: „Die Frau Profeſſorin“, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Freitag, 1. Sept. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Muſik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 239. Freitag, den 1. September 1848.

Der Auferſtandene.

Ein Phantaſieſtück von M. Dornwald.

(Fortſetzung.)

Sobald ſich das Gerücht von dem Tode Pedrillo's in Rom verbreitete, ſtiegen ſeine Werke, wie das ſo gewöhnlich, in ihrem Werthe. Vom Morgen an mußte Antonio das Bild, welches in ſeinem Beſitz war, in Augenſchein nehmen laſſen, und die Käufer drängten ſich in großer Anzahl dazu. Aber Antonio beeilte ſich nicht, es zu verkaufen, er ließ einige Wochen darüber vergehen, und die folgende Begebenheit zeigte auch bald, daß er wohlgethan hatte, den Verkauf zu verzögern, denn ein franzöſiſcher Kaufmann, welcher es ſah, bot ihm eine Summe, welche Alles überſtieg, was die Italiener für das Bild ihres Landsmannes geboten hatten. Ich habe wohl nicht nöthig zu ſagen, daß Antonio ſich wenig darum kümmerte, vorausgeſetzt, daß ſie gut bezahlt würde, ſeine „Darſtellung im Tempel“ in's Ausland gehen zu ſehen, und daß dieſe Betrachtung ihn keinen Augenblick zurückhielt; er war im Gegentheil ſo erfreut über das Geſchäft, das ihm ſo wohl gelungen war, daß er in ſeinen Gewohnheiten wie umgewandelt war, ja ſogar einen Anfall von Großmuth hatte. Sein Handelsfreund vertheidigte ſich vergeblich dagegen, er nöthigte ihn zum Abendeſſen, indem er ſagte, er könne, wenn ſie zuſammen zwei oder drei Flaſchen guten alten Peralta-Wein getrunken hätten, ſich vielleicht entſchließen, das gebotene Geld für das Bild zu nehmen. Carita's Handlungsdiener, welcher bei dieſem freundſchaftlichen Streit zugegen, war ganz ſtarr vor Staunen, und glaubte, die Welt müſſe untergehen, da ſeinem Herrn der Gedanke käme, Jemand zum Eſſen einzuladen.

Das Abendeſſen war einfach, aber delikat zubereitet; Antonio hatte bei dieſer feierlichen Gelegenheit mehrere koſtbare Stücke von Goldarbeit und Porzellan für ſeinen Tiſch aus ſeinem Magazin genommen, welche den Käufer anziehen ſollten. Vielleicht hätte ſein Gaſt es aber doch lieber geſehen, wenn die Umgebung weniger glänzend und das Eſſen reichhaltiger geweſen wäre, doch der Wahrheit die Ehre zu geben, ſo war es nicht ſo ſehr ſchlecht, das Fleiſch war nicht ganz zu verachten, und der Wein war eine ganz wohlſchmeckende Sorte, und der franzöſiſche Kaufmann bedauerte es keinen Augenblick, hingekommen zu ſeyn. Als Antonio ſah, daß der Fremde ſo oft das Glas leerte, fühlte er, daß es an ihm ſey, ſparſam damit umzugehen, und das wieder bei ſeiner Perſon einzubringen, was der Fremde verſchwendete, allein das half ihm wenig; daran gewöhnt, nur Waſſer bei ſeinen Mahlzeiten zu trinken, fühlte er ſchon nach dem dritten Glaſe eine angenehme Wärme durch ſeine Adern ziehen und ihn in einen angenehmen Zuſtand von wohlwollender Heiterkeit verſetzen; ein viertes Glas erhöhte noch mehr dieſen Zuſtand, und der ſonſt ſo ſtille und ernſte Antonio wurde lebhaft und beredt, und ließ ſich ſogar in ſeiner Heiterkeit ſo weit gehen, daß er ſeinem Gaſt unter vielem Gelächter erzählte, wie jeden Tag arme Künſtler in das Netz gingen, was er immer für ſie ausgebreitet hätte.

Der franzöſiſche Kaufmann wollte indeß den andern Morgen mit ſeinem Bilde bei guter Zeit wieder fortreiſen, und da er ſah, daß der Wein ſeinen Wirth ſehr verwirrte, daß einige Gläſer mehr ihn zu Geſchäften untauglich machen würden, ſchlug er ihm vor, jetzt die beſprochene Summe in Empfang zu nehmen, bevor ſie wieder von neuem anfingen zu trinken und zu lachen, wobei ſie, wenn es ſeyn müßte, die Nacht verbringen wollten. Dieſe Worte verfehlten nicht ihre Wirkung auf Antonio und ſchienen für einen Augenblick alle aufgeregten Gedanken zu verſcheuchen. Antonio empfing das Geld, zählte es zweimal, und fragte bei mehreren ihm gegebenen Stücken, ob ſie auch eben ſo guten Werthes wären, als die übrigen. Die Geſchäfte waren beendet, ſeine Heiterkeit verdoppelte ſich, und mit der glücklichſten Miene von der Welt ſich erhebend, ſchlug er vor, auf die Geſundheit des Verſtorbenen zu trinken, welcher ihnen einen ſo guten Handel bereitet hätte, dieſer vorzügliche Pedrillo, welcher ſein Leben hingegeben hätte, ohne zu bedenken, daß es in dieſer irdiſchen Welt zwar viel Elend und Kummer gibt, doch aber auch Peralta-Wein, um ſich zu tröſten und zu ſtärken. Der franzöſiſche Kaufmann, welcher nicht weniger um ſeinen Handel zufrieden war, ſtimmte dieſem Toaſte bei, aber zu ſeiner Ehre ſey's geſagt, er war beſſern Gemüthes und trank die Geſundheit des armen Künſtlers nicht mit der Ironie, wie es Antonio that, ſondern er bedauerte es aufrichtig, daß ein Mann von dieſem Talent nicht glücklicher in ſeinem Leben geweſen wäre, ſondern ein trauriges Ende gehabt hätte.

Im Augenblick, als dieſe Beiden ihre Gläſer mit ſo ganz verſchiedenen Empfindungen geleert hatten, öffnete ſich die Thüre des Saales, welcher Antonio den Rücken zuwandte, geräuſchlos, und der fremde Kaufmann ſah einen Mann von großer Figur erſcheinen, ihn feierlich grüßend und dann leiſe zu dem Tiſche gehen, wo das für Antonio eben aufgezählte Geld lag. Der Anblick dieſer Erſcheinung hatte etwas Fremdartiges, eine Wolke von Traurigkeit und Schmerz breitete ſich über die bleiche Stirn des Mannes, und ſein Blick, welcher etwas Gläſernes hatte, ſchien wie bei einem Blinden auf ſeinem Gegenſtande lange zu haften. Im Augenblick, als Antonio ſein Glas geleert hatte und ſich umwandte, trat der Unbekannte, ohne von ihm geſehen zu werden, zu ihm, klopfte ihm leiſe auf die Schulter und ſagte mit hohler, trauriger Stimme: „Habt Dank, Herr Antonio, habt Dank für die Geſundheit, welche Ihr für mich ausgebracht, habt auch Dank,“ fügte er hinzu, „für das gute Geſchäft, was Ihr für mich mit dieſem guten Fremden gemacht habt.“ Mit dieſen Worten grüßte er den fremden Kaufmann und nahm das Geld, welches noch auf dem Tiſche lag. Antonio, eine Beute

Digitized by Google

der ſchrecklichſten Angſt, betrachtete mit Entſetzen die Geſtalt Laurent Pedrillo's, welcher vor ihm ſtand, anſtatt in ſeinem Grabe zu liegen, und doch war er feſt überzeugt, daß er dort hingelegt worden war.

„Aber, Herr Antonio, ich darf nur den Ueberreſt von dem nehmen, was Ihr mir gegeben hattet." Dies geſagt, zählte er die kleine Summe ab, für welche er das Bild verpfändet, und nahm das Uebrige zu ſich, dann, den franzöſiſchen Kaufmann freundlich grüßend, entfernte er ſich feierlichen Schrittes, wie ein Mann, der nicht die geringſte Furcht hat, verfolgt zu werden. Kaum war er fort, ſo ließ auch die Erſtarrung nach, von welcher der Kunſthändler behaftet ſchien, er rief ſeinen Leuten zu, die Thüre zu ſchließen, und ſeinem Gaſt, ihm behülflich zu ſeyn, den Dieb feſtzuhalten, welcher ſo kühn wäre, ihn ſeines Geldes zu berauben; der franzöſiſche Kaufmann antwortete ihm, daß es nicht ſeine Abſicht wäre, ſich in dieſe Angelegenheit zu miſchen, und daß man den Mann, der aus dem Saal ging, nur betrachten dürfe, um zu ſehen, das es kein Bewohner dieſer Welt wäre, und dieſe Meinung beſtätigte ſich noch bei der Nachricht des Dieners Antonio's, welcher verſicherte, daß die Thüre nach der Straße doppelt verſchloſſen wäre, ſo wie es ſein Herr ein für allemal befohlen hätte, daß er Niemanden geöffnet habe, und daß er keinen Menſchen auf dem Gange, wohin die Thüre dieſes Eßſaales führe, und wo die Küche wäre, welche er bis jetzt noch keinen Augenblick verlaſſen, bemerkt habe. Dann ſuchte Antonio mit dem Kaufmann Streit, und verſicherte, ihm nicht das Bild zu geben, indem er ſagte, er wäre gewiß mit dem Vorhergegangenen im Einverſtändniß, aber dieſer war ein kräftiger, entſchloſſener Mann, der Antonio drohte, ihn ſeinen Zorn fühlen zu laſſen, wenn er bei ſeiner ſonderbaren Behauptung bliebe, und fügte hinzu, daß ihn dieſes vielleicht belehren würde, nicht mehr über Todte zu ſpotten, die er im Leben geprellt hätte. „Uebrigens," fuhr er fort, „iſt Ihnen das Bild einmal bezahlt, und ich will nicht eindringen in die Rechnungen, welche Sie mit den Leuten dieſer oder jener Welt abgeſchloſſen haben."

(Fortſetzung folgt.)

Zur Frage über die Trennung der Kirche vom Staat.

✓ Aus Baden, Ende Auguſt. Die Frage über die Trennung der Kirche vom Staat durchdringt alle Klaſſen des Volkes und wird, wie in größeren, ſo in kleineren Kreiſen auf das Lebhafteſte beſprochen. Das Für und Wider findet ſich nicht ſelten mit überraſchender Schärfe ſelbſt in unſeren kleineren Blättern dargeſtellt. So ſpricht ſich in dem Offenburger Wochenblatte, das kaum über einige Aemter verbreitet iſt, ein Gegner der Trennung ſo verſtändig und in ſolcher Folgerichtigkeit aus, daß wir der Sache einen Dienſt zu leiſten glauben, wenn wir dieſe Anſicht einem ausgedehnteren Leſerkreis unterbreiten.

„Was will die katholiſche Kirche? Unter Kirche verſtehe ich hier das hierarchiſche Organ, das im Widerſpruch ſtehen kann mit der großen Mehrheit der Geſellſchaftsglieder; von der poſitiven und rechtlichen Gränzlinie werde ich ſpäter reden. Dieſe Kirche gibt den Grund ihres Auftretens dahin an: der Staat habe das freie Vereinigungsrecht geſtattet und anerkannt, daß ſämmtliche Staatsbürger, ohne Unterſchied ihrer Confeſſion, gleiche bürgerliche und politiſche Rechte genießen, der Staat habe ſohin aufgehört, ein chriſtlicher Staat zu ſeyn, er könne alſo die chriſtlichen Kirchen nicht mehr ſchützen. Die Kirchen müſſen ſich alle die Rechte ſelbſt beilegen, welche der Staat bisher aus dem Grunde der Schutzpflicht über ſie behauptet habe.

Dieſer Schluß iſt, wenn ſeine Vorderſätze auch wahr wären, jedenfalls unlogiſch; denn, wenn der Staat bisher die Bekenner chriſtlicher Confeſſionen vorzugsweiſe begünſtigte, ſo folgt nicht Schutzloſigkeit für die chriſtlichen Kirchen, wenn er andern Kirchen gemeinſchaftlichen gleichen Schutz angedeihen läßt, wie bisher jenen: es folgt nur die Aufhebung eines bisher beſeſſenen, ausſchließlichen Privilegiums. Sodann ſind die Prämiſſen des aufgeſtellten Satzes völlig falſch.

Als 1648 die Proteſtanten den Anhängern des römiſch-katholiſchen Lehrbegriffs in allen bürgerlichen und politiſchen Beziehungen gleichgeſtellt wurden, als 1815 dieſer Grundſatz mit Hinweiſung auf beſtehende Verträge in der Bundesacte wiederholt wurde, hat man nicht gehört, daß deshalb der Staatsſchutz der bis zur erſtgenannten Zeit ausſchließlich begünſtigten katholiſchen Kirche aufgehört habe. Der Staat als ſolcher kann keine Confeſſionen haben, es ſey denn, daß deſſen Verfaſſung eine theokratiſche ſey. Der Staat, deſſen Endzweck in der Rechtsherrſchaft beſteht, iſt eine moraliſche Perſönlichkeit in ausgezeichnetem Sinne. Dieſe Perſönlichkeit kann nicht glauben. Mögen die Lenker derſelben auch dieſer oder jener Kirchen-Gemeinſchaft angehören, ſo beſchränkt ſich dieſe Eigenſchaft auf ihr privatives Leben. Der Satz, der Staat ſey bisher ein chriſtlicher geweſen, erſcheint in rechtlicher Beziehung als ein völlig falſcher. Eben ſo falſch erſcheint die Behauptung, daß der Inbegriff der Rechte des Staates über die Kirche ein Ausfluß des Schutzverhältniſſes ſey.

Wäre das vorgebliche Aufhören des Staatsſchutzes gegen die chriſtlichen Kirchen richtig, ſo müßte dieſes nicht nur hier zutreffen, das gleiche Schickſal müßte die einzelnen Anhänger dieſer Kirchen in Betreff ihrer Perſon und ihres Vermögens treffen. Dann wäre der Zuſtand der Geſetzloſigkeit, an die Stelle des Rechts wäre die Gewalt getreten, der Staat hätte ſelbſt aufgehört. In dieſem Zuſtande wäre es allerdings erlaubt, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen und ſich ſo viel als möglich Rechte beizulegen. Die Kirche, ausgerüſtet mit allen Kirchenſtaats-Rechten, könnte in dieſem Zuſtande der Gewalt grundſätzlich keine andere Waffen zu ihrem Schutze entgegen ſetzen, als die Waffe der Belehrung, Bitte und des Flehens.

Würde endlich der Staat ſelbſt gegen den Zweck ſeiner Exiſtenz die Rechtsherrſchaft verletzen, ſo könnte ihm die Kirche noch weniger Widerſtand leiſten. Daß übrigens weder in dem einen noch in dem andern Falle die Religion ſelbſt direkt nicht könnte gefährdet werden, verſteht ſich von ſelbſt, denn ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt. Ich führe Dieſes an, weil ſo häufig Religioſität mit Kirchenthum vermengt wird.

Geſtützt auf dieſe Betrachtungen, glaube ich nicht, daß die Kirche in völliger Mißachtung ihrer natürlichen und nothwendigen Stellung zum Staate und in völliger Verbannung des gegenwärtigen Zeitgeiſtes ſo verblendet ſeyn könnte, ſich außerhalb des Staatsſchutzes oder des Geſetzes ſtellen zu wollen; ich glaube ferner nicht, daß es ihr darum zu thun ſeyn könne, die Kirche, ſo weit ſie in Wechſelwirkung mit der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft ſteht, über den Staat zu ſtellen. Der Grund des Auftretens der Kirche iſt nicht außer ihr, ſondern in ihr ſelbſt zu ſuchen.

Durch den Grundſatz des freien Aſſociationsrechtes und der Gleichberechtigung iſt die Kirche nicht von Außen, ſondern von Innen gefährdet. Es iſt dadurch die Bildung abweichender Lehrbegriffe und die Gründung neuer Kirchengemeinſchaften für die diſſentirende Partei erleichtert. Es entſteht für die katholiſche Kirche zunächſt die Frage, wie lange wird die Heerde noch beiſammen bleiben, und wenn ſich ein Theil dereinſt ausſcheidet, wie wird es mit dem Kirchen- und Stiftungs-Vermögen zu halten ſeyn? Werden die Ausſcheidenden leer abziehen oder werden ſie Theilung des Vermögens verlangen?

Zur Abwendung dieſer allerdings großen Gefahr wird ein Petitionsſturm an die Nationalverſammlung mit oben angeführ-

Digitized by Google

tem Inhalte in Vorſchlag gebracht. Ich zweifle, ob der wahre Kirchenfreund dieſes Mittel vorſchlagen konnte. Die badiſche Kirche wendet ſich an dieſe Verſammlung um Abänderung der kirchenſtaatsrechtlichen Verhältniſſe. Nun iſt bekannt, daß dieſe Verhältniſſe in Deutſchland durch Verträge größtentheils regulirt ſind, durch Verträge, welche theils zwiſchen Papſt und dem ehemaligen Reich, theils zwiſchen jenem und einzelnen Staaten in neuerer Zeit abgeſchloſſen wurden. Ich glaube nicht, daß die katholiſche Kirche in Baden den Papſt repräſentiren wolle, und glaube auch nicht, daß die Nationalverſammlung dieſe vertragsmäßigen inneren Verhältniſſe der einzelnen Staaten modifiziren werde. Sodann frage ich die katholiſche Kirche, wie es in dem Falle zu halten ſey, wenn die Nationalverſammlung nicht nur die Bitte nicht gewährt, ſondern in entgegengeſetztem Sinne reformirt? Iſt ſie Autorität oder iſt ihr Anſpruch bindend für das Eine, ſo muß er es auch für das Andere ſeyn. Es kommt mir hier gerade vor, wie wenn ein Baumeiſter ein Haus, deſſen Fundamente morſch geworden, von Außen ſtützt, ſtatt es von Grund aufzubauen; das Haus fällt in ſich ſelbſt zuſammen."

Zur Kenntniß der Arbeiter-Zuſtände.

In Folge einer Aufforderung, die der gegenwärtige Vorſitzende der „Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften" in Paris, Herr Charles Dupin, von dem Chef der franzöſiſchen Regierung, General Cavaignac, erhalten, hat dieſe Akademie eine Commiſſion niedergeſetzt, unter deren Mitgliedern ſich die Herren Dupin, Couſin, Blanqui, G. de Beaumont u. A. befinden, die es ſich zur Aufgabe machen ſoll, durch Herausgabe und Verbreitung von Volksſchriften über Staats- und häusliche Oekonomie das Volk über Das zu belehren, was in den jetzigen mißlichen Zuſtänden hauptſächlich Noth thut, und zugleich die Sophismen zu widerlegen, welche ſeit 1830 durch die ſogenannten ſocialiſtiſchen Schulen im Volke, zum eigenen großen Schaden deſſelben, verbreitet worden ſind. Gleichzeitig hat Herr Blanqui den Auftrag erhalten, die großen Städte Lyon, Marſeille, Rouen und Lille zu beſuchen, um die ſittlichen und ökonomiſchen Zuſtände der dortigen Arbeiter-Bevölkerung, ſowie der benachbarten Gegenden, auf welche dieſe Bevölkerung von Einfluß ſeyn kann, genau kennen zu lernen und darüber zu berichten. Herr Blanqui ſoll insbeſondere die nachſtehenden Fragen beantworten:

1) Welches iſt die phyſiſche und moraliſche Erziehung der Kinder der Arbeiter-Bevölkerung?

2) Welches iſt der Einfluß des Familienlebens, der Religion und der Lektüre auf die Sitten und das Wohlſeyn der Arbeiter?

3) Welches iſt die Wirkung der verſchiedenen Gewerbe auf die Geſundheit und den Charakter der Arbeiter-Bevölkerung?

4) Welches ſind die ökonomiſchen Urſachen, denen man den Nothſtand dieſer Bevölkerung zuzuſchreiben hat, und ſind dieſe Urſachen andere bei der Fabriken-, als bei der Ackerbau-Bevölkerung? *)

5) Welches ſind diejenigen Gewerbe, die am häufigſten eine Unterbrechung ihrer Thätigkeit erleiden, und welches ſind die Urſachen dieſer Unterbrechung?

6) Ob die Vereinigung der Arbeiter ein Mittel zur Verbeſſerung ihres Schickſals ſey und ob es Beiſpiele der Art gibt, die mit Nutzen nachzuahmen wären?

7) Welche Fortſchritte ſind ſeit fünfundzwanzig Jahren im Zuſtande der Arbeiter eingetreten und welches ſind die Urſachen dieſer Fortſchritte geweſen? (M. f. d. L. d. A.)

*) Wie bereits Malthus unwiderleglich nachgewieſen, hat der Nothſtand, wo er ſich bei einer dieſer beiden Bevölkerungsklaſſen findet, hauptſächlich einen und denſelben Grund: das zu frühe und zu leichtſinnige Eingehen von Ehen und die in der Regel eben ſo leichtſinnige Vermehrung der Kinder in den Familien.
Anm. d. M. f. d. L. d. A.

Mannichfaltigkeiten.

Bei den neulichen unruhigen Auftritten in Berlin kam der Fall vor, daß, als der Juſtizminiſter zu der Menge ſprach, Jemand aus der Menge hervortrat und ihm ſagte: „Herr Miniſter, wir erwarten, daß Sie abdanken, Sie ſtehen nicht auf der Höhe der Zeit." Der Juſtizminiſter theilte indeß dieſe Anſicht nicht. (K. Z.)

Das Dresdner Journal erinnert Angeſichts der bedauerlichen Spaltung zwiſchen einem großen Theile des Militairs und der Bürger in Preußen an folgenden Kabinetsbefehl des vorigen Königs: Ich habe ſehr mißfällig vernehmen müſſen, daß beſonders junge Offiziere Vorzüge ihres Standes vor dem Civilſtande behaupten wollen. Ich werde dem Militair ſein Anſehen geltend zu machen wiſſen, wenn es ihm weſentliche Vortheile zuwege bringt, und das iſt auf dem Schauplatze des Kriegs, wo ſie ihre Mitbürger mit Leib und Leben zu vertheidigen haben; allein im Uebrigen darf ſich kein Soldat unterſtehen, weß Standes und Ranges er auch ſey, einen meiner Bürger zu brusquiren. Sie ſind es, nicht ich, die die Armee unterhalten; in ihrem Brode ſteht das Heer der meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arreſt, Caſſation und Todesſtrafe werden die Folgen ſeyn, die jeder Contravenient von meiner unbeweglichen Strenge zu gewärtigen hat. Berlin, 1. Jan. 1798. Friedrich Wilhelm III.

Korreſpondenz.

Mannheim, Ende Auguſt.

(Schluß.)

An geſelligen Zerſtreuungen — freilich genügſamerer Art, als die der größeren Badeorte, wo rauſchende Bälle und wucheriſche Hazardſpiele wieder Alles verderben, was die Natur Heilſames bezweckte — fehlt es in Gleisweiler eben ſo wenig, als an Befriedigung des etwaigen Bedürfniſſes, ſich der ungeſtörteſten Einſamkeit hingeben zu können. Theils in gemeinſamen Ausflügen zu Fuß, Roß- und Eſelhuf mit den Badegäſten, die hier alle gleichſam Eine trauliche und zwangloſe Familie mit einander bilden, theils allein, wenn mich der alte Hypochonder überſchlich, beſuchte ich alle meine früheren Lieblingsſtellen in der Runde wieder mit neuem Entzücken, glücklich, daß die Natur ſich treuer bleibt als die Menſchenwelt um uns her und ihre göttliche Harmonie ſtets bewahrt, während die Geſellſchaft ſich von Jahr zu Jahr mehr in Diſſonanzen auflöſt. Auf den noch in ihren Trümmern ſtolzen Wällen und Thürmen der benachbarten Berggipfel, auf den Ruinen Scharfeneck, Madenburg, Trifels, auf dem wieder hergeſtellten Hambacher Schloſſe (jetzt Marburg), auf der prachtvollen Villa des Königs Ludwig von Bayern zunächſt Edenkoben und auf noch einer Menge durch die herrlichſte Ausſicht lohnender Punkte der reizenden Umgegend genoß ich unvergeßliche Morgen und Abende. Bannte uns unfreundliche Witterung in die Hallen des ſtattlichen Heilgebäudes zurück, ſo trat auch hier keinerlei Verlegenheit ein, uns die Zeit unter traulichen Geſprächen und Erzählungen, geſelligen Spielen, Muſik, Lektüre ꝛc. auf's Angenehmſte zu vertreiben. Fremde aus dem entfernteren Auslande waren heuer, eine Folge der europäiſchen Unruhen, wie auch in den namhafteſten Bädern, nur wenige zu ſehen, um ſo mehr dagegen aus dem Inland und den angränzenden Staaten, ſo daß im Ganzen keine Abnahme gegen die Anzahl vorjähriger Gäſte ſichtbar war. Der Ruf der ausgezeichneten Heilerfolge dieſer Anſtalt und ihre köſtliche Lage in einem Paradieſe von Deutſchland ſichert ihr einen jährlich größeren Zufluß

Digitized by Google

von Beſuchern, wozu auch nicht wenig die politiſche Ruhe, die über dieſem gemüthlichen Erdfleckchen waltet, beiträgt. Mitte nächſten Monats nimmt dort die Traubenkur ihren Anfang, und es ſind bereits, namentlich aus Norddeutſchland, zahlreiche Anmeldungen dazu eingetroffen. Gleisweiler ruht mitten in der üppigen Rebenguirlande, welche ſich längs des ganzen Haardtgebirges in einer ununterbrochenen Strecke dahinſchlingt, und die Trauben ſeiner Umgebung gehören zu den vorzüglichſten, womit der Weingott die heitere, lebensfrohe Rheinpfalz geſegnet hat, und zwar dies Jahr wieder in welcher Fülle!

Worms, 25. Auguſt.

Heute hat die hieſige deutſchkatholiſche Gemeinde an ihre jüngſte Schweſtergemeinde in Wien folgende Zuſchrift geſandt: „Deutſche Brüder in Wien! Euch unſern Gruß zu ſenden, fühlen wir uns gedrungen. Nehmt ihn von uns als von ſolchen, die mit Euch Ein großer Gedanke, Ein frommer Wunſch, Eine beſeligende Hoffnung erfüllt und verbindet. Wir leben in einer ereignißvollen Zeit, eine weltgeſchichtliche Begebenheit drängt die andere, jeder Tag bringt eine merkwürdige Kunde. Aber unter allen Kunden, die wir erhielten, kam uns keine frohere, als die Kunde von Eurer Erhebung in Wien, in Deutſchlands größter Stadt, von wo aus ein Staatsunterhändler mit mitternächtiger Staatsverſchmitztheit eine planmäßige Unterdrückung äußerer und innerer ſtaatlicher und kirchlicher Freiheit nicht allein des öſterreichiſchen, ſondern aller Volksſtämme der Deutſchen jahrzehntlang unterhielt. Zuerſt habt Ihr die Ketten zerriſſen, in welcher Euer Staat geſchmiedet war. Jetzt werft Ihr auch die ſchmachvollen Ketten von Euch, mit welchen Euch eine fremdländiſche Prieſterherrſchaft belaſtet. Freie deutſche Chriſten wollet Ihr ſeyn. Zu Tauſenden habt Ihr Euch ſchon geſchaart. Zu Millionen möge bald Eure Zahl heiliger Streiter für die Freiheit der Kirche ſich mehren! Der Geiſt Eures Joſeph, der Euch vom ausländiſchen Einfluſſe frei machen und Eure Kirche in eine Schule der Volksaufklärung umwandeln wollte, möge wachſen rieſengroß, höher, als der Alpen Firnen! Nichts vermag unſeres Geſammtvaterlandes äußere Freiheit feſter zu begründen, als die innere, die geiſtige, die religiöſe Freiheit. Nichts vermag unſere äußere Freiheit enger zu knüpfen, als die Einheit der inneren, der religiöſen Ueberzeugung. Und nirgends vermag der Grundſatz der Volksherrſchaft, welcher das Weſen der ſtaatlichen Bewegung im Jahre 1848 ausmacht, ſchneller und vollſtändiger zur Wirklichkeit zu werden, als in der freien kirchlichen Gemeinde. Iſt nicht die erſte chriſtliche Gemeinde in Jeruſalem das treue Abbild eines ächt volksherrſchaftlichen Gemeinweſens? Das iſt die Ueberzeugung, der wir leben und ſterben. In ihr grüßen wir Euch, in ihr reichen wir Euch die Bruderhand."

Aus der Wetterau, 29. Auguſt.

In Beilage 2 von Nro. 234 des Frankfurter Journals iſt ein Artikel, datirt: „Aus der Wetterau, 23. Auguſt", betreffend die wahrſcheinliche Bildung einer freien proteſtantiſchen Gemeinde zu Petterweil, enthalten. Es mag die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieſes Referats im Allgemeinen dahin geſtellt bleiben, aber ein Ausdruck bedarf einer ernſtlichen Berichtigung, weil darin die Ehre eines würdigen Geiſtlichen angetaſtet iſt. Es heißt nämlich in genanntem Artikel: „Der jetzige Pfarrer zu Petterweil habe ſich die Achtung der Gemeinde verſcherzt." Hieße es: „Die Liebe der Gemeinde", ſo möchte es gelten, da man genugſam weiß, von welchen Zufälligkeiten dieſe Liebe abhängig iſt, aber wir fragen: ob ein Geiſtlicher die Achtung ſeiner Gemeinde verdient oder nicht, der ſeit acht Jahren ſich mit wahrer Aufopferung des Schulweſens und der Jugendbildung angenommen und darin, wie die Gemeinde Petterweil, will ſie gerecht ſeyn, ſelbſt anerkennen muß und gewiß anerkennt, Ausgezeichnetes geleiſtet hat, der im Predigtamt Tüchtigkeit bewährt, wovon ſelbſt die umliegenden Gemeinden Zeugniß ablegen können, der ſeiner Gemeinde ſtets mit Liebe entgegengekommen iſt, nie Ungerechtes von ihr verlangt hat, der ſelbſt bei den vielen Anfeindungen, die er allerdings von dem größten Theil der Gemeinde ertragen muß, nie Böſes mit Böſem vergalt, der in der ganzen Umgegend als ein Ehrenmann geachtet wird? — Dies Alles gilt von dem jetzigen Pfarrer von Petterweil! — Achtet ihn nun ſeine Gemeinde nicht, ſo trägt wohl er nicht die Schuld, ſondern eine unglückſelige Verkennung von Seiten der Gemeinde, — oder es liegen die Gründe noch tiefer. Uebrigens wird die Verſicherung gegeben, daß der jetzige Pfarrer von Petterweil ſchon längſt um ſeine Verſetzung eingekommen iſt und keinen ſehnlicheren Wunſch kennt, als die Gemeinde Petterweil von ſeiner Gegenwart, und ſo, wo möglich, von der ſogenannten Nothwendigkeit, eine freie Gemeinde zu bilden, zu befreien.

Wiesbaden, 30. Auguſt.

Von vielen Seiten iſt hier der Wunſch ausgeſprochen worden, die Kur auch während des Winters fortbeſtehen zu laſſen, und gewiß verdient dieſer Wunſch in dieſem Jahre, in welchem Wiesbaden ſo Vieles gelitten hat, um ſo mehr Berückſichtigung, als hierdurch dem Staate keine Koſten erwachſen, da der Kurſaalpächter für die Bequemlichkeiten und Unterhaltungen der Kurgäſte Sorge tragen wird. Auch beſtehen hier in einigen Badehäuſern zum Gebrauch der Winterkuren die nöthigen Vorrichtungen.

Frankfurter Muſeum.

Am 25. Auguſt wurde in einer Generalverſammlung der Mitglieder der Muſeumsgeſellſchaft Hr. Franz Meſſer, Direktor des Cäcilien-Vereins, zum Dirigenten der Muſeumskonzerte an die Stelle des verſtorbenen Hrn. Kapellmeiſters Guhr ernannt. Somit haben wir die gegründetſte Hoffnung, dieſen Winter mit recht gediegenen muſikaliſchen Aufführungen erfreut zu werden, da ſich Wiſſenſchaft und Erfahrung, der feinſte Geſchmack und die edelſte Erfindung, Kraft und Gewandtheit bei dieſem Künſtler in ſeltenem Maße vereinigt finden.

Verlooſung weiblicher Handarbeiten zum Beſten der deutſchen Flotte.

Wir erſuchen unſere Mitbürgerinnen, welchen keine Unterzeichnungsliſten zu obigem Zwecke zugekommen ſind, Arbeiten oder andere Geſchenke an die Unterzeichneten abzuliefern:

Frau Dr. de Bary, Mainzergaſſe 41.
" M. Brentano, vor dem Gallenthore.
" Dr. v. Quatta, neue Mainzerſtraße 30.
" Haaſe-Hoffmann, ſchöne Ausſicht 11.
" Habermann, Pfingſtweide.
" Dr. Jucho, ſchöne Ausſicht 18.
" Jaquet, große Sandgaſſe 9.
" Körber, vor dem Allerheiligenthor.
" Dr Müller, Zeil 38.
" Mumm-Lutteroth, vor dem Eſchenheimerthor.
" Ochs, große Sandgaſſe K 55.
" Hofrath Schott, großer Hirſchgraben 7.
" Dr. Schwarzſchild, Langeſtraße.
" Dr. Textor, Paulsgaſſe 2.
" Wieſche, Hochſtraße 8.

Mainwaſſer-Wärme: Am 1. Sept., Morgens 8 Uhr: 16 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Freitag, 1. Sept. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Muſik von Mozart.

Sonntag, 3. Sept. Oberon, König der Elfen, romantiſche Feenoper in 3 Abth.; nach dem Engliſchen des Planché, von Th. Hell. Muſik von C. M. v. Weber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 240. Samſtag den 2. September 1848.

Der Auferſtandene.

Ein Phantaſieſtück von M. Dornwald.

(Fortſetzung.)

Antonio, der wohl ſah, daß er nicht Recht bekommen würde in dieſer Unterhaltung, verabfolgte dem Kaufmann das Bild, von Herzen bedauernd, daß er ſich einmal in ſeinem Leben dazu verſtanden habe, gaſtfrei zu ſeyn. Ein Anderer als Antonio hätte in dieſer Begebenheit eine nutzreiche Lehre gefunden, aber bei ihm war die Gewohnheit des Wucherns ſchon zu ſehr eingewurzelt, um ſie zu laſſen; er war nicht gottesfürchtig, man beſchuldigte ihn ſogar einmal, zwei aus der Kirche geſtohlene Armleuchter von den Dieben gekauft zu haben; auch betrachtete er das ihm Begegnete nicht als eine Schickung des Himmels, ſondern erklärte ſich die Erſcheinung Pedrillo's als ein Bubenſtück, von menſchlichen Weſen ausgeführt, was er ſchon eines Tages entdecken würde. Weit davon, zu bereuen, wollte er vielmehr die verlorene Summe wieder gewinnen, und er wurde geiziger und habſüchtiger denn je in ſeinem Leben, und anſtatt wie ſonſt auf Pfänder von Kunſtwerth, ſo fing er jetzt an, Geld gegen enorme Zinſen auf Wechſel zu leihen, und ließ ſeine Schuldner für die kleinſte fehlende Summe im Gefängniß ſchmachten.

Einige Jahre ſpäter, um die Zeit des erſten Advent, hatte er einen jungen Baumeiſter, Vater von vier Kindern, in's Gefängniß werfen laſſen, weil er ihm die Kleinigkeit von hundert Bajocco nicht am beſtimmten Tage wieder geben konnte; Antonio ſchlief in dieſer Nacht ſo ruhig, als ob er eine gute That vollbracht hätte. Um Mitternacht wurde er durch ein Geräuſch in ſeinem Zimmer erweckt; fürchtend, Diebe könnten da ſeyn, richtete er ſich auf und rief mit lauter Stimme: „Wer iſt da!“ Beſſer konnte es kein Dragoner des Papſtes machen. Man antwortete nicht, aber eine kräftige Hand zog die Vorhänge ſeines Bettes auseinander, und die Geſtalt Laurent Pedrillo's erſchien von neuem vor ſeinen Augen. „Noch hier? Du nichtswürdiger Spitzbube!“ (ſchrie er, ohne vor dieſer Erſcheinung zu erſchrekken, verſichert, nach den Vorſtellungen, welche er ſich damals bei dem Abendeſſen machte, daß es irgend ein kühner Menſch wäre, der ſeine Aehnlichkeit mit dem Maler benutze, um ihn zu quälen), „iſt es nicht genug, daß Du mich ſchon einmal meines Geldes für das Bild beraubt haſt, kommſt Du auch noch, meinen Schlaf zu ſtören? Geh' hinaus, Elender! oder ich erwürge Dich. Ich ſchicke Dich zu Dem, deſſen Aehnlichkeit Du hier mißbrauchſt, und der viel zu redlich im Leben war, um nach ſeinem Tode wie ein Dieb in der Nacht zu kommen und mich des Lohnes meiner Arbeit und Mühe zu berauben. Geh' hinaus, ich ſage es Dir noch einmal!“ Und mit dieſen Worten griff er nach einem türkiſchen Dolche, welchen er ſeit der Begebenheit mit dem Kaufmann immer unter dem Kopfkiſſen verborgen hatte. Aber Laurent Pedrillo hinderte mit verächtlichem Lachen dieſe mörderiſche Abſicht und antwortete ihm: „Signor Antonio, Ihr ſeyd ein unverſchämter Lügner, wenn Ihr ſagt, daß Pedrillo Euch hintergangen hat, er hat die Euch ſchuldige Summe mit Intereſſen richtig bezahlt. Heute, wo Eure beiderſeitigen Rechnungen abgeſchloſſen ſind, kommt Pedrillo keineswegs in der Abſicht, Euch zu berauben, er will Euch im Gegentheil Etwas anbieten, was Euch nur angenehm ſeyn kann, zum Dank für alle guten Dienſte, die Ihr ſo Vielen geleiſtet habt. Es iſt unbegreiflich, daß Niemand daran gedacht hat, die Züge Desjenigen, der der Vater und Tröſter aller Künſtler war, zu verewigen. Ich, Antonio, ich will Euer Bild malen; Alles iſt dazu bereit,“ und zugleich zeigte er ihm eine mit neuer ſchöner Leinwand bezogene Staffelei und eine mit Farben bedeckte Palette. Ihr gebet mir heute, wenn es Euch gefällig iſt, eine Sitzung. Ich verlange nur ſechs Tage, um das Bild zu beenden.“

Bei dieſem Vorſchlage glaubte Antonio, daß er mit Weſen von Fleiſch und Bein, die ſich einen ſchlechten Spaß erlaubten, zu thun habe, er antwortete daher, daß es jetzt nicht an der Zeit wäre, ſich malen zu laſſen, ſondern zu ſchlafen, und daß er all' ſein Zubehör fortſchaffen möchte, und wenn er ſich weigere fortzugehen, ſo würde er die Wache rufen, um ihn fortzuſchaffen. Aber Laurent Pedrillo, wie ein Mann, der die Geduld verliert, ergriff Antonio bei'm Arm und zog ihn aus dem Bette mit unwiderſtehlicher Gewalt. „Ich wiederhole es Euch,“ ſagte er, „ich will Euch malen.“ Zu gleicher Zeit ſetzte er ihn auf einen Stuhl, welchen er ſchon in Bereitſchaft hatte, und kaum ſaß der unglückliche Kunſthändler, ſo fühlte er ſich darauf wie von übernatürlicher Kraft feſtgehalten, gegen welche es vergebens geweſen wäre, zu kämpfen. Da das Vorbild ſaß, nahm Pedrillo die Palette, und bei'm Schein des Mondes entwarf er das Bild. Aber die Mühe zu ſitzen war für Antonio ſehr groß, denn jedesmal, wenn der Maler ſeine Augen auf ihn heftete, durchdrang ihn dieſer Blick bis in's Innerſte, wie der ſcharfe Hauch des Nordwindes, und machte ihn an allen Gliedern zittern, ſo daß, als ihn Pedrillo vom Sitz aufhob, und, ihn wieder in ſein Bett werfend, die Sitzung für diesmal beendete, die Zähne des unglücklichen Mannes mit hörbarem Geräuſch zuſammen ſchlugen und ſein ganzer Körper eiskalt war, als ob er die ganze Nacht auf einem Gletſcher der Schweiz gelegen hätte. Als Laurent nun weggehen wollte, verbot er ihm, irgend etwas von dieſem Beſuche zu erwähnen, ihm noch mehr Unglück drohend, im Fall er es thäte, und verließ ihn mit der angenehmen Ausſicht eines ähnlichen Beſuches für die kommende Nacht.

Sobald Antonio allein war, klingelte er nach ſeinem Bedienten, welcher ihn zitternd fand; er ließ ſich ein großes Feuer anmachen und brachte drei Stunden in der Nähe deſſelben zu, ohne

Digitized by Google

Wärme in ſeine erſtarrten Glieder bringen zu können. Während des Tages hatte er große Luſt, zum Polizei-Chef zu gehen, welcher ein Geiſtlicher war, und mithin durch weltliche Macht und durch die Macht der Beſchwörungen der Kirche ihn von dieſem Uebel befreien konnte; aber er fühlte, daß er es mit einem Feinde zu thun hätte, dem übernatürliche Macht gegeben. Er hielt es alſo für beſſer, das Gebot des Stillſchweigens nicht zu übertreten und erwartete voll Angſt die nächſte Nacht.

(Schluß folgt.)

Staatlich-kirchliche Bedenken.

D Frankfurt, 26. Auguſt. — Auch die radikalſten Kirchenbefreier werden dem Staate zugeſtehen, daß er ſofern über jeder Kirche ſtehe, als er die Mitglieder aller Aſſociationen, ſowie alle nicht aſſociirten Menſchen (ſomit in kirchlicher Hinſicht auch die Leute außerhalb aller Kirchenthüren) umfaßt. Mit dieſem titulus onerosus hat der Staat zugleich die Bürgſchaft für die Sicherheit und wenigſtens ein Minimum des Lebensunterhaltes eines jeden Bürgers übernommen. Er darf dagegen wiederum von Jedem verlangen, daß er nach Kräften ſelbſt zum Erwerbe dieſes Lebensunterhaltes wirke, und ſowohl durch ſeine Selbſterhaltung, als durch die Art ſeiner Thätigkeit das Ganze erhalten helfe und dem Staate nützlich ſey. Alter und Krankheit ſetzen der Erfüllung dieſer Gegenbedingung eine natürliche Gränze. Auch unvorhergeſehene Arbeitsuntauglichkeit und Armuth des Einzelnen müſſen in den Voranſchlägen des Staatshaushaltes vorgeſehen ſeyn und werden den Staat zwar mitunter belaſten, aber ſeinen Organismus nicht ſtören. Wie aber nun, wenn die Satzungen gewiſſer Vereine den häufigen Eintritt ſolcher Ausnahmsfälle zum Voraus vermuthen laſſen, und dieſe Vereine ſelbſt nicht den Willen oder nicht die Mittel haben, um ihre Invaliden nach Gebühr zu unterhalten, vielmehr einige Klaſſen derſelben ausſtoßen und die Erhaltung derſelben dem Staate, alſo auch ihren Mitbürgern außerhalb ihrer Vereinskreiſe zumuthen? Dieſer Fall erſcheint zumal als ſtarker Contraſt von Rechten und Pflichten, wenn die vom Staate emanzipirte kirchliche Gemeinde als ſolche berechtigt iſt, Urtheilsſprüche über ihre Mitglieder zu fällen, deren Folgen über ihren Kreis hinaus wirken. Wir denken hier zunächſt an Geiſtliche, welche nur auf dieſen Beruf vorbereitet, durch den Richterſpruch ihrer Gemeinde oder ihrer Oberen von Amte und Brode entſetzt werden, ohne daß ſie ein bürgerliches Verbrechen begangen haben und vor dem Staate ſchuldig erſcheinen. Der oft gehörte Spruch: daß ſie ja ihren freien Willen hatten, als ſie den geiſtlichen Stand wählten und als ſie nachmals gegen deſſen Pflichten ſündigten, läßt viele Einwendungen zu; und wäre dies auch nicht, ſo bleibt die Thatſache, und der Arbeitsloſe und Nothleidende iſt ein krankes Glied der Geſellſchaft, das ſie um ihrer ſelbſt willen heilen muß. In den freikirchlichen Gemeinden, zu welchen allmälig alle proteſtantiſchen gehören werden, werden häufig kleine und unbemittelte Kirchengemeinſchaften die Wahl haben, einen frei, aber oft nicht mit hinlänglicher Umſicht und Vorſicht, gewählten Geiſtlichen entweder trotz aller ſeiner Mängel zu behalten, oder ihn abzuſetzen, ohne ſeinen Lebensunterhalt garantiren zu können. Der Staat hat ihn nicht mitgewählt, ihm alſo weder das Amt, noch im Abſetzungsfalle eine anderweitige Verſorgung verbürgt, und muß nun doch an die Stelle der mittelloſen Gemeinde eintreten, welcher er den untüchtigen oder wenigſtens mißliebigen Geiſtlichen nicht aufzwingen wollen würde, wenn er auch dürfte. Indeſſen glauben wir aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, daß ſolche Fälle bei der freien Wahl der Geiſtlichen durch die Gemeinden nicht häufig vorkommen werden. Dagegen laſſen die Zeichen unſerer Zeit eine weit häufigere Colliſion dieſer Art in der römiſch-katholiſchen Kirche vermuthen. Sollte ferner der Staat, nach unſerer Anſicht mit großem Unrecht, das Eheverbot der römiſchen Prieſter als innere und reine Kirchenſache betrachten und demnach ſein Oberaufſichtsrecht nicht zur Aufhebung einer naturwidrigen Satzung gebrauchen, ſo wird er auch die vielfach ſchädlichen Folgen derſelben nicht hindern können. Mit den alten Folgen würde es ſo ziemlich beim Alten bleiben; die reiche Kirche würde indirekt die armen — Baſen und Baſenkinder vieler Prieſter ernähren und verſorgen. Sobald aber ein ehrlicher Mann empfände, daß er als idealiſtiſcher Jüngling oder als armer Seminariſt und künftiger Verſorger armer Eltern zu Viel angelobt hätte und nun ſich bürgerlich trauen ließe — mit oder ohne bereits vorhandene Familie —, was ihm nachgerade nirgendwo verwehrt werden wird: wer wird dann für ihn und die Seinen ſorgen? Nicht die Kirche, die ihn vielmehr hinausſtößt; auch nicht ſeine Gemeinde, wenn ſie ihn gleich jetzt nicht minder achtet und liebt, als zuvor; vielleicht, weil ſie zu arm iſt, um ihn als freie Gemeinde ohne das an Rom heimfallende Kirchengut zu beſolden, oder vielleicht, weil ſie nebſt ihm ſelbſt dem Glauben nach vollkommen gut katholiſch iſt und bleiben will, indem ſie ſich zugleich unterrichtet hat, daß das Cölibat und ähnliche Satzungen erſt ſpätere Zwangsinſtitute der römiſchen Curie ſind. Eben deßhalb wird auch in dieſem Falle der im katholiſchen Glauben verbleibende Exprieſter ſeine Kenntniſſe und Lehrgaben nicht in Gemeinden anderer Confeſſion nützlich machen können, wenn auch dort Raum für ihn wäre, und dieſer Fall wird immer häufiger vorkommen. So wird der Staat für den von ſeiner Kirche Ausgeſtoßenen zu ſorgen haben und ſich nicht begnügen dürfen, der milden Hand der Kirche die materielle Strafgewalt, die Disciplin des Kerkers, des Hungers, der Geißelung zu entziehen, ſondern auch verpflichtet ſeyn, die heilloſen Folgen einer von ihm geduldeten heilloſen Urſache quackſalbernd zu heilen, ſtatt daß er in dieſem Falle Doktor Eiſenbarts Radikalmethode anwenden ſollte. Die emancipirte Kirche wird ſich ſchwerlich zu Sinecuren oder Verſorgungshäuſern für cölibatsflüchtige Prieſter verpflichten.

Denkmal der Preſſe.

Denkmale, welche einzelnen Männern geſetzt worden, wenn ihr Verdienſt um die Zeit oder das Vaterland auch noch ſo groß war, haben nie eine ſo tiefe und fruchtbare Bedeutung, als ſolche, welche daſtehen, eine That zu bezeichnen, zu welcher die Namen nur wie geliehen erſcheinen. Die Wirkung allein iſt das Sichere in der Geſchichte und bei der wahren Freiheit treten die Menſchen zurück hinter die Idee; ſie dienen nur als Zierrathen derſelben, haben mehr eine ſymboliſche, als eine wirkliche Bedeutung.

Die größte That des deutſchen Volkes iſt die Erfindung der Preſſe, hervorgegangen aus ſeinem zu allen Zeiten nach Freiheit ſtrebenden Geiſte; durch dieſe iſt es Wohlthäter der künftigen Geſchlechter geworden; dieſe Erfindung iſt der Kern des Daſeyns unſeres Volkes und ſichert die Höhe ſeiner Bedeutung in der Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit. Was wir und andere Nationen an wahrer Freiheit gewonnen und an ſicherem Glücke hoffen dürfen, iſt nur der Erfolg der Preſſe.

Zwar erſcheinen auch hier wieder drei Männer, welchen es vergönnt war, die reife Frucht dem Genuſſe zu reichen, allein die Frucht ſelbſt, wie die Blüthe und der Keim, ſind gewachſen auf dem Boden des ganzen Volkes und entwickelt durch ſeinen nach Wahrheit ſtrebenden Geiſt.

Digitized by Google

Hat die Zeit der Vorrechte einzelnen jener drei Deutſchen Bildſäulen geweiht, ſo hat die junge Freiheit noch nicht dem heilbringenden Gedanken ſein Denkmal geſetzt.

Im Juni 1840 wurde das 400jährige Gedächtniß der damals nicht freien Preſſe in der damals nicht freien Freiſtadt mit großem Jubel begangen. Es war eine andächtige Bewegung, das ſtille Bewußtſeyn, wie der Weltgeiſt ſelbſt im todten Buchſtaben wirke, es war nicht die Freiheit, es war nur tief empfundene Hoffnung derſelben, darum war es eine wehmüthige Freude.

Für die Tagesluſt des Volkes, für den vergänglichen Augenblick, und dieſem ſich hingebend, hatte Launitz einen Gedanken gemodelt, ein anſprechendes Kunſtwerk. Wie es ſo ſchön daſtand, waren Viele betrübt, daß der Thon wieder zerfallen ſollte und der Gedanke vergehen; beim freudigen Feſtmahl ward der Wunſch laut, es der künftigen Zeit in Metall zu erhalten, und ſogleich boten ſich anſehnliche Summen, um das Werk zu beginnen.

Der Tag des Jubels war vorüber, und zu den Gaben, welche die Begeiſterung des Augenblicks gewonnen, kamen wenig neue; die Preſſe war gebunden, und die Finſterlinge freuten ſich, daß der Wille, jenem unüberwindlichen Führer der Zeit ein Denkmal zu ſetzen, ſo unmächtig ſey; der aufopfernde Künſtler arbeitete zaghaft weiter, und nur das Gefühl ſeiner hohen Aufgabe ließ ihn nicht verzweifeln an der Vollendung, die zu verwirklichen Pflicht Aller iſt, welche den hohen Sinn jenes Werkes begreifen und lieben.

Jetzt iſt die Preſſe frei, die Vorarbeiten des Künſtlers ſo weit, daß im nächſten Jahre das Palladium der Freiheit als eine Mahnung und Stärkung künftiger Zeiten errichtet ſeyn kann, wenn das Metall noch fließt, welches zum Guſſe nothwendig iſt.

Einſam in einer bretternen Hütte ſteht vollendet in Erz Schöffer und wartet auf die Gefährten, bis auch ſie auferſtehen aus der Werkſtätte des Künſtlers, mit ihm die hohe Bühne zu beſteigen, weiſend dem Volke, was vor Allem zu erhalten und zu ſchützen iſt: die freie Preſſe; es iſt nicht mehr das Ergebniß eines vergänglichen Tages, es iſt nicht die Zierde des Platzes, wo am Krönungstage des Kaiſers aus dem Brunnen, den es verdrängen ſoll, Wein floß, es iſt die Anerkennung des Gedankens, welcher die Völker frei zu machen beſtimmt war.

Kommt, ſehet und gebt! —

Frankfurt a. M., den 1. September 1848.

Dr. Stiebel I.

Mannichfaltigkeiten.

Aus dem Osnabrück'ſchen wird geſchrieben: In Folge des fortdauernden Schwankens der politiſchen Verhältniſſe rüſten ſich in mehreren Gegenden unſeres Fürſtenthums ganze Schaaren, zum Theil junge, rüſtige Burſche und friſche, ſchlanke Mädchen, zur Auswanderung nach den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, die zum Antritt ihrer Reiſe nur den längſt erſehnten Waffenſtillſtand mit Dänemark erwarten. (W. Z.)

(Eine ſtädtiſche Ausgabe für Perücken. Die Polizeibehörde in Schweidnitz hatte vor einiger Zeit ein paar unter polizeilicher Aufſicht ſtehende Individuen einziehen und im Correctionshauſe feſthalten laſſen. Da aber zu ihrer ferneren Detention kein offener Grund vorhanden, ſo hatte ſie dieſelben wieder in Freiheit ſetzen laſſen. Dieſen war indeſſen — bei'm Empfang, womit die Correctionshaus-Direction ihre Ankömmlinge begrüßt, das Haar ganz kurz geſchoren worden. Die beiden Leuten erkannten, daß man ſich durch eine ſolche Friſur bei der Welt nicht gut legitimirt, und beantragten bei der Polizeibehörde die Vergütung einer Haartour. Dieſe gab ihrem Verlangen nach. Bei Reviſion der Kämmereirechnung fanden die Stadtverordneten dieſen Artikel unter den Communalausgaben, und konnten ſich nicht einverſtanden damit erklären, daß man von Seiten der Commune das Perückenweſen, wahrſcheinlich wegen der nahe liegenden Verbindung mit dem Zopfthume, begünſtigte. (Echo d. Gegenw.)

(Berlin, 25. Auguſt. — N. C.) Es ſoll auch hier gegenwärtig in Berathung gezogen worden ſeyn, in wiefern es zweckmäßig erſcheine, die königl. Theater, welche alljährlich einen bedeutenden Zuſchuß erfordern, als königl. Anſtalten aufzugeben und der Privatinduſtrie zu überlaſſen; doch zweifelt man nicht, daß bei der bekannten Kunſtliebe unſers Königs dieſelben auch ferner in ihrer gegenwärtigen Stellung werden belaſſen werden.

(Nördlingen. — Ulm. Schnellp.) Die hieſige Volksverſammlung war von beiläufig 15,000 Menſchen beſucht; auch Fürſt Wallerſtein nahm Theil. Wie die Augsb. Abdztg. ſchreibt, hatte ſich der Fürſt, um ſeine Sympathien für Proletariat und Demokratie darzuthun, eines möglichſt ſchäbigen Koſtüms befliſſen, ſpeiſte Mittags zwiſchen den beiden Münchner Demokraten Ringler und Wagner ꝛc. Es waren 19 baieriſche und würtembergiſche Vereine vertreten.

(Der ganze Erdball ſoll es ſeyn!) Ein Hr. Bundegger aus dem Seekreiſe reichte dem Parlamente ein ganz ſonderbares Promemoria ein. Er erklärte ſich in ihm für einen Gegner all' der Seekreisler, die Baden zu einer Republik umgeſchaffen wiſſen wollen, ja, auch für einen Gegner aller Derjenigen, die da wünſchen, daß das geſammte Deutſchland zu einer Republik zuſammengeſchmolzen werde. Bis dahin könnten die Conſtitutionell-Monarchiſchen mit ſeinen Aeußerungen zufrieden ſeyn. Nun aber ergießt er ſich in Lobpreiſungen des Kosmopolitismus, fordert, daß das konſtituirende Parlament auseinandergehe, und daß eines für den ganzen Erdball in der Mitte deſſelben (wo?) ſich verſammle. Hier dann ſoll für den ganzen Erdball eine einzige und untheilbare Republik geſchaffen werden; denn nur in einer ſolchen univerſellen brüderlichen Vereinigung des ganzen Erdballs beſtehe das Glück der Menſchheit, Freiheit und ewiger Friede. Wie die Republikaner im Seekreiſe u. ſ. w. die Namen Oeſterreich, Preußen, Baiern, Würtemberg, Baden ꝛc. ꝛc. ausgeſtrichen wiſſen wollen, begehrt Hr. Bundegger die Annullirung der Namen Europa, Aſia, Afrika und Amerika, und verlangt, daß man inskünftige nur vom Erdball und den Erdballianern ſprechen ſoll. — Man muß ſagen, die Fortſchritte in dieſer Zeit ſind gewaltig! (Sammler.)

Lord S. befand ſich in den Bädern von Baden (Kanton Aargau) ſeit vierzehn Tagen ſehr vergnügt, ſprach mit Niemand ein Wort, nahm ſeine regelmäßigen Mahlzeiten, ging ſpazieren und las das Siècle. Alles war zufrieden, der Lord, die Gäſte und der Wirth. Da kommt ein anderer Engländer mit Familie angefahren. Die beiden Herren ſprachen kurze Zeit mit einander, da befiehlt der Erſtere, augenblicklich zu packen und einzuſpannen, und in einer Stunde war er über alle Berge. Alles ſtaunte, doch das Räthſel klärte ſich auf. Lord S. war der Meinung, er befinde ſich in Baden-Baden, im Großherzogthum Baden; als er durch ſeinen Landsmann erfuhr, daß er in Baden in der Schweiz ſey, war alle Freude dahin. (Echo d. Gegenw.)

Digitized by Google

Literatur.

A. de Gerando, über den öffentlichen Geiſt in Ungarn ſeit dem Jahr 1790. Leipzig, Weber. 1848.

Dieſes Buch iſt noch vor der europäiſchen Revolution geſchrieben, aber mitten unter ihren Faktoren und Vorboten, und zwar von einem Franzoſen, der die Ideen der neuen Weltſchöpfung von ſeinem Volke und Vaterlande ausſtrömen ſieht. Bekanntlich hat der franzöſiſche Kosmopolit vor dem deutſchen gewöhnlich den Patriotismus voraus, und ſeine Schwärmerei für die Befreiung der Nationen knüpft ſich an den meſſianiſchen Beruf der franzöſiſchen. De Gerando legt großes Gewicht auf die Sympathien und Verbindungen des ungariſchen Volkes mit dem franzöſiſchen, von dem „großen“ Ludwig von Anjou (1308 bis 1382) an bis zu den Einflüſſen der erſten franzöſiſchen Revolution. Dieſen letzteren hat er einen intereſſanten Abſchnitt gewidmet, der die blutigen Myſterien der öſterreichiſchen Regierung gegen „die Jakobiner in Ungarn“ zu enthüllen ſucht. Den umfangreichſten und wichtigſten Beſtandtheil des Ganzen bildet die „parlamentariſche Geſchichte von Ungarn“ von 1790 bis 1847. Wenn auch dieſe Geſchichte, wie das ganze Buch, von dem einſeitigen Standpunkte des Magyarismus ausgeht, ſo verdient ſie doch die allgemeinſte Aufmerkſamkeit; ganz beſonders jetzt, wo die Löſung der ungariſchen Wirren zu einer europäiſchen Frage werden kann. Zur Löſung dieſer Wirren iſt die Kunde ihrer Grundurſachen unerläßlich, und letztere finden ſich großentheils in dem genannten und dem folgenden Kapitel „Ungarn und der Illyrismus“ niedergelegt. Welche Partei wir auch in Bezug auf dieſe Wirren und Kämpfe ergreifen, werden wir der frühen Entwicklung und dem freien Bekenntniſſe des konſtitutionellen Volksbewußtſeyns unter den Ungarn unſere warme Anerkennung nicht verſagen. Bereits im Jahre 1834 ſprach auf dem ungariſchen Landtage der Abgeordnete Kemeny Worte, welche jedem unſerer heutigen Volksvertreter zur Ehre gereichen würden. Einige derſelben lauten: „Man beſchuldigt uns des Aufruhrs. Dies ſind beleidigende, die Würde der Regierung erniedrigende Worte. In unſerem Lande iſt es diplomatiſch anerkannt, daß die höchſte Gewalt vom Volke herrührt; die Regierung beſchimpft ſich daher ſelbſt, indem ſie das Volk beſchimpft, das uns geſendet hat und in deſſen Namen wir ſprechen. Wir ſind hier, um zu handeln, wie es das Intereſſe des Vaterlandes erheiſcht; und wenn Diejenigen, welche wir vertreten, mit unſeren Schritten zufrieden ſind, ſo hat Niemand das Recht, uns Aufrührer zu nennen, ſelbſt wenn unſere Worte die Regierung verletzen.“ L. D.

Korreſpondenz.

Aus dem Großherzogthum Heſſen.

Zu den mannichfachen Objecten der Unzufriedenheit und der Mißſtimmung, wie ſie eben in unſerm Lande ſich darbieten, iſt nun leider noch ein neues hinzugekommen, nämlich die zur Ausarbeitung eines Verfaſſungsentwurfs für die proteſtantiſche Kirche Heſſens niedergeſetzte Commiſſion. Es war ganz recht, zu deren Bildung auch das Prinzip der Wahl mit herbeizuziehen; ſehen wir aber auf die Art und Weiſe, wie dieſes Princip dabei vertreten iſt, ſo möchte es vielleicht wünſchenswerther erſcheinen, daß die Commiſſion rein von der Regierungsgewalt ernannt, als daß eine Wahl nur in ſolcher Weiſe zugelaſſen worden wäre. Zwar wird der auszuarbeitende Entwurf ſpäter einer Landesſynode zur Begutachtung vorgelegt werden, aber doch hängt die Art, wie dieſe letztere künftig gebildet werden, namentlich die Beſtimmung der Elemente, aus denen ſie beſtehen ſoll, weſentlich von jener Commiſſion ab, und wir müſſen uns leider geſtehen, daß auf ſolche Weiſe die Errichtung einer freien deutſchen Nationalkirche in unſerem Lande ſchlecht angebahnt iſt. Lediglich der Landesgeiſtlichkeit und den evangeliſch theologiſchen Profeſſoren zu Gießen und Friedberg iſt eine Mitwirkung bei der Zuſammenſetzung der Commiſſion geſtattet; von jenen ſollen ſieben, von dieſen, den Profeſſoren, ſoll ein Mitglied zu derſelben gewählt werden. Das Einzige, was man den Laien eingeräumt hat, iſt, daß unter den ſieben von der Regierung ernannten Commiſſionsmitgliedern ein weltlicher Oberconſiſtorialrath und noch drei andere weltliche Mitglieder ſich befinden ſollen. Wenn Ihr Korreſpondent aus dem heſſiſchen Kreiſe Friedberg in Nro. 234 nicht zugeben will, daß bei der Wahl der Mitglieder eine Nichtberückſichtigung der Laien ſtattfinde, weil es ja den Profeſſoren und den Geiſtlichen nicht unterſagt ſey, auch Laien zur Commiſſion zu wählen, ſo wollen wir ihn hier nur auf die Beſtimmung der betreffenden Regierungsverkündigung verweiſen, worin als wählbar nur wiederum Diejenigen, die ſelbſt wählen, nämlich die Profeſſoren der Theologie und die Geiſtlichen, bezeichnet werden. Auch würde es gewiß zur Gleichſtellung der Laien mit den Geiſtlichen nicht hinreichen, wenn man die Erſteren blos als wählbar hinſtellen wollte; ſie müſſen vor Allem auch zur activen Wahl mitberechtigt ſeyn. Aber ſo tritt wieder Etwas, das dem alten hierarchiſchen Begriff von Kirche nur allzu nahe verwandt iſt, in das 19. Jahrhundert herein: die Geiſtlichkeit als eigner, ſtreng von den Laien abgeſonderter Stand, als Kaſte, wählt aus ſich ſelbſt mit doppelter Nichtberückſichtigung der übrigen Mitglieder der Kirche den größten Theil Derjenigen, die das Heil der Kirche berathen ſollen. Freilich müſſen vorzugsweiſe auch Geiſtliche dabei ihre Stimme abgeben; aber ſie ſollen nicht ſelbſt aus ſich heraus wählen, ſondern ſie ſollen mit den übrigen Mitgliedern der Kirche, mit dem chriſtlichen Volke, Diejenigen wählen, die durch das allgemeine Vertrauen, nicht allein durch dasjenige ihrer Mitgeiſtlichen, berufen ſind, in den Sachen der Kirche ein entſcheidendes Wort zu ſprechen. Wir hoffen, daß bei der Wahl der Mitglieder zur demnächſt ſtattfindenden Synode dieſer Forderung Rechnung getragen wird und daß die Geiſtlichen nicht für ſich allein, ſondern mit den übrigen Chriſten zuſammen ihre Vertreter wählen werden, wenn auch immerhin eine Anzahl derſelben dem geiſtlichen Stande angehören muß. Jene ſtrenge Scheidewand zwiſchen Geiſtlichen und Nichtgeiſtlichen, wie ſie die früheren Jahrhunderte aufgeſtellt und uns überliefert haben, kann von uns nur als ein Ueberreſt des Mittelalters angeſehen werden und würde, wenn man an ihr feſthalten wollte, unſerm großen Ziele, Errichtung einer allgemeinen deutſchen Nationalkirche, gewiß die größten, wenn auch nicht unüberwindliche Schwierigkeiten, entgegenſetzen.

Erwiederung.

Das „Frankfurter Converſationsblatt“ enthält unterm 15. d. M. einen Artikel aus Paris; der Verfaſſer dieſes Berichtes ſchließt denſelben mit den Worten: „Es ſind deren (Berichte über franzöſiſche Zuſtände) in der letzten Zeit zwar ſchon in einem andern Frankfurter Blatte gemacht worden, aber ſie zeugen von einer ſo kraſſen Unwiſſenheit des Gegenſtandes und einer ſo anmaßenden Oberflächlichkeit des Urtheils, daß ſie bei Beſſerunterrichteten ein mitleidiges Achſelzucken erregen. Ich werde ſie berichtigen und ergänzen.“ — In der That, ich glaube, wenn mein Urtheil noch ſo oberflächlich ſeyn mag, Hr. Barkes gibt hier den größten Beweis einer „anmaßenden Oberflächlichkeit des Urtheils“, den Stab über meine Mittheilungen zu brechen, ohne augenblicklich mit Berichtigungen bei der Hand zu ſeyn. Es iſt ſehr leicht zu ſagen: dieſe Berichte zeugen von einer kraſſen Unwiſſenheit, das kann jeder Eckenſteher; aber es zu beweiſen, wird denn doch immer etwas ſchwerer halten. Man beweiſe erſt, mache wenigſtens den Verſuch, das „Achſelzucken der Beſſerunterrichteten“ zu begründen, und dann iſt es ſchon eher erlaubt, zu beißen, wenn man erſt geknurrt hat; aber ohne Weiteres ein ſo arrogantes Urtheil fällen, das wird wohl Jeder gebührend würdigen!! Wir erwarten die Berichtigungen und Ergänzungen unſerer Mittheilungen, alſo auch die Ergänzungen unſerer kraſſen Unwiſſenheit, mit vieler Ruhe.

Paris, 25. Auguſt 1848. Wilhelm Guggenheim.

Mainwaſſer-Wärme: Am 2. Sept., Morgens 6 Uhr: 16 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 2. Sept. Uriel Acoſta, Trauerſpiel in 5 Abth. von C. Gutzkow.

Sonntag, 3. Sept. Oberon, König der Elfen, romantiſche Feenoper in 3 Abth.; nach dem Engliſchen des Planché, von Th. Hell. Muſik von C. M. v. Weber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 241. | Montag, den 4. September | 1848.

Der Auferſtandene.

Ein Phantaſieſtück von M. Dornwald.

(Schluß.)

Während den erſten Stunden war Alles ſtill und Mitternacht war ſchon vorüber, ohne daß die Erſcheinung da geweſen wäre, aber ein wenig vor ein Uhr trat der Maler, mit all' ſeinen Geräthſchaften beladen, in ſein Zimmer, und hieß ihn, wie den Abend vorher, das Bett verlaſſen; auch überfiel ihn, wie Abends zuvor, der unerträgliche Froſt; dieſes dauerte mehrere Nächte, und er konnte bemerken, daß der Maler immer etwas mehr die Zeit ſeiner Ankunft verzögerte, was mit dem Aufgehen des Mondes übereinſtimmte, bei deſſen Schein er arbeitete. Aber ſeit dem dritten Tage war der unnatürliche Froſt ſo eingedrungen in die Gebeine des armen Antonio, daß er auch in den Zwiſchenräumen von einer Sitzung zur andern deſſen Beute blieb. Kein Mittel war im Stande, ihn zu erwärmen, und deshalb glaubte man ihn von einer Krankheit ergriffen. Bei der ſechſten Sitzung erklärte ihm Laurent Pedrillo, daß das Bild fertig wäre, und daß er ihn jetzt nur noch einmal ſehen würde.

Während am andern Morgen der arme Unglückliche in ſeinem Bette lag, zitternd vor Kälte, hatte ſich vor dem Laden eines ſeiner Nachbarn, welcher ſeit kurzer Zeit hier war, eine große Menge Menſchen, welche ſich von Augenblick zu Augenblick vergrößerte, von Künſtlern aller Art, welche ſich in Rom aufhielten, verſammelt. Jedermann war beſchäftigt ein über der Thüre ausgeſtelltes Gemälde zu betrachten, in welchem man ſofort den Pinſel Laurent Pedrillo's zu erkennen glaubte, und während man das Bild betrachtete, wollten die Ausrufungen und das Händeklatſchen gar kein Ende nehmen: „Was das ſchön iſt! Unvergleichlicher Spaß! Eine göttliche Carricatur!“ ſo rief man von allen Seiten, und man fragte den Kaufmann, woher er dies Bild habe. Dieſer antwortete, daß es ihm dieſen Morgen von einem Unbekannten verkauft worden wäre, und daß dieſer, ohne zu handeln, mit dem von ihm zuerſt gebotenen Preiſe zufrieden geweſen wäre, ſo daß Jeder glaubte, die Wittwe Laurent Pedrillo's hätte dieſe Leinwand in einem Winkel des Ateliers ihres Mannes gefunden und ſie zum Verkauf ausgeboten.

Antonio litt unbeſchreiblich auf ſeinem Lager bei dem großen Geräuſch in ſeiner Nachbarſchaft. Eine krankhafte Neugierde trieb ihn dazu, die Frau, welche ihn bediente, hinzuſchicken, um ſich zu erkundigen, was es da gäbe. Nachdem ſie ſich mit vieler Mühe durchgedrängt hatte, erkannte ſie bald den Gegenſtand, welcher ſo Viele anlockte. Es war dies ein ſehr getroffenes Gemälde **Antonio's**, er hatte einen Menſchenkopf auf einem Tigerkörper, und war beſchäftigt, die Eingeweide eines Menſchen zu verzehren, der nach den ihn umgebenden Dingen ein **Maler** ſeyn mußte. Am Rande dieſes Bildes ſtand mit goldenen Buchſtaben:

„Dem gefeierten Signor Antonio, dem Vater, dem Wohlthäter, dem Schickſalslenker der Künſtler, die dankbare römiſche Schule.“

Dieſe Unterſchrift verbreitete ſich unter vielen Spöttereien und tollem Jubel bald von Mund zu Mund.

Als die Botin zu Antonio zurückkehrte, war ſie ſehr in Verlegenheit, was ſie ihm ſagen ſollte, denn ſie ſah wohl ein, daß die Beſchreibung des Gegenſtandes ihm wenig Vergnügen gewähren könnte. Indeſſen als er mit Zorn von ihr zu vernehmen begehrte, was ſie geſehen, da erzählte ſie es ihm ganz der Wahrheit getreu, und der arme Antonio, welcher ſchon an ſeinem Körper fürchterlich gequält wurde, empfand nun auch noch eine tödtliche Herzensangſt, ſo öffentlich dem Hohngelächter des Volkes zum Opfer zu dienen. Während des ganzen Tages war der Laden von der Menge belagert; der Kaufmann, dem das Bild gehörte, wollte es für einige Zeit fortnehmen, damit ſich die Menſchen etwas vertheilen ſollten, aber es ging nicht, es entſtand ein förmlicher Aufruhr, und Antonio hörte das Alles in ſeinem Bette, wo es ihm nicht gelang, ſich zu erwärmen.

In der folgenden Nacht bei'm Schlage der Mitternachtſtunde, als ſeine Wächterin feſt eingeſchlafen war, trat Pedrillo in ſein Zimmer, doch diesmal ohne ſeine Malergeräthſchaften.

„Antonio,“ ſagte er zum Kaufmann, „die Vorſehung, welche gerecht iſt, hat Dich für Deinen Geiz und Deine ſchändliche Habgier ſtrafen wollen, ſie hat mir erlaubt, den Ort, wo ich noch längere Zeit für den Selbſtmord leiden muß, zu dem Du mich veranlaßt hatteſt, zu verlaſſen, um Dir eine **Lehre** zu geben. Dieſe fruchtete nichts bei Dir, und ich gab Dir eine **zweite**, und glaubte, Du würdeſt Dein Lebtag noch daran denken, doch dem iſt nicht ſo, denn morgen um dieſe Zeit haſt Du Dein Geſchäft, Dein Leben und Dein Geld verlaſſen. Suche alſo Deine Sachen zu ordnen und thue **Buße**. Das iſt es, was ich beauftragt bin, Dir zu ſagen.“

Nach dieſen Worten entfernte er ſich.

Als Antonio die Annäherung ſeines Todes vernahm, ſah er es ein, wie nichtig die irdiſchen Reichthümer ſind, und er bereuete, ſeine Seele aufgeopfert zu haben, nur um Schätze anzuhäufen; aber es handelte ſich nicht mehr darum, das Vergangene zu bedauern, ſondern für die Zukunft zu ſorgen. Am andern Morgen ließ Antonio einen Prieſter rufen, welchem er mit zerknirſchtem Herzen beichtete, wie es einem Manne zukam, der ſo nahe dem Wege zur Ewigkeit ſtand. Ein Notar mußte ſeine letzten Wünſche aufſetzen, er beſtimmte darin ſeine Güter zur Gründung eines Hospitals, wo nur Künſtler ſich befinden und dort möglichſt gut verpflegt werden ſollten. Bald nach ſeiner Beichte ließen ſeine körperlichen Leiden nach, und Abends 11 Uhr 27 Minuten hauchte er ſeinen letzten Seufzer aus.

Digitized by Google

Die Güter des Antonio della Carità ſind indeſſen den Künſtlern nie zu Gute gekommen. Der Notarius, welcher das Teſtament verfaßte, beging die Ungeſchicklichkeit, etwas Ungültiges darin aufzuſetzen, ſo daß es für null und nichtig erklärt wurde, und alle Güter des Kunſthändlers an einen entfernten Verwandten kamen, der Fiſcher in der Umgegend von Neapel war. — Der Verkauf der ſeltenen Gegenſtände ſeiner Magazine dauerte länger als vier Monate, und es waren Leute dabei, die aus Frankreich, Deutſchland, Spanien und ſelbſt aus Rußland dazu kamen. Das hinterlaſſene Bild von Laurent Pedrillo wurde in der Nacht nach dem Bekenntniß Antonio's, man weiß nicht wie, von dem Laden des Eigenthümers fortgenommen, und das dafür bezahlte Geld wurde ihm von Florenz aus unter einem fremden Namen wieder zugeſtellt.

Der wiſſenſchaftliche Congreß am 27., 28. und 29. Auguſt zu Frankfurt a. M.

(Vergl. Didaskalia No. 236 v. 29. Auguſt.)

II.

Um die bevorſtehende gänzliche Studien-Reform vorläufig anzubahnen, und zu vermeiden, daß am Ende die Verhältniſſe der Univerſitäten, wie früher, ganz ohne Zuthun der Betheiligten (Zuhörer und Lehrer), ohne auf die Wünſche, Bedürfniſſe und Forderungen der Studirenden und Profeſſoren irgendwie Rückſicht zu nehmen (Anfangs von der Kirche, einzelnen Biſchöfen und dem Regular-Clerus, ſeit der Reformation bis auf Napoleon von Hoftheologen, Regierung und Geiſtlichkeit, von da an aber und namentlich ſeit 1815 und 1830 vom Polizei-Staate allein), wieder von Leuten geordnet werden, die, wie die Diplomaten, Bureaukraten, Miniſter und Schreiber auf den Canzleien, entweder gar Nichts vom Studienweſen verſtehen, oder doch wenigſtens keine hinlängliche Sachkenntniß haben, — darf es nicht an gehöriger Vertretung der Univerſitäts-Genoſſen und ihrer Rechte fehlen. — Eine ſolche Vertretung aber bewirkt ſich auf zweierlei Weiſe, nämlich erſtens im Wege der freien Vereinigung, indem man vom Aſſociationsrechte Gebrauch macht, und im Wege der öffentlichen Erörterung in Druckſchriften. — Die Benutzung dieſer beiden Mittel, welche zu Gebote ſtehen, des Zuſammentritts von Gelehrten-Congreſſen und der Kreirung eines oder mehrerer gemeinſamen Organe für die Bedürfniſſe der Gelehrtenwelt und ſtudirenden Jugend nach Freigebung der periodiſchen Preſſe wird, und hierzu iſt die gleichzeitige Anwendung beider Mittel unerläßlich, den doppelten Vortheil gewähren, die Beſchwerden und Klagen der akademiſchen Bürger und ihre Verbeſſerungsvorſchläge laut werden zu laſſen und in die Oeffentlichkeit zu bringen, ſodann aber für eine zweckmäßige neue Organiſation des Univerſitätsweſens die nöthigen Andeutungen und Fingerzeige an die Hand zu geben, auch die gleichförmige Durchführung einer ganz Deutſchland umfaſſenden Studien-Reform möglich zu machen.

Die bisherige ariſtokratiſch-oligarchiſche Einrichtung der Gelehrtenrepublik muß den Anforderungen des Zeitgeiſtes weichen und dagegen die breiteſte demokratiſche Grundlage dadurch unterbreitet werden, daß man der Univerſität als einer moraliſchen Perſon und juridiſchen universitas ihre entzogenen Corporationsrechte, ihre Autonomie wieder zurückgibt und ſie von der Bevormundung durch den Staat einerſeits und durch die Kirche anderſeits emanzipirt. —

Dabei verſteht ſich von ſelbſt, daß die meiſten der bisherigen Zunftrechte und mittelalterlichen Privilegien der akademiſchen Civität werden fallen müſſen. Der Staat wird der Hochſchule ihre Fonds und Stiftungsdotationen zurückgeben und ſie wird ſich dann ſelbſtſtändig verwalten durch einen von den Studirenden zu wählenden, jährlich wechſelnden rector magnificus und einen gemeinſchaftlichen gemiſchten Ausſchuß von Lehrern und Schülern (Senat), der gleichfalls jährlich neu zu wählen wäre.

Das Vocationsunweſen, wodurch ſich bisher einzelne Lehrer im Licitationswege (Aufſtreich) an den Meiſtbietenden verſteigerten, wird einer freien Concurrenz mit Probediſputationen Platz machen müſſen. Neben den alten Univerſitäten werden ſich ähnliche neue bilden, welche als Privatinſtitute (wie in Amerika) in's Leben treten und unabhängig von Staat und Kirche wirken, nach Art der franzöſiſchen und engliſchen collèges und Penſionate.

Mag dann immerhin der Staat daneben Muſteranſtalten (wie z. B. von Salzmann in Schnepfenthal, Fellenberg in Hofwyl, Peſtalozzi in Yverdün) durch tüchtige Pädagogen einrichten laſſen, welche als Lehrerſeminarien zur Bildung von Philologen und Pädagogen ganz zweckmäßig ſind; — mögen nebenbei noch außer den Humanitätscollegien auch Realanſtalten, höhere Bürgerſchulen, écoles polytechniques und einzelne Fachſchulen (Handlungsinſtitute, Handwerkerſchulen ꝛc.) beſtehen, — nur ihr Monopolzwang muß aufhören, ihre Facultätskabalen, ihre Prärogative müſſen fallen, ihre Diktatur und Nepotismus (Begünſtigung der Profeſſoren-Söhnchen bei Beſetzung der Lehrſtühle), ihre engherzige Verdrängung aufſtrebender Talente, ihre alleinſeligmachende Kathederweisheit und ihre ſchulmeiſternde Pedanterie müſſen abgeſchafft werden.

An die Stelle des geiſttödtenden Colleg-Hefte-Nachſchreibens mag ein dialogiſirender Unterricht (aber kein läſtiges Examiniren) treten und der bisher als pythagoräiſcher Zögling in tiefem Stillſchweigen verharrende, die Profundität der Kenntniſſe und Gelehrſamkeit des Dozenten mit offenem Munde anſtaunende Student mag beſcheidene Bedenken und Einwürfe äußern, Fragen aufwerfen und wegen unklarer Stellen des Lehrvortrags ſich mündliche Erläuterungen erbitten dürfen, was nur bei dialogiſirender Form möglich iſt.

Eine Umgeſtaltung der Univerſitäts-Prüfungen iſt dringend geboten. Statt der doch nur einen höchſt unſichern Probirſtein des Wiſſens und der Fähigkeiten liefernden Examina, wobei Alles auf Glück, Zufallsſpiel und die edle Unverſchämtheit des Abſpickens ankömmt, gebe man Probeaufgaben zu Elaboraten, welche zwar unter einer gewiſſen Clauſur, jedoch unter Geſtattung freier Benutzung aller ſich darbietenden Hülfsmittel gelöſt werden, jedoch eine eigene ſchöpferiſche Arbeit ſeyn müſſen, und ſorge dafür, daß die geſtellten Fragen nicht Wochen lang zuvor den Miniſter- und Profeſſoren-Söhnen aus der Canzlei oder Studirſtube ausgeſchwärzt werden.

Um der Verſchleuderung akademiſcher Würden an Unwürdige oder Protegirte, dem ärgerlichen Diplomenhandel vorzubeugen, ertheile man den Doktorhut unentgeltlich, mache die Promotion jedoch von einer öffentlichen Probediſputation und unter Clauſur bearbeiteten Diſſertation abhängig, ertheile aber nur gewiſſen wenigen vollſtändig und rite beſetzten Hochſchulen das Recht zum Graduiren. — Dieſe aber ſollen nur Fachgelehrte zu Doktoren befördern und Denjenigen, welche blos Utilitätsſtudien (Brodwiſſenſchaften) getrieben und nothdürftig abſolvirt haben, auch ein bloſes Baccalaureat ertheilen, ſo daß Jeder, der ausſtudirt hat, mit dieſer Lizenziatenwürde bekleidet die Univerſität verläßt, wenn er im Examen (ſiehe oben) beſtanden iſt.

Die Staatsregierung, d. h. der Staat ſelbſt, als ſolcher, bedarf keine Staatsdienſt-Prüfungen (in England, Frankreich, Amerika, Spanien ꝛc. kennt man ſie nicht), da ihm die Dienſtprobejahre der Referendarien, Cameral- und Rechtspracti-

Digitized by Google

kanten 2c. Gelegenheit genug verſchaffen, ſich von der Tüchtigkeit und Brauchbarkeit ſeiner Aspiranten zu überzeugen, welche er ja aus den abſolvirten Lizenziaten nimmt.

Ebenſo gebe man die ärztliche Praxis und Advokatur aller Lizenziaten frei, als ſich mit der Gewerbefreiheit, Freiheit der Wiſſenſchaft und Kunſt von ſelbſt verſtehende Berechtigung und Ermächtigung. Doch möchte Keiner ſeine Dienſtprobezeit antreten oder zur Praxis zu legitimiren ſeyn, der nicht nach abſolvirten Studien ein Jahr lang auf Reiſen war.

Was das Studien-Stipendien-Weſen betrifft, ſo bleiben natürlich Familienſtipendien das Privateigenthum gewiſſer Stämme, wogegen die bloßen Localſtipendien, gleich den Univerſitätsfonds, die ihren Urſprung aus geiſtlichen Gütern und dem Kirchenſchatze haben, in der Weiſe generaliſirt und unter einer Central-Stiftungs-Adminiſtration vereinigt werden müſſen, daß eine entſprechende Anzahl Studirender an jeder Hochſchule bei notoriſcher Bedürftigkeit angemeſſen und alle gleichmäßig ohne Willkür und Begünſtigung unterſtützt werden. Dann, wenn jeder arme Studirende, gleichviel wo er ſtudirt, wenn er nur ſtudirt, eine ſolche Stipendienbeiſteuer erhält, dann braucht ſich auch der Staat nicht in das höhere Schulweſen einzumiſchen, ſondern kann es ruhig ſich ſelbſt überlaſſen, die Wiſſenſchaft findet ſchon ihren Weg, will aber ihren eigenen Gang gehen. Dann bedarf es keiner Freitiſche, Convicte und Seminarien und die Hochſchule braucht keine Freiſchule zu ſeyn. Will eine oder die andere Kirche ihre Seminarien (auf gleichem Niveau mit den Privatinſtituten) errichten, welche jedoch keine Zwangsinſtitute (theologiſche Mäuſefallen mit dem Speck der Stiftungen als Lockſpeiſe) und keine Kloſterpenſionate ſeyn dürften, ſo laſſe man ſie zur Aufrechthaltung der Unterrichtsfreiheit immerhin gewähren: denn ſo große Urſache der Staat hat, ſich um die nationale Erziehung und Bildung in der Volksſchule und den Gymnaſien oder polytechniſchen Schulen zu bekümmern, ſo ſehr er dafür ſorgen muß, daß überall welche und zwar gute Anſtalten vorhanden ſind, ſo ſouverain iſt der Staatsidee gegenüber die eigentliche Wiſſenſchaft.

(Schluß folgt.)

Die in Hamburg gerüſteten Anfänge zur deutſchen Kriegsmarine.

Bald nach dem Ausbruch des däniſchen Krieges, als beſonders däniſche Angriffe auf die gänzlich unbewahrten Elbufer zu befürchten ſtanden, bereits im April, noch ehe die preußiſchen Garden den Angriff auf die däniſchen Verſchanzungen von Schleswig vollführten, machte, ſicherm Vernehmen nach, ein hieſiger energiſcher und patriotiſcher Rheder unſerer Behörde den Vorſchlag, ſie möge ſofort Dampfſchiffe aufkaufen und dieſelben bewaffnen, er erbot ſich die Ausführung der Sache, die Beſchaffung von Offizieren und Geſchützen aus England auf ſich zu nehmen. Wäre man damals auf dieſen Vorſchlag ſogleich eingegangen, ſo würde vielleicht die Blokade der Elbe gar nicht zu Stande gekommen ſeyn, und die erſte däniſche Fregatte an der Elbmündung einen unerwarteten Empfang erfahren haben.

Allein Hr. Sloman ließ ſich durch das Scheitern ſeines erſten Vorſchlags nicht abſchrecken, und bereits am 5. Mai erließ er in Geſellſchaft mit dem Hrn. J. C Godeffroy den erſten Aufruf zur deutſchen Marine. Welchen begeiſterten Anklang dieſer Aufruf in ganz Hamburg fand, iſt bekannt, und beſonders Allen, die in der Verſammlung am 6. Mai bei der Verhandlung in der Börſenhalle anweſend waren, unvergeßlich. Die Zeichnungen und Sammlungen für die deutſche Flotte haben in Hamburg über 100,000 Rthlr. preuß. ergeben, beinahe halb ſo viel, als die durch alle Mittel in Aufregung gebrachten Einwohner des ganzen Königreichs Dänemark in ihrem gegenwärtigen Nationalkriege an freiwilligen Kriegsbeiträgen zuſammengebracht haben. Die am 6. Mai zuſammengetretene Comité (außer den beiden bereits genannten, die HHn. Roß-Vidal und Woldſen) begann ſofort noch vor dem Zuſammentreten des deutſchen Marine-Congreſſes in Hamburg ihre Arbeiten, und verſäumte nicht, ſich mit Frankfurt in Verbindung zu ſetzen, von wo ſie noch durch den Bundestag ſpäter die Mittel zum Ankauf der Dampfſchiffe erhielt.

Was dieſe Comité geleiſtet, liegt ſeit einigen Wochen Hieſigen und Fremden zur öffentlichen Prüfung vor Augen. Es ſind in drei Monaten trotz der Blokade fertig geſchafft:

Eine Fregatte, „Deutſchland“, von 34 Kanonen (14 halblangen Zweiunddreißigpfündern und 20 Achtzehnpfündern).

Eine Corvette, „Franklin“, von 12 Kanonen (halblangen Zwölfpfündern).

Drei Dampfböte, „Hamburg“, „Lübeck“, „Bremen“, jedes von 160 Pferdekraft und mit einem langen Sechsundfünfzigpfünder und vier Zweiunddreißigpfündern.

Das Kanonenboot „St. Pauli“ (von der patriotiſchen Vorſtadt St. Pauli erbaut, und mit zwei langen Zweiunddreißigpfündern).

Ungefähr zu gleicher Zeit war der Marine-Ausſchuß des Frankfurter Parlaments auch mit Berathung über die deutſche Flagge fertig geworden.

Je ſachkundiger der Beſchauer dieſer kleinen Flottille waren und je mehr ſie die Schwierigkeiten der Aufgabe zu würdigen und Das, was geleiſtet worden, zu beurtheilen verſtanden, um ſo entſchiedener haben ſie ohne Ausnahme ihre Anerkennung, man darf ſagen ihre Bewunderung über Das, was hier von Privatleuten mit ſo beſchränkten Mitteln, in ſo kurzer Zeit geleiſtet iſt, ausgeſprochen.

Wir unſers Theils möchten den Herren der Marine-Comité noch viel mehr, als das Opfer, das ſie dem allgemeinen Beſten durch die Hingabe ihrer Zeit und all ihrer Thätigkeit gebracht, die raſche Entſchloſſenheit und den moraliſchen Muth anrechnen, mit welchem ſie die Verantwortlichkeit ihrer Aufgabe auf ſich genommen und ſofort an's Handeln gegangen ſind, wo es handeln galt, wo es galt, keine Furcht zu zeigen vor dem ſpätern Tadeln, Splitterrichten, Mäkeln, ja vor den verläumderiſchen Umtrieben kleinlichen Neides und eigennütziger Rivalitäten. Nur ſo war möglich, daß Das, was geleiſtet iſt, in's Leben trat. (H. Brſh.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein ſtarker Weintrinker ſagte neulich im Scherze: „Das iſt doch ſonderbar; ich trinke abſichtlich nur weißen Wein, und bekomme doch eine rothe Naſe.“ (Erheit.)

(Vermuthliche Witterung im September.) Die Witterung iſt zunächſt vom 1. bis 3. windig, kühl und abwechſelnd zu Regen geneigt, dann vom 4. bis 8. heller mit Wärmezunahme bis heiß, darauf vom 8. bis 11. gerne Gewitter und Regen, dagegen vom 12. bis 18. oder 19. heiter und warm, Morgens aber kühl bis Reif um 20., dann trüb mit Gewitter und Regen bis 24.; erſt nebelig, dann heller und wärmer vom 25. bis 30. Im Allgemeinen ziemlich warm und trocken, faſt nordöſtliche Winde vorherrſchend. (Zeus.)

Digitized by Google

(Tod durch den Biß eines Menſchen.) Vor einigen Wochen, als das 4. iriſche Gardedragoner-Regiment zu Nottingham in Garniſon lag, geriethen zwei Soldaten deſſelben in Streit, und einer derſelben biß den andern in die Hand; die Wunde, welche an einem der Finger ein Geſchwür verurſachte, vergrößerte ſich auf eine außergewöhnliche Weiſe, und bald war der ganze Körper des Soldaten nur ein Geſchwür. Die gefährlichen Folgen dieſes ſcheußlich anzuſchauenden Uebels führten den Tod des unglücklichen Verwundeten herbei, der unter unerhörten Qualen ſtarb, indem das Fleiſch ſich von allen Knochen löſte und in Fetzen abfiel. Die Umſtände, welche dem Tode des Soldaten vorangingen, haben auf's höchſte die Aufmerkſamkeit der Aerzte und Chirurgen geſpannt. Der Soldat, welcher durch dieſen fürchterlichen Biß den Tod ſeines Gefährten veranlaßt, ward den Händen der Juſtiz zu Mancheſter überliefert.

(Echo d. Gegenw.)

Korreſpondenz.

Aus dem obern Elſenzgau, 24 Auguſt.

Die Nothwendigkeit, dem Wühlen und Treiben der Ultramontanen und Pietiſten entgegenzutreten, die mit Rieſen- und Zwerg-Petitionen um Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, um Unterrichtsfreiheit ꝛc die Nationalverſammlung beſtürmen, wollte uns lange nicht einleuchten, indem es unmöglich ſchien, daß dieſelben mit all ihren unſauberen Machinationen ein bedeutendes Terrain in der hohen Nationalverſammlung gewinnen könnten. Da aber die bezeichneten Parteien ihre Petitionsfabrikation ſo gar ſchwunghaft betreiben, ſo könnten ſich wohl manche Abgeordneten verleiten laſſen, das Verlangen nach Unterrichtsfreiheit für ein im deutſchen Volke vorherrſchendes anzuſehen, und dann wäre den Koryphäen der geiſtlichen Reaktionsparteien ſolchen Abgeordneten gegenüber ein gewichtiges Argument an die Hand gegeben. Wer es freilich in der Nähe mit angeſehen hat, wie dieſe Petitionen zu Stande kommen, der wendet ſich, wenn ihm nicht jegliche Anlage zur Beurtheilung ſolcher Umtriebe fehlt, mit Abſcheu davon weg. Vom Volke gehen dieſelben in keinem Falle aus, ſondern Kanzeln und Beichtſtühle ſind die Geburtsſtätten dieſer Kinder der Finſterniß. Da wird mit unbegreiflicher Keckheit den gläubigen Schäflein von ihrem ultramontanen Hirten mit wüthenden Geſticulationen vorgepredigt: Unſere heilige Religion iſt in Gefahr. Die Religion, die Jahrtauſende die Welt regiert hat, die Religion, für die Eure Väter bluteten, die Religion, die Euch ſelbſt allein Troſt und Beruhigung verleihen kann, will man Euch jetzt nehmen. Wollt Ihr das? — Nein! — Es wird den pietiſtiſchen Jeſuslämmlein mit tragiſcher Sentimentalität vorgehalten: Man will jetzt Euern Heiland aus den Familien, aus den Schulen, aus dem Staate verbannen; man will Euch das theuere Gotteswort, die Bibel und das Geſangbuch nehmen. Wollt Ihr das? — Nein! — Nun, ſo unterſchreibt! — Ja, wir können aus einem benachbarten Orte den Fall anführen und nöthigenfalls durch Zeugen beſtätigen laſſen, daß die hohe Nationalverſammlung in der Kirche ganz direkt beſchuldigt wurde, daß ſie dem Volke die Bibel und das Geſangbuch nehmen wolle. Auf ſolche Behauptungen hin kommen hier und da aus unſerer Gegend einige 40 Unterſchriften zuſammen, in andern Orten dagegen ſcheitern dieſe unſauberen Bemühungen auch ganz. Nur aus Gegenden, wo es in religiöſer Beziehung noch finſter iſt, wo der Fanatismus noch ſtärkere Wurzeln im Volke hat, ſtürmen die Petitionen um Unterrichtsfreiheit ꝛc. wie eine Windsbraut daher. Die ultramontanen und pietiſtiſchen Geiſtlichen wiſſen es nämlich recht gut, daß ihr Regiment gefährdet ſeyn muß, wenn ihnen die Leitung des Schulweſens abgenommen wird, und wenn die Volksſchulen zu Staatsanſtalten umgeſchaffen werden. Aber wir fordern dagegen im Intereſſe der Religion und Humanität alle Diejenigen auf, die das reine Evangelium höher achten als kirchliche Satzungen, die für die Religion der Liebe und Duldung glühen, denen auch eine tüchtige Bildung für das bürgerliche Leben am Herzen liegt, die eine Bildung im Sinne nationaler Einheit wünſchen, daß ſie durch zahlreiche Gegenpetitionen das Streben jener finſtern Parteien zu neutraliſiren ſuchen, und die hohe Nationalverſammlung bitten ſollen, daß die Volksſchulen zu Staatsanſtalten erklärt werden mögen.

Heidelberg, 24. Auguſt.

Vorigen Montag Abends fand in einem Saale der Harmoniegeſellſchaft die erſte Jahresverſammlung des von Dr. J. Brugger dahier gegründeten „Vereins für deutſche Reinſprache“ ſtatt. Von der vielſeitigen Theilnahme, deren ſich derſelbe bereits zu erfreuen hat, zeugte der anſehnliche Kreis von Herren und Frauen, welcher dieſer einfachen Eröffnungsfeier beiwohnte. Nach einer von dem unermüdlich für dieſe ächt volksthümliche Sache wirkenden Vorſtande gehaltenen Rede über Entſtehung, Zweck, Satzungen und in kurzer Zeit gewonnene Verbreitung des Vereins in Nachbarſchaft und Ferne, nach einer Verleſung brieflicher Beitrittserklärungen mehrerer der namhafteſten Gelehrten Deutſchlands und einer Aufzählung der ſich inzwiſchen in verſchiedenen Städten ſchon gebildeten Zweigvereine, hielten noch einige Mitglieder theils ernſte, theils launige Vorträge über die ſowohl im Schriftweſen als Sprache vorherrſchende Fremdwörterſucht der Deutſchen und die Nothwendigkeit, ihr endlich feſte Schranken zu ſetzen, ja mit allem Eifer dahin zu wirken, dies ſo tief eingefreſſene Uebel allmälig, Jeder je nach ſeinem Berufe und Wirkungskreiſe, gänzlich auszurotten. Freilich dürfte ſich erſt dann der günſtige Erfolg herausſtellen, wenn auch von Seiten der Obrigkeiten, der Zeitungsſchreiber, Volksſchriftſteller und öffentlichen Redner zur Ausmerzung der Fremdwörter und Erſetzung derſelben durch reindeutſche Bezeichnungen, kräftige Hand angelegt würde. Schließlich zeigte der Vorſtand das vom 1. künftigen Weinmonats beginnende Erſcheinen einer Frankfurter Zeitſchrift: „Der freie Gutenberg, Unterhaltungsblätter für deutſche Volksthümlichkeit in Leben, Kunſt, Schriftweſen und Reinſprache“ an, deren Einkleidung durchgängig in deutſcher Reinſprache gehalten werden und deren Spalten dem Vereine für dieſelbe zur Veröffentlichung ſeiner Angelegenheiten und Fortſchritte aufs bereitwilligſte zu Dienſten ſtehen ſollen.

Wiesbaden, 1. Sept.

Geſtern Abend hatte dahier im Kurſaal eine Volksverſammlung ſtatt, welche zum Gegenſtand ihrer Berathung das Fortbeſtehen der Kur zu Wiesbaden während den Wintermonaten hatte. Der Vorſitzende, Hr. Dr. v. Preuſchen, hielt eine kurze Anrede, worin er auf die Vortheile für Wiesbaden in gegenwärtiger Zeit aufmerkſam machte, welche das Beſtehen einer Winterkur mit ſich führe, und wie dieſes auf alle Klaſſen der Einwohner, ſelbſt auf die arbeitende, vortheilhaft herabwirke. Es wurde hierbei die Frage geſtellt: ob das Fortbeſtehen der Hazardſpiele auch während den Wintermonaten hierzu nothwendig ſey, da durch deſſen jetzige Verpachtung zum Vortheil der Stadt die nöthigen Fonds erzielt würden; namentlich zur Erbauung einer allgemein gewünſchten Trinkhalle, wodurch die Arbeiter auch hauptſächlich während den Wintermonaten den erforderlichen Verdienſt hätten. Da der Gegenſtand der Berathung noch zu neu war, ſo wurde eine anderweite Volksverſammlung auf nächſten Samſtag Abend anberaumt.

Mainwaſſer-Wärme: Am 4 Sept., Morgens 8 Uhr: 14 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Montag, 4. Sept. Die Dänen in Holſtein, Original-Schauſpiel in 5 Abth. von J. Priem.

Dienſtag, 5. Sept. Der verwunſchene Prinz, Poſſe in 3 Abth. von Plötz. (Gaſtrolle) Wilhelm Pfrüm: Hr. Meaubert; vom Stadttheater zu Zürich. Hierauf: Die beiden Blinden von Toledo, komiſche Oper in 1 Akt nach Marſollier, Muſik von Méhul.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. B. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 242. Dienſtag, den 5. September 1848.

Der Anſiedler.

Von Dr. Robert Haſe.

Weit erſtreckt durch ſtille Räume
Sich des Urwalds ernſtes Prangen;
Tauſendjähr'ge Rieſenbäume
Bergen Vögelbrut und Schlangen.

Hoch in Wind und Sonnenlichte
Regen ſich die Wipfel, funkeln;
Unter Blätterhülle dichte
Strecken ſich die Stämm' im Dunkeln.

Um die ſtarken ranken, ſchwingen
Regellos ſich wilde Sträuche;
Feſte Wurzelarme dringen
In der Erde tiefſte Reiche.

Zu des Waldes heil'gem Düſter
Hat kein Strahl ſich noch verloren;
Dieſes Rauſchen, dies Geflüſter
Drang zu keines Menſchen Ohren. —

Horch! Jetzt ſchallt es wie von Tritten! —
Sieh', mit Säg' und Axt verſehen,
Kommt ein Siedler hergeſchritten,
Bleibt am Waldesrande ſtehen.

Holz zum Brennen, und zum Bauen
Des Getreides ſucht er Felder,
Schaut und wählt, wo anzuhauen
Am bequemſten ſind die Wälder.

Und vor Allem durch der dichten
Struppigen Geſträuche Stellen
Will er eine Bahn ſich lichten, —
Er erhebt das Beil zum Fällen.

Plötzlich rauſcht es in den Zweigen
Seltſam, alle Blätter beben, —
Und den Büſchen, welche weichen,
Sieht ein Mädchen er entſchweben.

Grün Gewand umrauſcht der Glieder
Bau, den edeln, kräftigſchlanken,
Braune Locken wallen nieder,
Blätter um die Stirn ſich ranken.

In der blauen Augen Blicke
Sieht er ſanften Vorwurf blinken,
Tritt vor der Geſtalt zurücke,
Läßt die Axt zu Boden ſinken.

Und ſie ſpricht mit ſüßem Tone:
„Kehr' zurück, o Fremdling, kehre!
„Dieſes ſtillen Waldes ſchone,
„Dieſen Wald mir nicht verſehre!

„Seine Königin vor Deinen
„Augen, mit der Blätterkrone
„Siehſt Du bittend hier erſcheinen,
„Aufgeſcheucht vom grünen Throne.

„Dieſes Waldes Zauberfülle,
„Seine ſtets erneuten Säfte,
„Seine tiefe Schauerſtille
„Wirken meines Hauches Kräfte.

„Doch der Menſchen Thun und Weben
„Hier in meinem Reich zu hindern,
„Iſt mir nicht die Macht gegeben;
„Gram bin ich den Menſchenkindern,

„Gram dem lärmend tollen Rennen,
„Gram dem raſtlos regen Geize.
„Was ſie Kunſt und Gleichmaß nennen,
„Scheuchet meine ſchönſten Reize.

„Da, wo ihre Wagen ſauſen,
„Wo ſich ihre Räder drehen,
„Wo Maſchinen dampfend brauſen,
„Muß mein Zauber ſchnell vergehen.

„D'rum des Waldes, Fremdling! ſchone!
„Sollſt den ſchönſten Dank empfahen.
„Zeigen will ich Dir zum Lohne,
„Was noch Keines Augen ſahen.

„Will mit Dir in dieſer Bäume
„Fernſtes Schauerdüſter gehen,
„Sollſt der dunkeln, ſtillen Räume
„Tief geheimes Walten ſehen.

„Was die Blüthenaugen blicken,
„Was die Blätter tief empfinden,
„Die wollüſtig regſam nicken,
„Will ich Deinem Geiſt verkünden.

Digitized by Google

„Will Dich in die Wipfel tragen,
„Und Dein Ohr ſoll dort erlauſchen,
„Was ſie liſpeln, was ſie ſagen,
„Wenn geheimnißvoll ſie rauſchen.

„Will Dir zeigen, was ſich reget
„In den Gräſern, ſchwirrt und kriechet,
„Was an Wurzeln ſich beweget,
„Was die Blätterwelt durchfliegет,

„Und die Schaaren, welche wühlen
„Emſig in der Bäume Rinden;
„Ihr Dir unbekanntes Fühlen
„Sollſt Du ſchauernd mitempfinden.

„Wenn nun ſtürmiſch mannichfaltig
„Lebenswonnen Dich durchdringen,
„Leih' ich Kraft Dir, daß gewaltig
„Nicht des Herzens Saiten ſpringen." —

Und ſie ſchweiget. — Unentſchloſſen
Steht der Siedler eine Weile,
Wie in Brüten hingegoſſen; —
Doch er bückt ſich dann zum Beile. —

„Holz bedarf ich!" — Und ſo fällt er
Das Geſträuch. — Die Göttin fliehet,
Und ein Rauſchen durch die Wälder
Und ein Aechzen bang ſich ziehet.

Weimar.

Der wiſſenſchaftliche Congreß am 27., 28. und 29 Auguſt zu Frankfurt a. M.

(Schluß.)

In Anſehung der Collegien-Gelder möchte die Einrichtung zu treffen ſeyn, daß jeder beſoldete Lehrer publice zu leſen hat, und die Honorarien alle in den Univerſitätsfonds fließen, der ſolche den Unbemittelten ſtundet. Den unbeſoldeten Dozenten, deren jeder ein kleines Wartegeld von circa 400 Thlrn. künftig genießen ſollte, hätte der Univerſitätfonds den Mehrbetrag der Honorarieneinnahme jedes Semeſter auszubezahlen. —

Bei Beſetzung der Lehrſtühle wäre alle Einſeitigkeit zu vermeiden und darauf zu ſehen, daß nicht nur alle facultativen Wiſſenſchaften, einzelnen Wiſſenszweige und Fächer gehörig beſetzt, ſondern auch wo möglich jede Richtung einer ſpezifiſchen Wiſſenſchaft vertreten ſey, damit die Univerſität wirklich das Bild einer universitas literarum gebe.

Das akademiſche Bürgerrecht würde bei ſolcher Reorganiſation der Univerſitäten kein bloßer Schein, ſondern zur Wirklichkeit werden; man könnte der Geſammtheit der Studirenden und Lehrer das Recht, ſich ſelbſt zu regieren (selfgovernment) einräumen, und die Erſteren würden nicht mehr als unreife Jungen behandelt, von Diſziplinarcommiſſionen gemaßregelt und auf Theilnahme an Corpsverbindungen hochnothpeinlich inquirirt. Die Univerſität würde aufhören, bloße Dreſſuranſtalt zu ſeyn für Anbildung ſclaviſchen Knechtsſinnes und unbedingten Gehorſams. Die ſtrenge Subordination, Bevormundung und Knechtung, die Hintanſetzung der Studenten als unmündige oder mundtodte Individuen, die in öffentlichen Angelegenheiten keine Stimme, ja nicht einmal in ihren eigenen Intereſſen ein Wort mit darein zu reden haben, würde von ſelbſt aufhören. Auf den deutſchen Univerſitäten müßte die handwerks-zunftmäßige Excluſivität und Alleinweisheit der Profeſſorengilde, der Facultätszwang und die oft ſehr barocke Sonderung und Zerſplitterung einzelner Doctrinen durch eine auf verſchiedenen Univerſitäten verſchiedene Eintheilung*) in die 4—5 Facultäten (philoſophiſche, juridiſche, mediziniſche, cameraliſtiſche, proteſtantiſch-, moſaiſch- und katholiſch-theologiſche) einmal ein Ende nehmen. An die Stelle dieſes Zwangs würde die vollſte Habilitirungs- und Studirfreiheit treten, und kein Ketzergericht von Orthodoxen würde hinfort mehr über Heterodoxie und Staatsgefährlichkeit einer Lehre den Stab brechen. Der Student würde nicht ferner unter Staats-Obervormundſchaft und der Spionerie der Demagogenriecher ſtehen, ſondern der vollen ſtaatsbürgerlichen Rechte (Waffenr. Wahlr. ꝛc.) der großen ganzen Freiheit theilhaftig werden in Gemäßheit des Prinzips ſtaatsbürgerlicher Rechtsgleichheit für Alle. Dagegen aber würde er alle bisherigen kleinlichen Freiheiten, ſeine erbärmlichen Gelehrten-Zunftsprivilegien (wie z. B. bezüglich der excentriſchen Kleidung, Sporentragens, alleinige Berechtigung zum Tragen von Farben, Bändern, Mützen, Kokarden und andern Abzeichen, des Creditweſens und Pumpſyſtems u. ſ. w.), all die Bagatellen der ſchülerhaften Eitelkeit entweder ganz aufgeben oder mit Andern theilen, d. h. in die Schanze ſchlagen müſſen, weil alle Vorrechte, alle excluſiven Freiheiten fallen. So würde an die Stelle des fori privilegiati entweder der allgemeine ordentliche Richter treten oder judicia parium eingeſetzt werden. Die Hochſchule würde eine juriſtiſche Perſon, eine rechtsfähige Corporation, deren Rechte aber in Zukunft der studiosus ſelbſt oder durch von ihm gewählte Vertreter (curator, Kanzler, rector magnificus, Senat, Profeſſoren-Grenium, Pedelle ꝛc.) ausüben. —

Ein deutſches Unterrichts-Miniſterium würde die Oberleitung über alle Univerſitäten des deutſchen Reiches übernehmen, ſo weit eine ſolche nöthig.

Die Hauptfrage: ob die Philoſophie (nicht blos philoſophiſche Propädeutik) und die Encyklopädie der Wiſſenſchaften jedem Fachſtudium zu Grunde zu legen oder an das Ende des Studienplans zu ſetzen ſey, beziehungsweiſe das rerum cognoscere causas ganz entbehrt werden könne, dürfte dahin zu entſcheiden ſeyn, daß im Allgemeinen jede ſpecielle Wiſſenſchaft aus der allgemeinen, der Philoſophie zu entwickeln oder wenigſtens am Schluſſe des Fachſtudiums auf die philoſophiſche Idee zurückzuführen iſt. Anſtatt des biennium philosophicum am Anfang der Studienzeit möchte das philoſophiſche Studium mit dem der Fachwiſſenſchaft in der Art verbunden werden, daß zuletzt noch mindeſtens 1—2 Semeſter für rein philoſophiſche Studien übrig bleiben.

Die Maturitäts-Prüfungen bei der Zulaſſung auf die Univerſität ſollten in Zukunft wegfallen und an deren Stelle überall das Gymnaſial-Abſolutorium genügen, welchem ein Abiturienten-Examen vorhergehen mag, wobei die philoſophiſchen Vorbereitungswiſſenſchaften, Leſen der Claſſiker im Urtext und Studium der Philologie (alte und neue, todte und lebende Sprachen) zum Gegenſtand der Prüfung gemacht würde.

An die Spitze aller wiſſenſchaftlichen Anſtalten von ganz Deutſchland als Centralpunkt, wo die Reſultate aller gelehrten Forſchungen geſammelt, geſichtet und kritiſch verarbeitet würden, wünſchte ich eine deutſche Akademie der Wiſſenſchaften, welche eine Art literariſcher Hegemonie in Deutſchland führen könnte, jedoch nicht um die freie Entwicklung der Wiſſenſchaft zu hemmen, ſondern um die alte Diktatur (der Zunftobleute) über die freie Wiſſenſchaft zu zerſtören. Sie dürfte aber kein Prytaneum für Emeriten (Invaliden-Verſorgungshaus)

*) Die Naturwiſſenſchaften ſind bald bei der Medizin, bald bei der Philoſophie, die Staatswiſſenſchaften bald beim Jus, bald beim Camerale, die Philologie bald bei der Theologie, bald bei den ſchönen Wiſſenſchaften (philoſ. Fac.) eingetheilt.

Digitized by Google

ſeyn, ſondern ſollte eine hohe Schule im engern Sinne zur Heranbildung von Privatdozenten, Pädagogenerziehung ꝛc ſeyn. —

Außerdem würde den hundert Mitgliedern dieſes, von der conſtituirenden deutſchen Nationalverſammlung in Frankfurt auf Koſten des ganzen deutſchen Reichsverbandes und Bundesſtaates in's Leben zu rufenden und materiell zu dotirenden nationalen Inſtituts noch Zeit und Gelegenheit zur Abfaſſung gelehrter Bibliothekwerke und anderer nicht ſo leicht rentirenden literariſchen Unternehmungen übrig bleiben, ſo daß z. B. eine „Allgemeine deutſche Literaturzeitung", ein dictionnaire de l'academie (Wörterbuch des deutſchen Sprachſchatzes) nebſt andern linguiſtiſchen, bibliographiſchen, hiſtoriſchen und archäologiſchen Schriften, welche uns gründlichen Deutſchen noch abgehen, zu Stande gebracht werden könnten. —

Eine Umgeſtaltung des deutſchen Studienweſens in dieſer Weiſe dürfte ganz gewiß höchſt erſprießliche Folgen haben, und dem Deutſchen denjenigen Standpunkt unter den Nationen des civiliſirten Europa's ſichern, der ſeinem unermüdlichen Eifer gebührt. —

Aus der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Seit den neuerlich ſtattgehabten ſtürmiſchen Sitzungen unſerer verfaſſunggebenden Reichsverſammlung bei Gelegenheit der Amneſtie- und Heckerfrage iſt der Beſuch der Gallerie ſehr beſchränkt und dem Publikum erſchwert worden. Das Innere des Sitzungsraumes bietet gegenwärtig einen weniger einheitlichen und weniger imponirenden Anblick dar. Sind die vorzunehmenden baulichen Einrichtungen zum Behufe einiger Bureaus wirklich nöthig, ſo wollen wir uns in dieſe Nothwendigkeit, die freilich von einer Verſchönerung weit entfert ſeyn wird, fügen; — liegt dagegen der Grund derſelben in der Anſicht, den Beſuch der Gallerie vermindern zu müſſen, ſo möchten wir hier nicht beiſtimmen. Abgeſehen davon, daß die ſchöne Einheit der weiten Zuſchauerräume nun zerriſſen iſt, theilen wir auch die Befürchtungen nicht, die an ein zahlreiches Auditorium ſich knüpfen laſſen. Ohne die allerdings häufig vorgekommenen Uebergriffe der Gallerie, die in den Aeußerungen ihres Beifalls und ihrer Proteſtationen mitunter zu weit zu gehen ſich erlaubte, zu billigen, ſind wir doch der Meinung, daß eine ſtrenge und öffentlich erlaſſene Erklärung des Präſidiums genügt haben würde, dergleichen Mißbräuche zu beſeitigen. Oeffentlichkeit iſt nun einmal an die Stelle der früheren Abſchließung im Syſtem des Polizeiſtaats getreten; Oeffentlichkeit iſt jetzt unerläßliche Bedingung, iſt die Seele aller politiſchen Beſtrebungen und Verhandlungen, und da das Mehr oder Minder hier nicht genau abgemeſſen werden kann, ſo möchten wir uns, um von dem Prinzip der Freiheit ſo wenig als möglich abzuweichen, lieber etwas zu viel, als zu wenig der freien Bewegung wünſchen. Jeder gute Gebrauch hat auch ſeinen Mißbrauch, aber gerade in der freien Bewegung liegt auch die Ausgleichung, und iſt dem Gewicht immer ein Gegengewicht verſtattet. Wir erinnern nur an die vielen Plakate, aufreizenden Flugblätter und Proteſtationen aller Art, die ſeit der Umgeſtaltung unſerer politiſchen Zuſtände unter dem Volke circulirt haben. Iſt es ihnen gelungen, da durchzudringen, wo ſie Verkehrtes gewollt oder Ungeſetzmäßiges verlangt haben? Haben ſie die beſtehende Ordnung der Dinge umſtürzen und die naturgemäße Entwickelung gefährlich bedrohen können? Sind ſie nicht nothwendig und nützlich geweſen, um den Rückſchritt zu verhindern und um den Gedanken der Freiheit lebendig zu erhalten? Selbſt heftige Erſchütterungen gehören zum Fortgang des Ganzen, und wo ihr Widerſtand furchtbar wird, da war in den meiſten Fällen das Bedürfniß einer Zerſtörung vorhanden. Demnach ſind wir mit den zur Verminderung des Beſuchs der Gallerieen getroffenen Maßregeln auf Grund von Befürchtungen hin nicht einverſtanden. Unſere Reichsverſammlung ſteht zu hoch und beſitzt zu ſehr das Vertrauen der weit überwiegenden Mehrheit im Volke, als daß Beifall oder Mißfallen eines Auditoriums ihr irgendwie gefährlich werden könnten; andererſeits aber ſollte dieſes auch jederzeit bedenken, daß es bei Kundgebung ſeiner Sympathieen und Antipathieen die Gränzen der Achtung und des Anſtandes nicht überſchreiten und ſich nicht ſoweit vordrängen darf, um die Ordnung und Ruhe der Verhandlungen wirklich zu ſtören. Noch immer bringt uns jeder Tag eine große Anzahl von Männern aus allen Ständen und Gauen des weiten Vaterlandes, welche den Berathungen in der Paulskirche beizuwohnen gekommen ſind. Was könnte auch gegenwärtig ein höheres Intereſſe in Anſpruch nehmen, als die Verhandlungen der Verſammlung, welche die wichtigen Fragen der Zeit beantworten, die verworrenen Zuſtände ordnen, die lang erſehnte Einheit Deutſchlands herbeiführen, die Errungenſchaften des Volkes zur Wahrheit machen und eine volksthümliche und heilbringende Verfaſſung begründen ſoll? Dieſe Verhandlungen können der Natur der Sache nach nicht überſtürzt, ſondern müſſen mit einer Vielſeitigkeit und Umſicht geführt und geleitet werden, die der Ungeduld des nach Verbeſſerung ſeiner Zuſtände ſich ſehnenden Volkes freilich nicht immer zuſagen mag. Auch der Parteikampf iſt von den Berathungen nicht zu trennen, und gerade aus ihm muß das rechte Maß der Vermittelung hervorgehen. Im Ganzen iſt er noch immer derſelbe. Die Genoſſen der Rechten und der Linken bilden ſeine Extreme. Jene laſſen kein Mittel unverſucht, um aus den Stürmen der Zeit ſo viel zu retten, als nur immer möglich iſt; ſie appelliren noch immer an die alte deutſche Pietät und Treue gegen die angeſtammten Fürſtenhäuſer; heben die Nothwendigkeit der Volksverehrung gegen das weltliche und geiſtliche Regiment hervor, verweiſen auf das von Seiten der Anarchie dem Vaterlande drohende Unheil, berufen ſich auf den hiſtoriſchen Rechtsboden und geben ſich, wo es nöthig ſcheint, das Ausſehen, als ob ſie ſelber den Fortſchritt wollten. Manche unter ihnen mögen ihn auch wollen, aber unter Bedingungen, in die der Zeitgeiſt ſich nicht mehr fügen will. Die Genoſſen der Linken ſind der friſche Lebenshauch, der warme Herzſchlag des Fortſchrittes und der herannahenden Zukunft; ſie kämpfen für die hohen, unveräußerlichen Rechte der Menſchheit und für die Anbahnung von wahrhaft freien, den Strebungen des Jahrhunderts angemeſſenen Zuſtänden; ihr Prinzip iſt das in der Theorie am meiſten haltbare, aber am ſchwierigſten in die Wirklichkeit hinüberzuführende. Wenn dieſe Männer in ihrem ſchönen Eifer oft zu weit gehen, wenn ſie der Zeit oft vorgreifen und verlangen, was unausführbar iſt, wenn ſie in den Kampf zu viel Ungeſtüm und Leidenſchaft bringen und ſelbſt häufig da Gefahr und Verrath ſehen, wo ſolche nicht vorhanden ſind, wenn ihre Weltanſchauung den praktiſchen Rechtsboden oft verläßt und nach einem Traumbild von republikaniſcher Vollkommenheit greift, ſo haben wir ihnen darum nicht minder unſere Hochachtung zu bekunden und dürfen nicht verkennen, daß ohne ſie unſere Reichsverſammlung das Vertrauen des Volkes bald verlieren würde. Die Männer des Centrums ſind die Vermittler, wenigſtens in Beziehung auf die Gegenwart, und bis jetzt haben ſie bei den meiſten Beſchlüſſen den Ausſchlag gegeben. Mag dieſes Syſtem der Ausgleichungen oft zur Zielſcheibe des Witzes und der Verdächtigung gemacht werden, mag ihm auch mitunter eine gewiſſe Nüchternheit und Befangenheit mit Grund vorzuwerfen ſeyn, ſo hat es doch in den meiſten Fällen die praktiſche Wahrheit und Ausführbarkeit für ſich. Beſonnenheit und Mäßigung in der Wahl der rechten Mittel führen am ſicherſten zum Ziel, oder mit andern Worten, wie man richtig geſagt hat, — „eine nicht blos theoretiſche, abſtrakte, ſondern eine wirklich praktiſche Auffaſſung aller politiſchen Fragen." —

Digitized by Google

Die Verhandlungen in der Paulskirche und deren Veröffentlichung durch die Tagespreſſe und die ſtenographiſchen Berichte ſind eine wahre Bildungsſchule für das in unſerm Vaterland ſich immer mehr entwickelnde politiſche Leben. Unter dem traurigen Polizeiſtaate war ein ſolches nicht vorhanden. Wer über Staat oder Kirche eine abweichende und eigene Anſicht laut werden ließ, den brachte man bald zum Verſtummen. Jetzt ſind Gedanken und Wort frei, und wir dürfen forſchen und prüfen. Von den Rednern der Paulskirche werden wir in dieſer Beziehung vielfältig angeregt, und ſo wird allmählig die nöthige Klarheit über hochwichtige Zeitfragen bei uns einkehren. Zu ſolchen gehören ganz beſonders die, welche erſt neuerlich in Bezug auf die Trennung von Kirche und Staat, ſo wie von Kirche und Schule in der Reichsverſammlung umfaſſend erörtert wurden, und bei welchen wiederum viele befähigte und berufene Männer ſich als Redner auszuzeichnen und ihr gewichtiges Votum abzugeben Gelegenheit fanden. Seit den Verhandlungen über die Centralgewalt hat die Verſammlung der Abgeordneten keine ſo bedeutungsvolle und tief eingreifende Zeitfrage zu beantworten gehabt, und ſomit war das geſteigerte Intereſſe für dieſe Sitzungen leicht erklärlich. W.

Die freie proteſtantiſche Gemeinde in Kirchbrombach im heſſiſchen Odenwalde.

Seit der Begründung der freien proteſtantiſchen Gemeinde ſind ſchon mancherlei zum Theil bösartige Urtheile über dieſelbe zu Tage gekommen, die theils auf einen Artikel in der „Darmſtädter Zeitung“, Beilage Nro. 228, fußten, der ein Gewebe voller Unwahrheiten iſt, theils auf ein großh. Miniſterialreſcript ſich ſtützten, das anderwärts einer näheren Kritik unterworfen wird, zum Theil auch ſchon gewürdigt wurde, theils aber auch durch einige pietiſtiſche Prediger in der Nähe veranlaßt worden ſind, die mich geradezu als einen Irrlehrer hinſtellen und die Gemeinde als vom Lutherthum, vom Glauben abgefallen bezeichnen. Unſer Abfall vom Ober-Conſiſtorium wird alſo als ein Abweichen vom Glauben hingeſtellt. Als ob dieſer Glaube in der Heiligkeit einer ſolchen Behörde enthalten wäre und nicht vielmehr in der Bibel, die alles Glaubens Grund iſt! Als ob Luther das Bekenntniß eines Kirchenregiments verlangt und nicht gerade ihm gegenüber getreten wäre. Die Bibel iſt aber auch uns Glaubens-Norm, und mit dieſer, ſowie mit den urchriſtlichen Zeiten ſteht ja eine äußere kirchliche Behörde gerade im Widerſpruch! Oder hat Chriſtus, haben die erſten Chriſten einem ſolchen Regimente je das Wort geredet? Sollen wir hinter ihrem Beiſpiele zurückbleiben? Nein, wir ſind in unſerem ächt chriſtlichen, ächt proteſtantiſchen Rechte, wenn wir Freiheit in der Kirche haben wollen. Und die Zeit, wo dieſes Recht zur Geltung kommt, iſt ganz in der Nähe, denn das Volk will auch in ſeinem Glauben, in ſeinen kirchlichen Einrichtungen ſouverain ſeyn! Hier macht man uns aber immer den Vorwurf, wir hätten uns von der Landeskirche getrennt und reiht an denſelben alle möglichen Conſequenzen und Inconſequenzen Aber wir fragen, wo iſt denn unſere Landeskirche? Darauf könnte das Ober-Conſiſtorium nach aller Geſchichte der letzten Zeit nur antworten: „Ich bin die Landeskirche!“ Hat der Papſt nicht gerade immer ſo geſprochen: Ich bin die Kirche? Luther aber ſagte: Nein, dem iſt nicht ſo, und warf ihm die Bibel in das Geſicht. Wir thun daſſelbe und ſprechen: Alle, die den Herrn bekennen, die Gemeinden bilden die Kirche So war es aber in der That ſeither nicht, denn die Gemeinden hatten nur die Pflicht, dem Kirchen-Colleg zu gehorchen, nicht aber in der eigenen Angelegenheit das Recht, mitzubeſchließen. Die alten Deutſchen hatten das Sprüchwort: „Wo wir nicht mitrathen, wollen wir auch nicht mitthaten!“ Sollen wir hinter ihnen zurückbleiben? Nimmermehr! Wir ſind Proteſtanten und bleiben Proteſtanten, obgleich man von obenherab gerne dieſes anſtößige Wort entfernt hatte und das farbloſe, vage: „evangeliſch“ dafür ſetzte. Unſer Name muß uns heilig ſeyn, er iſt geſchichtlich und wahr. Wir proteſtiren, gleich unſeren Ahnen, gegen alles und jedes äußere Kirchen-Regiment, mag es Namen haben, wie es wolle. Wir proteſtiren gegen jede Macht, die uns unſere chriſtl. proteſtantiſchen Rechte verkümmern will. Wir proteſtiren gegen jede Hemmung unſerer Glaubens-, unſerer Gewiſſensfreiheit Die Freiheit dünket uns mehr als die Einheit, gleich Theiſſo, gleich Luther zu ihrer Zeit! Sind wir einmal Alle frei in der Kirche, dann ſind wir auch Alle Eins!

Kirchbrombach, 27. Auguſt 1848. **Auguſt Kattmann,**
Pfarrer an der freien prot. Gemeinde daſelbſt.

Korreſpondenz.

Wiesbaden, 30. Auguſt.

Mit 22 gegen 15 Stimmen wurde in der letzten Sitzung der Ständekammer vom 29. der Fortbeſtand der hieſigen Bühne beſchloſſen, zum großen Verdruß des Präſidenten Rath, der der entſchiedenſte Gegner dieſer wichtigen Frage war. Die Bühne wird, in Folge dieſes Beſchluſſes, auf acht Tage geſchloſſen, da eine gänzliche Reorganiſation vorgenommen werden ſoll. Die Intendanz tritt ab und die Ständekammer hat der Regierung die oberſte Leitung in die Hände gelegt. Es ſoll ein Comité ernannt werden, deſſen nächſtes Geſchäft eben dieſe Reorganiſation ſeyn wird. Möge es demſelben gelingen, dieſe ſchwere Aufgabe zum Heile der Anſtalt ſowohl als der Kunſt ſelbſt zu vollbringen; doch dürfte dies mancher Schwirrigkeit unterliegen, wenn die Regierung dieſer Commiſſion nicht einen „mit den Bühnenverhältniſſen genau eingeweihten“ Mann, der Direktion gegenüber, als berathendes Mitglied beigibt. Ueber den fernern Verlauf der Sache werde ich Ihnen ſeinerzeit Meldung machen. — Die letzte Schauſpielvorſtellung war geſtern die „Karlsſchüler“, zum Benefiz unſeres wackern Schauſpielers Hrn. Stölzel, der den „Schiller“ mit einer ſolchen Meiſterſchaft ſpielte, daß wir die Ueberzeugung gewannen: es muß ſich eine jede Bühne Glück wünſchen, ein ſo ſchönes Talent ſein nennen zu können. Hr. Stölzel wurde bei ſeinem Erſcheinen vom Publikum empfangen und nach dem dritten Akte ſchon gerufen, ſowie ihm bis zum Schluß der Vorſtellung ſtürmiſcher und wohlverdienter Beifall zu Theil wurde. Nächſt ihm war es Mad Flindt, welche als „Gräfin“ durch ihr ſeelenvolles Spiel die denkende Künſtlerin auf's neue bekundete. Namentlich war die Scene mit dem Herzog, wo ſie in begeiſternder Rede das Loos des armen Schiller gemildert wiſſen will, von ergreifender Wahrheit. Iſt es wahr, daß wir Mad. Flindt verlieren ſollen, dann ſteht unſerer Bühne ein nicht ſo leicht zu erſetzender Verluſt bevor. Hr. Dr. Meyer als „Herzog“, Fräul. Fürſt als „Laura“, ſowie Fräul. Stephanie, Generalin, Hr. Tiez, General Rieger waren ausgezeichnet Hr. Weilenbek hat die Rolle des Hauptmann Silberkalb vergriffen und einen Gecken daraus gemacht Hauptmann Silberkalb iſt jugendlicher Liebhaber, den ſeine Eiferſucht ſogar als Intriguant erſcheinen läßt. Die Uebrigen griffen rüſtig in das Ganze ein und es war beſonders Hr. Wollender als „Bleiſtift“ eine höchſt ergötzliche Figur. Nichts hätte den ſchönen Genuß dieſes Abends getrübt, hätten wir den erſten Logenrang nicht ſo leer erblickt. Es muß kränkend für einen Darſteller ſeyn, der ſo beliebt wie Hr. Stölzel iſt, hat er den Blick heute, an ſeinem Ehrentage, auf dieſe leeren Räume geworfen.

Mainwaſſer-Wärme: Am 5. Sept., Morgens 8 Uhr: 14 Grad
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 5. Sept. Die beiden Blinden von Toledo, komiſche Oper in 1 Akt nach Marſollier, Muſik von Méhul. Vorher geht: Der verwunſchene Prinz, Schwank in 3 Abth. von Plötz. (Gaſtrolle) Wilhelm Pfrüm: Hr. Meaubert; vom Stadttheater zu Zürich.

Mittwoch, 6. Sept. Die Karlsſchüler, Schauſpiel in 5 Abth. von H. Laube. (Gaſtrolle) Laura: Fräul. Maurer, aus Stuttgart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 243. Mittwoch den 6. September 1848.

Charlotte.

Erzählung von A. Reich.

Die Kerzen brannten hell im Schauſpielhauſe; die Logen füllten ſich, und unter fröhlichem Geplauder harrte das Publikum auf den Beginn der Oper. Die herrliche Duvertüre von Weber's „Freiſchütz" begann, und, gut ausgeführt, wie es ſich von der trefflichen Truppe der zwar kleinen aber kunſtliebenden Reſidenzſtadt K. erwarten ließ, ging der erſte Akt an Auge und Ohr der Zuhörer vorüber. Vor und auf der Bühne herrſchte reges Leben und heiteres Geſpräch; im Ankleidezimmer der Sängerinnen aber ſaß ein junges Mädchen, den Tod im Herzen. Sie ſollte in wenigen Augenblicken als Agathe auftreten, den erſten Schritt auf einer Laufbahn thun, die ſie ſchon tauſend Thränen, tauſend vergebliche, verzweiflungsvolle Gebete gekoſtet hatte. Es war eine liebliche Erſcheinung, ſchlank und graziös gebaut, mit einem zierlichen Kopfe, den eine Fülle herrlichen kaſtanienbraunen Haares ſchmückte, und mit Zügen, die, ohne gerade regelmäßig zu ſeyn, reizend und geiſtvoll waren. Beſonders gaben zwei große tiefblaue Augen dieſem blaſſen Geſichte einen Ausdruck des Lebens, der ſich ſeltſam von der ganzen übrigen Erſcheinung unterſchied, indem in dieſem ernſten feurigen Blick eine Willenskraft und Entſchiedenheit lag, die man ſonſt in einem ſo weichen kindlichen Weſen kaum geſucht haben würde.

Charlotte war die älteſte Tochter eines Beamten, der ſtarb, als die Seinigen noch lange ſeiner bedurft hätten. In der ſchmerzensvollen Stunde ſeines Todes ſprach er Worte der Bitte gegen ſein älteſtes, geliebtes Kind aus, Worte, die ihr die ernſte Pflicht an's Herz legten, ihrer Mutter treu die Sorge um ihre jüngeren Geſchwiſter tragen zu helfen. Das tiefe Gemüth des kaum halb erwachſenen Mädchens faßte die Verantwortlichkeit des Verſprechens, das ſie ihm leiſtete, in ihrem ganzen Gewichte auf, und, durch manche Beſchränkung im äußern Leben früh gereift, ſtand ſie ihrer Mutter getreulich bei, die geringen Mittel, die ihnen zu Gebote ſtanden, zu Rathe zu halten, und nach Möglichkeit zum Beſten der Kinder zu benützen. Da traf es ſich, daß, als Charlotte eines Abends am Fenſter ihrer beſcheidenen Wohnung ſaß, und auf die Bitte ihres kleinen Schweſterchens ein Lied ſang, der Muſikdirektor der Hofkapelle vorüber ging. Lebhaft frappirt von der friſchen, klangvollen Stimme, blieb er ſtehen, erkundigte ſich nach den Verhältniſſen der Bewohner des kleinen Häuschens, und nach kurzer Zeit, und nach einer unbefangen bewilligten Prüfung ihrer Stimme, erhielt Charlotte Anerbietungen, die für ihre Verhältniſſe glänzend zu nennen waren. Sie ſollte auf drei Jahre auf Koſten der Operndirektion nach Mailand in's Conſervatorium, und, nach dort empfangener Ausbildung, mit einem ziemlich bedeutenden Gehalte an der Bühne von K. angeſtellt werden, nur auf eine gewiſſe Zahl von Jahren dahin gebunden, dann aber Herrin ihres Willens ſeyn.

Dieſe Vorſchläge führten ſchwere Kämpfe in die bisher ſo friedliche Familie ein. Obwohl erſt fünfzehn Jahre alt, fühlte Charlotte doch entſchiedene Abneigung gegen die ihr geöffnete Laufbahn, und äußerte dies in der erſten Aufwallung ihrer Lebhaftigkeit unverholen, bis das Schweigen und der ſchmerzliche Ausdruck im Geſichte ihrer Mutter ſie aufmerkſam machte, daß ſie hier wohl eine Hoffnung vernichtet habe. Mit dieſer Bemerkung erwachte in ihr auch die Erinnerung daran, daß ſie nicht allein an ſich denken dürfe. Das ihrem Vater gegebene Verſprechen trat ernſt und mahnend vor ihre Seele — durfte ſie die ihr ſo unvermuthet gewordene Gelegenheit, ihren Geſchwiſtern eine bedeutende Stütze zu werden, von ſich weiſen? Alle Entbehrungen, die ihre Mutter ſeit des Vaters Tode ſo ſtill getragen, alle die nicht zu verbergenden Thränen, die ſie der Zukunft ihrer Kinder geweint, fielen wie heiße Fragen auf Charlotte's Herz. Sie ging ernſt und prüfend mit ſich ſelbſt zu Rathe, und erklärte ſich nach zwei Tagen bereit, die erhaltenen Vorſchläge anzunehmen. Kaum vermochte es ihre Mutte über ſich, dies ſichtlich ſchwer errungene Opfer für ihre andern Kinder anzunehmen; doch ſiegte endlich auch bei ihr die Hoffnung, Charlotte ſelbſt würde ſich ſpäter mit ihrer Stellung ausſöhnen, um ſo mehr, als ſie die erſten Jahre ihres öffentlichen Auftretens im Hauſe und unter den Augen der Mutter durchführen konnte.

So trat Charlotte denn nach kurzer Zeit mit thränenſchwerem Herzen aus dem elterlichen Hauſe und folgte ihrer Beſtimmung in das ſchöne Land, das Ziel ſo mancher Sehnſucht, deſſen tiefblauen Himmel ſie aber nur mit bangem Gefühl begrüßte. Mit lebhaftem Eifer gab ſie ſich dort der übernommenen Verpflichtung hin, und ihr ausgezeichnetes muſikaliſches Talent, ein tiefes Verſtändniß der Muſik, das ſich raſch bei ihr entwickelte und eine Stimme von ſeltener Kraft und Schönheit ließen ſie bei der trefflichen Leitung, die ſie erhielt, reißende Fortſchritte machen. Nach und nach bemächtigte ſich ihrer der gewaltige Einfluß der Muſik, der Enthuſiasmus des Künſtlers, der berauſchend wirkt und mächtige Aufregungen erzeugt. So lange ſie ſang, ſchien ihr der Beruf ihrer Zukunft nicht mehr ſchwer, das Gefühl einer begeiſterten Befriedigung kam über ſie, und vor dieſem Zauber ſchwanden alle beklemmenden Gedanken. Im letzten Jahre ihres Aufenthaltes in Mailand fing ſie an, in den Konzerten mitzuwirken, die vom Conſervatorium ausgingen, und trat auf dieſe Weiſe zuerſt in das geſellige Leben ein. Dort nahte ihr der ſüßeſte Traum der Jugend, — die Liebe — für ſie der Eingang zu tauſend Schmerzen.

Ein junger Deutſcher, Graf Egloff, lernte ſie kennen, und bewarb ſich mit allem Feuer eines leidenſchaftlichen Gefühls um ihr junges Herz. Lange betäubte Charlotte ihre erwachende Liebe mit den tauſend Gründen, die ſie davor warnten, ſich ihr zu

Digitized by Google

überlaſſen, aber wann hat wohl ein Mädchen von achtzehn Jahren einer Beſtürmung widerſtanden, die nicht bloß von der liebenswürdigen Perſönlichkeit des Flehenden, ſondern auch von jedem bebenden Schlage des eigenen Herzens unterſtützt wurde? Kurz, ehe ſie ſcheiden ſollte, in einer Stunde voll Schmerz und Weichheit, geſtand ſie dem jungen Grafen ihre Liebe, mahnte ihn aber zugleich an ihre Hoffnungsloſigkeit. Egloff gab dieſe nicht zu, er hoffte, die Schranken des Standesunterſchiedes würden ſeinen Bitten und der Liebe ſeines Vaters weichen; er gelobte, vor keinem Kampfe um das Glück ſeiner Liebe zurückzubeben, und beſchwor Charlotte nur um Eines — ihre theatraliſche Laufbahn nicht anzutreten, ehe das Schickſal ihrer Liebe entſchieden ſey. Vergebens erinnerte ihn Charlotte an die für ſie unlösbaren Verbindlichkeiten gegen die Direktion von K., die die letzten drei Jahre auf ſie gehäuft hatten, vergebens an die Feſſeln, die ihre Familie jedem ihrer Entſchlüſſe anlegten, — er wollte in dem Feuer des Glückes, von ihr geliebt zu ſeyn, keine Unmöglichkeit zugeben, und wiederholte nun dringender ſeine Forderung eines Verſprechens für die nächſte Zukunft, indem er allerdings zugab, daß Charlottens Betreten der Bühne eine unüberwindliche Schranke zwiſchen ihnen aufbauen würde.

Charlotte konnte dies Verſprechen nur bedingt geben, und ſchied von Mailand, tief gebeugt unter der ſchweren Laſt des erſten Leidens des Herzens. Sie wußte nicht, wie viel mehr des Kummers ſie erwartete.

Schmerz und Sorge begrüßten ſie bei'm Eintritt in die heimathliche Wohnung; ihre Mutter lag ſchwer krank darnieder und ſchied nach wenigen Tagen aus dem Kreiſe ihrer troſtloſen Kinder.

Mit thränenloſem Schmerze kniete Charlotte vor der geliebten Leiche, in ihrer geheiligten Nähe begrub ſie alle ihre ſeligſten Hoffnungen, gelobte ſie mit feſtem Sinne, ihr Leben nur der heiligen Aufgabe zu widmen, den beiden armen Kleinen die Mutter zu erſetzen. Nicht allein die treue, unermüdlich fleißige Pflegerin der Ihrigen war ihnen mit der Mutter genommen, auch der größte Theil der Penſion, die der Hauptunterhalt der kleinen Familie war, hörte mit ihrem Leben auf, und auf unendlich wenig war nun die Exiſtenz dreier Menſchen verwieſen. Am Tage nach dem Begräbniſſe erklärte Charlotte ſich bereit, dem Verlangen der Direktion zu entſprechen und in wenigen Wochen ihre theatraliſche Laufbahn anzutreten; und am Abende deſſelben Tages ſchrieb ſie an Egloff einige Zeilen des Abſchiedes — Worte, die, trotz ihrer Anſtrengung, ruhig zu ſcheinen, das Gepräge des bitterſten Seelenleidens nicht verbergen konnten.

(Fortſetzung folgt.)

Der Ankauf der Dekorationen des Frankfurter Theaters.

Im Converſationsblatt iſt Herr Eduard Sattler für den Ankauf der Dekorationen des hieſigen Theaters durch die Stadt in die Schranken getreten. Aufrichtig geſteht er, daß er pro domo ſpricht, und hätte er es nicht geſagt, der Inhalt ſeines Aufſatzes würde es bewieſen haben, mag auch das Verhältniß, in welchem er zur Theater-Direktion ſteht, unbekannt ſeyn.

Aufrichtigkeit iſt immer anzuerkennen, und ſo verdanke ich es Herrn Sattler auch gerne, daß aus ſeinem Aufſatz der wahre Grund, warum die Dekorationen um 30,000 fl. erkauft werden ſollen, zu erſehen iſt. Um eine Unterſtützung des Theaters handelt es ſich, und der Ankauf der Dekorationen iſt nur die Form, in welcher die Unterſtützung gewährt werden ſoll. Ich bedaure, daß man dieſe Form gewählt, daß man ſich hinter eine Unwahrheit verſteckt, daß man nicht lieber von vornherein offen und ehrlich erklärt hat: „Gebt uns Unterſtützung". Es war vorauszuſehen, daß keinem Verſtändigen die Werthloſigkeit der zum Kauf angebotenen „Realitäten" (wie Herr Sattler die Dekorationen zu nennen beliebt) und folglich die Unſtatthaftigkeit eines Kaufs entgehen werde, und der gerade Weg wäre auch hier der beſte geweſen. Das Täuſchen und Mäntelchen-Umhängen taugt nie, am wenigſten dem Staat, d. i. dem Volke gegenüber.

Die hohe Würde der Kunſt und ihren hehren Einfluß auf des Volkes Bildung gebe ich mit Freuden zu, und wenn die Frage einfach ſo läge: „Soll überhaupt die Kunſt vom Staate unterſtützt werden?" würde ich ſie, vorausgeſetzt, daß wir keine dringenderen Ausgaben hätten, unbedenklich bejahen. Aber es handelt ſich hier ſehr ſpeciell um die Unterſtützung der Theater-Direktion, die an ihrem gegenwärtigen Ruin vielleicht ſelbſt nicht ohne Schuld iſt, und das verändert die Antwort auf die Frage ſehr weſentlich. Welche Verpflichtungen der Staat gegen dieſe Direktion hat, vermag ich nicht zu erkennen, und warum er gerade ihr eine Unterſtützung gewähren ſoll, bleibt mir völlig unklar. Ehe der Staat ihr eine Unterſtützung gewähren kann, muß er, däucht mir, doch jedenfalls

1) wiſſen, ob denn außer den Herren Meck und Mühling kein Anderer vorhanden, der das Theater zu übernehmen bereit iſt, und zu welchen Bedingungen? Man eröffne doch erſt freie Concurrenz, und höre andere Männer als die Herren Meck und Mühling. Das privilegirte und conceſſionirte Theater bedarf, wie es ſich jetzt zeigt, der Hülfe aus Staatsmitteln; wird ihrer auch das freie Theater nöthig haben?

2) Wer eine Unterſtützung bewilligt, muß auch deren Verwendung kennen. Wozu ſollen nun aber die geforderten 30,000 fl. verwendet werden? Herr Sattler ſchweigt über dieſe wichtige Frage. Ich bekenne, daß ich den Grund, warum eine ſo große Summe auf Einmal verlangt wird, nicht einſehe. Sollte die Direktion mit den geforderten 30,000 fl. Schulden, die ſie vielleicht bis hieher gemacht, bezahlen wollen? Ich weiß es nicht; wäre es aber der Fall, ſo wäre wenigſtens ſo viel zweifellos, daß es ſich dann nicht um eine Unterſtützung der Kunſt handelte, und daß die geſetzgebende Verſammlung, ohne ihre Pflicht zu verletzen, die Forderung nicht bewilligen dürfte.

3) Wenn der Staat die Kunſt unterſtützen ſoll, muß ihm auch Sicherheit dafür gewährt werden, daß es wirklich die Kunſt iſt, welcher die Vortheile der Unterſtützung werden, und dieſe Sicherheit iſt nur dann vorhanden, wenn dem Staat eine Mitwirkung in den Theaterangelegenheiten, eine Theilnahme bei der Verwaltung, eine fortwährende Einſicht in das Theater-Rechnungsweſen offen ſteht. Welche Gewähr iſt nun aber hiefür geboten? Es ſcheint, gar keine, und Herr Sattler ſchweigt auch davon gänzlich. Wollte man den Wunſch der Direktion ſo ohne Weiteres erfüllen, ſo hätten wir auch nicht die entfernteſte Sicherheit dafür, daß nicht, vielleicht ſchon ehe ein Jahr abgelaufen, die bewilligten 30,000 fl. verbraucht wären und das Theaterinſtitut ſich wieder gerade in derſelben Lage befände, wie jetzt.

Ich denke, die geſetzgebende Verſammlung, welche ſich bei Bewilligungen aus ſtädtiſchen Mitteln bisher immer ſo vorſichtig gezeigt hat, und welche ihre jetzige Lage, nachdem der alte Rechtsboden, auf dem ſie ſteht, nicht nur durchlöchert, ſondern faſt geſchwunden iſt, doppelt vorſichtig machen wird, wird die Beantwortung dieſer Fragen vor allen Dingen verlangen, wenn ſie überhaupt auf die Anforderung eingeht. Eben daß man nicht gerade und ehrlich aufgetreten, daß man unter einem Verkauf des Pudels Kern zu verbergen ſuchte: eben das dürfte die Behörden doppelt zur Behutſamkeit mahnen; denn ſollte man nicht vielleicht darum auf den feinen Gedanken des Dekorationen-Verkaufs gekommen ſeyn, um jede Verhandlung über jene drei Fragen abzuſchneiden?

Digitized by Google

Aber das angedrohte Schließen des Theaters! Laſſe man ſich doch nicht vor Geſpenſtern fürchten machen. Das Theater wird nicht geſchloſſen werden, mag nun der geſetzgebende Körper die Anforderung rundweg abſchlagen, oder mag er Bedingungen der Bewilligung ſtellen, oder mag er den Weg der freien Concurrenz in Bezug auf die Direktion des hieſigen Theaters betreten wiſſen. Können und wollen die Herren Meck und Mühling ohne die geforderten 30,000 fl. die Direktion nicht übernehmen, nun ſo werden ſich andere Leute finden. Einer Stadt wie Frankfurt wird es an Theater-Unternehmern aus dem ſehr einfachen Grunde nicht fehlen, weil ſich bei verſtändiger Wirthſchaft — wie ja ſogar die jüngſte Zeit gezeigt hat — gute Geſchäfte machen laſſen. Der Ruin aller deutſchen Theater iſt jener koſtſpielige Auswuchs der Kunſt, der durch äußeren Peunk und Flitter die innere Gediegenheit zu erſetzen ſucht, und darum für koſtbare Dekorationen und Coſtümes, für Ballets und Feuerwerk und für ähnlichen Tand große Summen dem Fenſter hinauswirft. Hievor, vor jenen koſtſpieligen Glanz- und Spektakel-Stücken ohne inneren Werth hat ſich jede Theater-Direktion zu hüten, und es wird ihr gelingen, nicht nur ihre Ausgaben zu decken, ſondern auch ſelbſt Vortheil zu ziehen. Bewahre uns der Himmel aber unter allen Umſtänden vor dem Unterſtützen jener After-Kunſt! Wenn die alten griechiſchen Republiken, die uns Herr Sattler als Muſter vorführt, der Kunſt gegenüber nichts weniger als ſparſam waren, ſo zeugen auch die Trümmer der herrlichen Bauten, die wir noch mit Staunen ſehen, daß ſie das wahre Weſen der Kunſt erkannt hatten. Aber welcher Kunſtverſtändige wird nach Jahehunderten, ja nur nach Jahrzehnten unſeren Kunſtſinn preiſen, wenn wir unſer gutes Geld für Dekorationen hingaben?

Unſere Stadt, wenn auch als reich verſchrieen, hat des Geld's doch nicht zu viel, und unſer geſetzgebender Körper wird, das bin ich überzeugt, der Stadt Vermögen nicht leichtſinnig verſchleudern; er wied, wenn er Etwas bewilligt, es jedenfalls erſt nach genauſter Peüfung und nach gewährter Sicherheit thun, daß die zu bewilligenden Mittel dem vorgeſteckten Zwecke gemäß verwendet werden. Sicherlich wird er aber auf den angebotenen lächerlichen Dekorationenkauf nicht eingehen, ſelbſt auf die Gefahr hin, von Herrn Sattler den Philiſtern und Krämerſeelen beigezählt zu werden. Jucho.

Mannichfaltigkeiten.

Es iſt nicht zu verkennen, daß wir in einer gefährlichen Kriſis ſtehen. Es bedarf einer guten Conſtitution und tüchtiger Aerzte, ſie zu überſtehen. Es hilft nichts, daß die Unruhen in Berlin, Wien, München u. an a. O. unterdrückt ſind, wenn der Krankheitsſtoff zurückgeblieben iſt. Er iſt noch vorhanden. Mit Beſorgniß ſieht das Volk, wie viel ihm die Centralregierung, die Präſidenten, die Reichsminiſter, all die Staatsſecretäre, die Vermehrung des Heeres u. ſ. w. koſten wird. Es wartet mit Sehnſucht, daß dafür etwas Durchgreifendes geſchehe zur Aufhülfe des Handels und der Gewerbe und hauptſächlich in den Zollverhältniſſen, in denen beſonders die unteren Klaſſen den Krebsſchaden der Zeit zu erblicken gewohnt und gewöhnt worden ſind. Es hofft, daß die theure Centralgewalt nun auch kräftig die Einheit Deutſchlands vertrete gegen das Ausland und ſie herſtelle im Inland, den einzelnen Regierungen gegenüber. Es iſt ihm kein gutes Zeichen, daß allmätig, damit nur etwas geſchehe, gegen ſeine früheren Wünſche die Stände faſt aller einzelnen Staaten einberufen werden müſſen. Durch die eben in Frankfurt ſchwebenden Verhandlungen über die folgenreiche Trennung der Kirche vom Staat ſcheint ihm die Kriſis nicht erleichtert, ſondern nur erſchwert zu weeden, weil ſie leicht zur politiſchen und gewerblichen Mißſtimmung die religiöſe hinzubringen kann. Dennoch wird das Volk auch ferner ſeinen Vertretern in Frankfurt vertrauen, daß ſie das Uebel noch heilen, wenn auch etwas langſamer, als ſeine Ungeduld erwartete. Es weiß, daß Quackſalber zwar ſchnell heilen, daß aber das Mittel meiſt ſchädlicher iſt, als die Krankheit. Der tüchtige Arzt verfährt langſam, aber ſicher, weil er dem Uebel auf den Grund geht. (Drſz.)

Bei dem am 25. Auguſt Abends 5½ Uhr in Harburg angekommenen zweiten Militärzuge Heſſen fiel dicht vor dem dortigen Bahnhofe ein auf dem vorletzten Wagen des Zuges neben dem Geſchütze ſtehender Kanonier vorwärts vom Wagen auf die Schiene, wurde von vier Rädern überfahren und für todt weggetragen. Die Räder waren ihm über den Unterleib und das linke Bein gegangen. Der Wagen, worauf der Mann geſtanden hatte, gerieth, als er über den Körper wegging, aus den Schienen, und lief zwölf Schienenlängen neben der Bahn her, bis er bei einem Wegeübergange, ohne ſelbſt Schaden zu leiden oder weiter anzurichten, von ſelbſt wieder in die Bahn kam. Augenblicklich nach dem Vorfalle waren die aus dem Zuge herbeigerufenen Aerzte da, und der Mann wurde mit Hülfe der Leute der Eiſenbahn in das Krankenhaus gebracht. Um 11 Uhr Abends war derſelbe jedoch geſtorben. (B. N.)

Potsdam, 30. Auguſt. Die Gräfin Roſſi, geb. Sonntag, hat geſteen Nachmittag in der Friedenskirche zu Sansſouci vor einem engeren Hofzirkel mit großem Beifall geſungen. (B. Z)

Korreſpondenz.

Gießen, 4. Sept.

Der ſtudentiſche Ausſchuß iſt genöthigt, Nachſtehendes über die hieſigen Conflicte zwiſchen Büegerwehr und Studenten in dee Nacht oom 30. auf den 31. Auguſt im Intereſſe der Wahrheit bekannt zu machen. Wir entnehmen unſere Mittheilungen aus Protokollen, die vor Gericht eidlich erhär.et werden können. — Die Veranlaſſung zu den Confl cten gab die Verhaftung eines betrunkenen Studenten, der an dem Hauſe eines Bürgers, wie wie faſt einſtimmig vernehmen, nicht eingelaſſen, einen Laden anshub und das Fenſter einſchlug. Einer Patrouille von 5 Bürgergardiſten, die ihn arretieen wollte, widerſetzte ee ſich und empfing mehreee bedeutende Wunden, die ihn veranlaßten „Burſch heraus!“ zu rufen, welchen Ruf er mehrfach wiederholte, als er von der verſtärkten Patrouille nach dem Rathhaus geführt wurde. Das Gerücht, der Arreſtant habe ſich mit einem Säbel odee Dolch dee Verhaftung widerſetzt, können wir nicht beſtätigt finden. Eine geringe Anzahl Studierender oerlangte darauf theils die Freilaſſung des Verhafteten, um ihn, der noch der ärztlichen Hülfe entbehrte, verbinden zu laſſen, theils verlangten ſie, in das Rathhans eingelaſſen zu werden. Die Bürgerwehr ſchlug ſie zurück. Indeß Generalmarſch nnd allgemeines „Burſch heraus!“ Bald haben einige Rotten der Bürgerwehr die Eingänge zu dem Platze vor dem Rathhauſe geſperrt. Die Wuth vieler Bürgergardiſten gegen die Studierenden ſtieg auf's äußerſte. Die Studenten, gering an Zahl, waren wehrlos; viele, um unoermeidlich ſcheinenden Conflicten vorzubeugen, ſuchten friedliche Unterhandlungen mit der Bürgergarde anzuknüpfen und wurden zurückgeſtoßen. Die Bürgergarde will den Platz vor dem Rathhaus räumen; dabei thut ſich die größte Undisciplin kund, überall wörtliche und thätliche Ausbrüche der größten Wuth von Seiten der Bürgergardiſten gegen die Studierenden. Was ein großer Theil der letzteren nach einem Conflicte mit der Bürgerwehr vor wenigen Wochen noch geläugnet hatte, daß in dee Bürgergarde ein gefährlicher Geiſt der Oppoſition den akademiſchen Bürgern gegenüber herrſche, ſcheint in vollſtem Maße zur Wahrheit geworden zu ſeyn. Die Studenten zogen ſich nach dem Afterweg zurück nnd errichteten zum Schutz gegen die Bürgerwehr in der Nähe des „Darmſtädter Hauſes“ eine Art Barrikade, eben ſo werden zwei Wagen vor die Mündung der Brandgaſſe in die Wallthorſtraße gefahren. Dort oerſammelt ſich eine große Menge Studirender, darunter andere Einwohner Gießens, als man vernimmt, daß eine Abtheilung Bürgerwehr

Digitized by Google

durch die Brandgaſſe nach der Wallthorſtraße ziehet. Wie dieſe Abtheilung ſich den Wagen nähert, wird ſie von der jenſeits der Wagen ſtehenden Menge mit einer Anzahl Steinwürfe empfangen. Bald darauf fällt ein Schuß in der Nähe der Wagen und ein Student ſtürzt zu Boden. Die Abtheilung der Bürgergarde ſchreitet nun zu der Wagenbarrikade am Darmſtädter Haus, räumt dieſe weg, die Menge iſt ziemlich zerſtoben, der Erſchoſſene ſtirbt bald darauf in einem nahe gelegenen Hauſe. Der ſtudentiſche Ausſchuß war die Nacht hindurch unabläſſig bemüht, durch Unterhandlungen mit dem Generalrathe und Ermahnungen an die Studierenden, Unglücksfälle zu verhüten. Erſt gegen 3 Uhr am Morgen wurde, was längſt des Ausſchuſſes Wunſch geweſen, durch Beſchluß des Generalraths die Bürgergarde entlaſſen und die Ruhe war hergeſtellt. Ob die Unterſuchung über den Thäter des verhängnißvollen Schuſſes ſchon ein Reſultat hat, wiſſen wir nicht; das allgemein verbreitete Gerücht unter den Bürgern, der Thäter ſey ein Student, iſt ſeit vorgeſtern mehr und mehr verſtummt. Wir ſind weit entfernt, das Benehmen des Studierenden zu rechtfertigen, der die nächſte Veranlaſſung zu dieſen Conflicten geweſen und müſſen die Arreſtation deſſelben von Seiten der Bürgerpatrouille, wenn ſie in den Schranken der Ordnung geſchah, in ſofern billigen, als ein großer Theil der Studierenden die Bürgerwehr bisher noch in ihren geübten Functionen als Polizei anerkannt hat. Wir ſind von letzterem zurückgekommen. Wir führen unter vielen Einzelnheiten, die charakteriſtiſch für das Benehmen der Bürgergardiſten und der beſagten Nacht ſind, nur die folgenden an: Thatſache iſt, daß mehrmals von Einzelnen und von ganzen Truppen Bürgergardiſten, ohne Aufforderung an die Menge, auseinander zu gehen, ohne irgend welches Commando, ohne Ordnung und endlich ohne alle Veranlaſſung von Seiten der ihnen wehrlos in der Nähe ſtehenden Studierenden, auf Letztere Angriffe mit Bajonettſtichen, Säbelhieben und Kolbenſchlägen gemacht wurden, ſo, daß es Vielen nicht gelang, ohne Mißhandlungen, einer Anzahl trotz der ſchleunigen Flucht nicht ohne Wunden davon zu kommen. Thatſache iſt, daß, als zwei Mitglieder des Studentenausſchuſſes, nachdem ſie verſucht hatten, den Bürgergardiſten zur Evidenz zu bringen, daß hier ein unheilſchwangerer Conflict ſtatthabe, der nicht durch Bajonette gelöſ't werden könne oder dürfe, und als einer derſelben, der Präſident des Ausſchuſſes, die Stufen vor der Rathhausthür betretend und ein weißes Sacktuch ſchwingend, die Ruhe unter den anweſenden Studierenden hergeſtellt hatte und Worte an ſie zu richten anfing, beide Mitglieder mißhandelt aus der Halle des Rathhauſes getrieben wurden. Thatſache iſt, daß ein junger Doktor der Medizin, der, ſein weißes Sacktuch ſchwingend, vor die Thüre des Rathhauſes kam und erklärte, er ſey ein Mediziner und wolle die Verwundeten verbinden helfen, eine Antwort mit Säbelhieben empfing, denen er nicht ohne bedeutende Wunden entrann. Thatſache iſt, daß der Commandeur der Bürgergarde ſelbſt einige Studierende, die mit Offizieren vermitteln wollten, unter den gröblichſten Redensarten zurückſtieß und deren Arreſtation befahl. Thatſache iſt, daß Studierende, die von mehreren Bürgergardiſten verhaftet wurden, von denſelben auf dem Wege zum Rathhauſe vielfältig mit Kolbenſtößen tractirt wurden. — Wir vernehmen, daß die zur Nothwehr von Seiten der Studierenden geſchehenen Steinwürfe nicht unbedeutende Verwundungen auf Seiten der Bürgergardiſten hervorgebracht haben.

Der Ausſchuß der Studentenſchaft.

Vom Rhein, 23. Auguſt.

Am katholiſchen Schullehrerſeminar zu Bensheim — Großherzogthum Heſſen, Provinz Starkenburg — wurde früher jeden Abend nach 8 Uhr ein Kapitel aus „Sturm's Betrachtungen der Natur“ von einem Seminariſten in Gegenwart aller übrigen und unter Aufſicht eines Lehrers der Anſtalt vorgeleſen. Statt deſſen ſollen nun ſeit mehreren Tagen an dieſem Inſtitute Vorleſungen aus dem „Mainzer Katholik“, insbeſondere über „Emancipation der Lehrer“, abgehalten werden. Wer die Richtung dieſes ultramontanen Blattes auch nur im Allgemeinen einigermaßen kennt, wird ſich eine Vorſtellung von dem Inhalt und der Form der darin verhandelten Lehrer-Emancipationsfrage machen können, die gewiß nicht im Geiſte der richtig-wahren Erziehung, noch weniger zu Gunſten der Lehrer, ſondern nur die Vortheile der geiſtlichen Herren im Auge behaltend, dargeboten wird. Solche und ähnliche Erſcheinungen, ſowie auch, daß die Seminariſten alldorten noch Meßbubendienſte verſehen müſſen, können freilich nicht abſonderlich befremden, wenn man weiß, daß die geiſtlichen Lehrer für dieſe ſtaatliche Anſtalt wohl von der Staatsregierung decretirt, jedoch vorher vom Biſchof, entweder aus dem Alumnen-Seminar zu Mainz, oder von irgend einer Kaplaneiſtelle der Diöceſe herberufen werden, aber nicht einmal vor der definitiven Anſtellung ihre Lehrerbefähigung ꝛc. durch ein abzulegendes Examen zu documentiren brauchen, gleichſam, als wäre durch die geiſtliche Weihe jede Qualification für alles Mögliche in der Welt gegeben. — Wie lange ſoll es dann noch währen, bis die Lehrer endlich einmal von dem hierarchiſchen Pfaffenregiment befreit werden ſollen, und daß an den ſo wichtigen Bildungsanſtalten, den Seminarien, etwas Beſſeres eingeimpft wird?!

Kunſt, natürliche Magie.

(Eingeſendet.)

Hr. Wiljalba Frikel — wer erinnert ſich ſeiner nicht? wer hätte in letzter Zeit nicht von ihm geleſen, und zwar Erſtaunenswerthes geleſen? — iſt hier angekommen und beabſichtigt, an mehreren Abenden der Meſſe auch dem hieſigen Publikum ſeine Bedeutendheit im Gebiete der neuen Magie ohne Apparat zu beweiſen. Die wunderbare Gewandtheit iſt uns hinlänglich bekannt, die Beſcheidenheit, die Ungezwungenheit, das friſche Geſicht, die funkelnden Augen, die angenehme Manier, ſich auszudrücken, dies iſt in kurzen Worten das Portrait des Hrn. Frikel, des Hofkünſtlers Se. Maj. des Königs von Griechenland. Wir haben Hrn. Frikel geſehen, gar oft bewundert, aber trotz dem iſt er uns ganz fremd, ganz neu, er iſt zehn Stufen höher gegangen, hat nämlich den ganzen Plunder, Kiſten und Kaſten, Täuſchungsgefäße ꝛc. von ſich geworfen; frank und freiſtehend, verſteht er Jeden in die ſüßeſten Zaubereien einzulullen. Wiljalba iſt dann kein Menſch, kein Individuum, kein Subjekt, auch kein Objekt; das iſt Wiljalba Frikel nicht. Wiljalba Frikel iſt ein Weſen, welches mit einem Fuße die Gränzen des Irdiſchen ſchon überſchritten hat; den Blick in jenes unbekannte Land geſenkt, verrichtet er Wunder, die deßhalb auch hier auf Erden keine Erklärung finden können. Zuſammengeſetzt iſt dieſes Weſen, wenn es unter Menſchen wandelt, auf ſehr bunte Weiſe. Der Kopf gehört dem Merlin an, die rechte Hand nimmt es von Bosco und die linke von Döbler, und in der Regel, wenn es überhaupt geht, bedient es ſich der Füße Philadelphia's. — Hr. Frikel wird, wie wir hören, ſeine Soiréen nicht in einem unvortheilhaften, unbequemen Bretterkaſten, ſondern in dem neu dekorirten geräumigen Saale des „Deutſchen Hofes“ veranſtalten. Seine Bedeutendheit iſt ſeine Empfehlung, der wir die unſrige an das gebildete Publikum — ſo unnöthig ſie ſeyn mag — ohne alles Bedenken folgen laſſen dürfen.

Frankfurt a. M.

So eben ſehen wir einen in der Pianofortefabrik des Hrn. G. W. Küper in Bockenheim angefertigten Konzertflügel, welcher nach Baltimore verkauft iſt. Dieſes Inſtrument iſt untadelhaft und entſpricht allen Anforderungen. Da es einige Tage in der Kunſtanſtalt des Verfertigers ausgeſtellt bleiben wird, ſo glauben wir Künſtlern und Kunſtfreunden einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir ſie auf die hervorragenden Leiſtungen des Hrn. Küper aufmerkſam machen. S.

Mainwaſſer-Wärme: Am 6. Sept., Morgens 6 Uhr: 16 Grad

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 6. Sept. Die Karlsſchüler, Schauſpiel in 5 Abth. von H. Laube. (Gaſtrolle) Laura: Fräul. Maurer, aus Stuttgart.

Donnerſtag, 7. Sept. Der Freiſchütz, Oper in 4 Abth., Muſik von C. M. v. Weber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 244. Donnerſtag, den 7. September 1848.

Charlotte.

Erzählung von A. Reich.

(Fortſetzung.)

So war unter tauſend Schmerzen der Abend des Debutes herangekommen, und ſo erwartete Charlotte mit dem tiefſten Weh den Ruf zu dem erſten Beginne einer Exiſtenz, die ſie von aller Hoffnung auf Glück für immer ſchied. Der Augenblick kam. Vor dem Sturm ihrer Gedanken ſchwand jede Befangenheit des Auftretens vor einem richtenden Publikum. Die Beſchaffenheit ihrer Rolle, dieſer herrlichſten Offenbarung einer Liebe voll Schmerz und Zartheit, die je durch Muſik wiedergegeben wurde, war ihrer Stimmung ſo angemeſſen, daß ſie ſich mehr und mehr von Dem, was ſie ſang, hinreißen ließ, und ſowohl ihr Spiel als ihr Geſang eine Wahrheit athmeten, die ſo vollendet war, daß der Beifall des überraſchten, entzückten Publikums ſie wie ein Sturm überrauſchte. Man hatte nie eine ſolche Auffaſſung der Agathe geſehen, nie war dieſe poetiſche Schöpfung ſo rein und hinreißend vor dem Publikum in K. in's Leben getreten; mit glühendem Enthuſiasmus wurde die neue Erſcheinung aufgenommen und mit Anerkennung überhäuft. Charlotte war, nachdem der Aufſchwung ihrer fieberhaften Aufregung vorüber war, wie vernichtet. Sie fühlte ſich wie zu Stein erſtarrt, eine eiſige Kälte kroch langſam über ihr ganzes Weſen; mit fliegender Haſt entzog ſie ſich den Lobeserhebungen der ſie umdrängenden Kunſtenthuſiaſten, eilte zurück in ihre kleine Wohnung, und begrub unter brennenden Thränen ihr bleiches Geſicht in den Kiſſen.

In den Anlagen, die ein freundlicher Sinn um das herrliche Heidelberger Schloß her hat entſtehen laſſen, ſaßen an einem ſchönen Herbſtabende zwei junge Männer. Der Reiz dieſes unvergleichlichen Aufenthaltes, die Ueberfülle von Poeſie in jedem Zuge des Schloſſes ſelbſt und der Landſchaft um ſie her ſchien auch auf ſie ihren mächtigen Zauber zu üben; ſchweigend ſaßen ſie beiſammen, verſunken in die volle Schönheit der Gegenwart und den ganzen Reichthum der Erinnerungen, die an der Stätte haften, auf der ſie weilten. Die Sonne war eben im Untergehen begriffen, der Himmel goldig und glänzend, wie eine Chriſtbeſcheerung; eine leiſe, halb verſchleiernde Dämmerung lag auf dem lieblichen Neckarthale, wie ein Traum ſchimmerte weit von ferne her der Rhein; die letzten Strahlen der Sonne ſpielten um die grandioſen Reſte des herrlichen Schloſſes, und tauchten es halb in Goldfarbe, halb in tiefe Roſengluth. Alles war Ruhe und Schweigen rings umher, jene Beiden die einzigen Geſtalten, die dieſe Feier der Natur hier belauſchten, aber nicht auf Beider Antlitz war der Wiederſchein des umher waltenden Friedens zu finden. Der eine dieſer jungen Männer trug zwar in ſeinen feſten, charaktervollen Zügen das Gepräge einer tiefen Ruhe und Sicherheit; er war groß und kräftig gebaut, von der Sonne gebräunt, hatte unregelmäßige, aber ernſte und männliche Züge voll Geiſt und Ausdruck, und einen Blick in den großen, dunkeln Augen, der Achtung und Vertrauen erweckte. Der Andere war blond und ſchön, ſein Wuchs ſchlank und geſchmeidig, ſeine Züge regelmäßig und einnehmend. Doch lag heute auf dieſem urſprünglich ſanften Geſichte ein klares Gepräge lebhafter Unruhe und Spannung, und ſeine ſchönen blauen Augen glänzten in fieberhafter Anfregung.

Wir finden in ihm Graf Egloff wieder. Er war auf der Heimkehr zu ſeiner Familie begriffen, nur noch wenige Stunden lagen zwiſchen ſeinem Eintritt in den heimathlichen Kreiß, und, der Entſcheidung ſo nahe gerückt, thürmten ſich tauſend Schwierigkeiten und Zweifel über das Schickſal ſeiner Liebe vor ihm auf. Endlich, nach langem Schweigen, erhob er ſich raſch, indem er zu ſeinem Begleiter ſagte: In Gottes Namen denn, laſſ' uns gehen, der Abend kömmt herein!

Nach einer kurzen Tour ſtromaufwärts langten die beiden Gefährten bei dem Landſitze an, den Egloff's Familie ſtets einen Theil der ſchönen Jahreszeit hindurch zu bewohnen pflegte. Es war dieß das ehemalige Stift Neuburg, das, auf einer anmuthigen Anhöhe gelegen, mit ſeinen von Reben umzogenen Wohngebäuden, der alterthümlichen Kirche, und den freundlich mit rothen Ziegeldächern bedeckten Wirthſchaftsgebäuden, mit der tiefer liegenden Stiftsmühle und der hohen Pappelreihe, ein reizendes Bild gewährt.

Still führte Egloff ſeinen Begleiter durch die ſchönen Anlagen, die dieſen freundlichen Wohnſitz umgaben, nach dem Haupgebäude, und als ſie es erreicht hatten, hielt er durch einen leiſen Druck auf deſſen Arm ſeinen Schritt vor einem großen Fenſter an, durch das man einen geräumigen, hell erleuchteten Salon bequem überſehen konnte. Das Bild, was ſich ihnen hier darbot, war das eines gemüthlichen Familienkreiſes. Um einen elegant ſervirten Theetiſch, der von einer großen Lampe hell erleuchtet wurde, ſaßen vier Perſonen von ganz verſchiedenem Alter und Aeußern. In einem hohen, bequemen Fauteuil lehnte, ein Buch in der Hand, Egloff's Vater, ein kräftiger, großer Mann in den Fünfzigern, mit einem klaren, markirten Geſichte, in dem ein beſonderer Ausdruck von Klugheit und Ueberlegung vorwaltete. Neben ihm ſaß ſeine einige Jahre jüngere Schweſter, die verwittwete Baronin Wolfſtein, die, kinderlos, nach dem Tode der Gräfin Egloff es übernommen hatte, ihrem Bruder in ſeinem Hauſe die Behaglichkeit zu erhalten, die nur eine Frau dem innern Leben zu verleihen vermag. Sie war eine vornehme Dame im vollen Sinne des Wortes; ſehr artig, ſehr liebenswürdig, immer gleichmäßig in ihrer äußern, durchaus eleganten Erſcheinung, aber kalt und im höchſten Grade abweiſend, wo die liberalen Begriffe der neueren Zeit, die die Standesunterſchiede ſo häufig lockerten, ſie auch nur von ferne zu berühren drohten.

Digitized by Google

Ein junges, anmuthiges Paar ſchloß ſich dieſem älteren an. Dieß war der um zwei Jahre jüngere Bruder Max von Egloffs, der ſich vor kurzem mit der reichen jungen Gräſin Hirſchberg verheirathet hatte, und jetzt mit der jungen reizenden Frau bei den Seinigen zum Beſuche war. — Dieſe Erläuterungen gab Max ſeinem Freunde mit leiſer Stimme, unterbrach ſich aber plötzlich mit dem Rufe: „Aber wer mag denn dieß ſeyn?"

Die Erſcheinung, die ihm dieſen Ausruf entlockte, kam eben zur Thüre des Saales hereingeſchlüpft, faſt möchte man ſagen geflogen, ſo leicht und tanzend war der Schritt dieſes jungen Geſchöpfes, das, heiter und glänzend wie ein Sonnenſtrahl, ſeine Freudigkeit dem ganzen kleinen Kreiſe mitzutheilen ſchien, denn Aller Augen wandten ſich ihr mit dem freundlichſten Lächeln zu. Es war ein junges Mädchen von höchſtens ſechzehn Jahren, klein und zierlich, mit einem blonden, roſigen, unendlich reizenden Köpfchen; ihr glühendes, kindliches Geſicht ſtrahlte vor Vergnügen, und zeigte die lieblichſten Grübchen. Sie hielt einen Blumenſtrauß in der Hand, ſo groß, daß die kleinen roſigen Finger ihn kaum faſſen konnten, und vertheilte ihn unter Liebkoſungen und Neckereien, während ſie ſelbſt wie ein niedliches Spielzeug von Hand zu Hand ging, und ſich endlich mit einem komiſchen Seufzer in einen Seſſel warf, der dem Fenſter ganz nahe ſtand, vor dem die Freunde lauſchten. Dieſe hatten ſich, ohne es zu bemerken, ſo weit vorwärts gewagt, daß der erſte Blick des kleinen Schmetterlings nach dem Fenſter ihr die dunklen Geſtalten verrieth; mit einem hellen Schrei fuhr ſie auf, und verkroch ſich hinter den Stuhl der jungen Frau. Unſere beiden Lauſcher ſäumten nun nicht länger, ihre Erſcheinung im Salon ſelbſt zu machen; mit Jubel wurde der lange abweſende Sohn begrüßt, und ſein Begleiter, den er als einen Herrn von Löben, chargé d'affaire für die Geſandtſchaft nach K., vorſtellte, mit herzlicher Freundlichkeit aufgenommen. Er ſelbſt wurde mit der ihm perſönlich noch unbekannten jungen Frau ſeines Bruders, und mit der kleinen blonden Fee bekannt gemacht, die ihm als die jüngere Schweſter ſeiner Schwägerin vorgeſtellt wurde. Heiter und belebt war das Geſpräch, das den Reſt des Abends ausfüllte, und mit ſtillem Vergnügen bemerkte der alte Graf den Gewinn an Lebenserfahrung und freierer Tournure, den der lange Aufenthalt in fremden Ländern ſeinem Sohne gegeben hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Congreß der kurheſſiſchen Wahlcomites.

Das waren 57 Männer aus faſt allen Theilen Kurheſſens, die am 26. Auguſt zu Hersfeld getagt und mit allen Waffen des Geiſtes ehrlich und ritterlich gefochten haben. In einem heißen Kampfe haben ſich die Freunde des Volkes bewähren müſſen, denn es galt, Stand zu halten gegen die mancherlei Angriffe, die ihnen von Anderen kunſt- und kampfgerecht geboten wurden; von Anderen, die unter der trügeriſchen Larve der Volksfreundſchaft büreaukratiſche und ariſtokratiſche Gelüſte verbergen, oder mit der Redensart: „Ihr habt zwar vollkommen recht, aber es iſt jetzt noch nicht Zeit!" dem Volke immer noch vorenthalten wollen, was es kraft ſeiner Mündigkeit ſchon längſt in Anſpruch nehmen durfte. Gleich beim Beginne der Sitzung hatte man ſich in zwei Theile geſchieden, von denen die Rechte (wie ſich bei den Präſidentenwahlen zeigte) der Linken um wenige Köpfe überlegen war und ſich die Aufgabe geſtellt zu haben ſchien, unter dem Vorwande der alleinigen praktiſchen Ausführbarkeit dem harrenden Volke ſo wenig als möglich zu verſprechen, und den Verſuch machte, die deutſche Einheit auch von dieſen, zu ganz anderen Zwecken verſammelten Deputirten dekretiren zu laſſen. Mit aller Entſchiedenheit trat dieſen Beſtrebungen die linke Seite entgegen, griff als erſte und hauptſächlichſte Aufgabe dieſes Congreſſes die Beſprechung des im Volke ſo ſehnlich erwarteten Wahlgeſetzes auf und ſtellte ganz im Sinne der vielen tauſend Unterſchriften, welche zu dieſem Zwecke dem Miniſterium überreicht worden ſind, den beſtimmten Antrag: „von jedem Abgeordneten zum Landtage die Erklärung zu verlangen, daß derſelbe unbedingt hinwirken wolle auf die Durchſetzung eines volksthümlichen Wahlgeſetzes, welches jedem volljährigen unbeſcholtenen Staatsbürger ohne Standesvorrechte, ohne Trennung von Stadt und Land und ohne Cenſus (Vermögensunterſchiede) die direkte Wahl und die Wählbarkeit gewähre, und daß derſelbe nach Durchſetzung eines ſolchen Geſetzes die ſofortige Auflöſung des Landtags und die Einberufung eines neuen auf der Grundlage des neuen Wahlgeſetzes verlangen wolle." — Von der Rechten traten gegen dieſen Antrag als Redner auf die Herren Pfeiffer aus Felsberg, Klauhold und Hahndorf aus Kaſſel, Kulenkamp aus Allendorf, Thon aus Malsfeld und v. Sybel aus Marburg. Sie bekämpften einzelne Punkte des proponirten Wahlgeſetzes und ſtrebten hauptſächlich dahin, dieſelben im Programme dieſer Verſammlung als offenſtehende Fragen unberückſichtigt zu laſſen, angeblich um der geſetzgebenden Behörde in keinerlei Weiſe vorzugreifen. Manches Gediegene wurde von dieſen Rednern vorgebracht, auch manches Bravo von der Gallerie erbeutet. Doch wird ſich nicht läugnen laſſen, daß ſich faſt durch jeden Vortrag dieſer Herren eine gewiſſe Lauheit und Unentſchiedenheit hinzog, was gegen das Feuer der Linken auf das Fühlbarſte abſtechen mußte. Namentlich waren es Kellner aus Kaſſel und Bayrhoffer aus Marburg, die gerade die beiden Letzteren unter den angeführten Wortführern der Rechten glänzend aus dem Felde ſchlugen. Außerdem fochten für den Antrag der Linken Theobald und Rauh aus Hanau, H. Fick aus Marburg, Pfaff aus Fulda. Auch der Unterzeichnete hatte die Ehre, für denſelben Antrag in die Schranken zu treten. Den Beifall, den wir beim Publikum ärnteten, will die „Neue Heſſiſche Zeitung" beliebten Schlagwörtern zuſchreiben. Ein unparteiiſcher Richter wird uns zugeben müſſen, daß wir ruhig und beſonnen mit dem Gewicht unſerer Gründe fochten. Nach mehrſtündiger Debatte wurde der Antrag zur Abſtimmung gebracht und fiel in ſeiner Geſammtheit mit 29 gegen 28 Stimmen durch. Zwar ergab ſich entſchiedene Majorität für jeden einzelnen Punkt des in unſerem Antrage enthaltenen Wahlgeſetzes, ſoweit die Abſtimmung fortgeſetzt wurde; aber es galt hier einen Geſetzvorſchlag in ſeiner Geſammtheit zu empfehlen, und weil ſich hierfür keine Majorität erzielen ließ, ſah ſich die ganze linke Seite zum Austritt gezwungen. Diejenigen, welche für den Antrag geſtimmt haben, ſind: Luckhard und Dreydorf aus Ziegenhain, Häring, Fick, Bayrhoffer, Eichelberg, Trabert und Falck aus Marburg, Schmidtmann aus Frankenberg, Müller und Pfaff aus Fulda, Büttner und Huneck aus Hünfeld, Blomeyer aus Frankenhauſen, Theobald, Schärttner und Rauh aus Hanau, Peters aus Wächtersbach, Kircher aus Soden, Altmanſpergee aus Windecken, Kellner und Herbold aus Kaſſel, Volkmar und Friedrich aus Homberg, Freund, Jordan und Adams aus Raboldshauſen, Berlit aus Hersfeld. Unter Denen, welche dagegen ſtimmten, befanden ſich die Landtagsabgeordneten Vietor, Eunkel und Thon; außer dieſen zum großen Erſtaunen der Hersfelder die Herren Bätza, Röſing, Wiskemann und Braun, welche, dem Vernehmen nach, die ganz im Sinne der Linken abgefaßte Petition bereits unterzeichnet hatten und jetzt anders zu ſtimmen beliebten. Das moraliſche Gewicht der Linken hat man in mehreren Zeitungsartikeln dadurch zu ſchwächen geſucht, daß man auf die „allzuſtarke" Vertretung aus Marburg aufmerkſam machte, ohne dabei zu bedenken, daß auf

Digitized by Google

Seiten der Rechten allein aus Hersfeld ſechs und aus dem Städtchen Neukirchen fünf Abgeordnete gegen uns geſtimmt haben.

Nachdem die Linke ausgeſchieden war und das Marburger Wahlgeſetz-Comite zum Central-Comite erwählt hatte, ſetzte die Rechte am folgenden Tage, nur noch 22 Mitglieder zählend, ihre Berathungen in geheimer Sitzung fort, conſtituirte ſich als Wahlcomite, beſchloß ein Programm, in welchem die wichtigſten Beſtimmungen unſeres neuen Wahlgeſetzes mit Stillſchweigen übergangen ſind, und ſtellte eine Reihe von Kandidaten für den nächſten Landtag auf, worin ſich merkwürdiger Weiſe Männer befinden, von denen mit Sicherheit zu erwarten ſteht, wie Peliſſier in Hanau ſchon bewieſen hat, daß ſie ganz im Sinne der Linken handeln werden. Unter den 22, welche dies Programm beſchloſſen haben, befindet ſich auch Herr Grün aus Kaſſel, den wir während der Berathung ganz behaglich ein Whiſtſpiel machen ſahen. Auch Herrn Klauhold ſahen wir zu derſelben Zeit ſpazieren gehen, wahrſcheinlich während ſeine eigne Kandidatur zum Landtage berathen wurde, was nur eine ſehr überflüſſige Aufgabe geweſen iſt; hatte er ſich doch ſelber ſchon einen „praktiſchen Staatsmann“ genannt, und ihm ſelber hätte man doch wohl glauben ſollen. — Ein anderes Programm im Auftrage der ausgetretenen Linken haben Theobald, Bayrhoffer und Berlit erlaſſen.

So verlief der Congreß der heſſiſchen Wahlcomites. Möge er der Anfang eines ſegensreichen Wirkens ſeyn!

Schließlich ſey nur noch der überſchwenglichen Gaſtfreundſchaft erwähnt, mit der uns die wackeren Hersfelder allenthalben entgegen kamen, und wenn ich hier von den reichlichen Spenden aus Küche und Keller erzählen dürfte, ich hätte einen Bericht zu machen, der den Heckſcherſchen noch übertreffen ſollte.

A. Trabert.

Badiſcher Schulverein.

□ (Freiburg im Großherzogthum Baden, 5. September.) Die zweite Verſammlung der badiſchen Lehrer und Schulfreunde wird Donnerſtag den 28. September hier ſtatt finden, und nach den bis jetzt eingegangenen Nachrichten auch zahlreich beſucht werden, was um ſo erfreulicher iſt, als dieſe Vereinigung der erſte Schritt zu inniger Verbindung des geſammten Lehrerſtandes iſt. Die Mitglieder des Vereines theilen ſich nach der natürlichen organiſchen Gliederung des Schulweſens in 3 Abtheilungen, nach den Volksſchulen und Schullehrer-Seminarien; nach den Gewerb- und höhern Bürgerſchulen und der polytechniſchen Schule; nach den Pädagogien, Gymnaſien und Lyceen. Dieſe Abtheilungen, die ſich in 3 verſchiedenen Localen verſammeln, beginnen ihre Berathungen Morgens um 7 Uhr (weßhalb es wünſchenswerth iſt, daß die auswärtigen Theilnehmer ſich ſchon Abends vorher einfinden) und ſetzen dieſelben nach Bedürfniß bis 11 Uhr Vormittags fort. Um 12 Uhr treten alle Abtheilungen zu einer gemeinſchaftlichen Berathung als Generalverſammlung in der Univerſitäts-Aula zuſammen. In dieſer Verſammlung ſoll in der Regel kein Vortrag abgeleſen werden, und keiner länger als 20 Minuten dauern. — Um 3 Uhr vereinigt man ſich zu einem gemeinſchaftlichen Mittagsmahl, und der Abend iſt dem freien, perſönlichen Verkehr gewidmet. — Zweck des Vereines iſt nach §. 1 und 2 der Statuten: „der badiſche Schulverein iſt ein Verein zur Förderung des badiſchen Schulweſens nach Innen und nach Außen. „Der Verein erſtrebt nach Innen eine einheitlich organiſche Entwickelung des geſammten badiſchen Schulweſens und eine unausgeſetzte wiſſenſchaftliche und praktiſche Fortbildung des badiſchen Lehrerſtandes; — nach Außen: eine würdige Vertretung „der Schule wie der Lehrer.“

Mannichfaltigkeiten.

Man erzählt ſich eine Anekdote von der patriarchaliſchen Einfachheit der Frau Reichsverweſerin. Sie ſoll ſich zwei Mägde ſelbſt gedungen und ihnen geſagt haben, ſie bekämen jede 30 Gulden Lohn und eine „neue Joppe“, ein neues Hemd und ein paar Strümpfe und Schuhe; vermuthlich die Sitte von Steyermark. (Augsb. Abdz.)

Unter den in Frankfurt einlaufenden Petitionen kommen zuweilen recht drollige vor: wie: Petition des Zacharias Schmeerbauch, um Amneſtie der Gebrüder Michel und Andreas Schmeerbauch. — Petition und Aufforderung aller Deutſchen zu Eroberung der Halbinſel Yucatan. — Petition des Gärtners Bachmann um Unterſtützung zu ſeiner Reiſe nach Amerika. — Petition des Rabiners Moſes zu Schwerte, um Amneſtie für ſeine Tochter Fanny. — Petition des Kaminfegers Friedrich Chriſtmann zu Frankenthal um eine Kaminfegerſtelle u. ſ. w. (Weſerz.)

(Karlsruhe, 31. Aug. — Schw. M.) Auch unſer hieſiges Hoftheater hat, wie ich heute vernehme, ein harter Schlag betroffen: die Gehalte wurden um 25 pCt. vermindert. — Unſere Stadt iſt erzürnt über eine Katzenmuſik, die am Geburtstage unſeres Großherzogs in der Stadt Lahr während des Gottesdienſtes bei der Kirche gebracht worden ſeyn ſoll.

Wir freuen uns auf die neue Karrikatur des Abgeordneten Eiſenmann (ſagt der Stuttgarter Beobachter): „Jetzt ſeh' ich die Reaktion.“

Auch zwiſchen Kurheſſen und Darmſtadt ſollen Vereinigungen und Erſparniſſe herbeigeführt werden. Mit den verſchiedenen Lehranſtalten, den Schullehrerſeminarien, den Forſtanſtalten, höheren Realſchulen, und vor Allem den Univerſitäten Gießen und Marburg wird angefangen werden. (Dorfz.)

Aus Coburg wird verſichert, daß man den Abgeordneten Briegleb, als er auf Urlaub nach Hauſe kam, in einer Volksverſammlung hätte ſcharf befragen wollen, warum er und das Parlament das und das unterlaſſen hätten. Schnell aber hätte er den Spieß umgekehrt und geſagt: Lieben Coburger, als ich euch verließ, habt Ihr von der Regierung ein Ablöſungs-Geſetz, eine Gemeinde- und Bürgerwehr-Ordnung u. ſ. w., u. ſ. w. verlangt. Wie ſtehts damit? Die Coburger ſchlugen an ihre Bruſt und wollten vom Interpelliren nichts mehr wiſſen. (Dorfz.)

Seit längerer Zeit findet ſich in der „Allg. Ober-Ztg.“ täglich folgendes Inſerat: „Motto: Ein Staat, will er recht frei ſeyn, muß nach meiner Meinung ein möglichſt großes Polizei-Perſonal haben. Kühlwetter. Hr. Kühlwetter iſt noch immer preußiſcher Miniſter.“ — In ihrer letzten Nummer findet ſich aber nun ein Nachtrag, da ein Landmann einen Geldbetrag eingeſchickt hat mit dem Bemerken, ſo lange daſſelbe ausreiche, dafür jedesmal hinter obige Worte noch die folgenden zu ſetzen: „Denn Herr Kühlwetter hat Recht.“

Digitized by Google

Literatur.

Die neue Volksſchule.

Unter dieſem Titel iſt ſo eben ein intereſſantes Schriftchen erſchienen von C. F. Lauckhard (Darmſtadt bei Leske). Bisher war die Schule von der Kirche, die Kirche vom Staate und der Staat durch ſeine eigene Macht gefeſſelt; kein Gebiet des Lebens konnte ſich dem göttlichen Geſetze der Freiheit gemäß entwickeln; deſto ſtärker iſt nun aber der Jahrhunderte lang gehemmte Entwickelungsdrang. Daß auch die Schule einer Reform bedürfe, iſt anerkannt. Die bisher laut gewordenen Wünſche und Beſtrebungen der Volkslehrer waren indeß meiſt auf die Verbeſſerung ihrer eigenen geſellſchaftlichen Stellung gerichtet. Genannte kleine Schrift beſchäftigt ſich mit der innern und äußern Reform der Schule ſelbſt. Die äußere Organiſation des Volkslehrweſens, die Bildung der Lehrer, der Lehrplan, die Methode gewinnen in der Darſtellung des Verfaſſers eine neue zeitgemäße Geſtalt. Von einer ſolchen Schule kann man erwarten, daß ſie mehr ſeyn werde, als die bisherige; nicht nur eine Lernanſtalt verſchiedener Dinge, ſondern eine Bildungsſtätte für Kopf und Herz der künftigen Staatsbürger. Man erkennt in dem Verfaſſer einen Mann von freiem, unbefangenem Geiſte, von gründlicher Bildung, einen Lehrer mit Leib und Seele, der wohl berufen iſt, ein Wort mitzureden in der wichtigen Angelegenheit, die er beſpricht. Unſere Parlamente können der Freiheit Formen und Geſetze geben, die Schule muß ihr die Seele ſchaffen: Humanität, ohne welche die Freiheit der Völker ein nutzloſes, ja gefährliches Element ſeyn würde. Ein humanes Volk iſt auch ein freies Volk, denn die äußeren Formen wachſen mit dem Geiſte, oder der Geiſt ſprengt die Form, wenn ſie ihm zu enge geworden. Humanität aber, nur in der Schule wird ſie gepflegt.

Korreſpondenz.

Oppenheim am Rhein, 30. Auguſt.

Heute feierte in hieſiger St. Katharinenkirche eine Anzahl von einigen Hunderten aus verſchiedenen Gemeinden herbeigekommenen Pietiſten, Muckern und andern in dieſelbe Kategorie gehörenden gläubigen Seelen das erſte Miſſionsfeſt der Provinz Rheinheſſen. Dieſes Feſt ſollte in dem benachbarten Nierſtein abgehalten werden; da aber die dortige Bevölkerung ſich einem ſolchen Treiben hartnäckig widerſetzte, trotzdem, daß der dortige Pfarrer Kaiſer und Bürgermeiſter Sandmann, welche ſich auch zu dem Pietismus hinneigen, die Kirche zur Verfügung geſtellt hatten, ſo wurde dennoch das Feſt hier abgehalten. Man iſt hierorts viel zu tolerant, als daß man einer chriſtlichen Secte den Gebrauch der Kirche zur Abhaltung dieſes mit Gottesdienſt verbundenen Feſtes nicht hätte übergeben ſollen, da man ſich ja auch nach dem 6. März von Seiten der proteſtantiſchen Gemeinde verpflichtet hielt, den Deutſchkatholiken den Mitgebrauch des Gotteshauſes zu geſtatten. Warum ſollte man dies hier nicht auch? Zur Ehre Oppenheims ſey dies geſagt. Befremdend mußte es aber ſeyn, daß der hieſige Pfarrer Hüffell, der ſich bei der Einräumung der Kirche für die Deutſchkatholiken ſehr hartnäckig zeigte, ohne alle und jede Anfrage bei dem Kirchenvorſtande den Gebrauch der Kirche zu genanntem Feſte geſtattete. — Um 10 Uhr begann die Feier und Hr Hüffell, zeitlicher Pfarrvicar zu Dexheim, Sohn des hieſigen Pfarrers, eröffnete dieſelbe durch ein in ächt pietiſtiſchem Sinne abgehaltenes Gebet und begrüßte im Namen Jeſu die zur Secte gehörenden gläubigen Seelen. Nach ihm betrat Hr. Anthes, Pfarrvicar von Albig, die Kanzel. Nachdem er erklärt hatte, „daß nicht Freiheitsſchwindel, der die irdiſchen und himmliſchen Majeſtäten verläugne“, nicht die Eröffnung der verſtopften Erwerbsquellen, nicht die Wiederherſtellung des gelähmten Handels und Verkehrs, nicht die Berathung des Wohles der Geſammtheit, des Staates, ſie zuſammengeführt habe, machte er den Zweck der Verſammlung bekannt, der in der Gründung einer „Miſſionsanſtalt“ und Erlangung der ewigen Seligkeit unter Nichachtung irdiſcher Verhältniſſe beſtehe. Er machte auf die Gebräuche der in Finſterniß lebenden Neuholländer und Chineſen, ſowie überhaupt der Juden und Heiden aufmerkſam und erzählte unter Anderm mit großer geographiſcher Genauigkeit, daß die männlichen Bewohner von China ihre neugebornen Mägdlein, aus Haß gegen das weibliche Geſchlecht, in ihren heiligen Fluß Ganges würfen und ſie darin ertränkten, und wies aus dieſem Facta die Wichtigkeit der Gründung einer Miſſionsanſtalt nach. Ihm folgte Hr. Dr. Martin Luther, vormalen Schiffsprediger zu Rotterdam, der in einem eigenthümlichen Pathos über die Arche Noah's ſprach und wies mit einer außerordentlichen Alterthumskenntniß nach, wie groß und in welcher Form das an der Arche befindliche Fenſter geweſen, und daß die Fugen des Rettungsſchiffes aus einer Compoſition von Pech und andern Stoffen waſſerdicht gemacht worden ſey. In Anwendung auf das in unſerer, durch Freiheitsideen verdorbenen Zeit zu erbauende Rettungsſchiff, deſſen Thür, Fenſter und Fugen Jeſus Chriſtus ſey, ſchloß er ſeine Rede. Nach ihm trat Hr. Pfarrer Hut von Seeheim auf, der die frommen Seelen mit dem Wirken einzelner Miſſionäre, beſonders der von Benares, unterhielt. Einen höchſt ſonderbaren Eindruck machte es auf die anweſenden ungläubigen Seelen, als er nach Verleſung des Wirkens einiger Miſſionäre in Neuholland in höchſtem Enthuſiasmus unter Vorzeigung einer Abbildung die Worte ausſprach: „Geliebte in Chriſto! hier iſt zu ſehen das Bild eines Neuholländers.“ Nachdem er bedauert hatte, daß die Kürze der Zeit ihm länger zu reden nicht erlaube, machte er bekannt, daß die Fortſetzung durch Hrn. Vicar Henrici aus Großlinden folgen werde — Die gläubigen Seelen begaben ſich, als Hr. Pfarrer Uhrig von Neuyſenburg noch ein Gebet geſprochen und den Segen des Himmels zur Bekehrung der Menſchen „in dieſer ſündhaften Zeit“ erfleht hatte, nach Nierſtein, wo zwiſchen Eſſen und Trinken geiſtliche Lieder abwechſelnd geſungen wurden. Den Schluß der Feier in Oppenheim machte eine um 8 Uhr des Abends dem Hrn. Pfarrer Hüffell, deſſen Sohn und dem Hrn. Anthes gebrachte Katzenmuſik, woran die Notabeln der Stadt insgeſammt thätigen Antheil nahmen. Die Möglichkeit, länger hier zu bleiben, iſt dem Hrn. Hüffell abgeſchnitten, und ſo wie man allgemein vernimmt, wird die hieſige proteſtantiſche Gemeinde, nach dem Beiſpiele der Bewohner von Kirchbrombach, ſich dieſer Tage noch als freie deutſche Gemeinde conſtituiren, welcher ſich die hieſigen Deutſchkatholiken und freien Israeliten anſchließen werden.

Remlingen, in Franken, 2. Sept.

Wie unduldſam man noch bei uns von Seite des katholiſchen Clerus gegen Andersdenkende verfährt, zeigt nachſtehende verbürgte Thatſache: Die kürzlich verſtorbene Frau eines proteſtantiſchen Pächters im nahen katholiſchen Orte Urſpringen hatte vor ihrem Ende das Begräbniß im dortigen Gottesacker gewünſcht. Der Ortspfarrer gab zwar auf Anfrage ſeine Einwilligung hierzu, verweigerte aber im Voraus dabei das Glockengeläute, obgleich die Mitglieder der kath. Kirchengemeinde, bei der die Familie des Pächters allenthalben geſchätzt wird, dem gehäſſigen Verfahren des lichtſcheuen Jüngers Petri entſchieden opponirten. Da die Angehörigen der Verſtorbenen ihrem Todten ein anſtändiges Begräbniß geben laſſen wollten, ſo zogen ſie vor, demſelben lieber in einem entfernten proteſtantiſchen Orte eine Ruheſtätte anzuweiſen, als ſolchen im heimathlichen Gottesacker — gleich einem Ketzer — ins Grab zu legen. Urtheile, lieber Leſer, ob bei ſolchen gehäſſigen, das Gefühl tief verletzenden Beſtrebungen des Pfaffenthums noch die Rede ſeyn kann von deutſcher Einheit und Bruderliebe!

Mainwaſſer-Wärme: Am 7. Sept., Morgens 8 Uhr: 16 Grade.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 7. Sept. Das Nachtlager in Granada, romantiſche Oper in 2 Abth. von Friedr. Kind, Muſik von Conradin Kreutzer. (Gaſtrolle) Jäger: Hr. Piſchek, königl. würtemb. Kammerſänger.

Freitag, 8. Sept. Der Pfarrherr, Original-Schauſpiel in 5 Abth. von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 245. Freitag, den 8. September 1848.

Schleswig-Holſtein.

(September 1848)

Iſt ſie wahr, die bange Kunde,
Die durch alle Gauen fliegt? —
Traurig tönt's von jedem Munde:
„Wir, die Sieger, ſind beſiegt!
Aus iſt unſer kühnes Thun —
Und die Waffen ſollen ruh'n?!“

Steckt ſie denn in ihre Scheiden
All' die Siegerdegen ein;
Trauerflor mag ſie umkleiden,
Roſt verdecken ihren Schein!
Hat der Deutſche auch geſiegt —
Schleswig-Holſtein unterliegt! — ??

„Theures Land, du Doppel-Eiche“,
Herbſt verweht dein junges Grün,
Du erliegſt des Dänen Streiche:
Unſer Sehen macht ihn kühn!
Höhnend ſchauet er uns nach,
Uns, ſo reich an Sieg und — Schmach!

Gläubig ſchauten wir nach Süden,
Nach dem neuerſtandnen Reich,
Hunderttauſend Herzen glühten
Dir, Johann von Oeſterreich! —
Schleswig zuckt in Todesſchmerz:
Prinz Johann, haſt Du ein Herz?

O der trauervollen Frage!
Spricht es nicht, das kalte: Nein!
Hin ſind unſ're Maientage,
Hin mit ihrem goldnen Schein!
Manches Blatt verblich und fiel:
Herbſteslüfte wehen kühl!

Doch ein Hoffen ſoll uns bleiben,
Ja, ein Hoffen, ſtark und kühn:
„Nach dem kurzen Winter treiben
Alle Bäume friſches Grün;
Völkerfrühling, der entſchwand,
Grüßt dann neu das deutſche Land.“

Bis zu dieſen goldnen Tagen,
Schleswig-Holſtein, zage nicht!
Laß' das Bangen, laß' das Klagen,
Tröſte dich: Bald wird es Licht!
Und der Hoffnung Winterſaat
Wird im Völkermai zur That!

K. S.

Charlotte.

Erzählung von A. Reich.

(Fortſetzung.)

Am andern Morgen, während eines langen, traulichen Geſpräches mit ſeinem Vater ſuchte Max den Eingang zu der Mittheilung zu finden, die ihm ſo dringend auf dem Herzen lag; er fand es aber dieſem kühlen, beſonnenen Manne gegenüber ſchwerer, als er es ſich gedacht hatte, und ſogar für den Augenblick unausführbar, als ſein Vater ſeine erſte leiſe Andeutung darauf hin auf eine Weiſe ergriff, die für ihn die unvortheilhafteſte war. Er ſprach den lebhaften Wunſch aus, ihn bald, wie ſeinen Bruder, glücklich verheirathet zu ſehen.

„Wähle wo Du willſt,“ ſchloß er, „nur wähle Deines Namens und Deiner Familie würdig. Ich würde es nie vergeben können, wenn einer meiner Söhne ſich auch von der jetzt ſo häufigen Gleichgültigkeit gegen die Geſetze unſeres Standes ergreifen ließe, es vergeſſen wollte, daß die Ehre, einem alten, edlen Geſchlechte anzugehören, auch die Verpflichtung auferlegt, ihm nur gleichmäßige Zweige einzupflanzen.“

Max verſuchte eine Hindeutung auf das Recht des Herzens, auf den Adel der Geſinnungen, auf alles Das, was in ſeinen Augen die Unterſchiede des Standes ſo vollgültig aufhob, aber dieſe Aeußerungen begegneten nur einem prüfenden, ernſten Blick ſeines Vaters, der raſch mit einer gleichgültigen Bemerkung das Geſpräch abbrach und ſich dem auf der Terraſſe verſammelten Kreiſe der Uebrigen anſchloß.

Dort herrſchte bereits ein fröhliches Treiben. Die beiden lieblichen Schweſtern, Bertha und Flora, waren im vollen Eifer damit beſchäftigt, mit Rudolph von Egloff und Herrn von Löben den Federball zu werfen, und das ſilberne, kindliche Gelächter Flora's, ihre liebliche kecke Grazie, die ſich bei dieſem Spiele ſo recht entfaltete, rief ſogar auf Maxen's düſteres Geſicht ein Lächeln. Als ſie bald darauf, des Spieles müde, den Ball wegwarf, und ihm das reizende, erhitzte Geſichtchen zuwandte, fand er ſelbſt ein ſcherzendes Wort, an das ſie mit einer halb kindiſchen, halb bewußten Koketterie ein Geſpräch anknüpfte, dem ihr anziehendes Weſen Reiz genug verlieh, um die auf ſeiner Stirne zurückgebliebenen Falten bald zu glätten.

Sinnend ſaß während dem ſein Vater neben der Baronin

Digitized by Google

Wolfſtein, die lächelnd den Blick auf Max geheftet hielt, und endlich, indem ſie ihre feine Hand leiſe auf den Arm ihres Bruders legte; ihm zuflüſterte:

„Max ſcheint unſere Wünſche wahr machen zu wollen, ſieh' nur, wie er ſo lebhaft mit Flora ſpricht.“

Schweigend ſchüttelte Graf Egloff den Kopf, und als ſeine Schweſter ihn fragend anſah, ſagte er langſam:

„Mir will ſcheinen, der Junge hat Thorheiten im Kopfe — er wollte mir eben eine Vertheidigung der Meſalliancen vortragen, und ich fürchte, dieſe Reflexionen ſind nur der Hintergrund eines Romans, den er, weiß Gott wo, zu ſpielen angefangen.“

„Und Du haſt ihn nicht ſogleich auf den richtigen Standpunkt zurückgeführt,“ fuhr die Baronin heftig auf, „haſt ihm nicht den Ernſt des Familienhauptes gezeigt?“

„Ruhig, ruhig,“ unterbrach ſie der Graf, „wenn meine Bemerkung gegründet war, ſo iſt Heftigkeit das übelſte Mittel, einen Verliebten zur Vernunft zurückzuführen, und Max am allerwenigſten. Er iſt kein Kind mehr, aber er müßte ſich ſehr verändert haben, ſeit er von uns entfernt iſt, wenn Widerſpruch nicht jenen Eigenſinn in ihm aufrufen würde, der unbeugſam iſt, weil er ſich mit dem Namen von Charakterſtärke ſchmeichelt. Quäle auch Du mir den Jungen nicht, überlaſſe dieſe Aufwallung dem Einfluſſe der Zeit, den alten Gewohnheiten, und unſerer ſchönen kleinen Zauberin, wer weiß, was ihre glänzenden Augen ausrichten!“

Am Abende deſſelben Tages ſuchte Max in größter Aufregung ſeinen Freund Löben auf, und zog ihn tief mit ſich in den Park. Er hatte eben Charlottens Abſchiedsbrief erhalten, und von dieſen ſo liebewarmen, ſo edlen, ſo ſchmerzerfüllten Worten erwachte alle Gluth ſeiner Liebe für ſie neu und mächtig, alle Eindrücke, die ihr Bild ſeit der Trennung von ihr, wenn auch nur auf Augenblicke, verdrängt, alle ſtörenden Eindrücke, die ihm ſeit der Rückkehr nach Hauſe die Ausführbarkeit ſeiner Wünſche in einem ſchwankenden Lichte gezeigt hatten, verſchwanden vor dem Einen Gedanken — ſie zu verlieren. Mit glühenden, leidenſchaftlichen Worten ſtrömte er ſeine Gefühle gegen Löben aus; vor ihm, vor der Erregung ſeines Gemüthes, riß er ſelbſt jenes Hinderniß nieder, das er Charlotten als unbeſiegbar geſchildert — ihr Betreten der Bühne. Er wollte nichts, nichts auf der Welt für mächtig genug erkennen, um ihn von ihr loszuſagen; er wollte keinen Einfluß, keinen Willen, keine Macht gelten laſſen, als nur ſeine Liebe. Löben ließ ihn ſich ausſtürmen, hörte alle dieſe leidenſchaftlichen Ergießungen mit inniger Theilnahme und warmem Gefühl an, allein er war zu ſehr Maxens Freund, um ihn einer momentanen Beruhigung willen, Hoffnungen zuzugeſtehen, die er für täuſchend hielt. Mild und ruhig führte er ihn auf den Standpunkt ſeiner jetzigen Lage zurück, frug ihn ernſt, ob er wirklich die Feſtigkeit in ſich fühle, nicht nur jetzt in der Aufwallung all' ſeiner Empfindungen, ſondern auch in ruhigeren Stunden alle die ſchweren, peinlichen Kämpfe durchzuführen, die ſein Entſchluß, Charlotte nicht aufzugeben, nothwendig herbeiführen müſſe. Mit zarter Schonung erinnerte er ihn an das heutige Geſpräch mite ſeinem Vater, das er ſelbſt ihm mitgetheilt, an die Unruhe, die jene bis jetzt nur allgemeine Aeußerungen in ihm erzeugt hatten, erinnerte ihn an ſeine eigene früher ausgeſprochene Ueberzeugung, daß ſeine Familie eine Verbindung mit einer Bürgerlichen nur ſehr ſchwer, mit einer Schauſpielerin aber nie zugeben würde, und bewies ihm mit klarer, unumſtößlicher Gewißheit, daß ihm nur die Wahl bliebe, entweder Charlotte aufzugeben, oder auf Koſten all' der alten Liebe, aller kindlichen Gefühle dem Ruf ſeines Herzens zu folgen.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber den Waffenſtillſtand mit Dänemark.

Um den abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand mit Dänemark und deſſen Conſequenzen richtig und vom unparteiiſchen Standpunkte aus beurtheilen zu können, iſt vor Allem nöthig, ganz kurz auf die Hauptpunkte des ganzen Sachverhältniſſes hinzuweiſen.

Schleswig, welches in einer unauflöslichen Union mit Holſtein verbunden war, ſollte in neuerer Zeit von dem zum deutſchen Bunde gehörigen Holſtein losgeriſſen und als däniſche Provinz Dänemark effektiv einverleibt werden. Hiergegen erhob ſich der größere Theil der Bevölkerung Schleswigs und ſelbſt der deutſche Bund, welcher bekanntlich nue ſelten zur rechten Zeit und am rechten Orte Lebenszeichen von ſich gab, konnte nicht umhin, im Jahre 1846 die in Deutſchland ganz allgemein vorhandene Simpathie für Schleswig, welche eine große Aufregung hervorbrachte, inſofern zu theilen, als er öffentlich erklärte: er würde die Losreißung Schleswigs von Holſtein, einem deutſchen Staate, nicht dulden. Nichtsdeſtoweniger fuhr Dänemark in ſeinen Beſtrebungen fort; der deutſche Bund blieb beim Reden, die Schleswiger jedoch waren thätig, wählten unter Beſeitigung der däniſchen eine proviſoriſche Regierung, beſchickten das Vorparlament zu Frankfurt mit Deputirten, welche ſich im Namen ihrer Regierung für gänzliche Trennung von Dänemark und für Aufnahme in den deutſchen Staatenbund ausſprachen. Das Vorparlament entſprach dieſem Verlangen und nahm Schleswig als ſtaatsrechtlich und national-unzertrennlich mit Holſtein verbunden, in den deutſchen Staatenbund auf. Der inzwiſchen expirirte deutſche Bundestag nahm, nachdem Dänemark mit der Beſetzung und Unterwerfung Schleswigs ernſtliche Maßregeln ergriff, die ſchleswig'ſche Angelegenheit als eine ſolche des deutſchen Bundes in die Hand und ertheilte in ſeinem Namen Preußen den Auftrag, in gütlichem Wege oder mit Gewalt der deutſchen Waffen jene Angelegenheit in der Hauptſache dahin zu erledigen, daß ohne Beeinträchtigung des Königs von Dänemark in ſeiner Eigenſchaft als Herzog von Schleswig die Union Schleswigs mit Holſtein unverletzt aufrecht erhalten und deſſen Beziehung zum deutſchen Staatenbund anerkannt werde. Gütliche Unterhandlungen waren fruchtlos und ſo wurde zum Schwerte gegriffen. Der plötzliche Rückzug Wrangel's aus Jütland, obgleich die deutſchen Waffen überall ſiegreich waren, war der nächſte, wichtige Moment in dieſer Sache, in welcher die conſtituirende Nationalverſammlung Deutſchlands Mißtrauen in die Führung des Bundestages ſetzte und unter Uebernahme der von dem Vorparlamente ihr überlaſſenen ſchleswig-holſtein'ſchen Erbſchaft bekanntlich den Beſchluß faßte: daß die ſchleswig'ſche Angelegenheit die der deutſchen Nation, und daß bei einem Friedensabſchluſſe das Recht der Herzogthümer und die Ehre Deutſchland's zu wahren ſey. Die ins Leben getretene Centralgewalt, welche den Bundesleichnam beerdigte, nahm ſofort die ſchleswig'ſche Sache in die Hand und autoriſirte Preußen, welches einmal mit Löſung dieſer Streitfrage bevollmächtiget, zur ferneren Verhandlung, unter Verweiſung auf den Beſchluß der conſtituirenden Verſammlung, welcher als Grundlage einer jeden Unterhandlung zu dienen habe. Preußen hat nun einen Waffenſtillſtand definitiv für Deutſchland abgeſchloſſen. Die Hauptpunkte deſſelben finden ſich in 12 §§. in dem Journal vom 5. Sept. veröffentlicht. In Erwägung der angezogenen Verhältniſſe und des gegenwärtigen Standes der Dinge muß es ſelbſt dem ruhigſten und unparteiiſchſten Beobachter nicht leicht möglich ſeyn, jenem beiläufig bemerkt in 2 Artikeln der D.-P.-A.-Zeitung gebilligten Waffenſtillſtande ſeine Zuſtimmung zu geben. Man kann wohl behaupten, daß keine andere Nation ſich zu einer ſolchen Niederlage freiwillig verſtanden hätte. Es hat zwar wohl das Vorparlament ſich dadurch einer Uebereilung ſchuldig gemacht, daß es Schleswig ohne Weiteres

Digitized by Google

in den deutſchen Bund aufnahm, ohne die ſchlimmen Conſequenzen zu berechnen, welche Deutſchland daraus erwachſen müſſen; allein es findet auch dieſer Schritt ſeine Entſchuldigung darin, daß der deutſche Bund ſchon im Jahr 1846 zu Gunſten Schleswig's Lebenszeichen von ſich gab und weil ſchleswig'ſche Deputirte der proviſoriſchen Regierung für letztere darum nachſuchten. So viel ſtand damals ſchon feſt, daß Schleswig keinenfalls in das alte Verhältniß zu Dänemark zurücktreten werde und dürfe. Sicherlich wäre es beſſer geweſen, das Vorparlament wäre nicht ſo tief in dieſe Sache eingedrungen und hätte die Frage, gleich der poſen'ſchen, ganz ausgeſetzt. Dadurch würden die Bewohner Schleswigs vorſichtiger und die Kluft zwiſchen ihnen und Dänemark nicht gleich Anfangs ſo groß geworden ſeyn. Dem Bundestage ſowohl vor Beginn der Feindſeligkeiten, als auch der conſtituirenden Verſammlung vor Beſchlußfaſſung bei Gelegenheit des Wrangel'ſchen Rückzuges war es noch möglich, ohne ſich irgendwie Blöße zu geben, dieſe Angelegenheit friedlich zu löſen, wenn man eine frühere Uebereilung zu beklagen gehabt. Dies geſchah nicht; man ſanctionirte den Vorparlamentsbeſchluß mit Wort und That. Die Dänen wurden buchſtäblich aus Schleswig hinausgeworfen und darauf hin ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, wornach der Sieger beſiegt, einen Waffenſtillſtand, welchen der Gemäßigſte nur mit Entrüſtung leſen kann. Jetzt kann nicht mehr gefragt werden: ob Deutſchland in ſeinem vollen Recht iſt oder nicht? In allen Inſtanzen hat man ſich für das Recht entſchieden, mithin mußte conſequent gehandelt und nur ein ſolcher Waffenſtillſtand eingegangen werden, der der Vorläufer eines der geltend gemachten Anforderungen entſprechenden Friedens iſt. Selbſt die Gründe des Rechtes, welche Dänemark für ſich haben konnte, ſind durch die jüngſten Ereigniſſe gänzlich verändert und unhaltbar geworden. Der König von Dänemark hat dadurch, daß er mit Gewalt der Waffen gegen jedes Recht und Vertrag eine Provinz Dänemark einverleiben wollte, Schleswig gezwungen, ſich ebenfalls der Waffen zu bedienen. Er hat ſich ſeiner Rechte an Schleswig allerdings verluſtig gemacht, und es kann demnach auch von keinem Rechtsboden mehr die Rede ſeyn. Die proviſoriſche Regierung in Schleswig war deutſcher Seits anerkannt, und Lauenburg ſogar unter Sequeſter geſtellt, mithin der von Dänemark geltend gemachte Rechtsboden öffentlich verneint, und als Conſequenz deſſen folgt nun der angezogene Waffenſtillſtand, welcher, nach Art. 7, ein neues däniſches Regiment in Schleswig einführt unter Annullirung aller Handlungen der proviſoriſchen Regierung, und ſomit der Grund aller Zerwürfniſſe, die volksthümliche Regierung in Schleswig und eine Garantie gegen jede Trennung von Holſtein zu Gunſten Dänemarks, beſeitigt. Uns ſind nur die Hauptbedingungen jenes Waffenſtillſtandes bekannt; wer weiß, welche oneröſe geheime Nebenbeſtimmungen noch vorhanden, die ſicherlich ein würdiges Seitenſtück zu jenen ſind. Einſtimmig hat die conſtituirende Verſammlung und auch das Reichsminiſterium jenen Vertrag als einen nachtheiligen bezeichnet; er iſt ein ſchmählicher und nur eine übergroße Furcht und Feigheit kann ihn billigen; eine beiſpielloſe Dreiſtigkeit und Beſchränktheit iſt es aber, ihn im Allgemeinen als ehrenvollen zu bezeichnen. Iſt dies vielleicht der Anfang, den Deutſchland zu ſeiner Erhebung nach Außen macht? Gerade jetzt gilt es, den Nationen zu zeigen, daß Deutſchland ſeine frühere Erniedrigung abgeſtreift. ſeiner Nationalehre auch Opfer zu bringen weiß, mögen dieſe Opfer auch ſchmerzlich empfunden werden. Die Zeiten lächerlicher Empfindeleien und Bedenken müſſen ſchwinden und wir dafür ſorgen, daß wir nicht mit dem neuen Italien in eine Kathegorie geſetzt werden. Preußen hat ſein Mandat überſchritten, alſo iſt die Centralgewalt nicht an ſeinen Abſchluß gebunden, mag es auch immerhin unangenehm, ja bitter ſeyn, Preußen in dieſem Momente zu desavouiren. Der entſcheidende Moment, darüber klar zu werden, ob Preußen mit oder ohne Deutſchland ſteht und fällt, iſt gekommen; ſehen wir deshalb froh. Mögen die Würfel fallen, wie ſie wollen, beſſer ein ehrenvoller Kampf, eine ehrenvolle Niederlage, als eine ſchimpfliche Niederlage ohne beſiegt zu ſeyn, als einen Basler Frieden. Allerdings iſt wahr, daß Preußens Oſtſee-Handel viel gelitten, allein, leidet das deutſche Binnenland nicht mit? Iſt dieſe Zeit einer ganz planloſen unſicheren Handlungsweiſe, ohne alle Prinzipien, nicht ein Ruin für den allgemeinen Wohlſtand ganz Deutſchlands? Sonderintereſſen dürfen hier nicht entſcheiden, und um ſo weniger, als das geſammte Wohl einer großen Nation auf dem Spiele ſteht.

Laſſen wir uns daher nicht von dem Dänen mit Redensarten in den April ſchicken, und ihm 7 Monate Zeit, uns das vielleicht für Jahre unmöglich zu machen, was wir in einigen Monaten leichten Kaufs erringen. Welche bedeutende pecuniäre Nachtheile können uns noch jetzt drohen, da nach 4 Wochen wahrſcheinlich ſchon die Schifffahrt ganz eingeſtellt wird, und wir dafür Ausſicht haben, in einigen Monaten Dänemarks wunden Fleck zu benutzen. Ein europäiſcher Krieg iſt zwar wohl möglich, aber nichts weniger als wahrſcheinlich. Man iſt gewöhnt, uns Deutſche durch leere Drohungen einzuſchüchtern. Dergleichen muß endlich einmal aufhören, und man muß es darauf ankommen laſſen, ob das in Parteien zerriſſene Frankreich, das einer inneren Criſis entgegenſehende Rußland und England ſo viele Kräfte entbehren können, um der deutſchen Kraft die Spitze bieten zu können. Drum fort mit jenem einen noch ſchmählicheren Frieden zum Grunde legenden ſchmählichen Waffenſtillſtand. Deutſchlands materielle Wohlfahrt, Deutſchlands Ehre fordert dies, und mag immerhin Preußen auf ſeine Ehre ſtolz geweſen ſeyn, was wir gerne zugeſtehen; Deutſchland hat dennoch Urſache, diesmal empfindlicher hinſichtlich ſeiner Ehre zu ſeyn, als dies nach Angabe der Ober-Poſt Amts-Zeitung Preußens erhabener Monarch iſt.

Fügen wir zu den bereits gebrachten Opfern noch einige geringere, verwerfen wir jenen Waffenſtillſtand mit ſeiner ſtipulirten franzöſiſchen Interpretation, und greifen wir im äußerſten Falle zum Schwerte, fortuna juvat fortes.

Noch einige Worte über den Ankauf der Dekorationen.

Die Akten über dieſe Frage dürften durch die Publikationen des Hrn. Dr. Jucho und des Hrn. Sattler noch nicht als geſchloſſen zu erachten ſeyn. Hr. Dr. Jucho will den Ankauf der Dekorationen für die Summe von fl. 30,000 nicht genehmigt haben. Meines Erachtens iſt dieſe Abſtimmung zu allgemein gehalten. Die Frage muß getrennt werden in jene über die Zweckmäßigkeit des Ankaufs überhaupt und in jene über den Preis. Was den Ankauf der Dekorationen für Rechnung der Stadt betrifft, ſo dürfte derſelbe dem öffentlichen Intereſſe entſprechen und nothwendig ſeyn im Intereſſe der Erhaltung und der Hebung unſeres Theaters. Muß ein Theater-Unternehmer die Dekorationen, Garderobe ꝛc. ſelbſt ankaufen, ſo gehört dazu, einſchließlich des nöthigen Betriebs-Capitals, ein Vermögen von circa fl. 60,000. Wer aber ſo viel Vermögen beſitzt, wird in der Regel Bedenken tragen, daſſelbe zum Ankauf von Gegenſtänden zu verwenden, welche, wie namentlich Dekorationen, einen ſo höchſt precären Werth haben. Die Folge wird daher ſeyn, daß, ſo lange die Stadt nicht Eigenthümerin der Dekorationen iſt, die neue Vergebung der Theater-Direktion ſtets von der abgehenden Direktion abhängen wird, von Erleichterung oder Erſchwerung der Ankaufsbedingungen. Will man ſich daher von dieſen hemmenden Feſſeln befreien, ſo kaufe man die Dekorationen. Eine andere Frage bildet die Beſtimmung des Preiſes. Unbekannt mit den Werthverhältniſſen, enthalte ich mich darüber eines Urtheils. In-

ſchen möchte mein geehrter Herr College Jucho zu weit gehen, wenn er den Dekorationen allen Werth abſpricht. Für unſer Theater haben ſie gewiß einen nicht unbedeutenden Werth. Es mag ſeyn, daß bei dem Anſchlag von fl. 30,000 zugleich eine Subvention der Theater-Direktion beabſichtigt wurde. Ob man hierin Recht oder Unrecht hat, darüber möge die geſetzgebende Verſammlung entſcheiden. So viel iſt jedoch gewiß, daß man um einige Tauſend Gulden, vorausgeſetzt nämlich, daß es ſich nur um eine geringe Differenz handelt, die Theater-Direktion nicht fallen laſſen und dabei das Intereſſe ſo vieler Familien in Erwägung ziehen ſoll, deren Exiſtenz durch die Erhaltung und Ausſtattung unſeres Theaters bedingt iſt. Wünſchenswerth wäre es aber, wenn auch die Mitglieder des Theaters, welche durch Aufopferung von 40% ihrer Gehalte ſo viel zur bisherigen Erhaltung der Bühne beigetragen, und dadurch zugleich die Abonnenten der Logen gegen Verluſt ihrer vorausbezahlten Miethen bewahrt haben, auch einigermaßen bedacht werden könnten. Wäre es nicht möglich, von Staatswegen dieſes Intereſſe wahrzunehmen, ſo iſt wohl von den HHn. Logen-Abonnenten zu erwarten, daß ſie den zum Theil ſehr dürftegen Mitgliedern hieſiger Bühne den Verluſt nicht allein aufbürden.

Dr. jur. C. A. Blum.

Wiederum die Frankfurter Theater-Dekorationen.

Ich bin dem Hrn. Eduard Sattler ſehr dankbar für die in ſeinem gegen mich gerichteten Aufſatz in dem geſtrigen Converſationsblatt enthaltene Mittheilung, daß viele Bewerber um die hieſige Theater-Direktion vorhanden ſind. Ich hoffe, der geſetzgebende Körper wird nun, wo die entſetzliche Gefahr eines Schließens des Theaters ſichtbar nicht vorhanden iſt, um ſo vorſichtiger ſeyn, ehe er fl. 30,000, (die wir, beiläufig geſagt, beſſer zu der, wie ich bisher dachte, nur aus Geldmangel in dieſem für Waſſerbauten ſo günſtigen Sommer unterlaſſenen Herſtellung unſerer Brücke, deren dritter Pfeiler den Einſturz droht, verwendet hätten) für Theater-Dekorationen bewilligt, welche den Verkäufer nicht den fünften Theil hievon ſeiner Zeit gekoſtet, und welche an ſich keinen Werth haben. Ob die von Herrn Sattler gegen mich gerichtete Anklage maßloſer Unwürdigkeit, der er nur „gründliche Verachtung" entgegenzuſetzen vermag, gegründet iſt, ob ich wirklich „nach Koth gegriffen," um nach Hrn. Sattler zu werfen, u. ſ. w. — darüber zu urtheilen, überlaſſe ich ruhig dem Publikum, das ich meinen Aufſatz in Nr. 243 dieſer Blätter nochmals zu leſen bitte. Ich habe in der That Das, was Hr. Sattler ſelbſt lateiniſch zugeſtanden hatte, nur in's Deutſche überſetzt, und noch dazu auf die allerglimpflichſte Weiſe. Die Verdächtigung, welche Herr Sattler gegen mich kehrt, wird ihres Zweckes verfehlen: denn ich bin überzeugt, daß Niemand da iſt, der mich iegend eines Verhältniſſes zu den Bewerbern um die hieſige Theater-Direktion oder zu Einem derſelben zeihen könnte. Um die Theaterangelegenheiten pflegte ich mich bisher nicht ſpeciell zu kümmern, und es hat mich zum Ausſprechen meiner Meinung nur meine Ueberzeugung bewogen, daß man die Stadt zu einer unverantwortlichen Verſchleuderung öffentlicher Mittel verleiten wolle, und daß dazu Niemand, der eine öffentliche Stellung unter ſeinen Mitbürgern hat, ſchweigen dürfe. Mag Herr Sattler für ſeine „heilige Ueberzeugung" (daß nämlich die alten Theater-Dekorationen nothwendig für 30,000 fl. gekauft werden müßten) einſtehen; ich kämpfe für meine: daß man überhaupt niemals, am wenigſten aber in jetziger ſchwerer Zeit, die Laſten des Volkes unnöthig vermehren ſoll.

Herrn A. Boden, den man ſchon ſeit Jahren gewohnt iſt, ſich in alle möglichen Händel mit und ohne Beruf einmiſchen zu ſehen, und der in das geſtrige Converſationsblatt ebenfalls einen Artikel gegen mich eingeſandt hat, zu antworten, halte ich für überflüſſig, da, was er ſagt, nur von geringer Bedeutung und im Weſentlichen ſchon in meinem Aufſatz in No. 243 dieſer Blätter berückſichtigt iſt.

Frankfurt a. M., den 7. Sept. 1848. Jucho.

Mannichfaltigkeiten.

Jeder wird jetzt interpellirt, ſelbſt der Reichsverweſer. Die Hallenſer Bürger wollen ſich bei ihm erkundigen, ob er wirklich zu den Offizieren in Köln geſagt habe: meine Herren, es bleibt Alles beim Alten; Sie dienen Ihrem König, ich meinem Kaiſer. (Dorfz.)

Dem Altenburgiſchen Hof nimmt man auch ſeinen letzten Advokaten. Alle Hofadvokaten ſind abgeſchafft und jeder inländiſche Advokat darf prakticiren, wo er will. (Dorf.)

Korreſpondenz.

Uſingen, 2. Sept.

Wie bereits bekannt, wird am 17. d. M. das Grabdenkmal des unſterblichen Weidig zu Darmſtadt feierlichſt eingeweiht. Weidig war 25 Jahre Rector in unſerer Nachbarſtadt (in Butzbach) und ſeine Schüler werden in großer Anzahl der Feier beiwohnen. Aber Weidig, der raſtloſe, reine, todesmuthige, hat nicht allein in der Wetterau den Geiſt der Freiheit entzündet, ſondern ſeine Lehren und Geſinnungen haben auch das ſonſt ſo ſtille und ſchlaftrunkene Amt Uſingen durchdrungen. Der „große Leſeverein für das Amt Uſingen", die „Singvereine", die „Turngemeinden", die „Feldbergfeſte", der „Kampf der baſſenheimiſchen Ortſchaften gegen ein hartherziges Regiment", der „Bürgerverein an der Weil" und andere volksthümliche Beſtrebungen ſind mittelbar oder unmittelbar die Wirkungen der Lehren des gewaltigen Mannes, deſſen ſchrecklicher Tod jedes fühlende Menſchenherz empört. Dieſes erkennt man bei uns und deßhalb werden auch aus unſerer Stadt Abgeordnete am 19. d. die Reiſe nach Darmſtadt antreten, und wir, die wir dieſen Mann gekannt haben und ſeine Verdienſte zu würdigen wiſſen, ſind überzeugt, daß dieſe Huldigung unſerer Stadt zur größten Ehre gereicht.

Mainwaſſer-Wärme: Am 8. Sept., Morgens 8 Uhr: 16 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Freitag, 8. Sept. Der Pfarrherr, Original-Schauſpiel in 5 Abth. von Charl. Birch-Pfeiffer.

Samſtag, 9. Sept. Zampa, oder: Die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Muſik von Herold. (Gaſtrolle) Zampa: Hr. Piſchek, königl. würtemb. Kammerſänger.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 246. Samſtag den 9. September 1848.

Charlotte.

Erzählung von A. Reich.

(Fortſetzung.)

Stumm und vernichtet hörte Max dieſe troſtloſen peinigenden Wahrheiten an, und mußte ſich ſagen, es ſey Alles ſo, gerade ſo, vernichtend und klar, und konnte nicht fertig werden mit ſeinem eigenen ſtürmenden wogenden Herzen, das ihm ein zermalmendes Nein zurief, er mochte ſich wenden, wohin er wollte. Zauberhaft lockend und ſüß ſtand Charlottens Bild vor ſeinen Gedanken, ihre heißen Thränen, ihr gedrücktes Herz riefen ihn an aus dem kleinen Blättchen, das er in der Hand hielt, und doch, ſeinen Vater um ſie aufgeben, die ſüßen Bande, die ſeine Jugend an den heimathlichen Kreis gefeſſelt hielten für immer zu zerreißen — er vermochte es nicht. Mit Wehmuth ſah Löben den innern Kampf ſeines Freundes, mit um ſo mehr Unruhe, als er wohl wußte, daß der ſchlimmſte Quälgeiſt für Max in deſſen Charakter lag, daß er weder die Kraft zur Entſcheidung noch den Muth zur Reſignation beſaß. Sein eigener klarer, feſter Sinn entſchuldigte zwar dies Schwanken, allein er begriff es nicht. Sein Weg war immer gerade aus gegangen, mancher Schmerz und manche Oede war durch ſein Leben gezogen, aber nie hatte er ſich vom Schmerz überwältigen, nie von der Oede vernichten laſſen. Er beklagte Max in ſeiner tiefſten Seele, mehr aber noch das junge Mädchen, deſſen feſten innigen Charakter ihr Brief, und die äußern und inneren Beweggründe, die dieſen Brief diktirt hatten, ihn beurtheilen lehrten. Er wußte, daß dieſem armen jungen Weſen der Kelch der Entſagung tauſendmal bitterer gemacht werden würde, weil Der, dem ſie ihn entgegen brachte, den moraliſchen Muth nicht hatte, ihn anzunehmen, und ihn doch nicht von ihr entfernen würde.

Die nächſten Tage verfloſſen wie dieſer Abend. Max war außer ſich, aufgeregt, reizbar, und konnte nicht zum Entſchluſſe kommen. Löben umgab ihn mit Liebe und Geduld; Rath konnte er ihm nicht geben, nur ſein Vertrauen] annehmen. Wenn er ſeine Auffaſſung des Verhältniſſes ausſprach, unter dem Max litt, wenn er leiſe auf die Nothwendigkeit hindeutete, Charlotten durch eine männliche, herzliche Annahme ihr gebrachtes Opfer zu verſüßen, ſo ſchalt Max ihn grauſam und kalt, und gelobte mit erneuter Heftigkeit, nicht von ſeiner Liebe zu laſſen. Eine flüchtige Aeußerung des alten Grafen, der ſeine eigenen Gründe hatte, die auffallende Zerſtörung im Weſen und Betragen ſeines Sohnes unberührt laſſen zu wollen, vermochte auch die andern Glieder der Familie, ſchweigend darüber hinwegzugehen; eine Schonung, die nicht ihm, der von ſeiner eigenen Unruhe befangen war, wohl aber Löben auffiel, der bald den Grund dieſer ſonderbaren Achtloſigkeit ahnte.

So kam die Zeit, die für Löben's Abreiſe beſtimmt war, heran, und mit ihr ſtieg Maxen's Aufregung. Da Löben's Stellung ihn für die nächſte Zukunft in Charlotten's Nähe führte, hatte Max ihn beſchworen, den Vermittler zwiſchen ihm und ihr zu werden, ſein Korreſpondenz mit ihr zu unterſtützen und ihm oft und viel von ihr zu ſchreiben, bis der Zeitpunkt gekommen ſey, wo er ſprechen, wo Alles entſchieden ſeyn würde.

Da Löben alle ſeine Gründe erſchöpft und nichts damit ausgerichtet hatte, konnte er es nicht über ſich gewinnen, dem leidenden, tieftraurigen Freunde ſeine Bitte abzuſchlagen, obgleich er ſich leiſe ſagte, ein anderer und beſſerer Zeitpunkt als der jetzige würde nie kommen, denn es waren ja keine äußeren Verhältniſſe, die ihn am Sprechen hinderten, nur Meinungen, und was ſollte die erſchüttern und ändern? Mit einem Herzen voll Sorgen um Max reiſ'te Löben ab, beauftragt mit der Uebergabe eines Briefes voll Leidenſchaft und Bitten, der tauſend Hoffnungen enthielt, aber wenig Gründe dafür.

Am Tage nach Löben's Ankunft in K. ſandte er Charlotten den ihm anvertrauten Brief zu; er fühlte zart genug, um zu begreifen, daß das Recht des Vertrauten, das Max ihm gegeben, noch Charlottens freiwilliger Anerkennung bedürfe, daß ihr in jedem Falle die Peinlichkeit der erſten Erſchütterung, die dieſer Brief in ihr hervorrufen würde, vor den Augen eines Fremden erſpart werden müſſe. Charlotte wußte ihm für dieſe Schonung tiefen Dank; ſie fühlte ſich durch die Willkür verletzt, mit dem Max über ihr ſchüchternſtes Geheimniß verfügt, mit der er ſie an einen ihr fremden Mann gewieſen und für dieſen ihr Vertrauen gefordert hatte. Doch Löben's beſcheidene Zurückhaltung milderte dieſe erſte peinliche Empfindung, und als ihr mehrere Tage ſpäter ſein Beſuch gemeldet wurde, empfing ſie ihn mit einem lieblichen Ernſte, und beantwortete ſeine achtungsvolle Begrüßung in einer Weiſe, die ihn hoffen ließ, er gelte ihr nicht als Eindringling. Mit leiſem Beben der Stimme und hohem Erröthen dankte ſie ihm für den ihr zugeſtellten Brief.

„Graf Egloff bittet mich, Ihnen meine Antwort zu übergeben," fügte ſie mit peinlich gehaltener Faſſung bei, „aber ſein Brief" — hier unterbrach ſie ſich, eine Thräne ſchlich aus den geſenkten Wimpern auf ihre Wangen nieder, und befangen ſuchte Löben nach einem Worte für ſie. Da erhob ſie plötzlich das geſenkte Köpfchen, ſah ihn mit tiefem Ernſte an und ſagte ruhig:

„Egloff ſchildert Sie mir als einen edlen Mann, als ſeinen warmen, zuverläſſigen Freund. Ich kenne Sie nur ſeit Augenblicken, aber ich will und muß Das vergeſſen, um Ihnen für jetzt und immer meine Antwort auf Egloff's Bitten auszuſprechen. Wenn meine Offenheit Ihnen ſeltſam erſcheint, ſo bedenken Sie, daß Worte, wie ich ſie ausſprechen muß, von einer Mutter geſagt werden ſollten, und ich, ich habe keine! Egloff's Brief hat meine unumſtößliche Ueberzeugung nur befeſtigt, daß ich nie, un-

Digitized by Google

ter keinen Verhältniſſen, die Seinige werden kann. Es würde das Unglück ſeines Lebens ſeyn, und auch das meinige. Er verlangt mein Vertrauen für die Entwickelung unſerer Zukunft, aber er vergißt, daß dieſe Zukunft nur unter Bedingungen eintreten kann, die er nie erfüllen darf, und —" fügte ſie ſtokkend und erbleichend hinzu, „nie erfüllen wird. Er iſt jetzt in ſeiner Heimath, dieſe Heimath wird ſtets zwiſchen uns treten, dieſe Heimath wird auch ſein Troſt werden. Sagen Sie ihm, daß ich ſeine Bitte um eine fortgeſetzte Korreſpondenz nicht erfüllen kann und darf. Er möge meiner denken als eines Weſens, das nur ſeiner Vergangenheit angehört, und deſſen Name ſeinem Leben nie etwas anderes ſeyn kann als eine Erinnerung."

Feſt und ruhig ſprach ſie dieſe Worte aus; war auch ihre Wange bleich und ihr Auge matt, ſo verrieth doch der klare, tiefe Ton ihrer Stimme, und der feſte, entſchiedene Ausdruck ihrer Züge einen ſo beſtimmten Entſchluß, daß Löden, ſelbſt wenn er es gewollt hätte, keinen Verſuch gewagt haben würde, ſie zu einem Widerruf ihres Entſchluſſes zu veranlaſſen. Er hörte ſie mit tiefem Intereſſe an; ſo hatte er ſich dieſes junge Mädchen gedacht, ſo ſtarkherzig, ſo klaren Geiſtes, von keinem Uebergewicht der Schwäche und Leidenſchaft in ihrer hochſinnigen Richtung geſtört. Sein Auge ſprach dies mehr noch aus als ſeine Worte.

(Fortſetzung folgt.)

Organiſation der demokratiſchen Vereine in Oberheſſen.

°§° (Aus Oberheſſen, den 8. September.) Samſtag den 5. und Sonntag den 6. September wurde in der Univerſitätsſtadt Gießen ein Demokraten-Congreß für Oberheſſen abgehalten. Seine Berufung ging von den drei dortigen demokratiſchen Vereinen aus: dem Märzverein, deſſen Präſident Hofgerichts-Advokat Frank, dem demokratiſchen Verein, deſſen Präſident Dr. Winter, und dem republikaniſchen Verein, deſſen Präſident Studioſus Bopp. — Es waren nahe an 30 Abgeordnete anweſend, und faſt alle demokratiſche Vereine Oberheſſens durch dieſe vertreten. Einige Vereine erklärten brieflich ihren Zutritt. — Die Gießner Vereine ſchlugen als Präſident des Congreſſes den in national-literariſcher und äſthetiſcher Beziehung rühmlichſt bekannten Profeſſor Hillebrand aus Gießen, und zum Vicepräſidenten Dr. Weber vor, welcher Vorſchlag durch Acclamation der Abgeordneten mit Jubel angenommen wurde. Beide nahmen in dem von den Frauen und Jungfrauen Gießens auf das Schönſte geſchmückten Saale die Präſidenten-Seſſel ein, und Prof. Hillebrand eröffnete mit warmen Worten die Verſammlung, welche von Zuhörern und Zuhörerinnen zahlreich beſucht war. Es war ein ſchöner wohlthuender Anblick, das Präſidium von ſolch zwei geachteten Männern verwaltet zu ſehen, und wir hätten gerne manchen vorlauten Schreier gegen die republikaniſche Jugend hierher gewünſcht, um die ehrwürdigen Perſönlichkeiten eines Hillebrands und Webers, Männer mit grauen Haaren, an der Spitze dieſer demokratiſchen Verſammlung zu ſehen. — Der erſte Punkt der Tagesordnung war: „Berathung über die Organiſation der demokratiſchen Vereine unſerer Provinz, und Wahl eines Vororts." — Hier legte der Centralausſchuß der Gießener Vereine einen Statutenentwurf vor, der von einer Commiſſion mit Zugrundelegung der rheinheſſiſchen Statuten für Organiſation der demokratiſchen Vereine ausgearbeitet worden war und der im Weſentlichen von den Abgeordneten angenommen wurde. Dieſe Statuten unterſcheiden ſich von den rheinheſſiſchen hauptſächlich dadurch, daß bei ihnen das Prinzip der Centraliſation gegenüber der Selbſtſtändigkeit der einzelnen Vereine vorwaltend iſt, während umgekehrt bei jenen das Prinzip der Selbſtſtändigkeit der einzelnen Vereine gegenüber der Centraliſation vorherrſcht. — Es wurde nun eine geſchäftliche Verbindung an die im Juni in Frankfurt ſich gebildeten deutſch-demokratiſchen Vereine beſchloſſen, und als Vorort vorläufig Gießen beſtimmt. — Der zweite Punkt betraf: die Berichterſtattung der einzelnen Abgeordneten über den Stand der Demokratie in ihren Vereinen und Wohnorten, die von höchſtem Intereſſe war. Man erſah hieraus, daß ein lebendiges kräftiges Weſen des demokratiſchen Geiſtes durch unſere ganze Provinz ſich verbreitet, und daß ſelbſt Orte, die früher als Sitze der Loyalität berüchtigt waren, demſelben nicht zu widerſtehen vermögen. — Dieſe beiden Punkte nahmen den ganzen Samſtag Mittag und Abend in Anſpruch, und es wurde nach ihrer Beendigung beſchloſſen: Sonntag Morgen um 9 Uhr mit den Debatten fortzufahren. Hillebrand erklärte in ſeiner Schlußrede: daß er noch nie einer Verſammlung mit ſolchem parlamentariſchen Takt und ſolcher würdigen Discuſſion beigewohnt habe. — Sonntag Morgen eröffnete Vicepräſident Dr. Weber die Sitzung. Es ſtand als dritter Punkt auf der Tagesordnung: „Berathung über die heſſiſche Kammerangelegenheit." Prof. Hillebrand hatte hierin das Präſidium an Dr. Weber abgegeben, weil er in dieſer Frage ſelbſt Partei ſey; er gehöre zu den 22 Ständemitgliedern und wolle ſich in dieſem Falle ſeine völlige Freiheit erhalten und nicht ſeine Abſtimmung präjudiciren. Viele Redner traten in dieſer Frage auf und beleuchteten dieſelbe vom ſpeciell-heſſiſchen und vom allgemeinen deutſchen Standpunkte. Das Miniſterium Jaup ſank mit jeder Rede tiefer, und es ſcheint für unſer Heſſenland ein „Miniſterium der Unmöglichkeit" geworden zu ſeyn. Es wurde nachgewieſen, daß man nur von einem „Privatmanne Jaup", nicht von einem „conſtitutionellen Miniſter Jaup" ſprechen könne. Es wurde nachgewieſen, daß es höchſt nothwendig für unſere Freiheit ſey, daß in den kleineren deutſchen Staaten conſtituirende Volkskammern zu Stande kämen: „da wir bei der jetzigen Majorität der Nationalverſammlung unwahrſcheinlich von der Einheit zur Freiheit gelangen würden, ſo müſſe man durch die Freiheit die Einheit zu erringen ſtreben". Es wurde beſchloſſen, den geſetzlichen Weg einzuſchlagen, die Mitglieder der zweiten Kammer zu bitten: Keine Steuern mehr zu bewilligen, nichts mehr, außer ein freiſinniges Wahlgeſetz für eine conſtituirende Kammer zu berathen, und die Bevölkerung Heſſens zu erinnern, daß ſie im entgegengeſetzten Falle mit dem Jahr 1849 keine Steuern mehr zu bezahlen brauche. Weiter wurde beſchloſſen: die 5 ausgetretenen Ständemitglieder (Mohr, Grode, Behlen, Zitz und Brunk) aufzufordern, bei der Berathung des Wahlgeſetzes ihren Sitz in der Kammer einzunehmen. — Nach Erledigung dieſes Punktes wurde noch über einige eingereichte Anträge in der Eile debattirt, da die Zeit ſchon ſehr vorgerückt war. Von dieſen ſey hier nur erwähnt: ein Proteſt gegen die Zuſammenſetzung der Commiſſion für Entwerfung der Synodalverfaſſung, und Aufruf zur Bildung von freien Gemeinden. — Gegen 2 Uhr wurde die Sitzung geſchloſſen. Hierauf begann ein ſolennes Mittagsmahl, wozu die Gießener Vereine die auswärtigen Abgeordneten eingeladen hatten. Alle Mitglieder des Congreſſes ſchienen mit dem Ausgange deſſelben ſehr befriedigt zu ſeyn, und man ging in ſeiner launigen Stimmung ſtillſchweigend über die drei officiellen Toaſte hinaus und brachte den erſten der Linken in der Nationalverſammlung. — Abends fand eine geſellige Abendunterhaltung zu Ehren der Abgeordneten ſtatt.

Auch ein Wort zur Einigung der Confeſſionen!

In der Geſchichte der Gegenwart iſt ohne Zweifel — ſieht man ab von dem raſtloſen Streben auf politiſchem Gebiete

Digitized by Google

nach Erzielung eines einigen, freien und ſtarken Deutſchlands, von dem Streben nach einer immer dauernden Befeſtigung und Sicherſtellung der materiellen Wohlfahrt des Volkes — das Streben auf dem religiöſen Gebiete nach Freiheit, Einigung und Verſöhnung die intereſſanteſte Erſcheinung, eine Erſcheinung, welche mit Fug und Recht in ihrer weltgeſchichtlichen Bedeutung das allgemeine Intereſſe in hohem Grade in Anſpruch nimmt. Blickt man hin auf das neuerwachte Leben, das in den letzten Jahren ſowohl in der römiſchen, als auch in der proteſtantiſchen und jüdiſchen Kirche ſich kundgegeben; blickt man hin auf die Hunderte von Gemeinden, auf die Millionen Seelen, die frei und muthig in den Zeiten der Knechtſchaft hervortraten, das Joch abzuſchütteln, das ihre Menſchenwürde unterdrückte, die Feſſeln zu ſprengen, die die Macht der Ueberzeugung, die Offenbarung des freien Gedankens hemmten und darnieder hielten, die ſich zu einem Bunde zuſammen ſchaarten, der die Liebe als das einzige Zeichen auserkoren, an welchem ſich Alle gegenſeitig erkennen ſollen; blickt man hin auf die in der Gemeinſchaft der ſogenannten Gläubigen zurückgebliebenen geiſtlichen Hirten und Wächter, die zwar auch ſchon lange zur Erkenntniß des allein Wahren und Göttlichen in der Religion gekommen ſind, die es aber in Folge ihrer Gleichgültigkeit und Muthloſigkeit nicht wagten, frei und offen mit ihren geläuterten Anſichten an's Tageslicht zu treten, aber jetzt die Kraft und die Einſicht erlangt haben, rüſtig mitzuarbeiten an dem Aufbaue einer freien deutſchen allgemeinen Nationalkirche; blickt man hin auf die unaufhaltbaren Beſtrebungen der endlich zur Beſinnung kommenden Laien im Schooße der verſchiedenen Confeſſionen um Umgeſtaltung und Verbeſſerung ihrer kirchlichen Verhältniſſe und auf das Dichten und Trachten Derer, die, dieſen gegenüber, mit Allgewalt das Rad der Zeit zu hemmen ſuchen, ohne es jedoch vermögen, ohne je wieder einen ſo großen Anklang unter dem nun vernünftig gewordenen Volke finden zu können, ſo muß man freudig bekennen: „Ja, wahrlich! die Zeit „iſt nicht mehr ferne, wo ſich die Menſchheit einigen wird zu „einer großen allgemeinen Kirche, in welcher Freiheit, Wahrheit, „Liebe und Gerechtigkeit die Symbole ſeyn werden; zu einer „Kirche, die, endlich einmal des langen Haders müde, den Frie„den bringen wird durch die ausgeſteckte Friedenspalme: Huma„nität!“ Wenn man aber ſieht, daß unter Denen, die die kirchliche Freiheit und Neugeſtaltung zu erringen ſuchen, auch Solche ſind, die nicht mit den ehrlichſten Abſichten umgehen, die es ſich angelegen ſeyn laſſen, die Freiheit der Kirche zu neuer Knechtung zu mißbrauchen, die, ihrem früheren Wirken treu und ergeben, ſich nicht ſchämen, ſtatt Licht und Wärme neue Finſterniß und Erſtarrung unter das blindgläubige, leider noch mitunter ſo ungebildete Volk zu verbreiten; ſich nicht ſcheuen, unter dem Deckmantel des Fortſchrittes das Streben ganzer Gemeinden nach ſelbſtſtändiger Entwickelung, ſtatt zu fördern, zu hintertreiben und rückwärts zu führen: dann wahrlich iſt es Zeit, daß Jeder, der nur irgend den Beruf dazu fühlt und dem das Wohl und das Glück des Volkes am Herzen liegt, aus ſeinem müßigen Zuſchauen heraustrete und mit Wort, Schrift und That an dem Kampfe ſich betheilige, der zur Errettung der lange genug unter dem Drucke der Hinterliſt und des Pfaffentruges ſchmachtenden Blindgläubigen, der zur endlichen Wiedervereinigung und Wiederverſöhnung der durch ſchnöden Jeſuiteneinfluß getrennten Confeſſionen gekämpft werden muß, und von dieſem Grundſatze ausgehend, fühle ich mich gedrungen, hiermit dem Stande der Geiſtlichen und Lehrer ganz beſonders einige Worte des Tadels, aber auch zugleich der Ermuthigung zu widmen.

Ich frage Euch, Geiſtliche und Lehrer aller Confeſſionen, mit der Unbefangenheit, wie ein Kind mit ſeinem Vater ſpricht: „Habt Ihr bisher in allen Verhältniſſen Eures ſegensreichen Lebens, habt Ihr in Euren Amtsfunktionen Eure innerſte und wahrſte Ueberzeugung höher geachtet als Eigennutz? Habt Ihr geſtrebt, Das, was das reifere Alter mit ſich brachte, Das, was Ihr durch Eure Studien als das allein Wahre und Richtige aus dem Labyrinthe der vielen übernatürlichen, ja gänzlich unvernünftigen Glaubenslehren und Glaubensſatzungen hervorgezogen, Euren Gemeinden, Euren Schülern in eben derſelben Reinheit und Klarheit vorzutragen? Habt Ihr wirklich recht ernſtlich dahin getrachtet, das Volk heranzubilden zu einem freien, religiös-ſittlichen, zu einem Volke, würdig, ein königliches Geſchlecht von Prieſtern genannt zu werden?“ O, könnte ich hierauf eine genügende Antwort erhalten! Nur Wenige können mit Ja antworten, nur Wenige ſind es, die ſich wirklich als ächte Volkslehrer zeigten und zeigen, und eine große Mehrzahl — ach, daß ich es ſagen muß — ſie folgte den höheren Winken, zu lehren und zu predigen, wie man es von Oben gerne ſah, ja, die große Mehrzahl, ſie übte einen Verrath an der Menſchheit! Darum, Prediger und Lehrer aller Confeſſionen, ermannet Euch endlich einmal und redet, wie es Euch Eure innerſte Ueberzeugung lehret, werfet endlich einmal die Masken ab, die Euer Angeſicht umhüllten, reißt die Rinde nieder, die Eure Herzen umſchloß, und tretet frei und wiedergeboren auf die Kanzeln und auf Eure Lehrſtühle, und ſagt es dem Volke, was es glauben muß, um ſelig zu werden; tretet vor die Menſchheit hin mit lauterem Gemüthe, mit warmem Herzen für das Wohl, das wahre Glück derſelben, und lehret ſie das Gottesreich auf dieſer Erde ſchon zu ſuchen, zu bereiten, wo nicht der Menſch zur Qual, zur Freude ſoll geſchaffen ſeyn! Dann, o dann wird ſich die Welt verjüngen, Glück und Segen nicht mehr weichen, die Confeſſionen werden zur Verſöhnung ſich die Hände bieten, auf Staat und Kirche dann der Friede ruhen!

Wiesbaden, am 28 Auguſt 1848. Wilh. Jooſt.

Mannichfaltigkeiten.

In der „Düſſeldorfer Zeitung“ veröffentlicht F. Freiligrath zur Charakteriſtik des „Schwarzweißthums in Weſtfalen“ zwei Drohbriefe an ihn, deren letzten wir uns nicht verſagen können zur Erheiterung unſerer Leſer hier mitzutheilen: (Ohne Datum, aber mit dem Poſtſtempel: Iſerlohn, 24. Auguſt.) An den undankbaren Schweinhund Freillgrath in Düſſeldorf. Du elender Lappes von Grünſchnabel, verfluchter Bandit und Räuberhauptmann, wenn du Eſel deine republikaniſchen Reden nicht aufgibſt, dann komme ich mit ganz Iſerlohn, um dich ganz derbe durchzubläuen. Du biſt allein Schuld an dem ſchlechten Empfange unſeres geliebten Königs in Düſſeldorf, das wird dir ganz Preußen nicht vergeſſen. Es iſt auch ſchon darauf angetragen, daß du — — —*) innerhalb 6 Wochen Düſſeldorf räumen mußt. Und erfolgt dieſes nicht, ſo komme ich mit der ganzen Bürgerwehr, deren Hauptmann ich bin, um dich mit geladener Flinte aus Düſſeldorf zu vertreiben. Es wäre beſſer, wenn du das Geld, was du unter die Leute in Düſſeldorf vertheilt haſt, damit ſie recht viel Spektakel machen ſollen, deiner armen Mutter und Schweſtern in Soeſt zuſchickteſt, aber daran denkt ein ſolcher Lump nicht. Wenn du nun binnen 8 Tagen nicht in der Zeitung Abbitte thuſt, dann lege ich für mich und meine 6 Comp. Bürgerwehrmänner die Reiſekoſten daran und ſtecke dir deine Hütte in Brand, und dich ſelber wollen wir am Spieß braten, oder in einen Puddelofen wollen wir dich werfen, daß du Eſel ſo nach und nach verbrennſt. Comp'ennez-vous?

*) Hier ſteht im Original eine Pöbelhaftigkeit.

Einen lumpigen Gruß. J. Duncker, Compagnieführer und Chef. Cito.

Herr Jucho über die Frankfurter Theaterangelegenheit in der Didaskalia.

Hr. Jucho hat in dieſen Blättern zwei Mal über die Theaterfrage das Wort ergriffen, zuletzt in Nro. 243. Ich will ohne weitere Einleitung nur mit zwei Worten angeben, worin mir das Betrübende in ſeinem zweiten Aufſatze zu beſtehen ſcheint. Zuerſt in einer in unſerer Zeit ſo wohlfeilen Verdächtigung der in dieſem Augenblicke doch noch de jure wie de facto beſtehenden Regierung Frankfurts, daß der von dieſer gewollte „Kauf“ der Decorationen eine „Unwahrheit“ ſey. Wer freilich, wie Hr. Jucho, die Decorationen für ein nur unweſentliches Requiſit der Bühne hält, der kann auch nicht einſehen, daß die Stadt Frankfurt durch den Ankauf derſelben nicht nur die gegenwärtige, ſondern, da dieſe die Verpflichtung wird übernehmen müſſen, dieſelben in gutem und zeitgemäßem Stande zu erhalten, auch jede nachfolgende Direktion „unterſtützt“, alſo thut, was für das Frankfurter Stadttheater von bleibendem Nutzen iſt. Bei welchem billig und gerecht denkenden Manne kann es nun weiter Hrn. Jucho empfehlen, daß er die bisherige Direktion, mit welcher der Contract noch bis 1852 beſteht und welche das Frankfurter Theater nicht nur mehrere Jahre ohne alle Unterſtützung vom Staate geführt, ſondern auch die neueſte ungünſtige Zeit auszuhalten gehabt hat, daß er nur dieſe von dem neuen Vortheil ausſchließen und ſie der Gelegenheit beraubt wiſſen will, den Schaden zu erſetzen, welchen ſie im Intereſſe der Stadt Frankfurt erlitten hat. Und woraufhin will Hr. Jucho Das? Weil die Theater-Direktion „an ihrem gegenwärtigen Ruin vielleicht ſelbſt nicht ohne Schuld ſey.“ Und Hr. Jucho ſcheut ſich nicht, auf ein ſolches Vielleicht hin, alſo unter dem Bekenntniß der Unkenntniß des Gegenſtandes, entſchiedene Partei zu nehmen? Das richtet ſich eben ſo von ſelbſt, wie die Phraſen vom „freien Theater“ u. dergl. m., welche doch ſchon anfangen, außer Cours zu kommen. Daß eine „freie Concurrenz“, die er für eine neue Direktion ausgeſchrieben wiſſen will, eine Menge Bewerber herbeiziehen würde, daß unter dieſen ſolche ſeyn würden, die ſich und der Welt goldne Berge verſprächen, iſt nicht zu bezweifeln. Konnte man aber mit der bisherigen Direktion im Allgemeinen zufrieden ſeyn, hört man, daß Hrn. Meck eine neue tüchtige Kraft zur Seite geſtellt wird, ſo möchte es wohl beſſer ſeyn, das ſichere Gute beizubehalten, als durch die Gefahren ungewiſſer Verſuche hin nach dem unbeſtimmten Beſſern zu jagen. So lange die Stadt Frankfurt kein größeres Theater baut, kann keine Direktion hier auf große Einnahmen rechnen, und eine mäßige Unterſtützung durch den Staat wird zu einer Forderung der Billigkeit und Nothwendigkeit. Was Hr. Jucho über den „Ruin aller deutſchen Theater“, alſo nicht blos der hieſigen Direktion, ſagt, über hohe Gagen, Ballets, Feuerwerke, zu koſtbaren Decorationen u. ſ. w., ſo kann für dieſen „Auswuchs der Kunſt“ die hieſige Direktion nicht verantwortlich gemacht werden, welche bekanntlich in dieſer Beziehung den Anforderungen des Publikums nie genügen konnte und wollte. Daß der Geſchmack des letzteren hierin beſſer werden müſſe, daß auch die Theater-Direktionen nach Kräften hierauf hinzuwirken und den neuen Geiſt der Zeit zu berückſichtigen haben, dieſe Wahrheit fühlen und ſagen auch ſolche Männer, die nicht bloß über's Theater abzuſprechen, ſondern auch zu urtheilen wiſſen.*)

Frankfurt, 7. September. A. Boden.

Korreſpondenz.

Dürkheim in der Pfalz, 2. Sept.

Der 31. Auguſt wird für die meiſten Bewohner Dürkheims ein unvergeßlicher Tag bleiben! Es iſt der Tag, an welchem Johannes Ronge, der religiöſe Reformator des 19. Jahrhunderts, in einer der proteſtantiſchen Kirchen dieſer Stadt einen deutſchkatholiſchen (ächtchriſtlichen) Gottesdienſt gehalten. Nahe an dreitauſend Menſchen waren in der kleinen Kirche verſammelt und eine große Anzahl mußte an der Thüre abgewieſen werden. — Nachdem die bei den Deutſchkatholiſchen der Predigt vorangehenden Gebete und Geſänge beendigt waren, betrat der muthige Gegner des Biſchofs Arnoldi die Kanzel, und trotz der großen Menge von Zuhörern war die Stille ſo groß, daß keines ſeiner Worte bei der lauſchenden Menge verloren ging. Nach vorgeleſenem Texte aus dem Evangeliſten Johannes verbreitete er ſich über den Glauben der Deutſchkatholiken, von denen die Feinde dieſer neuen Lehre zu verbreiten ſuchten, daß ſie an keinen Gott und keinen Heiland glaubten! Hierauf erklärte er weiter, daß ſie zwar nicht an einen Gott der Rache glaubten, wie ihn Moſes in dem alten Teſtamente gelehrt, der die Sünden der Väter heimſucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; daß ſie auch nicht an den Gott glaubten, wie ihn die römiſch-katholiſchen und ſymbolgläubigen proteſtantiſchen Prieſter lehrten, der die erſte Sünde der erſten Menſchen im Paradieſe (den Apfelbiß) an den Kindern bis zu jetziger Zeit heimſuche, indem ſolche dadurch der Erbſünde verfallen wären, ſo daß Gott nur durch den Opfertod Chriſti mit der Menſchheit ausgeſöhnt würde, und nur Diejenigen ſelig würden, die hieran glaubten. Sie glaubten auch nicht an die Lehre des römiſchen Papſtes, daß die römiſch-katholiſche Kirche die allein ſelig machende ſey und alle Andersgläubige verdammt ſeyen, ſondern ſie glaubten an einen viel größern und liebenden Gott, wie ihn Chriſtus gelehrt, der das ganze Weltall durchdringe und dieſe Welt in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiere; den wir als einen Geiſt verehren und zu dem wir wie zu einem liebenden Vater beten ſollten, vor dem alle Menſchen gleich ſeyen u. ſ. w. Dann lehrte Ronge weiter, daß ſie die heil. Schrift als Grundlage ihrer Religion annähmen, dabei aber nicht fragten: „Wie viel oder wie wenig glaubſt Du?“, ſondern daß ſie die Ueberzeugung hätten, daß alle Menſchen Anſprüche auf ein künftiges ſeliges Leben hätten, welche die Lehre Chriſti befolgten, die uns lehre, unſeren Nebenmenſchen zu lieben wie uns ſelbſt, und ſolches thätlich beweiſen. Ferner lehrte er, daß alle Menſchen zu einem gewiſſen Grade von Wohlbefinden auf dieſer Erde berechtigt ſeyen; daß es daher Pflicht jedes wahren Chriſten (Menſchen) ſey, dieſen Zuſtand herbeizuführen. — Dieſe und noch andere herrliche Lehren des wahren Chriſtenthums (der Humanität) trug der gemüthliche Apoſtel des verjüngten, von den Schlacken des Pfaffenthums gereinigten Chriſtenthums vor, ſo daß am Schluſſe ſeiner Predigt die meiſten Zuhörer begeiſtert ausriefen: „Das heißt Chriſtenthum, das heißt Wahrheit predigen!“ und als er hierauf vor den Altar getreten war und die Einſetzung des heil. Abendmahls durch den Gründer unſerer Religion erklärte, nahmen mehr als 200 Proteſtanten und Katholiken an dieſer Handlung Antheil, und darunter Leute, welche ſeit 20 Jahren nicht mehr Theil am Abendmahl genommen hatten. Am andern Tage hatte der Gründer des Deutſchkatholismus das Vergnügen, eine neue deutſchkatholiſche Gemeinde zu gründen, indem ſich etliche 60 Glieder, dabei viele Familienväter, röm. Katholiken und Proteſtanten in den Schoos des neuen Bundes aufnehmen ließen. — Am 1. Sept. geleiteten 24 Bürger Dürkheims von allen Confeſſionen den neuen Reformator in ſieben Wägen nach Frankenthal und wünſchten ihm daſelbſt, Abſchied von ihm nehmend, Glück zu ſeiner Reiſe und Miſſion nach Wien. „Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird Euch frei machen!“ ſagte Johannes der Apoſtel, C. 8. V. 32, und ich ſage Euch, Ihr Wiener, Ihr werdet die Wahrheit hören von dem neuen Apoſtel Johannes Ronge!

Mainwaſſer-Wärme: Am 9. Sept., Morgens 9 Uhr: 17 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 9. Sept. Der Barbier von Sevilla, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Roſſini. (Gaſtrolle) Figaro: Hr. Piſchek, k. würtemb. Kammerſänger.

Sonntag, 10. Sept. Dorf und Stadt, Schauſpiel in 2 Abth. und 5 Akten mit freier Benutzung der Auerbach'ſchen Erzählung: „Die Frau Profeſſorin“, von Charl. Birch-Pfeiffer.

*) Wir erklären nunmehr die Polemik in dieſer Angelegenheit in dieſem Blatte als geſchloſſen. D. Red.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 247. Montag, den 11. September 1848.

Charlotte.

Erzählung von A. Reich.

(Fortſetzung.)

„Wo eine ſo ernſte Ueberzeugung aus einem ſo klaren Gemüthe hervorgeht," ſagte Löben zu Charlotten, „ſchweigen alle Wahnbilder, alle Täuſchungen. Sie haben recht gewählt — Gott gebe meinem armen Freunde die Kraft, den Verluſt eines ſolchen Schatzes zu ertragen. Meine Verehrung für Sie, mein Fräulein, iſt ſo tief, daß ich dies Gefühl durch jede Verſicherung, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geſchenkt haben, zu entweihen fürchte."

„Egloff's Liebe zu Ihnen bürgt mir dafür," entgegnete Charlotte mit herzlichem Ton, „es wurde mir weniger ſchwer, Ihnen zu ſagen, was geſagt werden mußte, als ich glaubte, und dafür danke ich Ihnen von ganzer Seele — ich werde Ihnen noch mehr danken, wenn Sie meine Bitte erfüllen, nie, und bei keiner Veranlaſſung dieſes Geſpräches gegen mich zu gedenken — auch ich," fügte ſie mit ſchwachem Lächeln hinzu, „habe mit der Vergangenheit abgeſchloſſen."

Ernſt und traurig, tiefer erregt, als er es für möglich gehalten hatte, verließ Löben das kleine Haus, in das er mit peinlichen und zweifelnden Gedanken eingetreten war, und noch lange nachher vermochte er es nicht, aus ſeinen Gedanken das Bild des einſamen Mädchens zu bannen, das von ſchweren Schmerzen heimgeſucht war, und, wie ſie ſelbſt ſo traurig geſagt hatte, keine Mutter mehr hatte, um mit ihr zu weinen. Es bangte ihm vor dem Gedanken, wieder mit ihr zuſammenzutreffen, er konnte es ſich kaum verzeihen, daß er gezwungen geweſen war, in das Heiligthum ihrer Schmerzen einzudringen, und fürchtete, für ſie eine ewige Mahnung an jene peinliche Unterredung zu bleiben. Als aber der Zufall ihn nach einiger Zeit wirklich wieder in ihre Nähe führte, war ihm bei ihrem zutraulichen, frommen Blick, ihrem, nach einer augenblicklichen erröthenden Befangenheit, ſo anmuthigen und freundlichen Benehmen zu Muthe, als ob eine Laſt von ſeinem Herzen gewälzt würde, und er fand leicht die Faſſung, um an dem Geſpräche Theil zu nehmen, das ſie mit einigen ſie umgebenden Perſonen führte.

Der wiederholt ausgeſprochene Wunſch des Herzogs von K., die Gebildeten unter den Mitgliedern ſeiner Hofbühne in geſellige Cirkel aufgenommen zu ſehen, hatte auch Charlotte in die höheren geſelligen Kreiſe der Stadt eingeführt, und mit Freude und Theilnahme beobachtete Löben, daß dort, wie überall, wo er ſie ſah, dieſelbe liebliche Grazie ihr Erſcheinen und ihr Benehmen auszeichnete. Mit beſcheidener Freundlichkeit lieh ſie ihr muſikaliſches Talent auch den kleinſten geſelligen Kreiſen, einfach und mit feinem Anſtande wußte ſie jede Annäherung der ſie bewundernden jungen Männer in den engen Gränzen zu erhalten, die ihr, in ihrer ſchutzloſen vereinzelten Stellung wichtiger ſeyn mußten, als jedem andern jungen Mädchen.

Das feine Anſtandsgefühl Charlottens hatte ſie veranlaßt, gleich bei'm Antritte ihrer theatraliſchen Laufbahn eine bejahrte Verwandte ihrer Mutter zu ſich zu nehmen, die, Wittwe und kinderlos, gern damit zufrieden war, ihr beſcheidenes Einkommen bei Charlotten zu verzehren, die ihr manches lang entbehrte häusliche Behagen verſchaffte, und der ſie dafür eine thätige Hülfe bei der Pflege der Kinder und einen mütterlichen Schutz der Welt gegenüber gewährte. Unter dieſem Schutze empfing ſie die Beſuche, deren Annahme ſie ihrer Stellung nach nicht verweigern konnte, und ſo war es auch Löben möglich, ſie öfters in der Stille ihrer eigenen Häuslichkeit aufzuſuchen, ohne dadurch aufzufallen. Monate vergingen, und ihr ſtets fortgeſetzter geſelliger Verkehr gab ihm nach und nach das Recht, ſich den Wenigen, ihr näher befreundeten Perſonen beizählen zu dürfen. Mit jedem Blicke, den er in das Leben dieſes intereſſanten Geſchöpfes warf, ſtieg ſein Intereſſe, ſeine Bewunderung für ſie. Wenn er manchmal, nach einem Abende, wo er ſie mit allem Glanze ihres ſeltenen Talentes das Publikum hatte bezaubern ſehen, zu ihr kam und ſie ſo einfach, ſo ſtill für das Behagen der Ihrigen ſorgen, ſo mild die Uebergänge aus einem Daſeyn, das der Oeffentlichkeit angehörte, in das trauliche Familienleben ausgleichen ſah, fragte er ſich, woher dieß ſo junge, ſo einſame Weſen dieſe Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Handelns nehmen könnte. Einmal, nach der Aufführung einer Oper, in der ſie beſonders hinreißend geſungen hatte, ſprach er mit ihr darüber.

„Meine Stellung bei der Bühne ſagt mir zu wenig zu," entgegnete ſie, „als daß ſie auf mein Privatleben den geringſten Einfluß üben könnte. Es vergißt ſich zu ſchwer, von einem Sterbebette weg auf die Bühne getreten zu ſeyn, als daß es möglich wäre, je für die flitterhaften Eitelkeiten dieſes Standes empfänglich zu werden. Ich liebe die Muſik ſo ſehr, daß ich ſtets mächtig von der Aufgabe hingeriſſen werde, ihr Leben und Geſtalt zu geben, aber von dem Augenblicke an, wo meine Stimme ſchweigt, wo der Gedanke, den die Oper verwirklichen ſollte, durchgeführt iſt, werden alle die trüben Erinnerungen wieder wach, die ſich an mein Betreten der Bühne knüpfen, und das Bewußtſeyn, für ein Publikum geſungen zu haben, tritt durch deſſen Beifallsbezeigungen ſo ängſtigend und peinlich vor meine Seele, daß ich mich mit Sehnſucht nach meiner lieben Häuslichkeit wende, wo ich den Meinigen um meiner ſelbſt willen lieb bin, wo ich ſeyn darf, wie ich wirklich bin. Denn ſehen Sie," fügte ſie mit ſüßem Lächeln bei, „ich bin ſtolz auf dieſes kleine Reich, ſtolz auf dieſe Herzen, die mir gehören, auf dieſe kleinen Freuden, die ich ſchaffen, dieſe ſüßen Schmeicheleien, die ich mir erwerben kann. Und dieſer Stolz macht mich ſo demüthig und ſcheu der Welt gegenüber, die mich nicht kennt und

Digitized by Google

nicht kennen ſoll, und ſo — Sie ſagen feſt, ich fürchte ſagen zu müſſen, despotiſch in meinem lieben, heimlichen Königreiche.“

„Und nehmen Sie in dieſes Reich keine neuen Unterthanen auf?“ ſprach Löben in ſcherzendem Tone, aber mit bebender Stimme. Charlotte wollte ihm auch mit einem Scherze antworten, da traf ſie ſein brennendes Auge, ſie erbleichte und fand nur mühſam die Worte wieder, die ſie ihm ſagen wollte. „Sie erräth mich,“ dachte er, „und ſie fürchtet, ich möchte es wagen, ihr zu ſagen, daß ich ſie liebe!“

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch bei Linné.

Von einem Oſtpreußen.

Das nördlichſte Ziel meiner Reiſe war glücklich erreicht. Nachdem ich in der unvergleichlich ſchönen Felſenſtadt am dunkelblauen Mälar, in **Stockholm**, meine Sehnſucht nach dem Herzen Schwedens geſtillt, hierauf in **Sigtuna**, der alten Reſidenz des Götterkönigs **Odin**, die älteſten Ueberreſte der berühmten Heidenzeit, die Ruinen ihrer Tempel beſucht und in ihnen von den Tagen der Vorzeit und dem jugendlichen Walhalla geſchwärmt hatte: — war ich in Geſellſchaft eines ſehr gebildeten und lebendigen **isländiſchen** Doktors G. an einem ſchönen Sommerabende in der ehrwürdigen Univerſitätsſtadt **Upſala** eingetroffen.

Dieſe Stadt gewährt dem Reiſenden ein vielſeitiges Intereſſe. Ich war froh, in einem gemüthlichen, liebenswürdigen, jungen Mann, Profeſſor M. aus Wärmland, einen freundlichen und höchſt gebildeten Führer zu finden, welcher unermüdlich war, mir die Schätze der Stadt zu zeigen und mich mit einigen Einwohnern, namentlich mit Profeſſoren bekannt zu machen, unter denen beſonders der berühmte Dichter und Hiſtoriker **Geyer** und der bekannte Botaniker **Afzelius**, der letzte Schüler Linné's, einen ſehr wohlthuenden Eindruck auf mich machten.

Von allen ſonſtigen Schätzen der Stadt hatte das älteſte und berühmteſte Denkmal der deutſchen Literatur, das Original des Ulfilas, mich im höchſten Grade intereſſirt. Dies ehrwürdige Denkmal unſeres Volkes wäre ſchon allein im Stande geweſen, ſo hoch nach Norden eine Reiſe zu lenken, zumal für Denjenigen, dem deutſche Sprache und Sprachforſchung am Herzen liegen. Es hatte alſo Ulfilas bereits mehr Zeit in Anſpruch genommen, als ich früher gedacht, und ſo war, unerwartet ſchnell, der letzte Tag herangekommen, den ich mir für den Aufenthalt in Upſala feſtgeſetzt. Auf den folgenden Tag war die Rückreiſe nach Stockholm und von da nach Königsberg beſtimmt.

Zwar hatte mein bisheriger Reiſegefährte G. mich bewegen wollen, mit Upſala mich nicht zu begnügen, ſondern weiter hinauf nach Norden zu reiſen. Mit einer ſeltenen Beredtſamkeit hatte er ſein geliebtes Island geſchildert und hinzugefügt, wenn ich nicht dorthin wolle oder **könne**, ſo müſſe ich doch wenigſtens in Schweden noch mehrere Grade nach **Norden** hinauf, um die Natur auch in ihrer furchtbaren Erhabenheit und in ihrem öden Graus kennen zu lernen. M. drang ebenfalls, wenn gleich nicht mit ſolchem Feuer, wie der Sohn des vulkaniſchen Eilandes, doch aber, trotz aller ſeiner ſonſtigen Sanftmuth, recht ſehr in mich, dem Rathe zu folgen und wenigſtens ſein Lieblingsland **Dalekarlien** zu durchwandern. Allein ich wollte nun einmal meinem Reiſeplan treu bleiben. Ich glaubte mich mit dem bisher Geſehenen begnügen zu können, war glücklich genug, ſchon ſo viel Romantik zu Waſſer und Lande, im Dampfer und zu Fuß erfahren zu haben und bangte mich ſchon nach der Heimath. Kurz, es blieb dabei, Upſala ſollte der nördlichſte Punkt ſeyn, und die Rückreiſe war für morgen feſtgeſetzt. Auf den heutigen Tag aber hatte ich noch Vieles verſchoben, was nun um ſo ſchneller abſolvirt werden ſollte, namentlich den Ausflug in die berühmten Umgebungen der Stadt.

Der Vormittag ward zu einer Fahrt nach Gamla-Upſala beſtimmt, dem alten Hauptſitze des nordiſchen Götzendienſtes. Hier fand ſich ſchon vor mehr als 2000 Jahren der prachtvolle Tempel mit dem nun verſchwundenen Hain; hier reſidirte der **Oberprieſter**, der zugleich **Oberkönig** war. Ein Theil jenes Götzentempels iſt noch in den Mauern der heutigen Kirche vorhanden. Herum liegen die berühmten Upſala-Högar, die Grabſtätten der Altvordern. Von ihnen zogen beſonders drei ſteile Rieſenhügel meine Aufmerkſamkeit auf ſich, unter denen nach der Sage die drei nordiſchen Hauptgottheiten **Thor**, **Odin** und **Freya** begraben liegen. Nach gewöhnlicher Sitte der Reiſenden wurde auf den drei Hügeln antiker Meth getrunken. Der Isländer feierte mit einem Eddaiſchen Trinkſpruch den Gott **Odin**; der Wärmländer rief in ſchwediſcher Sprache dem Donnergott **Thor** ein kräftiges Godthor zu, und ich Samländer mußte mit einem altdeutſchen Minneliede die Liebesgöttin **Freya** hoch leben laſſen. Is-, Wärm- und Samland gingen begeiſterungsvoll auf in den Gedanken an das **gemeinſame** Walhalla, den Sitz ewiger Jugend und heiterer Freundſchaft. — Von allen drei Götterhügeln wurden zur Erinnerung Blumen gepflückt; von **Freya's** Grabe nahm ich die ſchöne rothe Blume, welche zum Andenken an den großen Linné noch heute **Linnaea** heißt.

Der Nachmittag war zur Fahrt nach Hammersby beſtimmt, dem Gute, welches **Linné** von ſeinem Könige zum Geſchenk erhalten hatte.

Schon öfters brachte Freund M., der ſelbſt ein tüchtiger Botaniker und **Linné's** enthuſiaſtiſcher Verehrer war, dieſe Fahrt in Vorſchlag. Allein theils das Intereſſe für nordiſche Alterthümer und Sprache, theils die lieben neuen Bekanntſchaften in der Stadt hatten mich dieſe Fahrt bisher aufſchieben laſſen. Erſt heute kam ſie zur Ausführung. Es begünſtigte uns das ſchönſte Wetter. Der Sommer hier im ſüdlichen und mittleren Schweden ſteht unſerm Sommer hier nicht im mindeſten nach, als durch ſeine Kürze.

Nachdem wir drei Gaſthäuſern vorbeigefahren waren, welche ſonderbarer Weiſe **Freude**, **Noth** und **Pein** heißen, empfing uns zunächſt die berühmte **Mora**wieſe. Eine ungeheure Ebene breitete ſich vor uns aus. In der Mitte, hart am Wege, lagen die bekannten Moraſteine, worauf vor grauen Jahren die Vornehmſten des Volkes ſaßen, um ihren König unter freiem Himmel zu wählen, während das Volk ſich rings gelagert hatte. Der größte Stein war zum Sitz für den neuerwählten König beſtimmt. **Erich** IX. der Heilige ward zuerſt hier gewählt.

Wir kamen hierauf durch das Dorf Danmark, das von der großen Dänenſchlacht im 13ten Jahrhundert ſeinen Namen empfangen hat, und ſahen nun ſchon aus der Ferne die rothen Häuſer von Hammersby, der ſchönſten Sommerheimath Linné's.

(Fortſetzung folgt.)

Iſt die Nationalverſammlung competent,

den Gemeinden das unbedingte Wahlrecht ihrer Seelſorger, und den Kirchenſprengeln daſſelbe Recht in Beziehung auf die Beſetzung der höhern Kirchenſtellen zurück zu geben?

Die Antwort ſoll in ganz kurzen Andeutungen folgen:

1) Urſprünglich wählten die Gemeinden ihre Geiſtlichen, in Tyrol geſchieht es jetzt noch. Im fränkiſchen Reiche wurde dieſes Verhältniß zuerſt durch die Eingriffe der Päpſte und Fürſten

Digitized by Google

alterirt. Wenn die Nationalverſammlung befugt iſt, dieſe Aenderung aufzuheben, ſo iſt ſie auch befugt, das urſprüngliche Recht den Gemeinden zurück zu geben.

2) Von der Nationalverſammlung verlangt die religiöſe Ultrapartei in zahlloſen Eingaben die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Die hyperorthoderen Mitglieder des Parlaments wollen die concordatmäßigen Präſentationsrechte der Fürſten ſammt Patronatsrechten aufgehoben wiſſen. Sie erkennen alſo die Nationalverſammlung als competent nach dieſer Seite hin, ſie müſſen dieſelbe alſo auch als competent erkennen, zu verfügen, wem künftighin jene Rechte gehören ſollen. Das fordert die Conſequenz, und die Gerechtigkeit fordert, daß ſie den urſprünglichen Beſitzern — den Kirchengemeinden — zuerkannt werden.

3) Wenn der römiſche Hof und die Fürſten competent waren, kirchliche Rechte der Gemeinde zu vergeben, ſie ſogar an Beſitzthum zu binden und mit dieſem an den Meiſtbietenden oder an Erben übergehen zu laſſen: ſo muß die Nationalverſammlung noch mehr competent ſeyn, das alte Unrecht aufzuheben, indem ſie den Gemeinden ihre kirchlichen Rechte zurückgibt.

4) Wenn das Verfahren des römiſchen Hofes und der Fürſten bezüglich dieſer Rechte keine Störung der Grundverfaſſung der Kirche, kein Eingriff in ihr inneres Gebiet war: ſo iſt es auch keine Störung der Grundverfaſſung der Kirche, kein Eingriff in ihr inneres Gebiet, wenn die Nationalverſammlung den status quo wieder herſtellt.

5) Wenn durch die den Kirchengemeinden widerfahrne Entziehung der Wahlrechte das Dogma, die Grundlehre der Kirche, nicht verletzt wurde: ſo wird auch das Dogma durch Rückgabe dieſer Wahlrechte an die Kirchengemeinde nicht verletzt.

6) Wenn Karl der Große, den die Biſchöfe ſelbſt Theilhaber des prieſterlichen Amtes und Statthalter Chriſti, und welcher ſich ſelbſt admonitor episcoporum, die Biſchöfe aber ſeine adjutores nannte, wenn Karl d. G. competent war, durch ein Capitulare vom Jahre 803*) zu verfügen, daß nach altem canoniſchem Brauche die Wahl der Biſchöfe durch das Volk und den Clerus geſchehen ſolle: ſo iſt die Nationalverſammlung gewiß competent, ein Gleiches zu verfügen.

7) Durch die Ernennung der Biſchöfe mittelſt Wahl von Seiten des Volkes und der Geiſtlichkeit werden die beſtehenden Rechte des Papſtes nicht verletzt; denn gleichwie der Papſt bisher die vom Könige präſentirten Kandidaten des Biſchofsamtes canoniſch inſtituirte, ſo wird er auch die vom Volke präſentirten canoniſch inſtituiren.

8) Durch die Ernennung der Pfarrer mittelſt Wahl von Seiten der Gemeinden werden auch die beſtehenden Rechte der Biſchöfe nicht verletzt; denn der Biſchof ordinirt und qualificirt die Kandidaten des geiſtlichen Standes, und nur aus ſolchen darf die Wahl geſchehen. Nach geſchehener Wahl gibt der Biſchof die canoniſche Inſtitution. Wie alſo der Biſchof bisher die durch Fürſten oder Patrone aus der Zahl der ordinirten und qualificirten Genommenen canoniſch inſtituirte, ſo wird er fernerhin die aus dieſer Zahl durch die Gemeinden gewählten canoniſch inſtituiren.

9) Dem Gewiſſen des Volkes, auch des bigotteſten, wird man dadurch nicht wehe thun; es wird ſich vielmehr freuen, den Mann ſeines Vertrauens wählen zu können. Die Unmündigen mögen ſich Einen ſetzen laſſen.

*) Ut sancta ecclesia suo liberius potiretur honore, ad sensum ordini ecclesiastico praebuimus, ut episcopi per electionem cleri et populi secundum statuta canonum de propria dioecesi, remota personarum ac munerum acceptatione ob vitae meritum et sapientiae donum eligantur, ut exemplo et verbo sibi subjectis usquequaque prodesse valeant.

10) Ein Volk, das in allen Beziehungen ſeine Repräſentanten wählt, muß auch fähig ſeyn, den Mann zu wählen, dem es ſeine innerſten, heiligſten Angelegenheiten vertraut.

11) Wenn das Volk wählt, werden die Geiſtlichen nicht mehr heucheln, kriechen und ſich den beliebigen Tendenzen der Biſchöfe fügen, nicht mehr auf Selbſtſtändigkeit und Charakter verzichten müſſen, ſondern ſie werden ſich beſtreben, Männer der Wiſſenſchaft, der ſittlichen Würde, der Popularität, wahre Väter und Freunde der ihnen Anvertrauten zu ſeyn. Solche Männer werden gewiß von dem Volke geſucht ſeyn, und der Mann des Vertrauens hat eine innere und äußere Stellung, welche keine Anſtellung durch Oberbehörden gewähren kann.

Möge die Nationalverſammlung dieſe kurzen Andeutungen beherzigen und darnach handeln — oder aber, wenn ſie dennoch Bedenken trägt, die Sache beim Alten laſſen. Wenn man den Gemeinden das Wahlrecht nicht geben will, ſo gebe man es ja den Biſchöfen nicht. Durch eine ſolche Kirchenfreiheit würden die Gemeinden, und beſonders die Geiſtlichen, unfreier werden, als ſie je waren. T.

Mannichfaltigkeiten.

München, 31. Auguſt. Der „Verein praktiſcher Aerzte in München“ beſchäftigt ſich zur Zeit ſehr eifrig mit den Vorarbeiten für einen am 2. Oktober d. J. in hieſiger Hauptſtadt abzuhaltenden Congreß praktiſcher Aerzte Bayerns. Zweck dieſes Congreſſes, zu dem bereits die meiſten unſerer ärztlichen Kreisvereine nicht blos ihre Zuſtimmung gegeben, ſondern ſogar dringend und wiederholt aufgefordert haben, iſt Berathung über eine durchaus nothwendige Reform unſeres geſammten Medicinalweſens, welches, nebenbei geſagt, gar ſehr im Argen liegt und zu den übrigen freiſinnigen Inſtitutionen unſerer Zeit in keiner Weiſe mehr paſſen will. (A. Z.)

Korreſpondenz.

Waldeck, 27. Auguſt.

Es iſt der Mühe werth, das politiſche Leben in unſerer Duodezausgabe von einem Staate anzuſehen, um ſich ein Bild davon zu machen, wie es eigentlich nicht ſeyn ſoll. Ein unpolitiſcheres, curioſeres, lächerlicheres Treiben, als wie es hier im Augenblicke in vieler Beziehung hervortritt, kann man ſich wohl nicht denken. Es iſt traurig, öffentlich ein ſolches Geſtändniß ablegen zu müſſen; aber es muß geſchehen, weil man hier zu Lande glaubt, ſchwätzen, verdächtigen, verläumden, der Eitelkeit fröhnen, Adreſſen voll Egoismus und Lügen in die Welt ſchicken — das ſey Theilnahme am öffentlichen Leben. Es gibt nichts Kleinſtädteriſches, nichts Spießbürgerlicheres als dieſe Jammerdinge von Adreſſen, deren Ziel es iſt, ohne Sachkenntniß, ohne Liebe zur Wahrheit nur die Eifer- und Parteiſucht gegen unſer unglückliches Reſidenzſtädtchen auf die Spitze zu treiben, um ihm bei erſter Gelegenheit wieder einmal eine Ohrfeige zu geben. — Die Aufmerkſamkeit, welche man bis zur Vertagung der Stände der ernſten Thätigkeit derſelben zuwandte, hat ſich nunmehr monomaniſch auf einen Punkt concentrirt. Man rauft ſich nämlich um unſern Vertreter in der Nationalverſammlung, Hrn. Dr Backhaus, der ſich durch eine krampfartige Sturmpetition an unſere Landſtände, durch ſpätere Verläugnung dieſer ſeiner ungezogenen Tochter und durch unbedachte Correſpondenzen in den Ruf eines unbeſonnenen, eiteln, ſelbſtſüchtigen, unehrenhaften Mannes brachte. Nun ſauſt es Einem vor lauter unfruchtbaren Demonſtrationen für und gegen ihn ſo in den Ohren, daß man glaubt, das ganze waldeck'ſche Land ſpiele eine politiſche Katzenmuſik über das Thema: „Backhaus oben, Backhaus unten.“ Wer es mit anſieht und anhört, wie man ſich quält, jetzt, nachdem einige Einwohner Arolſens

Digitized by Google

ſich gegen Hrn. Dr. Backhaus erklärt haben, alle die Unterzeichneten für Lügner, Fürſtenknechte und Reactionäre zu verſchreien, und zwar einzig deßhalb, weil ſie Einwohner der Reſidenz ſind; wer es mit anſieht, wie ſich in Städten und Dörfern die Aufgeblaſenheit mit der Unwiſſenheit verbindet, um anerkannt ehrenwerthe, freiſinnige Leute zu verdächtigen, weil ſie ſich nicht herabwürdigen können, einen Mann in Schutz zu nehmen oder wenigſtens rein zu ſprechen, der zu den ſchmutzigſten Mitteln greift, um ſeine eignen Worte von ſich abzuweiſen, indem er ſie nachträglich aus Verlegenheit ſeinem unmündigen Bruder in den Mund legt; wer es mit anſieht und anhört, wie trotz dem plumpen Streben dieſes Bruders, dem Bruder durch gedungene Stimmenſammlung, ja ſogar durch offene Verläumdung des wackern Stellvertreters unſeres Deputirten aus der Verlegenheit zu helfen, wie trotz alle dem die Bürger der verſchiedenen Städte ſich nicht abhalten laſſen, auf die Ehre zu verzichten, unter einem lügneriſchen Artikel ihren Namen gedruckt zu leſen; wer es anſieht, wie dieſe Schandadreſſen das Licht ſcheuen und vornherein von der intelligenten Klaſſe keine Zubuße erwarten, weil ſie ihrer Lüge und Falſchheit ſich bewußt ſind: den überkommt ein Gefühl des Jammers und des Mitleids über die Armuth an politiſchem Bewußtſeyn und Willen, wie ſie hier herrſcht; den empört dieſe ſpießbürgerliche Kleinkrämerei, dies Aufklopfen tauber Nüſſe, dies Zanken um des Kaiſers Bart; der kann es ſich nicht verhehlen, daß ſolche Leute wahrhaftig der Freiheit nicht werth ſind, weil ſie dieſelbe in der Wahrheit und unbefangenen Prüfung mit Füßen treten. — Wir haben den Kenntniſſen und dem Willen unſeres Nationalvertreters jederzeit gern Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und es hätte zu deren Anerkennung ſeinerſeits weder des Brüſtens mit notabeln Bekanntſchaften, noch anderer ſelbſtgefälliger Worte bedurft; wir haben ſeine Unbeſonnenheit entſchuldigt: aber die feige Zurücknahme und Verläugnung ſeiner Worte, das Dulden ſchmählicher, zu ſeinen Gunſten eingeleiteter Machinationen können wir durchaus nie in Schutz nehmen. Es müßte, ſollte man denken, doch wohl demüthigend für ihn ſeyn, daß mit ſehr vereinzelten Ausnahmen, die Gott weiß aus welchen Gründen unter der Corbacher Adreſſe figuriren, das ganze gebildete Publikum an jenen Lobhudeleien nicht hat Theil nehmen können. Wir hoffen deßhalb, Hr. Dr. Backhaus wird durch eine offene, ehrenhafte Erklärung und durch entſchiedenes Zurückweiſen dieſer ſüßen, lügenhaften Worte an ihn dem Adreßfieber hierſelbſt ein Ziel ſtecken und dadurch die Makel vergeſſen machen, die er leider nie wieder von ſich abwiſchen kann.

Aus Baden, 5. Sept.

In Beziehung auf die von der Dresdener Lehrerverſammlung vorgeſchlagene Einberufung eines Lehrerkongreſſes in Eiſenach, an welche in einer Korreſpondenz aus Franken in Nro. 237 der Oid. erinnert wird, hat man zu bemerken, daß Eiſenach ein durchaus unpaſſender Ort iſt, und daß wohl ganz Süddeutſchland einen dort ſtatt findenden Kongreß nicht beſchicken würde. Der einzig paſſende Ort iſt Frankfurt, wo der Kongreß mit dem betreffenden Ausſchuß der Nationalverſammlung direkt verhandeln und auch ſonſt für die Förderung des Schulweſens wirken kann. Aus ähnlichem Grunde fanden auch die Gewerbekongreſſe in Frankfurt ſtatt. Der Umſtand, daß Frankfurt nicht in der Mitte Deutſchlands liegt, kann hier nicht maßgebend ſeyn, wo ein ſo entſchiedener Vortheil zu erringen iſt, und ohnedies wird der Kongreß ja nur von Abgeordneten beſchickt. In Erwägung dieſer Punkte hat eine am 2. September zu Ladenburg ſtattgefundene Lehrerverſammlung den Redakteur des bad. Volksſchulblattes beauftragt, einen allgemeinen deutſchen Lehrerkongreß nach Frankfurt a. M. auszuſchreiben und in Gemeinſchaft mit einem Comité deßfalls mit den Lehrern anderer deutſchen Staaten ins Vernehmen zu treten und die erforderlichen Vorarbeiten zu fertigen. Das Comité hält nächſten Sonntag Sitzung, und es dürfte alſo bis dahin die Sache verſchoben werden.

Wiesbaden, 5. Sept.

Bei dem allgemein gefühlten Bedürfniſſe, eine förmliche Traubenkur hier zu etabliren, haben ſich mehrere hieſige und Rheingauer Weinberggutsbeſitzer vereinigt, die Kurgäſte mit den vorzüglichſten und geeignetſten Traubenſorten zu verſorgen. Es iſt in der That auffallend, daß bei der ſchönen Lage unſerer eigenen Weinberge, der Nachbarſchaft des Rheingaues, Nierſteins und Hochheims, von woher auf die ſchnellſte Weiſe die köſtlichſten Trauben zu erhalten ſind, nicht ſchon längſt die geeigneten Schritte zur Ausbeutung ſo natürlicher Vortheile geſchehen ſind. Der Grund hiervon lag wohl in der Apathie und der Gleichgültigkeit der Einwohner ſelbſt; ſeit Umgeſtaltung unſerer politiſchen Verhältniſſe hat ſich jedoch ein reger Speculationsgeiſt derſelben bemächtigt, welcher von den erſprießlichſten Folgen begleitet ſeyn wird. So ſoll die Kur jetzt nicht mehr auf die Sommermonate beſchränkt bleiben; ſie iſt für permanent erklärt und wird auf das ganze Jahr ausgedehnt. Der Herbſt, der in der Regel zu unſeren ſchönſten Monaten gehört, der milde Winter, das herrliche Frühjahr ſind unſerm Projecte ausnehmend günſtig. Auch vereinigt unſere Stadt als Bad, Haupt- und Reſidenzſtadt alle Mittel, um den Fremden hier zu feſſeln. Ein ausgezeichnetes Theater, eine zahlreiche öffentliche Bibliothek, Leſekabinette, Geſellſchaften für Kunſt, Literatur und Politik, Konzerte und Bälle, wohlfeile Wohnungen, vortreffliche Gaſthöfe geben dem überall gerne geſehenen Gaſte hinlänglichen Stoff zu ernſter und heiterer Unterhaltung. Wir ſind daran, eine förmliche Winterkur einzurichten, und mehrere Badehäuſer haben ſich ſchon vorgeſehen. Nach den bisher gemachten Erfahrungen hat ſich allerdings das Bad auch im Winter heilbringend bewährt. Die hohe Temperatur des Waſſers durchwärmt die Baderäume und erleichtert den Gebrauch der Bäder. Auch iſt es im Werke, die nach Süden gelegene, 300 Fuß lange, ſehr geräumige Colonnade für das kurtrinkende Publikum in einen Wintergarten zu verwandeln, ein Spaziergang, welcher ſich des allgemeinſten Beifalls erfreuen dürfte. Ueberhaupt wirken jetzt alle Kräfte einträchtig zuſammen, um unſern Kurort zu heben und dem Fremden Stoff zu heiterer und genußreicher Unterhaltung zu gewähren. So iſt unter Anderm rühmend zu erwähnen, mit welcher uneigennützigen Bereitwilligkeit ſchon öfters unſer vorzügliches Theaterorcheſter das Publikum mit ſeinen Produktionen in mehreren Abendunterhaltungen erfreut hat. Und mit gleicher Anerkennung muß gerühmt werden, daß mehrere Jagdpächter den Fremden den Zutritt zu ihren Jagden eröffnet haben.

Frankfurt a. M.

Wir erlauben uns, ſowohl Einheimiſche als Fremde auf das Montag am 11. Sept. in der Mainluſt zum Benefiz des dortigen Orcheſters ſtattfindende große Konzert aufmerkſam zu machen. Die Leiſtungen der daſelbſt unter der gewandten Leitung des Hrn. Muſikdirektors Heinefetter ſpielenden, leider von uns ſcheidenden braven Muſiker ſind hinlänglich bekannt; das Programm empfiehlt ſich durch beſondere Reichhaltigkeit, und ſo läßt ſich wohl hoffen, daß ſich ein recht zahlreiches Publikum einfinden werde, um auf einige Stunden die Disharmonieen dieſer Tage zu vergeſſen.

Mainwaſſer-Wärme: Am 11. Sept., Morgens 8 Uhr: 17 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Montag, 11. Sept. Beliſar, große Oper in 3 Abth. (1. Akt der Triumph, 2. Akt das Exil, 3. Akt der Tod Beliſars, der dritte in zwei Abth., von Salvator Cammarano). Muſik von Donizetti. (Gaſtrolle) Beliſar: Hr. Piſchek, k. würtemb. Kammerſänger.

Mittwoch, 13. Sept. Don Juan, große Oper in 2 Abth. Muſik von Mozart. (Letzte Gaſtrolle) Don Juan: Hr. Piſchek, k. würtemb. Kammerſänger. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 248. Dienſtag, den 12. September 1848.

Charlotte.

Erzählung von A. Reich.

(Fortſetzung.)

Ja, es war wahr, dieſer ernſte Mann mit ſeinem ſo kühlen, ſo beſonnenen Weſen, daß man ihn oft für unempfindlich und kalt hielt, liebte die junge Sängerin mit aller Kraft ſeines Herzens. Als er ſich zum erſtenmale ſagen mußte, daß es ſo war, erſchrack er, denn er wußte ja, daß ihr Herz für einen Andern ſchlug. Bald aber fühlte er den Willen und die Kraft, dieſe Liebe in ſich zu verſchließen, ſo mächtig, daß er es nicht vermied, Charlotte zu ſehen wie ſonſt. Wirklich war es auch heute das erſte Mal, daß ihm ihr gegenüber eine auch noch ſo leiſe Hindeutung auf dieſes Gefühl entſchlüpft war. Es gelang ihm auch bald wieder, den alten Ton vertraulicher ruhiger Freundſchaft wieder aufzunehmen, der ihm ihr gegenüber zu einer ſo ſüßen Gewohnheit geworden war. Sie waren Beide ganz unmerklich dazu gekommen, ſich mit einem herzlichen Vertrauen zu begegnen; ohne daß je der Schleier über jenen einen Punkt, der ihre Bekanntſchaft herbeigeführt hatte, gehoben wurde, ſchloſſen ſie doch einander ihr Inneres auf eine Weiſe auf, wie ſie es gegen ſonſt Niemand thaten. Jedes Intereſſe, jedes Gefühl, das eines von ihnen bewegte, fand bei dem andern rege Theilnahme, ſie wurden gewohnt, ſich über jeden lebhafteren Eindruck, der ihnen ward, auszuſprechen und Rechenſchaft zu geben. So lebten ſie einen Tag um den andern hin, ohne daß ſich in ihren äußern Beziehungen zu einander irgend etwas verändert hätte. Mit jedem Tage fühlte aber Löben mehr, wie dieſe Liebe ſein ganzes Weſen in Beſitz nahm, und eine Macht über ihn gewann, die er immer weniger zu bekämpfen vermochte, denn es war nicht die Kraft zum Widerſtande, die ihn verließ, ſondern der Wille dazu. Er hatte ſchon früher geliebt, in ſeiner erſten glühenden Jugend war auch ihm das ſüße Reich der Leidenſchaft aufgethan worden, und er hatte mit vollen Zügen und aller Schwärmerei ſeiner überwallenden Jugend den Becher des Glücks geleert. Das Gefühl, das ihn jetzt beherrſchte, war aber von jenem ſo ganz und gar verſchieden, daß wohl darin mehr als in den Verhältniſſen der Grund lag, warum er ſich dieſer Liebe erſt ſpät bewußt wurde. Damals hatte er ſich ſelbſt ganz und gar an ſeine Leidenſchaft verloren, ſie beherrſchte ſein Weſen nicht allein, ſondern ſie veränderte es; er fühlte, dachte und lebte nicht mehr durch ſeine eigenen Fähigkeiten und Empfindungen, ſondern er war ſo ganz in dem Gefühl ſeine Liebe aufgegangen, daß er ſeine ganze Eigenthümlichkeit daran hingab. Wie anders war aber nun der Zuſtand ſeines Innern! Die Liebe zu Charlotte war in alle Tiefen ſeines Herzens und Geiſtes eingedrungen, ſtatt ſeine eigene Weſenheit zu verwirren, flammten alle ſeine Fähigkeiten vor dieſer ſüßen Empfindung in ungewohnter Stärke auf. Das Leben war ihm nie ſo vielſeitig, die Stellung des Einzelnen zur Geſammtwelt nie ſo bedeutend erſchienen. Mit ruhigem, klaren Geiſte prüfte er oft ſeine eigenen Gefühle, und ſtets lächelte er mit Stolz und Befriedigung dem reinen Bilde Charlottens zu, das ihm, wie ein glänzendes Meteor, ſtets unverrückt in ſeinem Herzen begegnete. Seit er empfand, wie dieſe Liebe ein unabweisliches Bedürfniß nicht allein ſeines Herzens, ſondern ſeiner ganzen geiſtigen Exiſtenz wurde, machte er keinen Verſuch mehr, ſie zu entfernen. Er hoffte auf die Zukunft, und nie blickte er auf die Träume des Ehrgeizes, zu denen er berechtigt war, ohne Charlotte an ſeine Seite zu ſtellen. Frei und unabhängig, konnte er ſie und die Ihrigen ruhig ſeiner Zukunft beigeſellen. Er wußte, daß eine Zeit kommen müſſe, wo der letzte Schein des Bandes, das ſie mit Max verknüpfte, ſich löſen würde; er wußte das, und wartete. Zwar ſagte er ſich wieder und wieder, daß ihr Herz Max gehöre, und auch immer gehören werde, und manche tiefe Spur in ſeinen ernſten, edlen Zügen ſprach von den Schmerzen, die dieſe Ueberzeugung ihm verurſachte; er liebte ſie aber genug, um eine faſt heilige Ueberzeugung in ſich entſtehen zu ſehen, daß er trotz dem fähig ſeyn könnte, ihr Leben hell und ſonnig zu machen.

In dieſer Zeit erhielt er nach langer Pauſe wieder einen Brief von Max. Nach der Trennung von ihm hatte er raſch nach einander mehrere leidenſchaftliche, ungeſtüme Briefe von ihm erhalten, dann war er ganz verſtummt, und nun lag nach monatelangem Schweigen der erſte Brief wieder vor Löben. Ahnungsvoll öffnete er ihn, und obgleich er beinahe auf die Nachricht vorbereitet war, die er jetzt erhielt, ſo überraſchte ſie ihn doch, als er ſie nun wirklich las, wie etwas nie Geahntes. Max zeigte ihm ſeine Verlobung mit ſeiner jungen Verwandtin, Flora von Hirſchberg an. Er war eine zu offene Natur, um gegen den alten Freund den Zwang zu beobachten, der unter dieſen Umſtänden bei einem Andern natürlich genug geweſen wäre. Ehrlich ſagte er ihm, daß die liebliche Erſcheinung Flora's ihn ſo ganz unmerklich von ſeinem Schmerze abgeleitet und endlich ſo eingenommen habe, daß der Wunſch ſeines Vaters, den der kluge Mann erſt in dieſem Zeitpunkte hervortreten ließ, ihn willig und ſogar glücklich gefunden habe. Charlottens erwähnte er am Schluſſe auf folgende Weiſe: „Sage ihr, ſie möge meiner als eines Menſchen gedenken, der, wenn er auch ihr herrliches Bild nicht ſo einzig in ſeinem Herzen bewahrt hat, als es verdiente, ſich doch bis an ſeines Lebens Ende ihrer als der liebſten und ſchönſten Erſcheinung erinnern würde, die die Erde bewohnt.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein Beſuch bei Linné.

Von einem Oſtpreußen.

(Fortſetzung.)

Ein ſonderbares Gefühl und allerlei Gedanken erfaßten mich, je mehr wir uns dem Gute näherten. Mein lieber Jugendlehrer in den Naturwiſſenſchaften — ſanft ruhe ſeine Aſche! — ſtand mir jetzt lebhaft vor Augen. Er hatte jeden Sommer in jeder Klaſſe Botanik docirt, nicht den Utilitätsmännern zu Gefallen, denn dieſe durften damals noch nicht mit ihren realiſtiſch-proſaiſchen Prinzipien ſo keck gegen den Humaniſten auftauchen, als in unſerer heutigen ſo induſtriellen Dampfzeit, ſondern aus begeiſterungsvoller Liebe für die Wiſſenſchaft ſelbſt. Und ſo hatte auch ich während der neun rollenden Jahre meines Schullebens neunmal Botanik ſtudiren und auch ſpäterhin das Gelernte wieder auffriſchen müſſen. Denn die eben ſo nothwendig als ennuyante Landplage der Examina (mit Recht ordnet man ſie vielfältig an, da Prüfungen den Muth des Menſchen ſtählen) hatte auch mich in der Naturwiſſenſchaft, wie ſehr ſie auch ſeitab vom Hauptwege meiner Studien lag, Recapitulationen beginnen laſſen, die mir recht klar vor Augen ſtellten, wie man ſich gratuliren könne, bei jenen Prüfungen nicht ſein eigener Examinator zu ſeyn. Seit der letzten Prüfung, nach derem glücklichen Beſtehen gewöhnlich erſt die wahre Freiheit und die wahre Luſt zu Selbſtſtudien ihre fördernden Fittige hebt, hatten nun die botaniſchen Epiſoden für mich gänzlich aufgehört. Ich mochte im Buche der Natur lieber obenhin leſen, als gründlich buchſtabiren, lieber mich an der Natur als einer Summa, denn an ihren einzelnen Summanden erfreuen, und folgte dem großen Dichter, der da fragt:

> Die ird'ſchen Pathen, die am Himmelsheer
> Gevattern gleich jedweden Stern benennen,
> Erfreu'n ſie ſich der ſchönen Nächte mehr,
> Als die umhergeh'n und nicht Einen kennen? —

Heute aber, in der Nähe der Manen des größten Botanikers, war mein botaniſches Gewiſſen wieder erwacht. Die Vorbereitungen zu dieſer Reiſe hatten ſich um die Sprache und die Alterthümer des Nordens gedreht, zur Naturwiſſenſchaft war weder Muſe noch Luſt dageweſen. Das that mir nun ſehr leid. Allein non omnia possumus omnes. Unwillkührlich folgten meine Gedanken in die ſchöne botaniſche Schulzeit zurück. Phanerogamien und Kryptogamien, Dekandria und Monadelphia, ſolche und ähnliche Töne ſäuſelten in meinen Ohren; und in Oppoſition traten hingegen die Akotyledonen und Monokotyledonen. Dann hörte ich in meinem Geiſte noch einmal, wie mein geliebter Lehrer ſo begeiſterungsvoll von Linné ſprach, dem er faſt eine göttliche Verehrung zollte, und wie er von ſeinem großen Geiſte und noch größeren Herzen uns Knaben und Jünglingen Vieles erzählte; und wie wir ihm zu Liebe die Umriſſe des Linné'ſchen Syſtems zu Hauſe auf feinſtes Papier niederſchrieben und unter ſchöne Rahmen ſtellten, wie wir, beſonders wenn das Bewußtſeyn von dem ſchwachen Gedächtniß des häuslichen Fleißes in unſerm Gewiſſen auftauchte, ihn dann dadurch hoch erfreuten, daß wir ihn baten, ſtatt der Repetition uns lieber noch mehr von dem großen Schweden zu erzählen, und wie er uns dann geſtand, es wäre ſeine größte Seligkeit geweſen, den edlen Mann perſönlich kennen zu lernen, oder wenigſtens den geweihten Boden zu betreten, da er gewandelt und gelehrt; und wenn uns das Schickſal einmal dort oben nach Norden hinführte, dann ſollten wir die heilige Wanderung nach Upſala und Hammersby für eine Herzenspflicht halten, die wir dem großen Manne, die wir uns ſelber, die wir ihm, unſerm Lehrer ſchuldig ſeyen. Und ſo war keine botaniſche Stunde vergangen, an deren Stirne nicht Linné geprangt hätte.

Nun fügte es ſich, daß von allen Schülern, welche mein lieber Lehrer gehabt hatte und aus deren Zahl viele tüchtige Botaniker hervorgegangen ſind, gerade ich, ein Nichtbotaniker, der erſte und einzige ſeyn ſollte, der jener Herzenspflicht genügte. Je rührender dieſer glückliche Zufall für mich war, deſto mehr fühlte ich, wie höchſt angenehm es ſey, von jener Sokratiſchen Wahrheit: „wir wiſſen nichts, außer daß wir nichts wiſſen", ſo ganz allein für ſich im Stillen ohne Mitwiſſen Anderer überzeugt zu ſeyn. Und hiermit verband ſich zugleich ein zweites angenehmes Gefühl, nämlich dies: jetzt keinen Examinator mehr, weder von Staats-, noch von Rechtswegen fürchten zu dürfen, ſondern mit allgemeinen, rechts und links excurſirenden, philoſophiſch verbrämten Redensarten von natürlichen und künſtlichen Syſtemen und Aehnlichem herumplänkern zu können. Iſt doch unſer Göthe von ſo manchem Manne beſucht worden, welcher von der Poeſie ſo weit entfernt war, als der Tartarus vom Olymp, oder (um weniger humaniſtiſch, mehr realiſtiſch zu ſprechen) als Berliner Blau vom Blau des Himmels. Warum ſollte ein Philolog nicht Linné's Familie und Haus beſuchen?

Und ſo verwandelte ſich das botaniſch-bängliche Geſpräch in ein allgemein freudig erwartungsvolles, je näher wir dem Gute kamen.

Jetzt ſtiegen wir aus und eilten zunächſt dahin, wo Linné's Tochter (im Sommer) zum Andenken an ihren Vater noch immer einen einfachen, ländlich ſchönen Hof bewohnt. Wir traten ein, wurden gemeldet und mit einer höchſt wohlthuenden Freundlichkeit empfangen, wie man ſie nur bei den einfachen, gemüthlichen Völkern des Nordens zu finden gewohnt iſt. Die Dame freute ſich, daß ihr Vater bei uns Deutſchen noch in ſolchem liebevollen Andenken ſtehe, und daß man ſeine Stätte ſo gern beſuche.

Ich hatte Zeit genug, ihre Phyſiognomie genauer zu ſtudiren. Ihr Geſicht war ehrwürdig und noch ſehr intereſſant, obwohl es bereits von 85 Sommern angelächelt worden war. Mein Lehrer beſaß ein ſehr gutes Gemälde von Linné, das über ſeinem Bette hing, und hatte uns Schüler, wenn wir ihm Freude gemacht im fertigen Herſagen der 24 Klaſſen, zur Belohnung dann und wann mit nach Hauſe genommen und in ſeinen Adyton geführt, um uns das Gemälde zu zeigen. Daher hatte ich mir Linné's Geſichtszüge ſehr genau eingeprägt und fand nun beſtätigt, was ich ſchon in Upſala gehört, daß Fräulein Linné ihrem Vater frappant gleiche. Vorzüglich bezeugten die Aehnlichkeit ihre freundlich lebhaften Augen und der liebliche Zug am Munde. Nur die ſtark ſich kräuſelnden Haarlocken und die niedliche Haube machten das Geſicht etwas breiter und höher.

Sie erkundigte ſich nach Königsberg und Danzig; beide Städte kannte ſie genauer durch die Correſpondenz ihres Vaters. Doch bald wußte ich das Geſpräch wieder auf ihren Vater zu lenken und war ganz Ohr, da ſie uns von ihm erzählte. Sie hob einige intereſſante Momente ſeines Lebens hervor. Er ſey von ſeinem Vater, einem Landprediger in Samland, Anfangs für den Prieſterſtand beſtimmt geweſen, da die Mutter das Gelübde gethan, ihn nichts anders als Prieſter werden zu laſſen. Die Verlegenheit ſey groß geweſen, als nun der junge Linné gar keine Neigung zum Predigen gezeigt und ſich mit entſchiedener Energie auf die Naturwiſſenſchaften gelegt. Die Frauen aber wiſſen überall und immer Rath. Die Mutter habe auch Rath gewußt, ihr Gelübde mit der Neigung des Sohnes in Einklang zu bringen, und zum Gatten geſagt: Ja, Karl ſoll Prieſter werden, aber ein Prieſter der Natur! — Späterhin habe er eine Reiſe nach Grönland unter den größten Mühen und Gefahren gemacht, und auf derſelben nur 50 Thlr. gebraucht, die er vom Staat als Reiſegeld für 800 Meilen erhalten. Ganz allein ſey er gereiſt; eine lederne Kapſel mit Papier und Federn

Digitized by Google

und ein kleiner Mantelſack mit Wäſche war Alles, was er mitnahm. Dann ſprach ſie von ſeinen Reiſen in Holland, von ſeiner Freundſchaft mit dem berühmten Philologen Gronav, und ging hiernach auf ſeine glückliche Häuslichkeit und auf die letzten Augenblicke ſeines Lebens über.

Eine ſanfte Thräne kindlicher Pietät rollte ihre Wangen herab. — Wen könnte das Andenken an große Männer, zumal wenn es von der Kindesliebe ſo treu und lebhaft vor die Seele geführt wird, ungerührt laſſen? — —

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Bitte an den Reichstag.) Viele Ehemänner in Wien, deren Wäſche nicht gewaſchen und nicht geflickt wird, deren Küche und Wirthſchaft zu Grunde gehen, deren Kinder nicht erzogen werden, deren Töchter ſittenlos und zügellos werden, und die überhaupt gar keine Weiber haben; da dieſe ſich mit Politik befaſſen, den ganzen Tag auf den Gallerien zubringen, Vereine bilden, ſich blamiren und öffentlich lächerlich machen, alle dieſe unglücklichen Ehemänner ſind beim Reichstage um „Aufhebung ihres Cölibats“ eingekommen; ihre Frauen mögen in Gottesnamen ſich der von ihnen ſo geliebten Oeffentlichkeit ganz widmen — ſie ſelbſt aber wieder heirathen dürfen! Ein Vorſchlag zur Güte! „Den Männern kann geholfen werden!“ (Smir.)

Wenn die Italiener ſich unglücklich fühlen und hinter andern Nationen zurückgeblieben ſind, ſo müſſen ſie nicht blos Oeſterreich, ſondern mehr noch ihren religiöſen Einrichtungen, die auf alle bürgerlichen Verhältniſſe einen ungeheuren Einfluß ausüben, die Schuld geben. Ein Drittheil des Jahres wird mit Feſt- und Feiertagen zugebracht; an den Tagen aber, wo gearbeitet wird, ſuchen ſie einen übermäßigen Gewinn zu machen, um ſich für die verlorene Zeit zu entſchädigen. Es gibt in Italien vielleicht 300,000 Prieſter und Mönche; dieſe leben alle getrennt von der menſchlichen Geſellſchaft in einem eheloſen Zuſtande. Sie haben Alle wenig oder gar nichts zu thun, eſſen und trinken aber ſehr gut. Der Müßiggang iſt aber die Wurzel alles Uebels, und ſo geſchieht es, daß bei weitem die größere Zahl der Prieſter egoiſtiſch, ſchlecht und laſterhaft iſt. Gleich einem ſchleichenden Gifte bringen ſie alle möglichen Laſter in die Geſellſchaft. Die Erziehung der Jugend iſt ihnen größtentheils anvertraut, aber da ſie ſelbſt nicht viel verſtehen und gar wichtige Gründe haben, den menſchlichen Geiſt nicht zu ſehr aufzuhellen, ſo darf es Niemanden wundern, wenn es in den Köpfen der Italiener gerade ſo wie in der Campagna di Roma ausſieht. (N. C.)

Der berühmte Socialiſt Sir Robert Owen befindet ſich gegenwärtig in Paris, ein ehrwürdiger Greis von großer Sitten-Einfachheit und ruhigen, Wohlwollen und Nachdenken verrathenden Zügen. Bei'm Anblick dieſer patriarchaliſchen Geſtalt, dieſer leutſeligen, freundlichen Miene glaubt man kaum einen Inſpirirten — ein Phänomen — vor ſich zu haben. Es läßt ſich indeß nicht läugnen, daß die Oweniſtiſche Lehre der eigentliche Stamm des Socialismus iſt, und daß die andern analogen Syſteme nur Zweige davon ſind; allein die Art und Weiſe, wie der würdige Neuerer zu verfahren gedenkt, hat nichts Gefährliches und dürfte ſelbſt die Furchtſamſten und Beſorgteſten nicht ſchrecken. Owen reißt der alten Welt die Federn aus, ohne ſie ſchreien zu machen, er operirt ohne Schmerz. Mag er immerhin in Frankreich die Verſuche erneuern, welche er ſeit vierzig Jahren in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika angeſtellt hat; er will ja die ganze Erde in ein wahres Schlaraffenland umſchaffen, wo fortwährend Milch und Honig fließt und jedem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Vielleicht dürften auch praktiſche Geiſter in den Uebertreibungen eines edlen Herzens etwas Gutes und Erſprießliches für den Staat entdecken. (Modz.)

Sämmtliche Miniſter befinden ſich jetzt in einer keineswegs angenehmen Lage, am ſchlimmſten iſt aber doch Lord John Ruſſel daran, der engliſche Premierminiſter, denn eine Chartiſtin, die bei den letzten Aufſtandverſuchen mit ergriffen worden war, erklärte vor Gericht, in London hätten ſich 100,000 Frauen und Mädchen verbündet und wären bereit, dem Premierminiſter zu Leibe zu gehen! — In welcher Weiſe übrigens in England die Staatsgelder durch Penſionen ꝛc. verſchwendet werden, ergibt ſich aus folgenden Beiſpielen: Lord Colcheſter empfängt jährlich 3000 Pfd. Sterl. (20,000 Thlr.), weil ſein Vater einmal Sprecher des Unterhauſes war, eben ſo der Viscount Canterbury; G. Penn bezieht jährlich 4000 Pfd. wegen der Dienſte, welche der bekannte William Penn vor anderthalb hundert Jahren in Amerika leiſtete ꝛc. Baron Aylmer erhält jährlich 551 Pfd. Sterl., warum? Dieſe Summe erhielt früher ſeine Mutter, nicht weil ſie dem Staate Dienſte geleiſtet hatte, ſondern weil ſie arm war, und ob ſie gleich lange todt und ihr Sohn ein hoch beſoldeter Admiral iſt, wird dieſem das Geld doch bis zu dem heutigen Tage fortbezahlt. (Modz.)

Seit dem Jahre 1737 hat London viele neue Straßen erhalten, welche zuſammen eine Länge von 200 (engliſche) Meilen haben. (Modz.)

Bulwer erhielt von ſeinem Verleger für ſeinen neueſten Roman „Harald“ ein Honorar von elftauſend Thalern. (Modz.)

In dem Verfaſſungs-Ausſchuß der Reichsverſammlung iſt der Antrag Schoders auf Verminderung der Leiſtungen der Staatsbürger für die Regenten und deren Familien zurückgewieſen worden. Das ſey Sache der einzelnen Landtage. Schoder hat ausgerechnet, daß die Civilliſte in Frankreich unter Louis Philipp 1½ Procent der reinen Einnahme betrug, in Holland, Belgien und Spanien 3 Procent, in Kurheſſen 16 Procent, in Baiern, Baden und Würtemberg 10 Procent. (Dorfz.)

Aus Waſſerburg, vom 30. Aug., bringt die Augsburger Abendzeitung mit der Bezeichnung: „Eingeſandt“ folgenden Artikel: „Im hieſigen Landgerichtsbezirke wird durch Gerichtsdienersperſonen der Entwurf einer Adreſſe unter den Bauern allenthalben umhergetragen und verbreitet, ſo wie dieſelben aufgefordert, ſolche zu unterzeichnen. Wer von den Bauern bei'm Vorſteher nicht erſcheint, wird mit einer Geldbuße von 1 Reichsthaler bedroht. Auf das Begehren der Bauern, daß man ihnen den Inhalt und die Form der Adreſſe ſelbſt vorzeigen wolle, erhalten ſie von den Verbreitern die Antwort, daß dieſelbe ſich nicht in ihren, ſondern in des Hrn. Landrichters Händen befinde. Man trägt nur leere Bogen Papier zur Unterſchrift umher, und zwar aus dem Grunde, weil man in München dem König ſeinen Schatz nehmen will. Ferner wird den Bauern geſagt: „Ihr ſollt durch euere Unterſchrift nur kund geben, ob ihr einen König oder eine Republik wollet. Wer ſich unterſchreibt, gilt für einen Monarchiſchgeſinnten, wer nicht, bezeichnet ſich als einen Republikaner, deſſen Unterſchrift man nicht braucht.“ Natürlich unterſchreiben ſich auf dieſe Bewegungsgründe hin faſt alle Bauern bis auf jene, von denen man für gut befindet, ſie zum Unterſchreiben gar nicht aufzufordern.“

In Weinheim wurde am 3 eine Volksverſammlung gehalten, wobei die Stadt von rothen Fahnen, Hahnenfedern und

Digitized by Google

Bildniſſen Heckers wimmelte. Auch an der geſchmackvoll verzierten Tribune ſtand ſein Name angeſchrieben. Komiſch war die Verzierung am Hauſe eines Schuhmachers, bei welchem der Acciſer wohnt. Der Hauseigenthümer hatte eine Tafel ausgehängt mit der Inſchrift „Republik“; darüber war eine blutrothe Fahne und über dieſer wieder eine Tafel mit der Inſchrift: „Großherzoglich badiſches Accisamt“. Die Redner in der Verſammlung waren: Hagen, Rauwerck, Wiesner, Dewes, Florian Mördes von Mannheim, Winter und Lehrer Betzeiſer von Heidelberg. (Beob.)

Korreſpondenz.

Von der Kinzig, 5. Sept.

So erfreulich es iſt, wenn nach langem politiſchen Schlafe ein Volk zur Freiheit erwacht und mächtig die Feſſeln abſchüttelt, die eine finſtere Zeit ihm angelegt, ſo traurig iſt es, wenn ein Theil deſſelben die Freiheit mißkennt und in Zügelloſigkeit ausartet. Schlechte Menſchen hat es zu jeder Zeit gegeben; doch ſtreng wußte man ihre Frevel zu ſtrafen. Aber in welchem Zuſtande leben wir jetzt, wenn einige ruchloſe Diebe ſich erfrechen, mitten in einer Stadt in die Häuſer einzudringen, nicht etwa um ſich wegen Privatbeleidigungen zu rächen und ihrem Haß in Zerſtörung Luft zu machen, ſondern blos um zu rauben und nur eine Beleidigung zum Vorwand ihres Plünderns zu machen. So geſchah es Montag den 28. Auguſt in Orb, einem baoriſchen Städtchen. Ein israelitiſcher Bewohner daſelbſt hatte einen Wortſtreit mit einigen Marktkrämern, von denen er ſich den Eingang ſeines Hauſes nicht mit Ständen wollte verſperren laſſen. Nachts kommt nun eine Rotte, ſchlägt Thür und Fenſtern ein und ſtiehlt die dort im Laden befindliche Waare zum größten Theile, nachdem ſie auf der Straße geäußert: „Das Geld und Tuch wollen wir holen.“ Sie zerſtört nur im Innern Einiges, was ſie nicht mitnehmen konnte und nimmt die werthvolle Waare hinweg. Dieſem Scandal, der von 10¼ Uhr Nachts bis 1¾ dauerte und ganz öffentlich ausgeführt wurde, ward weder vom königl. Landgerichte, dem gleich Anfangs Anzeige gemacht wurde, entgegengetreten, noch von den Bürgern der Nachbarſchaft, noch von der Gensdarmerie, von welcher kein Mann zu Hauſe zu treffen war, während ſie ſich doch in Orb befand. Sie, die ſich ſo eifrig zeigt, wenn es gilt, einen Bettler oder Hauſirer zu arretiren, hielt ſich hier in ſtiller Zurückgezogenheit. Nur die Turner, welche leider etwas zu ſpät kamen, machten auf energiſche Weiſe dem frevelhaften Treiben ein Ende. Dank den braven Männern, welche gezeigt, daß das Eigenthum in jedem Falle geſchont werden müſſe, während die Behörden ſich nicht einzuſchreiten getrauten und die Bürger, aus welchem Grunde bleibt dahingeſtellt, ihrem Nachbarn jede Hülfe verſagten. Wie ſehr man nun das Ganze mehreren Bewohnern Heſſens zuſchieben will, ſo iſt es doch bekannt, daß kein Einziger ſich dabei betheiligte. Hoffentlich wird die Unterſuchung über dieſen Scandal energiſch geführt und ſolchen Freventhaten kräftig in der Zukunft entgegengetreten werden.

Aus Baden, 8. Sept.

Während der politiſche Horizont trübe und umwölkt iſt, leuchtet der heiterſte Himmel über unſern Fluren und Rebhügeln, um auch den Winzern ihre Arbeit zu krönen, wie er ſie dem Landmann bereits auf ſeinen Getreidefeldern gekrönt hat. Hält die Witterung noch 14 Tage wie dieſe Woche an, wo wir eine tägliche Wärme von 21 bis 23° R. im Schatten haben, ſo ſind wir eines guten Weines gewiß, und wenn auch die Blüthezeit nicht ganz günſtig war, wird der diesjährige dem 1842r an Güte doch nicht nachſtehen. Eine gute Qualität des diesjährigen Gewächſes iſt aber um ſo mehr Bedürfniß, als die Vorräthe gewöhnlichen Landweins noch ſehr groß ſind, und man den Schoppen davon zu 2 bis 4 Kreuzer verzapft. Die norddeutſchen Truppen laſſen ſich ihn gut ſchmecken und trinken aus Leibeskräften. Vorausgeſetzt, daß nicht die Furcht den Käufern zu ſchaffen macht, es möchte der Feind dem „Neuen“ zuſetzen, wird der Bauer nicht in Gefahr kommen, ihn um geringen Preis zu verkaufen. Indeſſen werden wir in vier Wochen ja wohl wiſſen, wo die Dinge hinauswollen.

Aus Oberheſſen, 5. Sept.

Die proteſtantiſchen Geiſtlichen des Großherzogthums Heſſen müſſen es aufrichtig bedauern, daß das ſchon mehrfältig beſprochene Edikt über Zuſammenſetzung einer Commiſſion zur Ausarbeitung eines Verfaſſungsentwurfes für die evangeliſche Kirche den Anſprüchen und Erwartungen der Gemeinden auf Mitwirkung bei der Begründung einer neuen Kirchenverfaſſung im Ganzen ſo wenig Rechnung getragen hat. Viele Geiſtliche glauben es der Ehre ihres Standes und der Stellung in ihren Gemeinden ſchuldig zu ſeyn, von ihrer Seite zu zeigen, daß es ihnen um keine Bevorzugung des geiſtlichen Standes hierbei zu thun iſt, und deßhalb dahin zu wirken, daß die rege gewordenen Wünſche hinſichtlich der Rechte der Laien jetzt noch Anerkennung finden. Man hat ſchon an mehreren Orten Petitionen an den Großherzog abgefaßt, worin um eine nachträgliche Verfügung des Inhaltes gebeten wird, daß 1) in jedem der angeordneten Wahlbezirke außer dem Geiſtlichen auch ein Laie gewählt und 2) aus jeder Kirchengemeinde ein zu wählendes weltliches Glied zu dem Wahlgeſchäfte zugezogen werden ſoll.

Kunſt- und Literatur-Notizen.

(Frankfurt.) Den gegenwärtig zahlreich hier anweſenden Fremden bringen wir zur Anzeige, daß die im „Sächſiſchen Hof“ auf der Schäfergaſſe aufgeſtellten trefflichen Kunſtpanoramen des Hrn. Profeſſor Enslen nur noch für kurze Zeit zur Beſchauung offen ſtehen. Der gegenwärtig, durch kein Wölkchen getrübte heitere Sonnenſchein trägt nicht wenig dazu bei, die Wirkung der ausgezeichneten Panoramen zu erhöhen und ſie im eigentlichen Sinne des Wortes im beſten Lichte erſcheinen zu laſſen. Beſonders gilt dies von den Nachmittagsſtunden von 3 bis 6 Uhr, wo die genannten Anſichten in der vollſten Sonnenbeleuchtung ſtehen und einen ſo überraſchenden Eindruck hervorbringen, daß jede Täuſchung aufhört und man nur Wirklichkeit vor ſich zu haben glaubt. So iſt der Beſchauer in den Stand geſetzt, ſich Naturanſchauungen zu verſchaffen, die ihm ungemein viel Vergnügen und Erhebung bereiten werden. Hierbei iſt Hr. Enslen ein eben ſo zuvorkommender und gefälliger, als vielſeitig unterrichteter Cicerone, der gerne jede an ihn geſtellte Frage beantwortet. Der künſtleriſche Werth der Enslen'ſchen Panoramen iſt zu ſehr anerkannt, um irgend eine Erneuerung oder Beſtätigung zu bedürfen. Wir glauben demnach allen Freunden von Kunſt und Natur einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir ſie auf die obengenannte Ausſtellung, die auf mehr als auf einen flüchtigen Sinnenreiz berechnet iſt, hinweiſen, und ſind überzeugt, daß kein Zuſchauer unbefriedigt aus dieſem friedlichen Muſeum der Anmuth und Schönheit gehen wird. Möge für die nur noch kurze Zeit ſeines Hierſeyns dem genannten Künſtler die in jeder Beziehung verdiente Aufmunterung zu Theil werden. — Den anweſenden Fremden empfehlen wir gleichfalls das unlängſt erſchienene „Vergißmeinnicht“, illuſtrirter Wegweiſer durch Frankfurt a. M., Deutſchlands Volksvertretern gewidmet von Aug. Schnezler. Dies freundliche Album haben wir ſchon früher beſprochen. Sein poetiſcher Inhalt, ſowie die gefälligen bildlichen Darſtellungen werden nicht ermangeln, den unſere Stadt und deren nächſte Umgebung durchwandelnden Fremden ein willkommenes Album und einen wohlunterrichteten Wegweiſer abzugeben. — Noch machen wir auf einen im Städel'ſchen Kunſtinſtitut aufgeſtellten ſchönen Becher, von Louis Lauz in Elfenbein geſchnitzt, aufmerkſam.

Mainwaſſer-Wärme: Am 12. Sept., Morgens 8 Uhr: 17 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 12. Sept. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Abth. (theilweiſe nach einem Plan von St. Georg) von W. Friedrich, Muſik von Friedr. Flotow.

Mittwoch, 13. Sept. Gaſtdarſtellung des Hrn. Piſchek würtemb. Kammerſänger.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 249. Mittwoch den 13. September 1848.

Charlotte.

Erzählung von A. Reich.

(Schluß.)

Dieſer Brief und dieſer Auftrag erregten einen Sturm in Löbens Herzen. Er ſollte ihr die Untreue des Mannes mittheilen, den ſie liebte, er, dem ſie ſeit dem erſten und einzigen Male, wo er mit ihr über dieſes Verhältniß geſprochen hatte, das Ideal alles Liebenswerthen geworden war, ſollte durch ihr Erſchrecken, durch ihr Erbleichen ſeine Ueberzeugung beſtätigt ſehen, daß die Erinnerung an verlorene Hoffnungen ihr ganzes Herz ausfüllte! Die Aufgabe ſchien ihm unſäglich ſchwer. Endlich entſchoß er ſich, zu ihr zu gehen; er fand ſie allein, und trotz ſeiner Anſtrengung, ruhig und wie ſonſt zu erſcheinen, hatte er Charlotte doch ſchon zu oft in ſein Inneres blicken laſſen, als daß ſie nicht verſtanden hätte in ſeinen Zügen zu leſen. Mit ihrer ſüßen, leiſen Stimme fragte ſie ihn, was ihm widerfahren ſey. Er warf einen langen Blick auf ſie, und ſagte langſam:

„Ich muß Sie um die Löſung des Verſprechens bitten, das ich Ihnen einſt ablegte, als ich Sie zum erſten Male ſprach — Sie wiſſen worüber.“

„Warum, warum?“ ſprach ſie zitternd und erbleichend.

„Es hat ſich Vieles verändert ſeitdem, und ich habe einen Auftrag an Sie.“

„Es hat ſich Vieles verändert, ſagen Sie, aber was? um Gotteswillen, was? Sollte er frei ſeyn, ſollte er fordern — Nein, nein, Gott wird Das nicht wollen!“ fügte ſie athemlos bei.

„Ich verſtehe Sie nicht mehr,“ ſagte Löben, indem er ſie anſah, bleicher und zitternder als ſie. „Sie glauben — Sie fürchten“ —

Charlotte ſtand auf und ging an's Fenſter. Sie drückte lange ihre Stirn gegen die kalten Scheiben, endlich trat ſie vor Löben hin, ſah ihn an und ſagte: „Ich liebe ihn nicht mehr.“

„Charlotte!“ rief er mit einem Schrei des wahnſinnigſten Entzückens, indem er vor ihr niederſank. Sie ſah ihn furchtſam und fragend an, und drückte beide Hände feſt auf ihr ſchlagendes Herz.

„Aber begreifen Sie denn nicht, daß ich Sie liebe,“ ſagte er, indem er aufſtand und ihre Hand faßte, „begreifen Sie denn nicht, daß Ihre Worte mich unſinnige Hoffnungen faſſen laſſen!“

Charlotte brach in Thränen aus und wandte ſich von ihm ab. Er wurde todtenbleich und ſagte:

„Ich bin alſo wirklich ein Wahnſinniger geweſen, als ich einen Augenblick von ſolch' einer Hoffnung träumte.“

„Nein, nein!“ rief ſie, indem ſie mit ihrer eiskalten Hand ſeinen Arm faßte, „nein, Sie ſind nicht allein unglücklich, ich habe keinen Gedanken als nur für Sie, keinen Wunſch, keine Hoffnung, kein Glück, als durch Sie, aber er, er, wie kann ich Max ſo verlaſſen, ſo verrathen!“

Jetzt erſt erinnerte er ſich des Mißverſtändniſſes, das ſie zu dem Geſtändniſſe geführt hatte, daß die Vergangenheit keine Macht mehr über ihr Herz beſaß.

„O, Du Engel,“ ſagte er tief aufathmend, „dann biſt Du mein!“

Er theilte ihr nun, ohne ein Wort zu verhehlen, den Inhalt von Maxens Brief mit. Wie ſüß, wie voll Erregung und Leidenſchaft waren nun die Geſtändniſſe und Aufſchlüſſe, die ſie einander gaben. Als Löben ihr ſagte, daß er bis zu dieſem Tage immer geglaubt habe, Max nehme die alte Stelle in ihrem Herzen ein, ſprach ſie:

„Ich will Dir ſagen, wie es gekommen iſt. Als ich damals ſelbſt mein Verhältniß mit Max auflöſ'te, glaubte ich ihn mit aller Macht meines Herzens zu lieben. Ich dachte ihn mir ſo groß und ſo vollkommen, daß ich vor dem Gedanken verzweifelte, ihm entſagen zu müſſen, und mit Zittern an ſeinen Schmerz dachte. Da erhielt ich ſeinen Brief, denſelben, den Du mir brachteſt, und ich fand in dieſen heftigen Worten, in dieſem ungeſtümen Feſthalten an unmöglichen Hoffnungen den Max nicht wieder, wie ich ihn mir geträumt hatte. Den Schmerz, der mich bei'm Leſen dieſes Briefes ergriff, war nicht ſo ſehr durch den Gedanken an die verlorne Lebenshoffnung hervorgerufen, als durch die ſchreckliche Erkenntniß, daß ich mich von meinem eigenen Herzen hatte irre führen laſſen. Was ich damals gelitten habe, kann ich Dir nicht beſchreiben, ich glaube ſelbſt nicht, daß Du es begreifen würdeſt, denn Du, mit der ſichern Klarheit Deines Weſens kannſt es vielleicht gar nicht faſſen, wie es möglich iſt, einen ſolchen Irrthum des Herzens zu begehen. Wie es möglich war, daß Max mich einen ſo ſüßen Liebestraum hat träumen laſſen, weiß ich jetzt ſelbſt nicht mehr; ich kannte von ihm wenig mehr als ſeine Liebe, und dieſe ließ ihn ſo mächtig, ſo tief, ſo hinreißend erſcheinen, daß ich mein Ideal von Edelſinn und Kraft in ihm verwirklicht glaubte. Die Art, wie er die Nothwendigkeit unſerer Trennung aufnahm, zeigte ihn mir zum erſten Male im Lichte ſeines eigenen Charakters — ich ſah ihn ſchwach, ſchwach in dem Augenblicke, wo es galt, von Muth und Kraft zu überſtrömen, ſchwach mir gegenüber, die ich in ſeiner Stärke meine Feſtigkeit hatte ſuchen wollen. Von dieſem Augenblicke an fiel die Binde von meinen Augen — ich fühlte, daß ich ein Traumbild geliebt hatte, aber nicht ihn. Es folgte dieſer Entdeckung eine ſchreckliche Zeit — ich verlor den Glauben an mich ſelbſt. Daß ſo mit einem Male all' die ſüßen, ſeligen Empfindungen, die ich für heilig und unvergänglich gehalten hatte, wie ein trübes Nebelbild in meiner Seele zurücktraten, daß ich ſo geträumt, mich ſo betrogen haben ſollte, das machte mich irre an mir ſelbſt und an der Liebe. Mit aller Kraft meines Herzens ſuchte ich mich an die alten Erinnerungen von Glück

Digitized by Google

und Liebe anzuklammern, aber es war vergebens, die Liebe, die ich in mir ſuchte, fand ich nicht mehr. Ich verlor den Muth zum Leben, meine Niedergeſchlagenheit war ſo tief, daß ich ihr hätte unterliegen müſſen, aber da kamſt Du, und retteteſt mich. Es war in dieſer Zeit, wo ich Dich näher kennen lernte. An Deinem klaren, feſten, erhabenen Weſen richtete meine gebrochene Seelenkraft ſich auf, wie eine welke Blume am Sonnenſchein. Durch Dich fand ich den Glauben an mein eigenes Herz wieder. Als ich fühlte, daß ich Dich liebte, dankte ich Gott, es war ein köſtliches Gefühl, ich hätte für Dich ſterben können, ohne auch nur Deine Liebe zu begehren. Ich liebte Dich, wie eine Mutter ihr Kind, ohne Wunſch, ohne Forderung. Deine Erfolge waren mein Stolz, Dein bloßes Daſeyn mein Glück und meine Befriedigung, und ich wußte, es würde nie und durch keine Macht der Erde anders in mir werden. Selige Sicherheit, die mir das Zutrauen zu mir ſelbſt wieder gab. Und nun, und nun!"

Sie ſchwieg, bebend und erglühend, doch ihr Auge erzählte das Glück ihres Herzens. Löben blickte mit Begeiſterung, faſt mit Andacht auf Charlotte, während ſie ſo zu ihm ſprach; ſie war ihm nie ſo lieblich erſchienen. Ihre zarte, lilienweiße Haut, die wenige leichtblaue Adern durchkreuzten, war durch die Aufregung roſig gefärbt, in ihren tiefen, blauen Augen leuchtete eine Thräne wie ein Thautropfen auf einem Vergißmeinnicht, die Farbe ging und kam auf ihrem jungen reizenden Geſichtchen mit jedem neuen Gedanken, den ſie ausſprach.

Als ſie ſo neben ihm ſaß, den zierlichen Kopf an ſeine Bruſt gelehnt, als er auf ſie niederſah mit dem Bewußtſeyn, daß ſie ihm gehöre, da fühlte er ſich reich, als ob der Himmel ſein wäre. Trunken von Glück, drückte er einen heißen Kuß auf ihre kindliche, reine Stirne.

Wenige Wochen darauf hieß Charlotte Frau von Löben.

Ein Beſuch bei Linné.

Von einem Oſtpreußen.

(Fortſetzung.)

Fräulein Linné hatte gerade nahe Verwandte bei ſich zum Beſuch, drei junge, blühende Mädchen, wenn auch nicht blendend ſchön, ſo doch liebenswürdig im Weſen und Benehmen, wie man denn überhaupt bei den Schwedinnen weniger prangende impoſante Schönheit, als vielmehr ein höchſt anziehendes, zartes Aeußere und ungemeine Liebenswürdigkeit findet. Wir fühlten uns ſehr wohl bei der ungeſchminkten Freundlichkeit und naiven Gemüthlichkeit dieſer Damen. Ihre kindlich heiteren Geſichter bewieſen deutlich genug, daß ſie zur Familie des liebenswürdigen Linné gehörten.

Einige Taſſen ſchwarzen Kaffee's wurden uns präſentirt mit mehreren Smörgas. Dann ſchickten wir uns an, Linné's Haus und Garten zu beſuchen. Das alte Fräulein entſchuldigte ſich, nicht mitkommen zu können, gab uns aber die jungen Damen zu Führerinnen mit: ſie gehe, ſagte ſie, am liebſten allein herum im Heiligthum ihres ſeligen Vaters, um ihm in Einſamkeit die Thräne dankbarer Kindesliebe zu weihen.

Ich nahm von ihr Abſchied, und ſie beſchenkte mich noch mit einem ſchönen Bilde ihres Vaters. Ein traulicher Händedruck wäre die in Schweden gewöhnliche Abſchiedsceremonie geweſen. Allein bei dem hohen Grade ihrer Ehrwürdigkeit und in meiner Rührung erinnerte ich mich zu lebhaft der begeiſterten Worte meines guten Lehrers. Es war mir ſo, als wenn ſein freundlich belebender, ernſt mahnender Geiſt neben mir ſtünde und mir zuflüſterte: Wie! bloß einen Händedruck der ehrwürdigen Tochter des weltberühmten Schweden? Nein, einen zärtlichen Handkuß in deinem und meinem Namen! — Und flugs gehorchte ich dem raunenden Geiſte, trat nochmals näher, bückte mich abermals und vollführte mit Pietät die Ehrenbezeugung, die ich ſonſt nur gegen meine Eltern gewohnt war. — Hätteſt du, mein geliebter Lehrer, dieſe Scene ſelbſt erlebt, hätteſt du ſelbſt auch nur die Hand der Tochter eines Halbgottes küſſen können: deine Wonne wäre groß geweſen! Aber dein Schüler that es in deiner Seele voll aufrichtiger Pietät und hat dir, da du noch hienieden wandelteſt, traulichen Bericht darüber erſtattet und deine tiefe Rührung dabei mit eigener Rührung wahrgenommen! — —

Unſere Begleiterinnen führten uns nun zunächſt in Linné's Haus, vor welchem ein von ihm ſelber noch gepflanzter Kaſtanienbaum ſteht. Er iſt rings von hohen Steinen umgeben.

Man muß die idealiſche Begeiſterung einer ſeelenfrohen Jugend ſelbſt erlebt haben, um zu ermeſſen, mit welcher Ehrfurcht, mit welcher heiligen Scheu man da wandelt, wo große Männer gewandelt ſind, und alles Das anſchaut und erforſcht, was ſie uns wenigſtens äußerlich hinterlaſſen haben. Je älter man wird, deſto mehr entfernt man ſich von dem Feuer einer ſolchen Begeiſterung. Aber auch fern davon erfreut ſich das höhere Alter noch in dem Rückblick auf dieſes jugendliche Feuer und erwärmt ſich noch in der Erinnerung hieran.

Auch wir traten mit heiliger Scheu in das Haus hinein. Alle Zimmer unſeres Naturheros wurden faſt ſchweigend in erhebendem Andenken durchwandert. Sämmtlich ſind ſie mit Tapeten geſchmückt und dieſe in den mannichfaltigſten Gruppirungen mit Blumen bemalt, unter denen jeder Name nebſt Erklärungen auf's Genaueſte ſyſtematiſch verzeichnet ſteht.

Im zweiten Stock links iſt ein Eintrittszimmer. Hier hängt ſein wohlgetroffenes Bildniß. Der herzliche und denkende Natur- und Menſchenfreund ſpricht aus ſeinem Auge. Ein Zug der Feinheit und der Heiterkeit zieht ſich um ſeinen Mund. Der Hals iſt frei, die Bruſt gelüftet. Der Orden prangt auf ſeinem Gewande. Schöner prangt das rothe Blümchen Linnaea, das er zart in der Linken mit 2 Fingern hält, während er die Rechte auf ein Buch ſtützt.

Wir traten in ſein Schlafzimmer, das die Ueberſchrift führt: Innocenter vivite, numen adest! (Lebet reines Herzens, die Gottheit iſt nah!)

Vieles Handſchriftliche von ihm fand ſich hier noch vor. Dieſes, ſowie überhaupt Alles im ganzen Hauſe iſt bis zur Stunde in derſelben Ordnung und Lage geblieben, in welchem es ſich bei ſeinem Tode (er ſtarb 1778) befand, und ſomit ſteigert ſich das Intereſſe hiefür nicht allein bei ſeiner Familie, ſondern auch bei jedem beſuchenden Verehrer. Dort in der Ecke ſteht noch das Bett mit den zierlichen Linnen, in welche Blumen eingewebt ſind. Dabei auf einem Stuhle liegt ſein Geſangbuch, then Swenska sangboeken, an derſelben Stelle ſteht ſein Spazierſtock, eine tüchtige Weinrebe. Auf einem Tiſche daneben ruht ſein Doktorhut, grün mit rother Schleife.

So wie Alles natürlich berührt werden mußte, ſo ſetzte ich mir denn auch dieſen Doktorhut auf's Haupt, und es war mir dabei, als durchrieſelte jugendlichfriſch ein botaniſches Blut meine Adern und als wandle ein hochgelehrter Doktor in meinem winzigen Gehirn herum.

In einem anderen Zimmer befanden ſich ſeine Taſſen und Töpſchen; jedes von ihnen enthielt ebenfalls ſchön gemalte Blumen. Tauſend andere Kleinigkeiten, dem Enthuſiaſten werth und theuer, wurden beſchaut.

Als wir das Haus auf's Genaueſte durchforſcht hatten, begaben wir uns in den Garten und zwar den Berg hinauf, wo Linné's Auditorium iſt, ein einfacher, großer Gartenſaal

Digitized by Google

von hohen Tannen umkränzt. Auch hier ſteht noch jetzt Alles, ſo wie es zu ſeinen Lebzeiten: das Katheder und die Zuhörerbänke; im Sommer las er bei vorgerückterem Alter hier ſeine Collegia, und Upſala's natureifrige Gegend ſtrömte aus der Stadt eine Meile weit täglich hieher.

Der Saal liegt hoch und gewährt ringsum eine prachtvolle Ausſicht. Um ſo weniger mochte ich mich ſchnell von ihm trennen und lehnte daher einen weitern Spaziergang in das angränzende Tannenwäldchen höflichſt ab, zumal da die Sonne noch heiß brannte. Aber meine Gefährten ließen ſich vom Spaziergange nicht abbringen und ſchlugen mit den Damen den Weg nach dem Wäldchen ein, indem ſie verſprachen, bald wieder zurückzukehren. —

(Fortſetzung folgt.)

Ueber wucheriſche Fruchtſpeculation.

(Frankfurt a. M.) Kaum iſt der Erntesegen des laufenden Jahres in die Scheune gebracht und ſchon drängt es ſich wieder zu Speculationen, die durch wucheriſche Umtriebe den Preis der Früchte auf eine unnatürliche Weiſe in die Höhe zu ſchwindlen ſuchen, wodurch der Segen der Vorſehung dem ohnedem ſchon hart gedrückten Mittelſtande — namentlich aber der ärmeren Klaſſe — auf das Gewiſſenloſeſte verkümmert wird. Wie und auf welche Weiſe dieſe künſtlichen Steigerungen erzeugt und welche Mittel angewandt werden, den Erfolg davon zu ſichern, wollen wir verſuchen, in Folgendem näher nachzuweiſen. Sobald ſich in Mainz, an jedem Tage, wo Fruchtmarkt abgehalten wird, die Tendenz feſtgeſtellt hat, wird von den dortigen anweſenden Handelsleuten ſofort ein Abgeordneter hierher geſandt, der die hieſigen Induſtrieverwandten unverweilt mit dem Marktergebniß bekannt machen muß; dieſer trifft in der Regel ſchon mit dem um 12 Uhr ankommenden Mainzer Bahnzug hier ein, wo dann ſogleich Alles angewandt wird, eine gleiche Tendenz in's Leben zu rufen. Iſt es nun die Abſicht, eine künſtliche Erhöhung zu bewerkſtelligen, ſo werden in möglichſter Eile 3 bis 400 Malter Früchte hier aufgekauft und unverzüglich nach Mainz verſandt, wobei dann nie unterlaſſen wird, dieſes Ereigniß, mit allen möglichen Lügen ausgeſtattet, den Intereſſenten mit der größten Schnelle zu unterbreiten. In den nächſten Tagen hat dieſe Nachricht unſeren ganzen Umkreis erreicht, wodurch dann in der Regel ein merklicher Aufſchlag und ein feſteres Anhalten der Früchte erzielt wird. Dieſe Gelegenheit benutzen nun unſere Induſtrieritter ſogleich, um ihren, 8 Tage früher eingekauften, Vorrath zu verſilbern, und in der Regel iſt Frankfurt derjenige Ort, der, bei einem wöchentlichen Bedarf von circa 2000 Malter, den Nutzen dieſer Herren bezahlen muß. — Einen widerlichen Eindruck muß es auf jeden rechtlichen Mann machen, wenn er hört, mit welchen Lügen der Produzent hintergangen wird, um ſeinen Vorrath unverkauft zu laſſen; da iſt bald dort, bald hier eine totale Mißernte geweſen; jetzt verſucht man dem Gerüchte Glauben zu verſchaffen: daß Holland, England und Irland große Einkäufe auf dem Continent bewerkſtelligen würden, indem der ſeitherige viele Regen wenig oder gar keine Ernte in dieſen Ländern in Ausſicht ſtelle. Dieſe Gerüchte ſind aber auf's ſchmählichſte übertrieben und ſollen nur dazu dienen, den Landmann vom Verkaufe abzuhalten. Beim concreten Fall haben die Herren ein anderes Mittel; hier müſſen die Sendungen aus Amerika und den Oſtſee-Häfen aus der Patſche helfen; dieſe werden dem leichtgläubigen Produzenten mit allen möglichen lügenhaften Details hinterbracht, wodurch derſelbe es ſeinem Intereſſe angemeſſen findet, ſeine Waare à tout prix zu verkaufen. Dieſes höchſt verderbliche Wucherſpiel wird das ganze Jahr hindurch exercirt, und wir haben in unſerer Gegend Viele jener Kornwucherer, die durch dieſe ungerechte Handlungsweiſe ſich auf Koſten der Unbemittelten zu ſehr vermögenden Leuten heraufgeſchwindelt haben. — In der jetzigen bedrängten Zeit, wo alle Nahrungsquellen ſtocken, wo alle Fabriken darnieder liegen, wo der Handel mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wo der Winter mit all' ſeinen Bedrängniſſen herannaht, da iſt es eine doppelte Pflicht, ein aufmerkſames Auge auf dieſe Umtriebe zu richten. Es iſt, nach den von allen Seiten einlaufenden günſtigen Berichten, die Körnerernte überall vortrefflich und in namhafter Qualität ausgefallen, ſo daß eine Steigerung der Preiſe jetzt nur im Laufe des Winters, nur als eine künſtliche Manipulation anzuſehen iſt, die lediglich nur auf den Säckel der Conſumenten berechnet bleibt. Dieſem verwerflichen Treiben ſollte aber die ganze Kraft der Regierungen entgegengeſtellt werden, da ein ferneres Fortbeſtehen und weiteres Umſichgreifen dieſes Wucherſyſtems leicht zu Ruheſtörungen in der ohnedem ſo ſehr bewegten Zeit Anlaß geben könnte.

Wir zweifeln auch nicht an der Willfährigkeit der Behörden, doch iſt es dabei nothwendig, daß jeder rechtliche Mann dieſelbe dabei unterſtützt, damit alles Mögliche aufgeboten wird, unſeren unbemittelten Nebenmenſchen in ihren jetzt ohnedem bedrängten Verhältniſſen eine Erleichterung zu verſchaffen.

Mannichfaltigkeiten.

Der „Karlsruher Zeitung" wird aus Köln geſchrieben: Das Militär hat einen weitern Antheil an unſern Errungenſchaften erhalten. Seit geſtern iſt hier die Verfügung bekannt, welche den Offizieren und Soldaten der Armee geſtattet, außer dem Dienſte auf der Straße zu — rauchen, und es wird bereits im vollſten Maße von der Vergünſtigung Gebrauch gemacht, obgleich mehrere alte Hauptleute dieſe Neuerung für höchſt bedenklich und mit dem Untergang der Disciplin für gleichbedeutend erachten.

(Ruſſiſcher Fortſchritt.) Die Unterrichts-Verhältniſſe in Polen ſind jetzt durch einen Ukas, wonach nur Adeligen der Beſuch der höheren Claſſen der Gymnaſien erlaubt iſt, in einem bedauerlichen Zuſtande. Bürgerſöhne, wie überhaupt Zöglinge aus den mittleren und unteren Volksklaſſen, welche bereits in die höheren Claſſen vorgerückt waren, haben ſolche Bildungs-Anſtalten verlaſſen müſſen. Auf das Geſuch einiger ſehr wohlhabenden Bürger an den Miniſter des Unterrichts, daß man doch ihren Söhnen den weiteren Beſuch der höheren Claſſen geſtatten möge, iſt ihnen der Beſchrib geworden, daß für Muſchicks (Nicht-Adelige) auch der Unterricht in unteren Claſſen allzu viel wäre. (Köln. Z.)

Unter den vielen hundert Lehrerverſammlungen, die in den letzten Zeiten in Deutſchland gehalten wurden, zeichnete ſich die zu Siegen dadurch aus, daß ſie nicht blos einen Präſidenten, und Vicepräſidenten, ſondern zugleich auch einen Feſtbeſchreiber erwählte, wie man ſonſt Feſtpoeten hatte. (Dorfz.)

Ein junges Mädchen, erzählt ein amerikaniſches Blatt, wurde ſo unzufrieden mit dem Herrn, mit welchem ſie verlobt war, daß ſie das Verhältniß mit ihm gänzlich auflöſ'te. Aus Rache dafür drohete er ihre Briefe zu veröffentlichen. „Meinetwegen", antwortete ſie, „ich brauche mich keines Theiles meiner Briefe zu ſchämen außer — der Adreſſe."

Digitized by Google

*Der bekannte Prozeß, den Jenny Lind in London mit einem Theaterdirektor Bunn führt, dürfte nach der Verſicherung der neueſten engliſchen Blätter vor zwei Jahren nicht zur Beendigung kommen. Die Gerichtskoſten belaufen ſich übrigens jetzt ſchon auf 4500 Thlr. (Modenz.)

Korreſpondenz.

Fürth, 7. Sept.

In der hieſigen Judengemeinde befinden ſich ſeit Jahren ſchon zwei Parteien, die eine ſchwarze, die andere weiße genannt, zwiſchen ihnen ſchwankt der Rabbiner Dr. Lewi, ein Mann, der wohl den Fortſchritt will, aber doch nicht entſchieden aufzutreten wagt, um mit der conſervativen (der ſchwarzen) nicht ganz ſich abzuwerfen. Ob hier die finanzielle Frage ins Spiel kommt, mögen wir nicht beſtimmen, wohl aber iſt bekannt, daß das hieſige Rabbinat das beſte und einträglichſte in Bayern iſt. Die ſchwarze Partei kennt in ihrer Verfolgungsſucht keine Gränzen; der jetzige Rabbiner iſt ihr ein Dorn im Auge; daher läßt ſie eifrig deſſen Thun und Treiben verfolgen und proceſſirt in den blauen Nebel hinein um formelle Lappalien halber, deren Unterlaſſung oder Verletzung dem Manne hoch angerechnet werden. Hat man ihn doch mehrere Jahre lang in allen Gerichtsinſtanzen herumgezogen, auf die noch dazu zweideutige, nicht nachzuweiſende Anzeige hin, er habe an einem öffentlichen Orte eine (nicht kauſchere) Wurſt verzehrt!! — Solcher Dinge könnte man mehr anführen, aber es genügt die eine Thatſache ſchon, um kleinliche Geiſtesbefangenheit ganz in ihrer Armuth hinzuſtellen. Die ſchwarze Partei ſetzte bis jetzt alle Hebel, gerade und krumme, klingende und ſchriftliche, in Bewegung, um von dem ihm zu Willen in manchen Dingen gebrachten Miniſterium Abel die Amtsentſetzung des Rabbiners zu Wege zu bringen; aber dieſes trug doch, trotz ſeiner Krebsgangsideen, Bedenken, da einzugreifen, wo offenbar die Unvernunft ihre Flügel ausbreiten ſollte, dem geſunden Menſchenverſtande zum Hohne. Die neueſten Ereigniſſe verfehlten ihre Wirkung nicht auf die intelligenten Angehörigen der Judenſchaft. Bereits ſtrebt man, die Idee der reinen Gottesverehrung, das jahrelange Ringen nach Erlöſung von menſchlichen Satzungen, zur Wahrheit zu machen; aus der Glaubensröthe wird bald die leuchtende Sonne der Wahrheit ſich erheben und der Nebel des Obſcurantismus zu Boden drücken. Einleitungen zu geeigneten Schritten, den Glaubensgenoſſen in Deutſchland neue Normen zu geben, ſind bereits geſchehen. Hoffentlich wird es gelingen, durch eine allgemeine Vereinigung den Talmudismus, der ſchon lange von der Intelligenz und der Jugend gerichtet iſt, zu vernichten; die ungefügigen Separatiſten wird die Zeit wohl decimiren. Ein bedeutender Schritt zur Selbſtemancipation iſt hier ſchon geſchehen; die ſchwarze Partei ergeht ſich in ohnmächtiger Wuth und ſchreit Zeter! Die angeſehenſten hieſigen jüdiſchen Familien, müde der Vexationen und handgreiflichen Uebervortheilungen jüdiſcher Schlächter, laſſen bei chriſtlichen Metzgern ihren Fleiſchbedarf ſeit etlichen Tagen holen, und darunter ſind ſolche in der Judengemeinde Hochgeſtellte, daß eben deren Beiſpiel ermunternd nach unten wirkt. Mit dem Fallen dieſes tief eingewurzelten Vorurtheils, das ſtets eine Kluft bildete zwiſchen Juden und Nichtjuden, iſt die Baſis des talmud'ſchen Moſaismus untergraben und die Macht der jeſuitiſchen Juden tief gebeugt. In Bayern iſt dies ein Ereigniß; anderswo würde es kaum der Beachtung werth ſeyn.

Orrenheim, 8. Sept.

In Nro. 244 d. Bl. iſt ein von hieraus datirter Aufſatz enthalten, der Unrichtigkeiten enthält, die zur Ehre der hieſigen Gemeinde berichtigt werden müſſen. Es heißt nämlich, daß dem Hrn. Pfarrer Hüſſell, deſſen Sohn und dem Hrn. Anthes eine Katzenmuſik gebracht worden ſey, woran die Notabeln der Stadt insgeſammt thätigen Antheil genommen hätten. Die Notabeln der hieſigen Stadt haben es jedoch im Liberalismus noch nicht zu der Virtuoſität gebracht, daß ſie den Ausdruck ihrer Geſinnungen auf eine in der Neuzeit erfundene und jetzt allgemein beliebte Weiſe ihrem Geiſtlichen zu erkennen geben. — Auch die Bildung einer freien deutſchen Kirchen-Gemeinde à la Kirchbrombach, mit Einſchluß der Deutſchkatholiken und freien Juden (??) wird noch auf einige Hinderniſſe ſtoßen, denn auch in dieſem Punkt iſt der größte Theil der hieſigen Einwohner mit dem herrſchenden Zeitgeiſte noch nicht ſo weit fortgeſchritten, daß ſie ſich entſchließen könnten, von Zeit zu Zeit einen andern Glauben anzunehmen; vielmehr gibt es noch Viele, welche an dem Glauben ihrer Väter feſthalten, und dieſe werden Bedenklichkeiten machen, ehe ſie die in Circulation geſetzte Schrift unterzeichnen.

Kunſt- und Literatur-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Wie wir vernehmen, wird Hr. Dr. Th. Creizenach im nächſten Winter einen Cyclus von Vorleſungen über die Culturgeſchichte der Deutſchen vom weſtphäliſchen Frieden bis auf die neueſte Zeit, mit beſonderer Rückſicht auf die Entwickelung politiſcher und religiöſer Freiheit halten. Von dieſen Vorleſungen ſind wir Vorzügliches zu erwarten berechtigt, da Hr. Dr. Creizenach nicht zu Denjenigen gehört, welche ſich nur mit Zuſammenſtellung von vorliegendem Material oder nur damit beſchäftigen, aus vorhandenem Stoff eine Ueberarbeitung in neuer Ausgabe zu machen, ſondern da er als ein Mann von ſelbſtſtändigem Urtheil und von tüchtiger Geſinnung genugſam bekannt iſt. In dieſer Beziehung erinnern wir nur an ſeine im hieſigen Muſeum und bei vielen öffentlichen Veranlaſſungen gehaltenen Vorträge, denen ſtets die freundlichſte Beachtung zu Theil geworden. Außerdem werden die obengenannten Vorleſungen um ſo mehr Intereſſe erwecken, als ihr Inhalt zum Verſtändniß der wichtigſten Zeitfragen in direkter Verbindung ſteht und eine vielſeitige Belehrung mit ſich bringt. Berückſichtigen wir endlich die lebensvolle und den Ernſt des Gedankens mit der Schönheit des Ausdrucks und der Form vereinigende Darſtellungsweiſe des Hrn. Dr. Creizenach, ſo iſt nicht zu bezweifeln, daß aus den gebildeten Kreiſen unſerer Stadt ſich ein zahlreiches Auditorium bei den hier in Ausſicht geſtellten Vorleſungen betheiligen wird. — Unter der in unſeren Buchläden ausgeſtellten Tagesliteratur glauben wir ein kurzes „Sendſchreiben“ hervorheben zu müſſen, welches Hr. Dr. Kniſpel aus Darmſtadt bei Ueberlieferung patriotiſcher Gaben für arme Auswanderer an den deutſchen Reichstag gerichtet hat. In äußerſt kräftiger und eindringlicher Sprache fordert er jenen zur ausdrücklichen Verwendung für die hülfloſen deutſchen Brüder auf und ſpricht ernſte Warnungen und Mahnungen für Alle aus, welche an der Entwickelung unſerer ſocialen Zuſtände in der gegenwärtigen, ſehr bedenklichen Uebergangszeit irgendwie betheiligt ſind und es mit dem Vaterlande, ihren unglücklichen Volksgenoſſen und ſich ſelbſt wahrhaft wohl meinen. In Betracht des von dem Verfaſſer in jener Angelegenheit gegebenen eignen Beiſpieles müſſen wir den Leſern ein „Gehet hin und thuet Desgleichen!“ zurufen.

Mainwaſſer-Wärme: Am 13. Sept., Morgens 8 Uhr: 14 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 13. Sept. 'S letzte Fenſterln, Alpenſcene in 1 Akt von J. G. Seydl, Muſik von J. Lachner. Hierauf: Mein Mann geht aus, Luſtſpiel in 2 Abth., nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe, Cormon, Grangé, von H. Börnſtein. Zum Schluß: Drei Jahre nach'n letzt'n Fenſterln, Alpenſcene in 1 Akt von J. G. Seydl. Muſik von J. Lachner. (Gaſtrolle) Mathias: Hr. Ditt, vom Hoftheater zu Mannheim.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 250. Donnerſtag, den 14. September 1848.

Der Sohn des Pflanzers.

Novelle von G. Kaut.

1.

Faſt in der Mitte des freien Schweizerlandes, da, wo ſich die Sonne in den klaren Fluthen des Thuner Sees ſpiegelt, trifft man eine Gegend, über welche die Natur ihr Füllhorn ohne Maß ausgegoſſen. Bald ergötzt ſich der Blick an dem blendenden Zauberglanze der Hochalpen, bald an den waldbewachſenen Mittelgebirgen mit ihren Matten, Sennhütten und Heerden, den Bildern der ſtillen, heitern, idylliſchen Natur. Hier ragen Ruinen von alten Ritterſchlöſſern und Wallfahrtskapellen von Felſen und Anhöhen; dort ruht das Auge auf freundlichen Dörfern, umſäumt von Rebengärten und Hainen hoher Kaſtanien- und Wallnußbäumen. Wer mag ſich alſo noch wundern, wenn man hier in der ſchönen Jahreszeit nicht nur reiſende Repräſentanten aller Völker Europens findet, ſondern auch Leute, die das ſonnige Aſien, das heiße Afrika und das ferne Amerika ihr Vaterland nennen.

Unter allen wandernden Menſchen, die ſich im Sommer des Jahres 1826 in dem freundlichen Städtchen Thun einige Zeit aufhielten, erregte ein junges Ehepaar mit einem ſchönen, munteren, braungelockten Knaben und zweien dienenden Perſonen durch fremdländiſches Aeußere die meiſte Aufmerkſamkeit. Er, der Gatte, ein Mann von angenehmer Geſichtsbildung, war etwa dreißig Jahre alt; ſein Haar war blond, ſeine Geſichtsfarbe aber tief gebräunt, und beurkundete, daß er, obwohl aus einer nordiſchen Zone ſtammend, den größten Theil ſeines Lebens unter der glühenden Sonne des heißen Erdſtrichs zugebracht. Korpulenz beſaß dieſer Mann zwar nicht, aber Kraft und Ausdauer zeigten ſich in jeder ſeiner Bewegungen. Die Gattin des Fremden, dem Anſcheine nach kaum zwanzig Sommer zählend, hatte Spuren der vollendetſten Schönheit aufzuweiſen; ich ſage „Spuren“, denn ſie ſah leidend aus, etwa wie eine Roſe, deren duftige Friſche durch die heiße Sonne des Mittags verwiſcht wurde, und die erſt allmählig im Thau des kühlen Abends wieder auflebt. Ihre Geſichtszüge waren äußerſt lieblich, zutraulich und ſanft, wie man ſolche an deutſchen Frauen zu erblicken gewohnt iſt, und doch ließ der einigermaßen dunkle Teint, das häufig aufblitzende Feuer der Augen und die Geſchmeidigkeit der Gliedmaßen die Creolin nicht verkennen. Das junge Paar war modiſch und in die feinſten Stoffe gekleidet. Gold und Edelſteine, die ſowohl in der Börſe, als auch an Ringen, Uhren und anderem Geſchmeide glänzten und blitzten, verriethen Reichthum und Ueberfluß.

Einer der dienſtbaren Geiſter war ein Neger, der Quacco hieß, und auf deſſen rechter Wange man, vom Auge bis zum Kinn herablaufend, eine kaum verharſchte Wunde bemerkte. Diana, die Dienerin, ein hübſches, wildes, aber treues Mädchen, gehörte zu der Klaſſe jener Farbigen, die man mit dem Namen „Terceronen“ bezeichnet.

Die beiden Gatten waren ſich ohne Zweifel mit großer Liebe zugethan; denn oft ſaßen ſie in traulichem Geſpräche unter einem hohen Kaſtanienbaume nahe an den blumigen Ufern des Sees, wo ſie ſich ein Landhaus gemiethet hatten. Hier floſſen, von dem Pfande ihrer Liebe, dem munteren Knaben, umhüpft, Worte der Zärtlichkeit, der Hoffnung von ihren Lippen.

Eines Tages — ſie waren erſt vor kurzer Zeit angekommen — ſaßen ſie noch etwas ſpät zuſammen. Die Sonne war bereits untergegangen, und der Mond ſtand in ſeiner ganzen ſilbernen Reinheit am Himmel. Diana wiegte, auf einem Rohrſtuhle ſitzend, den kleinen vierjährigen John auf ihrem Schooße und erzählte ihm von der fernen, fernen Heimath über'm weiten Meere, von den vielen ſchwarzen Menſchen, die ſich da befänden, und wie der liebe Gott dort die Sonne wärmer mache, als hier in dem froſtigen Lande, wo es keine Summvögel (Colibris) gäbe, keine Kaffeebäume und kein Zuckerrohr; ſie ſagte, daß ſie ſich zurückſehne in die Nähe der Orangen- und Pimentalleen, deren in jenem Theile der Welt, wo ſie hergekommen, ſo viele ſtünden, und daß er, der kleine John, den gütigen Vater um baldige Heimkehr bitten möge. Der werde es gewiß thun, denn der habe die Kinder lieb, das wiſſe ſie, und habe es ſelbſt erfahren, als ſie und der garſtige Blaky, den der Vater fortgejagt, weil er den guten Quacco geſtochen, kaum ſo groß geweſen, wie er, der kleine John. Damals ſeyen ſie auch über's Waſſer gefahren, und der liebe Gott habe einen Sturm geſandt, der habe das Schiff hin und her geſchleudert, und am Ende ſey es wider einen dicken, dicken Stein gefahren und ſey entzwei gegangen. Faſt alle Menſchen, die im Schiff geweſen, ſeyen in's Waſſer gefallen und ertrunken, und auch ihr Vater und ihre Mutter. Sie aber und der garſtige Blaky hätten mehr Glück gehabt, ſie ſeyen an's Land geworfen, und von einem kleinen jungen Herrn, John's Vater, in ein ſchönes Haus gebracht und gar gut behandelt worden. Da hätten ſie faſt lauter glückliche Tage verleben können, wenn nicht Blaky immer ſo böſe geweſen und ſo heimtückiſch, dann auch der alte Herr, John's Großvater, der ſich jetzt dort droben im blauen Himmel bei den Engelein befinde, ſey gar gut geweſen. Einſt ſey nun John's Vater fortgereiſ't, und nachdem er lange ausgeblieben, habe er die liebe Mutter heimgebracht. Das ſey eine Freude geweſen.

In dieſem Augenblick gewahrte die geſchwätzige Diana, daß der kleine John, der anfangs recht aufmerkſam zugehört, eingeſchlafen war; ſie drückte noch einen Kuß auf ſeine Wangen, nahm ihn in ihre Arme und trug ihn zu Bette, ohne daß ſie den Knaben zuvor noch einmal ſeinen Eltern brachte, wie ſie gewöhnlich

Digitized by Google

zu thun pflegte. Sie mochte dieſe nicht ſtören, da es ihr ſchien, als ſeyen dieſelben in einem ſehr angelegentlichen Geſpräche begriffen. Und dem war auch ſo.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch bei Linné.

Von einem Oſtpreußen.

(Fortſetzung.)

Da befand ich mich nun ganz allein in dem großen Auditorium, betrat Linné's Katheder und ſetzte mich auf ſeinen hohen Lehrſtuhl. Es eröffnete ſich vor meinen Augen die ſchöne Ausſicht nach den rieſenhaften Grabhügeln der drei alten Götter des Nordens, die ich Vormittags beſucht hatte, neben welchen rechtshin der Kirchthurm von Alt-Upſala ſein ehrwürdiges Haupt gen Himmel erhob. Ich zog die ſchöne Linnaea noch einmal hervor, die ich auf Freya's Grabe gepflückt hatte, um ſie zu vergleichen mit der Linnaea, welche ich vor mir auf dem an der Wand hängenden Bilde Linné's erblickte.

„Linnaea borealis, die jedem Naturfreunde heilig! — In einer ſchönen Symbolik ſtellte ſie das ganze reiche, der Naturbetrachtung geweihte Leben Linné's dar! — Still und mühevoll windet ſich der Stengel, reich an kleinen herzförmigen Blättchen, durch das grünende Kräutervolk der Wälder; ſie verweilt oft, gleichſam ſinnend, bei Denen, welchen ſie auf dem Wege begegnet; endlich erhebt ſie fröhlich ihre zarten Blüthenglöckchen, womit ſie Alle zu Einer Gemeinde ruft. — So errang Linné unter tauſendfachen Mühen die Würde eines Oberprieſters der Natur und öffnete Tauſenden die reichen Hallen des Naturtempels.“ —

Von der Blume gingen meine Gedanken noch zu Linné ſelbſt wieder über. Hier alſo ſaß der große Mann! (ſprach ich zu mir) der in ſtiller Einſamkeit mehr gewirkt und geſchaffen als Könige, von denen die Geſchichte erzählt, daß ſie Länder und Weiten eroberten, und doch weder den Menſchen überhaupt, noch ihrer Nation Heil brachten, daß ſie von ihrem Volke, aber nicht für ihr Volk, kaum mit demſelben gelebt haben. Hier ſaß er, und alle ſeine Schlachten und alle ſeine Siege gingen auf in ſeiner Weisheit, die von ſeinem Munde herabſtrömte. Hier lehrte er die Liebe zur Natur und zu ihrem Vater, und ſeine Zuhörer hingen begeiſterungsvoll und beſeligt an ſeinen Worten und Lehren. In ihre Seele ging ſeine Weisheit über, und ſie verpflanzten ſie weiter fort und verbreiteten über die Gränzen ihres edlen Vaterlandes hinaus die Geiſtesherrſchaft, mit welcher ihr Meiſter das Reich der Natur überſchaute. —

In ſolcherlei Gedanken vertiefte ich mich. — —

Da ſeh' ich plötzlich auf dem Pfade, der von dem Hauſe in den Garten führt, eine ehrwürdige Geſtalt wandeln. — Sie verſchwand zwar ein paar Mal hinter dem Buchengebüſch, zeigte ſich dann aber wieder und ſchien dem Auditorium zu nahen. — Nun ſah ich das Geſicht — ich traute kaum meinen Augen — es ſchien Linné ſelber zu ſeyn —, die Geſichtszüge ganz ähnlich, ähnlich die Alongenperücke, die Linnaea in der linken Hand.

Das iſt nicht möglich! Ich träume! rief ich und rieb mir die Augen, als wenn ſie nicht recht ſehen könnten. Aber immer ſtärker trat die Aehnlichkeit hervor, je mehr ſich die Geſtalt nahte. — Ich träume! dachte ich, und doch wieder, ich träumte nicht, ich ſah ja mit klaren Augen ihn ſelbſt, den großen Meiſter! Ja, er ſelbſt war es! Ich konnte nun nicht mehr zweifeln, mein klares Auge täuſchte mich nicht!

Ich hatte nur noch ſo viel Zeit, ſchnell den Lehrſtuhl zu verlaſſen und mich auf die nächſte Zuhörerbank hinzuſetzen.

Da trat Linné herein, grüßte freundlich mit dem Haupte nickend und beſtieg das Katheder.

Tres faciunt collegium! ſo begann er: du, ich und der liebe Gott! — —

Sonderbare Gefühle durchzuckten mich, aber vorherrſchend war das Gefühl einer gewiſſen Bangigkeit; ich befürchtete, daß er heute ein Repetitorium über Botanik halten wolle, und dann wehe mir armen Prieſter der Sprache! — Ich wollte ihn bitten, nicht zu repetiren und ihm vorſtellen, daß ich ſchon alle meine Examina gemacht, daß auch ſchon die naturhiſtoriſchen Prüfungen hinter mir lägen, daß ich Gott dankte, nie mehr geprüft werden zu dürfen, daß ich bereits Doktor der Weltweisheit und Magiſter der liberalen Künſte ſey; ich wollte ihm die Zeugniſſe auch meines lieben botaniſchen Lehrers vorlegen — — ja, was wollte ich nicht Alles in dieſem Augenblicke der Bangniß —, allein, mein Mund war feſt geſchloſſen und ich verſtummte.

Er ſah auf ſeine Linnaea hin. Da vermuthete ich, daß er mich zunächſt über ſie examiniren würde. Ich recapitulirte ſchneller, als jemals, bei meinem lieben Lehrer, die Eigenſchaften dieſer Blume: caulis procumbens repens ramosus, folia subrotunda, serrata brevi petiolata paucipilosa, ramus erectus paucifolius bipartitus, corolla campanulata etc. etc. Tauſend Anderes durchkreuzte meinen Kopf blitzesſchnell auf eine verwirrende Weiſe. Ich wollte ſprechen, aber die Bangigkeit verſchloß mir den Mund und ich konnte nichts hervorbringen.

Nun erhob er den Blick und ſah auf mich herab. Er mochte meine Bangigkeit, meine Verwirrung bemerken: denn ein ſanftes Lächeln zog ſich über ſeine Lippen, aber zugleich ſprach ſein liebevoll freundliches Auge mir wieder Muth ein. — Fällſt du durchs Examen durch, dachte ich, nun, ſo ſoll's doch einmal ſo ſeyn; wenn nur dein Miniſterium im Heimathlande und dein lieber Lehrer nichts davon hören. Und dann dachte ich wieder: bei ſolch einem großen Manne muß Jeder durchfallen; auch bei ihm durchzufallen iſt ſchon eine Ehre, da er nicht Jeden einer Prüfung würdigt.

Mein Gedankenſtrom war gehemmt. Linné fing ſein Collegium an.

Freilich war es ein Examinatorium, aber nicht über die Triandria monogynia, nicht über die foliola lanceolata, ſondern nach einer Einleitung über die Natur im Großen und als ein Großes, und über die Art und Weiſe, wie man ſie aufzufaſſen habe als Object des Forſchens und als Uebergangspunkt zur höchſten Einheit, kam er in die ſpeciellere Anwendung und leitete, ehe ich's mir verſah, das Geſpräch auf mich ſelber und meine Studien. Er verglich auf eine eminent klare Weiſe das Studium der Sprache mit dem Studium der Natur eben ſo wohl als Mittel zur Gotteserkenntniß, wie als Zweck zur Selbſterkenntniß. Er ſprach von der Summa dieſer Studien und von ihren einzelnen Summanden. Er wies einerſeits auf die Thorheit der Kurzſichtigen hin, die da wähnen, die Summa ohne die Summanden zu erfaſſen, die da in ihrer Befangenheit hier über die Beſchreibung und Zerlegung der kleinſten Blume, und dort über die Erklärung und Analyſe des kleinſten Wortes zu ſpotten ſich unterfangen und ſo anmaßend ſind, zu glauben, daß ſie im großen Buche der Natur leſen können, ohne jemals buchſtabirt zu haben. Andererſeits aber wies er auch auf die Engherzigkeit Derjenigen hin, die da kleben bleiben bei dem einzelnen Wort und der einzelnen Blume und nicht Willens ſind, vom Buchſtaben zum Leſen überzugehen, von dem Einzelnen ſich loszureißen und das Ganze in ſeiner Einheit zu erfaſſen und ſo ſich auf die wahre Höhe des freien Geiſtes emporzuſchwingen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Wiener Freiheitsmuſik.

Unter dieſer Rubrik bringt die Wiener Zeitung einen eben ſo inhaltreichen als gut geſchriebenen Artikel über die Wiener Freiheitsmuſik, welche in der Kaiſerſtadt ſeit den Märztagen an das Licht getreten. Vieles im genannten Artikel iſt nur von localer, Anderes dagegen iſt von allgemeiner Beziehung, und vom Letzteren mögen hier einige Bemerkungen Raum finden. Zuerſt Folgendes: „Man weiß, daß die März-Ereigniſſe ſehr befruchtend auf das Feld der Wiener Dichtkunſt gewirkt haben, nur ſtellte ſich diesmal die Urſache zur Wirkung in das verkehrte Verhältniß — die Zeit ſtreute Korn, und es wuchs Dünger. Unter den zahlloſen Poeſien, welche die neue Zeit feierten, fand ſich ſehr wenig Poeſie, und man kann nicht einmal behaupten, es ſey alles darunter gereimte Proſa geweſen. Die Zahl der Gedichte, deren künſtleriſcher Werth über dem Niveau des bloßen Gelegenheitsgedichtes ſtand, ihren Erfolg daher auch über die Strömung des Augenblicks rettete, iſt ſehr gering, und ſelbſt die populärſten von ihnen (Frankl's „Univerſität", Caſtelli's „Nationalgardenlied") verdanken ihre Beliebtheit mehr ihrem rechtzeitigen Erſcheinen, als ihrer dichteriſchen Kraft.

Nicht weniger eifrig als die Poeſie war die Tonkunſt in der Feier der neuen Freiheit. Es liegt ein ziemlich hoher Notenſtoß vor mir, der blos die ſeit den Märztagen in Wien erſchienenen Compoſitionen enthält, welche die jüngſten politiſchen Ereigniſſe durch Text oder Titel feiern.

Sanguiniſche Naturen haben vielleicht bei dieſer Gelegenheit manch Ausgezeichnetes von der Muſik erwartet. Ein begeiſternder Anlaß, eine andauernd höhere Stimmung, die Aufgabe dankbar, die Texte neu und bisher unzugänglich — welchen Componiſten ſollte dies Alles nicht zu Bedeutenderem erheben! Die Wirklichkeit erwies jedoch dieſe Hoffnungen als ſehr voreilig, und die Opfergaben, die die Wiener Muſik auf den Altar der Freiheit gelegt, ſtehen entſchieden unter Dem, was unſere Poeten dafür geleiſtet.

Meiner individuellen Erwartung entſprach das Gegebene vollkommen, denn ich hatte nichts Bedeutendes erwartet, aus Gründen, welche ich ſogleich in Kurzem darlegen will.

Nicht Alles, was die Begeiſterung weckt, fördert die Kunſt. Soll ein ächtes Kunſtwerk zu Stande kommen, ſo muß Hand in Hand mit der Begeiſterung die ruhig waltende Beſonnenheit, das klare, denkende Schaffen gehen. Poetiſche Begeiſterung iſt himmelweit verſchieden von politiſcher Agitation, und mit heißem Kopf und pochendem Herzen kann man wohl fechten, aber nicht dichten. Ein weltgeſchichtliches Ereigniß kann ſich in dem Dichter erſt dann künſtleriſch geſtalten, wenn dieſer nicht mehr darinnen ſteht, und wenn das Thatſächliche und Materielle, was daran klebt, als Niederſchlag langſam zu Boden gefallen iſt. Wie Tamino muß ein Ereigniß durch Feuer und Waſſer gehen, ehe es eintreten kann in den Tempel der Kunſt.

Darum alſo, weil unſere Zeit jener gewaltigen Umwälzung noch nahe iſt, und noch vollauf beſchäftigt in Kampf und Streben, kann eine wahrhaft heilſame befruchtende Einwirkung jener Umwälzung auf die Kunſt noch nicht bemerkbar ſeyn. Der Weg, den die Freiheit von dem Landhaus bis auf das Notenpapier zurücklegen muß, iſt weiter, als die meiſten Herren glaubten, deren März-Compoſitionen mir vorliegen, ich bin wenigſtens der Meinung, daß noch Niemand den 13. März würdig beſungen hat, der am 14. ſchon mit dem Manuſcript fertig war.

Eine wahrhaft bedeutende künſtleriſche Leiſtung konnten wir alſo vernünftigerweiſe bisher nicht erwarten.

Wohl aber konnten wir hoffen, daß ein oder das andere Muſikſtück einfachſter und engſter Form aus dem Boden der allgemeinen Begeiſterung emporwachſen werde, ein Lied, ein Marſch, ein Chor, eine Strophe nur, die, wenn gleich blos für den Augenblick geſchaffen, denſelben doch ganz erfüllte! Dazu brauchte es keiner kunſtfleißigen Arbeit, keines langſamen Reiſens, ſondern blos Eines friſchen, volksthümlichen Gedankens!

Wer erinnert ſich nicht des erhebenden Anblicks, als die Studenten zum erſten Male bewaffnet durch die Straßen der Stadt zogen! Er wäre doppelt erhebend, wenn ſie, anſtatt in ſtarrem Schweigen oder rohem Lärm, einhergezogen wären mit einem friſchen, kräftigen Chor. Wir hatten kein Lied — kein Lied, das die ſtolzen Gefühle hätte ſprechen lehren, die in wortloſer Wonne unſere Bruſt erfüllen, kein Lied, das uns erfreut, gekräftigt, begeiſtert, das uns vereinigt hätte!

„Laßt nur erſt die Freiheit kommen, dann ſoll's an Liedern nicht fehlen," ſo klagte mehr als ein Sänger unter dem alten Joch. Die Freiheit war gekommen, und wir hatten kein — Lied. Es ging leider mit ganz natürlichen Dingen zu, daß wir keinen Nationalgeſang hatten, ſo lange wir keine Nation, daß wir kein Freiheitslied beſaßen, ſo lange wir unfrei waren. Der 13. März lechzte nach einer Marſaillaiſe. Eine deutſche Marſeillaiſe. Man ſieht an der franzöſiſchen, wie wenig es bedarf, um das Volk zu begeiſtern; ein heißpatriotiſcher Text und eine faßliche kräftige Melodie, voilà tout.

Aus den unzähligen Liedern, Chören und Märſchen, die vor mir liegen, ſpricht deutlicher, als die ſchärfſte Kritik es vermöchte, der Fluch, den das italieniſche Opernweſen über die Wiener Muſik gebracht. Da keine deutſche Stadt die wälſche Oper ſo ſehr bevorzugt und gepflegt, als Wien, ſo hat auch keine ſo ſehr von ihr angezogen und durch ſie gelitten. Sie hat eine Verflachung und Frivolität über Publikum und Componiſten gebracht, aus der ſich Beide nur ſehr mühſam und allmählig erheben werden, und deren nachtheiligen Einfluß eben deßhalb erſt eine künftige Zeit wird vollſtändig ermeſſen können. Kein einziges männliches, würdiges, originelles Thema, keine einzige geiſtreichere oder fleißigere Führung, lauter ſaft- und kraftloſes Zeug, Verweichlichung, Gedankenarmuth, Ungeſundheit, Trivialität, Donizettismus. Fürwahr, wenn man den Jammer der modernen italieniſchen Muſik gründlich erkennen will, muß man deutſche Compoſitionen anſehen, wie dieſe da!

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Ein Mann vergiſtete ſich am 28. Aug. auf folgende eigenthümliche Weiſe. In einer Kattunfabrik damit beſchäftigt, einen mit blau-ſaurem Kali gefüllten Eimer in einen Waſſer-Kübel zu gießen, wurde er ohnmächtig, ſtürzte nieder und riß ſich den Eimer auf den Leib, deſſen Inhalt ihm zum Theil über das Geſicht floß. Er verſchluckte eine Quantität dieſer giftigen Subſtanz und verſchied nach Verlauf einer Stunde, der ärztlichen Bemühungen ungeachtet.

Korreſpondenz.

Fronhauſen, bei Marburg, 4. Sept.

Geſtern Nachmittag verſammelte der hieſige Pfarrer die Gemeinde, um einen Proteſt gegen „die von vielen Lehrern erſtrebte „Trennung der Schule von der Kirche" unterſchreiben zu laſſen; er eröffnete die Vrrſammlung mit der Bemerkung, daß ſich ſeit den Märztagen auch auf dem Gebiete der Schule und Kirche Beſtrebungen gezeigt hätten, welchen mit Entſchiedenheit entgegen getreten werden müſſe. Hierher gehöre die Trennung der Schule von der Kirche, woraus der Schule, der Familie, dem Staate Verderben drohe, denn mit der Trennung der Schule von der Kirche ſinke die Schule zu einer Staatsanſtalt herab, in welcher wohl Rechnen und Schreiben gelehrt, die Religion aber in die Ecke geworfen werde. Um dieſe Gefahr abzuwenden, wä-

Digitized by Google

ren die Pfarrer, welchen das Seelenheil ihrer Pfarrkinder am Herzen liege, durch ganz Heſſen in Korreſpondenz getreten mit der Verabredung, Proteſt gegen die angeſtrebte Emancipation der Schule einzulegen; einen ſolchen Proteſt wolle er der Gemeinde zum Unterſchreiben vorleſen. Hierauf verlas der Pfarrer eine Eingabe ans Miniſterium des Innern, worin denn Folgendes vorgeſtellt war: Dem Vernehmen nach ſeyen bei kurfürſtl. Miniſterium des Innern Petitionen von Schullehrern eingelaufen, worin die Trennung der Schule von der Kirche als Zeitbedürfniß hingeſtellt werde; dieſe Trennung beſtehe nun entweder darin, daß die Schule der Aufſicht der Pfarrer entzogen, oder daß aus der Schule die chriſtliche Lehre verbannt werde. (!) Hiergegen wollten die unterzeichneten Einwohner von Fronhauſen proteſtiren, ſie wollten ihren alten evangeliſchen Glauben behalten und darin auch ferner ihre Kinder erziehen laſſen. Wenn aber die Schule nicht mehr unter der Aufſicht der Pfarrer ſtehe, dann ſey keine Gewähr vorhanden, daß die chriſtliche Religion in den Schulen ferner gelehrt werde, dann werde die Schule nur eine Staatsanſtalt, ein heidniſches Inſtitut. (!!) — Hiernach wurde die Verſammlung aufgefordert, ſofort zu unterſchreiben. Um die Gemeinde vom ſofortigen Unterzeichnen des (vier Seiten haltenden und nur einmal vorgeleſenen) Proteſtes in der vorgelegten Form abzuhalten, wurde von einem andern Redner darauf aufmerkſam gemacht, daß einer ſo wichtigen Handlung, wie der fraglichen, eine Berathung vorausgehen müſſe, insbeſondere auch deßhalb, weil die Verſammlung aus Landbewohnern und Laien beſtehe; es möge daher ein Ausſchuß gebildet werden, welcher die Sache ſelbſt und die Redaction des Proteſtes begutachte und darüber Bericht erſtatte. — Dieſer Vorſchlag, welcher auf den naturgemäßen Gang der Verhandlung hinwies, hätte dem Pfarrer um ſo erwünſchter ſeyn ſollen, als bei einer ſolchen Behandlung der Sache der nahe liegende und durch andere Umſtände begründete Verdacht beſeitigt ſeyn würde, es ſey darauf abgeſehen, die Verſammlung zu überrumpeln und einen Coup zu machen.

(Schluß folgt.)

Weimar, 11. Sept.

Die Stadtrathsſitzungen in Weimar ſind — trotz mehrfacher Mahnungen in hieſigen Blättern — nicht öffentlich. Man verſteckt ſich hinter dem Umſtande, daß die Protokolle im hieſigen Gem. Verh. Blatte ja abgedruckt würden. Nun trug der hieſige Oberbürgermeiſter (und Polizeidirektor) in der ſtadträthlichen Plenarſitzung vom 29. v. M. darauf an, unſerm Abgeordneten von Wydenbrugk (wegen einer dem Herrn Oberbürgermeiſter mißliebigen Abſtimmung in der Nationalverſammlung) eine Mißbilligungsadreſſe von Seiten des hieſigen Stadtraths zugehen zu laſſen. Dieſer Antrag wurde indeß, wie in Nro. 239 des Frankf. Journ. zu leſen iſt, vom Pleno einſtimmig verworfen. — Das in Nro. 25 des Gem. Verh. Blattes veröffentlichte Protokoll jener Sitzung enthält nun zwar viele, überaus intereſſante Notizen über Heiraths- und Bürgerrechtsgeſuche hieſiger Einwohner und ähnliche hochwichtige Angelegenheiten — keine Sylbe aber von dem obenerwähnten, verunglückten Antrag. Und dieſe, nach der Bequemlichkeit des Vorſitzenden für das Publikum präparirten Protokolle nennt derſelbe nun laut Bekanntmachung vom 20. März d. J. „Veröffentlichung der Verhandlungen.“

Darmſtadt, 10. Sept.

Die Zweifel über den Fortbeſtand unſeres Hoftheaters ſind verſchwunden und wir ſehen recht bald der neuen Organiſation und Eröffnung deſſelben entgegen. Eine Deputation von Bürgern überreichte eine mit vielen Namensunterſchriften verſehene Petition vor einigen Tagen unſerem verehrten Großherzog in dieſer Angelegenheit, worin einestheils gebeten wurde, das Hoftheater dieſen Winter nicht zu ſchließen, und anderntheils die Bürger ſich verpflichten, für ein bedeutendes Abonnement wirken zu wollen. Der Großherzog nahm die Deputation ſehr freundlich auf und verſprach dieſe Angelegenheit, die allerdings die Stadt ſehr ernſt berühre, ſobald als möglich erledigen zu laſſen.

Frankfurt a. M.

Gehören wir auch nicht zu Denjenigen, welche Wiljalba Frikel für ein Weſen halten, „welches mit einem Fuße die Gränzen des Irdiſchen ſchon überſchritten hat und Wunder verrichtet, die hier auf Erden keine Erklärung finden können“, und laſſen wir demnach auch ſolche Redefiguren auf ſich beruhen, ſo ſind wir doch gerecht und billig genug, dieſem in ſeinem Fache ausgezeichneten Künſtler die verdiente Anerkennung zu zollen. Seine Vorſtellungen und Künſte aus der natürlichen Magie zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie ohne ſichtbaren Apparat, ohne jenes Beiwerk von Kiſten und Kaſten, Doſen und Schachteln, das ſonſt unentbehrlich iſt, alſo gleichſam aus freier Hand und ganz unmittelbar producirt und überdies mit ſehr großer Gewandtheit, Schnelligkeit und Sicherheit executirt werden. In dieſer Weiſe dem Publikum vorgeführt, verfehlen ſie ihre Wirkung nicht und überraſchen den Beſchauer. Einen anderen Zweck können ſie nicht haben, es ſey denn der, den Anweſenden eine angenehme Unterhaltung zu bereiten. Die Zeiten des Wunderglaubens, die glückſeligen Tage eines Merlin und Philadelphia ſind vorüber, aber die Tage oder Abende, an welchen man ſich anziehenden und gut aufgeführten Täuſchungen hingibt, ſind noch vorhanden. Was die von Hrn. Frikel executirten Stücke betrifft, ſo ſind viele derſelben ſchon dageweſen, andere ſind neu oder erſcheinen wenigſtens unter neuer Form, allen aber weiß unſer Zauberkünſtler ein gefälliges Aeußere und eine geſchmackvolle Tournüre zu geben. Wer demnach den Ernſt der Gegenwart wenigſtens zeitweiſe vergeſſen und die ſtrenge Wirklichkeit der heitern Täuſchung einmal unterordnen will, dem dürfen wir Hrn. Frikel's Darſtellungen empfehlen. Sie machen keinen andern Anſpruch als den, welchen wir eben bezeichnet haben und den ihr kunſtgeübter Meiſter im vollen Maße geltend zu machen weiß.

Eine freundliche Erſcheinung bot das am 10. d. M. am Forſthaus abgehaltene Turnfeſt, welches der Lehrer des hieſigen Turnvereins, Hr. Ravenſtein, ſeinen Schülern bereitet hatte. Die Knaben bewegten ſich in einem ſchmucken Zug, ihre Trommler voraus, durch die Hauptſtraßen der Stadt, und es gewährte dann einen beſonders freundlichen Anblick, als die ganze Schaar in zwölf Kähnen auf dem Maine dem jenſeitigen Ufer zuſchwammen. Draußen im Walde Bretzeln und vielfache Thätigkeit und Erheiterung bei turneriſchen Spielen, wie es die Jugend liebt und wie es ſich für ſie ſchickt. Viele Eltern hatten ſich eingefunden, auch die Gemahlin Sr. k. Hoh. des Reichsverweſers war anweſend. Alle ſchienen mit der Art und Weiſe, wie das Feſt abgehalten wurde, im höchſten Grade zufrieden. Sie konnten ſich auch beiläufig überzeugen, welch' ein treffliches Mittel der Unterricht in der Turnkunſt für die Ausbildung der Knaben zur Kraft und Geſchicklichkeit, zu einem heiteren und doch anſtändigen und geordneten Auftreten iſt. Es wird wohl leider noch eine Weile dauern, bis alle Knaben ohne Ausnahme (von den armen Mädchen, die denn doch eben ſo ſehr der körperlichen Ausbildung bedürfen, ganz zu geſchweigen) in den Schulen ſelbſt Gelegenheit erhalten werden, einen ordentlichen Turnunterricht zu genießen. Bis dahin möge die öffentliche Turnanſtalt mit ihrer für alle Jahreszeiten Schutz gewährenden freundlichen Halle, recht fleißig in Anſpruch genommen werden. Daß der junge Graf von Meran jener Anſtalt als ordentlicher Zögling anvertraut worden iſt, mag jedenfalls als eine erfreuliche Erſcheinung betrachtet werden, und manche Eltern, welche bis jetzt gezögert haben, ihre Kinder an dem Turnunterrichte Theil nehmen zu laſſen, dazu aufmuntern.

Mainwaſſer-Wärme: Am 14. Sept., Morgens 8 Uhr: 18 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 14. Sept. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Abth. (theilweiſe nach einem Plan von St. Georg) von W. Friedrich, Muſik von Friedr. v. Flotow.

Freitag, 15. Sept. (Neu einſtudirt): Zurückſetzung, Luſtſpiel in 4 Abth. von Dr. C. Töpfer. (Gaſtrolle) Klara: Fräul. Maurer, aus Stuttgart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 251. Freitag, den 15. September 1848.

Wo war Deutſchland und wo iſt's nun?

O ſagt, wo war Germanien da,
Als ihm Despoten Hohn geſprochen?
Als es ſich beugte ſo viel Jochen
Und Ahnengeiſter trauern ſah?
Wo war's, als ſeines Namens Schänder
Verlachten ſo viel Gegenſtänder?
Als Unterdrücker-Uebermuth
Geknechtet hielt das deutſche Blut?
Und wo iſt Deutſchland, ſeit von Allen
Die Sclavenketten ſind gefallen
Und himmelwärts Danklieder wallen?
Wo iſt's nun nach dem Feldgeſchrei:
„Fort mit den Drängern! Wir ſind frei
Nach ſo viel Jahren herber Sclaverei!“?

Wo Deutſchland war, gedrückt von Schmach? —
In der Geſchichte ſeines Ruhmes,
Zweitauſendjähr'gen Alterthumes!
Dort war's, wo's Feindesmächte brach:
In ſeinen Teutoburger Wäldern,
Auf hundert ſchlachtberühmten Feldern,
Im heil'gen Umkreis ſeiner Kunſt
Und Wiſſenſchaft und ihrer Gunſt!
Es war in ſeiner mächt'gen Sprache,
Und Heldengeiſter hielten Wache;
Es war in der gerechten Sache!
In ſeiner Dichter Weh und Luſt,
Im Volk, des Hohen ſich bewußt;
Es war in jeder edlen deutſchen Bruſt!

Und wo das freie Deutſchland ſey? —
In ſeiner thatenkühnen Jugend,
In ſeiner Völker Lieb' und Tugend,
Den Feinden ſchnöder Tyrannei!
In uns, die um die Ehre werben:
Zu leben und, wo's gilt, zu ſterben
Für ſeine Herrlichkeit und Macht,
In allen Gau'n, verjüngt erwacht!
In Allen iſt's, die ohne Weilen
Auf nahen und auf fernen Meilen
Des Vaterlandes Wunden heilen!
In edler Männer hohem Rath,
Im rechten Wort, in rechter That,
Im ganzen Vaterland als Einem Staat!

Und wo das freie Deutſchland ſey?
Mit ſeinem Himmel prangt's, dem blauen,
Mit Strömen, Meer und Höh'n und Auen
In einem friſchen Lebensmai!
Es blüht und ſtrahlet groß und offen
In unſerm Traum, in unſerm Hoffen
Auf ſchöner Tage Wiederkunft,
Im Schwert und Rechte der Vernunft!
Das freie Deutſchland jauchzt in Liedern,
Es lebt in Millionen Brüdern,
Die unſern Jubel nun erwiedern!
Im deutſchen Geiſt, ob auch ſich rott'
Zuſammen Höllentrug und Spott,
In Einheit, im Vertrau'n zum ew'gen Gott!

Gotha. Th. H. Welcker.

Der Sohn des Pflanzers.

Novelle von G. Kaut.

(Fortſetzung.)

„Wie gefällt Dir das Vaterland Deiner Voreltern, theure Lucy?“ fragte der Ehegatte ſeine ſchönere Hälfte im Laufe der Unterhaltung. „Ich denke, Du haſt alle Urſache, daſſelbe ſchön und angenehm zu finden, ſchreitet ja doch Deine Geneſung, ſeitdem wir hier ſind, raſch voran. Du biſt heiterer wie ſonſt, findeſt wieder Geſchmack an der Schönheit der Natur, der Huſten hat ſich ganz verloren, kurz, ich habe alle Hoffnung, mein liebes Weib wieder fröhlich und geſund wie ein Fiſch um mich zu ſehen.“

„O, Henry!“ verſetzte Lucy, indem ſie den ſchwärmeriſch melancholiſchen Blick über den See ſchweifen ließ, „o, Henry! das Land meiner Väter iſt großartig und prächtig, und ich fühle mich ganz wohl in dieſen duftigen Bergen, wo ſo viele kräftige und offene Menſchen wohnen, die ſo freundlich und zuvorkommend ſind. Ich möchte es faſt meinem Vater verdenken, in ſeinen Jünglingsjahren dieſe Berge verlaſſen zu haben. Jetzt könnt' er, obwohl vielleicht arm, aber doch glücklich, hier noch leben, anſtatt daß ihn, von Ueberfluß umgeben, das gelbe Fieber dahinraffte. Wie oft erzählte er mir und meiner Mutter von den friſchen Thälern und klaren Seen ſeines Vaterlandes, von dem Klange der Alphörner und den vielen Sennhütten auf den kräuterreichen Höhen, und wie er, ein armer, elternloſer Burſche, der nicht ſo viel Land beſeſſen, um ſich einen Kohl zu bauen, doch mit ſchwerem Herzen hinausgezogen in die Fremde, in welcher es ihm anfangs ſo hinderlich gegangen, bis ihn endlich ſein Genius nach Martinique führete, wo er denn freilich das Glück hatte, in meiner Mutter die Tochter eines reichen Plantagenbeſitzers, deutſcher Abkunft, zu ehelichen . . .“

Digitized by Google

„Und erinnerſt Du Dich noch, Lucy!“ unterbrach Henry ſeine Gattin, „welchem Umſtand ich es verdanke, daß ich gegenwärtig an Deiner Seite wandle?“

„O ja, Du böſer, wilder Mann!“ erwiederte die Gefragte, ihrem Gatten einen leichten Schlag auf die Wange verſetzend, „ich weiß noch recht gut, wie heftig Du hereinſtürmteſt in unſer friedliches Zimmer, — mein Vater, ich und meine kleineren Geſchwiſter ſaßen eben bei'm Frühſtück. Meine gute Mutter war ſchon ein Jahr vorher geſtorben. Du beſchuldigteſt meinen Vater, daß er Dich am vorigen Abende durch einige Ausdrücke beleidigt habe, und daß Du Genugthuung verlangteſt. Ich kann mir in meinem ganzen Leben den hohen, ernſten Mann vorſtellen, wie er ſich langſam von ſeinem Rohrſtuhle erhob und Dir kurz, aber höflich zu verſtehen gab, daß er noch nie eine Genugthuung ſchuldig geblieben. Hierauf lud er Dich, als wenn gar nichts vorgefallen, zum Frühſtücke ein. Ich bemerkte, obgleich wir, meinen Vater ausgenommen, Alle ungemein erſchrocken waren, wie ſich Deine Hitze plötzlich abkühlte und Du ganz verblüfft umherblickteſt . . .“

„Wie kannſt Du Dich hierüber wundern?“ fiel Henry ſcherzend ein, „warſt Du doch an meiner Verwirrung ſchuld. Dich ſehen und lieben war eins. Nach beendigtem Frühſtücke kam Dein Vater auf unſeren Zwiſt zurück; ich aber hatte Alles rein vergeſſen, und aus einem muthmaßlichen Duell entſtand eine Verbindung, die mich beglückte.“

„Und mich auch,“ ergänzte Lucy. „Gott gebe nur, daß uns weiter kein Unfall zuſtoße.“

„Nun, meine Beſte!“ verſetzte Henry, „Unglück, das einem der Himmel ſendet, iſt nicht zu verhüten; aber ich rathe Dir, Dich aller trüben Gedanken zu entſchlagen und froh und heiter in die Zukunft zu blicken. Warum willſt Du Dich auch verſündigen durch Kleinmuth? Stehe ich Dir nicht an der Seite? Und iſt der kleine John nicht die Freude unſeres Lebens?“

„Das Alles kann ich nicht läugnen,“ ſagte das Weib; „aber ein Traum, den ich in der vorigen Nacht hatte, ängſtigt mich außerordentlich. Ich ſah den elenden Blaky, wie er unſern John ergriff und in die Tiefe des See's verſenkte; ich wollte hinzu eilen, konnte aber nicht vom Platze, und darob ſpottete der Böſewicht meiner und verſchwand.“

„Erinnere mich nicht an dieſen Undankbaren!“ fuhr Henry wild auf. „O, hätte ich dieſes Scheuſal, anſtatt daß ich es als hülfloſes Kind in's Haus aufnahm, zurückgeſtoßen in die tobenden Fluthen, die ſeine Eltern verſchlungen hatten. Diana und Blaky! Jene iſt die leibhaftige Treue, und dieſer — die perſonifizirte Hinterliſt und Schändlichkeit, und doch ſind Diana und Blaky Geſchwiſter. Das iſt eine arge Variation der Natur mit demſelben Stoffe. Uebrigens, meine theuerſte Lucy! muß ich Dich ernſtlich bitten, Deinen Träumen nicht ſo viel Glauben zu ſchenken. Blaky kann bereits jetzt in Weſtindien angekommen ſeyn, und wir Alle haben mithin nichts mehr von ihm zu befürchten. Weißt Du ja doch, daß er bei dem Verſuch, uns zu beſtehlen, den treuen Quacco faſt erdolcht hätte, und daß er hierauf unmittelbar von mir auf ein Schiff gebracht wurde, das in dem Hafen von Marſeille nach Havanna die Anker zu lichten bereit lag.“

„Das weiß ich recht gut,“ entgegnete Lucy; „kann aber der Taugenichts nicht zum Entwiſchen Gelegenheit gefunden haben?“

„Mag das ſeyn!“ verſetzte Henry heftig. „Wenn er mir in den Wurf kommt, iſt er verloren.“

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als auch aus dem nahen Fliedergebüſche ein leiſes Hohngelächter erſcholl. Die beiden Gatten ſahen ſich überraſcht um.

„Maſſa,“ ſagte der herbeieilende Neger in ſeinem kauderwelſchen Engliſch, „Maſſa, ich geſehen Blaky, wie ihn guckte hinter dem Buſch hervor, wollte ihm erwiſchen, Blaky aber davon laufen. Schändlicher Menſch das. Ich ihm todt ſtechen, wenn ihn kriegen, für das da.“ Quacco deutete hierbei auf ſeine lange Narbe.

Henry geleitete eilig ſeine Gattin in ihr Zimmer, bewaffnete ſich und den Neger mit Piſtolen und durchſuchte die ganze Umgebung. Keine Spur von Blaky war zu finden, und Henry vermuthete deshalb, ſein Diener möchte ſich getäuſcht haben. Doch dieſer blieb bei ſeiner Behauptung, und fügte noch hinzu, daß er ſogar bemerkt habe, wie Blaky jetzt ganz andere Kleider und auch keinen weißen Strohhut mehr trage, ſondern eine runde Mütze.“

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch bei Linné.

Von einem Oſtpreußen.

(Fortſetzung und Schluß.)

Linné's Beredtſamkeit war hinreißend, ſein Feuer entflammend, ſein leuchtender, liebevoller Blick im hohen Grade wohlthuend. Ich war ein anderer Menſch geworden. Von meiner Bangigkeit keine Spur mehr. Ich hätte gern immer mitreden, gern in ſeine Begeiſterung laut einſtimmen mögen. Aber Ehrfurcht und Beſcheidenheit hießen mich ſchweigen. Ich war ganz Ohr. —

Nun wandte er ſeine Rede von dem Allgemeinen ab, kam auf die Bekanntſchaft der Natur durch Reiſen und ſo auch auf meine Reiſe zu ſprechen. Er erkannte meine Begeiſterung für das ſchwediſche Volk und ſeine Sprache und Alterthümer mit Lob an; es iſt ja ein Brudervolk der Deutſchen, mit ihm aus Einem Stamme entſproſſen; es iſt ein edles Volk, rein und heiter, wie ſeine Luft, ſo iſt ſein Herz, faſt wie ſein Urgranit, ſo iſt ſein Charakter, und wie ſeine Berge hoch in den Himmel hineinragen, ſo ſtrebt ſein wahrhaft frommer Sinn zum Allvater hinauf. Er billigte ferner, daß ich gerade in meiner Jugend erſt den kräftig reinen Norden zu ſehen gewünſcht und ihn dem weichlichen und verführeriſchen Süden mit ſeiner Azurbläue und ſeinen Citronenwäldern vorgezogen. Selbſt meine Schwärmerei an Guſtav Adolf's Sarge in Stockholm und bei den drei Götterhügeln gradüber uns fand er erklärlich. Aber für Anſchauung und Kenntniß der nordiſchen Natur hätte ich noch nicht genug gethan, meinte er. Bis jetzt hätte ich nur die liebliche Schönheit des Nordens kennen gelernt. Ich müßte auch die Erhabenheit, die Fruchtbarkeit, den Graus, die Einöde und den allmäligen Schlummer der ſchaffenden Natur ſehen, auf daß ich erkenne, wie Mutter Natur überall bewunderungswerth ſey und auch noch beim leiſeſten Pulsſchlag athme und lebe durch die Liebe Gottes. — Du trägſt zwar, fügte er mit ſanfter Stimme hinzu, Sehnſucht nach der Heimkehr zu Mutter und Geſchwiſtern, auch eine andere Sehnſucht zieht ſich zart und ſtill durch deine Seele. Aber folge mir, mein Sohn! Du ſiehſt dieſes herrliche Land niemals wieder. Deine Sehnſucht nach der Heimath wird ſich ſtillen. Hier ſey noch nicht die Gränze deiner Wanderung! Höher hinauf nach Norden! So weit dein Fuß wandern kann! Siehe, dieſe Blume mit der ſchönen Blüthe, die auch dein Vaterland kennt, verdorret höher im Norden! Aber der Hauch der Natur, der in ihr lebt, zieht ſich auch durch die eiſigen Gefilde und öden Wüſten. Und wo keine Blume mehr blühen kann, da athmet und lebt noch der Menſch und fühlt ſich dort eben ſo glücklich und betet dort Gottes unendliche Liebe eben ſo innig an, als im warmen Hauche des Südens.

So ſprach er und blickte liebevoll zu mir herab und ich lauſchte geſpannt den ferneren Worten ſeiner Weisheit. — Da

Digitized by Google

raſchelten Blätter, verworrene Stimmen vernahm ich, ſie ſchienen vernehmlicher zu werden — — — ich erwachte! —

Fort war der liebliche Traum. Ich ſaß noch auf dem Katheder, an die Wand gelehnt, die Linnaea in der Hand; bald traten meine Gefährten mit ihren Begleiterinnen herein.

„Ich kehre noch nicht nach Hauſe zurück!“ rief ich ihnen hurtig und lebendig entgegen.

„Wie!“ riefen Beide wie aus einem Munde.

„Ich bin feſt entſchloſſen, weiter hinauf nach Norden zu wandern, ſo weit es irgend Wege und Witterung geſtatten.“

„Was?“ rief G. „Sie ſind feſt entſchloſſen? Und ſo auf einmal unvermuthet?“

„Ja!“ antwortete ich, „mein Entſchluß ſteht feſt. Die nach Stockholm beſtellten Poſtpferde beſtelle ich ab und eile zunächſt nach Dannemora. Morgen früh ſehen Sie, meine Freunde, mich zum Stadtthore hinausfahren!“

„Das iſt herrlich!“ rief M. „Ich freue mich ſo ſehr über Ihren neuen Plan, daß ich Sie bis Dannemora hin begleite.“

„Ich auch!“ fiel der Isländer ein. „Aber, um des Himmelswillen, ſagen Sie, wie ſind Sie ſo ſchnell umgeſtimmt? Noch vor ein paar Stunden ſtand Ihr Entſchluß, nicht weiter nach Norden zu fahren, ſondern heimzukehren, ſo unerſchütterlich feſt, daß all' unſere Beredtſamkeit vergeblich war. Und nun, ſeit wir hier unſern Beſuch machen, oder vielleicht gar ſeit wir Sie hier im Auditorium zurückließen, haben Sie plötzlich Ihren Plan umgeändert? Das iſt mir etwas räthſelhaft.“ —

„Ja, erklären Sie ſich darüber,“ fiel der Upſalaer Profeſſor ein. —

„Oft üben,“ antwortete ich, „unvorhergeſehene Momente — im Alltagsleben nennt man ſie Zufall — auf unſere Pläne und Entſchlüſſe bald in bedeutenderen, bald in unbedeutenderen Angelegenheiten einen Einfluß aus, den wir ihnen an und für ſich nicht gern eingeräumt hätten, und deſſen Macht dem Pſychologen ſo manche Schwierigkeiten macht.“

„Ei!“ fiel G. ein; „es artet der Glaube an die Macht ſolcher Momente leicht in Aberglaube aus und führt uns in die Verſuchung, der guten oder übeln Laune des Augenblicks mehr zu folgen, als einer längeren und beſonneneren Ueberlegung.“

„Da muß ich Ihnen ganz beiſtimmen,“ erwiderte ich. „Aber erſtlich, warum ſollen wir in unbedeutenderen, total gleichgültigen Fällen nicht auch einmal das ſogenannte blinde Ungefähr der Laune walten laſſen? Dulce est desipere in loco, ſagt Horaz. Und andererſeits werden Sie auch nicht abläugnen wollen, daß ſolche mächtige Momente, falls man ſie gehörig trennen mag von augenblicklicher Laune oder myſtiſchem Aberglauben, doch in Bezug auf ihren Erfolg zu den glücklichen und günſtigen gehören und bisweilen eine weit tiefere Begründung in unſerer Seele haben, als es bei oberflächlicher Betrachtung ſcheinen könnte. Wie dem Künſtler unwillkührlich Ein günſtiger Augenblick ſeine Produktivität hierhin und dorthin lenkt, wohin ſie bei gezwungener Wendung, nach langer Ueberlegung, als Sklavin keinen Weg finden wollte, und wie Ein Augenblick Dies auffinden, Jenes ſo und nicht anders darſtellen läßt; und doch weiß man nicht, von wannen der glückliche Einfall gekommen, wodurch der Moment des Schaffens, des Schauens in's Leben getreten; — ſo iſt es auch oft in unſerem alltäglichen Handeln. Ein günſtiger Moment gibt den Gedanken, der nächſte die That. — Halten Sie etwas auf Träume?“

„Aberglaube, nichts als Aberglaube!“ erwiderte Freund G. „Wir Nordländer lieben mehr den klaren Verſtand, als die dunkeln Gebilde nächtlicher Phantaſie. Ihr im Süden habt's nur immer mit Euren Träumen und erzählt Euch gern Eure Träumereien!“

„Ei,“ fiel M. mit ſeiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit ein; „wenn man auch mit Recht den Aberglauben verwerfen muß, der ſich mit dem dunkeln Spiel der Träume gern beſchäftigt, ſo muß doch der beſonnene Mann, welcher ſich wohl bewußt iſt, wie weit er ſicher vor- und rückwärts gehen könne, ohne Zweifel auf den Traum und ſeine Geſtaltungen wenigſtens aufmerkſam ſeyn. Glaubte doch auch Sokrates in ſeinem Gefängniß kurz vor ſeinem Tode an die Worte der ſchönen Frau, welche ihm im Traume erſchienen war und den Homeriſchen Vers zurückgerufen hatte: ἤματι κεν τριτάτῳ Φθίην ἐρίβωλον ἵκοιο. — Und geſetzt den Fall, daß der Traum uns durchaus Unwahres vorgaukle, muß ich nicht eben ſo gut auf das Unwahre, als auf das Wahre meine beſonnene Aufmerkſamkeit richten? Der Traum iſt ja eben ſo gut ein Seelenleben als das Wachen, iſt ja oft nichts Anderes als die Fortſetzung des wachenden Denkens und Sinnens, mag er noch ſo ſonderbare Geſtalten und Hüllen annehmen. Und wie oft nehmen wir nicht den Faden wahr, der Beides mit einander verbindet, das Wachen und das Träumen! Wie oft wird Das, was wir beim Wachen nicht klar und gründlich gedacht, weil unſere äußeren Sinne die Thätigkeit des abſtrahirenden Gedankens durch ihre Anſchauungen und äußere Wahrnehmungen hemmten, wie oft, ſage ich, wird Dieſes im Traume von unſerem Geiſte klarer und weiter erfaßt, weil er, wenn wir träumen, in ſeiner Meditation nicht geſtört wird durch das Körperliche, ſondern ſich losſagt von den materiellen Banden und ſich freier bewegt! Beiſpiele der Art finden wir genug in dem Leben berühmter Männer, — ich brauche nur an Newton und ſeine mathematiſchen Probleme zu erinnern —, und finden wir gewiß auch in unſerem Leben. — Nein!“ fuhr er weiter fort, und ſprach mir aus der Seele: „ich verwerfe den Traum nicht ſo. Ich laſſe die Vernunft über ihn walten, ſo kann er mich recht oft zum Guten hinleiten, vom Böſen ablenken, oder wenigſtens einen ernſten Anſtoß geben. Aber, wie geſagt, unter der Herrſchaft der Vernunft muß er ſtehen, ſonſt reizt ſeine augenblickliche Gewalt zur Thorheit und zum Aberglauben. — Doch (hiermit wandte er ſich wieder ſpeciell an mich) wie kommen Sie jetzt gerade auf Träume?“ —

Ich erzählte nun meinen Traum, den auch die Damen mit Aufmerkſamkeit anhörten, und überließ es dann den Freunden, ſeinen Zuſammenhang mit den Umgebungen, mit den ſonſtigen Eindrücken der Seele und mit unſeren früheren Geſprächen ſich ſelber klar zu machen und ſo die Bedeutſamkeit dieſes Traumes und ſeinen Einfluß auf mich pſychologiſch zu erklären.

Darauf fügte ich nochmals hinzu, daß meine früheren Zweifel nunmehr völlig gewichen und der Sehnſucht nach dem höhern Norden Platz gemacht, und daß ich jetzt entſchloſſen ſey, dem Winke Linné's zu folgen. — —

Ich habe dieſen Entſchluß auch wirklich ausgeführt und er hat mich niemals gereut.

Ohne jenen ſchönen Traum hätte ich nie die Wunder der unterirdiſchen Welt bei Dannemora und Falun und Elfdala durchmuſtert, nie die hochherzigen Darlekarlier und Guſtav Waſa's heilige Fluchtſtätten, nie die glückſelige Einfachheit der finniſchen Coloniſten und ihr Birkenrindenbrod kennen gelernt, hätte nie in den düſtern Waldungen der Oeſterdalelf und bei den Eisgipfeln der Kjölen den Tanz wildbrummender Bären angeſchaut, und nie den zitternden Ball der Mitternachtsſonne die Meereswellen küſſen ſehen.

Ohne jenen ſchönen Traum hätte ich niemals die herrliche Chriſtiania erblickt und ihre wackern, edlen Söhne kennen gelernt, hätte nie vor Friedrichshall an Karls Grabe geweint und bei den mächtigen Waſſerfällen von Elfkarleby und Trolhätta ſtaunend meine Seele erhoben gefühlt,

Und ohne den Traum — — — hätte ich nicht das Vergnügen haben können, dem Leſer dieſe Linné'ſche Reiſe-Epiſode mitzutheilen! —

Digitized by Google

Aufruf an Deutſchlands Lehrer.

Es ſind aus allen deutſchen Landen, namentlich aus Preußen, Thüringen, Hannover, Heſſen, Würtemberg, mahnende Stimmen ergangen an die „zweite allgemeine ſächſiſche Lehrerverſammlung“: eine beſtimmte Anregung zu geben zu einem deutſchen Lehrerbunde. Und darum ergeht an Euch, deutſche Lehrer und Jugenderzieher, nun von uns der Aufruf zur Gründung eines allgemeinen deutſchen Lehrervereins; an Euch Alle, die Ihr an der Bildung der deutſchen Jugend arbeitet; ob Ihr dem Kindlein in der Bewahranſtalt die erſten Laute ſeiner Mutterſprache lehrt, oder ob Ihr mit Eurem gereiften Zöglinge den Homer und Cicero leſ't; ob Ihr dem Knaben das A B C aufſchließt, oder ob Ihr den Jüngling in die heiligen Hallen der Wiſſenſchaft einführt; ob Ihr Gelehrte oder Berufsmänner bildet; ob Ihr an den erſchienenen oder an einen zukünftigen Meſſias glaubt; ob Ihr römiſch- oder deutſch-katholiſch Euch nennt; ob Ihr einer ſtrenggläubigen oder freien Gemeinde angehört. Wir treiben Ein Werk, laſſet es uns in Einheit treiben, damit es gedeihe! Laſſet uns zuſammentreten zu dem Allgemeinen deutſchen Lehrervereine! Sein Zweck iſt: die Verwirklichung der einigen deutſchen Volksſchule in ihrem Geſammtorganismus. Für die Bildung dieſes allgemeinen deutſchen Lehrervereins erlauben wir uns folgenden Vorſchlag. In jedem deutſchen Lande bilde ſich ein Landesverein, welcher ſich auf Bezirks- und Kreisvereine gründe. Aus dieſen Landesvereinen werden Abgeordnete zu den Verſammlungen des allgemeinen deutſchen Lehrervereins geſendet. Wir hoffen, daß in jedem deutſchen Lande ſogleich ein Ausſchuß aus Lehrern aller Bildungsanſtalten zuſammentrete und die Lehrervereine organiſire. Heute hat ſich in Dresden der ſächſiſche Landesverein gebildet. Er hat in Gemeinſchaft mit den mitunterzeichneten nichtſächſiſchen Lehrern Dresden zum einſtweiligen Vorort beſtimmt. Zugleich iſt beſchloſſen worden, in Eiſenach den 28., 29. und dafern nöthig, 30. September d. J. die erſte Verſammlung des allgemeinen deutſchen Lehrervereins zu halten, zu welcher alle Lehrer Deutſchlands freundlich eingeladen, Abgeordnete aus allen deutſchen Gauen mit Sicherheit erwartet werden. Die Beitrittserklärungen und alle ſonſtigen Zuſchriften werden poſtfrei. „An den einſtweiligen Vorſtand des allgemeinen deutſchen Lehrervereins in Dresden“ erbeten. Alles ſammelt ſich unter der Fahne der Einheit. Deutſche Lehrer, reißet auch Ihr die Euch trennenden Schranken nieder! Laſſet uns als Brüder arbeiten an dem großen Werke, das uns anvertraut: an der Bildung des deutſchen Volkes! — Dresden, im Auguſt 1848. Der einſtweilige Vorſtand des allgemeinen deutſchen Lehrervereins in Dresden:

Berthelt, Bürgerſchuldirector.
Dr. Köchly, Gymnaſiallehrer.
Lansky, Bezirksſchullehrer.
Steglich, Seminardirector.
Zſchetzſche, Bürgerſchullehrer.

Mannichfaltigkeiten.

Liſzt, der ſtill in Weimar lebt und ſich dort, wie man ſagt, ein prachtvolles Haus bauen will, verheirathet ſich binnen Kurzem mit der ruſſiſchen Fürſtin Wittgenſtein. (Modenz.)

Korreſpondenz.

Fronhauſen, bei Marburg, 4. Sept.

(Schluß.)

Es wurde weiter nachgewieſen, daß die Trennung der Schule von der Kirche die geſchilderten Gefahren dem Chriſtenthum nicht bereite, daß Emancipation der Schule nicht das Vertreiben der chriſtlichen Religion heiße, ſondern nur Das, daß die Schule aus ihrer untergeordneten dienenden Stellung in die ihrer Bedeutung und Würde angemeſſene gebracht werde. Der Pfarrer ließ jedoch den Rednern nicht Zeit, den Inhalt des Proteſtes zu widerlegen und die anweſenden Landleute von den darin aufgeſtellten unwahren Behauptungen zu überzeugen; er fiel ſtets in die Rede und wiederholte: er wolle keinen Widerſpruch gegen den Proteſt, ſondern nur Unterſchriften. Zwei anweſende Lehrer erklärten, daß ihnen die Petitionen der Lehrer um Trennung der Schule von der Kirche bekannt ſeyen, jedoch keine ſolche, wie deren der Proteſt erwähne; ein anderer Redner forderte den Pfarrer öffentlich auf, beſtimmt zu behaupten, ob ſolche Petitionen, wie er ſie im Proteſte bezeichnet (die nämlich Ausſcheiden der chriſtlichen Religion aus der Schule verlangen) beim Miniſterium eingereicht ſeyen. Der Pfarrer antwortete, daß er das nicht behaupten könne, worauf ihm erwiedert wurde, daß dann ſelbſt von ſeinem Standpunkte aus der Proteſt überflüſſig ſey, indem er gegen ein Phantom proteſtire, aber auch ſchädlich, indem er den Lehrerſtand verdächtige, Aufregung und Mißtrauen gegen denſelben hervorrufe. — Inzwiſchen verließ ein großer Theil der Verſammlung das Zimmer, ohne unterſchrieben zu haben; auch die bezeichneten Redner entfernten ſich, weil ſie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß eine anſtändige Discuſſion den leidenſchaftlichen Ausfällen des Pfarrers gegenüber nicht möglich ſey. — Nach der Mittheilung von Ohrenzeugen rückte nun der Pfarrer, da er mit ſeiner Gemeinde allein war, mit noch andern Gründen für ſeinen Proteſt heraus; er ſtellte den Anweſenden vor, daß die Trennung der Schule von der Kirche viele Ausgaben für die Gemeinde mit ſich führe: ſo z. B. müſſe die Gemeinde dann einen beſondern Organiſten, Uhrſteller, Klingelbeutelträger ꝛc. anſtellen und aus eignen Mitteln beſolden. Dies Argument auf den Geldbeutel ſaß und bewirkte, was bisher die als dem Seelenheile drohend geſchilderten Gefahren nicht bewirkt hatten — Einzelne unterſchrieben, und die Kunde, daß die Schullehrer die Gemeinde in Unkoſten bringen wollten, führte Manchen zurück, welcher die Verſammlung verlaſſen hatte, ohne zu unterſchreiben. — Dieſe Thatſachen reden von ſelbſt und laut genug, daß ſie einer weiteren Beleuchtung nicht bedürfen. Auch in anderen Gemeinden werden ſolche Proteſte vorgeleſen und commentirt, wie die Landleute aber über den Inhalt und Zweck belehrt ſind, ergibt ſich aus ihren Aeußerungen; ſie behaupten nämlich, die Lehrer wollten die Schulen ganz aufgehoben haben, keinenfalls aber fernerhin unter einer Oberbehörde ſtehen, vielmehr thun, was ihnen beliebe. — Solche Agitationen ſind nicht geeignet, das Anſehen der Pfarrer zu erhöhen, und man ſpricht in ihrem Intereſſe den Wunſch aus, daß ſie erklären mögen, ſie billigten nicht den Inhalt ſolcher Proteſte, noch weniger aber die Art und Weiſe, wie die Landleute zu der Unterſchrift veranlaßt werden.

Mainwaſſer-Wärme: Am 15. Sept., Morgens 8 Uhr: 12 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Freitag, 15. Sept. (Neu einſtudirt): Zurückſetzung, Luſtſpiel in 4 Abth. von Dr. C. Töpfer. (Gaſtrolle) Klara: Fräul. Maurer, aus Stuttgart.

Samſtag, 16. Sept. Romeo und Julie, Trauerſpiel in 5 Abth. von Shakespeare; nach A. W. Schlegel's Ueberſetzung für die Bühne bearbeitet.

Druck und Verlag von Heller und Rohm — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 252. Samſtag den 16. September 1848.

Der Sohn des Pflanzers.

Novelle von G. Kaut.

(Fortſetzung.)

Miſtreß Lucy konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen, und wenn je einmal der Schlummer ihre Augen ſchloß, ſo geſchah dies nur, um plötzlich wieder aus einem wüſten Traume empor zu ſchrekken, aus einem Traume, in welchem ſie auf's neue das grinzende Antlitz des dunkelfarbigen Schurken geſehen. Ihr Gemahl war zwar weniger ängſtlich, aber er dachte doch an die Möglichkeit, daß Blaky ſich wieder vom Schiffe entfernt haben und in Europa geblieben ſeyn könnte. Und der Umſtand, daß es, wenn dies der Fall, der Schändliche gewagt, ſich in der Nähe ſeiner vorigen Herrſchaft zu zeigen, erfüllte ihn allerdings mit Beſorgniß und mahnte zur Vorſicht; denn der durch und durch verdorbene Charakter des Farbigen und ſein unternehmender Geiſt ließen nur zu ſehr die Wahrſcheinlichkeit Platz greifen, daß ſich dieſer Böſewicht in irgend einer verbrecheriſchen Abſicht hier herum triebe. Henry beruhigte indeß ſeine Frau ſo viel wie möglich, gab aber doch dem treuen Quacco Befehl, ſtets ein wachſames Auge auf die Umgebung des Landhauſes zu haben. Aber Wochen verſtrichen und kein Blaky zeigte ſich. Die Beſorgniſſe ſchwanden, und man hegte den Gedanken, der Neger habe eine Viſion gehabt. Miſtreß Lucy genaß immer mehr, und ihre frühere Schwermuth verlor ſich faſt ganz. Stundenlang tummelte ſich oft der kleine John zur Freude ſeiner Eltern wie ein kleines Füllen auf dem ſmaragdgrünen Raſen herum, pflückte Blumen und haſchte nach bunten Schmetterlingen, und achtete wenig auf den warnenden Zuruf der beſorgten Mutter.

Endlich vergilbten die Blätter der Bäume und fingen an, die Erde in buntem Gemiſch zu bedecken. Die Schwalbe ſchickte ſich an, heimwärts zu ziehen in das ferne Land, wo kein eiſiger Winter die warme Natur erſtarrt, wo das Leben ewig pulſirt. Und auch die fremde Familie war geſonnen, in wenigen Tagen dieſe Berge zu verlaſſen, um über England, dem Vaterlande Henry's, die Rückreiſe in ihre Beſitzungen, jenſeits des Meeres, anzutreten.

Ein ſchöner, ſonniger Herbſttag neigte ſich zu Ende. Henry ſaß im Zimmer und ſchrieb Briefe, Lucy war gleichfalls im Hauſe beſchäftigt, und Quacco war in das Städtchen geſchickt worden, um einige Aufträge zu beſorgen. Diana ſprang mit dem munteren John unten auf dem Raſen herum, ſang ihm zur Abwechslung Liedchen vor und erzählte ihm auch wohl wieder Einiges. Da kamen auf einmal einzelne Haufen Männer die Straße daher gezogen und ſangen, es waren das junge Leute, die zur Ergänzung der Schweizerregimenter nach Italien abgingen. Eben wollte das braune Mädchen ihre Neugierde befriedigen und etwas näher an die Landſtraße herantreten, um die Züge in der Nähe beſchauen zu können, als ſie von ihrer Herrin gerufen wurde. Sie leiſtete ſchnell Folge, in der Hoffnung, bald wieder auf dem Platze ſeyn zu können, und ließ den kleinen John zurück, der nicht verſäumte, die ihm eingeräumte Freiheit zu benutzen und den Rekruten, welche

„Ach, ihr Berg' und tiefe, tiefe Thal,
Ihr ſeht mein Lieb' noch tauſendmal!
Ich geh' ſo weit, ihr bleibt ſo nah,
Ihr ſeht mein Lieb' noch viel tauſendmal!"

ſangen, zu folgen. Das Geſchäft, welches Diana zu beſorgen hatte, dauerte aber länger, als ſie erwartet hatte. Und, o Schrekken! wieder in's Freie gekommen, war der Knabe verſchwunden. „John! John! lieber, theurer John!" rief die arme Diana, und ach! der kleine John, ihr Liebling, gab keine Antwort und war auch nirgends zu finden. „John! John! ſo komm' doch! ich bin ja hier! Deine Diana iſt ja hier!" ſchrie das braune, verzweifelnde Mädchen, den Ufer des See's entlang laufend. Keine Antwort! Die Eltern des Vermißten hörten das Rufen und eilten angſtvoll herbei; es war bereits Nacht geworden. Meine Feder iſt zu ſchwach, den Schmerz, die Angſt und Verzweiflung der Mutter zu ſchildern. Sie zerraufte ihre dunkeln Locken, wälzte ſich auf dem Boden und rief fort und fort: „John! John! — — — Blaky! Blaky! gib mir mein Kind wieder!"

Ihr Gatte, obgleich auch in der größten Angſt, verſuchte alle Mittel, ſie zu beſänftigen; aber vergeblich. Sie wollte ſich nicht tröſten laſſen. Mittlerweile war auch Quacco zurückgekehrt und bot nach ſeiner Weiſe ſeine Dienſte an.

„Gewiß garſtiger Blaky da geweſen, Maſſa," ſagte er, „hat das Herrlein in's Waſſer geworfen. Maſſa, ich Blaky aufſuchen und todt machen."

„Schweig, Tölpel!" entgegnete Henry, und, zu den indeſſen herbeigekommenen Leuten gewendet: „Wer mir eine Spur von meinem Kinde nachweiſ't, erhält tauſend, und wer es mir in meine Arme zurückbringt, zehntauſend Franken!"

Die Leute zerſtreuten ſich ſogleich nach allen Richtungen, und auch die Behörde ſetzte ihre Kräfte in Bewegung. Während der Nacht kehrten ſchon manche der Ausgeſandten zurück, aber ohne eine Spur des verſchwundenen Knaben entdeckt zu haben.

Lucy war die ganze Nacht hindurch außer ſich.

Kaum graute der Tag, als mehrere Männer, die einen Körper auf einer Bahre trugen, ſich dem Landhauſe näherten. Diana's Leichnam war's, der auf der Bahre lag. Man hatte das arme Mädchen ertrunken aus dem See gezogen, in den ſie ſich wahrſcheinlich geſtürzt hatte, da ſie ſich vermuthlich die Schuld von dem Verſchwinden ihres Lieblings beimaß.

„Armes, armes Kind!" ſagte Henry bei ihrem Anblicke, und eine Thräne perlte in ſeinem Auge, „armes Kind! mußteſt Du darum den Fluthen Atlanta's entgehen, um Dein Grab in der

Digitized by Google

fernen Schweiz zu finden? Deine Treue war größer als Deine Beſonnenheit. O, läge Dein elender Bruder hier an Deiner Stelle, auf deſſen verruchter Seele vielleicht die Schuld Deines Todes laſtet!"

Weder den Anſtrengungen der Polizei, noch den ſorgfältigſten Nachforſchungen, welche die troſtloſen Eltern mit ungeheueren Koſten allenthalben aufſtellen ließen, gelang es, irgend eine Spur von dem verlornen Kinde zu entdecken. Die Meinungen über das Schickſal deſſelben waren getheilt. Einige waren der Anſicht, der Knabe ſey von herumziehenden Zigeunern oder Seiltänzern geraubt worden, Andere wollten dies nicht gelten laſſen und meinten, der kleine John ſey durch irgend einen unglücklichen und plötzlichen Zufall um's Leben gekommen. Die betrübten Eltern aber dachten an Blaky.

Da ſich ſelbſt nach weiterem, halbjährigem Aufenthalte in der Schweiz kein Strahl der Hoffnung in Betreff der Wiederauffindung des verſchwundenen Kindes für das tiefgebeugte Ehepaar zeigen wollte, ſo verließ es endlich Europa, einen Erdtheil, in dem es eine treue Dienerin und das Theuerſte auf Erden, ein geliebtes Söhnlein, verloren hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Auszüge aus den Briefen eines badiſchen Offiziers in Holſtein.

** (Altona, 23. Auguſt.) Unſere Fahrt auf dem Rheine von Mannheim, von wo wir Morgens um 5 Uhr abfuhren, bis Köln glich einem heiteren Feſtzug; die geſammte Mannſchaft war in der freudigſten Stimmung. Von Mainz bis Coblenz und Ehrenbreitſtein wurden wir an allen Ortſchaften, an denen wir vorbeifuhren, mit Jubel von der zahlreichen Bevölkerung begrüßt; überall an den Ufern ſah man flatternde Tücher und kleine Fahnen. Die ganze Mannſchaft erwiderte den freundlichen Gruß mit ſtürmiſchen Hurrah's!

In Mainz legten wir einige Minuten an, wo uns die Offiziere der dortigen Beſatzung entgegen kamen. Je weiter uns aber von Coblenz die Schiffe trugen, deſto kälter wurde der Empfang und es war ſichtbar, daß man die ſüddeutſchen Truppen eben nicht gerade als „deutſche Brüder" zu betrachten geneigt war. In Köln kam uns kein Menſch entgegen; ja man hat uns daſelbſt nicht einmal aufgenommen. Das Bataillon des erſten Regimentes, das nach uns kam und in Köln einquartiert wurde, hat es uns übrigens nicht ſehr bedauern laſſen, denn die Rechnungen der kölniſchen Wirthe waren nichts weniger als billig. Von unſern Schiffen aus mußten wir nach Deutz auf die Eiſenbahn, auf der wir noch bis Mühlheim fuhren. Ein gleicher Empfang wie in Köln wurde uns auch hier zu Theil. Die Stadt behielt nur eine Compagnie, während die übrigen Truppen auf die Ortſchaften verlegt wurden. Ich kam mit 90 Mann nach Flittard, wo ich um 10 Uhr Nachts anlangte und im Paulinenhof einquartiert wurde. Hier ſah ich zum erſten Mal jenes ſchwarze Brod, genannt Pumpernickel, das wenig einladend war; immerhin war ich jedoch noch beſſer daran, als ein Drittheil der Mannſchaft, der gar nichts bekam. Den andern Morgen um 3 Uhr marſchirte ich wieder nach Mühlheim zurück, um mit dem Bataillon weiter auf der Eiſenbahn nach Minden zu fahren. Hier waren wir recht im eigentlichen Sinne vom Regen in die Traufe gekommen. Bei einem fürchterlichen Regen ließ man uns, da die Stadt Minden uns nicht behalten wollte, Abends 7 Uhr noch 2 Stunden weit marſchiren, ſo daß ich erſt gegen 10 Uhr auf einem einzelnen Bauernhofe anlangte. Meine Mannſchaft war je zu 4 Mann in den umliegenden Höfen auf eine halbe Stunde von mir verlegt. Des andern Morgens in der Frühe ſammelten wir uns wieder in Minden, um nach Harburg zu fahren. Die Behandlung, die wir bisher im Preußiſchen erfahren, findet ihre Erklärung in der Aeußerung einer Frau, die zu mehreren badiſchen Soldaten ſagte: „die Badener ſind Alle Republikaner, und was noch ärger, ſie haben unſern juten König einen — (hier ſteht im Manuſcript ein körniger Schimpfname) jeheißen." Nun liegt allerdings in dieſen Worten das Gefühl eines gewiſſen Patriotiſmus, aber zugleich auch die Ueberzeugung für uns, wie leicht die Maſſe des Volkes geneigt iſt, dem Ganzen anzurechnen, was von Einzelnen hervorgerufen wurde. — Schlimm iſt es uns, und namentlich unſeren Soldaten, an den Eiſenbahnſtationen gegangen. Wenn man fragte: was koſtet dieſes Brödchen (ein ſüddeutſches Kreuzerbrod), ſo erhielt man die Antwort: „juten Groſchen"; das Glas ſchlechten Weines mußten wir mit 12 Silbergroſchen bezahlen, wobei wir nicht ſelten beim Geldwechſeln übervortheilt wurden. In den Quartieren hab ich keinen Wein zu ſehen bekommen; zum Nachteſſen und Frühſtück erhielt ich jeweils ein Stück Pumpernickel und einen halben Schoppen Schnaps.

Deſto beſſer befanden wir uns im Hannöver'ſchen; überall, wo wir vorbeifuhren, empfing uns ein ungeheurer Jubel. Am Abend langten wir in Harburg an, wo man uns von Seiten der Einwohner mit dem größten Wohlwollen und mit einer ſeltenen Zuvorkommenheit behandelte; wir hatten hier die beſten Quartiere und unſere Soldaten haben leicht den preußiſchen Pumpernickel und den Fuſel vergeſſen. Nachdem wir Dienſtag, den 22., über die Elbe geſetzt, kamen wir zunächſt nach Altona, wo wir denſelben Tag und heute Raſttag hatten. Ich war jedoch geſtern und heute den ganzen Tag in Hamburg. Vier volle Stunden lief ich in dieſer herrlichen Stadt umher, um vor Allem ein allgemeines Bild derſelben zu erhalten, aber ich habe kaum die halbe Stadt geſehen. Welch' ein ungeheures Leben und Regen in dieſen Straßen! Ich beſuchte die Börſe und war bei dem Anblick, vor Allem der Barren im Keller, nicht wenig erſtaunt. Von da beſuchte ich den Jungfernſtieg, auf dem ein Pallaſt neben dem andern ſich erhebt, lauter fünf- und ſechsſtöckige Häuſer; in der That mag ich jetzt gerne glauben, daß Paris und London kein Panorama aufzuweiſen, wie das des Alſterbaſſin. Ich ging hier in die Alſterhalle, das größte Kaffeehaus in Europa. Eine faſt feenhafte Einrichtung reißt zum Erſtaunen und Bewunderung hin. Die Wände ſind mit Gold und Frescomalereien aus der Geſchichte Hamburgs von ſeiner Gründung an ausgeſchmückt. Ich beſuchte ſofort nacheinander die Bazarhalle, die bei einer Länge von etwa 180′ mit 5 Stockwerken und einem Glasdache ganz von italieniſchem Marmor aufgebaut iſt, endlich den Bierconvent, ein ungeheurer Saal unterm Boden, wo nur Bier getrunken wird und zwar 11 verſchiedene Sorten.

Heute beſah ich mir den Hafen, in welchem an 300 große Seeſchiffe lagen, ungerechnet die Menge kleinerer Elbſchiffe; ich ließ mir auch die Kriegsflotte zeigen, beſtehend aus einem Kriegsdampfſchiff und 4 Segelſchiffen; ich ſtieg an Bord eines jeden und ließ mir die innere Einrichtung zeigen, die für mich von größtem Intereſſe war. Ueberhaupt hatte ich ſo vielerlei zu ſehen und Alles ſo großartig, daß ich wie der Junker vom Lande Maul und Naſe aufſperrte. Ich bedaure nur, daß mir nicht vier Wochen vergönnt ſind, welche nothwendig, wenn man mit dem großartigen Treiben und Leben in Hamburg ſich nicht oberflächlich bekannt machen will. Ich konnte kaum Worte finden, um meine Verwunderung in dem Maße auszudrücken, als ich ſie empfand.

Bemerkenswerth iſt die Wohlfeilheit vieler Lebensmittel und ſelbſt mancher Luxusgegenſtände. Für eine Taſſe Kaffee mit einem Glas Zuckerwaſſer zahlte ich 2 Schillinge, das iſt 5 Kreuzer rheiniſch; ich wunderte mich aber nicht mehr, als ich hörte,

Digitized by Google

daß man das Pfund guten Kaffee um 8 Kreuzer kauft. Eine prachtvolle Lampe, oder eine Uhr, für die man bei uns 6—8 Louisd'or bezahlen müßte, koſtet 8—12 Thlr. Während ich im Preußiſchen täglich mit $1\frac{1}{2}$ Schoppen Kümmel und mit Pumpernickel traktirt wurde, trinken wir hier franzöſiſche Weine und eſſen Seekrebſe, Auſtern, Meerſpinnen und zur Abwechslung einige Seidel Bier und die trefflichſte Holſteiner Butter und Käſe. An Einem Tage kann man Fiſche aus der Nord- und Oſtſee und der Elbe auf dem Tiſche ſehen.

Einen hohen Genuß gewährte mir heute das Theater, wo ich Fanny Elsler tanzen ſah. Ich war, wie alle Andern, entzückt, nicht allein durch ihren Tanz, ſondern eben ſo ſehr wegen ihres zwanzigjährigen blühenden Ausſehens, obwohl ſie (im Vertrauen geſagt) ſchon 45 Jahre zählt. In einer Stunde gehe ich auf der Eiſenbahn nach Pinneberg, um für das Bataillon, das morgen zu Fuß dahin abgeht, Quartier zu machen. —

(Schluß folgt.)

Bibelverbreitung.

Die Ueberſetzung der Bibel in lebende Sprachen iſt von dem päpſtlichen Stuhle ſelten gerne geſehen worden und hat ihm beſonders ſeit dem Zeitpunkte viel zu ſchaffen gemacht, wo die große britiſch-ausländiſche Bibelgeſellſchaft mit ihren unermeßlichen Hülfsquellen (ihre jährliche Einnahme überſtieg ſchon öfters die Summe von 100,000 Pfund Sterling) eine unzählige Menge von Bibeln faſt in allen bekannten Sprachen in allen Welttheilen verbreitete. Der im Jahre 1847 verſtorbene Profeſſor Dr. Leander van Eß war für Deutſchland einer ihrer thätigſten Geſchäftsführer. Freigebig von der Londoner Geſellſchaft unterſtützt, ſah ſich van Eß in den Stand geſetzt, von ſeiner Ueberſetzung des neuen Teſtamentes eine große Anzahl Exemplare, theils ganz unentgeltlich, theils zu ſehr geringen Preiſen, an Bibelbedürftige abgeben zu können. Mit ſiegenden Gründen vertheidigte van Eß gegen die römiſche Curie die Zuläſſigkeit des Bibelleſens bei katholiſchen Chriſten, und zwar durch zahlreiche Autoritäten aus den angeſehenſten Kirchenvätern und den Beſchlüſſen der berühmteſten Concilien. Intereſſant in dieſer Beziehung iſt ſeine Schrift: „Ihr Prieſter, gebet und erkläret dem Volke die Bibel, das will und gebietet die katholiſche Kirche!" Keinen beſſeren Weg hätte van Eß einſchlagen können, um die römiſche Curie, ſo zu ſagen, mit ihren eigenen Waffen zu ſchlagen und die katholiſche Chriſtenheit von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Bibelleſens zu überzeugen. — Trotz aller Anfeindung von Katholiken und Proteſtanten (in England erklärte ſich Anfangs ſogar der anglikaniſche Biſchof Dr. Marſch dagegen), hat ſich das große Werk der Bibelverbreitung in und außer Europa von Jahr zu Jahr ſtets ſteigender Erfolge zu erfreuen gehabt, und es iſt nicht zu läugnen, daß durch das mehr als dreißigjährige vereinte Wirken der europäiſchen Bibelgeſellſchaften für die allgemeinere Verbreitung chriſtlicher Aufklärung außerordentlich viel geſchehen iſt, trotz des von dem römiſchen Stuhle in ſeinen Bullen gegen die Bibelgeſellſchaften mehrfach verhängten ſcharfen Tadels und der an die Biſchöfe ergangenen Weiſung, die ihnen anvertrauten Lämmer vor „der tödtlichen Weide der Bibelgeſellſchaften" zu bewahren.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Das Briefporto betreffend.

Zu Ende des vorigen Jahres war eine Commiſſion in Dresden zuſammengetreten, um über eine zeitgemäße Herabſetzung des Briefporto's für alle deutſche Staaten zu berathen. Man war über die Tarif-Sätze auch bereits übereingekommen, und es bedurfte der darüber zu Stande gebrachte Vertrag nur noch der Beſtätigung der betheiligten Regierungen, um dieſe Wohlthat und Erleichterung für das Publikum ſofort in's Leben treten zu laſſen, als die franzöſiſche und deutſche Revolution dazwiſchen kam. — Mit ihr iſt dieſe ſo wichtige Angelegenheit ſpurlos verſchwunden, denn es wird ſeitdem nichts mehr davon gehört.

Nun hat zwar Preußen und bald darauf auch Oeſterreich, jedes für ſich, in ſeinen Staaten, eine billigere Porto-Taxe eingeführt, aber wo bleiben die kleineren Staaten, wo Thurn und Taxis? Faſt ſcheint es, als ſolle das, beſonders für das commerzielle Publikum ſo höchſt drückend theuere und mit der Neuzeit ganz außer Verhältniß ſtehende Porto zum Nutzen und Frommen der Caſſen noch ferner beibehalten und die früheren Verheißungen zur Unwahrheit werden. Oder wollen die reſp. Regierungen etwa abwarten, bis die Nationalverſammlung dieſe wichtige Sache in die Hand nimmt? Dann, liebes Publikum, möchte Dir zu empfehlen ſeyn, Dich vorerſt noch mit großer Geduld zu wappnen, denn dort ſind wichtigere, leider noch lang hinausſehende Dinge zu verhandeln, wobei ſolche, wo es ſich um Erleichterungen und überhaupt um Verringerung der Abgaben, wonach ſich das Volk doch ſo ſehr ſehnt, handelt, ganz in den Hintergrund geſtellt werden müſſen. Daß nach der fraglichen Porto-Moderation ein Ausfall in der Einnahme ſich anfänglich ergeben dürfte, möchte wohl anzunehmen, aber auch eben ſo gewiß ſeyn, daß durch einen zu hoffenden vermehrtern Briefwechſel dieſer bald ausgeglichen ſeyn wird. Wünſchen wir noch, dieſe Sache nicht ohne baldigen günſtigen Erfolg angeregt zu haben.

Mannichfaltigkeiten.

Eine Gräfin von Anjou gab im fünfzehnten Jahrhundert für ein Buch 200 Schaafe, 5 Quartres Weizen und eben ſo viel Roggen und Hirſe, und in früheren Zeiten wurde das Borgen eines Buches für eine ſo wichtige Sache angeſehen, daß 1299 der Biſchof von Wincheſter, als er eine Bibel aus einem Kloſter dieſer Stadt borgte, ein auf das feierlichſte geſtelltes ſchriftliches Verſprechen geben mußte, dieſelbe zurück zu bringen, und Ludwig XI. mußte 1471 eine große Geldſumme deponiren und mehrere adelige Bürgen ſtellen, ehe er ein Buch von der mediziniſchen Fakultät in Paris geborgt erhielt.

Zwei vornehme Engländer, die wahrſcheinlich die Langeweile plagte, ſind eine Wette um tauſend Guineen eingegangen, daß der eine von ihnen eine Million Päckchen Streichhölzer innerhalb zwei Jahren verkaufen wolle und zwar vier Päckchen für einen Neugroſchen und an eine Perſon für nicht mehr als fünf Neugroſchen. Seine Wanderung hat der vornehme Streichhölzchenverkäufer am 24. Juli in York angetreten und am 24. Juli 1850 wird er ſie in Hull beſchließen. (Modenz.)

Ludwig Börne hat ſchon in ſeiner Wage 1818, Pag. 166, die nachſtehende, gewiß ſehr wahre Bemerkung gemacht: „Seyd verſichert, meine Landsleute, daß unſer Theater ſo lange in ſei-

Digitized by Google

nem gegenwärtigen ſchlechten Zuſtande bleiben wird, bis endlich die Regierung es unter ihre Oberaufſicht nimmt."

Korreſpondenz.

Aachen, 9. Sept.

Schon längſt habe ich mir vorgenommen, Ihnen eine kleine Notiz über die Einflüſſe zu ſenden, welche unſere Märzereigniſſe auch auf den Stand der hieſigen Lokalpreſſe ausgedrückt haben. Ich übergehe die Aachener Zeitung, weil dieſelbe als eines der älteren Blätter dem Publikum bereits hinlänglich bekannt iſt; ſie lavirt mit dem Winde und ſtrebt darnach, es mit keiner Partei zu verderben. — Entſchiedener in ihrer Tendenz und Haltung ſind die im Verlage von ter Meer (früher Boiſſerée's Buchhandlung) erſcheinenden und von Philipp Bruckner redigirten Bremſen. Sie huldigen einer durchaus freiſinnigen Tendenz, ſind mit Geiſt geſchrieben und bekunden ihre Unabhängigkeit durch eine freimüthige, häufig in das Gebiet der Satyre hinüberreichende Beſprechung ſolcher Gegenſtände, die Partikularismus oder Anomalien unſerer neueſten politiſchen Inſtitutionen gegenüber zur Schau tragen. Ein drittes Blatt iſt das Echo der Gegenwart, welches gut werden könnte, wenn eine Capacität zur Leitung deſſelben vorhanden wäre, damit der literariſche Unrath künftig wegbliebe, der jetzt nicht ſelten einen Theil ſeiner Spalten leider noch füllt. — Ich benutze dieſe Gelegenheit zugleich, um das Publikum auf eine ſo eben in der hieſigen Verlagshandlung von ter Meer erſchienene Brochüre: „Vorſchläge zur Gefängnißreform", aufmerkſam zu machen, deren Verfaſſer Hr. v. Maltitz, Direktor der hieſigen Strafanſtalt, iſt. Der Autor, dem eine langjährige Erfahrung zur Seite ſteht, ſpricht ſich entſchieden gegen das penſylvaniſche Syſtem aus, er ſucht durch Zahlen und durch Nachweiſungen, die aus Quellen geſchöpft ſind, die überwiegenden Nachtheile deſſelben im Gegenſatze zu deſſen Vortheilen nachzuweiſen. Indem er ſich hierbei auf den rein menſchlichen Standpunkt ſtellt, will er von dieſem aus auf naturgemäßem Wege auf die Beſſerung der Gefangenen hinwirken. Nicht minder iſt er für Hebung des Arbeitstriebes durch lohnendes Arbeitsverdienſt, ohne daß dadurch der Concurrenz der Handwerker und Gewerbe beſchwerend entgegengetreten werde, weshalb er auch vorſchlägt, daß der Staat ſeine Militärbedürfniſſe in den Gefangenhäuſern anfertigen laſſe und ein Arbeitskapital auswerfe, wobei der Abſatz der Erzeugniſſe dem Privathandel übergeben werden ſoll. Die Unterbringung der entlaſſenen Gefangenen will er durch die Gemeinden mit Hülfe zu bildender Armen- und Unterſtützungsfonds bewirken und ſo der Bettelei, aus der eine beträchtliche Zahl von Verbrechen erwachſen, entgegentreten. Die Brochüre umfaßt 80 8. Seiten und verdient ſowohl ihres praktiſchen Inhalts, wie ihres warmen, dem Looſe des Gefallenen voll Humanität das Wort redenden Geiſtes wegen zur vielſeitigſten Verbreitung empfohlen zu werden.

Nürnberg, 5. Sept.

Die kürzlich hier errichtete Actien-Türkiſchroth-Fabrik liefert jetzt ſchöne Waare und nach einem ſo vortheilhaften Verfahren, daß ſie bedeutend billiger abgeben kann, als alle bis jetzt beſtehenden Fabriken. Zugleich iſt ſie auch im Stande, Leinen-Garn und Leinwand ſchön türkiſchroth zu färben, was bis jetzt noch nirgends gelang und einen wichtigen Artikel zu geben verſpricht. Engliſche Häuſer boten hierfür ſchon bedeutende Summen. Demungeachtet ſtehen die Actien derſelben nicht über Pari, woran wohl blos die durch die Geſchäftsſtockung verurſachte Muthloſigkeit ſchuld iſt, welche ſo weit geht, daß ſelbſt die, eine ſo hohe Dividende gebenden Fürther Eiſenbahn-Actien, tief unter ihrem Werthe herabgegangen ſind.

Kirchbrombach, 10. Sept.

Nachdem die freie proteſtantiſche Gemeinde dahier bereits fünf Mal ihren Gottesdienſt unter freiem Himmel abgehalten hatte und großh. Miniſterium dieſer Gemeinde, die ſich zu der unter dem Ober-Conſiſtorium ſtehenden wie 5 zu 1 verhält, weder Antheil am Kirchengute, noch auch nur den Mitgebrauch der Kirche geſtattete, obgleich mehrere Geſuche deßhalb abgegangen waren, ſo hat dieſe, des vielen Petitionirens müde, unterm Heutigen es vorgezogen, wiederum in dem Gotteshauſe ihren Gottesdienſt abzuhalten. Die Kirche war zum Erdrücken voll, und Hr. Stadtpfarrer Heſſig von Michelſtadt hatte die Güte, da der Geiſtliche durch Krankheit verhindert war, durch eine warme und ergreifende Predigt die Feier des Tages zu heben. Nach dem Gottesdienſt wurde ſogleich folgende Adreſſe an den Großherzog abgeſendet:

Allerdurchlauchtigſter Großherzog!

Allergnädigſter Herr und Vater!

Vertrauend auf Ew. k. Hoheit bekannte Gerechtigkeit und Gnade, wagen wir Unterzeichnete im Namen der freien proteſtantiſchen Gemeinde zu Kirchbrombach folgende unterthänigſte Mittheilung Ew. k. Hoheit zugehen zu laſſen: Da ſeit mehreren Wochen unſere Eingaben an großh. Miniſterium betreff des Kirchengutes fruchtlos geweſen, ja nicht einmal der Mitgebrauch der Kirche uns geſtattet war, ſo haben wir unterm Heutigen zum erſten Male wieder in dem Gotteshauſe dahier unſeren Gottesdienſt abgehalten, und zwar, ohne die noch im alten Kirchenverbande Stehenden in der Ausübung des ihrigen im geringſten zu ſtören. Wir können nicht umhin, Ew. k. Hoheit unverzüglich davon in Kenntniß zu ſetzen, ſowie wir von nun an, als eine Gemeinde von mehr als 2000 Seelen, feſthaltend an unſerem proteſtantiſchen Recht, uns ernſtlich dagegen verwahren, wenn wir in unſerem Beſitze verkürzt werden möchten, ſey es, von wem es wolle, und bitten Ew. k. Hoheit als treue Landeskinder unterthänigſt durch ein baldiges Reſcript uns in unſeren proteſtantiſchen Rechten zu ſchützen. (Kirchbrombach, 10. Sept. 1848. Das Presbyterium im Namen der Gemeinde.)

Aus Rheinheſſen, im Sept.

In einem früheren Korreſpondenzartikel, in welchem die unterbrochene frühere Poſtfahrt von Worms nach Bensheim beſprochen wurde, wird unter Anderm auch behauptet, das Publikum ſey durchaus nicht im Nachtheile, indem von den Wormſer Kutſchern mehr als hinlänglich dafür geſorgt ſey, daß die Paſſagiere bei jedem Eiſenbahnzuge befördert werden könnten. Wer indeſſen ſchon Gelegenheit hatte, bei dem letzten Bahnzuge anweſend zu ſeyn, der wird wahrgenommen haben, daß nur ein Omnibus am Abende vorhanden iſt, in welchem dann die Paſſagiere gar oft wie Häringe in die Tonne zuſammengedrückt werden, abgeſehen davon, daß dem Reiſenden, der das Unglück hat, nicht mehr in den vollgepfropften Omnibus aufgenommen werden zu können, nichts übrig bleibt, als das Vergnügen, in Bensheim zu übernachten, oder falls ihn ſeine Geſchäfte abſolut nach Worms rufen, für einen Wagen 6 bis 8 Gulden zu bezahlen, während bei der früheren Einrichtung Jeder mit der Poſt noch am nämlichen Abende, nöthigenfalls mit einer Beichaiſe und zwar um den geringen Preis von 36 Kreuzer nach Worms befördert wurde. Wir können daher getroſt jedem Unbefangenen es überlaſſen, zu beurtheilen, wer hier im Nachtheile iſt, das Publikum oder die Poſtbeamten zu Bensheim und Lorſch, die man fälſchlich im Verdacht hat, als hätten ſie wegen 2 kr. Einſchreibgebühren dieſe Klagen, die übrigens täglich immer lauter werden, zuerſt veranlaßt, und müſſen wir hier den Wunſch wiederholen, daß von Seiten der Poſtbehörde recht bald die früheren Poſtfahrten wieder eingerichtet werden möchten.

Mainwaſſer-Wärme: Am 16. Sept., Morgens 8 Uhr: 12 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 16. Sept. Romeo und Julie, Trauerſpiel in 5 Abth. von Shakespeare; nach A. W. Schlegel's Ueberſetzung für die Bühne bearbeitet.

Sonntag, 17. Sept. Fauſt, große romantiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Spohr. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 253. Montag, den 18. September 1848.

Der Sohn des Pflanzers.

Novelle von G. Kaut.

(Fortſetzung.)

2.

Es war im Herbſte 1828, an einem Sonntag, als um die Mittagszeit einige Leute von ſonderbarem Ausſehen in ein wohlhabendes Dörflein des mittleren Deutſchlands einzogen. Bei'm erſten Blicke ſchon ſah man, daß dieſe Menſchen zu jener Klaſſe Vagabunden gehörten, die auf dem Seile umherzuhüpfen, brennendes Werg zu verſchlingen, in die Luft geworfene Meſſer und Dolche aufzufangen und andere derartige Kunſtſtücke verſtehen. Die ganze Geſellſchft beſtand aus vier Perſonen. Ein ziemlich wohlgenährtes Weib ſaß mit einem ſechsjährigen Knaben von ſehr angenehmem Aeußeren in einem Wagen, der mit Leinwand überſpannt war, und von einem mehr als mageren Klepper gezogen wurde. Zwei Männer in buntfarbigen Hoſen von Baumwollenzeug, Sammtjacken, rothen Weſten und Baretten, auf welchen Pfauenfedern prangten, gingen vor dem Wagen her. Der Vormittagsgottesdienſt war eben zu Ende, als der kleine Zug in dem Dorfe erſchien. Sogleich ſammelte ſich eine Schaar Dörfler um die Ankommenden; aber, o Wunder! während ſich die Erwachſenen und die ältere Schuljugend mit großer Neugierde um die Fremden drängten, liefen die kleineren Kinder bei'm Anblicke des einen Mannes ſchreiend davon. Dieſer Mann war nämlich nichts mehr und nichts weniger als ein Mohr. Geſicht und Hände waren völlig ſchwarz, und die Augen waren anzuſehen wie zwei glühende Kohlen auf ſchwarzem Grunde, von mattweißen Ringen umgeben. Ein Kenner indeſſen würde ſogleich an der ächten Negerabkunft dieſes teufliſch ausſehenden Mannes gezweifelt haben; denn die Lippen waren weder aufgeworfen, noch dick, ſondern ziemlich fein geſchnitten, und das Haar weder kraus, noch wollig, ſondern lang und glänzend ſchwarz. Was den andern Mann anbelangt, ſo war nichts Auffallendes an ihm zu bemerken, wenn man allenfalls nicht die übermäßige Hagerkeit und die ſchmutzig gelbe Geſichtsfarbe dahin rechnen wollte.

Die fremden Leute kehrten in einem der beiden Wirthshäuſer des Dorfes, das am nächſten bei der Pfarrwohnung lag, ein. Kaum hatten ſie ſich es hier ein wenig bequem gemacht, ſo nahm der Schmutziggelbe auch ſchon eine Art Mappe unter den Arm und begab ſich unter dem Geleite eines großen Theiles der löblichen Schuljugend in die Wohnung der oberſten Ortsbehörde. Der Bürgermeiſter war ein ſtämmiger Bauer, der in Hemdärmeln, die Pelzkappe auf dem Kopfe, in Geſellſchaft des alten Schullehrers in ſeinem Hofe ſaß und eine Pfeife rauchte. Von Zeit zu Zeit ergriff er einen großen ſchweren Krug, ſetzte ihn an den Mund, ſchaute faſt eine Minute lang in deſſen inneren Raum, und reichte ihn dann dem Schullehrer dar, der nun ein Gleiches that. Eben war der Bürgermeiſter wieder in der Erforſchung des inneren Krugraums vertieft, als der Schmutziggelbe zum Vorſchein kam und in wunderlicher Sprache, halb franzöſiſch, halb deutſch, um Erlaubniß bat, dieſen Abend eine noch nie geſehene Kunſtvorſtellung geben zu dürfen.

„Eure Papiere!“ befahl der höchſte Dorfbeamte lakoniſch.

„Voilà mon passe-port, Monsieur! Hier mein Paß, Erre Burkmäſter!“ ſagte der Künſtler.

Der Bürgermeiſter ergriff das dargereichte Papier, blickte hinein, ſah aber dabei ſehr dumm aus, denn der Paß war ein franzöſiſcher. Der Schullehrer, welcher ehedem als chasseur français die Schlachten bei Auſterlitz und Jena mitgefochten, verdeutſchte denſelben, und der Inhaber des Paſſes erhielt die Erlaubniß, ſeine Künſte produciren zu dürfen.

Sehnſuchtsvoll ward im Dorfe der Abend erwartet. Er kam. Um des Mohren willen erſchienen ſogar die älteſten Leute. Gedrängt voll war der Platz, wo das Schauſpiel ſtattfinden ſollte. Ein Seil war quer über die Gaſſe geſpannt. Auf dieſem machte zuerſt der Schmutziggelbe, angeſtaunt vom löblichen Dorfpublikum, allerlei Sprünge, dann kam der ſchon erwähnte hübſche Knabe an die Reihe. Der Mohr trug ihn herbei. Der Kleine ſah ſchüchtern umher, ließ ſich die Schuhſohlen bekreiden und hüpfte hierauf mit vieler Gewandtheit auf dem Seile hin und her, indem er von Zeit zu Zeit einen ängſtlichen Blick nach dem ſchwarzen Teufel warf, der allen ſeinen Bewegungen mit drohenden Mienen folgte und nicht ſelten in einer fremden Sprache zornige Worte ausſtieß. Der Knabe hatte endlich ſeine Arbeit vollendet und ſollte wieder vom Seile entfernt werden, da glitt er aus und fiel dem Mohren in die Arme, und dieſer Unmenſch gab dem armen Kinde, ſtatt es ſanft niederzuſetzen, einen ſo heftigen Schlag auf den Kopf, daß es zu Boden ſtürzte und ſich eine blutende Wunde in den Kopf fiel. Dieſes Benehmen machte einen ſehr üblen Eindruck auf die Landleute, und wenn der ſchwarze Satanas jetzt, da er zu „arbeiten“ hatte, nicht mit ſo großer Gier glühende Kohlen und brennendes Pech verſchluckt hätte, ſo möchte wohl eine Intervention zu Gunſten des kleinen Seiltänzers zu Stande gekommen ſeyn. Die Menſchen ſind aber gar beſtechliche Geſchöpfe, die ſich, wie die tägliche Erfahrung lehrt, ſogar durch Komödiantenkniffe bethören laſſen, und ſo vergaßen denn die Dörfler bald wieder die dem armen Knaben widerfahrene Unbill, rächten denſelben jedoch einigermaßen dadurch, daß ihrer eine ziemliche Anzahl, als die früher erwähnte Seiltänzersfrau ihren Umgang zum Behufe des Geldeinſammelns hielt, ohne Zahlung im Dunkel der Nacht verſchwand. Das Schauſpiel ſollte für dieſe Nacht indeſſen noch nicht zu Ende ſeyn. Es ereignete ſich noch ein halb komiſcher und ſehr tragiſcher Auftritt. Die Bauern des Dorfes waren nämlich in zwei feindliche Parteien zerſpalten. Die eine Partei bildeten die Anhänger des

Digitized by Google

vorhinigen und die andere die des jetzt regierenden Bürgermei-
ſters. An beſagtem Abende nun ſtießen die beiden kriegführen-
den Mächte zahlreicher denn zuvor auf einander. Nach einigen Plänkeleien kam es zu einem förmlichen Treffen, das mit zahlreichen blutigen Köpfen endete.

Der würdige Pfarrer des Dorfes, ein Prieſter im wahren Sinne des Worts — kein Heuchler, — war durch den Tumult am Schlafen gehindert worden, und beklagte, ſeine Pfeife rauchend, mit lauten Worten den verderblichen Zwieſpalt in ſeiner Gemeinde, wodurch alle Ordnung und Sitte untergraben werde. Seine Gattin, eine ſtille, ſinnige Frau in mittleren Jahren, richtete Worte des Troſtes an ihren Eheherrn und ermahnte ihn, ſich durch einen erquickenden Schlaf wieder von ſeinem Kummer zu erholen. Der Geiſtliche war auch eben im Begriffe, ſich zu Bette zu begeben, als ein grauſenerregendes Schreien aus der Nachbarſchaft zu ſeinen Ohren drang. Er öffnete das Fenſter und bemerkte, wie eine weibliche Geſtalt aus dem Wirthsſaale „au meurtre! au meurtre! helfen! helfen! mon mari! mon pauvre mari!“ rief. Der Pfarrer vermuthete, daß es ſich hier um eine ſehr ernſtliche Sache handle, zog ſeinen Oberrock an und eilte hinüber. Als er an Ort und Stelle kam, war der Saal bereits mit herbeigeeilten Leuten angefüllt, die aber ihrem Seelſorger ſogleich ehrerbietig Platz machten. In der Mitte des Kreiſes, den die Menge bildete, ſtellte ſich eine ſchaudererregende Scene ſeinen Blicken dar. Der ſchmutziggelbe Mann lag auf dem Fußboden ausgeſtreckt und ſchwamm in ſeinem Blute; ſein Weib bedeckte, in Thränen zerfließend, mit einem Taſchentuche eine Bruſtwunde, um das hervorſtrömende Lebenselement zurückzuhalten. In einer Ecke war der kleine Knabe niedergekauert, der noch die Spuren der erlittenen Mißhandlung an ſich trug und heftig ſchluchzte.

(Fortſetzung folgt.)

Auszüge aus den Briefen eines badiſchen Offiziers in Holſtein.

(Schluß.)

** (Mühlenbarbek, bei Kellinghuſen, 30. Auguſt.) Seit wir von Altona abmarſchirt (am 24.), haben wir nur 16 Stunden gemacht. Am 24. traf das Bataillon in Pinneberg ein, und am 25. marſchirten wir nach Elmshorn, wo ich bei einem Kaufmann, Franz von Traden, einquartiert wurde, deſſen ganze Familie mich auf das freundlichſte empfing und behandelte. Den 26. marſchirte unſer Stab nach Bücken, während der erſte und zweite Zug unſerer Compagnie ſich auf Lorbarbek und Mühlenbarbek vertheilte. An letzterem Orte liegen wir nun ſeit einigen Tagen und dürften vorausſichtlich noch länger da bleiben. Die Gegend iſt, den Mangel an Gebirg abgerechnet, recht ſchön, ein wellenförmiges Flachland, von Gräben, Gebüſch und Waldungen oder vielmehr Holzungen nach allen Richtungen durchſchnitten, und zwar ſo häufig, daß man faſt ſagen kann, jeder Acker iſt mit einem Wall und Graben eingefaßt, und jeder Hof, die alle paar hundert Schritte uns begegnen, mit einer Art engliſcher Anlage umgeben. Alle Stunden trifft man wieder einen größeren Ort, die ein recht freundliches Ausſehen haben; die Häuſer ſind von Backſteinen aufgebaut und die Fugen weiß angeſtrichen, die Dächer aber mit Stroh oder Schilf gedeckt. Die Bewohner ſind durchaus höflich und zuvorkommend und verrathen bis in die unteren Klaſſen eine gewiſſe Bildung, welche einen wohlthuenden Eindruck macht, zumal man dabei überall keine ſo kriechende Unterwürfigkeit findet, ſondern vielmehr eine ernſte, kräftige Entſchiedenheit der Geſinnung, und nebenbei ächt deutſch. Das ganze Volk iſt ein überaus kräftiger und fleißiger Menſchenſchlag, weshalb ſich der geſegnete Appetit deſſelben erklären läßt. Die Leute wundern ſich insgeſammt, daß wir ſo wenig eſſen, wie nicht minder über unſeren anſehnlichen Durſt. Auffallend iſt die Menge ſchöner Mädchen in jedem Dorf, die alle eine merkwürdig ſchlanke Taille haben, um die ſie manche unſerer Damen aus der Stadt beneiden würde, dazu ſchöne Zähne, weiße Haut und blaue Augen.

Es hat hier zu Lande ziemlich reiche Bauern, die nach unſern Begriffen ſämmtlich Gutsbeſitzer heißen würden, obwohl ſie hier nur einfache Bauern ſind, die ihre 20—40 Stück Rindvieh, 10—12 Pferde und eine halbe Stunde im Umkreis betragendes Ackerfeld haben.

Unſere Lebensweiſe iſt bei aller Einfachheit doch ſehr annehmlich. Zum Frühſtück genießt man einen ſehr guten Kaffee (die Chigorie kennt man nicht) mit Butter; darauf folgt nochmals dieſe treffliche Butter, Käſe, Schinken und Wurſt. Mittags eine kräftige Suppe, ein koloſſales Stück Rindfleiſch mit Kartoffeln; Nachmittags wieder Kaffee und Abends daſſelbe wie Morgens und zum Schluſſe Thee — alles in reichlicher Menge, was für mich nicht ohne Werth iſt. Dagegen leiden wir vielen Durſt. Ueber Tiſch wird ein Glas Waſſer kredenzt, wenn wir nicht Wein von Kellinghuſen, einem ½ Stunde entfernten Städtchen, holen laſſen, der für viel Geld herzlich ſchlecht iſt. Das Bier, welches wir mit 8 Schillingen die Flaſche bezahlen, trinkt man hier aus Kelchgläſern, wie bei uns das Kirſchenwaſſer, den Wein aus noch kleineren Gläschen und den Schnaps aus Fingerhüten. Die guten Leute haben ſich beinahe auf den Kopf geſtellt, als ſie einen von uns 2—3 Flaſchen Bier, das ziemlich ſtark iſt, eine Flaſche Wein und zum Schluſſe einige Gläſer Grog trinken ſahen. Ich für meine Perſon trinke übrigens Morgens und Abends ein Glas lauwarme Milch, die hier ausgezeichnet iſt, da das Vieh den Tag über auf der Weide iſt und den Klee vom Acker frißt; Abends kömmt es nach Hauſe, um gemolken zu werden und auf der Streu zu liegen. Den andern Tag in aller Frühe wird es dann wieder hinausgetrieben; deshalb iſt auch in keinem Stalle eine Krippe angebracht. —

Den Vorabend des 29. Auguſt (Geburtstag des Großherzogs) haben wir in fröhlicher Weiſe begangen. Von Kellinghuſen hatten wir einige Flaſchen Bier und Wein holen laſſen, und genoſſen nun, indem wir dabei an Horazens Falerner oder auch an den ſüßduftenden blumenreichen Klingelberger des Herrn Pfähler in Offenburg dachten, unſer Getränke mit aller Behaglichkeit im Freien, zu unſerer Linken den Dunghaufen, zu unſerer Rechten die Schweinſtälle. Nachher begann auf der Tenne (in der Scheuer) eine Tanzunterhaltung nach einer Trommel, wobei die Stallmädchen als Tänzerinnen figurirten, und in der That der improviſirte Ball war gar nicht ſchlecht.

Nächſtens mehr. W. W.

Ueber Volksvereine.

In einer Zeit der Umgeſtaltung aller Rechtsverhältniſſe, bei welcher die Stimme des Volkes in ſeiner Mehrheit zum Geſetz erhoben werden ſoll, iſt es erforderlich, daß der Volkswille in angemeſſener Weiſe erforſcht und jedem Bürger Gelegenheit gegeben werde, ſeine Anſichten auszuſprechen. Nur wenn dies geſchieht, wird ſich das Volk unter einer neuen Geſetzgebung glücklich fühlen, indem jedem Bürger Gelegenheit verſchafft worden, entweder ſeinen Anſichten Geltung zu verſchaffen, oder ſich davon zu überzeugen, daß ſolche unrichtig oder unpraktiſch ſind, oder daß ſie wenigſtens der Mehrheit des Volkes nicht entſprechen und daß er alſo nicht gegen den Strom ſchwimmen, nicht verlangen kann, daß das Geſetz nach ſeinem Kopfe gemacht werde. Das ganze Volk vereinigt nun zwar ſeine Befugniſſe

Digitized by Google

in den Männern des Vertrauens, in den Abgeordneten, es iſt aber in keiner Weiſe dafür geſorgt, daß die Bedürfniſſe und Wünſche des Volkes vollſtändig ermittelt, geläutert und ſo vor das Forum der Geſetzgebung gebracht, auf dieſe Weiſe aber der Geſetzgebung der rechte Geiſt — der dann auch der Geiſt des Friedens ſeyn wird — eingeflößt werde. Als wir unſeren Abgeordneten in die Mainſtadt ſandten, da dachten wir, und zwar mit Recht: das iſt der rechte Mann! Allein in wem iſt nicht ſchon damals der gerechte Zweifel rege geworden: wird dieſer Mann aber auch im Stande ſeyn, alle Bedürfniſſe und Wünſche des Volkes zu ermitteln, Alles zu prüfen und das Beſte zu wählen. Dieſer Zweifel war aber um ſo natürlicher, als die Abreiſe der Abgeordneten nach Frankfurt allenthalben unmittelbar nach der Wahl, im Galopp, erfolgte und daher ein Benehmen mit dem Volke nicht wohl möglich war und in der That nicht ſtatt gefunden hat. In den öffentlich abgelegten Glaubensbekenntniſſen lag keine genügende Bürgſchaft für die Erreichung des Volkswillens, da dieſe Bekenntniſſe nicht viel mehr enthielten, als daß ſie die politiſche Parteirichtung umſchrieben, ſo, daß ſich ſchon über den Inhalt dieſer Glaubensbekenntniſſe verſchiedene Meinungen bilden konnten und mitunter wirklich gebildet haben. Als man den Mangel einer genügenden, umfaſſenden Vertretung des Volkswillens fühlte, veranſtaltete man Volksverſammlungen, welche zum Zwecke hatten, auf die Geſetzgebung einzuwirken, allein man überzeugte ſich bald davon, daß dies eine paſſende Vermittelung nicht ſey. Volksverſammlungen eignen ſich mehr dazu, um auf *das Volk* einzuwirken, den Volkswillen zu *beſtimmen*, daher ſie ſich wohl bei den Wahlen und kaum hier als praktiſch erwieſen. Zur Prüfung Deſſen, was für des Volkes Wohl im Wege der Geſetzgebung noth thut, werden ſich Volksverſammlungen niemals eignen, denn es wird bei ſo ausgedehnten, auf wenige Stunden beſchränkten, in der Regel ſtürmiſchen Verſammlungen, nicht möglich ſeyn, förmliche *Berathungen* zu pflegen, durch Für- und Gegenrede das Beſſere auf's Klare zu bringen und ſo die Spreu von dem Waitzen zu ſondern. Gerade auf dem Gebiete der Politik, wo mit den Waffen des Geiſtes, dem höchſten Grade von Scharfſinn und Klugheit gekämpft wird, wo es ſich darum handelt, die vielfach ſich kreuzenden Intereſſen zu einem harmoniſchen Ganzen zu verſchmelzen, gerade da iſt ruhige, beſonnene Ueberlegung erforderlich. Dieſe kann nur in engeren Bürgerverſammlungen, Bürger- oder Volksvereinen hergeſtellt werden, und darum ſind dieſe Vereine ein Bedürfniß der Zeit. — Man hat dies auch ſehr wohl erkannt, indem ſich ſolche Vereine, wenn auch in ihrer Tendenz divergirend, am Ende doch alle zu dem Zwecke gebildet haben, um auf eine oder die andere Weiſe auf die Geſetzgebung und Staatsverwaltung einzuwirken. Ja, es ſind dieſe Vereine ſo weſentlich nothwendig, daß von ihrem Daſeyn die Solidität des neuen Staatsgebäudes und die äußere Ruhe und Zufriedenheit abhängt. Wichtige Garantieen der neueren Zeit, Verſammlungs- und Petitionsrecht, würden ohne ſie unwirkſam bleiben. Die Volksvereine ſind aber auch das Mittel, die Parteien zu verſöhnen, denn es wird ſich gar bald zeigen, daß, ſo verſchieden auch die Richtungen dem Namen nach zu ſeyn und auseinander zu gehen ſcheinen, das *Ziel* gar nicht weit von einander liegt, und daß z. B. alle auf Geſetzgebung bezüglichen gerechten Wünſche der demokratiſchen ꝛc. Vereine auch in den conſtitutionellen Vereinen vertreten werden. Schon ſehen wir, wie Vereine, welche äußerlich verſchiedene Richtungen anzunehmen ſchienen, die Hand zur Vereinigung bieten. Volksvereine ſind ferner als das wirkſamſte Mittel gegen Reaction zu betrachten. Die *eine* und gerade nicht ungefährliche Art der Reaction iſt in unſerer Mitte. Das iſt der politiſche Indifferentismus in ſeinen verſchiedenen Abſtufungen. In ihm findet die Reaction eine bereitwillige Stütze. Es iſt aber ehrlos in einer Zeit, wie die unſerige, indifferent zu ſeyn. Auch hier ſind es die Volksvereine, welche in den Trägen das Feuer der Vaterlandsliebe entzünden, welche ſie für die gute Sache gewinnen ſollen. Eine andere Partei, welche der Reaction in die Hände arbeitet, iſt diejenige, welche das *Weſen* unſerer Reform unrichtig aufgefaßt hat, ſich auf den Boden der Revolution ſtellt, während wir auf dem Boden der *Reform* ſtehen. Unſere Revolution, wenn wir es ſo nennen wollen, iſt *weſentlich* verſchieden von den Revolutionen, welche uns die Geſchichte in der engliſchen, in den franzöſiſchen, belgiſchen und griechiſchen nachweiſ't, es handelt ſich bei uns nicht um einen Umſturz der Regierungsgewalten, ſondern vielmehr um *Vereinigung der deutſchen Volksſtämme unter eine volksthümliche Staatsverwaltung und Geſetzgebung.* — Auf die deutſche Reichsverſammlung wollten wir vertrauen, ihr wollen wir unſere Wünſche und Bedürfniſſe vortragen und uns zu dem Ende in Volksvereinen brüderlich zuſammenſchaaren, nicht theilnahmlos bleiben in einer ſo großen Zeit. Nur wenn wir dies thun, können wir, wenn einſt das große herrliche Staatsgebäude vollendet da ſtehen wird, beruhigt ſagen, wir haben, wie es *deutſchen* Männern ziemet, einen ehrlichen Kampf gekämpft, uns gebühren die Früchte unſers Fleißes, unſerer Mäßigung, unſerer Ausdauer

religiöſe, politiſche und bürgerliche **Freiheit**,
ein, die Gränzen dieſer Freiheit ſchirmendes **Recht**,
die Wohlthat einer in der Zufriedenheit der Bürger gegründeten **Ordnung**.

K.

Ein Sittenroman.

Hr. L. Reybaud, deſſen Roman „Jerome Paturot auf der Jagd nach einer geſellſchaftlichen Stellung", ſich die Anerkennung erworben, ein treues Charakterbild und ein Sittenroman der Franzoſen ſeit 1830 zu ſeyn, hat als Seitenſtück und Fortſetzung deſſelben jetzt einen neuen Roman unter dem Titel: „Jerome Paturot auf der Entdeckungsreiſe nach der beſten der Republiken", erſcheinen laſſen. Wie in dem früheren Werke, ſo ſind auch in dem neuen, von dem die beiden erſten Bände bisher vorliegen, die excentriſchen, von der Schwachheit und Kleinlichkeit der menſchlichen Natur Zeugniß gebenden Seiten der Zeit mit Talent und geſundem Humor aufgefaßt. Die von Hrn. Ledru-Rollin, als Mitglied der proviſoriſchen Regierung, nach den Provinzen entſandten republikaniſchen Kommiſſarien, die Klubs und deren Verbrüderungen, die Nationalwerkſtätten und die für ihr Nichtsthun bezahlten Arbeiter, die hauſirende Journaliſtik und die Redner an den Straßenecken, die Verfaſſungsprojekte und das Ein- oder Zweikammerſyſtem, die Demokratie und die Reaction — kurz Alles, was ſeit einem halben Jahre in buntem Wirbel an uns vorübergezogen, iſt hier nach der Natur gezeichnet, zur wehmüthigen Erinnerung für die Mitwelt und zur kurzweiligen für die Nachwelt. Auch in Deutſchland würde ein mit Talent begabter, über den Parteien ſtehender Schriftſteller ein ähnliches, effektvolles Buch ſchreiben können, und beſonders in Berlin, Breslau, Wien, Frankfurt a. M. und Krähwinkel würde ſich ihm ein reiches Feld dazu darbieten. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Wortſpiel) Als unlängſt nach einer in Wien von Saphir gehaltenen humoriſtiſchen Vorleſung ein nicht gegenwärtig gewe-

Digitized by Google

jener Recenſent Saphir den Vorwurf machte, daß man bei ſeinen Vorleſungen den Faden vermiſſe, ſagte Saphir: „Dieſem Mangel iſt abzuhelfen, wenn der bewußte Kritiker geruhen wollte, die nächſte Vorleſung mit ſeiner Gegenwart zu beglücken, denn da wird man den Faden nicht vermiſſen.“

Wer hätte geglaubt, als die Schießbaumwolle erfunden war und die Erde fürchten mußte, durch dieſes furchtbare Mittel in die Luft geſprengt zu werden, daß man nach wenigen Monaten in eben dieſer Schießbaumwolle das beſte Heilmittel für alle Wunden finden würde! Und doch iſt es ſo. Dieſe Baumwolle bildet, in Aether aufgelöſet, und auf die ärgſte Schnittwunde gelegt, eine dicht anhängende wohlthätige Bedeckung, welche nicht nur die Wunde beſſer ſchützt als irgend ein Verband, ſondern auch die Heilung auf das Wunderbarſte beſchleunigt. Nach der Heilung läßt ſie ſich ganz leicht abnehmen. Der Entdecker der Betäubungskraft des Chloroforms, Dr. Simpſon in Edinburg, benutzt in ähnlicher Weiſe Chloroform und Gutta Percha, den bekannten Stoff, der zu Allem gebraucht werden kann, wie es ſcheint. Die Miſchung hat etwa die Dicke flüſſigen Honigs, wird in einer Flaſche aufbewahrt und daraus auf die Wunde gegoſſen. Der Chloroform verflüchtiget ſich ſofort, die Gutta Percha aber bleibt als eine ſchmiegſame zweite Haut über dem verletzten Theile zurück, Wochen lang, wenn es nöthig iſt, ohne daß ein neuer Verband angelegt zu werden braucht, bis man ſie ganz abnehmen kann. Wenn wir bedenken, wie vielen Menſchen dadurch Schmerz erſpart werden wird, wie ſehr viele chirurgiſche Operationen vereinfacht werden können, ſo dürfen wir dieſe beiden neuen Erfindungen gewiß zu den wohlthätigſten rechnen, die in der neueſten Zeit gemacht worden ſind. (Modenz.)

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 15. Sept.

Unſere Gewerbshalle ſteht jetzt ſeit dem 25. Auguſt vollendet da in einem Seitenflügel des ehemaligen „alten Palais“ am Markte, wo in drei Sälen die Erzeugniſſe unſeres Gewerbfleißes aufgeſtellt ſind. Dieſes neue Inſtitut iſt ein Denkmal ächt bürgerlichen Gemeinſinnes, welcher ſich alsbald zu erkennen gab, als Hr. Kanzliſt Speyer im Spätherbſt v. J. zur Gründung einer Induſtriehalle aufforderte und die Realiſirung ſeines diesfälligen Planes mit raſtloſer Thätigkeit den ganzen Winter hindurch in einer Weiſe betrieb, daß ihm für ſeinen aufopfernden Fleiß und ſein gemeinnütziges Streben allgemeine Anerkennung zu Theil wurde. Was Viele früher im Laufe mehrjähriger Verhandlungen nicht hatten erreichen können, gelang der lebendigen Thatkraft Eines Mannes, der, von dem Gemeinſinn der Bürgerſchaft föderlichſt unterſtützt, keine Mühe, keine Anſtrengung ſcheute, um das vorgeſteckte Ziel in der möglichſt kürzeſten Friſt zu erreichen. Speyer hat ſich um die gewerblichen Intereſſen unſerer Stadt wohl verdient gemacht, wie auch neulich eine Anzahl achtbarer Bürger durch eine öffentliche Erklärung in dankbarer Geſinnung zu erkennen gegeben haben. — Auch nach einer anderen Seite hin hat ſich der Gemeinſinn unſerer Stadt in neueſter Zeit auf eine faſt überraſchende Weiſe geäußert, wenn man erwägt, wie groß und mannichfaltig die Anforderungen waren, welche ſeit den unruhigen Märztagen an die aufopfernde Geſinnung unſerer Mitbürger gemacht wurden. Es betrifft nämlich die Unterſtützung wenig bemittelter Auswanderungsluſtiger von hier, welche ſich in Nordamerika eine beſſere Zukunft ſichern wollen. Auf der zu dem Behufe in Umlauf geſetzten Liſte ſind bereits Beiträge mit 400 fl., 300 fl., 150 fl., 100 fl., 50 fl. ꝛc. gezeichnet worden. Vorausſichtlich dürfte aus der Summe aller ſchon gezeichneten oder noch zu zeichnenden Beiträge ein anſehnliches Kapital erwachſen, womit die Auswanderer jener Klaſſe wirkſam unterſtützt werden können. Uebrigens muß viel Geld auf dem Wege der Subſcription einkommen, wenn das hieſige Proletariat und mit ihm zugleich die beſitzende Einwohnerſchaft auf eine nur einigermaßen fühlbare Weiſe erleichtert werden ſollen. Die benachbarte Gemeinde Großzimmern mußte bekanntlich ein Kapital von 40,000 fl. aufwenden, um damit 600 oder 700 ihrer ganz beſitzloſen armen Leute nach Nordamerika überſiedeln zu können. Hoffen wir, daß man bei uns mit ökonomiſcheren Rückſichten zu Werke geht und den Agentenprofit nicht zu hoch ſteigen läßt.

Kunſt- und Literatur-Notizen.

Die politiſchen Ereigniſſe haben noch immer alles Andere ſo abſorbirt, daß man mit literariſchen Beſprechungen ſich kaum hervorwagen, wenigſtens denſelben keinen großen Umfang vergönnen darf. Wir wollen nachſtehend demnach nur kurz berichten, daß mehrere von uns bereits zur Anzeige gebrachten literariſchen Verlagsunternehmungen unterdeſſen fortgeſetzt worden ſind, wie z. B. „Das Buch der Welt“, ein deutſches Familienbuch für alle Stände (Stuttgart, bei Karl Hoffmann). Die neueſten Lieferungen dieſes für die Jugend eben ſo belehrenden als unterhaltenden Werkes, welches in monatlichen Heften erſcheint, ſind gleich den frühern reichhaltig und ſo bearbeitet, daß die Abonnenten deſſelben die Fortſetzungen gewiß mit Vergnügen und mit Befriedigung entgegennehmen werden. — Ein Gleiches gilt von dem in demſelben Verlag erſcheinenden „Deutſches Magazin für Garten- und Blumenkunde“, herausgegeben von Wilh. Neubert, welches uns bis zur 7. Lieferung vorliegt. Dieſe Zeitſchrift hat ſich die Aufgabe geſtellt, allen Garten- und Blumenfreunden als fortdauernder Leitfaden zu dienen, indem ſie nicht nur alle in's Gartenfach einſchlagenden Arbeiten und Verrichtungen, von der erſten Bearbeitung des Bodens an bis zur feinſten Behandlung der Pflanzen, deren Cultur, Vermehrung und Veredlung, ſondern auch eine faßliche Beſchreibung der Pflanzen ſelbſt, ihrer einzelnen Theile und deren Verrichtungen, die wichtigſten Entdeckungen neuer Pflanzen und Culturmethoden ꝛc. mittheilt. Dem Text ſind colorirte oder ſchwarze Abbildungen der neueſten Pflanzen, Gewächshauseinrichtungen, Werkzeuge, Gartenpläne ꝛc beigegeben. Die durchaus praktiſche Richtung, die gediegene Ausſtattung und der ſehr wohlfeile Preis werden überall dies deutſche Garten-Magazin empfehlen. Der vierteljährige Abonnementspreis beträgt nur 54 kr. rh. — Das auf dem Paradeplatz aufgeſtellte Panorama des Hrn. Copelent zeichnet ſich in dieſer Herbſtmeſſe durch die Mannichfaltigkeit ſeiner Darſtellungen (meiſtens aus der Geſchichte der jüngſten Tage) ſehr vortheilhaft gegen früher aus. Die Barrikadenkämpfe zu Wien und Berlin, die Beſtattung der gefallenen Freiheitskämpfer, der Abgang der öſterreichiſchen Armee nach Italien u. ſ. w werden uns mit einer Treue und Klarheit vorgeführt, die ſich der Wirklichkeit annähert. Beſonders iſt noch der Ausbruch des Brandes zu Hamburg, von der Nicolaikirche aus beobachtet, wegen der trefflichen Beleuchtung hervorzuheben. Das billig geſtellte Eintrittsgeld macht die Beſchauung dieſes Panorama's Jedem möglich, und es ſteht deßhalb nicht zu bezweifeln, daß Hr. Copelent die verdiente Anerkennung finden werde.

Mainwaſſer-Wärme: Am 18 Sept., Morgens 8 Uhr: 13 Grad.

Wilh Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Montag, 18. Sept. Der arteſiſche Brunnen, Zauberpoſſe mit Geſang in 4 Abth. von Räder, Muſik von mehreren Componiſten (Gaſtrolle) Balthaſar: Hr. Ditt, vom Hoftheater zu Mannheim.

Dienſtag, 19. Sept. Graf Waldemar, Schauſpiel in 5 Abth von Guſtav Freitag.

Druk und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 254 u. 255. Mittwoch den 20. September 1848.

Der Sohn des Pflanzers.

Novelle von G. Kant.

(Fortſetzung.)

„Um Gotteswillen, ihr Leute,“ eiferte der Pfarrer, „wie könnt Ihr Euch ſo gefühllos um dieſen Unglücklichen ſtellen. Hole doch Einer ſchnell den Dorfbarbier, und ein Anderer eile nach F., den Chirurgen zu rufen. Die Wunde des Mannes iſt an einem ſehr gefährlichen Platze und erheiſcht ſchnelle Hülfe.“

Die Bauern gafften einander unſchlüſſig an, kratzten ſich dann hinter den Ohren, und endlich gingen zwei mit langſamen Schritten ab. Während dieſer Zeit jammerte die Frau immer fort; der Verwundete aber lag regungslos da, wie wenn das Leben entflohen wäre. Der Geiſtliche ſah wohl ein, daß er die Urſache dieſer tragiſchen Scene im Augenblicke von dem der Verzweiflung nahen Weibe nicht würde erfahren können, und wandte ſich deßhalb an den Wirth. Dieſer aber konnte weiter nichts ſagen, als daß er gehört, wie ſich hier oben ein Streit zwiſchen dem Schwarzen und dieſem Manne erhoben, und wie Erſterer plötzlich der Treppe herunter gekommen und aus dem Hauſe entflohen ſey. Als die Frau denn gar jämmerlich geſchrieen, ſey er herauf geeilt und habe den Seiltänzer in dieſer Lage gefunden. Das war freilich ein ſehr ungenügender Aufſchluß.

Unterdeſſen erſchien der Barbier, unterſuchte die Wunde, ſchüttelte bedenklich ſein graues Haupt und erklärte geradezu, daß der arme Mann nie mehr ein Seil betreten werde; denn das Herz ſey durchſtochen. So war es auch. Der Verwundete that noch einmal ſeine Augen auf, röchelte einige Minuten und verſchied.

„Nun, gute Frau, laßt den Todten ruhen,“ ſagte hierauf der Pfarrer, „ſetzt Euch hierher, und erzählt mir einmal, was denn die Urſache war, daß der entfloheneBöſewicht Eueren Mann ermordete. Die Erzählung erleichtert vielleicht Euer Herz ein wenig.“

Die Frau ſprach ſehr gebrochen deutſch und antwortete auf des Geiſtlichen liebreiche Bitte mit neuen Klagen. „Thut Euch keinen Zwang an, indem Ihr deutſch zu reden verſucht, Madame!“ bat der Pfarrer; „ſondern drückt Euch nur in Eurer Mutterſprache aus; ich verſtehe Euch dennoch.“

Das verwittwete Weib ſah dem Seelſorger prüfend in's ehrwürdige, offene Antlitz, und als ſie darin las, wie aufrichtig er es mit ihr meine, da öffnete ſich ihr betrübtes Herz.

„Mein unglücklicher Mann und ich, wir ſind beide aus dem ſüdlichen Frankreich gebürtig,“ begann ſie, „und nährten uns durch Seiltänzerei und allerlei Kunſtſtücke, die man allenthalben, namentlich aber auf dem Lande, gerne ſah. Unſer einziges Kind, ein Knabe von zwei Jahren, verunglückte vor zwei Jahren durch einen Sturz vom Seile und ſtarb. Damals hielten wir uns in der Gegend von Avignon auf. Eines Tages kam ein ſonderbar ausſehender Menſch zu uns. Er war in ſtreifiges Baumwollenzeug gekleidet und trug einen leichten Strohhut. Seine Geſichtsfarbe war dunkelbraun, und ſein ganzes Aeußere verrieth etwas Außereuropäiſches. Dabei war er in der franzöſiſchen Sprache nur wenig bewandert. Mein Mann nahm ihn auf, obwohl mir vor ihm graute, da ich ſo viel Unheimliches an ihm entdeckte. Uebrigens ſtellte er ſich für unſer Geſchäft recht gut an. Wie er uns ſagte, war er mit einem reichen Pflanzer — den er jedoch nie mit Namen nannte. — aus Amerika gekommen und in Marſeille wegen eines Streites mit einem Neger wieder zurückgewieſen worden. Es ſey ihm aber gelungen, von dem Schiffe, das ihn wieder hätte hinüber bringen ſollen, zu entwiſchen, und ſo ſey er denn gewillt geweſen, ſeiner Herrſchaft nachzureiſen. Zu welchem Zwecke, hat er uns nie geſagt. Da wir in Frankreich unſere Kunſtſtücke ſchon überall gezeigt hatten, ſo mußten wir uns um ein anderes Land umſehen, wo wir auf's Neue mit Erfolg auftreten konnten. Wir wählten die Schweiz. Zweimal kamen wir nach Thun. Das erſtemal in der Mitte des Sommers 1828, und das zweitemal zu Anfang des Herbſtes deſſelben Jahres. Eines Abends brachte uns Blaky — ſo nannte ſich der Mörder meines Mannes — jenen Knaben und gab vor, daß er ihn verirrt gefunden habe ....“

„Das iſt alſo nicht Euer eigen Kind?“ unterbrach der Pfarrer das Weib.

„Nein, Herr Pfarrer!“ erwiderte die Gefragte. „Wie ich ſage, ſo iſt's. Da wir unſern leiblichen Sohn gar ſehr vermißten, ſo waren wir wirklich froh darüber, daß Blaky den Knaben uns zuführte. Das muß ich indeſſen bemerken, daß wir noch denſelben Abend die Ueberzeugung erlangten, der Knabe ſey nicht gefunden, ſondern entführt. Aus Furcht vor Strafe — wir hatten doch einmal das Kind — flohen wir in der nämlichen Nacht noch, und kamen glücklich nach Deutſchland, wo wir überall den Knaben für unſer eigenes Kind ausgaben.“

Während die Frau ſprach, war der Geiſtliche von ſeinem Sitze aufgeſtanden und hatte ſich dem Kinde mitleidsvoll genähert. Der Kleine ſah dem theilnehmenden, freundlichen Manne vertrauensvoll in's Angeſicht und reichte ihm bereitwillig ſein Händchen dar.

„Wie heißt Du, liebes Kind?“ fragte der Pfarrer franzöſiſch.

„My Name is John,“ antwortete der Knabe.

„Wie kommt es,“ wandte ſich der Pfarrer überraſcht zu der Frau, „daß der Kleine engliſch antwortet?“

„John's Eltern ſind, wie uns Blaky verſicherte, Engländer,“ erläuterte die Frau. „Außerdem ſpricht er auch nur ſehr wenig franzöſiſch, und deutſch gar nicht. Das iſt gerade dem Mörder meines Mannes recht geweſen; denn da konnte der arme Knabe auch keinem Fremden ſein Leid klagen.“

Digitized by Google

„Hat das arme Kind viel erdulden müſſen, Madame?“ fragte der Geiſtliche haſtig und geſpannt.

„Von uns wenig,“ lautete die Antwort, „deſto mehr aber von Blaky.“

Hierauf erzählte die Frau, wie dieſer Letztere den kleinen John bei jeder Gelegenheit thätlich mißhandelt, und wie ihr Mann deshalb mit dem Böſewicht in Streit gerathen ſey. Heute Abend bei'm Spielen habe Blaky nämlich den Knaben zu Boden geſchlagen, daß er ſich blutig gefallen. Hier nun angekommen, habe er denſelben wiederholt übel behandeln wollen. Da habe ſich aber ihr Mann in's Mittel gelegt und dem Blaky gedroht, er wolle ihn anzeigen als Menſchenräuber, wenn er das Kind nicht beſſer behandle in Zukunft. Darüber ſey der Mörder ſo wüthend geworden, daß er über ihren Mann hergefallen und denſelben erſtochen habe.

„Iſt's nicht ſo, John?“ fragte die Frau den Kleinen.

„In thrat it is so, Sir!“ betheuerte der Gefragte.

Der Pfarrer gewann von Minute zu Minute mehr Intereſſe an dem Knaben, und angenehme Erinnerungen aus ſeinen Jünglingsjahren, in welchen er Hauslehrer bei einer engliſchen Familie geweſen, würden in ihm rege.

„Hört, Madame!“ ſagte der Pfarrer nach kurzem Nachdenken, „dieſer Knabe iſt nicht Euer Eigenthum, und ich fordere Euch daher auf, mir denſelben zu überlaſſen. Ohne Zweifel iſt er guter Leute Kind, und ſollte mir es nicht gelingen, ſeine Familie zu entdecken, ſo will ich ihn doch wenigſtens zu einem nützlichen Menſchen erziehen, und das thue ich um ſo lieber, als ich ſelber keine Kinder habe. Willſt Du auch bei mir bleiben, John?“ wendete ſich der Geiſtliche freundlich zu dem kleinen Engländer.

„With great pleasure, Sie!“ lautete die Antwort.

Während dieſer Unterredung hatte der Bürgermeiſter den Befehl zur Verfolgung des Mörders ertheilt. Eine zahlreiche Mannſchaft verließ auch in der That das Wirthshaus und zerſtreute ſich. Es entfernte ſich jedoch Keiner weit von den Zäunen des Dorfes, und wenn es Tag geweſen wäre, hätte man bemerken können, wie hier und da einer der ausgeſandten Bauern durch eine Lücke ſchlüpfte und nach Hauſe ſchlich. Nach Verlauf einer halben Stunde fehlte keiner der Verfolger mehr in ſeiner Wohnung.

Mit Hülfe des Pfarrers hatte endlich der Bürgermeiſter ſeinen „unterthänigſten Mordbericht“ an's Landgericht fertig gebracht und darin auch angemerkt, daß der flüchtige Mörder „kein ſchwarzer, ſondern ein brauner Mohr“ ſey, der ſeine Haut gefärbt habe.

Nach geſchehener, üblicher, gerichtlicher Verhandlung und Protokollirung ward der „braune Mohr“ ſteckbrieflich verfolgt, ohne jedoch eingefangen zu werden.

Die Franzöſin begab ſich wieder in ihr Vaterland und John blieb bei'm Geiſtlichen.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber allgemeine deutſche Geſetzgebung.

Die D. A. Z. ſchreibt aus Dresden vom 28. v. M. von der erſten Sitzung der daſigen allgemeinen Advokatenverſammlung, daß dieſelbe ſogleich zur Berathung des erſten, ſehr wichtigen Gegenſtandes übergegangen ſey, nämlich über die Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit allgemeiner deutſcher Geſetzgebung und eine dem entſprechende Petition an die deutſche Nationalverſammlung beſchloſſen habe. Mit Bezug hierauf dürfte vielleicht die Nachricht dienen, daß dieſer Gegenſtand durch die nachſtehende Zuſchrift bereits in Anregung bei der Reichsverſammlung gekommen iſt und ſie dieſelbe nicht in den allgemeinen Petitions- und Prioritäts-Ausſchuß verwieſen, ſondern dem Verfaſſungs-Ausſchuß mitgetheilt hat.

An die hohe verfaſſunggebende deutſche Reichsverſammlung. Zuſchrift des Anwalts Friedrich Purgold in Darmſtadt, um Aufnahme einer Beſtimmung über ein allgemeines deutſches Geſetzbuch in die Reichsverfaſſung und um Sicherung der Ausführung deſſelben.

Schon einmal ſahen wir Deutſchland eine ſchöne Zukunft begrüßen. Die durch die Freiheitskriege errungene Selbſtſtändigkeit gegen Außen belebte das Bewußtſeyn, daß wir ein ureigenthümliches, in allen einzelnen Stämmen doch nur einiges großes Geſammtvolk ſeyen. Da ſprach ein edler Mann die Nothwendigkeit aus, das wälſche Recht nun abzuſchaffen und ein allgemeines deutſches Geſetzbuch einzuführen: und wir glaubten, der Mann habe eben nur Ausdruck für Das verliehen, was ſich von ſelbſt verſtehe.

Allein Diplomaten wußten der Anſtände, Gelehrten der Spitzfindigkeiten ſo viele, daß der Gedanke an ein allgemeines deutſches Geſetzbuch, welchen die Einſicht mit wiſſenſchaftlichem Ernſte und die Vaterlandsliebe mit edler Wärme ergriffen hatte, als gutmüthiger Traum belächelt wurde.

Denn mochten auch immer Sympathieen für dieſen großen Gedanken bleiben, mochte er in der öffentlichen Meinung durch Einzelne auch immer auf der Tagesordnung erhalten werden, mochten endlich vereinzelte anerkennungswürdige Beſtrebungen Anhaltspunkte für eine annähernde praktiſche Ausführbarkeit zu gewinnen ſuchen, ſo fehlte doch vom deutſch-einheitlichen Geſichtspunkte aus immer die Hauptſache: die wenige Ausſicht für die Möglichkeit poſitiver Geltung für das geſammte deutſche Vaterland in formeller Einheit der vielleicht auch materiell zu vereinbarenden Grundſätze.

Dieſe Möglichkeit iſt nun durch die Umbildung Deutſchlands zu einem Bundesſtaat gegeben, möge ſie benutzt werden, um den politiſchen Formen ebenſowohl einen weiteren volkseigenthümlichen Ausdruck, als uns einen neuen Halt gegen Zerſplitterung zu geben.

Alle wollen einen allgemeinen deutſchen Münzfuß mit gemeinſchaftlichem Maß und Gewichtsſyſtem; allerdings bedürfen wir ihrer für den Verkehr, allerdings ihrer auch, um einer wahren Nationaleinheit Rechnung zu tragen: allein bedürfen wir in beider Beziehung nicht um ſo mehr eines allgemeinen deutſchen Geſetzbuchs?

Was nun für die äußere Seite des Verkehrs der gemeinſchaftliche Münzfuß und das gemeinſchaftliche Maß und Gewichtsſyſtem iſt, das iſt für ſeine innere Seite die Gemeinſchaftlichkeit des Rechts, nämlich der Beſtimmungen, in welchen aller Verkehr ſich nur bewegen kann. Wie viel weiter nun aber, als derjenige Theil des Verkehrs, welcher in dem Maß und Gewicht ſein Feld findet, iſt der Umfang des Verkehrs, deſſen Gegenſtand die Geſetzgebung bildet: auch Familie, Ehre und Alles, was uns theuer iſt, fällt in ſeinen Bereich. Und in Allem, was uns theuer iſt, ſollten wir nicht von den nämlichen Grundſätzen ausgehen, nicht wir Alle in der gleichen Weiſe uns ausleben? Nur durch ein allgemeines deutſches Geſetzbuch erlangen die politiſchen und bürgerlichen Freiheiten, deren Syſtem die großen Formen des Staatslebens ausmachen, ihren ergänzenden Inhalt. In den Beſtimmungen eines Geſetzbuchs dabei, welche aus unſerem eigenthümlichen Leben entnommen ſind, können wir uns nur heimiſch finden und ſo der Freiheit nur an der Hand der Ordnung bewußt werden. Alle aber, welchen ſich die Rechtsbewegung in allen Beziehungen ganz gleichgeſtaltet, werden ſich auch nur als Angehörige Eines großen Ganzen erkennen.

Ohne Tugend des öffentlichen Lebens, welche für den Bürger nur in großartigen politiſchen Formen ihre geſetzliche Auslebung finden kann, würden wir in der Humanitätstheorie des vorigen

Digitized by Google

Jahrhunderts verflachen: allein dieſe Tugend kann ihren naturgemäßen Boden doch wohl nur da finden, wo für das ganze Verhalten des Bürgers das Geſetz waltet. Aus allen ſeinen Rechtsbewegungen muß er die Gewöhnung der Geſetzlichkeit mit ſich bringen und für die Freiheit die durch keine Geſetzloſigkeit zernichtete große Errungenſchaft der Civiliſation in ſich aufgenommen haben.

Niemand wird verlangen, daß über ein Geſetzbuch die verfaſſunggebende Verſammlung die unabweisliche Ordnung des Reichs verzögere, oder auch nur nach Ordnung des Dringendſten, artikelweiſe ein Geſetzbuch in Verhandlung nehme; allein nothwendig wird es ſeyn, daß die verfaſſunggebende Reichsverſammlung als ſolche unter die Inſtitutionen des deutſchen Reichs ein allgemeines Geſetzbuch aufnehme und die Einrichtung treffe, daß daſſelbe in kürzeſter Friſt in's Leben trete.

Die wenigen Trümmer des deutſchen Rechts wußten ſo manchen römiſchen Einrichtungen einen Damm entgegen zu ſtellen und die rechtserzeugende Kraft im deutſchen Volke wußte alle neue Verkehrsverhältniſſe ſo ſchöpferiſch zu beleben, daß es für einen von der verfaſſunggebenden Verſammlung anzuordnenden Ausſchuß für den Entwurf eines Geſetzbuchs keine unerreichbare Aufgabe ſeyn würde, in wenigen Monaten einen ſolchen Entwurf vorzulegen, wenn derſelbe von dem wälſchen Syſtem ganz abzuſehen ſich entſchlöſſe, das Recht aus ſeinem Begriffe und aus unſern Zuſtänden entwickelte und endlich die Erfahrungen der Geſetzgebungen lebender Völker zu Hülfe nähme.

Dieſer Ausſchuß würde aus allen Ständen, dieſe nach den Lebensrichtungen und Erwerbsthätigkeiten aufgefaßt, zuſammen zu ſetzen ſeyn, damit alle Intereſſen wirklich in den Bereich deſſen träten, was Geltung in der Geſetzgebung in Anſpruch nimmt, indeß auch Rechtsgelehrte beizugeben ſeyn würden, um mit Wiſſenſchaft und Erfahrung Das, was die Männer aus dem Volke an die Geſetzgebung verlangen, ihrer Seits als Spiegel des Rechts darzuſtellen.

Hiernach meine ehrfurchtsvolle Bitte:

Hohe Verſammlung wolle auch dieſen Gegenſtand in Erwägung ziehen.

Darmſtadt den 3. Auguſt 1848. Purgold.

Mannichfaltigkeiten.

Das Weißenſee'r Unterhaltungsblatt bringt mit der Ueberſchrift: „Volkswünſche" folgende Parodie vieler Petitionen: „Ich wünſche und verlange für das geſammte deutſche Volk: 1) freie Zeche in allen deutſchen Gaſthäuſern; 2) unbeſchränkten Kredit bei Schneidern, Schuhmachern, Bäckern, Fleiſchern u. ſ. w., bis die ſtaatlichen Verhältniſſe Deutſchlands ſo geordnet ſind, daß auf jeden der Schuldner ein ſchuldenfreies Rittergut fällt; 3) Aufhebung aller Staats- und Communalabgaben; 4) Errichtung einer Compagnie ausgeſtopfter Polizeiſoldaten zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung; 5) der Staat bezahlt alle bisher contrahirten Schulden ſeiner geliebten Staatsbürger; 6) auf Antrag dreier ‚ſelbſtſtändiger' Staatsbürger kann jedes Miniſterium abgeſetzt werden; 7) allgemeine Kindererziehung von Seiten des Staates; 8) der Staat ſorgt für unentgeltliche Beförderung ſeiner Staatsangehörigen durch Poſten, Eiſenbahnen und Dampfboote. In den Bahnhöfen und Poſtämtern werden dem reiſeluſtigen Publikum unentgeltlich Erfriſchungen nebſt einem Reiſeſtipendium für die weniger Bemittelten gegeben."

Ein Wort, das der Abgeordnete Jung in Berlin gelegentlich den Miniſtern entgegenſchleuderte: Ordnung ohne Freiheit iſt nichts werth, iſt zum Stichwort der Parteien geworden; denn die Gegner haben es ſogleich umgekehrt: Freiheit ohne Ordnung iſt nichts nütze. So arbeiten denn die Einen für die Freiheit, wie ſie ſagen, die Andern für die Ordnung, ohne daß aus einer von beiden noch ſonderlich viel geworden wäre. Nicht einmal ein Scherz oder Witz, mit dem ſie ſich ſonſt über Vieles hinübergeholfen, will den Berlinern gelingen; drum iſt der König mit ſeinem Humor für ein paar Tage obenan; in einem Anfall von übler Laune, daß der däniſche Krieg ſo gar nicht vorwärts rücke, äußerte er: es ſey kein Wunder, denn es komme ihm vor wie ein Krieg zwiſchen einem Hunde und einem Fiſch. (Drſz.)

Was die Redeweiſe der Herren Abgeordneten in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. betrifft, ſo äußert ſich darüber Herr v. Raumer in ſeinen „Reden, die in Frankfurt nicht gehalten wurden. Leipzig, bei F. A. Brockhaus" wie folgt: „Wenn ich es für unzeitig halte, die Deutſchen durch künſtliche Säuren und Salze chemiſch-politiſch zu theilen, ſo ſoll ſich doch ein Einzelner — er gehöre zu einer beſtimmten Partei oder nicht — keineswegs mit Reden vordrängen, ſondern da ſchweigen, wo er nichts wahrhaft Neues und Belehrendes zu ſagen weiß. Oder wenn Kopf und Herz, wenn Rückſicht auf Wähler und Publikum, oder wenn Eitelkeit auf die Rednerbühne trieben, ſo ſollte doch Jeder ſich der bloßen Phraſen, Redensarten und Stichwörter enthalten, nicht hierdurch nach geringhaltigem Beifall ſtreben und einſehen lernen, daß kurz und zur Sache reden die einzige für uns heilſame Beredtſamkeit iſt. — Ein Abgeordneter verließ, nachdem ein Redner ſeine Rede begonnen hatte, die Paulskirche, badete im Main, aß zu Mittag, kehrte zurück in die Verſammlung und hörte dann noch fünfundzwanzig Minuten denſelben Redner. Wenn dieſe nutzloſe, langweilige Langrednerei nicht aufhört, brauchen wir für das Grundrecht nicht blos 24, ſondern 48 Wochen! In vielen Wahlverſammlungen und im Repräſentantenhauſe zu Waſhington iſt zur Minderung dieſer Redekrankheit eine beſtimmte Zeit vorgeſchrieben worden, über welche hinaus kein Redner ſprechen darf. Werden wir ähnliche Zwangsmittel ergreifen müſſen? Oder ſoll man, da jedes geſprochene Wort — wie berechnet ward — dem edlen deutſchen Volke 35 Kreuzer koſtet, jeden Redner bezahlen laſſen, was über einen beſtimmten, erlaubten Koſtenbetrag hinausgeht?"

(Dresden, 31. Auguſt. — Leipz. Z.) Geſtern Abends nach 9 Uhr fuhr der Generallieutenant von Cerrini mit ſeinen beiden ältern Töchtern nach Pillnitz, wo ſich dieſe Familie während des Sommers aufhält, mit eignem Wagen und Pferden auf der pirnaiſchen Chauſſee zurück. Die Nacht war dunkel und Wetterwolken am Horizonte rings umher. Nicht lange, ſo zuckten heftige Blitze durch dieſelben auf allen Seiten, und es erfolgte ein ſtarkes und faſt unaufhörliches Wetterleuchten. Dadurch wurden, als der Wagen durch das Dorf Leuben fuhr, die Pferde ſcheu gemacht, der Kutſcher konnte ſie nicht mehr bändigen, ſtürzte herab, der Wagen ward umgeworfen und die Pferde rannten mit dem Vordertheile davon. Leider wurden die darin Sitzenden gefährlich beſchädigt. Der General brach den einen Oberarm, und die neben ihm ſitzende Tochter erhielt bedeutende und ſchmerzliche Verwundungen am Kopfe und im Geſicht. Der Kutſcher iſt lebensgefährlich verletzt. Da in der Nacht nicht ſogleich wundärztliche Hülfe in der Nähe war, ſo nahm die Geſchwulſt des verletzten Armes des Generals ſo ſehr überhand, daß er noch nicht hat wieder eingerichtet werden können.

(Von der Unſtrut.) Als Beweis, wie ſehr die Bauern hieſiger Gegend gegen den Adel eingenommen ſind, will ich Ih-

Digitized by Google

nen ſolgendes Curioſum mittheilen. Der alte Jahn, dem die Anwohner der Unſtrut beſonders angehangen, wurde vor einiger Zeit in Folge ſeiner in der Nationalverſammlung zu Frankfurt am Main abgegebenen Stimme bei der Frage über Beibehaltung des Adels in einem Lokalblatte Baron Jahn genannt. Die Bauern, empört, daß der alte Demagog, der „Bauernfürſt“ den Adelstitel angenommen — denn ſie nahmen den Spaß des Lokalblattes für Ernſt, — wollten dem neuen Baron, trotz ſeiner Abweſenheit, ſchon eine rieſige Katzenmuſik bringen, als es endlich noch einigen Freunden Jahns gelang, das Mißverſtändniß aufzuklären. (Nachr. 3.)

Es iſt längſt bekannt, daß die Engländer im Allgemeinen für ächte Muſik keinen Sinn haben und ihr nur huldigen, weil es die Mode verlangt. Auch der nachſtehende Vorfall, der kürzlich in Paris vorkam, beweiſ't dies. Eine vornehme reiche Engländerin erſchien in dem Laden eines Muſikalienhändlers und ſagte zu dem Commis: „Ich wünſche leichte Quadrillen für Piano von Beethoven, Haydn, Mendelsſohn und Weber zu kaufen.“ — „Dieſe Componiſten“, antwortete der junge Mann, „haben Symphonien, Oratorien, Quartetten, Opern, Meſſen, Sonaten geſchrieben aber keine Quadrillen.“ — „Warum nicht?“ — „Das weiß ich nicht; auch würden ihre Schöpfungen ſchlechte Contretänze geben, wenn man ſie als ſolche arrangiren laſſen wollte.“ — „O“, erwiederte die Engländerin naſerümpfend über dieſe Bemerkung des Commis, die ſie für eine beleidigende Herabſetzung des Talentes der großen Meiſter halten mochte, „man kann nach jeder Muſik tanzen, wenn ſie gut iſt.“ — Der Commis verbeugte ſich und überreichte der Engländerin die für das Piano arrangirte „Schöpfung“ Haidn's. Ob ſie verſucht hat, darnach zu tanzen, wiſſen wir nicht. (Modenz.)

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 14. Sept.

Nachdem von einer Anzahl hieſiger Bürger bei dem Großherzog um Wiedereröffnung des Hoftheaters nachgeſucht worden iſt, und darauf eine günſtige Entſchließung von Sr. k. Hoh. erfolgt ſeyn ſoll, hört man im Publikum den 18. Okt. als den Tag bezeichnen, wo die Vorſtellungen wieder beginnen würden. Ohne eine in den Theaterhaushalt eingreifende Reform wird die neue Saiſon wohl ſchwerlich beginnen können, und man vermuthet nicht ohne Grund, daß jene nicht lange mehr auf ſich warten laſſen werde. Unſer Theater koſtete bis jetzt zu viel und wurde der größere Theil der luxuriöſen Ausgaben von der Civilliſte getragen, welche jetzt der Erleichterung bedarf und nicht mehr wie früher in faſt unbeſchränktem Maße in Anſpruch genommen werden kann. Mehrere der koſtſpieligſten Contracte, welche der mit Umſicht und gewiſſenhafter Sparſamkeit handelnden Theater-Intendanz durch höhere Protection gleichſam aufgenöthiget wurden, dürften nach ihrem Ablaufe wohl ſchwerlich wieder erneuert werden, womit man im Publikum vollkommen einverſtanden iſt, da man die Kunſt anſtändig, aber nicht verſchwenderiſch belohnt ſehen will. Auf Koſten des Schauſpiels iſt die Oper bisher zu ſehr begünſtiget worden und es ſind aus dieſem Verhältniß auffallende Mißſtände erwachſen, welche für die Folge beſeitiget werden müſſen. So viel uns bekannt, ſo war bisher blos von den Bedingungen der Wiedereröffnung des Theaters, nicht aber von ſeiner Aufhebung die Rede, womit in der That nicht viel gewonnen werden würde, da z. B. die großh. Hofkapelle ein ſtändiges Muſikcorps iſt und auch ſonſt noch andere Gehalte auf Lebensdauer und längere Zeit bezahlt werden, welche auf die durch die Bühnenverwaltung hervorgegangenen Bedürfniſſe gegründet ſind. Beſſer alſo iſt es, man läßt die bei der Bühne oder deren Verwaltung Angeſtellten im Intereſſe der Kunſt wirken, als ſie ihre hübſchen Gehalte in einem unerquicklichen Müßiggange verzehren. Ueberdies iſt auch zu bedenken, daß eine Bühne, wenn ſie einmal aufgelöſ't iſt, nicht ſo leicht wieder neu gebildet werden kann. Man kann eher ein ganzes Cavallerie-Regiment errichten, als ein nur erträglich gutes neues Theater zu Stande bringen, und daher ſollte man da, wo ein ſolches beſteht, daſſelbe in jedweder Weiſe zu ſtützen und zu erhalten ſuchen. An Mitteln hierzu fehlt es bei uns durchaus nicht, und es kommt blos darauf an, daß dieſelben im Intereſſe der Kunſt zweckmäßig verwendet werden. Ein namhafter Zuſchuß zu den Bedürfniſſen des Theaters wurde früher aus der Stadtkaſſe geleiſtet, welcher, wie wir vernehmen, demnächſt wieder eintreten ſoll. Sonach ſcheint unſerer Stadt die Erhaltung einer Kunſtanſtalt geſichert zu ſeyn, welche, außer ihrer äſthetiſchen Beſtimmung, auch noch den, in jetziger Zeit nicht zu überſehenden Nutzen hat, daß ſie den Gewerbfleiß vielfach beſchäftiget und damit auf den Nahrungsſtand günſtig einwirkt.

Kunſt- und Literatur-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Der ſeit längerer Zeit in Paris wohnende Literat Dr. L. Burck aus Frankfurt a. M. beabſichtigt eine deutſche Uebertragung der demnächſt erſcheinen ſollenden Memoiren d'outre tomb von Chateaubriand herauszugeben. Hr. Burck ſoll bereits mit einem deutſchen Verleger in Verbindung getreten ſeyn und ſteht nicht zu bezweifeln, daß ſeine Ueberſetzung einen weiten Leſerkreis gewinnen wird. — Der gegenwärtig in unſerer Stadt domicilirende bekannte Dichter Ernſt Ortlepp hat eine größere Arbeit vollendet unter dem Titel: „Germania, hiſtoriſch-politiſche Dichtung, dem deutſchen Parlament gewidmet“, die er auf Subſcription herauszugeben beabſichtigt. Wir entnehmen dem Proſpectus Folgendes: „In erhabenem, feierlichen, hochernſten Ton hält dieſes neueſte Werk eines durch ſeine politiſchen Poeſien, wie auch durch ſeine weitverbreitete Ueberſetzung des Shakespeare wohl hinlänglich bekannten Dichters der chaotiſchen Gegenwart ein Bild von Deutſchlands früherer Größe im Spiegel vor. Als „Gipfelſpringer“, um einen Ausdruck Jean Paul's zu brauchen, von Höhepunkt zu Höhepunkt der deutſchen Geſchichte fliegend, ſchildert der Dichter Hermann und die alten Deutſchen, Karl den Großen und ſeine Zeit, die Hohenſtaufen, den dreißigjährigen Krieg mit ſeinen Helden, Friedrich den Großen und die damaligen Tage, die Erniedrigung Deutſchlands unter Napoleon und den Befreiungskrieg. Dann geht er zu Deutſchlands Domen, Bergen, Strömen und Städten über. Vor allen verweilt er bei Weimar. Weimar und Carl Auguſt führen zu Schiller, Goethe, Herder, Wieland und andern Heroen der deutſchen Literatur, die in dem deutſchen Ilm-Athen ein Aſyl fanden. Klopſtock, Leſſing, Kant, Fichte, Schelling und andere große Genien werden gleichfalls mit kurzen Pinſelſtrichen charakteriſirt. Mit Vorliebe wendet ſich der Dichter zu der Muſik. Graun, Händel, Gluck, Sebaſtian Bach, Haydn, Mozart, Beethoven folgen. Der Meiſter der Diſſonanzen, Beethoven, bildet den Uebergang auf die Diſſonanzen dieſer Tage, mit denen das Werk endet, wobei es jedoch, die gewaltige C-moll-Symphonie Beethovens im Auge habend, am Schluſſe Siegesakkorde anſchlägt. Wer ſich einen Patrioten nennt, der wird wohl gern dem durch die Verhältniſſe der Gegenwart gehemmten deutſchen Barden zur Herausgabe eines Werkes behülflich ſeyn, das vielleicht ſeiner Nation zu einem dauernden Denkmal dienen könnte.“ — Von J. Fölſing in Darmſtadt iſt eine kleine Broſchüre erſchienen: „Die Kleinkinderſchulen als unterſte Stufe des geſammten Schulorganismus.“ (Darmſtadt, bei Fr. Will), auf welche wir verweiſen zu müſſen glauben. Das gehaltvolle Schriftchen möchte namentlich dazu beitragen, daß Kleinkinderſchulen möglichſt überall gegründet, unter Oberaufſicht der Schulbehörden geſtellt, als Wohlthätigkeitsanſtalten betrachtet und recht dringend empfohlen werden dürften. Der in der pädagogiſchen Welt rühmlich bekannte Verfaſſer hat außerdem hier den rechten Weg der Vermittlung vorgezeichnet und die Art und Weiſe einer naturgemäßen Betreibung der genannten Kleinkinderſchulen klar herausgeſtellt.

Mainwaſſer-Wärme: Am 20. Sept., Morgens 8 Uhr: 12 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 20. Sept. Graf Waldemar, Schauſpiel in 5 Abth. von Guſtav Freitag.

Druck und Verlag von Helſer und Rehm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 256. Donnerſtag, den 21. September 1848.

Der Sohn des Pflanzers.

Novelle von G. Kaut.

(Fortſetzung.)

3.

Eingedenk der Chriſtusworte: „Wer dieſer Geringſten einen aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf,“ ſchloß die Gattin des braven Geiſtlichen den Verlaſſenen mütterlich in ihre Arme, und bedauerte nur, nicht mit ihm reden zu können.

„Wie viel Kummer mögen ſchon die armen Eltern um ihr Kind gehabt haben!“ ſagte die Pfarrerin im Verlaufe des folgenden Tages. „Jahre hindurch herzten ſie den geliebten Sprößling — er umhüpfte ſie ſpielend — ſie freuten ſich über ſeine Munterkeit und ſeine Geſundheit, und machten tauſend Pläne für die Zukunft — und auf einmal iſt er verſchwunden — keine Spur mehr von ihm zu ſehen. Ich mag mir das nicht weiter ausmalen — o, es iſt ſchrecklich! Wäre es aber nicht möglich, lieber Mann, des Knaben Eltern auszumitteln?“

„Das wäre ein Leichtes, liebe Maria!“ erläuterte der Pfarrer. „Wenn der Knabe nur den Namen ſeines Vaters und das Land, woher er ehedem mit ſeinen Eltern gekommen, zu nennen im Stande wäre. Der Räuber des Kindes hat aber nie hiervon geſprochen. John ſelbſt war, als er ſeiner Familie entriſſen wurde, kaum vier Jahre alt, und Kinder dieſes Alters pflegen ſich um Dinge, wie Familiennamen und Vaterland, durchaus nicht zu kümmern. Der Knabe ſagt zwar, daß man ihn weil über's große Waſſer herübergebracht, allein was kann uns dies zur Auffindung ſeiner Eltern nützen? Engländer wohnen in Malta, auf den joniſchen Inſeln, in Oſt- und Weſtindien, in Afrika, Amerika und Auſtralien, kurz — überall, und man kann in Wahrheit von dieſem Volke ſagen, daß die Erde ſeine Heimath und das eigentliche England nur ſein Abſteigquartier ſey. Sollte übrigens Blaky ergriffen werden, ſo iſt Hoffnung vorhanden, daß der Knabe bald wieder ſeine Eltern ſieht.“

„Nun, mag es kommen, wie es will,“ ſagte die gute Frau des Geiſtlichen, „der Knabe ſoll an mir eine zweite Mutter und an Dir einen andern Vater finden.“

„Amen!“ ſchloß der Pfarrer.

John erhielt von ſeinem Pflegevater den Namen „Braun“, mit welchem er in Zukunft auch von mir häufig genannt werden wird.

Der Geiſtliche war in all' ſeinem Thun ein Mann der Praxis, gerade das Gegentheil vieler ſeiner Standesgenoſſen. Wer aber glaubt, daß ich ihm hiermit die Wiſſenſchaftlichkeit abſprechen wolle, der befindet ſich in einem großen Irrthum. Im Gegentheil, er war ein ſcharfer, aufgeklärter Denker, ein philoſophiſcher Geiſt, ein Kenner nicht nur der alten, ſondern auch der neueren Sprachen; er war Hiſtoriker, Naturforſcher und Pädagog: — er wußte aber Allem die praktiſche Seite — die Lebensſeite abzugewinnen, und das iſt doch die Hauptſache; wir leben ja doch einmal nur für das — Leben.

„An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen,“ war ſein Wahlſpruch, und hiernach pflegte er die Menſchen zu beurtheilen. Daher kamen auch Bibelhelden übel bei ihm an, wenn er merkte, daß ſie keinen Nutzen für ihr Leben aus dem heiligen Buche gezogen.

Da ihm bekannt war, daß auch die ſchönſte Predigt oft weiter keinen Erfolg habe, als daß die Leute ſagen: „Heute hat der Herr Pfarrer wieder einmal ſeine Sache gut gemacht!“ ſo dehnte er ſeine geiſtliche Thätigkeit weit über die Kirchenwände hinaus. Damit die künftige Generation einen höheren Standpunkt einnehme, als die jetzige, ſuchte er die Eltern für eine beſſere Erziehung ihrer Kinder zu gewinnen; denn er wußte, daß der beſte und getreueſte Lehrer nichts vermag, wenn im Hauſe Rohheit und Widerſpenſtigkeit begründet werden. Im Kindesalter muß der Tugend der Weg gebahnt werden, ſonſt fallen die Jahre der Reife dem Laſter anheim — von dieſem Grundſatze ging er aus und darum wirkte er in der Schule, d. h. er half dem Lehrer, wie etwa ein College dem andern. Im Uebrigen kam es ihm mehr auf das Was? als auf das Wie? an; denn er glaubte weder an eine allein ſeligmachende Kirche, noch an eine derartige Methode.

Der kleine John hätte daher keinen beſſeren Pflegvater und Lehrer finden können, und Letzterer auch keinen empfänglicheren Zögling. Kaum war ein Jahr verfloſſen, ſo konnte der „little boy“ deutſch und engliſch leſen; denn wie ſchon angedeutet, war der Pfarrer ehemals Hauslehrer bei einer engliſchen Familie und las, ſchrieb und redete die Sprache des ſtolzen Albions. Auch dauerte es nicht lange, ſo unterhielt ſich die gemüthliche Frau des Geiſtlichen recht gut mit ihrem „lieben Pflegeſohn“, wie ſie ihn ſtets nannte.

John oder Johannes Braun gedieh herrlich an Leib und Seele in der ländlichen Stille. Er machte bewundernswürdige Fortſchritte in allen Unterrichtsgegenſtänden, und ſchon in ſeinem zwölften Jahre war er ein Haupthahn in der Dorfſchule. In dieſem Alter half er bereits dem Lehrer die Aufgaben durchſuchen. Hierdurch machte er ſich manchen Feind, indem die Söhne der Dorfariſtokraten ſtets auf weniger Fehler Anſpruch machten, als ihnen angeſtrichen waren.

Um ſich zu rächen, ſchalten ſie den kleinen Lehrergehülfen „Seiltänzersbub.“ Der Seiltänzersbub aber ließ ſich dieſen Schimpf nicht gefallen, ſondern forderte kühn ſeine Beleidiger in die Schranken, und kam daher nicht ſelten mit Beulen und blauen Mälern nach Hauſe. Wie manches Mal mußte die Pfarrerin des Abends ein naſſes Tuch auf die uneben gewordene Kopffläche ihres Pflegeſohns legen. Trotz ſeiner Wildheit machte der Knabe gute Fortſchritte in der deutſchen, engliſchen und fran-

Digitized by Google

zöſiſchen Sprache, wie auch im Klavierſpiel und in allen Realgegenſtänden.

Es war um das Jahr ſeiner Konfirmation, als er eines Tages allein zu Hauſe war; ſeine Pflegeeltern befanden ſich zum Beſuche bei einem Geiſtlichen der Nachbarſchaft, und die Magd arbeitete im Garten vor dem Dorfe. Er war eben damit beſchäftigt, eine Uebung in der franzöſiſchen Sprache niederzuſchreiben. Da ward plötzlich die Thüre geöffnet und herein trat ein Tabuletkrämer, ein dunkelbrauner, wilder Menſch. John Braun hatte dem Fremden, der, ohne ein Wort zu reden, vor ihm ſtehen blieb und ihn mit blitzenden Augen anſah, kaum in's Geſicht geblickt, als er auch ſchon erſchrocken zuſammen fuhr; denn Blaky, der leibhaftige Blaky ſtand vor ihm, der gleich einem böſen Geiſte aus dem Nebel der Erinnerungen aufſtieg.

„Ha, Bürſchchen! find' ich Dich ſo allein," grinzte der Böſewicht. „Wie wär's, wenn ich Dir die nämliche Lection, wie dem Franzoſen gäbe?"

„Was hab' ich Dir gethan, böſer Menſch!" entgegnete John ziemlich gefaßt, „daß Du auch jetzt mich noch verfolgſt? Sage mir, wo meine Eltern ſind und entferne Dich dann, oder ich rufe um Hülfe."

„Gemach, mein Söhnchen!" höhnte das Ungeheuer, „gemach, wenn Du Dich regſt, biſt Du verloren. Das eben iſt meine Rache an Deinen Eltern, daß ich Dir nicht ſage, wer ſie ſind, und wo ſie ſich befinden."

„Sage mir, wie meine Eltern heißen," ſchrie der Knabe wüthend, indem ſeine creoliſche Natur die Oberhand behielt, „nenne mir meine Eltern, oder ich erwürge Dich!"

Dies ſagend, packte er den Tabuletkrämer bei der Kehle; dieſer nervigte Schurke aber ergriff den Jungen bei der Bruſt, ſchleuderte ihn gegen die Wand und eilte ſchnellen Schrittes aus dem Hauſe.

Als die Pfarrersleute bald hierauf nach Hauſe kamen, fanden ſie ihren Pflegeſohn ohnmächtig mit einer bedeutenden Kopfwunde am Boden liegen. Erſt nach einer Viertelſtunde kam er wieder zu ſich. Wie ſehr erſtaunte der Pfarrer über die Verwegenheit des ſchändlichen Blaky, als John im Stande war, die Begebenheit zu erzählen!

Der braune Böſewicht hatte ſich im Dorfe auf eine liſtige Art nach dem Pfarrer erkundigt und erfahren, daß derſelbe mit ſeiner Gattin über Feld gegangen und der junge Braun allein zu Hauſe geblieben ſey. Da wollte er denn wahrſcheinlich einmal ſehen, ob der frühere Gegenſtand ſeiner Bosheit ihn wieder erkennen würde.

John Braun vergaß lange Zeit nicht die Eeſcheinung ſeines Räubers, und noch im ſpäten Alter gedachte er des Schrecklichen.

Der Pflegſohn des Pfarrers ſtand in ſeinem ſiebzehnten Jahre und war zu einem herrlichen Jünglinge herangewachſen. Er war ſchlank gebaut, aber kräftig und gewandt; ſeine edle Phyſiognomie erhielt durch den braunen Teint des Geſichts einen faſt männlich gereiſten Anſtrich; lang, beinahe bis zur Schulter, wallte in reichen Locken das dunkelbraune Haar herab, und in ſeinem geiſtreichen Auge lag etwas melancholiſch Wehmüthiges, wahrſcheinlich ein Erbſtück ſeiner ſchönen Mutter. So war der elternloſe Jüngling, als der Geiſtliche ihn ernſtlich anging, ſich einen Lebensberuf zu wählen. Da er zu einem Handwerke keine Neigung hatte und ihm auch wohl bekannt war, daß die beſchränkten Mittel ſeines Pflegvaters den Beſuch einer Univerſität nicht zulaſſen würden, ſo bat er, ſich dem Stande der Lehrer widmen zu dürfen. Der Pfarrer hatte dieſe Wahl nicht erwartet, und ſuchte ihm davon abzurathen; allein Braun blieb bei ſeinem Vorſatze. Und ſo bezog er denn nach wohlbeſtandener Prüfung im Jahr 1839 das Lehreeſeminarium des Landes. Hier wollen wir ihn ſeinen Cours beenden laſſen und zuſehen, wo und wann wir ihm wieder begegnen. Den Schauplatz dieſer Erzählung müſſen wir aber jetzt in eine entfernte Gegend der Erde verlegen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Männergeſang-Vereine
in Bezug auf die jetzige ſociale Umgeſtaltung unſeres Vaterlandes.

Es iſt allgemein anerkannt, daß die Männergeſang-Vereine oder Liedertafeln ſeit einer Reihe von Jahren außeordentlich zur Entwickelung des Gemeinſinns unſeres Geſammtvaterlandes beigetragen haben, denn ſelbſt in jener Zeit, wo die Poeſie noch unter Feſſeln lag und z. B. in Oeſterreich: „Was iſt des Deutſchen Vaterland" verboten war, wirkten ſie durch ihre Lieder zur Erhebung des Herzens und des deutſchen Sinnes. — Gedichte, die in Büchern verboten waren, wie die von Herwegh unter dem Miniſterium Abel in Bayern, fanden in muſikaliſcher Compoſition ſchon im Jahre 1845 in München in den Sängerkreiſen Eingang, und es läßt ſich nicht läugnen, daß dadurch Männer der verſchiedenſten bürgerlichen Stellung ſich gegenſeitig achten lernten, ohne ſich über ihre Anſichten ausgeſprochen zu haben.

Seit den Märztagen unſeres denkwürdigen Jahres wurde jedoch der Geſang durch die mächtigen politiſchen Eeeigniſſe zurück gedrängt und machte dem ſcharfen Worte Platz, das bereits die alten für unantaſtbar gehaltenen Bauten mächtig erſchüttert hat, und es fragt ſich nun, welche Rolle die Liedertafeln bei der Neugeſtaltung Deutſchlands ferner ſpielen werden.

Der Geſellſchafts- oder Chor-Geſang iſt keinem Volke ſo eigenthümlich, als uns Deutſchen, und es läßt ſich nicht annehmen, daß durch die politiſche Bewegung das innere Leben, welches ſich im Geſang ausſpricht, erlöſchen werde. Auch ſelbſt in den aufgeeegteſten Tagen drang der Geſang durch alle patriotiſchen Verſammlungen und Arndt's deutſches Vaterlands-Lied, Schleswig-Holſtein und ähnliche, übertönten alle politiſche Parteiungen. Doch da unſere deutſche Umänderung keine ſtaatliche, auf Landesvergrößerung ausgehende, ſondern eine ſociale iſt, ſo wird ſie unwillkürlich auch auf das kirchliche Gebiet überſpringen und die Religionsbewegung in ſich einſchließen, mit welcher eigentlich ſeit der Trierer Rockfahrt unſere Revolution begonnen hat. Gewiß werden dann unſere Liedertafeln auf dieſem Felde eben ſo verſöhnend wirken, wie ſie es durch gemeinſchaftliche Geſänge auf politiſchem Gebiete gethan haben, denn wir beſitzen im Chorgeſange eine unwiderſtehlich zum Fortſchritte antreibende Macht, die eben ſo allumfaſſend iſt, wie die Lehre ſelbſt, die das Chriſtenthum enthält, und gerade der Gemeindegeſang iſt von jeher der Träger der Religion oder des Gemeingeiſtes vom Anfang der Geſchichte bis heute geweſen.

Nehmen wir die Bibel zur Hand, ſo finden wir, daß Saul, um König zu werden, unter die Propheten ging, und die Prophetenſchulen der Israeliten waren nichts anderes, als Sängerſchulen; denn dichten und vortragen der Gedichte, prophezeien und ſingen, war damals vereint, ſo wie es auch in den griechiſchen Sängerſchulen der Fall war. Wenn auch heute unſere Liedertafeln keine Dichterſchulen ſind, ſondern für beide getrennte Lehren beſtehen, ſo müſſen wir die große Periode, die zwiſchen jener und unſerer Zeit liegt, in Betracht ziehen und des langſamen Fortſchrittes gedenken, den die Muſik gemacht hat. Es läßt ſich heute Nichts mit Gewißheit ſagen, weder über die Muſik, mit welcher die Homer'ſchen Geſänge, noch wie die Pſalmen David's vorgetragen wurden, doch wiſſen wir, daß ſchon zu Plinius Zeiten, einige ſechzig Jahre nach Chriſtus, deſſen Religionsbekenner ſingende Gemeinden bildeten. Plinius ſagt: „die Chriſten verſammeln ſich vor Tages-Anbruch und ſingen abwechſelnd Lobgeſänge zu Chriſtus und zu Gott", und daß in dieſen

Digitized by Google

Geſängen eine neue Harmonie lag, die weder den Griechen noch den Römern eigen, ja, die ſogar gänzlich im Gegenſatz damit war, iſt in Kieſewetter's Geſchichte der europäiſchen Muſik vollſtändig nachgewieſen. Wir finden darin, daß St. Ambroſius, Biſchof zu Mailand, im vierten Jahrhundert zuerſt verſuchte, die chriſtlichen Geſänge in die griechiſche Wiſſenſchaft zu übertragen, und daß es Gregor dem Großen im ſiebenten Jahrhundert gelang, ſie mit dem griechiſch-römiſchen Weſen zu vereinigen. — So wurde die chriſtliche Muſik 700 Jahre lang von der Wiſſenſchaft feſtgebannt und erſt am Ende des Mittelalters, Anno 1450 wurde ſie von Ockenheim von den wiſſenſchaftlichen Feſſeln wieder frei gemacht.

Dieſes Beſtreben, die chriſtliche Muſik durch die griechiſche Wiſſenſchaft in Regeln zu zwängen, war ſo weit gekommen, daß man auf dem Concil zu Trient, Anno 1562, beſchloß, die Figuralmuſik gänzlich aus der Kirche zu entfernen; doch fand ſich zum Glück für ſie ein Mann, Paläſtrina, der durch ſeine neue naturgemäße Harmonie, dieſen Schatz der Kirche bewahrt hat, ohne jedoch zu wiſſen, daß die in ſeiner Muſik enthaltene Gedankeneinheit das eigentliche Band für die Gemeinde war.

Unſer großer deutſcher Reformator Dr. Luther war der erſte, welcher den Werth der Muſik und vorzüglich des Gemeindegeſangs anerkannt und ſie zum Volksgut gemacht hat. Er ſagt: „Ich ſchätze Muſik nebſt Theologie am höchſten", und der päpſtliche Geſandte, Cardinal Cajetan, der zur Wiedergewinnung der Ketzer nach Deutſchland geſchickt war, ſchrieb an ſeinen Hof: „durch ſeinen Geſang hat er (Luther) uns beſiegt."

Jedoch war das große Freiheits-Prinzip, welches im Geſange liegt, nicht zum klaren Bewußtſeyn gekommen, denn man ſuchte die Freiheit ſtatt in den Tönen, in den Worten, und hielt ſich theilweiſe an die widerſinnigſten Dogmen oder Kirchenlehren. Auch konnte der erſt im Werden begriffene Volksgeſang dem Drange des Herzens nicht vollkommen genügen, und es mußten erſt in der Muſik Reformatoren wie Haydn und Mozart entſtehen, welche die harmoniſchen Gedanken ihrer Zeit äußerlich weiter entwickelten und Diſſonanzen aufnahmen, die eine frühere Zeit verpönt hatte und nicht vertragen konnte. Die Schule Paläſtrina's hat dieſe neuen Uebergangsaccorde eben ſo falſch gefunden, wie ein früherer Kirchenglaube Dr. David Strauß's und ähnliche Wahrheiten Gottesläſterung geheißen hat; aber dieſe neue Accordenfolge, die durch Mendelſohn-Bartholdy und die vielen vortrefflichen Componiſten des vierſtimmigen Männergeſangs nach und nach in das Volk gedrungen ſind, haben daſſelbe zu einer neueren weiteren Harmonie vorbereitet, und es läßt ſich die ungeheuere Kraft, die in dieſem Geſange verborgen liegt, mit einem Ideen-Zufluſſe aus einer andern Welt vergleichen.

Vielleicht iſt die Zeit nicht mehr ferne, wo der Gemeindegeſang als allgemeines Geſellſchaftsband für alle religiös-geſinnte Menſchen und ſonſt kein Dogma anerkannt wird. Auch iſt kein anderes Volk außer dem deutſchen, welches die Muſik und vorzüglich den Chorgeſang auf alle Zweige des Lebens anwendet, denn bei harter Arbeit, auf Kriegsmärſchen, in der Kirche und bei fröhlicher Geſellſchaft wird der Deutſche durch Geſang erhoben, und der vierſtimmige Geſang, den das deutſche Volk beſitzt, iſt der chriſtliche, der Humanität über die ganze Welt verbreiten wird.

Daß dieſer Geſang einſt das allgemeine Bindemittel für das deutſche Volk werde, geht auch aus einem nationalen Vergleich in der vorigjährigen Leipziger Modezeitung hervor, wo es nach einem Bericht aus Amerika heißt: „Wenn die Engländer ſich in einem neuen Lande niederlaſſen, bauen ſie vor Allem eine Kirche, die Franzoſen ein Theater und die Deutſchen bilden einen Geſangverein." — Halten wir gegen dieſen Bericht die Anſicht Herder's, ſo werden wir zugeſtehen, daß viel damit geſagt iſt. In deſſen „Ideen u. ſ. w." heißt es: „denn die Muſik einer Nation, auch in ihren unvollkommenſten Gängen und Lieblingstönen, zeigt den inneren Charakter derſelben, d. i. die wahre Stimmung ihres empfindenden Organs, tiefer und wahrer, als ihn die längſte Beſchreibung äußerer Zufälligkeiten zu ſchildern vermöchte." — Eben ſo müſſen wir zugeſtehen, daß die vielen Sängerfeſte, welche ſchon in unſeren Gauen ſtatt fanden, die neuen Wallfahrten für die künftige deutſche Verbrüderung waren, die ſich jetzt auf ſtaatlichem Gebiete den Weg bahnt.

Dieſen im deutſchen vierſtimmigen Volksgeſang anerkannten Drang zum Fortſchritt und die mit ihm verbundene Freiheit werden wir hoffentlich bald auf kirchlichem Gebiet erleben, und es läßt ſich nicht bezweifeln, daß dann kein geſchriebenes Wort mehr den Menſchengeiſt beherrſchen wird. Leider läßt ſich noch von vielen Kirchengemeinden mit Herder ausrufen: „In Buchſtaben gefeſſelt ſchleicht der Verſtand zuletzt mühſam einher"; aber ſchwerlich wird ſich der Deutſche künftig irgend einen poſitiven Glauben, d. h. mit beſtimmten Worten, vorſchreiben laſſen, da ihm ſeine großen Theologen wie Strauß, Hengſtenberg und alle Andere untergraben und zerſtört haben.

Es könnte daher wohl der Fall ſeyn, daß die vielen Ideen der Deutſchen, die theils ſchon in allen Kreiſen ausgeſprochen werden, theils noch in Rückhalt ſind, auf kirchlichem wie auf politiſchem Gebiete einen endloſen Wirrwarr erzeugen und eine allgemeine Anarchie hervorbringen. Dann, ihr deutſchen Sängerbünde, bricht für Euch eine ſchöne Zeit heran, Alles in neuer und vollſtändiger Harmonie zu vereinigen. Keine Kirche und kein Staat wird dann mehr über Menſchen herrſchen, ſondern Alle werden ſich unter einem neuen freundlichen Geſellſchaftsband als Brüder umarmen und auf der Erde Dasjenige zu ermöglichen ſuchen, was ſie ſeither vom Himmel geträumt haben.

Ein enthülltes Geheimniß.

In Nro. 37 der „Allg. Modenz." wird folgende Geſchichte erzählt, deren Wahrheit wir jedoch nicht verbürgen können.

„In den letzten Monaten, die ſo viele Schleier gelüftet und ſo manche Geheimniſſe gelöſet haben, iſt auch die Geſchichte eines Mannes bekannt geworden, der ſeit vielen Jahren in dem Inquiſitionsgefängniſſe in Rom neben dem Vatikan eingekerkert geweſen iſt, des Erzbiſchofs von Memphis nämlich. Unter der Regierung Leo's des Zwölften, vor etwa 25 Jahren, erhielt dieſer Papſt ein Schreiben von dem Paſcha von Aegypten, in welchem derſelbe meldete, er ſey geneigt mit dem größten Theile ſeiner Unterthanen ſich taufen und in den Schooß der katholiſchen Kirche aufzunehmen zu laſſen, wenn Se. Heiligkeit nur einen Erzbiſchof mit einer genügenden Zahl anderer Geiſtlichen ſenden wolle; am liebſten werde er es ſehen, wenn man einen gewiſſen jungen Mann, den er nannte, zum erſten Erzbiſchofe von Memphis erwähle und nach Aegypten ſende. Man hatte durchaus keinen Grund an der Wahrheit dieſer Mittheilung zu zweifeln, und nur die Jugend des Mannes, den der Paſcha als Erzbiſchof wünſchte, war ein Hinderniß. Der Papſt befragte das Collegium der Cardinäle, welche ihm den Rath ertheilten, das gefährliche Beiſpiel nicht zu geben, welches die Erhebung eines Novizen zu einem ſo hohen Kirchenrange ſeyn würde; aber Se. Heiligkeit konnte dem Wunſche nicht widerſtehen, das Reich der Kirche ſo anſehnlich zu erweitern, er entſchloß ſich deßhalb, dem Wunſche des Paſcha's nachzukommen und weihete den Jüngling als Erzbiſchof von Memphis. — Der neue Würdenträger trat mit einem zahlreichen Gefolge von Geiſtlichen ſeine Reiſe nach Aegypten an und meldete ſeine Ankunft dort den Behörden, welche indeß den Erzbiſchof zurückwieſen und die ganze Sache für einen Betrug erklär-

Digitized by Google

ten. Nach einiger Zeit geſtand der junge Erzbiſchof ſelbſt den Betrug ein, worauf er verhaftet und nach Rom zurückgeſandt wurde. Er ſelbſt hatte den Brief an den Papſt geſchrieben und die Abſicht gehabt, die Täuſchung dem heiligen Vater im Beichtſtuhle zu bekennen, ſobald er die Weihe empfangen, weil das Beichtgeheimniß nicht verrathen werden darf, und er gehofft hatte, ſpäter Abſolution zu erhalten. Warum er ſeine Abſicht nicht ausgeführt, iſt unbekannt geblieben, genug man konnte, da ihm die Weihe und der Rang als Erzbiſchof nicht wieder entzogen werden kann, weiter nichts thun, als den jungen Ehrgeizigen lebenslänglich einzukerkern. Seit 25 Jahren ſitzt der Erzbiſchof von Memphis nun in dem Gefängniſſe und man kann bisweilen ſeinen Kopf an dem Kerkerfenſter ſehen, an welchem er friſche Luft zu ſchöpfen ſucht."

Mannichfaltigkeiten.

Unſern deutſchen Theatern in Nöthen wünſchen wir Direktoren; wie ſie das Covent-Garden-Theater in London hat, das jetzt als italieniſches Theater figurirt und die eben abgelaufene Saiſon mit einem Deficit von 40,000 Pfd. St. (260,000 Thlr.) geſchloſſen hat. Dieſe Summe, die in Deutſchland fabelhaft klingt, namentlich wenn man bedenkt, daß ſie binnen einem halben Jahre zugeſetzt worden iſt, wird gleichwohl in London gar nicht beachtet und ſie iſt auch nur ein Tropfen Waſſer für die reichen Unternehmer vom Covent-Garden, Delafield und Webſter, zwei der reichſten Brauer, denen es gar nicht einfällt, einer ſolchen Kleinigkeit wegen das Theater aufzugeben, das ſie vielmehr in den erſten Tagen des März 1849 mit neuem Glanze zu eröffnen gedenken. — Ob die Engländer bei dem Mißlingen eines andern großartigen Unternehmens auch ſo ruhig bleiben werden, dürfte ſehr zu bezweifeln ſeyn. Bekanntlich baut man in London ſeit mehreren Jahren ſchon an einem neuen prachtvollen Parlamentshauſe, das mehrere Millionen koſtet. Es iſt von einem eigenthümlichen ſehr feſten Bruchſteine aufgeführet, den man weit hergeholt hat, der aber, wie man mit Schrecken bemerkt, an der Luft ſo leicht und ſchnell verwittert, daß er an vielen Theilen des Gebäudes ſchon abzufallen anfängt und der Dauer deſſelben gar keine lange Zeit zu verſprechen iſt. (Modenz.)

Korreſpondenz.

Oppenheim, 16. Sept.

Wenn der Einſender eines Artikels von hier in der Didaskalia von dieſer Woche einen früheren Artikel deſſelben Blattes dahin zu berichtigen ſucht, daß „nicht alle Notabeln" hieſigen Ortes an der dem pietiſtiſchen Pfarrer Hüffell gebrachten Katzenmuſik ſich betheiligt haben, ſo mag das, wörtlich genommen, ſeine Richtigkeit haben. Im Uebrigen ſteht ſo viel feſt, daß dieſes Ständchen nicht etwa von der niederen Volksklaſſe, ſondern von dem intelligenteren Theile hieſiger Bewohner ausgeführt worden iſt. Was den letzten Theil ſeiner Korreſpondenz jedoch betrifft, in welchem er die hier ſich bildende freie Gemeinde berührt, ſo irrt er gewaltig, wenn er glaubt, die aufgeklärten Bürger, die ſich bereits zur Conſtituirung einer ſolchen zuſammengethan und dies durch ihre Namensunterſchrift beſtätigt haben, ließen ſich durch Redensarten beirren, womit ſeiner Zeit der Fanatiker Buß in der badiſchen Kammer und ſeiner Schrift gegen die Deutſchkatholiken einen unmündigen Pöbelhaufen einzuſchüchtern ſuchte, wenn er ihnen zuruft, „ihre Väter würden die Hände aus den Gräbern ſtrecken, ſo ſie ihren alten Glauben verlaſſen wollten!" Heißt das etwa den Glauben der Väter verlaſſen, wenn eine chriſtliche Gemeinde ihr urchriſtliches, natürliches Recht wieder in Anſpruch nimmt, ſich einen Geiſtlichen frei zu wählen, der ihr wahrhaftes, religiöſes Bewußtſeyn zu künden im Stande iſt; wenn eine rationaliſtiſch (vernunftgläubig) geſinnte Gemeinde ſich nicht ferner will conſiſtorialiſiren und ſich zeitlebens mit einem pietiſtiſchen (frömmelnden) Geiſtlichen will verſorgen laſſen?! Die Oppenheimer Freien werden dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, den bereits betretenen freien Kirchenboden zu behaupten, zu dem jetzt alle aufgeklärten Gemeinden des Großherzogthums, wie der ganzen proteſtantiſchen Kirche, ohnedem unwiderſtehlich hindrängen. Sie ſind alsdann entſchloſſen und muthig dahin vorausgeeilt, wohin wir Alle ſtreben, und haben den Lenkern unſeres Kirchenweſens einſtweilen praktiſch zu verſtehen gegeben, was die Proteſtanten Heſſens künftighin unter kirchlicher Freiheit verſtanden wiſſen wollen. Davon ſcheint der Verfaſſer des Artikels in Nro. 249 der Did. freilich keine Ahnung zu haben. Den Glauben der Väter übrigens haben die heutigen Proteſtanten in manchem Betracht ſchon längſt verlaſſen, ſonſt müßten wir mit Luther auch noch an einen Teufel glauben, ja alle Proteſtanten wären ihrer Zeit lieber katholiſch geblieben.

Kiſſingen, im Sept.

Noch iſt unſere Saiſon nicht zu Ende, vielmehr kommen immer noch einzelne Badegäſte hier an. Im Ganzen haben wir zwar gegen früher einen nicht unbedeutenden Ausfall; bringt man aber die Zeitverhältniſſe in Anſchlag und vergleicht die Frequenz des hieſigen Bades mit der anderer deutſchen Bäder, ſo haben unſere Heilquellen in dieſem Jahre mehr denn jemals ihren europäiſchen Ruf bewährt. Indeſſen ſteht uns auch noch einige Entſchädigung für den diesjährigen Ausfall bevor. Es beabſichtigen nämlich einige Familien für den Winter hier zu domiciliren, und in der That iſt auch nicht leicht ein paſſenderer Aufenthaltsort für Familien, die ihrer Geſchäfte halber an ihren Wohnſitzen nicht gefeſſelt ſind, auszuwählen, wo ſie ruhig, angenehm und billig leben können. Unſer ſchönes Saalthal mit ſeinem herrlichen Klima, wo der Herbſt ſpäter einkehrt, der Winter milder iſt und der Frühling immer um einige Zeit früher ſeine Vorboten ſendet, iſt auch in dieſen Jahreszeiten reizend ſchön. Die Luft iſt rein und ſehr geſund, die ſchönſten, comfortabelſten Wohnungen ſind für die Dauer des Winters zu den billigſten Preiſen zu haben; auch die Lebensmittel ſind wohlfeil und bei den reich aſſortirten Kaufläden iſt Alles in loco zu haben. An Unterhaltungen und Vergnügungen fehlt es auch nicht, und wer ein Freund von Geſelligkeit iſt, wird hier nicht über Mangel zu klagen haben. Insbeſondere bietet hier der ſchöne Arkadenbau die Möglichkeit, bei dem ſchlechteſten Wetter ſich im Freien zu ergehen, was der Geſundheit ſo zuträglich und ſelbſt in den größten Städten vermißt wird. Vor Ruheſtörung iſt man nirgends ſo ſicher als hier, denn wenn auch die hieſige Bevölkerung an den politiſchen Ereigniſſen lebhaften Antheil nimmt, ſo weiß dieſelbe doch zu gut, wie ſehr es nur in ihrem Intereſſe liegt, jede Ruheſtörung zu vermeiden und lebt in zu großer Eintracht, als daß auch nur der geringſten Beſorgniß Raum gegeben werden könnte. Dabei findet man hier, was in keinem anderen Landſtädtchen zu finden iſt, eine Auswahl aller wichtigen Zeitungsorgane, indem das Jügel'ſche Leſekabinet auch im Winter fortbeſteht. Wir glauben darauf aufmerkſam machen zu müſſen und hoffen, es nicht vergebens gethan zu haben.

Bad Homburg.

Das am 15. Sept. ſtattgehabte Konzert des k. ſächſ. erſten Konzertmeiſters Hrn. Lipinsky bewährte den längſt anerkannten Ruf des großen Violinſpielers. Unterſtützt wurde derſelbe von der anmuthigen Sängerin Fräul. v. Rupplin aus Paris ſowie von Hrn. v. Weſten aus Wien.

Mainwaſſer-Wärme: Am 21. Sept., Morgens 8 Uhr: 12 Grad.
Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 21. Sept. Titus, große Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hamm...

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 257. Freitag, den 22. September 1848.

Der Sohn des Pflanzers.

Novelle von G. Kaut.

(Fortſetzung.)

4.

Weit dort drüben im fernen Weſten, umfluthet vom atlantiſchen Ocean, liegt die britiſche Inſel Jamaika mit ihren Hügeln und Bergen, ihren Bächen und Flüſſen, ihren reichen Kaffee- und Zuckerpflanzungen, ihren grünen Savennen und herrlichen Wäldern von Piment. Naht man dieſem Eilande von der nördlichen Seite, ſo erheben ſich in einer mäßigen Entfernung vom Ufer zahlreiche Hügel, durch romantiſche Thäler von einander getrennt. Die meiſten dieſer Anhöhen, die ſich nach ihrem Gipfel reizend runden, ſind mit dunkelgrün beblätterten Bäumen bedeckt, während der kreidige Marmorboden von einer hellgrünen Raſendecke überzogen iſt. Das Gemälde dieſer pittoresken Landſchaft zu vollenden, beleben noch kriſtallhelle Waſſerfälle und liebliche Bäche, die an beiden Seiten der Anhöhen herabſtrömen, die ganze Gegend. Zieht man endlich den Blick von dieſem romantiſchen Schauplatze ab und richtet ihn auf das ſich gegen den Mittelpunkt der Inſel erhebende Land, ſo erblickt man in weiter Entfernung die blauen Berge, die ſich mit dem zitternden Horizonte zu verſchmelzen ſcheinen, bis ſie ſich allmälig ganz in den Wolken verlieren.

In dieſem Theile der Inſel, im Kirchſpiele der „heiligen Anna“, befindet ſich die Beſitzung des Henry Harving, eines ſehr reichen Mannes, der, aus England herübergekommen, dieſe einträglichen Ländereien geerbt hatte.

Innerhalb eines Haines von Fruchtbäumen prangt das palaſtähnliche Haus des Pflanzers in ſeiner ganzen weſtindiſchen Gloria. Eine ſchöne Treppe führt in's Innere deſſelben. Dunkle, ſpiegelblanke Fußböden, eben erſt durch friſchgebrochene bittere Orangen polirt, duften den Eintretenden entgegen. Von allen Seiten überhängen ſchattige Bäume, deren Zweige ſich rauſchend in der Seebaiſe wiegen, das Gebäude.

Es war im September des Jahres 1846, als in einem der prachtvollen, reich möblirten Zimmer dieſes Hauſes eine kleine Geſellſchaft zuſammen ſaß.

Henry Harving nahm auf einem Sopha den Platz neben ſeiner Gattin Lucy ein, die das mit Gold eingefaßte Portrait eines braungelockten Knaben in der Hand hielt, das ſie zuweilen mit wehmüthigen Blicken betrachtete. Es iſt dies das nämliche Ehepaar, das vor zwanzig Jahren in der Schweiz um ſein einziges Kind gekommen. Wie ſehr war aber ſeit dem Henry Harving gealtert! Sein Scheitel war ſchon gebleicht, und ſeine ſonſt ſo blühenden Wangen waren tief gefurcht und eingefallen. Noch hinfälliger ſah ſeine Gattin, Miſtreß Lucy, aus. Keine Spur mehr von ehemaliger Schönheit — eine völlig hinfällige Matrone. Außerdem waren noch gegenwärtig ein ältlicher Mann, ein Sachwalter aus Montago-Bai, ferner zwei befreundete Grundbeſitzer aus der Nachbarſchaft, und endlich ein junger Mann von etwa ſechs und zwanzig Jahren, dem man es an der reinen Farbe ſeiner Haut anſah, daß er ſich noch nicht lange unter Weſtindiens glühendem Himmel befand. Letzterer, erſt ſeit kurzem aus England herübergekommen, war ein Neffe Henry's, und der einzige noch lebende rechtmäßige Erbe des kinderloſen Harving'ſchen Ehepaars. Er hieß Walter Harving.

„Ich habe Sie zu mir gebeten, Sir,“ ſagte Henry zu dem Sachwalter gewendet, um einen Contract zu fertigen. Dieſer junge Mann hier, Walter Harving, mein Neffe, iſt nämlich, wenn mein verlorener Sohn nicht wieder aufgefunden wird, der alleinige Erbe meines Vermögens. Nun aber ſind meine und meiner Gattin Geſundheitsumſtände ſo bedenklicher Art, daß wir uns auf Anrathen unſeres Arztes für den Reſt unſeres Lebens in ein anderes Klima zu begeben willens ſind. Da es aber Gott gefallen könnte, uns unerwartet ſchnell von dieſer Erde abzurufen, ſo wollen wir unſere Beſitzung nicht verlaſſen, ohne das gethan zu haben, was die Vorſicht erheiſcht. Unſerm Neffen übertragen wir — und wer wäre auch näher hierzu? — die Verwaltung unſerer Plantage. Wie viel er jährlich an unſer Banquierhaus in London zu ſenden, das werde ich noch namentlich angeben; ich werde aber die Summe ſo gering wie möglich greifen, da wir reich genug ſind, um auch ohne dieſe Beſitzung leben zu können. Uebrigens wäre es aber immerhin möglich, daß mein Sohn ſich noch am Leben befände, und daß er durch irgend einen Zufall nach unſerem Tode den Namen ſeiner Eltern entdeckte, darum halte ich folgende Anordnungen für nöthig . . .“

In dem Augenblicke, als er dieſe Anordnungen erläutern wollte, trat ein Negerdiener in's Gemach und meldete, daß ſo eben der gewöhnliche Bote von Montago-Bai mit Briefen angekommen ſey.

„Gut!“ ſagte Henry etwas ungeduldig, weil er unterbrochen worden war. „Bring' mir die Briefe herein, und dann ſetze dem Menſchen Speiſe und Trank vor.“

Der Neger ging und kam wieder mit einem Päckchen Briefe zurück. Es waren deren etwa ſechs. Er betrachtete der Reihe nach einen nach dem andern, und legte ihn gleichgültig bei Seite. Die Aufſchrift des letzten Schreibens aber las er mit vieler Aufmerkſamkeit.

„Meine Herren,“ entſchuldigte er ſich endlich, „ich wollte keinen dieſer Briefe leſen, bevor unſer wichtiges Geſchäft beendiget wäre; hier aber iſt einer, der meine Neugierde im höchſten Grade rege macht. Er kommt dem Anſchein nach vom Vorgebirg der guten Hoffnung, aus einer Gegend, mit welcher ich durchaus ſeit langer Zeit nicht mehr in Verbindung ſtehe. Erlauben Sie daher, denſelben jetzt gleich zu leſen.“

Er erbrach nun haſtig das Siegel und begann den Inhalt

Digitized by Google

des Schreibens zu durchfliegen. Kaum hatte er die erſten Zeilen geleſen, als ſich auch in ſeinen Geſichtszügen eine große Spannung beurkundete. Nachdem er endlich noch etwa eine Minute in den Brief geblickt hatte, ſprang er plötzlich vom Sopha empor, umarmte die erſtaunte Lucy wie ein Wahnſinniger und rief: „O, Lucy! o, Lucy! Du wirſt Deinen, wir werden unſern geliebten John wieder ſehen! — Freuen Sie ſich mit uns, meine Herren!“ wendete er ſich an die Anweſenden, „wir ſollen unſern Sohn nach langer Zeit wieder in die Arme ſchließen!“

Lucy war vor freudigem Schreck in Ohnmacht geſunken und mußte mit ſtarkem Wein beſtrichen werden.

Als ſie wieder völlig bei Sinnen war, las der Sachwalter der ganzen Geſellſchaft das Schreiben vor; es lautete wie folgt:

„Capſtadt, 24. Juli 1846.

Mſtr. Henry Harving, Esquire.

Sir!

Wenn dieſes Schreiben Sie noch bei Leben antrifft, ſoll es mich freuen; denn ſein Inhalt iſt für Sie und Ihre Familie unendlich wichtig. Sie werden hierdurch in die Möglichkeit verſetzt, Ihren längſt verlornen Sohn wieder aufzufinden. Hören und ſtaunen Sie, wie der allgütige Gott ſo wunderbar Alles zu fügen weiß!

Seit einigen Jahren trieb in hieſiger Stadt ein Menſch von gemiſchtem Blute einen kleinen Hauſirhandel. Niemand achtete auf ihn, uud Niemand ahnte ſeine Verworfenheit. Da wird plötzlich nächtlicher Weiſe ein Beamter der oſtindiſchen Compagnie, der ſich aus Geſundheitsrückſichten hier aufhielt, auf öffentlicher Straße ermordet und beraubt. Ein Knabe ſieht aus einem Verſtecke die Unthat begehen, folgt dem Räuber dann heimlich bis zu ſeiner Wohnung und zeigt hierauf die Sache einem Conſtabler an. Noch in derſelben Nacht nimmt man den Hauſirer in Verhaft. Er läugnet hartnäckig, und da man keine Beweiſe gegen ihn hat, ſo war man ſchon im Begriff ihn wieder in Freiheit zu ſetzen. Da erkrankt er plötzlich. Als Geiſtlicher des Gefängniſſes werde ich zu ihm beordert, um ihm in's Gewiſſen zu reden. Er bleibt verſtockt. Die Krankheit nimmt aber einen gar ſchlimmen Verlauf, und eines Tages verlangt er ſelbſt meine Gegenwart. Ich finde ihn ſchwach und faſt dem Tode nahe. Er ſagt mir, daß er ſeit einigen Tagen durch allerlei ſchreckliche Träume geängſtigt werde, und daß er ſein Gewiſſen erleichtern wolle. Nun machte er mir Geſtändniſſe, die mir Schauder erregten.

Er ſey, theilte er mir mit, Diener bei einem reichen Manne, Namens Henrwi Harving, der bei Montago-Bai auf Jamaika wahrſcheinlich jetzt noch lebe, geweſen. — —“

Es möchte die freundlichen Leſer ermüden, wenn ich hier den ganzen Brief, deſſen Inhalt ſchon aus der Erzählung zum großen Theil bekannt iſt, mittheilte. Blaky geſtand dem Geiſtlichen Alles, was wir ſchon von ihm wiſſen. Er ſagte, daß er den kleinen John aus Rache geraubt habe, und nach Ermordung des Seiltänzers nach Frankreich entflohen ſey; dann, daß er ſpäter einige Jahre in der Freundenlegion in Algier gedient; ferner, daß er hierauf als Tabuletkrämer Deutſchland durchzogen und zufällig auf die Vermuthung gebracht worden ſey, daß ſich John als Pflegeſohn bei dem Pfarrer B. zu H. bei F. im Herzogthum N. befinde; und endlich, daß er vor einigen Jahren nach England und von da nach Afrika gegangen ſey. Zuletzt bekannte er noch den Raubmord in der Straße der Capſtadt.

„Nun, Sir!“ ſchloß der Geiſtliche ſeinen Brief, „benutzen Sie die Angabe des Elenden, der bereits vor einem höheren Richter, vor Gott, ſteht, und es iſt wahrſcheinlich, daß Sie bald die Freude erleben, Ihren Sohn in die Arme zu ſchließen!“

Henry Harving und ſeine Gattin jubelten freudig auf über dieſes Evangelium von ihrem Sohne. An die Aufſtellung eines Contracts dachte nun Niemand mehr. Nichts deſto weniger bat aber der Pflanzer ſeinen Neffen, die Verwaltung der Beſitzung zu übernehmen, da er unter dieſen Verhältniſſen in den erſten Tagen mit ſeiner Gattin nach Europa abgehen werde. Der junge Walter nahm dieſen Antrag, ungeachtet ihm die Ausſicht auf die Erbſchaft entzogen war, aus Liebe zu ſeinem Oheim an.

Um zwölf Uhr des Nachts waren alle Neger der ganzen Pflanzung betrunken, und Herr Harving mit ſeiner Geſellſchaft ſah, wenn man dem feurigen Madera ſo fort zuſprach, bald einem ähnlichen Zuſtande entgegen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein deutſches Herz.

Seit der Erſchütterung des alten Polizeiſtaates und dem kräftig erwachten Leben der neuen Zeit ſind überall Wünſche und Hoffnungen, Anregungen und Beſtrebungen, die auf beſſere Zuſtände hinzielen, laut geworden. Auch die Verbeſſerung der Bühnenverhältniſſe konnte nicht unbeachtet bleiben und wird gewiß ernſtlich angeſtrebt werden, wenn nur erſt einmal die politiſchen und ſocialen Bewegungen etwas beruhigender und friedlicher geworden ſeyn werden. Ohne uns übertriebenen Erwartungen und dem Glauben, daß hinfort die Bühne ihr Ideal erreichen werde, hinzugeben, können wir doch nicht in Abrede ſtellen, daß hier viele Mißbräuche wegzuräumen und eine freiere und friſchere Wirkſamkeit anzubahnen iſt. Dieſe wird durch eine Gemeinſamkeit von Seiten der Direktionen und der Künſtler, des Publikums und der Kritik erzielt werden, was aber den Kern derſelben betrifft, ſo iſt er vor allen dem Talent und der Pflege der Bühnendichter anvertraut. Sie ſind es, aus deren Händen edle Gebilde der Kunſt hervorgehen müſſen, Dichtungen, die uns zu begeiſtern und zu erheben vermögen, und deren reines Feuer alle Herzen erwärmt. Ohne ſolchen Vorantritt von berufenen und befähigten Männern würden die Bemühungen der Andern nur Stückwerk bleiben, und ſomit halten wir es für Pflicht, auf neue werthvolle Erzeugniſſe der dramatiſchen Poeſie, wo wir ſolchen begegnen, aufmerkſam zu machen. Zu dieſen gehört das ſehr werthvolle fünfaktige Drama von Gotthold Logau: „Ein deutſches Herz“, welches bereits auf der Dresdener, Mannheimer und Karlsruher Bühne gegeben, mehrmals wiederholt, laut den Berichten öffentlicher Blätter mit Beifall aufgenommen und von der Kritik nach Verdienſt gewürdigt worden iſt. Auch wir haben das als Manuſcript gedruckte Drama aufmerkſam geprüft und können aus vollee Ueberzeugung jenen Anerkennungen beiſtimmen. Logau's Dichtung gehört nicht zu den Effektſtücken im gewöhnlichen Sinne des Wortes, die auf die Schauluſt und den Sinnenreiz der Maſſe, auf gewaltſame Erſchütterungen und theatraliſche Ueberraſchungen berechnet ſind; ſie verſchmäht die bekannten Kunſtgriffe, die nur auf äußerliche Wirkung oder auf pikante Abgänge und Schlagworte hinzielen; — dagegen aber entfaltet ſie in vollem Maße jene poetiſche Innerlichkeit, jene Natur und Wahrheit der Charaktere, jene Schönheit der Details und der Diction, welche den ſinnigen Hörer feſſeln und den Kenner anziehen. Sie iſt mit den für das laufende Bühnenbedürfniß beſtimmten Fabrikarbeiten nicht zu verwechſeln, ſondern trägt den Stempel der ihre Jünger begeiſternden Muſe und der Vertrautheit mit den Regeln der Aeſthetik. Da Logau's Drama auch auf unſerer Bühne demnächſt zur Aufführung gelangen ſoll, ſo wollen wir eine weitere Beſprechung deſſelben bis dahin vertagen und vorläufig nur einige Andeutungen über den Inhalt ſowie einige Stellen aus der Dichtung folgen laſſen.

Ein deutſches Herz! — Wer hätte ein edleres im Buſen getragen als der Held des vor uns liegenden Drama's, der hochgefeierte Ulrich von Hutten? Er war einer der am freimü-

thigſten und wirkſamſten im 16. Jahrhundert gegen die Mißbräuche der katholiſchen Kirche aufgetretenen Schriftſteller, der zwar aus einem adeligen Geſchlechte ſtammte, aber nicht in den Vorurtheilen ſeines Standes befangen war, ſondern für das Wohl der Menſchheit und für die Rechte des Volkes erglühte. Durch ſeine Schriften trug er unendlich viel zur Verbreitung von Licht und Wahrheit bei; er trat mit edler Unerſchrockenheit allen Mängeln und Schlechtigkeiten ſeiner Zeit entgegen und ſchloß ſich dem Reformationswerke des großen Luthers durch Wort und That mit männlicher Kraft und Entſchiedenheit an. Ein Lebensbild dieſes edlen Kämpfers für Recht und Wahrheit, dieſes Mannes mit dem deutſchen Herzen, führt uns Gotth. Logau in ſeinem Drama vor und wir müſſen geſtehen, daß dieſes Bild ein eben ſo treues und gelungenes, als anziehendes iſt. Das Stück beginnt mit Hutten's Rückkehr aus Italien und ſchließt mit dem Tode deſſelben, umfaßt demnach einen Zeitraum von mehreren Jahren. Nach Deutſchland heimgekehrt, wurde Hutten zu Augsburg von der ſchönen Conſtantia, der Tochter des durch ſeine Verdienſte um die Wiſſenſchaften und um ſeine Vaterſtadt berühmten Peutinger, als Dichter mit dem Lorbeer gekrönt und vom Kaiſer Maximilian zum Ritter geſchlagen. Während ſeines Aufenthaltes in Italien hatte Hutten das Mönchsleben in dem ganzen Umfange ſeiner Sittenloſigkeit und Erniedrigung kennen gelernt, und nun trat er nicht nur gegen dieſe, ſondern auch gegen die Uebergriffe und hierarchiſchen Anmaßungen der kath. Kirche auf. Daß ihm eine ſolche Richtung den Haß und die Verfolgung ſeiner erbitterten Gegner zuziehen mußte, iſt leicht erklärlich. Auch ſein Gönner, der ihn lange beſchützt hatte, der Erzbiſchof von Mainz, ließ ihn endlich fallen, und von allen Seiten ſetzten ihm nun ſeine Feinde heftig zu. Immer näher ſchloß ſich Hutten dem Reformationswerke Luthers an und immer höher ſtieg in demſelben Maße die Erbitterung ſeiner Gegner, ja man ging ſo weit, gedungene Mörder gegen ihn auszuſenden. Bei ſeinem hochherzigen Freunde, Franz v. Sickingen, und auf deſſen feſter Burg, der Herberge der Gerechtigkeit fand der verfolgte Hutten ſo lange Schutz, bis ſein Freund ſelber der Uebermacht der Bedränger unterliegen mußte. Unſtät und vielfach bedroht, verhöhnt und verläſtert, arm und hülflos irrte nun der unglückliche Mann von Gau zu Gau, von Stadt zu Stadt, allein mit ſeiner Größe und mit dem Bewußtſeyn, das Gute gewollt, aber es leider nicht erreicht zu haben. Das war von jeher das Loos aller Derjenigen, die, mit dem Dichter zu reden, „ihr Schauen, ihr Gefühl dem Pöbel offenbarten." Wer an die Förderung der heiligen Intereſſen der Menſchheit die Hand legt, der hat ſich auf die ſchwere Laſt der Dornenkrone und auf die blutigen Wunden am Kreuzesſtamm gefaßt zu machen. Einſam und verlaſſen lag der Vorkämpfer der Freiheit ſchwer erkrankt im ärmlichen Gemach auf der Inſel Ufnau im Zürcherſee, als der Todesengel zu ihm trat und ihn von der Bürde des irdiſchen Daſeyns befreite (1523). Hutten zählte damals erſt 36 Jahre. Dies iſt der Verlauf der letzten Lebensjahee Hutten's und zugleich der Inhalt des Logau'ſchen Drama's. In den Annalen der vaterländiſchen Geſchichte ſteht Hutten's Name ruhmvoll verzeichnet und wird mit Verehrung genannt werden, ſo lang es noch Herzen gibt, die für Freiheit und für die unveräußerlichen Rechte der Menſchheit glühen. Schon die glückliche Wahl des Gegenſtandes könnte genügen, der genannten Dichtung eine günſtige Aufnahme zu verſichern. Die Art und Weiſe der Bearbeitung macht dies zur Gewißheit.

(Schluß folgt.)

Der wiſſenſchaftliche Congreß am 27., 28. und 29. Auguſt zu Frankfurt a. M.

Dritter Artikel. (Schluß.)

(Wegen Mangel an Raum verſpätet.)

Kommen wir nun auf die Congreßverhandlungen ſelbſt zurück. Ihr Reſultat iſt bereits im Hauptblatte (Frankfurter Journal vom 28. Auguſt und 2. September, No. 235 dritte Beilage und No. 240 dritte Beilage) ausführlich berichtet, daher uns nur einige Details der Berathung ſelbſt nachzutragen übrig bleiben. — Die Correſpondenten für die Leipziger illuſtrirte Zeitung und Augsburger Allgemeine Zeitung beſchränkten ſich in vornehm wegwerfender Suffiſance darauf, den ganzen Congreß zu ignoriren; und ohne ihn in der Inhaltsüberſicht zu erwähnen, findet ſich lediglich in einem Berichte die Stelle: „die (übrigens wenig beſuchten) Verſammlungen Derjenigen, welche eine freie Akademie gründen wollen, haben begonnen," wird aber kaum einen Einfluß auf die ſchwierige Frage der Umgeſtaltung der Univerſitäten gewinnen. Mag ſich immerhin der verbiſſene Aerger der zünftigen Profeſſoren, der Gelehrten vom Handwerk durch verächtlich geringſchätzendes Achſelzucken und Naſerümpfen äußern, ſo werden ſich die Männer der freien Wiſſenſchaft dadurch nicht beirren laſſen in ihren Beſtrebungen. — Allein nichtsdeſtoweniger müſſen wir hier zur Steuer der Wahrheit berichten, daß die Zahl der Theilnehmer ſich auf circa 75 belief, worunter mehrere Mitglieder der Nationalverſammlung. Die Stadt Frankfurt war durch Dr. Binding vertreten. Die Hauptdebatte entſpann ſich über die Wahl des Ortes, wo die neue Univerſität zu gründen ſey. — Dieſe Frage war eine Lebensfrage für die Stadt Frankfurt, von der ſchon beim Vorcongreß die Rede war; allein obſchon bereits früher in dieſen Blättern die Sache angeregt und darauf hingedeutet worden, daß es nur davon abhinge, hinſichtlich der Beſchaffung der Mittel und Wege von Seiten der ſtädtiſchen Behörden dem Congreß annehmbare Offerte zu machen, ſo fand ſich gleichwohl Niemand vor, der auch nur irgend eine Anerbietung oder Zuſicherung hätte geben können, und auf die deshalb ausdrücklich geſtellte Frage wußte der Vertreter der Stadt keinerlei Mittheilung zu machen.

Nichtsdeſtoweniger verwandte ſich Hr. Dr. Ludwig Wihl aus Düſſeldorf mit lebhaftem Intereſſe für Frankfurt, indem er geltend machte, daß dieſe Stadt nicht nur ein Emporium des deutſchen Verkehrs, eine Metropole zur Vermittlung des Handels zwiſchen Nord und Süd, daß ſie gerade im Mittelpunkt Deutſchlands gelegen und jetzt als Hauptſtadt Deutſchlands Sitz der conſtituirenden Nationalverſammlung und der deutſchen Central-Bundesregierung von ungeheurer politiſcher Wichtigkeit, ſomit auch zum Brennpunkte für freies literariſches Leben beſonders geeignet ſey, als der Platz, wo ſich die Capazitäten von ganz Deutſchland concentriren. Ebenſo glaubte derſelbe Redner noch an die hiſtoriſchen Erinnerungen appelliren zu müſſen, welche der alten Kaiſerwahl- und Krönungs-Stadt, der Geburtsſtadt Göthe's und Börne's den Vorrang vor andern deutſchen Städten anweiſen, den man ihr auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſichern und einräumen ſollte. — Dieſe warme Verwendung hatte denn auch wirklich zur Folge, daß auf Frankfurt wenigſtens in zweiter (beziehungsweiſe dritter) Linie Bedacht genommen wurde.

Mit vielem Eifer verwandte ſich Hr. Direktor Kapp aus Hamm für Nürnberg, die alte Reichsſtadt, welche den früher in ihrer Nähe befindlichen Muſenſitz „Altdorf" durch Aufhebung dieſer Univerſität verloren hatte, und als das fränkiſche Athen, die Pflegerin der Künſte und deutſchen Sinnes und Weſens bekannt iſt.

In beredtem Vortrage ſprach Hr. Deutſch aus Wien für dieſe letztere Stadt, indem er hervorhob, daß dort das Unter-

Digitized by Google

richtsweſen ganz darnieder liege, daß im Augenblicke gar keine Univerſität mehr dort exiſtire, weil ſeit der Revolution die Collegien geſchloſſen ſeyen und gar keine Vorleſung mehr ſtatt finde. Zugleich machte der Redner darauf aufmerkſam, wie gerade in Wien ſich das demokratiſche Element ſo ſtark vertreten finde und zur Zeit am Ruder des Staats ſtehe (??), ſomit für freie Entwickelung der Wiſſenſchaft dort der günſtigſte Boden wäre, wie namentlich Miniſter v. Doblhoff nicht anſtehen werde, die Niederlaſſung der freien Univerſität in dieſer Stadt zu befördern und zu ermöglichen, und wie er keinen Augenblick zweifle, daß von dort aus auf die bereitwilligſte Weiſe entgegen gekommen werde durch Anweiſung der erforderlichen Lokalität und Geldmittel, ſoferne eine Regeneration der Wiener Univerſität in demokratiſchem Sinne ja doch nothwendig erfolgen müßte. Redner erklärte ſich zwar nicht für ermächtigt, beſtimmte Offerten zu machen, allein glaubte ſich von Unterhandlungen, in welche man desfalls mit dem öſterreichiſchen Reichstage zu Wien, ſowie mit den akademiſchen und ſtädtiſchen Behörden daſelbſt zu treten hätte, den erfreulichſten Erfolg verſprechen zu dürfen.

Die Triftigkeit und entſcheidende Wichtigkeit dieſer Gründe und Vorbringen war ſo allgemein einleuchtend, daß ſofort in der Debatte ſich noch mehrere Redner unterſtützend für Wien erhoben. Von anderer Seite kam man wieder auf die ſchon im Vorcongreſſe bezeichnete Hanſeſtadt Hamburg zu ſprechen, deren Wahl in der That Manches für ſich hatte, insbeſondere den Umſtand, daß der Geldpunkt hier gar nicht in Frage genommen zu werden brauchte, indem die Geneigtheit der ſtädtiſchen Behörde zur Beſchaffung der Mittel für eine hanſeatiſche Univerſität durch frühere in die Oeffentlichkeit übergegangene Verhandlungen notoriſch geworden iſt.

Zwar lenkte ſich im Laufe der Discuſſion die Rede noch auf einige andere deutſche Plätze von untergeordneter Bedeutung, allein bei der erfolgten Abſtimmung fiel die Wahl auf folgende vier Städte: Wien, Nürnberg, Frankfurt, Hamburg, ſo daß Wien, nicht weil es, ſondern obgleich es eine Reſidenzſtadt iſt, in erſte Linie geſtellt und vorerſt nur mit dieſer Stadt Unterhandlungen anzuknüpfen beſchloſſen wurde. Erſt wenn ſolche nicht zu dem gewünſchten Ziele führen würden, ſollte mit den übrigen ſich eingelaſſen werden.

Verfaſſer glaubt zwar nicht, daß das demokratiſche Element, auf deſſen Vorherrſchen in Wien beſonderes Gewicht gelegt wurde, noch lange in der Kaiſerſtadt obenauf ſeyn werde, wie ſich auch vom Doblhoff-Schwarzer'ſchen Liberalismus juſt keine größeren Stücke verſprechen laſſen, als von Radetzky, Windiſch-Grätz und dem Banus Jellachich in Kroatien. Allein das maßgebende Moment war (wenigſtens für den Verf.), daß gerade da, in den beiden deutſchen Staaten, wo der Jugendunterricht und die gelehrte Bildung am ſchauerlichſten darnieder lag, in Bayern und Oeſterreich, wo die Wiſſenſchaft bis jetzt am meiſten geknechtet, einerſeits in jeſuitiſch-pfäffiſcher Sklaverei, anderſeits in polizeiſtaatlich-diſciplinariſchen Feſſeln ſo viele Jahrzehnte lang geſchmachtet, es vorzüglich noth thue, daß die Wiedergeburt der Wiſſenſchaft aus der Unfreiheit zur Freiheit zuerſt in Deutſchland, wo möglich, da vor ſich gehe und bewerkſtelligt werde. — Auf dieſe beiden Länder, wo das längſt tiefgefühlte Bedürfniß höheren geiſtigen Lebens und ungehemmter freier Selbſtentwickelung der Wiſſenſchaft ſeit unſerer Revolution ſo ſtark hervortritt, weil der Deſpotismus früher jeden höheren Aufſchwung, jede freie Richtung der Wiſſenſchaft verpönte und ſelbſt die Dreſſur für's Brodſtudium in unleidliche Schranken einzwängte, war auch in erſter Linie Bedacht zu nehmen, wobei man weniger auf Auffindung eines dankbaren Bodens rechnete, als vielmehr ſich geſtand, daß, um dort Terrain zu gewinnen und feſten Fuß zu faſſen, das Haideſeld erſt angebaut, der Boden erſt urbar gemacht und die Verſumpfung ausgetrocknet werden mußte, und deßhalb wurde Wien und Nürnberg in erſter Linie gewählt. Aber dieſer Anbau (Cultur) iſt ja gerade die eigentliche Aufgabe der Wiſſenſchaft, deren Beſitz und Allgemeinheit erſt einen Anſpruch auf die Worte: „Bildung" und „Civiliſation" gibt und deren Verdienſt darin beſteht, daß ſie den Menſchen durch die humaniora hindurch führend nun erſt zum Bürger eines gebildeten modernen Vernunftſtaates macht.

A. W.

Mannichfaltigkeiten.

Münchner Blätter erzählen folgendes Kurioſum: Unter den Getrauten von voriger Woche laſen wir einen Hrn. Heckel, Weinwirth dahier. Dieſer Mann ſupplizirt um ſeine Verehelichungsbewilligung nicht länger als 20 Jahre, iſt geborner Münchener, gut beleumundet und katholiſcher Religion. Es iſt himmelſchreiend aber wahr.

Korreſpondenz.

Nierſtein am Rhein, 9. Sept.

In einem Korreſpondenzartikel Ihres Blattes aus Oppenheim vom 20. Auguſt heißt es irriger Weiſe, daß Pfarrer Kaiſer und Bürgermeiſter Sandmann die Kirche Pietiſten, Muckern ꝛc. zur Verfügung geſtellt hätten, und ſollen dieſe durch den weiteren Beiſatz, daß ſie ſelbſt zum Pietismus hinneigten, offenbar verdächtigt werden. Die unterzeichneten Mitglieder des evangeliſchen Kirchenvorſtands glauben es dieſen ſchuldig zu ſeyn, offen zu erklären, daß in Folge eines einſtimmigen Beſchluſſes die Kirche zur Feier eines Miſſionsfeſtes zur Dispoſition geſtellt war, und zwar auf die Bitte einer Anzahl hieſiger Gemeindemitglieder. Der Kirchenvorſtand ging hierbei von dem Gefühle religiöſer Freiheit für jedwedes Bekenntniß aus. Wider Erwarten zeigte ſich offenbar, daß einzelne Individuen, die den Geiſt religiöſer Freiheit noch nicht erkannt haben, eine große Aufregung hervorgerufen, und man drohte öffentlich, die kirchliche Feier gewaltſam ſtören zu wollen. In Folge davon trat der Kirchenvorſtand abermals zuſammen und beſchloß, da ja der Miſſionsverein ſelbſt unter dieſen Umſtänden ſein Feſt hier nicht werde feiern wollen, die gegebene Einwilligung wieder zurückzunehmen, was denn auch geſchah. — Dies zur Berichtigung und Rechtfertigung.

Joh. Ph. Mayer.
G. Maurer.
Georg Schneider.

Mainwaſſer-Wärme: Am 22 Sept. Morgens 8 Uhr: 12 Grad.

With Grelach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Freitag, 22. Sept. Geiſtige Liebe, oder: Gleich und Gleich geſellt ſich gern, Luſtſpiel in 2 Abth. von Dr. Lederer. Hierauf: Eine Landpartbie nach Königſtein, Lokal-Skizze in 1 Akt und 4 Tableaux.

Samſtag, 23. Sept. Der arteſiſche Brunnen, Zauberpoſſe mit Geſang in 4 Abth. von Räder, Muſik von mehreren Componiſten. (Gaſtrolle) Balthaſar: Hr. Ditt, vom Hoftheater zu Mannheim.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 258. Samſtag den 23. September 1848.

Der Sohn des Pflanzers.

Novelle von G. Kaut.

(Fortſetzung.)

6.

Es iſt ein ſchönes Dorf, das dort in Mitteldeutſchland liegt. Es wird von fruchtbaren Feldern, von fetten, grasreichen Wieſen, durch welche ſich klare Bächlein ſchlängeln, umzogen, und einige Hügel und Wälder bringen Abwechslung und Mannichfaltigkeit in die Gegend. Das Dorf ſelbſt hat gut erhaltene Häuſer, die meiſten fein weiß getüncht und mit grünen Fenſterladen verſehen. Die Kirche ſteht mitten im Orte und neben an das Pfarrhaus, von einigen Pappelbäumen umrauſcht. Weiter abwärts befindet ſich das Schulgebäude, das noch ziemlich neu ausſieht. Da ließ es ſich recht friedlich und ſtill leben in dieſem einſamen Winkel der Welt; aber auch hier durchtoben Leidenſchaften des Menſchen Bruſt, auch hier trifft man Haß, Neid, Mißgunſt, Schadenfreude und Ehrgeiz, — auch hier gibt's Unglückliche.

Es iſt ein Samſtag im April 1847. Der Pfarrer des Dorfes iſt in ſeiner Studierſtube und memorirt ſeine Predigt, während ſeine Frau draußen im Garten hantiert, von zwei kleinen Mädchen und einem Knaben von etwa zwölf Jahren umhüpft. Das iſt aber nicht die ganze Familie des Geiſtlichen. Drinnen in der Wohnſtube ſitzt die ſchlanke Emilie, ein blondes, roſiges Mädchen von beiläufig achtzehn Jahren und ſpielt auf dem Klavier eine Sonate von Mozart. Hinter ihr ſteht ein hochgewachſener, junger Mann von ſehr hübſchem Ausſehen. Ein dichter, dunkler Backenbart beſchattete ſeine blühenden Wangen. Er iſt einfach, aber modiſch gekleidet, und ſeine ganze Haltung verräth Feſtigkeit und einen gewiſſen Stolz. Ein Stäbchen, das er in der Hand führt, gebraucht er zum Taktſchlagen. Man merkt ihm aber an, daß er mehr auf das niedliche Lockenköpfchen der artigen Spielerin, als auf die Noten blickt. Plötzlich wendet ſich das Mädchen um, ſieht mit ihrem blauen, klaren Auge ſchalkhaft lächelnd ihren Klavierlehrer an und ſagt: „Herr Braun! Sie ſind heute unausſtehlich zerſtreut. Wenn Sie Ihre Sache nicht beſſer machen, nehme ich Ihnen das Veilchenſträußchen wieder, das ich Ihnen vorhin an das Knopfloch geſteckt. Sie ſchlagen ja ſtatt $^4/_4$ $^3/_8$ Takt."

„So grauſam ſind Sie wohl nicht, Fräulein Emilie!" verſetzte der junge Mann, indem er einen Blick voll der innigſten Liebe auf das Mädchen heftete. „Sie ſind eine gute, herrliche Seele. — —"

„Sparen Sie dieſe Schmeicheleien für Ihre künftige Frau auf, Herr Braun!" entgegnete Emilie komiſch entrüſtet, „und verſchonen Sie mich wenigſtens damit. Laſſen Sie ſich heute ja nichts mehr der Art beikommen, oder Sie kriegen morgen auf Hofbauers Lieschens Hochzeit einen Korb, wenn Sie mich zum Tanze auffordern."

„Iſt morgen Hochzeit?" fragte Braun.

„Ei gewiß!" verſicherte die Redſelige. „Heute Vormittag war des alten Schulzen Fritz da, und hat meinem Vater die Hochzeit angeſagt. Da wird's hoch hergehen. Der Vater und ich, wir gehen auch hin, und Sie dürfen ebenfalls nicht weg bleiben. Auch der gräfliche Kammerſekretär iſt eingeladen. Denken Sie einmal an, Herr Braun! Dieſer Menſch war heute Morgen wieder hier. Der iſt Ihnen aber gar nicht gewogen."

„Glaub's wohl," ſagte Braun, „den hab' ich neulich auch nicht übel mitgenommen. Es iſt wirklich arg in der Welt. Jeder Federfuchſer, und wenn er nicht einmal orthographiſch ſchreiben kann, will ſich über einen Lehrer hinausſetzen. Dieſe Blutſauger kann man alle entbehren, — aber die Lehrer nicht, die das Volk zu Menſchen bilden, während jene es wie Vieh behandeln."

„Wiſſen Sie, was er von Ihnen ſagte, Herr Braun?" verſetzte Emilie mit Theilnahme. „Er erklärte Sie für einen Menſchen, der einen rieſenhaften Dünkel habe, der gar nicht wiſſe, was Subordination, was der Unterſchied der Stände bedeute. O, was bin ich dieſem Kammerſekretär ſo böſe! Und doch macht mein Vater ſo viel Weſens aus ihm."

„Das iſt ſchlimm, Fräulein Emilie!" erwiederte Braun, „ſchlimm für mich und vielleicht auch für Sie."

„Ach, Herr Braun!" bat das Mädchen, als wenn es nicht verſtanden hätte, was der junge Mann hatte ſagen wollen, „ſingen Sie doch noch einmal, ehe Sie weggehen, das ſchöne Lied von Schiller: „An der Quelle ſaß der Knabe." Der Schiller iſt doch ein prächtiger Mann geweſen, der hat dichten können, ſo ſchön, ſo ſinnig, wie Einem aus der Seele geſprochen. Den Schiller hat gewiß jedes Mädchen gern gehabt."

Braun lächelte über die naive Aeußerung des holden Kindes, ſetzte ſich an das Klavier und ſpielte und ſang. Seine Stimme war metallreich, rein und männlich.

„Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar."

ſchloß er, ſtand auf und ſah Emilien tief in das blaue Auge. Sie blickte ihn ſtill ſinnend an und ſagte leiſe vor ſich hin: „Raum iſt in der kleinſten Hütte u. ſ. w."

„Ja, Emilie!" wiederholte Braun. „Raum iſt in der kleinſten Hütte für ein glücklich liebend Paar." Er ſchlang ſeinen kräftigen Arm um das Mädchen und drückte ihm einen heißen Kuß auf den roſigen Mund.

In dieſem Augenblicke ließ ſich von draußen eine Stimme hören. Es war der zwölfjährige Fritz, der am Pappelſtamm hinaufgeklettert war, durch's Fenſter ſah und ſeiner Schweſter zu-

Digitized by Google

rief: „Warte, Emilie! ich ſag's der Mutter, Du haſt Dich von Herrn Braun küſſen laſſen!“

Erſchrocken fuhr das verliebte Pärchen auseinander. Braun nahm ſeinen Hut, warf Emilien noch einen bedeutungsvollen Blick zu und ging. Er ſah die Folgen des letzten Auftritts voraus. —

Ich brauche wohl den geehrten Leſern nicht zu ſagen, wer der Herr Braun, welcher der ſchönen Pfarrerstochter mit ſolchem Erfolge Unterricht im Klavierſpielen ertheilte, iſt. Wir haben Niemand anders, als John, den Sohn des reichen Pflanzers von Jamaika, vor uns, der ſeit einem Jahre Lehrer in dieſem Dorfe war.

Beſorgnißvoll langte er in ſeinem einſamen Zimmer an. Hier ſah es gar nicht übel aus, großartig zwar nicht, aber reinlich und nett. Mehrere Portraits berühmter Männer lenkten ſogleich die Aufmerkſamkeit der Eintretenden auf ſich. Die eine Seite der Wand nahm ein ſchönes Klavier ein, und dieſem gegenüber ſtand ein Pult von Nußbaumholz, über welchem ein polirtes Büchergeſtell angebracht war, das nicht allein pädagogiſche Bücher, ſondern auch deutſche, franzöſiſche und engliſche Klaſſiker enthielt, und man ſah es allen dieſen Büchern an, daß ſie gebraucht worden waren. Außerdem enthielt das Gemach noch ein Sopha, einige Strohſtühle, ein Commode mit einer Standuhr und einen einfachen Tiſch.

John ſtellte ſich an ſeinen Pult und nahm Bulwer's ſchönen Roman „Night and Morning“ von ſeinem Büchergeſtell, um ſich durch deſſen Lectüre ein wenig zu zerſtreuen. Kaum hatte er aber einige Seiten geleſen, da klopfte es an, und herein trat des alten Schulzen Fritz, um ihm zu ſagen, daß er ſich morgen kopuliren laſſen wolle, und daß er da ſey, um ihn auf die Hochzeit einzuladen. John verſprach zu kommen, und der Bräutigam von Hofbauers Lieschen ging.

(Fortſetzung folgt.)

Ein deutſches Herz.

(Schluß.)

Wir führen nun unſern Leſern einige Stellen aus der Dichtung vor, deren Inhalt wir kurz angedeutet haben. Aus Italien zurückgekehrt, ſagt Hutten:

Italien iſt reich von Gott geſegnet,
Und ſeine üppige Natur entzückte
Auch mich. Auf ſeinen zaubriſchen Gefilden
Hat wonnetrunken oft mein Aug' geruht,
In ſeinen ſchattigen Orangenhainen
An zartem Duft ſich oft mein Sinn gelabt,
Und dennoch ſehne ich mich nicht zurück! — —
In jenes Landes ew'gem Freudentaumel
Konnt' ich doch nie der Heimath ganz vergeſſen,
Und nie des Volkes, dem ich angehöre.
Die lieblichſte Natur, der reinſte Himmel,
Der Lebensweiſe heiterſte Geſtalt
Befriedigen das Herz für immer nicht:
Der deutſche Menſch ſucht ſtets den deutſchen Menſchen,
Und wenn er auch mit unbefang'nem Sinn
Des fremden Landes Herrlichkeiten preiſ't, —
Wo er Gemüth für ſein Gemüth vermißt,
Da wird er nimmermehr ſich glücklich fühlen! —
Froh ward ich erſt, als ich die finſtern Klüfte
Des Gotthartbergs mit ſicherm Fuß durchſchritt,
Als ich herabſtieg in die tiefen Schluchten
Von Uri, die noch Schnee und Eis erfüllten,
Als Unterwaldens freundlich ſtille Thäler
Mit ſanften Hirtenmelodieen mich
Begrüßten, als mir vor der alten Stadt
Schaffhauſen der gewalt'ge Fall des Rheins,
Der ewig junge Pulsſchlag deutſchen Lebens,
Mit donnerndem Getös entgegenſchäumte; —
Da fühlt' ich, was ſo oft im wälſchen Lande
Das Auge mir getrübt, das Herz beklemmt;
Denn wie der Tag den Reif der Nacht verzehrt,
So ſchmolz der Heimath Sonne meinen Unmuth!

Als Erasmus von Rotterdam und Peutinger ſich rühmen, nur für die Auserwählten und Gelehrten geſchrieben zu haben, nicht aber für das Volk und für die Maſſe, da entgegnete ihnen Hutten in edler Erbitterung:

Rühmt euch einer beſſern Sache!
Ihr wißt nicht, was ihr redet. Glaubet ihr,
Daß ſich der Anſtoß, der von euch gegeben,
Auf einen kleinſten Raum beſchränken ließe,
Daß die „gelehrte Welt“ nur euren Scharfſinn
Bewundern würde, euren Witz belächeln,
Sonſt aber Alles bleiben müßte, wie es
Geweſen, — o, dann habt ihr euch getäuſcht!
Was aus dem Geiſt der Zeit geboren iſt,
Das läßt ſich nicht in enge Gränzen bannen,
Und iſt's auch nur von eines Sandkorns Schwere,
Vermag es, in die ſtille Fluth geworfen,
Dennoch den ganzen See, — in ſeinen Kreiſen
Stets wachſend, — zu durchfurchen, bis die Kreiſe,
Am fernen Ufer hart zurückgeworfen,
Zur unheilvollen Welle ſich geſtalten.
Und dieſem Geiſte habt ihr — unbewußt —
Gedient, als Werkzeug ſeiner ew'gen Zwecke;
Entzieht ihr jetzt euch feige ſeinem Dienſt,
So wird er euch als „unbrauchbar“ verwerfen!

Peutinger will von den Kämpfen der Parteien und dem wilden Lärmen der Maſſen nicht viel wiſſen und ſagt:

Ich ſehne mich nach Ruhe und nach Frieden:
Aus unſ'rer ſtreiterfüllten Gegenwart
Kann für die Zukunft keine Luſt erblühen.

Hutten entgegnet dem alſo Redenden:

O ſchmähet nicht die ſchöne, reiche Zeit,
In der wir leben. Blicket um euch her,
Wie Alles rings aus träger Ruh' erwacht,
Wie ſich die Geiſter emſig regen, wie
Das Dunkel ſchwindet, das den Unverſtand,
Die Herrſchſucht und das Unrecht lang beſchirmte,
Wie alle Schranken fallen, alle Feſſeln
Zerreißen, die des Geiſtes Fortſchritt hemmten,
Wie fern am Horizont das Morgenroth
Der Erde ſchon den neuen Tag verkündet,
Den Tag des Rechts, der Freiheit und der Wahrheit!
Ich zittre für die Zukunft nicht, mir iſt
Es eine Luſt, in ſolcher Zeit zu leben!

Vortrefflich iſt die große Scene im zweiten Akt, wo Hutten in einer Audienz bei dem Kaiſer dieſem ſein volles Herz ausſchüttet und die Beſtrebungen der Zeit mit kräftigen Worten ſchildert. Hier ſagt er u. A.:

Mein Kaiſer! Auf den erſten Thron der Welt
Hat Gottes weiſer Rathſchluß Euch berufen
Zu einer tief bedeutungsvollen Zeit.
Wohl haben viele Männer, reich an Macht
Und reich an Geiſt, denſelben Thron beſeſſen,
Doch nicht zum Segen für das Vaterland.
Die Ford'rung ſeiner Zeit und ſeines Volkes
Erkennen, iſt des Fürſten erſte Pflicht;
Das aber haben jene nicht gethan.
Von eitler Herrſchbegier geblendet, warfen
Sie ihren Blick weit über jene Gränzen
Hinaus, wo die Natur mit weiſer Hand,
Als ernſte Wächter deutſcher Denkungsart,
Die ſchneebedeckten Alpen aufgebaut.
Italiens dahingeſunk'ne Größe
Neu zu begründen war ihr ſinnlos Streben,
Das ſie der Heimath bald vergeſſen ließ. —

Digitized by Google

Da ſchlichen welſches Recht und welſche Sitte,
Die mit dem deutſchen Geiſt ſich nimmer gatten,
Herein, der fromme Chriſtenglaube ſelbſt,
Des Himmels freigeborner Sohn, verhüllte,
Ein Sklave, ſich in den fremden Treſſenrock.
Was mit der Väter Blut ein Hermann einſt
Erkauft, verſchenkten gern die Söhne für
Den leeren Schall des kaiſerlichen Namens,
Und tauſend Jahre lebten ſorglos ſie
Dahin, ſich Herren wähnend, in der Knechtſchaft. —
Die ew'ge Vorſicht aber, die die Zügel
Der Weltherrſchaft den blut'gen Armen Roma's
Entwunden hatte, um ſie in die Hände
Der weiſeren Germania zu legen,
Sie konnte nimmermehr den Untergang
Des bildungsfähigſten der Völker wollen.
So hat ſie denn in manche treue Bruſt
Den alten, ächten deutſchen Geiſt verſchloſſen,
Hat heimlich ihn genährt, gepflegt, gebildet,
Bis eine ſpäte, beſſ're Zeit zur Reife
Ihn bringen und zum Siege rufen würde. —
Und dieſe Zeit iſt jetzt erſchienen! Ja
Schaut um Euch her; ſo weit die Blicke reichen
Seht Ihr den deutſchen Geiſt ſein Joch zerbrechen,
In das ihn fremde Herrſchaft eingezwängt,
Das freudige Bewußtſeyn eignen Werthes
Beſeelt den letzten Mann im Volke ſchon.
So deutlich offenbart der Himmel uns
Nicht zwei Mal ſeine ewig weiſe Abſicht. —
Benutzet dieſen Augenblick, mein Kaiſer,
Und ſtellt Euch an die Spitze Eurer Schaaren!
O wählt nicht lang! Des Fürſten Freunde können
Nur auf des Vaterlandes Seite ſtehen!
Verbannt den fremden Geiſt auf immerdar,
Beſchirmt die fromme, heimathliche Sitte
Und duldet nicht, daß ſich der fremde Biſchof
Mit ſeiner heuchleriſchen Dienerzunft
Zum Richter ſetze über unſer Denken,
Das zu begreifen ihm Gott ſelbſt verſagt!
Laßt von den Alpen bis in's deutſche Meer
Nur deutſchen Geiſt und deutſches Recht regieren,
Daß frei und ſtark durch Eintracht ſeiner Glieder
Das deutſche Reich zur erſten Macht der Erde,
Das deutſche Volk zum erſten Volke werde!

Die Auswahl ähnlicher nach Inhalt und Form gleich ausgezeichneter Stellen ließe ſich ſehr erweitern, wenn der Raum unſerer Blätter dieß verſtattete und wenn wir nicht vermeiden wollten, dem den Freunden der Dichtkunſt bevorſtehenden Genuß der Aufführung dieſes Drama's vorzugreifen. Wir zweifeln nicht, daß der Erfolg die von uns hier ausgeſprochene Anerkennung rechtfertigen wird. Einzelne Ausſtellungen, die von Seiten der Kritik gemacht werden könnten, mögen bei ſpäterer Veranlaſſung ihre Erledigung finden. W.

Der neue Bürgerverein in Offenbach.

(Vorgetragen daſelbſt von J. Pirazzi.)

Der Zweck und die Beſtimmung deſſelben ſind zwar in den Satzungen faßlich und klar ausgeſprochen, demohngeachtet möge es mir vergönnt ſeyn, darüber noch einige allgemeine Bemerkungen zu machen. Es iſt gut, wenn man ſich über eine ſo wichtige Angelegenheit recht ausführlich und erſchöpfend ausſpricht, wenn man in einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo an jeder Minute ſo ſchwere Gewichte hängen, wo faſt jeder Tag ein neues, hochwichtiges Ereigniß, eine Lebensfrage zur Entſcheidung bringt, wenn man ſich da recht klar zu machen ſucht, was wir eigentlich wollen und ſollen, welches Ziel wir zu verfolgen haben, um nicht fehl zu gehen, und welches die geeigneten Mittel ſind, um es möglichſt ſicher und gefahrlos zu erreichen. Wir befinden uns noch in den Kinderjahren — zum Theil auch in den Flegeljahren — der politiſchen Bildung, und nur ſo viel wiſſen wir nach den bereits gemachten Erfahrungen, daß wir noch ſehr wenig von der Politik wiſſen. Wer aber erſt einmal zu der Einſicht gekommen iſt, daß er noch wenig oder gar nichts weiß — und es iſt nicht ſo leicht, zu dieſer Einſicht zu kommen — der iſt ſchon auf dem Wege der Beſſerung, denn er wird ſich anſtrengen, Das, was ihm fehlt, ſich anzueignen und er wird nicht eher ruhen, bis er nach Maßgabe ſeiner Kräfte es erreicht hat. Die Entwickelungskrankheiten, welche wir ſeit dem Monat März durchlaufen haben, ſind uns theuer genug zu ſtehen kommen. Wir haben die Erbſünde einer politiſchen Unmündigkeit — die Folge des vieljährigen Druckes eines wohlorganiſirten Polizeiſtaates — mit auf die Welt gebracht; Schwindel und gichteriſche Zuckungen, ſowie ein bösartiger Ausſchlag, ſtellten ſich alsbald ein. Das waren ſchlimme Symptome für den jungen deutſchen Michel. Zähne brachte er mit auf die Welt, aber leider nichts zu beißen, und da es ihm gleich Anfangs an Nahrung fehlte, ſo wurde er ſehr verdrießlich und begann dermaßen zu ſchreien und zu ſpektakuliren, daß einem die Ohren davon gellten, ſo daß es in ſeiner Nähe kaum auszuhalten war. Er ſollte mit Waſſer und Milch groß gezogen werden, allein die Diät behagte ihm ſchlecht, er verlangte, obgleich er noch nicht recht beißen konnte, gleich Anfangs Haſen- und Rehbraten, Beefſteaks, Rebhühner u. dgl. m., überhaupt äußerte er ein abſonderliches Gelüſte nach verbotenen Dingen. Vor der Polizei zeigte er eine gewaltige Averſion; es durfte ihm kein Polizeidiener und kein Polizeicommiſſair in die Nähe kommen. Kaum einige Monate alt, trieb der junge Michel allerlei Allotria. Er erklärte ſich für mündig und ſouverän, warf den Leuten die Fenſter ein, brachte Katzenmuſiken, knapperte, verübte Forſtfrevel, verweigerte die Steuern und ſang beſtändig: „Noch iſt Polen nicht verloren" und „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen". Dieſe Melodie hat ihn viel Lehrgeld gekoſtet, aber er ſingt ſie auch ſehr fertig, mit allen möglichen Variationen und aus allen Tonarten. — Ja, ja! der gute Michel hat lange geſchlafen, ſehr lange und ſehr feſt, und als er endlich von Frankreich aus einen derben Stoß bekam und plötzlich wach wurde, da rieb er ſich die Augen aus, aber das ungewohnte Licht blendete ihn und er taumelte und ſah Manches ganz verkehrt an. Es wird auch allem Anſcheine nach noch eine Zeit lang dauern, bis er mit ſeiner Weltanſchauung in's rechte Gleiſe kommt und die Gegenſtände ſo anſieht, wie ſie wirklich ſind, nicht wie er ſie während ſeines langen Schlafes geträumt hat; es wird noch eine geraume Zeit darüber hingehen, ſage ich, bis er, der Schwärmer und Theoretiker, ein vernünftiger und praktiſcher Menſch geworden iſt. Doch verlieren wir den Muth, die Geduld und die Hoffnung nicht. Unſer Bürgerverein ſoll eine Art Erziehungsanſtalt für den jungen Michel ſeyn. Die Mitglieder des Vereins ſind gleichzeitig Erzieher und Zöglinge, ohne Unterſchied des Standes und des Vermögens. Die Meinungen und Anſichten ſollen ſich gegenſeitig austauſchen, man ſoll ſich belehren und verſtändigen. Wir wollen nicht Politik ex officio treiben, nicht Parlamentges ſpielen, die Rednerbühne ſey kein Tummelplatz gährender Leidenſchaften, keine Kunſt- und Induſtrie-Ausſtellung ſchön gedrechſelter Redephraſen, kein Paradepferd für den Ehrgeiz und die Eitelkeit, und endlich keine Entbindungsanſtalt für politiſche Mißgeburten; wer etwas zu ſagen weiß, wer einen guten Gedanken hat, der theile ihn mit, damit er Gemeingut werde, und wer keinen hat — der beobachte ein weiſes Stillſchweigen; das par force Reden taugt nichts. — Unſere Deviſe iſt: Ohne Geſetz keine Freiheit — ohne Ordnung kein Recht. Halten wir feſt daran, denn ſonſt wird die Freiheit uns keine Früchte tragen, ſie wird in Zügelloſigkeit ausarten. Wir wollen keine

Digitized by Google

Philiſter, keine Spießbürger, keine Schlafmützen-Fabrikanten und keine Zopfritter ſeyn, aber auch keine Wühler, keine Hetzer, keine Revolutionäre von Profeſſion und keine Don Quixote der Freiheit und Gleichheit, wir wollen nicht unabläſſig einreißen, ſondern auch aufbauen. Die Regierung wollen wir in der Handhabung der Geſetze unterſtützen und auf der Bahn des Rechts ihr Beiſtand leiſten, nichts Unmögliches von ihr verlangen und nicht jeden Miniſter gleich „unmöglich" machen und nach 8tägiger Amtsthätigkeit „abnützen". Der Stoff, woraus die Miniſter gemacht werden, iſt ſehr auf der Neige, es wird bald keiner mehr für Geld zu haben ſeyn. Nichts iſt dermalen ſo leicht möglich, als ſich unmöglich zu machen. Ich bete jeden Tag: Herr, gieb mir mein tägliches Brod, aber wenn du mich lieb haſt, ſo laß mich nicht Miniſter werden. Ich glaube, wenn unſer Herr Gott vom Himmel käme und ſich herabließe, eine Miniſterſtelle anzunehmen, er würde binnen 4 Wochen in Anklageſtand verſetzt, oder mindeſtens ein Mißtrauensvotum erhalten.

(Schluß folgt.)

An ſämmtliche Volksſchullehrer Deutſchlands.

Eine neue Zeit iſt herangekommen; ſie ſcheidet ſich in der Entwicklung der Dinge von aller Vergangenheit aus und tritt als neuer ſelbſtſtändiger Geſchichtsabſchnitt auf. Wie aber dieſe Erhebung alle Verhältniſſe durchdringt, ſo muß ſie auch das Volksſchulweſen ergreifen. Iſt die Stellung des Volkes eine andere geworden, ſo muß auch die Stellung der Volksſchule und ihrer Lehrer eine neue werden, ſollen anders die Errungenſchaften der jüngſten Zeit erhalten und gekräftigt werden. In der neuen Zeit kann die alte Schule nicht mehr beſtehen. Unſer gegenwärtiges Schulweſen läßt in ſeiner innern und äußern Geſtalt noch Vieles zu wünſchen übrig. Die künftige Geſtaltung Deutſchlands fordert eine tüchtigere Bildung des Volkes, und wenn es wahr iſt, daß die politiſche Macht und der moraliſche Werth eines Staates hauptſächlich in der geiſtigen Bildung und körperlichen Kräftigung ſeiner Bewohner beſteht, ſo muß bei der neuen Verfaſſung Deutſchlands eine gänzliche Reorganiſation des Volksſchulweſens vorgenommen werden. Was aber der Volksſchule noth thut, das wurde in zahlreichen Petitionen an die Nationalverſammlung in Frankfurt am Main ausgeſprochen. Vertrauen wir dieſer hohen Verſammlung! Sie wird — das hoffen wir mit Zuverſicht — die Volkserziehung und den Volksunterricht von allem Beengenden und Darniederhaltenden frei machen. Gleichwohl thut Einigung noth, dringend noth. Es ergeht darum an alle Volksſchullehrer Deutſchlands hierdurch die dringende Einladung, bei einem demnächſt in Frankfurt a. M. abzuhaltenden Congreſſe der deutſchen Lehrer aus allen Theilen unſeres Vaterlandes ihre Vertreter zu ſenden, damit für die Sache des Volksſchulweſens ein recht erſprießliches Reſultat gewonnen werde. Die Unterzeichneten haben ſich bereits mit ihren badiſchen Brüdern, da dieſelben eine gleiche Aufforderung zu erlaſſen gedenken, in Einvernehmen geſetzt und ſchließen ſich rückſichtlich der Zeit und des Ortes der abzuhaltenden Verſammlung wie des Wahlmodus der baldigſt erſcheinenden Einladung derſelben an. Darnach wird als Tag der Vorberathung der 15. October, als Vereinslocal der deutſche Hof in Frankfurt a. M. und als Wahlmodus der bezeichnet werden, daß von je 200 Lehrern 1 Vertreter geſendet werde.

Die verehrlichen Redactionen aller deutſchen Tages- und Localblätter werden hiermit zugleich gebeten, gegenwärtigen Aufruf in ihren reſp. Blättern abdrucken zu laſſen.

Dieſer Aufruf ſollte bereits unterm 23. v. M. ergehen, mußte aber nicht zu beſeitigender Hinderniſſe, namentlich der mit unſern badiſchen Collegen nothwendig gewordenen Beſprechung wegen, bis heute den 18. Sept. verſchoben werden.

Namens der ſämmtlichen Volksſchullehrer in Rheinheſſen:
A. Haas, in Bodenheim.
W. Joſt, in Oppenheim.
Hirtz, in Mainz.
Namens vieler Volkslehrer in Starkenburg:
Marckel, in Erfelden.
Friedr. Eck, in Offenbach.

Mannichfaltigkeiten.

Mittheilungen aus Paris. (Statiſtiſcher Bericht über die Bagnos in Frankreich.) Der Miniſter der franzöſiſchen Marine hat ſo eben den ſtatiſtiſchen Jahresbericht über die Bagnos in Frankreich veröffentlicht; aus demſelben ergibt ſich, daß dieſe Strafanſtalten am 1. Januar 1847 7867 überführte Verbrecher enthielten, unter welchen 106 ſechzehn bis zwanzig, 2147 zwanzig bis dreißig, 2458 einunddreißig bis vierzig, 1939 einundvierzig bis fünfzig, 887 einundfünfzig bis ſechzig und 330 ſechzig bis neunundſechzig Jahre zählten. 4660 waren unverheirathet, 2122 verheirathet, mit oder ohne Kinder, und 485 Wittwer. 4390 konnten weder leſen noch ſchreiben; 2696 konnten beides, aber nur unvollkommen; 668 laſen und ſchrieben ſehr gut und 113 hatten eine regelmäßige Erziehung erhalten. Aus den beiden letzten Kategorien geht hervor, daß Ehe und Erziehung zwei mächtige moraliſche Schutzmittel gegen Verbrechen ſind. Die Dauer der Strafzeit anlangend, ſo waren 41 zu weniger als fünf, 3232 von fünf bis zehn, 2202 von eilf bis zu zwanzig, 218 von einundzwanzig bis zu dreißig, 38 von einunddreißig bis zu vierzig, 12 von einundvierzig bis zu fünfzig, 8 von einundfünfzig bis zu ſechzig Jahren und 2026 zu lebenslänglicher harter Arbeit in den Bagnos verurtheilt. (Mdztg.)

Muſikanzeige.

Samſtag den 23. Sept. wird ſich das Muſikchor des 35. Regiments preußiſcher Reichstruppen unter Leitung ihres Kapellmeiſters Neumann in der Mainluſt in einem großen Harmonie-Concert hören laſſen. Jedenfalls wird wohl dieſer uns gebotene muſikaliſche Genuß ein recht zahlreiches Publikum daſelbſt verſammeln.

Mainwaſſer-Wärme: Am 23. Sept., Morgens 8 Uhr: 12 Grad.
Wilh. Goetsch, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Samſtag, 23. Sept. Der arteſiſche Brunnen, Zauberpoſſe mit Geſang in 4 Abth. von Räder, Muſik von mehreren Componiſten. (Gaſtrolle) Balthaſar: Hr. Ditt, vom Hoftheater zu Mannheim.

Sonntag, 24. Sept. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth. Muſik von Mozart. (Gaſtrolle) Papageno: Hr. Ditt, vom Hoftheater zu Mannheim.

Druck und Verlag von Hessse und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 259. Montag, den 25. September 1848.

Der Sohn des Pflanzers.

Novelle von G. Kant.

(Fortſetzung und Schluß.)

Braun hatte eben wieder das Buch zur Hand genommen, als die Thüre leiſe geöffnet wurde und des Pfarrers kleines Lottchen zum Vorſchein kam. Das Kind hatte ein Billet in der Hand, welches es ſchweigend dem Lehrer hinreichte. Braun las und erbleichte. Der Pfarrer kündigte ihm gerade die Klavierſtunde wegen Mißbrauch des Vertrauens auf, und ließ nebenbei noch etwas von mangelnder Beſcheidenheit fallen.

„Ach!“ ſagte das kleine Lottchen ſeufzend, „was weint zu Hauſe die Emilie. Der Vater hat ſie auch gar zu ſehr geſcholten, und die andere Woche ſchon ſoll ſie in die Stadt. Der Fritz hat geſagt, Sie hätten Emilie geküßt, und darüber ſind der Vater und die Mutter ſo böſe.“

Nach dieſen Worten hüpfte das Kind zur Thüre hinaus.

Die halbe Nacht konnte John nicht ſchlafen, und als ihm doch endlich der Schlummer die Augen ſchloß, hatte er einen gar ſonderbaren Traum. Emilie und er flüchtrten ſich, verfolgt vom Kammerſekretär. An's Meer gekommen, harrte ihrer eine ernſte weiße Jungfrau in einem goldglänzenden Nachen, mit einem Dreizack in der Hand. Dieſe winkte zum Einſteigen, und als ſie der Einladung Folge geleiſtet, durcheilte das kleine Fahrzeug mit Blitzesſchnelle die Wogen und landete an einer prächtigen Inſel. Hier war ein Palaſt von lauter Oliven errichtet, und inwendig ſtand ein Thron von Roſen und Vergißmeinnicht. Die weiße Jungfrau führte Emilien die Stufen des Thrones hinauf und ſagte: „Ich bin Schiller's Mädchen aus der Fremde,“ und verſchwand. John erwachte und befand ſich in einer ſehr proſaiſchen Welt.

Es läutete zur Kirche. Er nahm das Choralbuch unter den Arm und machte ſich auf den Weg zum Gotteshauſe. Es kam ihm vor, als wüßten alle Leute die Geſchichte von geſtern und ſähen ihn darum an. Auf der Orgel phantaſirte er gar wehmüthig, und als endlich der Pfarrer die Kanzel beſtiegen hatte und ihm vergönnt war, hinunter zu ſchauen auf einen gewiſſen Sitz, ach, da war der Sitz leer, — keine Emilie weit und breit. Die Räume der Kirche dünkten ihm öde und leer. Noch nie war er trauriger geſtimmt. Er hatte ſchon manches Bittere genoſſen in der Welt. Er war zwei traurige Jahre im Seminar geweſen, hierauf hatte er die Stelle eines Hauslehrers in einer vornehmen Familie bekleidet, alsdann eine Zeit lang in einem Landſtädtchen als Vikar an einer Schule gearbeitet, und endlich war ihm die Lehrerſtelle in dieſem Orte übertragen worden. Er, der Elternloſe, hatte zwar manch' dankbares Gemüth und manche empfängliche Seele gefunden; aber auch manch' ſchnöden Undank und manche Brutalität erfahren. Doch nirgends war er einer Emilie begegnet, und ach, dieſe Emilie ſollte er nicht mehr ſehen dürfen! Verzweifle nicht, junger Mann! Der Stern Deines Glückes iſt bereits über'm Horizonte erſchienen.

Des alten Schulzen Behauſung, worin die Hochzeit gefeiert werden ſollte, war ein großer, geräumiger Bauernhof innerhalb des Ortes. Der alte Schulz war reich, und Hofbauers Lieschens Mitgift rechnete man nach Tauſenden. Kein Wunder, daß die Vorbereitungen zur Hochzeit großartig, prächtig waren. Um ein Uhr des Nachmittags verſammelten ſich die Geladenen in des Bräutigams Wohnung. Auch John kam, und fand bereits ſeinen böſen Genius, den Kammerſekretär, welcher um Emilien herumſchwänzelte. Das Mädchen aber wich ihm ſtets aus, und das freute unſeren Braun. Emilie ſah heute etwas blaß aus, und war weniger neckiſch als ſonſt gelaunt.

Viele von den Ortsbewohnern, die vermöge ihres verwandtſchaftlichen Grades hätten gegenwärtig ſeyn ſollen, vermißte man in den Reihen der Gäſte. Sie waren nicht hier, weil ein verderblicher Zwieſpalt unter den Gliedern dieſer Gemeinde herrſchte wegen der Bürgermeiſter- und Gemeinderathswahlen; denn der Ehrgeiz hat ſich bis in die Hütten der Landleute ſeinen Weg gebahnt.

Die Glocken läuteten zuſammen, und man ſetzte ſich nach der Kirche in Bewegung. Unterwegs ward der Zug durch Buben gehemmt, die eine Schnur quer über die Gaſſe gezogen hatten und dabei ſangen:

„Hört, ihr Herren, aufgeſchaut,
Unſer iſt die junge Braut;
Wer ſie will zu eigen haben,
Muß uns reichen ſchöne Gaben!“

Der Bräutigam warf den hemmenden Knaben eine Hand voll kleiner Silbermünzen dar, und man konnte ungehindert paſſiren.

Nach vollzogener Trauung verſammelten ſich die Gäſte abermals im Hochzeitshauſe, und nun ging eine Schmauſerei ſonder Gleichen los. Ich will die freundlichen Leſer mit Aufzählung der Gerichte nicht langweilen. Aber das muß ich ſagen, daß alle Anweſenden, zwei Perſonen ausgenommen, außerordentlich vergnügt waren, und von den zwei Perſonen, welche die allgemeine Heiterkeit nicht theilten, hieß die eine John und die andere Emilie. Der Kammerſekretär hatte den Geiſtlichen und ſeine Frau förmlich in Beſchlag genommen, und erzählte eine Anekdote auf die andere. Emilie ſah ſehr zerſtreut aus, und würdigte den Anekdotenjäger keines Blickes, deſto häufiger aber ſah ſie nach der Seite des Zimmers, wo John Braun ſaß. Ihre Mutter bemerkte dies, und gab ihr mit dem Auge einen Verweis.

Auf dieſe Weiſe, nämlich mit Eſſen, Trinken und Schwatzen, waren einige Stunden herumgegangen, und die Kirchenuhr ſchlug vier. Da ſchmetterten plötzlich die Töne eines Poſthorns in die

Digitized by Google

Gaſſen des ſonntäglich ſtillen Dörfchens hinein, und eine ſchwere Kutſche raſſelte geräuſchvoll über das unebene Straßenpflaſter. Alles lief an die Fenſter und bewunderte die ſeltene Erſcheinung. Auch mit den Hochzeitsgäſten war dies der Fall.

„Wahrſcheinlich kommt Beſuch auf's Schloß," ſagte der Kammerſekretär vornehm.

Dem war übrigens nicht ſo. Kaum war die Kutſche einige Minuten vorbei, als ſie auch wieder zurückkehrte und vor dem Hochzeitshauſe ſtill hielt. Ein fremder Herr und eine Dame, beide reich gekleidet, ſtiegen aus und traten zum Erſtaunen aller Hochzeitsgäſte ohne Umſtände in's Zimmer, verbeugten ſich mit feinem Anſtande und durchmuſterten mit ſcharfen Blicken die Reihen der Anweſenden, ohne eine Sylbe zu ſprechen. Länger als die Uebrigen ſahen ſie den Kammerſekretär an; doch wendeten ſie ſich bald wieder unbefriedigt von ihm weg und kehrten ſich nach der entgegengeſetzten Seite, wo John Braun ſaß. Die fremde Dame hatte dieſen nicht ſobald in's Auge gefaßt, als ſie auch freudig in engliſcher Sprache ausrief: „Ja, das iſt er! das iſt unſer verlorner John! Gerade ſo ſahſt Du aus, als ich Dich zum erſtenmale erblickte, Henry! Der junge Mann ward zuerſt bleich, dann glühend roth vor Ueberraſchung; ſchnell aber brach, wie ein gewaltiger Strom, eine Ahnung aus dem Innern; er ſprang mit einem Satze hinter dem Tiſche hervor und eilte auf die fremde Dame los und ſagte mit vor Bewegung erſtickter Stimme in engliſcher Sprache: „Wär' es möglich! Sie meine Mutter und Sie mein Vater?"

„Ja, Dein Vater, Deine Mutter, Herzensjunge!" ließ die Stimme des unerwartet eintretenden alten Pfarrers B., John's Pflegevater, vernehmen. „Ja, Du haſt Deine Eltern wieder gefunden!"

Die Scene, welche nun folgte, beſchreiben zu wollen, wäre vergebliche Mühe. Daher übergehe ich ſie mit Stillſchweigen und bemerke nur, daß, als der erſte Rauſch des Wiederfindens nach zwei und zwanzig Jahren vorüber war, der alte Pfarrer B. die Geſellſchaft im Namen der Fremden wegen der Unterbrechung um Verzeihung bat und dieſelben als die Eltern ihres ſeitherigen Lehrers vorſtellte, die, unermeßlich reiche Leute, von einer fernen Inſel gekommen wären, um ihren Sohn abzuholen. Die arme Emilie fuhr bei dem letzten Worte erſchrocken zuſammen. Sie hätte dies indeſſen nicht nöthig gehabt. John nahm nämlich ſeinen Vater bei der einen und ſeine Mutter bei der andern Hand und ſtellte ſie dem Pfarrer und ſeiner Gattin vor. Während die beiden Herren mit Hülfe der franzöſiſchen Sprache eine leidliche Converſation zu Stande brachten, griff John heimlich Emiliens Hand, drückte ſie, fühlte einen leiſen Gegendruck und flüſterte ihr einige Worte zu, worüber ſie erröthete und dann mit dem Köpfchen nickte. Der Kammerſekretär duckte ſich in eine Ecke und hätte vor Verdruß in die Erde ſinken mögen.

Nachdem John's Eltern und ſein Pflegevater, der Pfarrer B., noch einige Zeit im Hochzeitshauſe geblieben waren, und Herr Harving die Brautleute reichlich beſchenkt hatte, begaben ſie ſich erſt in's Schulhaus und dann auf Einladung des geiſtlichen Ehepaares in's Pfarrhaus.

Der Poſtillon mußte wieder leer in die Stadt zurück, und Herr Harving blieb mit ſeiner Gattin und dem Pflegevater ſeines Sohnes einige Tage in dem ſtillen Dorfe. Da wurde denn beſtändig von beiden Seiten erzählt, gefragt und bedauert. John erfuhr auch, daß ſeine Eltern früher hätten in Deutſchland ankommen können, wenn ſein Vetter Walter Harving, der jetzt die Beſitzung in Oſtindien verwalte, nicht längere Zeit an einer gefährlichen Krankheit darnieder gelegen hätte.

Das Verhältniß John's zu Emilien war bald für ſeine Eltern kein Geheimniß mehr, und ſie ſegneten freudig den Bund, den die Herzen bereits geſchloſſen.

Einen Monat ſpäter fuhr abermals eine Poſtkutſche in das Dorf, und wieder ſtieg Herr Henry Harving, Miſtreß Lucy und der Pfarrer B. aus. Zwei Stunden ſpäter ſtand John Harving an Emiliens Seite am Traualtar.

In den Tagen des Vorparlaments kam der aus Piſa in Italien zurückkehrende John Harving, nachdem er ſeinem Pflegevater einen Beſuch gemacht, nach Frankfurt. Hier erwartete ihn ſchon in dem * * * Hotel eine Anzahl früherer Collegen, die er hierher geboten. Der reiche ci-devant Schullehrer ließ ein ausgeſuchtes Mahl auftragen, und nachdem dieſes beendet, wurde bei'm feurigſten Rheinwein die Wiederauferſtehung Deutſchlands gefeiert, des Landes, das, wie ſich John ausdrückte, vor allen Ländern der Erde der Freiheit am würdigſten iſt.

„Obgleich einer andern Nation entſproſſen," ſagte er bei ſeiner Abſchiedsrede, „ſchulde ich dieſem Lande doch mein ganzes geiſtiges Seyn. Ich habe einen der treueſten und ehrwürdigſten Menſchen, welche vielleicht hienieden wandeln, meinen Pflegevater, hier gefunden; ich habe Freunde kennen gelernt, die ich nie vergeſſen kann; ich verdanke endlich das Liebſte auf dieſer Erde, meine theuere Emilie, dieſem Lande. Und darum, meine Freunde, ſchlägt mein Herz ſo warm für Deutſchland, wie für kein anderes Land. Es lebe hoch, das große, ſchöne Germania!"

John Harving begab ſich von Frankfurt aus nach Weſtindien, um die Plantage auf Jamaika an ſeinen Vetter käuflich abzutreten und dann wieder nach Italien zurückzukehren. Er ſagte auch, daß er ſpäter beabſichtige, ſeinen Wohnſitz für immer in einer Stadt des mittleren Deutſchlands zu nehmen.

Der neue Bürgerverein in Offenbach.

(Vorgetragen daſelbſt von J. Pirazzi.)

(Schluß.)

Sollte die Regierung aber von der Bahn des Fortſchrittes, von den Errungenſchaften unſerer glorreichen Revolution jemals ablenken und eine retrograde Bewegung einſchlagen, oder uns ein X für ein U machen wollen, ſo werden wir uns dies nachdrücklichſt *verbitten* und unſern Bitten auf rechtlichem Wege *Eingang* zu verſchaffen ſuchen, doch nicht in ſo roher und brutaler Weiſe, wie dies leider ſo häufig geſchieht. Man kann *entſchieden* und *energiſch* in der *Sache* und doch *gemäßigt* und *höflich* in der *Form* ſeyn, ſagte jüngſt ein Redner in der Paulskirche und er hat gewiß recht. Ich ſollte denken, daß wir auf dieſem Wege weiter kommen, als wenn wir gleich mit Kolben und Senſen dreinſchlagen und die rothe Hahnenfeder aufſtecken. Höflichkeit bleibt immer eine lobenswerthe Tugend, auch bei einem Republikaner. Grobheit und Brutalität können einer guten Sache nur ſchaden und eine ſchlechte niemals gut machen. Es hat mir Das bei vielen unſerer beliebten Volksredner, welche ihre Kraft in der Ungeſchliffenheit und ihren Patriotismus in maßloſen Schimpfreden gegen die Fürſten und Regierungen ſuchen, oft ſehr mißfallen und es iſt auffallend, aber ſehr bezeichnend, daß gerade Die das Maul jetzt am vollſten nehmen, welche früher, als noch Gefahr damit verbunden war, am zahmſten und ſchweigſamſten waren, und umgekehrt, die im Kampf gegen den Abſolutismus und die Knechtſchaft ergrauten Männer, welche die Wundmähler ihrer Hingebung an die Sache der Freiheit noch an ſich tragen, jetzt am gemäßigtſten und beſcheidenſten ſind. Ich kenne Leute — und ich geſtehe, daß ich ſelbſt dazu gehöre — die aus ſchlagenden Gründen überall hingehen, nur zu keiner Volksverſammlung, und ich glaube, eine *Zerſtreuung* bei derartigen *Verſammlungen* iſt ihnen nicht übel zu nehmen. Mit dem Namen „Volk" wird überhaupt ein ſchmählicher Mißbrauch getrieben. Wie die Jeſuiten „zur größeren Ehre Gottes" die gröbſten

Digitized by Google

Laſter und Sünden begehen, gibt es jetzt Wortführer und Tagesbelden, die im Namen des Volkes und zum größeren Wohle deſſelben ihrem Ehrgeiz, ihrem Eigennutz und ihrer blinden Leidenſchaft fröhnen. Das arme Volk! Früher ward es von den Fürſten betrogen, jetzt von ſeinem eigenen Fleiſch und Blut. Man glaube und vertraue nicht jeder neuen Firma, die ſich unter dem empfehlenden Namen „Volksfreund" etablirt, man vertraue mehr den längſtbewährten, welche dafür bekannt ſind, daß ſie echte Waare führen. — Die Einrichtung, daß auch geſellige Unterhaltung in unſerem Bürgervereine gepflogen wird, iſt gewiß eine ſehr löbliche. Im traulichen Geſpräch verſtändigt man ſich leichter, als bei Controversreden von der Tribüne herunter. Zudem hat nicht Jeder Talent dazu, aber an einer politiſch-geſelligen Unterhaltung kann Jeder Theil nehmen. Man wird ſich bei dieſer Gelegenheit näher kennen lernen, der Unterſchied der Stände wird keine Scheidewand bilden, ein zwangloſer Anſtand den Umgang behaglich und angenehm machen. Von dem Näherkennenlernen hängt überhaupt viel ab, denn Mißverſtändniſſe, Verläumdungen und Gehäſſigkeiten würden nicht ſo leicht Eingang finden, wenn die Menſchen mehr perſönlich und geſellig mit einander verkehrten, wenn ſie nicht allein politiſch, religiös, merkantiliſch und gewerblich, nicht kiſten- und kaſtenartig, ſondern rein menſchlich ſich öfter vereinigten und aſſocirten. Die Politik hat ohnehin etwas Herbes, Zerſetzendes, Giftiges und Feindſeliges; ſie kommt mir in gewiſſer Beziehung vor wie Scheidewaſſer, denn ſie ſcheidet die beſten Freunde. Der politiſche Fanatismus iſt beinahe eben ſo ſchlimm, als der religiöſe. Iſt es doch, als ob ſeit dem Monat März in gewiſſe Menſchen ein böſer Dämon gefahren ſey, welcher ſie unabläſſig aufregt und die ehemals fromme Milch ihrer Denkungsart in gährend Drachengift verwandelt. Ich kenne ein Ehepaar, welches viele Jahre in der glücklichſten Harmonie lebte, aber jetzt beſtändig mit einander hadert; ſie glüht für die Republik; ſie geht mit der Republik zu Bette und ſteht mit der Republik auf, beſucht die Nationalverſammlung, liebäugelt mit der äußerſten Linken und iſt im Begriff, einen demokratiſchen Frauenverein auf der breiteſten Unterlage zu gründen; er iſt ein enragirter Monarchiſt, ein ſ. g. Conſtitutioneller, er nimmt es ſeiner Frau ſehr übel, daß ſie ſo wenig conſervativ iſt, und ſich deshalb auch ſo ſchlecht conſervirt; er meint, das conſervative Element ſey das einzige, welches den Frauen zieme, für welches ſie ſich intereſſiren ſollten und das ſie gut kleide. Ich fürchte, das Pärchen wird demnächſt ſich ſcheiden laſſen. — Möge unſer Bürgerverein die Bitterkeiten der Politik, den Parteihaß und den Bürgerzwiſt von uns fern halten. Wir haben zwar eine ernſte, hochwichtige Sache zu vertreten, aber gerade, weil ſie ſo ernſt iſt, möge Humor und Gemüthlichkeit als niederſchlagende Beimiſchung für die gährenden und brauſenden Elemente zugelaſſen werden. Somit wünſche ich unſerem jungen Verein von Herzen ein kräftiges Gedeihen und halte mich deſſen Wohlwollen beſtens empfohlen.

Deutſchkatholiken in Wien.

Wer hätte das gedacht! Noch vor einem halben Jahre würde Jeder, der von Deutſchkatholiken nur geſprochen oder gar für ſie gewirkt hätte, in Oeſterreich als Verbrecher oder Wahnſinniger eingeſetzt worden ſeyn, und jetzt iſt die Bewegung mitten im Herzen des Kaiſerthums losgebrochen. Man hatte gewiß Alles gethan, um die alten Inſtitutionen aufrecht und das Volk von der Bildung der Zeit entfernt zu halten. Wer die Mittel kennen lernen wollte, ein Volk in ausgedachteſter Weiſe in geiſtiger Sclaverei zu halten und auch in der Religion ihm keine andere Bewegung zu geſtatten, als in ſinnlichem und gedankenloſem Hinleben für den entbehrten Genuß der Freiheit Entſchädigung zu ſuchen und ſeine Thatkraft dadurch vernichten zu wollen, der mußte nach Wien gehen, und wer ſehen will, wie ein edles Volk allen dieſen Künſten trotzt und im rechten Augenblick kräftiger als ein anderes ſich zum Kampfe für die Geiſtesfreiheit erhebt, der muß jetzt auf Wien blicken. Was haben alle Bemühungen der Jeſuiten geholfen? Los von Rom! donnert es durch die Straßen der Stadt, und wiederum iſt Chriſtus gekommen, das Schwert zu bringen, das er ſtets bringt, wenn ein Kampf zwiſchen Alt und Neu anhebt, und das Alte dem Neuen nicht Platz machen will, aber kein Kampf, in dem mit dem Schwerte Blut und Wunden erzeugt werden, ſondern ein geiſtiger Kampf, ein Kampf, in dem es gilt, mit Gründen zu ſtreiten, die Feinde zu vertreiben, mit feurigen Zungen die Wahrheit zu verkündigen, zu vertheidigen, ein Kampf, in dem, wie Luther ſagt, die Geiſter auf einander platzen, in dem aber auch, wenn es blitzt und kracht, nicht die ſanfte, freundliche Stimme der Liebe überhört wird, die die Leidenſchaften bändigt und die Verſtändigung anbahnt. Ein ſolcher Kampf wird jetzt in Wien um die Kirche gekämpft, und es verlohnt ſich der Mühe, einen Augenblick ihn in's Auge zu faſſen.

Los von Rom! heißt es, von eben demſelben Rom, das Jahrhunderte lang durch die Bildung und die Gewalt, als ihm dieſe Bildung gefährlich wurde, geherrſcht hat. Iſt dies nicht Lehre genug für Diejenigen, die ſich von ererbten Vorurtheilen auch in der proteſtantiſchen Kirche nicht trennen und auf ihre Macht zu pochen nicht aufhören wollen? Rom iſt überall, nicht blos über den Bergen. Ueberall wo in der Kirche ein veralteter Zuſtand mit geiſtigen Feſſeln die Menſchen noch unter ſich zwingen und ihr religiöſes Leben beengen will, da iſt Rom. Aber ein Wien iſt auch überall, nicht blos an der Donau, wenn es gilt, das Recht der Zeit ſolchen veralteten Formen gegenüber geltend zu machen und der Religion die ihr gebührende Stellung zu geben. Merkt euch Dies, die ihr in der proteſtantiſchen Kirche der geiſtigen Bewegung einen Riegel vorzuſchieben beabſichtigen möchtet. Schiebt ihr ihn vor, ſo ſteht ihr auf der Seite Roms, und der Kampf, den ihr zu beſtehen habt, wird euch Kämpfer von daher entgegen führen, von wo ihr es nicht erwartet habt.

Iſt dies nicht für das Rom über den Bergen mit Oeſterreich geſchehen? hat man nicht geglaubt, dort das Volk ſo in der Gefangenſchaft des Glaubens und des Gehorſams zu halten, daß ein Entkommen für es nicht möglich ſchien? Iſt dies nicht das Land, in dem noch vor nicht langen Jahren proteſtantiſche Salzburger von Haus und Hof vertrieben wurden um ihres Glaubens willen? Iſt dies nicht das Land, wo die katholiſche Pfaffenwirthſchaft es dahin gebracht hatte, daß noch bis jetzt den Proteſtanten, allen Verträgen zum Trotz, keine Kirchen geſtattet wurden? Iſt dies nicht das Land, in dem noch vor Kurzem eine Zolllinie gegen jede freie geiſtige, zuletzt gegen die deutſch-katholiſche Bewegung ſo feſt geſchloſſen war, daß es dem Bruder nicht möglich war, wie dies vorgekommen, dem ſterbenden Bruder noch einmal die Hand zu reichen, weil er als Deutſchkatholik das Land nicht betreten durfte? Iſt es nicht das Land, in dem es dahin gebracht war, daß Schiller und Göthe darin als ſo arge Ketzer erſchienen, daß man in einem Theile deſſelben ihre Bildniſſe nicht einmal dulden wollte? Und in dieſem Lande, mitten im Herzen deſſelben, brauſt jetzt auf einmal der Geiſt, wie der Sturmwind um altes Gemäuer, ein Zeichen, daß er ſich nicht fangen und binden läßt, indem er bläſt, wo er will, und daß ein edles Volk, das den Keim lebendiger Thatkraft in ſich trägt, ſich durch keine, ſelbſt die größten Anſtrengungen ſo erniedrigen läßt, daß es nicht zu ſeiner Zeit Denjenigen, die es am Gängelband des Glaubens führen wollten, entſchlüpfen könnte. Merkt euch Das, die ihr mit dem Nebel aller Satzungen das

Digitized by Google

teutſche Volk wieder in neuen Gehorſam zu bringen ſucht in der proteſtantiſchen wie katholiſchen Kirche. Es geht nicht, der Wind bläſt, wie er will, und das Sauſen, das ihr in Wien hört, mag euch erinnern, daß es, wenn ihr es vernehmt, ſo daß es euch gilt, es zu ſpät iſt, noch etwas daran abzuändern.

Und womit wird dieſer Kampf gekämpft? Mit Schwertern? Mit Worten, mit Wahrheit, mit feuriger Rede und Ueberzeugung! Mit dem Zeitgeiſt hat Rom geherrſcht, als es Völkern und Königen Befehle gab, mit dem Zeitgeiſt wird Rom bekämpft, wenn Völker und Könige ſich nicht mehr von ihm befehlen laſſen wollen. Rom hat keine Heere geſchickt, um die Welt zu unterjochen. Rom hat geſprochen, und die Völker haben gehorcht. Jetzt werden die Völker ſprechen, und wenn Rom auch nicht gehorcht, ſo werden die Völker doch frei von ihm ſeyn, ſobald ſie ſagen: wir wollen es ſeyn. Mit dem Wort hat aber auch Luther gegen die katholiſche Kirche gekämpft. Von dem Worte ſind die Mauern des Vaticans erbebt, auf das Wort iſt die proteſtantiſche Kirche gegründet. Mit dem Worte habt ihr aber, die ihr die proteſtantiſche Kirche in dem Gehorſam des Glaubens, d. h. in euerer Dienſtbarkeit zu erhalten ſucht, zu kämpfen verlernt. Ihr kämpfet mit Acten und Polizei. Ihr würdet es fortſetzen, wenn ihr könntet. Mit dem Worte werden wir gegen euch kämpfen, von dem Worte werdet ihr überwunden werden. (Luzifer.)

Mannichfaltigkeiten.

Der bekannte Felicien David hat eine neue ſogenannte Symphonie-Ode in 2 Theilen mit Solos und Chören vollendet. Sie heißt „Eden" und Hauptrolle haben Adam, Eva und Satan. — Albert Lorzing hat dagegen eine neue Oper „Regina" geſchrieben, deren Stoff aus unſerer Zeit genommen und ſehr anziehend ſeyn ſoll. (Modenz.)

Korreſpondenz.

Aus dem Fürſtenthum Waldeck, 17. Sept.

In Nro. 247 der Didaskalia findet ſich ein Correſpondenzartikel aus dem Waldeck'ſchen, der auf eine unehrenhafte Weiſe unſeren würdigen Vertreter in der Nationalverſammlung, Hrn. Dr. Backhaus, gröblich verletzt. Doch das genügt dem Verfaſſer jenes Artikels nicht. Er ſucht auch die Bewohner von Stadt und Land, die in einer Menge von Adreſſen, den Angriffen beſonders eines Aroiſer Mißtrauensvotum gegenüber, als Freunde des Hrn. Dr. Backhaus aufgetreten ſind, mit boshaftem Hohne zu verdächtigen. Mit Jubel wurde jener Schmähartikel von der Rückſchrittspartei begrüßt. Dieſer iſt Hr. Dr. Backhaus längſt ein Dorn im Auge geweſen. Sie lauert nur auf eine Gelegenheit, um ihm einen Stoß zu geben, der ſeinen Sturz herbeiführen ſollte. Da wurde eine gedruckte Petition, deren Abfaſſung allgemein unſerem Nationalvertreter zugeſchrieben wurde, und dieſelbe, welche der anonyme Lügencorreſpondent „eine krampfartige Sturmpetion" nennt, an die Landſtände aus vielen Orten unſeres Landes, mit vielen Unterſchriften verſehen, eingereicht. Dieſe ſtellte Forderungen, die eine Regierung, welche die Zeit begriffen, ſchon längſt erfüllt haben würde, z. B. Verwandlung der Domänen in Staatsgut, Vereinbarung einer mäßigen Hofdotation, Vereinfachung der Verwaltung, gründliche Reform des Gerichtsweſens u. ſ. w. Gingen alle dieſe Forderungen in Erfüllung, ſo hätte freilich mancher Rath oder Unrath unter den Beamten und die Legion von Advokaten unſeres Landes bedeutende Nachtheile zu erwarten. Daher auch der gränzenloſe Grimm der Rückſchrittsmänner. Dabei aber beſitzen ſie ſo viel Schlauheit, nicht die Forderungen der Petition anzugreifen, ſondern ſich einzig und allein auf den Eingang zu derſelben zu klemmen, in welchem von der Regierung folgendermaßen geſagt wird: „Wir verkennen das Schwierige Ihrer Stellung nicht, neben einer Regierung, welche die weiten Zugeſtändniſſe vom Frühjahre gern wieder in's Enge zöge, welche unfähig und urtheillos umhertappt und Menſchen und Verhältniſſe noch immer im Widerſcheine des grünen Tiſches ſieht ꝛc." — Das ſind freilich Worte, die der Regierungspartei, die mit der ganzen Beamtenwelt unſeres Ländchens eine Klüngelei und Familienverkettung bildet, ſchlimmer als die Töne einer Katzenmuſik in den Ohren gellen. Daher ihr Geſchrei: Aufreizung gegen die Staatsregierung, Verdächtigung und Verläumdung derſelben ꝛc. Das Volk, von dem Aroiſer Mißtrauensvotum die „wenigen Vernünftigen" genannt, hat darüber ein geſünderes Urtheil als die „intelligenten" Waldeck'ſchen Staatsmänner, als ein Theil der „intelligenten" Klaſſen unſeres Landes (als ob wir Uebrigen durchaus ohne Intelligenz wären?). „Wie," ſpricht das Volk, „ſollten wohl die Umwälzungen der Märztage und die Aroiſer Aprilſtürme unſere Regierung, bei einem nur theilweiſen Perſonenwechſel, wirklich freiſinnig gemacht haben? Beweiſen uns das etwa die damals gegebenen freien Zugeſtändniſſe? Gewiß nicht; denn eine wirkliche und dauerhafte Umwandlung kommt nicht ſo auf einmal. Einem chamäleonartigen Farbenwechſel aber iſt nicht zu trauen, und wie gern die Regierung ihr altes, bequemes Syſtem, bei dem ſie im Schlummer dekretiren konnte, wieder herbeiwünſchen mag, das kann man ſich leicht denken." — So urtheilt das Volk. Ob daſſelbe Recht hat, das weiß Der, dem nichts verborgen iſt. — Ob die Regierung zuweilen noch umhertappen und Menſchen und Verhältniſſe noch immer im Widerſcheine des grünen Tiſches ſehe: das können uns unſere Pyrmonter Brüder ſagen, die durch die Schuld unſerer Regierung bei der Nationalverſammlung bis jetzt noch unvertreten ſind. — Die Petition rief unter einer Partei, die jedoch nur einen unbedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung unſeres Landes ausmacht, gegen unſeren freiſinnigen Nationalvertreter einen wahren Ingrimm hervor, der aber in hämiſches Frohlocken ſich umwandelte, als der Bruder des Hrn. Dr. Backhaus, der Gutsbeſitzer Hr. Backhaus in Giſlitz, in einem Artikel des Waldeck'ſchen Volksboten erklärte, daß er allein die Petition zu vertreten habe, daß ſie auf ſeine Koſten gedruckt und verbreitet ſey. Daher der (nur auf eine Vermuthung gegründete) Vorwurf der „Verleugnung ſeiner ungezogenen Tochter", den der Verf. jenes verdächtigenden Correſpondenzartikels unſerem Nationalvertreter macht. — Ferner ſollen unbedachtſame Correſpondenzen Hrn. Dr. Backhaus in den Ruf eines unbeſonnenen, eitlen, ſelbſtſüchtigen, unehrenhaften Mannes gebracht haben. Durch unberufene Verräther eines Privatbriefwechſels wurde das Antwortſchreiben an einen gewiſſen Schreinermeiſter veröffentlicht, das obige Vorwürfe rechtfertigen ſollte. Daſſelbe enthält aber durchaus nichts, was ein übles Licht auf den Charakter unſeres Nationalvertreters werfen könnte. Es zeigt uns vielmehr einen offenen, biederen, leutſeligen Charakter. — Wie konnte nun der Verf. jenes Artikels in No. 247 der Didaskalia Hrn. Dr. B. mit ſolchen Vorwürfen überhäufen? Wahrlich, der Verf iſt nichts weniger als ein ehrenwerther Mann, ſonſt hätte er das nicht gethan. Er dachte wahrſcheinlich: „Es gelingt uns nicht; den uns verhaßten Nationalvertreter bei dem Volke herabzuſetzen, ich will es bei ſeinen Freunden in Frankfurt verſuchen, um ihm ſo den Sturz zu bereiten." Der Pfeil der Verläumdung ſchnellt zurück und wird Denjenigen ereilen, der ihn abgeſendet hat.

Ein Rückſchrittsfreund, im Namen vieler Fortſchrittsfreunde.

Mainwaſſer-Wärme: Am 25. Sept., Morgens 8 Uhr: 13 Grad.

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer

Theater-Anzeige.

Montag, 25. Sept. Ein deutſcher Krieger, Schauſpiel in 3 Abth. von Bauernfeld.

Dienſtag, 26. Sept. Die ſchöne Müllerin, Luſtſpiel in 1 Akt aus dem Franzöſiſchen von Voth. (Gaſtrolle) Jean: Hr. Meaubert, vom Theater zu Zürich. Hierauf: Wallenſtein's Lager, dramatiſches Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege in 1 Akt, von Fr. v. Schiller, mit Muſik und Chor.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 260. Dienſtag, den 26. September 1848.

Das Hoſpital „les Quinze-Vingts“ zu Paris.

Nach dem Franzöſiſchen. Uebertragen von G. Overmann.

Bei ſeiner Rückkehr vom erſten Kreuzzuge brachte der heilige Ludwig, König von Frankreich, dreihundert Edelleute mit in die Heimath, die der glühende Sand der Wüſte des Geſichts beraubt hatte. Er kaufte ein in der Straße St. Honoré, an der Ecke der Straße St. Nicaiſe zu Paris, belegenes Grundſtück, und ließ hier für ſeine unglücklichen Waffengefährten ein Aſyl errichten, dem er den Namen „Hospice des Quinze-Vingts“ (fünfzehn Mal zwanzig) beilegte. Sie wurden mit ihren Familien in dieſes Gebäude aufgenommen. In der Stiftungsurkunde heißt es, daß bei dem Ableben eines jeden Bewohners dieſes Ortes ein anderer, ebenfalls armer und von Blindheit heimgeſuchter Mann hier Aufnahme finden ſolle. Dies war der erſte Urſprung der den Blinden gewidmeten Spitäler.

Mit einigen unbedeutenden Abänderungen verblieb die Stiftung in dieſem Zuſtande bis zum Jahre 1779, wo der Kardinal von Rohan, Großalmoſenier von Frankreich, die „Quinze-Vingts“ in das früher von den ſchwarzen Muſketieren bewohnte, in der Vorſtadt St. Antoine befindliche Hotel überſiedelte. Er verbeſſerte die Verwaltung, beſtimmte die Anzahl der aufzunehmenden Armen auf achthundert und erhöhte die bis dahin auf 13 Sous 6 Deniers feſtgeſetzte Unterſtützung auf 26 Sous täglich. Außerdem ward jedes Kind dieſer Unglücklichen im Spital ernährt, und erhielt, bis zum ſechzehnten Jahre, eine tägliche Beihülfe von zwei Sous. In dieſem Alter lehrte man jene Kinder ein Handwerk, und ſie verließen die Anſtalt erſt dann, wenn ſie im Stande waren, ihr Brod ſelbſt zu verdienen.

Dieſe weiſen Maßregeln wurden noch verbeſſert durch eine Verfügung des Pariſer Parlaments vom 14. März 1783, welche eine Vermehrung der Stellen für zwanzig von Blindheit heimgeſuchte Arme aus den Provinzen verordnete, denen hier unentgeltlich Wohnung, Koſt, Kleidung und ärztliche Behandlung zu Theil wurde, und wodurch außerdem beſtimmt ward, daß ſämmtliche an Augenübeln leidende Pariſer Arme hier ärztlich verpflegt werden ſollten.

Allein dieſe Anſtalt war weit entfernt, den Anforderungen der Menſchlichkeit zu genügen; ſeit längerer Zeit war eine große Anzahl junger Blinden in die verſchiedenen Spitäler vertheilt, wo ſie vor Kummer und Langeweile hinſtarben. Noch gab es Andere, welche den Spitälern fremd waren, die Stadt durchzogen und ſich dem Betteln ergaben.

Im Jahr 1784 nahm Herr Hany, Bruder des berühmten Mineralogen, ſich einiger dieſer Unglücklichen an, und gründete, unterſtützt von der philantropiſchen Geſellſchaft, eine anſpruchsloſe Stiftung in der Straße Notre-Dame des Victoires No. 13. Er machte es ſich zur Aufgabe, den Verſtand ſeiner jungen Zöglinge zu entwickeln, ſchrieb für ſie Bücher und Muſik in erhabenen Buchſtaben, welche ſie vermittelſt des Gefühls leicht entziffern. Auch leitete er ſie allmälig zu den verſchiedenartigſten Kenntniſſen des menſchlichen Geiſtes.

Man ſprach viel über die Erfolge ſeines Wirkens, und Ludwig XVI. war neugierig, durch eigene Anſchauung ſich ein Urtheil darüber zu bilden. Herr Hany führte ſeine Zöglinge nach Verſailles, und der ganze Hof war von Erſtaunen über ihre Leiſtungen hingeriſſen.

Seit dieſer Zeit intereſſirten ſich die vornehmſten Perſonen für dieſe Anſtalt. Der König befahl, daß die jungen Blinden auf Koſten des Staats unterhalten werden ſollten, und im Jahre 1790 bewilligte man ihnen, auf Verwendung des Herrn von Larochefoucauld-Liancourt, das Cöleſtinerkloſter zu ihrem Aufenthalte. Ausgezeichnete Damen, wie die Frauen von Staël, von Planoi, Duménil, von Lafayette, hatten der Sache jener Unglücklichen ſich angenommen und die Theilnahme kräftig rege zu erhalten gewußt, die das Publikum ihnen widmete.

Die konſtituirende Verſammlung beſtätigte durch Dekret vom Jahre 1791 Ludwigs XVI. obengedachten Beſchluß.

Ein Geſetz vom 10. Thermidor J. III. ſonderte das Inſtitut der arbeitenden Blinden von jenem der Taubſtummen ab, mit welchem daſſelbe einige Zeit vereinigt geweſen war, und überwies der erſtgenannten Anſtalt das Gebäude der Kloſterfrauen zur heil. Katharina, in der Lombard-Straße.

Endlich verordnete ein Beſchluß der Konſuln vom 26. Pluvioſe J. IX. die unverzügliche Ueberführung der arbeitenden Blinden in die Räume der Quinze-Vingts. Es wurde ſofort in dem neuen Lokal eine Buchdruckerei eingerichtet, deren Betrieb ganz regelmäßig geführt ward, und ſpäter, gegen 1807, ſchuf Herr Hellmann für dieſe Unglücklichen einen neuen Arbeits- und Erwerbszweig in der Fabrikation des Perkals, des Calico's und der verſchiedenen Arten von Schnüren.

Eine königliche Verordnung von 1815, welche jedoch erſt am 20. Februar 1816 zur Ausführung gelangte, befahl die Trennung der beiden Etabliſſements und die Verlegung des Inſtituts für die jungen Blinden in das ehemalige Seminar St. Firmin, Straße St. Victor No. 68. Es wurden für die Blinden beiderlei Geſchlechts beſondere Klaſſen gebildet und Werkſtätten eingerichtet. Die Mädchen erhielten Unterricht im Leſen, Schreiben, in der Muſik und verſchiedenen Handarbeiten; die Knaben im Leſen, Schreiben, in der Mathematik, Geſchichte, Geographie, Muſik und mehreren mechaniſchen Arbeiten.

Seit 1844 hat man das Etabliſſement in der Straße St. Victor verlaſſen, und es iſt an deſſen Stelle ein neues Haus auf dem Boulevard der Invaliden eingeweiht worden. Dieſes, ſeinem Zwecke vollkommen entſprechende Gebäude läßt Nichts zu wünſchen übrig: es kann dreihundert Kinder aufnehmen.

Digitized by Google

Das Hoſpiz der Quinze-Vingts iſt ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gemäß wieder eingerichtet. Es umfaßt 300 erwachſene Blinde, welche, ein Jeder mit ſeiner Familie, ein beſonderes Lokal bewohnen, Koſt, Heizung und Kleidung, und außerdem täglich eine baare Unterſtützung von 33 Centimen erhalten. Ferner enthält daſſelbe 600 Blinde zweiter Klaſſe, welche nicht im Innern des Hauſes wohnen, ſondern eine mäßige jährliche Unterſtützung von 100, 150 oder 200 Franken genießen, und das Recht zur Mitbewerbung um ihre Aufnahme in die erſte Klaſſe beſitzen. Auch die Armen ſämmtlicher Departements können, bei nachgewieſener gänzlicher Blindheit, ihre ſtufenweiſe Zulaſſung zu den Klaſſen des Inſtituts beanſpruchen.

Die Zahl der vom Staate unterhaltenen oder von demſelben unterſtützten Blinden beläuft ſich auf etwa elfhundert; dieſe Anzahl iſt, ungeachtet der Ausdehnung der Wohlthätigkeitsanſtalten, ſehr gering, wenn man ſie mit der Geſammtzahl der in Frankreich lebenden Blinden vergleicht, welche ungefähr 25,000 beträgt, die zu zwei Drittheilen ſehr armen Familien angehören.

(Fortſetzung folgt.)

Arnold Wendel's von Butzbach Vergnügungsreiſe um die Welt in den Jahren 1843, 1844, 1845.

(Zum Beſten der „Weidigſtiftung" nach Wendel's Tagebüchern treu bearbeitet von F. Emminghaus.)

Dritte Abtheilung.

Die Ufer des ſtolzen Hudſon, bedeckt mit ſchönen Paläſten und Landhäuſern, ſodann mit einfachen Blockhäuſern, welche lieblich aus dem friſchen Grün hervorblickten, in welchem Pferde, Kühe und Schafe weideten, ſtimmten mich zur höchſten Freude und Heiterkeit, ſo daß ich auf der Reiſe nach Albany den ganzen Tag das Verdeck nicht verließ. — Wie verſchieden war dieſe Luſtfahrt mit ihren reizenden Ausſichten im Vergleiche zu den ſturmvollen Reiſen auf dem einſamen, ewig gleichen Meere, mit tauſendfältigen Gefahren, Leiden und Entbehrungen. — Weil ich nun dies Alles hinter mir hatte, ſo hatten die Bequemlichkeiten des Dampfſchiffes und der Anblick der lachenden Gegend für mich einen doppelt großen Reiz. — Abends 5 Uhr langten wir in Albany an. Dieſes iſt die Hauptſtadt des Staates New-York und der Sitz der Regierung. Von hier geht eine Eiſenbahn und auch ein Kanal nach dem 364 engliſche Meilen davon entfernten Buffalo. Als ich ſah, daß eine Geſellſchaft deutſcher Auswanderer, Männer, Weiber, Greiſe, Kinder, etwa 120 an der Zahl, das Kanalboot beſtiegen, entſchloß ich mich, ein Gleiches zu thun, um doch auch den Trödel mit anzuſehen. Um aber doch etwas freier zu ſeyn, ſo nahm ich einen Platz in der Kajüte. Da dieſe Zahl meiner Landsleute für ein Kanalboot viel zu groß war, ſo entſtand ein außerordentliches Gedräng, welches dadurch noch vermehrt wurde, daß die unteren Räume ganz mit Kiſten und Kaſten angefüllt waren. Viele fanden nicht einmal Platz für ihre Betten und die Reiſenden waren zuſammen gedrängt wie die Neger in einem Sclavenſchiffe. Dadurch entſtand ein allgemeines Klagen und Viele rückten gegen den Capitän, indem ſie von ihm verlangten, er ſolle ihnen entweder mehr Raum verſchaffen, oder ihnen das bereits bezahlte Geld zurückgeben. Der Capitän mochte wohl verſtehen, was die Leute wollten, aber er ſtellte ſich dumm, that, als verſtünde er es nicht und lachte zu Allem. Da nun der Capitän mit echt amerikaniſcher Kaltblütigkeit ſich immer ſtellte, als verſtehe er nichts, und die Deutſchen immer heftiger fluchten und räſonnirten, fingen die Weiber und Kinder zu weinen an und die Männer verwünſchten den Capitän und ganz Amerika in die Hölle und zu allen Teufeln. Als das Gezerr gar kein Ende nehmen wollte, dachte ich ein Ende zu machen, ging zu dem Capitän und ſagte zu ihm: „die Deutſchen ſeyen entſchloſſen, wenn er nicht mehr Raum verſchaffe, auszuſteigen, ſich einen Advokaten zu nehmen und ihn zur Herausgabe des Geldes zu zwingen, denn es ſey unrecht von ihm, daß er im Verhältniß zu ſeinem Raum zu viele Reiſende aufgenommen habe." Dies wirkte. Da nur ein Frauenzimmer in der Damenkajüte war, verſtändigte ſich der Capitän mit derſelben und nun war die Trübſal vorbei und die Heiterkeit kehrte auf alle Geſichter zurück. Nun wurden die Pferde angeſpannt und die Fahrt begann und nach einigen Stunden herrſchte unter den Reiſenden die größte Zufriedenheit und lauter Jubel. Es waren auch viele junge Burſche und Mädchen in der Geſellſchaft, dieſe ließen nun deutſche Lieder erſchallen, z. B.: „Es blühen drei Röslein im Garten, Soldaten die ziehen ins Feld" &c. und „die erſte Liebe geht von Herzen &c." Dadurch erwachten auch die Alten, welche Alles tragen und für Alles ſorgen mußten, aus ihrem trüben Vorſichhinſchauen, und als der düſtre Gram und die Sorge von ihrer Stirne wichen durch die wunderbare Macht des Geſanges, da ſtimmten auch ſie in den lauten Jubel ein, ſo daß jetzt die Geſellſchaft aus ganz anderen Leuten zu beſtehen ſchien, als vor einigen Stunden, da man nur Heulen und Klagen, Zank und Streit vernahm. Alles ſchien neu verjüngt und die fröhliche Stimmung ergriff auch die ſonſt ſo ernſten und kalten Amerikaner, daß ſie, wenn kaum ein Lied beendet war, wieder von Neuem zum Geſang aufmunterten. Wie man an dieſem erſten Abend dem Leben ſeine heitere Seite abgewonnen hatte, ſo ſuchte man dies auch an den folgenden Abenden zu erneuern, und jeden Abend bei einbrechender Dämmerung verſammelten ſich Alle auf dem Verdeck und ſtimmten frohe Lieder an. Oefters mußte auch das Kanalboot eine Stadt oder ein Dorf paſſiren, alsdann ſtieg die Geſellſchaft ab, ordnete ſich in Reihen und ſang ihre deutſchen Lieder. Das machte denn großes Aufſehen und die Einwohner kamen an die Fenſter oder auf die Straßen, um dieſen Völkerzug zu ſchauen, der ſein Vaterland verlaſſen hatte, um in Amerika ein anderes zu ſuchen; alle horchten dem Geſange, bis ſich die Reiſenden aus dem Geſichte verloren und die Töne in der Ferne verhallten. Eines nur wollte den eingeborenen Amerikanern nicht an den neuen Ankömmlingen gefallen, daß nämlich ihre Kleidung und namentlich ihre Wäſche in ſo ſchlechtem Zuſtande war, denn in Amerika trägt Jedermann die reinſte Wäſche, und es war mir unmöglich, die Nachläſſigkeit meiner Landsleute in dieſer Beziehung zu rechtfertigen. — So luſtig nun auch dieſe Fahrt Tag für Tag von ſtatten ging, ſo ſah man doch unter den Reiſenden manches trübe Geſicht, und manches Mädchen dachte weinend an die liebe Heimath und das theure Vaterland zurück, denn wenn man in Deutſchland ſagt: „Ich gehe nach Amerika", dann hat man noch keine klare Vorſtellung von allen Kämpfen, Leiden und Sorgen, die dorten den Anſiedler erwarten, wenn er keinen Freund und keinen Rathgeber zur Seite hat, wenn er keinen anderen Troſt vernimmt, als den traurigen: „Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott". Die Gegend, welche dieſer Kanal durchſchneidet, iſt eine der intereſſanteſten, welche man nur finden kann, und unendlich reich an romantiſchen Partieen. Oft kamen wir an ſchaurigen Felswänden vorüber, die oben mit finſterm Urgehölz bedeckt waren; oft breiteten ſich zu beiden Seiten lachende Fruchtgefilde und ſaftige Wieſengründe aus, in denen ſtattliche Viehheerden weideten, deren harmoniſches Schellengeläute an die Schweiz und den Schwarzwald erinnerte, und dieſe glücklichen Landſchaften waren beſä't mit den Farmen und Gehöften freier deutſcher Anſiedler. Dieſe hatten trotz ihres Wohlbefindens die alte Heimath noch nicht vergeſſen und ſie kamen an unſer Boot heran, brennend vor Verlangen, etwas von Deutſchland zu hören. Sie riefen uns zu: „Iſt keiner unter euch aus Rheinbayern, keiner aus Würzburg, keiner aus

Digitized by Google

Stuttgart?" Fand es ſich, daß einer der Reiſenden aus der fraglichen Gegend war, dann mußte er abſteigen und mit in die Wohnung gehen, um ſeine Neuigkeiten zu erzählen, bis der Zurückgebliebene wieder fortritt, um das Kanalboot einzuholen. — Den ſchönſten Anblick auf dieſer unvergeßlichen Fahrt gewährte mir ein Waſſerfall in der Nähe der Stadt Troja. Die Waſſermaſſe drängt ſich mit Macht durch ſchaurige Felſenklüfte, und als ich von ferne in der Nähe des Falls eine Anhöhe gewahrte, ſo eilte ich dem Boote voraus, um dieſelbe zu erklimmen, indem ich mir von dorten eine ſchöne Ausſicht verſprach. Als ich oben angekommen, fand ich dieſelbe ſo reizend, daß ich mich noch heute mit Luſt der ſchönen Stunde erinnere, die ich da oben zubrachte. — Obgleich ich dem Kanalboot weit vorausgeeilt war, ſo hatte ich mich doch bei dem prächtigen Anblick des Waſſerfalls ſo vergeſſen, daß ich das Boot erſt nach vier vollen Stunden einholen konnte. — Der Kanal von Albany nach Buffalo iſt vortrefflich gebaut und muß ungeheuere Summen gekoſtet haben, da er über Berg und Thal geht und unzählige Schleuſen hat. Einmal zählte ich 14 Schleuſen dicht hintereinander. Oft wird er auch über waſſerdichte Brücken über andere Gewäſſer hinweg geführt. Urwälder findet man entlang dieſes Kanales nicht mehr, denn dieſer Strich iſt ſchon längſt der Kultur gewonnen. Die amerikaniſchen Bauern wohnen nicht in Dörfern bei einander, ſondern alle vereinzelt auf ihren Farmen oder Gehöften, um welche herum das Landgut liegt, welches wieder gehörig umzäunt iſt. — Die Häuſer ſind nicht von Backſtein, wie in den Städten, ſondern alle von Holz und mit Strohdächern von Wälſchkorn. Das Vieh iſt das ganze Jahr hindurch auf der Weide. Deshalb ſind die Ställe und Scheunen ſeltener. Weil an dem Kanal entlang überall Kaufläden und Wirthshäuſer waren, ſo konnte man ſich jeden Augenblick mit allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten verſehen. — Mich erfreute es beſonders, daß man überall friſche Milch haben konnte und ich erlabte mich daran ſo oft, daß ich des Waſſertrinkens ganz entwöhnt ward. — Auffallend iſt, daß in Amerika nicht wie bei uns die Weiber, ſondern die Männer das Geſchäft des Melkens verrichten. Als dies die Reiſenden zuweilen ſahen, lachten ſie überlaut und riefen Denen, die dieſe Arbeit verrichteten, ſpottend zu: „Kühmelker! Kühmelker!" Es mag dies beim erſten Anblick ſeltſam ausſehen und zum Lachen erregen; aber wer wird es den Amerikanern verübeln, daß ſie den Spott der Fremdlinge bei anderen Gelegenheiten wiederum mit Spott vergelten.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Unterrichtsfrage.

(Zweiter Artikel.)

Zu den Freiheiten, Rechten und Gütern, welche das deutſche Volk ſeit den jüngſten Märztagen zu erringen, feſtzuſtellen und auf die Dauer zu ſichern ſich beſtrebt, gehört unzweifelhaft auch ein zeitgemäßeres Volksunterrichtsweſen. Denn hieran, wie an der letzten Angel, hängt zunächſt alle Volkswohlfahrt; alle Freiheiten, Rechte und Güter, alle geiſtigen und materiellen Errungenſchaften, ein geſundes, vollkräftiges Bürgerthum haben nur in einer freien, allen Klaſſen der Geſellſchaft zu Theil werdenden, das ſtaatliche, bürgerliche und induſtrielle Leben, Sittlichkeit und Brüderlichkeit fördernden Jugend- und Volksbildung eine feſte Stütze. Vor allen andern Bildungsanſtalten iſt aber vorzugsweiſe der *Volksſchule* die hohe und ſchwierige Aufgabe geſtellt, die Vermittlerin und Trägerin der allgemeinen Jugend- und Volksbildung, der Aufklärung und des Fortſchritts, und ſomit die ſicherſte Waffe gegen Reaction und Ultramontanismus zu ſeyn. Dies wohl erwägend und erkennend, hat darum das deutſche Volk in Nord und Süd, in Oſt und Weſt unter ſeinen Wünſchen und Forderungen oben angeſtellt: *zeitgemäße Reorganiſation des Volksunterrichtsweſens.* Bereits haben einzelne Staaten dieſen Wünſchen und Forderungen gebührende Rechnung getragen und ſofort die nöthigen Einleitungen getroffen, z. B. Sachſen, Preußen und Oeſterreich. Auch der Verfaſſungsausſchuß der conſtituirenden Nationalverſammlung zu Frankfurt hat in Artikel IV. der Grundrechte das Unterrichtsweſen betreffende Beſtimmungen aufgenommen, Beſtimmungen jedoch, welche, werden ſie in ihrer jetzigen Faſſung von der hohen Nationalverſammlung zum Beſchluſſe erhoben, dem in prinzipieller und adminiſtrativer Hinſicht todtkranken Volksunterrichtsweſen den Todesſtoß verſetzen müſſen. Soll das freie deutſche Bürgerthum gedeihen, ſollen die freien Inſtitutionen im Gemeinde- und Staatsleben allſeitig erkannt und begriffen werden, ſoll ein einiges Deutſchland, ſtark und kräftig nach Innen und Außen, erſtehen: dann bedürfen wir, wie ein Münz-, Maß- und Gewichtsſyſtem ꝛc., ſo doch wohl in noch weit höherem Grade *eine auf gleiche Prinzipien baſirte Nationalerziehung.* Dieſe aber iſt nicht möglich, wenn es jedem einzelnen Staat und Städtchen überlaſſen bleibt, dieſen Gegenſtand nach eigenem Ermeſſen zu regeln, nicht möglich, wenn Jeder unbeſcholtenen Rufes berechtigt ſeyn ſoll, Unterricht zu ertheilen und Unterrichtsanſtalten zu gründen, nicht möglich, ſo lange man ſich fürchtet, „wohlgeordnete Verhältniſſe" ꝛc. zu ändern, nicht möglich, ſo lange der Volksunterricht ein klerikaler, ſo lange die Volksſchule die dienende Magd der Kirche, die Pädagogik ein Anhängſel des Cultus, der Lehrerſtand ein *hungernder,* von dem Klerus *bevormundeter* iſt. *Trennung der Schule von der Kirche* iſt darum mit Recht das Loſungswort des deutſchen Lehrerſtandes und der gefeiertſten Männer des Volkes; Trennung der Schule von der Kirche hat d'rum Anhalt-Deſſau in ſeiner Verfaſſungsurkunde und eine gleiche Beſtimmung der Verfaſſungsausſchuß der preußiſchen Nationalverſammlung bereits in den Verfaſſungsentwurf aufgenommen. Wird die konſtituirende Nationalverſammlung in Frankfurt, da es der betreffende Ausſchuß unterließ, nicht denſelben „*kühnen Griff*" wagen? — Nach den Sympathieen, die ſich bei Anlaß der Ernennung eines eigenen Schulausſchuſſes in dieſem Bezuge kundgegeben, dürfen wir mit ziemlicher Gewißheit uns der Hoffnung hingeben, es werde demnächſt die hohe Nationalverſammlung in ihrer überwiegenden Majorität in den Grundrechten des deutſchen Volkes, ſoll anders Deutſchlands Wiedergeburt zur reellen Wahrheit werden, ausſprechen: *die deutſche Volksbildung iſt Nationalſache, die Schule iſt von der Kirche getrennt;* ſie muß alſo als ſelbſtſtändige Anſtalt auch ihre eigenen Beamten, aus dem Schulſtande ſelbſt gewählt, haben; und damit eine Uebereinſtimmung in den Geſetzen der einzelnen Staaten erzielt, die Intereſſen der Volksbildung gewahrt und zeitgemäß gefördert werden, ſtehe ein *Reichsunterrichtsminiſter* an der Spitze. —

Sch.

Der Beſenſtiel als Brautwerber.

Ein reicher engliſcher Gutsbeſitzer, welcher auf die moderne Töchter-Erziehung blutwenig hielt, verwarnte ſeinen erwachſenen Sohn ſehr häufig vor unſeren gelehrten, ſchnabelſchnellen, putzſüchtigen Dämchen. „Du mußt Dir eine rechte Hausfrau erwählen," pflegte er zu ſagen; — „keinen Zieraffen, der über einen Beſenſtiel ſtolpert!" — Der junge Mann nahm ſich die Lehre zu Herzen; an einem ſchönen Frühlingstage, wo ſein Vater eine große Geſellſchaft auf ſein Gut geladen hatte, legte er einen Beſen quer über die Haustreppe, als man vom Tiſche aufbrach, um einen Spaziergang durch das Luſtgehölze zu machen. — „Gib

Digitized by Google

Acht," ſagte er zu einem Freunde, der mit ihm draußen wartete; „dieſer Beſen ſoll mir eine Frau freien helfen; dasjenige Mädchen unter der Geſellſchaft, das dieſen Beſen aufhebt und ſich nicht daran ſchämt, ſoll meine Frau werden!" — Sie warteten, bis die Geſellſchaft den Speiſeſaal verließ und herauskam; die meiſten der jungen Damen ſchritten über den Beſenſtiel hinweg. Einige ſtolperten darüber; endlich aber bückte ſich ein hübſches junges Mädchen darnach, hob ihn auf und ſtellte ihn an ſeinen Platz. — Der junge Mann hielt ſein Wort; ſie ward die Gattin eines wohlerzogenen, gebildeten und wohlhabenden jungen Mannes; das Vermögen, welches er ihr zubrachte, wußte ſie zu erhalten und zu vermehren; ihren häuslichen Sinn, ihre Anſpruchsloſigkeit und Liebenswürdigkeit ſchätzte er höher als alle andere äußerliche, glänzendere Vorzüge. Es war ſchwer zu entſcheiden, welches von Beiden dem Andern mehr verdanke. Beide aber wurden reich, glücklich und zufrieden, und hatten nie den Zufall zu bereuen, welcher ſie zuſammengeführt hatte.

Mannichfaltigkeiten.

Hob'ns 'n Paß! rief der durch ſeinen Witz berühmt gewordene Poſten in Mainz einem Paſſirenden zu. Wenn's kan hob'n, könne's weiter geh'n, ſonſt hättens 'rein gemüßt und viſiren laſſ'n! Auch in Bayern wird noch getreu an dieſem Grundſatze feſtgehalten. Der Verein der promovirten Aerzte in Oberbayern legte dem Miniſterium ſeine Statuten vor, und mußte ſich für ſolchen Verzicht auf ſein Aſſociationsrecht allerliebſt antike Abänderungen und Bevormundungen, ja ſogar die ſpecielle Beaufſichtigung ſeiner Verſammlung gefallen laſſen. Warum wollte er auch ſeinen Paß viſirt haben! (Fr. Brgbl.)

(Komiſche Druckfehler.) In einer rheiniſchen Zeitung las man kürzlich: „Auch dieſe Freiheit iſt alſo nunmehr angebohrt ſtatt „angebahnt." — Einen ähnlichen Fehler bringt die „Deutſche Zeitung": Das faſt ganz abgebrannte Dorf Realp am Fuße der Furka ſey „den Schweizer Juriſten wohlbekannt!" (Turiſten).

Vor einigen Tagen wurde ein gewaltſamer Einbruch auf Schloß Stolzenfels verſucht. Der wachthabende Unteroffizier, der Argwohn ſchöpfen mochte, begab ſich an die betreffende Stelle und erhielt in der Dunkelheit von den Dieben einen furchtbaren Schlag, worauf dieſe flüchteten.

Korreſpondenz.

Uſingen, 12. Sept.

Alle Anſtalten zur Bildung und Aufklärung des Volkes, die in der Zeit der ſchauderhafteſten Geiſtesſclaverei nur mit Mühe begründet und nur mit eiſerner Geduld gefördert werden konnten, weil ſie ſtets mit Intriguen und Verdächtigungen zu kämpfen hatten, gedeihen unter dem Sonnenſchein der goldnen Freiheit nur ſo freudiger. Wie manchen Kampf hatte der „große Leſeverein für das Amt Uſingen" mit geiſtlicher und weltlicher Tyrannei zu beſtehen und wie ungehindert kann er ſich jetzt ausbilden und Schriften aufnehmen, die ihm noch vor einem halben Jahre den Tod gebracht hätten. Vierzehn Jahre mußte ſich der Verein vor der Cenſur, der Spionerei ꝛc. hüten, er durfte keine politiſchen Schriften verbreiten und mußte ſich in engen Gränzen halten. Jetzt aber ſind dieſe Schranken gefallen und die ganze Wiſſenſchaft in allen Zweigen kann dem Volke geboten werden. Die Tyrannen haſſen die Vernunft, denn nur die Vernunft macht frei und was von den Tyrannen gilt, gilt auch vom treuloſen, rohen, wetterwendiſchen Pöbel. Wie die Tyrannei unſern Verein ſtets gehaßt hat, ſo hat er auch beim Pöbel noch keine Freunde gefunden, aber alle ächten Freunde deutſcher Freiheit, deutſcher Nationalgröße, alle Bewunderer der Meiſterwerke des menſchlichen Geiſtes haben durch Geldbeiträge und Schenkungen werthvoller Werke das Unternehmen gefördert, ſo daß die Bibliothek bis jetzt 2000 Bände zählt, die mit der größten Sorgfalt gewählt, die bedeutendſten Erzeugniſſe der deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Literatur enthalten. Es iſt kaum ein bedeutendes Dichterwerk in irgend einer Sprache, welches unſere Anſtalt nicht beſitzt, und ſo könnte ſie ſprechen wie Friedrich Rückert im „Dichterfeldſtod":

> Wer dem Druck der Tyrannei muß draußen weichen,
> Eine Freiſtatt biet' ich ihm in meinen Reichen,
> Dort iſt Mühſal, Drang, Verfolgung, Noth und Kummer,
> Hier iſt Eintracht, Friede, Stille, Ruh' und Schlummer.

Nachdem der Vorſtand vierzehn Jahre lang bemüht ſeyn mußte, den Anſprüchen eines ſehr verſchiedenen Publikums zu entſprechen, iſt jetzt endlich die Zeit gekommen, wo er mehr ins Einzelne übergehen und namentlich die Literatur der engliſchen und franzöſiſchen Revolution ergänzen kann, denn vor Allem iſt unſerer Jugend das Studium der politiſchen Entwickelung jener beiden Völker zu empfehlen, damit ſie immer mehr erkennen, daß jene Völker ihrer Einheit ihre Größe verdanken, und daß an unſerer jammervollen politiſchen Unmündigkeit, an unſerm gedrückten Handel, an unſerm Mangel an Gemeinſinn, hauptſächlich unſere Zerriſſenheit die Schuld trägt. Der Verein hat eine jährliche Einnahme von 160 bis 200 Gulden, und wenn dieſe Summe zweckmäßig benutzt wird, dann kann er ſtets gleichen Schritt halten mit dem wachſenden Reichthum des Buchhandels und ſtets die gediegenſten und theuerſten Werke erwerben, die ohne ihn nie unſere Gegend geſehen hätten. Auch iſt der Anſtalt noch auf andere Weiſe ihre Zukunft und Größe geſichert, da die Stiftungen ſich mehren und eifrige Freunde deutſcher Geſinnung es ſich fortwährend zur Ehre rechnen, häufig ſehr werthvolle Werke zu ſchenken. Auch die Naturwiſſenſchaft findet Berückſichtigung, und die Männer ſind in unſerem Amte nicht ſelten, die, ohne ein Gymnaſium oder eine Univerſität beſucht zu haben, Kenntniſſe beſitzen, die man früher nur mit großen Koſten erwerben konnte. Eben ſo groß wie der unmittelbare Einfluß der Anſtalt, iſt der mittelbare, indem ſich allmälich dem ganzen Amte eine geiſtige Rührigkeit und patriotiſche Geſinnung mitgetheilt hat, die ihm früher fremd war, und in keiner Gegend des weiten Deutſchland wünſcht man ſehnlicher die Einheit und Freiheit als bei uns, nirgends iſt die Begeiſterung für Schleswig-Holſtein größer als bei uns, nirgends iſt man bereitwilliger, die Reichsverſammlung in ihren Beſtrebungen für die Einheit und Ehre des Vaterlandes zu unterſtützen. Noch vor 20 Jahren war unſer Amt eine kleine Vendée, und jetzt ſind wir Denen vorausgeeilt, die uns früher über die Achſel anſehen durften, und wir ſind überzeugt, daß unſere Anſtalt ein mächtiger Hebel dieſer Fortſchritte iſt und auch ferner ſeyn wird.

Mainwaſſer-Wärme: Am 26. Sept., Morgens 8 Uhr: 12 Grad

Wilh. Gerlach, Schwimmlehrer.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 26. Sept. Die ſchöne Müllerin, Luſtſpiel in 1 Akt aus dem Franzöſiſchen von Both. (Gaſtrolle) Jean: Hr. Meaubert, vom Theater zu Zürich. Hierauf: Wallenſtein's Lager, dramatiſches Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege in 1 Akt, von Fr. v. Schiller, mit Muſik und Chor.

Mittwoch, 27. Sept. Marie, oder: Die Regimentstochter, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Donizetti.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro 261. Mittwoch den 27. September 1848.

Das Hospital „les Quinze-Vingts“ zu Paris.

Nach dem Franzöſiſchen. Uebertragen von G. Overmann.

(Fortſetzung.)

Frankreich, welches zuerſt derartige Anſtalten gründete, und die Städte Petersburg, Wien, Berlin, Prag, Amſterdam, Dresden, Zürich und Kopenhagen allmälig ſeinem Beiſpiele folgen ſah, gehört keineswegs zu den Ländern, welche die meiſten dieſer Unglücklichen zählen. Oeſterreich beſaß deren im Jahr 1819 nicht weniger als 36,000; Preußen zählt 27,000, Rußland 42,000. Hinſichtlich der übrigen Länder ſind die Statiſtiken ſehr unvollſtändig.

Ehe wir auf den Gegenſtand dieſes Artikels zurückkommen, erachten wir es für intereſſant, einige geſchichtliche, höchſt merkwürdige Einzelnheiten über gewiſſe Blinde dem Leſer vorzuführen.

Es iſt bekannt, daß die Blindheit, indem ſie die Vernichtung des wichtigſten aller Sinne bewirkt, eben dadurch die Feinheit der übrigen Sinne und das Vermögen ſchärft, ſich mittelſt derſelben verſtändlich zu machen. Der Grund dieſer Thatſache, welche die Philoſophen auf verſchiedene Weiſe erklären, ſey aber, welcher er wolle, er iſt unbeſtreitbar und pflanzt ſich durch wahrhaft außerordentliche Erſcheinungen fort.

Diderot, in ſeinem berühmten Briefe über die Blinden, welcher im Jahre 1719 Veranlaſſung zu ſeiner Einkerkerung in die Baſtille ward, erzählt von einem Blindgebornen ſeiner Bekanntſchaft, der ein ſehr tüchtiger Chemiker, ein höchſt ausgezeichneter Muſiker geweſen. Schon ſeit jenem Zeitpunkte lehrte er ſeinen Sohn vermittelſt erhabener Lettern leſen. Auch führt er den berühmten Saunderſon an, der in Folge der Blattern in ſeinen erſten Kinderjahren das Geſicht einbüßte und als Profeſſor der Mathematik und Phyſik an der Univerſität Cambridge ſtarb. Er gab Vorleſungen in der Optik, die außerordentlichen Zulauf ſich erwarben. Durch bloßes Gefühl beurtheilte er die Genauigkeit und Richtigkeit eines mathematiſchen Inſtruments; er gewahrte das Vorhandenſeyn von Gegenſtänden in geringer Entfernung, und im Freien unterſchied er nicht allein den Tag von der Nacht, ſondern auch düſteres von heiterem Wetter.

Von den berühmt gewordenen Blinden erwähnen wir: Homer, Diodor, den großen Geometer, welcher Cicero die Philoſophie lehrte; ferner Aufidius, Euſebius Aſiaticus, Didymus von Alexandrien, deren Schüler der heil. Hieronymus, Palladias und Iſidorus waren; Abralala, den größten arabiſchen Dichter; den Ritter John Gower, Englands älteſten Schriftſteller; Margaretha von Ravenna, Malavel und Comiers.

Unter denen, welche in unſern Tagen ſich ausgezeichnet, nennen wir den Herrn Hubert von Genf, berühmten Naturforſcher und Verfaſſer der beſten Geſchichte der Bienen und der Ameiſen. Dieſer Gelehrte beſaß einen Neffen, der, unter ſeiner Leitung, die ſorgfältigſten mikroſkopiſchen Beobachtungen anſtellte und ihm über Das, was er entdeckte, in den kleinſten Details Mittheilung machte. Noch führen wir an die Herren Pougens, einen berühmten Dichter, Verfaſſer der „Quatre saisons;“ Bérard und Iſaak Roques, ausgezeichnete Botaniker.

Bei den Künſten erſcheinen der Beachtung würdig der Bildhauer Gombaſtus von Volterra; Anaſtaſi, berühmter Zeichner und ſehr geſchätzter Maler, der, ſeitdem er von Blindheit ergriffen, ſich der Mechanik gewidmet, das ſo ſinnreiche Modell zu den Dampfbädern im Hospital Saint-Louis geliefert; endlich der Orgelſpieler Chauvet, der Komponiſt Cavalli, und Givet, Méhul's erſter Muſiklehrer.

Doch kehren wir nunmehr zu den Quinze-Vingts zurück.

Die äußere Anſicht dieſes, jetzt in der Straße Charenton belegenen Gebäudes iſt ſehr einfach. Es gewährt eine geräumige, bequeme Wohnung den Blinden, die nebſt ihren Familien hier Aufnahme finden, und deren Jedem, wie erwähnt, abgeſonderte Räume angewieſen ſind. Eine große Anzahl derſelben widmet ſich irgend einem mechaniſchen Gewerbe; viele ſind Muſiker. Sie fügen den Ertrag ihrer Arbeit der täglichen Unterſtützung, welche ihnen gewährt wird, hinzu, und verbeſſern auf dieſe Weiſe ihre Lage.

Die Sitten der Blinden ſind ſanft und ehrbar, voll Rechtlichkeit und Ordnungsliebe. Nie findet die mindeſte Unordnung in dem Hospize ſtatt; nie iſt eine ſchlechte Handlung, nie ein Diebſtahl hier zur Sprache gekommen. Seit Jahrhunderten wurde nur ein einziges Verbrechen in der Anſtalt begangen, und die Umſtände, welche daſſelbe herbeiführten, vermögen, wie der Leſer ſelbſt urtheilen wird, das gerechte Lob nicht zu ſchwächen, welches die Blinden im Allgemeinen genießen.

Unter den Penſionären des Hauſes befand ſich im Februar 1805 ein Blinder, Namens Berenger, den ganz Paris unter der volksthümlichen Benennung „l'Aveugle du Bonheur“ kannte. Dieſer Mann durchwanderte die Straßen der Hauptſtadt, einen kleinen Wagen nach ſich ziehend; er hielt auf den öffentlichen Plätzen an, ſammelte das Volk und die Spaziergänger um ſich her und bewog ſie, ſich von ihm wahrſagen zu laſſen.

Seine närriſchen Einfälle und ſein Witz waren unerſchöpflich; täglich mehrten ſich ſeine Erfolge, und die erſten Perſonen der Hauptſtadt fanden Vergnügen daran, ihn über die ihnen bevorſtehenden Geſchicke zu befragen. Murat, Bernadotte und Ney nahmen mehrmals ſein Talent für die Ereigniſſe der Zukunft in Anſpruch, und waren ſehr erfreut, ſeine Vorherſagungen mit jenen der Demoiſelle Lenormand in Uebereinſtimmung zu ſehen.

Späterhin ward der Zulauf zu dem blinden Propheten ſo ſtark, daß der Direktor der kaiſerlichen Lotterie, der durch alle möglichen Mittel die Einnahme ſeiner Verwaltung zu vermehren ſtrebte, ihm den Antrag machte, die Lotterieloose, gegen ein ſehr geringes Entgelt, in den Straßen zu verkaufen. Berenger wil-

Digitized by Google

ligte ein, und da er einmal den Ruf genoß, daß das Glück mit ihm im Bunde ſtehe, ſo ward in einigen Jahren ſein Abſatz ungeheuer. Mit dieſen verſchiedenen Mitteln, ſeinen Kunſtgriffen und ſeiner Thätigkeit, häufte er ſich in wenigen Jahren ein kleines Vermögen zuſammen.

Von zarteſter Kindheit an blind, noch jung und ohne Familie, hatte Béranger ſich eines jungen Mädchens angenommen, das er dem ſchrecklichſten Elende entriſſen, und welchem er die Früchte ſeiner Thätigkeit, ſeiner Erſparniſſe zugedacht.

Dieſes Mädchen, Namens Louiſe, hatte aus Dankbarkeit ſein Loos mit dem ſeinigen vereinigt. Jeden Morgen um acht Uhr begab ſie ſich in das Hospiz, Straße Charenton, holte den armen Blinden, ſeinen Hund und ſein kleines Fuhrwerk ab und leitete durch die große Stadt ſeine unſichern Schritte. Abends, um die Zeit des Zapfenſtreichs, führte ſie ihn in ſeine beſcheidene Wohnung zurück, ihm bis zum folgenden Morgen Lebewohl wünſchend. Tags darauf erſchien ſie pünktlich wieder, und das junge Mädchen und der Blinde unternahmen auf's neue ihre Wanderungen durch Paris.

Béranger hatte für Louiſen eine heftige Leidenſchaft gefaßt, er lebte nur noch für ſie. Jeden Morgen harrte er ungeduldig der Stunde ihres Erſcheinens entgegen, und zitterte vor Freude bei'm Geräuſch ihrer Schritte.

(Fortſetzung folgt.)

Arnold Wendel's von Butzbach Vergnügungsreiſe um die Welt in den Jahren 1843, 1844, 1845.

(Zum Beſten der „Weidigſtiftung" nach Wendel's Tagebüchern treu bearbeitet von F. Emminghaus.)

(Schluß der dritten Abtheilung.)

Nach einer Fahrt von ſieben Tagen und ſieben Nächten kamen wir in Buffalo an. Hier zerſtoben die 120 Auswanderer nach allen Himmelsgegenden. Die Einen wollten nach Wisconſin, die Andern nach Michigan, Ohio, Indiana, Ilinois und anderen Gegenden des Weſtens. — Buffalo, am Erieſee gelegen, iſt eine jener amerikaniſchen Städte, welche mit wunderbarer Schnelligkeit an Reichthum und Bevölkerung wachſen. Die Stadt hat jetzt ſchon 25,000 Einwohner, wovon der dritte Theil Deutſche ſind. In keiner Stadt der Welt, wo ich auch nur immer geweſen, führt man für weniger Geld ein beſſeres Leben als hier. Man hat ein ſchönes reinliches Bett, des Tags dreimal vollſtändige Tafel, nämlich Morgens Kaffee, Kuchen und verſchiedenes Fleiſch, Mittags Suppe, verſchiedenes Fleiſch, Gemüſe und ein Glas gutes Bier, Abends Thee und mehrere Gerichte, und dies Alles koſtet nebſt Wohnung per Woche 1½ Dollar oder 3 fl. 45 kr. Wer daher billig leben und dennoch gute Tage haben will, dem empfehle ich Buffalo am Erieſee.

Die ganze Lage der Stadt an dem ſchönen See und an der Mündung mehrerer Kanäle und Eiſenbahnen beſtimmt ſie recht eigentlich zu einem Emporium des nördlichen Handels und der Hafen wimmelt von Dampfſchiffen. Von hier geht auch eine Eiſenbahn nach dem weltberühmten Niagarafall, den zu ſehen ich mich ſchon ſeit vielen Jahren geſehnt hatte, und den unſer großer Schiller, ohne ihn geſehen zu haben, dennoch beſchrieben hat:

Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Feuer mit Waſſer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht
Und Wog' auf Woge ohn' Ende ſich drängt
Und wie mit des fernen Donners Getoſe
Entſtürzen ſie brüllend dem finſteren Schooße.

Die erhabene Sprache unſeres großen Schiller macht mich ſchüchtern in Beſchreibung dieſes grandioſen Schauſpiels, aber dennoch wage ich es, noch einiges Nähere hinzuzufügen. Zuerſt hat man durch einen parkähnlichen Garten und dann durch einen kleinen Wald zu gehen, wo man nur das donnerähnliche Getoſe vernimmt, ohne den Waſſerfall ſelbſt zu ſehen, bis man denn plötzlich das Rieſenſchauſpiel vor Augen hat. Sinnbetäubend iſt der erſte Eindruck, und ich bin überzeugt, daß der alltäglichſte und gemeinſte Menſch hier eine Ahnung des Göttlichen empfindet; aber ein Menſch, der ſtets für das Höhere und Göttliche geglüht, mag hier wohl der Worte David's gedenken: „Gott! wie groß und herrlich biſt du und ich habe Luſt am Schauen der Werke deiner Schöpfung." — Der Strom, welcher ſich in einen 165 Fuß tiefen Abgrund ſtürzt, iſt ſo breit wie der Rhein bei Mainz. Nachts hört man das Toſen einige Stunden weit und ein Qualm von Dünſten ſteigt unaufhörlich aus dem Abgrunde, gleich als ſey eine Stadt in Brand und als ſteige der Rauch bis zu den Wolken hinan. An beiden Seiten des Beckens erheben ſich ſteile Felswände. Es ſind eigentlich drei Waſſerfälle, von denen der eine bei weitem größer iſt als die beiden anderen, aber man kann ſie zugleich und mit einem Blicke überſehen. Die nächſten Umgebungen des Falles mit den düſtern Tannenwäldern, die theils vom Sturme niedergeworfen ſind, machen den Eindruck, als ſey hier noch Alles wie in den erſten Zeiten der Schöpfung und als habe hier noch kein Menſch Spuren ſeiner Thätigkeit hinterlaſſen, aber in weiterer Ferne gewahrt man ſchöne Wohnungen und ſtattliche Paläſte, wahrſcheinlich reichen Leuten angehörend, welche das Schauſpiel in ſeine Nähe zog. Hier bildet der Niagara die Gränze zwiſchen den Vereinigten Staaten und Canada, welches bekanntlich noch zu England gehört. — Eine Viertelſtunde vom Niagara auf der amerikaniſchen Seite liegt das kleine Städtchen Fall. Da das Städtchen ſehr viel beſucht wird, ſo findet man hier ſchöne Gaſthäuſer und längs der Straßen ſchöne Allee'n, ſo daß man durch das Ganze ſehr an kleinere deutſche Badeorte erinnert wird. Hier ſah ich auch noch einen Stamm Indianer, welche ſich nicht, wie die anderen Eingebornen, nach Weſten drängen ließen, vielleicht, weil ſie durch die Pracht des Niagarafalles gefeſſelt ſind. — Die Geſichter der Männer waren über und über mit rothen, blauen und grünen Farben bemalt, ihre Kleider waren ganz verſchieden und ich dachte, wenn dieſe Wilden einmal nach Deutſchland kämen, ſo würden ſie ganze Städte in Allarm verſetzen. Die Frauen waren faſt alle gleich in ihrer Kleidung. Sie trugen als Kopfbedeckung einen ſchwarzen Filz- oder Seidenhut oder einen Strohhut mit ungeheuren Krempen, ferner trugen ſie Hoſen, deren unterer Theil mit Perlſtickereien verziert war, ſodann ein blaues Stück Tuch um die Hüften gebunden, welches ebenfalls mit Perlſtickereien verziert war, und über dem Ganzen ein weißes oder buntes kurzes Oberkleid, welches bis an die Knie ging. Dieſe Indianer hatten mit denen, die ich in Buenos-Ayres geſehen, frappante Aehnlichkeit. Sie ernähren ſich mit allerhand kleinen Arbeiten, z. B. Korbflechtereien, Perlſtickereien, Anfertigung von Kindertäſchchen, geſtickten Schuhen von Wildleder, Hoſenträgern, Strumpfbändern, welche ſie an die Reiſenden verkaufen. Dagegen verrichten die Männer die Arbeiten des Hauſes oder bemühen ſich, wie ſie das Geld, welches die Weiber verdienen, wieder durchbringen, weßhalb ſie wahrſcheinlich dieſen geſtatten, Hoſen zu tragen. — Auf dem Balcon eines Gaſthofes im Städchen Fall war Harmoniemuſik, da ſammelten ſich denn die Wilden in der Nähe und ſetzten ſich bei den umliegenden Nachbarhäuſern auf die Erde oder gingen immer mehrere zuſammen die Straße auf und ab ſpazieren und horchten der Muſik. Ich ſelbſt ging in den Gaſthof, um mich bei einem Glas Wein ganz den heiteren Eindrücken dieſer poetiſchen Umgebung hinzugeben. Ein Tag wie dieſer hat mehr Werth, als ein Jahr verlebt im ewigen Einerlei einer kleinen Stadt, und wenn ich ohne die Gefahren, Beſchwerden und Leiden einer ſol-

Digitized by Google

chen Reiſe zu vergeſſen, die erhabenen Genüſſe, Erfahrungen, Erinnerungen in Anſchlag bringe, ſo dünkt mir ein Jahr auf Reiſen zugebracht nützlicher und gewinnreicher, als zehn Jahre am Backofen zu ſtehen.

Die Unterrichts- und Erziehungsfrage in den Grundrechten des deutſchen Volkes.

Von den vielen Stimmen, welche über dieſe wichtige Frage laut geworden ſind oder laut zu werden wünſchten, möge es einer beſcheidenen Stimme vergönnt ſeyn, ſich hier durch die Preſſe kurz auszuſprechen.

Der Zweck des geſammten Unterrichts- und Erziehungsweſens iſt, in dem heranwachſenden, noch nicht ſelbſtſtändigen Geſchlecht die edlen Anlagen der menſchlichen Natur, religiöſe und ſittliche, geiſtige und körperliche, angemeſſen, im vollen Einklange zu entwickeln. Es liegt im höchſten Intereſſe des Staates, welcher zugleich den nicht mündigen Volkstheil unter ſeinen beſonderen Schutz und ſeine oberſte Fürſorge zu nehmen berufen iſt, daß die beſagte Entwickelung möglichſt vollſtändig erfolge, daß die, ihm angehörige, ſeinen Beſtand ergänzende Jugend nicht wild und unwiſſend aufwachſe, daß ſie zur Erkenntniß ihrer Bürgerpflichten, und nicht in ſtaatsverderblichen Grundſätzen erzogen werde. Indem er, der Staat, darüber, unbeſchadet dem älterlichen Erziehungsrechte und der Freiheit der Wiſſenſchaft und ihrer Lehre, zu wachen hat, iſt derſelbe verpflichtet, nicht nur für die Gründung, Ausſtattung und Leitung der öffentlichen Bildungsanſtalten genügend zu ſorgen, ſondern auch die von Privaten gegründeten Unterrichtsanſtalten zu beaufſichtigen. Bei der Errichtung und Unterhaltung der Volksſchulen muß derſelbe namentlich den Gemeinden, welchen dieſe Schulen zunächſt anheimfallen, nach Nothdurft unter die Arme greifen und die Mittel nach Möglichkeit beſchaffen, welche die Hauptſache, nämlich die Anſtellung tüchtiger, mit der gehörigen Selbſtſtändigkeit und einem ſorgenfreien Auskommen begabter Lehrer erfordert. — Dem Staate gebührt alſo die obere Aufſicht und Leitung des geſammten Unterrichts- und Erziehungsweſens, unter welcher alle guten und brauchbaren Kräfte in denſelben auf paſſende Weiſe für die Jugendbildung benutzt werden und zuſammenwirken können, um aus dieſer Bildung ſtets ein Volk hervorgehen zu ſehen, eben ſo aufgeklärt und freiheitsliebend, als gottesfürchtig und treu, ein Volk, welches weder ſeine Regierung noch ſeine Vertreter unter den Straßenkrawall ſtellt, und in der Freiheit um ſo feſter ſteht, je tiefer ſeine Liebe zu dieſer Freiheit in der Liebe zur Ordnung, in der allgemeinen Rechtsachtung und in dem Gehorſam gegen Geſetz und Obrigkeit wurzelt. — Die Mitwirkung des geiſtlichen Standes zu dem Unterricht und der Erziehung der Jugend, angemeſſen, in weiſer Reform zu ordnen und zu beſtimmen, iſt Sache der Geſetzgebung der einzelnen deutſchen Staaten, welche dabei die verſchiedenen Particularverhältniſſe, herkömmlichen Anſchauungsweiſen und eigenthümlichen Gemüthszuſtände zu berückſichtigen haben wird. — Allein die Schule prinzipienmäßig von der Kirche oder Geiſtlichkeit zu trennen, würde gegen Vernunft und gegen praktiſches Bedürfniß, hauptſächlich auf dem Lande, eben ſo anſtoßen, als die Abſonderung des Religionsunterrichts von dem Schulunterricht, dem Ablöſen eines organiſchen Gliedes von ſeinem Körper gleichſtehen dürfte. Gegen beides muß ſich der unbefangene Patriot erklären.

Frankfurt a. M., den 25. Sept. 1848. Münch.

(Vom badiſchen Mittelrhein, 23. September.) Zu den wichtigſten, weil folgenreichſten, Verbeſſerungen, welche unſere Regierung beabſichtigt, müſſen wir unzweifelhaft die Veränderungen im Unterrichtsweſen, namentlich in den leitenden Behörden deſſelben zählen. Der weſentlichſte Uebelſtand lag bisher in der Verſchiedenheit und Zerriſſenheit der Behörde, während das geſammte Unterrichtsweſen ſeiner Natur nach ein innerlich verbundenes, in allen ſeinen Theilen zuſammenhängendes Ganze bildet. Statt der drei und vier bisherigen Behörden werden wir künftig nur eine haben, welche den Mittelpunkt ſowohl für die Volksſchule, als für die Gelehrten-, höhere Bürger-, polytechniſche und Hochſchulen bildet. Entſprechend dem geſammten Verwaltungsweſen, wie es demnächſt geſtaltet werden ſoll, werden dann in den verſchiedenen Landestheilen Bezirksſchulräthe gebildet, die aus der Klaſſe der Bürger und Beamten gewählt werden, und natürlich ihr Amt als ein Ehrenamt ohne Beſoldung zu verwalten haben; nur ſoll jeweils für einen Bezirk ein vom Staate ernannter und bezahlter Schulrath in einem Manne vom Fach das ganze Unterrichtsweſen in ſeinem Bezirk leiten und überwachen, und ſo eigentlich das verbindende Mittelglied zwiſchen dem Bezirksſchulrath und der oberſten Behörde bilden.

Im Laufe dieſer Woche hat in Karlsruhe die Berathung dieſes Gegenſtandes ſtatt gefunden, und dürfen wir in kurzer Zeit der wirklichen Einführung der neuen Ordnung entgegenſehen. Alles Gedeihen wird übrigens von der Zuſammenſetzung der oberſten Behörde abhängen. Kann man ſich höhern Orts nicht von der Meinung losſagen, daß nur von Juriſten alles Heil ausgehe, ſo haben wir kaum Hoffnung eines Beſſerwerdens. Darüber wurde gerade bisher geklagt, daß Männer, die ſonſt ſehr tüchtig ſeyn mögen, in Dingen mitreden, ja ſogar entſcheiden ſollen, von denen ſie nichts verſtehen, in denen ſie keine Erfahrung gemacht haben. Man würde ſich nicht einfallen laſſen, einen Nichtjuriſten zum Schriftverfaſſer oder Advokaten zu machen, oder ihm bei irgend einer Juſtizbehörde eine entſcheidende Stimme einzuräumen, bei'm Unterrichtsweſen aber nimmt man keinen Anſtand, auch den bedeutungsloſeſten Juriſten mindeſtens zum Ephor zu machen, wie vor wenigen Jahren an einem Gymnaſium der Fall geweſen. Von beſonderer Wichtigkeit wird die Ernennung des Vorſtandes der oberſten Studienbehörde ſeyn. Man nennt bereits in verſchiedenen Kreiſen den Geh. Rath Baumüller, der allerdings, obwohl ein Juriſt, ſehr geeignet ſeyn dürfte.

Mannichfaltigkeiten.

Schon ſeit dem 23. Sept. Morgens ſieht man mit unbewaffnetem Auge einen ſchwarzen Fleck in der Sonnenſcheibe. Von dem Centrum, wo ich ihn zuerſt beobachtete, rückt derſelbe nach der rechten Seite hin und befindet ſich heute, den 25. September Nachmittags, ganz nah am Rande.

D....... F....

Bei der Ausſicht auf den diesjährigen ausgezeichneten Herbſt, melden ſchweizeriſche Blätter, wird in Winterthur die Maß 1847r Wein für den Spottpreis von einem Schilling ($1^1/_2$ Kreuzer) nicht etwa bloß verkauft, ſondern ausgewirthet. Es iſt dies eine Notiz, die in der Chronik eine Stelle verdient.

Der Entdecker des Chloroforms, Dr. Simpſon in Edinburg, vermiſcht Chloroform und Gutta-Percha in der Dicke flüſſigen Honigs, bewahrt dieſe Flaſche und gießt ſie auf jede noch ſo breite Schnittwunde. Die Schießbaumwolle, in Aether aufgelöſt, ſoll eine ähnliche gute Wirkung thun. (Dorfz.)

Digitized by Google

(Berlin, 22. Sept.) Durch eine Verfügung vom 10. d. M. hat der General-Poſtmeiſter von Schaper allen Poſtbeamten geſtattet, Schnurrbärte zu tragen, was er im vorigen Jahre noch ſelbſt verboten. Wer wollte nun noch in Abrede ſtellen, daß Hr. von Schaper die von den Poſtbeamten ſo energiſch geforderte Reorganiſation des Poſtweſens ernſtlich beginne?

(Düſſ. Z.)

Die Allg. Volkszeitung zu Altenburg bringt die wunderliche Anfrage: Wann wird denn die gute Sitte wiederkehren, daß die Herren Geiſtlichen ſich Schnurr- und Knebelbärte ſtehen laſſen? Ironiſch wird hinzugeſetzt, daß ſie dadurch wohl nur an Reſpect gewinnen und beim Publikum die alte Frömmigkeit wiederkehre.

Korreſpondenz.

Aus dem Weimariſchen, 22 Sept.

In Nro. 202 Ihres Blattes befindet ſich ein Korreſpondenzartikel, datirt Eiſenach, in welchem mehrfache, völlig grundloſe, unſere Staatsregierung unverdienter Weiſe verdächtigende, durchaus unrichtige Angaben enthalten ſind. Geſtatten Sie mir, jenen Aufſatz durch folgende Mittheilung von Thatſachen in ſein gehöriges Licht zu ſetzen. Es heißt dort unter Anderm: „In Sachſen-Weimar ſey eigentlich noch gar nichts geſchehen, es ſey vielmehr lediglich bei den Verſprechungen vom 9. März geblieben.“ Mittelſt Patents vom 9. März d. J. ſprach ſich der Großherzog dahin aus:

1) Er betrachte eine deutſche National-Vertretung als ein wirkſames Mittel zu dem Zwecke einer engeren Vereinigung des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes, und werde, was an Ihm ſey, ſofort dafür thätig ſeyn und auf eine dem entſprechende Umgeſtaltung der Bundesverfaſſung hinwirken.
2) Die Verminderung und Verwandlung der ſtehenden Heere und eine allgemeine Volksbewaffnung ſolle in das Auge gefaßt werden.
3) Um den allſeitig ausgeſprochenen Wünſchen zu entſprechen, ſolle das Kammervermögen mit dem landſchaftlichen Vermögen, gegen Gewähr einer Civilliſte, vereinigt werden.
4) Ueber eine, auf neuere Grundſätze geſtützte Umgeſtaltung der Rechtspflege werde Entſchließung vorbehalten bis auf diesfallſige landſtändiſche Anträge.

Dies ſind die Verſprechungen vom 9. März d. J. — Denſelben gemäß hatte zu 1) das großherzogliche, alsbald nach dem Erlaſſe des Patentes, an die Spitze der Staatsgeſchäfte getretene Miniſterium Watzdorf-Wydenbrugk, die Initiative ergreifend, ein Rundſchreiben an ſämmtliche deutſche Staatsregierungen gerichtet, in welchem es die Nothwendigkeit: daß der damalige Bundestag in kürzeſter Friſt förmlich aufgelöſt und bis zur definitiven Feſtſtellung der Verfaſſung des neuen Bundesſtaates, unter Mitwirkung der konſtituirenden Verſammlung der Volksvertreter, eine proviſoriſche Vertretung der deutſchen Staatsregierungen nach gewiſſen Grundzügen gebildet werde, — hervorgehoben und zur Abſendung ſolcher Geſandten nach Frankfurt eingeladen hatte, deren Namen und frühere Wirkſamkeit eine Bürgſchaft des Vertrauens im Volke biete. Ferner iſt zu 2) bereits am 4. April d. J. ein Geſetz zur Einführung der Volksbewaffnung erlaſſen worden, auch hat man von Seiten der Staatsregierung nach möglichſten Kräften hülfreiche Hand zur Organiſation der Volksbewaffnung ſelbſt geleiſtet, und zwar mit Erfolg, wie unlängſt erſt bei einer durch Ruheſtörer herbeigeführten Veranlaſſung die wohlgeübte und von einem trefflichen Geiſte beſeelte Bürgerwehr zu Weimar auf eben ſo nachdrückliche als fühlbare Weiſe dargethan hat. Eine Verminderung der ſtehenden Heermacht iſt bis jetzt aus Rückſichten nach Innen wie nach Außen durchaus unthunlich geweſen und wird, namentlich mit Hinblick auf die gegenwärtigen äußeren politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands, auch für die Zukunft noch auf längere Zeit eine Sache der Unmöglichkeit bleiben müſſen. Zu 3) iſt die Vereinigung des Kammervermögens mit dem landſchaftlichen Vermögen gewährt worden, die Kammer und das Landſchaftskollegium hören auf und die Funktionen dieſer bisherigen Mittelbehörden werden einem Finanzminiſterium übertragen, in ſoweit ſie nicht Kaſſegeſchäfte betreffen. Die Kammergüter ſind Staatseigenthum geworden, dies involvirt aber keineswegs eine Zerſchlagung derſelben, wie Ihr Korreſpondent aus Eiſenach meint, deſſen Begriffe in dieſem Punkte überhaupt etwas verworren zu ſeyn ſcheinen. Von der auf 280,000 Thlr. durch die Landſtände feſtgeſetzten Civilliſte hat der Großherzog laut Dekret vom 8. April d. J. vorjetzt und bis auf Weiteres aus freier Entſchließung auf den Bezug von jährlich 30,000 Thlr. zum Beſten des Landes verzichtet. Endlich zu 4) iſt für das weimariſche Land eine Kommiſſion unter dem Präſidium des Miniſterpräſidenten von Watzdorf mit der Bearbeitung der Entwürfe für völlige Umgeſtaltung des Staatsdienſtes ſeit dem 5. Auguſt d. J. beſchäftigt, es hat ſich dieſelbe jetzt ſchon über die Grundlagen ihrer, eine Vereinfachung des Staatsdienſtes, Verminderung der Beamten und Beſchaffung einer ſchnellen und wohlfeilen Rechtspflege bezweckenden Aufgabe vereinigt und das Publikum iſt davon auf eine, nach den jetzigen Vorlagen möglichſt ausführliche und befriedigende Weiſe ſofort in Kenntniß geſetzt worden. Und wenn der Miniſterpräſident bei dieſer Gelegenheit öffentlich ausſpricht, „er gehöre nicht zu Denen, welche die Revolution noch nicht als beendigt anſehen, aber er gehöre eben ſo wenig zu Denen, welche etwa meinen könnten, man ſey zu weit gegangen und müſſe bei erſter Gelegenheit wieder einige Schritte rückwärts thun; er halte ſolche Rückſchritte für unmöglich, aber auch für völlig unzuläſſig“; und wenn ein ſolches Miniſterium durch das allgemeine Vertrauen, durch die ungetheilte Anhänglichkeit und Achtung des ganzen Landes getragen wird, da kann wohl eine ſolche Reaction, wie ſie Ihr Eiſenacher Korreſpondent im Lande aufgeſpürt haben will, zur Zeit nicht zu fürchten ſeyn. — Nach allen Dem iſt, was man am 9. März d. J. verſprochen, nicht nur redlich und gewiſſenhaft erfüllt worden, ſondern es iſt noch mehr geſchehen und geſchieht fortwährend mehr in regem Vorwärtsſchreiten einer den Geiſt der Zeit erkennenden freiſinnigen Staatsregierung; was aber die Freiheit der Preſſe anlangt, worüber ebenfalls der erwähnte Artikel in beklagender Weiſe ſich ausſpricht, ſo iſt dieſelbe von Seiten der weimariſchen Regierung ſeit jenem 9 März noch in keinem Falle verletzt worden, und man wird nicht im Stande ſeyn, irgend einen derartigen beſchränkenden Akt der Staatsregierung nachzuweiſen. Die geehrten Leſer Ihres Blattes mögen aus dieſen Mittheilungen genauer Thatſachen entnehmen, welche Kenntniß unſerer politiſchen Zuſtände jenem, in mehrfacher Beziehung zu bemitleidenden Korreſpondenzartikel zu Grunde gelegen haben mag.

Berka a. Ilm G.

Kunſt- und Literatur-Notizen.

Auf der Frankfurter Bühne wird demnächſt ein neues Drama von Dr. Wollheim, dem Verfaſſer des „Don Sebaſtian“, zur Aufführung gelangen. Daſſelbe heißt „Raphael Sancio“ und iſt in Hamburg mit großem Beifalle mehrmals gegeben worden. Hr. Dr. Wollheim befindet ſich gegenwärtig in Frankfurt a. M. und dürfte unter dem Eindruck der wechſelnden und wichtigen Ereigniſſe der zwei letzten Wochen reichhaltigen Stoff für ſeine gewandte Feder gefunden haben. Von hier aus beabſichtigt er eine Reiſe nach Wien zu machen, um auch dort das vielbewegte Leben der Gegenwart an einer friſch ſtrömenden Quelle kennen zu lernen. Dr. Wollheim iſt ein kenntnißreicher, durch große Reiſen vielerfahrner und im geſelligen Umgang ſehr gewandter Mann. — Auf der Breslauer Bühne hat Mad. Palm-Spatzer ihr Gaſtſpiel beendet, nachdem ſie ihren frühern Kunſtleiſtungen noch die der Lucrezia Borgia, Antonina, Valentine, Donna Anna, Adine und die Doppelrolle Iſabella und Alice in Robert dem Teufel hinzufügte. Die bereits früher berichtete ſehr günſtige Aufnahme dauerte fort und die dortigen Journale ſtimmen in Anerkennung derſelben überein. — Piſchek ſoll, wie wir vernehmen, einen zweiten Gaſtrollen-Cyclus in Hamburg eröffnen und nach Beendigung deſſelben auch auf der Frankfurter Bühne noch mehrmals aufzutreten geſonnen ſeyn.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 27. Sept. Der Freiſchütz, große romantiſche Oper in 4 Abth. von Friedrich Kind, Muſik von C. M. von Weber.

Donnerſtag, 28. Sept. Wallenſteins Tod, Trauerſpiel in 5 Abth. von Schiller. (Gaſtrolle) Schwediſcher Hauptmann: Hr. Meaubert, vom Theater zu Zürich.

Druck und Verlag von Heller und Rohm — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 262. Donnerſtag, den 28. September 1848.

Das Hoſpital „les Quinze-Vingts“ zu Paris.

Nach dem Franzöſiſchen. Uebertragen von G. Opermann.

(Fortſetzung und Schluß.)

Eines Tages aber, im Monat Februar 1805, war Louiſe nicht erſchienen. Auch an den nächſten Tagen ließ ſie vergebens auf ſich warten. Seit dieſem Augenblicke glaubte Bérenger eine große Veränderung in ihrem Betragen, in ihrem Charakter wahrzunehmen; es ſtieg ſogar Verdacht in ihm auf. Bald beſtätigte ſich dieſer, als er von einem der Auffeher erfuhr, daß Louiſe ihn hintergehe und ſeit einigen Tagen ein Einverſtändniß mit einem jungen Arbeiter, Namens Pinſon, unterhalte, der häufig zum Beſuch einer alten blinden, in der Anſtalt lebenden Tante erſchien.

Dieſe Entdeckung verurſachte ihm den lebhafteſten Kummer und Verdruß; doch verbarg er dieſen, und beſchloß, den günſtigen Zeitpunkt abzuwarten, um an Denen, die ihn betrogen, eine ecclatante, fürchterliche Rache zu nehmen.

Die Gelegenheit ließ nicht lange auf ſich warten. Damals, wie gegenwärtig, war das Haus der Quinze-Vingts eine wahre Republik, in welcher die des Augenlichts beraubten Unglücklichen mit Weib und Kindern wohnten. Da die Blinden gewöhnlich ſehr heitern und geſelligen Charakters ſind, ſo beſuchten ſich die Penſionäre des Hauſes wechſelſeitig häufig. Bérenger war bei allen Feſten zugegen und erheiterte ſeine Schickſalsgenoſſen, die Alle ihn liebten und aufſuchten, durch ſeinen hinreißenden Witz, ſo wie durch ſeine Art, ihnen die Zukunft auszulegen.

Es war damals Faſtnacht. Madame Pinſon, die Tante des erwähnten jungen Arbeiters, hatte die Gewohnheit, am Faſtnachts-Montage ihre Familie und Freunde auf ihr Zimmer einzuladen und ſie nach Umſtänden zu bewirthen. Diesmal lud ſie Bérenger nebſt Louiſen, ihren Neffen und verſchiedene andere Perſonen ein.

Faſtnachts-Montag war erſchienen; pünktlich hatte Jeder ſich eingefunden. Die Abendgeſellſchaft begann inmitten allgemeiner Fröhlichkeit, und nichts deutete auf eine Kataſtrophe, als, gegen neun Uhr, Louiſe, bei'm Aufheben eines Holzſcheites, das ſie an's Feuer legen wollte, zu fühlen glaubte, daß dies ſchwerer ſey, als die übrigen, und durch eine unwillkürliche Bewegung daſſelbe aus den Händen fallen ließ.

Das Scheit zerbrach auf dem mit Steinplatten belegten Fußboden des Gemachs, welches es mit Pulver und Eiſenſtücken erfüllte.

Bei dieſem Anblick wurden Pinſon und Louiſe ganz beſtürzt. Sie theilten den übrigen Anweſenden den Vorfall mit; Alle waren von Schrecken ergriffen bei dem Gedanken an die Gefahr, welche ſie betroffen hätte, wäre das Holzſcheit in's Feuer gelegt worden.

Das Feſt war natürlicherweiſe unterbrochen; Angſt folgte der Freude, und als das Gerücht von dem Ereigniſſe ſich in der Anſtalt verbreitet hatte, erſchien der Direktor an Ort und Stelle. Da er nicht wußte, auf wen er ſeinen Verdacht lenken ſollte, und eben ſo wenig es auf ſich nehmen durfte, dieſe Sache zu unterdrücken, ſo verbot er ſämmtlichen Anweſenden, das Haus zu verlaſſen.

Am folgenden Tage ward die Gerichtsbehörde von dem Vorfall in Kenntniß geſetzt.

Aus der Vernehmung ergab ſich bald, daß Bérenger, kurz vor Faſtnachts-Montag, zu einem Schreiner in der rue des Tournelles gegangen war, um ein Holzſcheit aushöhlen zu laſſen, und unter den Nägeln und dem alten Eiſen, das man nebſt dem Pulver im Zimmer geſammelt, fand man die Schrauben ſeines kleinen Wagens, den er am vorhergehenden Samſtage auseinander genommen.

Auf den Grund dieſer Indizien ward der unglückliche Bérenger verhaftet, und nicht lange darnach, als des Mordverſuchs angeklagt, dem Kriminalgerichte des Seine-Departements überwieſen.

Dieſe Sache erregte im Publikum ein ungewöhnliches Intereſſe; allein die Verhältniſſe des Augenblicks waren dem Angeklagten durchaus ungünſtig. Seit dem Prozeſſe der wegen der Höllenmaſchine Angeſchuldigten ſchien die Regierung jedesmal zur Strenge ſich hinzuneigen, wenn es ſich um einen Mordverſuch mittelſt einer Exploſion handelte.

Uebrigens trugen verſchiedene Umſtände zu dem Intereſſe bei, das dieſer Prozeß hervorrief. Noch nie war ein Blinder vor einem Kriminalgerichte erſchienen, und außerdem genoß der Name „Aveugle du Bonheur“ ſeit einigen Jahren in ganz Paris einer außerordentlichen Popularität.

Die Verhandlungen begannen im Monat März 1805. Bérenger errang ſich durch ſeine beſcheidene und würdige Haltung das Wohlwollen der Gerichtsbehörde. Der Anklage ſetzte er ein vollſtändiges Abläugnungs-Syſtem entgegen. Seine als Zeugen aufgerufenen Kameraden traten unter Angabe von Thatſachen auf, die höchſt ehrenvoll für ihn lauteten. Sie erklärten, daß er einen großen Theil ſeines kleinen Vermögens Denjenigen unter ihnen zuwende, die deſſen bedürftig ſeyen.

Allein die Ausſage des Schreiners, Pinſon's und Louiſens waren zu belaſtend für Bérenger. Als der Unglückliche ſich von der Perſon anklagen hörte, welcher er ſein Leben, ſeine Liebe gewidmet, vermochte er ſeine Thränen und ſein Schluchzen nicht zurückzuhalten. Dieſe Scene machte auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck.

Kurz, trotz der beredtſamen Vertheidigung des Herrn Bellart, ſeines Advokaten; ungeachtet der die Beſchuldigung mildernden Umſtände, unter denen er den Verſuch zu dem Verbrechen begangen, deſſen er angeklagt worden; trotz des Intereſſes,

Digitized by Google

das an ſeine Perſon ſich knüpfte und durch das ſchreckliche körperliche Gebrechen, dem er unterworfen war, ſich noch ſteigerte, wurde Bérenger dennoch zur Todesſtrafe verurtheilt. Als er ſein Urtheil vernahm, ſtieß er ein herzzerreißendes Geſchrei aus.

Der Unglückliche beſaß weder Familie noch Freunde; allein er fand eine edle Stütze in dem Almoſenier der Anſtalt, der zu ſeinen Gunſten Verwendung eintreten ließ und die mächtigſten und einflußreichſten Perſonen anging, Bérenger Begnadigung auszuwirken; doch ein unerklärlicher, unglücklicher Zufall vereitelte ſeine großmüthigen Bemühungen. Der Kaiſer, ſeit Kurzem erſt gekrönt, hatte gerade in dieſem Augenblicke eine Luſtreiſe in's nördliche Italien unternommen, und der Miniſter wagte es nicht, in des Monarchen Abweſenheit irgend einen entſcheidenden Beſchluß zu erlaſſen. Es ward daher zum erſten Male das Schaffot auf dem Grève-Platze errichtet und blieb dort bis 3 Uhr ſtehen. Herr Regnier, welcher bereits Anordnungen voller Menſchlichkeit getroffen, bewilligte einen letzten Aufſchub von vierzehn Tagen.

Man fertigte eine Anfrage an den Kaiſer durch den gewöhnlichen Depeſchen-Courier ab; allein die Depeſchen wurden zufälligerweiſe verlegt, die Anfrage des Juſtizminiſters dem Kaiſer nicht übergeben und gelangte, nebſt den übrigen Papieren, erſt zwei Monate ſpäter nach Paris zurück.

Der General-Prokurator, welchem dieſe Umſtände unbekannt waren, und der, am Schluſſe der vierzehn Tage, annehmen zu dürfen glaubte, daß es nicht des Kaiſers Wille ſey, Begnadigung zu gewähren, befahl nunmehr der Gerechtigkeit ihren Lauf zu laſſen. Zum zweiten Male ward daher das Blutgerüſt aufgeſchlagen.

Bérenger, der ſeit ſeiner Verurtheilung in beſtändigen Schwankungen zwiſchen Furcht und Hoffnung zugebracht, ergab ſich der heftigſten Verzweiflung, als er vernahm, daß er ſterben müſſe. Da er des Lichtes beraubt war, hatte ſeine auf ſich ſelbſt beſchränkte Einbildungskraft das Schreckliche ſeiner Lage nur noch vermehrt. Während eines ganzen Monats ſchien es ihm jedesmal, wenn die Thür ſeines Kerkers geöffnet ward, ſeine letzte Stunde habe geſchlagen; ſo oft eine fremde Hand die ſeinige berührte, glaubte er, es ſey des Henkers blutige Hand.

Der ehrwürdige Prieſter, der während der Dauer ſeiner Gefangenſchaft bei ihm gewacht, der mit ſo großer Beharrlichkeit ſeine Begnadigung nachgeſucht, ſtand ihm auch bis zum letzten Augenblicke bei.

Bérenger ſchöpfte aus dem Beiſtande der Religion große Tröſtungen, er ertrug, ohne ſich zu beklagen, die letzten Vorbereitungen zu ſeiner Hinrichtung. Er ließ ſich die Haare abſchneiden und die Hände binden, ohne ein einziges Wort zu äußern; als er jedoch die Conciergerie verließ und man ihn den verhängnißvollen Karren beſteigen laſſen wollte, da zögerte ſein Fuß. Er glaubte, man täuſche ihn und das Schaffot ſelbſt ſey es ſchon, das ſich vor ihm erhebe; darauf begann er, zurückzuſchreiten und ſtieß ein herzzerreißendes Geſchrei aus. Nur mit vieler Mühe und mit Sanftmuth gelang es ſeinem Beichtvater, ihm die Wahrheit begreiflich zu machen. Endlich folgte er deſſen Ermahnungen und ſetzte ſich auf den Karren.

Während der ganzen Fahrt von der Conciergerie nach dem Grève-Platze ſtieß er beſtändig Klagen und Seufzer aus. Als ſein Beichtvater ihn aufforderte, mehr Muth zu zeigen, ſprach er: „Wenn ich ſehen könnte, würde ich den Tod nicht fürchten!“ — Dann bat er ihn, das Hinrichtungs-Inſtrument ihm zu beſchreiben und ihn zu benachrichtigen, wenn er es zuerſt erblicken würde, damit er Zeit habe, ſich zu faſſen und vorzubereiten. „Was für mich am unglücklichſten,“ ſagte er noch, „iſt, daß ich nicht weiß, wo ich bin und wie man mich ſterben laſſen, wie man mich tödten wird . . .“

Noch einmal gelang es des Prieſters tröſtenden Worten, ihn zu beruhigen; doch einige Augenblicke darnach ließ er auf's neue ſeinen Thränen, ſeinem Schluchzen freien Lauf.

Endlich war der traurige Zug am Beſtimmungsorte angelangt, und hier ereignete ſich ein Auftritt, noch herzzerreißender als die übrigen. Nur mit vieler Mühe und nach einem grauſamen Kampfe gelang es, den unglücklichen Blinden die Stufen des Blutgerüſtes hinauf zu ſchleppen. Sein Mark und Bein durchdringendes Geſchrei endete erſt mit dem Tode.

Das Volk, das nie einer ſolchen Jammerſcene beigewohnt, verließ, von Schreck und Mitleid ergriffen, den Grève-Platz.

Dieſe fürchterliche Geſchichte iſt die einzige ihrer Art, denen die Annalen der Blinden erwähnen. Niemals, ſeit Ludwig dem Heiligen bis auf unſere Tage, haben die beſcheidenen Bewohner der Quinze-Vingts nur einen Augenblick aufgehört, ſich der Theilnahme der Freunde der Menſchheit und der Wohlthaten der Nation würdig zu machen.

Deutſchland's Klage.

Neues Leben war mir aufgegangen,
Freiheit dacht' verjüngt ich zu umfangen,
Träumt' von Einheit, träumt' von Völkerglück;
Sah im Geiſte ſchon mich neugeboren,
Mich zu Macht und Größe neuerkoren;
Dankend hob nach Oben ich den Blick.

Gott vom Himmel ſchaute gnädig nieder,
Und der Freiheit tönten Jubellieder
Meiner Kinder laut in Süd und Nord;
„Heil und Frieden allem Volk und Stande!
Dreimal Heil dem theu'ren Vaterlande!“
Hallt ihr Sang durch alle Gauen fort.

O warum, nach eitlem Frühlingstraume,
Fällt die Blüthe von dem Freiheitsbaume,
Fern der Frucht, verwelkt zum Boden hin?
Warum ſeh' ich meine Hoffnung ſchwinden,
Kann das Glück nicht, das erſehnte, finden,
Das ſo ſchön wie Sonnenaufgang ſchien?!

Leichter möcht' die Täuſchung ich ertragen,
Müßt' ich über mächt'ge Feinde klagen,
Deren Neid die Hoffnung mir zerſtört,
Ha! ich wollte muthig mich ermannen,
Und beſiegt ſie ſollten flieh'n von dannen,
Die der Wahn, zu knechten mich, bethört.

Schrecken ſollt' mich keine Welt voll Feinde,
Wann zum treuen Bruderbunde einte
Lieb' und Eintracht meiner Kinder Herz.
Daß als Brüder ſie ſich nicht erkennen,
Daß in Haß und Zwietracht ſie ſich trennen,
Klag' ich laut mit mütterlichem Schmerz.

O, warum vergeſſen meine Kinder,
Daß in Nord und Süd, nicht mehr, nicht minder,
All' ſie deutſch zu ſeyn berufen ſind?!
Warum wollt' Ihr Hand in Hand nicht gehen,
Was zum wahren Frieden dient, nicht ſehen?
Ach! es macht die Leidenſchaft Euch blind!

Digitized by Google

Löſcht ſie aus! Sie blendet Euch die Augen,
Nimmer kann zu Eurem Wohl ſie taugen,
Sie verräth das Vater-, Mutterland.
Wollt als Patrioten Ihr erſcheinen,
Muß Euch deutſcher Bruderſinn vereinen,
Meiner Einheit, Kraft und Freiheit Pfand.

Auf, Ihr Deutſchen! Auf, Ihr meine Söhne!
Wacht, daß nicht der Fremdling Euch verhöhne,
Nicht erblaßt der Freiheit Himmelsglanz!
Deutſche Treue darf nicht untergehen,
Sie ſoll feſt, wie meine Eichen, ſtehen,
Daß die Stirn' Euch ſchmückt der Eichenkranz!

Auf, Ihr Deutſchen! Schwört in ernſter Stunde
Treue mir! Eint Euch zum heil'gen Bunde,
Daß der Auferſtehung Werk gelingt!
Laßt die Scheidewand der Meinung fallen!
All' für Einen! Einer weih' ſich Allen!
Daß mein Lied der Einheit, Freiheit klingt!

Der königl. Central-Schulbücher-Verlag in München im Kampfe mit den Gewerben der Buchdrucker und Buchhändler in Bayern.

Die Beilage zur Neuen Münchner Zeitung No. 48 bringt eine Apologie der oben genannten Staatsbuchhandlung und Buchdruckerei (bayeriſcher Central-Schulbücher-Verlag in München), der man es auf den erſten Blick anſieht, daß ſie aus der Feder eines, ſchwerlich unbetheiligten, Anwaltes gefloſſen iſt, der nicht nach ſeiner inneren Ueberzeugung ſpricht, ſondern blos die ihm überwieſene Sache vertheidigt. Wenn gleich der Artikel mit „Eingeſandt" bezeichnet iſt, ſo kann man ſich doch des Gefühls der Trauer nicht entſchlagen, denn es ſcheint wenig Hoffnung vorhanden, daß die neue Zeit für Bayern die ſo dringend gebotene Verbeſſerung des Unterrichtsweſens bringen will. — Fraglicher Anwalt verſucht es in der Neuen Münchner Zeitung (dem bayer. Regierungs-Organe) ein Inſtitut zu vertheidigen, das ſein Entſtehen im Jahre 1614 den Jeſuiten, und ſeine Renovirung, wenigſtens den Grundſätzen nach, den Vätern eben dieſer Geſellſchaft unter dem Miniſterium Abel im Jahre 1837 verdankt, das ſeit der erſten Ständeverſammlung im Jahre 1819 bis auf die neueſte Zeit fortwährend Gegenſtand unausgeſetzter Angriffe in der Kammer der Abgeordneten geweſen iſt, das der bayeriſche Patriot von Utzſchneider, ein Mann größter Intelligenz und entſchiedenen Fortſchritts, in der Kammer der Abgeordneten im Jahre 1831 auf's Beharrlichſte bekämpfte; das in ſeiner gegenwärtigen Einrichtung für die neue Zeit eine Unmöglichkeit geworden, weil es von jeher das Hauptmittel in der Hand des Ultramontanismus geweſen iſt, das Volk in der Dummheit und geneigt zu erhalten, die Herrſchaft roher Gewalt und hierarchiſcher Uebergriffe zu ertragen. Ich will für diesmal weder die gewerbsrechtlichen Befugniſſe des alten Privilegiums näher beleuchten, noch auf die ſpecielle Widerlegung der in der Neuen Münchner Zeitung aufgeſtellten 5 Punkte, welche die Nützlichkeit, ja Unentbehrlichkeit dieſer heilloſen Anſtalt für Bayern beweiſen ſollen, ausführlich einlaſſen, ſondern behalte mir dieſes für einen ſpäteren Artikel bevor, und begnüge mich, hier nur einige Worte über die Zweckwidrigkeit und Verwerflichkeit fraglichen Inſtitutes auszuſprechen. — Wenn der Vertheidiger des berüchtigten bayer. Schulbücher-Verlags auf das freie England hinweiſt und ſagt, daß auch dort der Krone das Recht zuſtehe, Parlamentsakten, Proklamationen, Rathsbeſchlüſſe *rc.* *rc.* auf ihren eigenen Preſſen drucken zu laſſen, ſo erlaube ich mir auf den Unterſchied aufmerkſam zu machen, der zwiſchen Parlamentsacten und planmäßigen Schulbüchern für den ABC-Schützen bis zum Lyceiſten hinauf beſteht. Ich kenne die Verhältniſſe in England und Frankreich beſſer, und will dem Vertheidiger des königl. Central-Schulbücher-Verlags hier ſagen, womit ſich in dieſen Ländern die Staats-Buchdruckereien beſchäftigen. In London und Paris ſind dies großartige, auf das Koſtbarſte mit Schriften aus allen Sprachen der Welt ausgeſtattete Kunſtinſtitute (nicht Schulbücher-Fabriken), worin auf Rechnung des Staats Prachtwerke geographiſchen und ſprachwiſſenſchaftlichen Inhalts gedruckt werden, die kein Privatmann, der ungeheuren Koſten wegen, unternehmen kann, und deren Druck daher im Intereſſe der Kunſt und Wiſſenſchaft der Staat beſorgt. Wenn nirgends anders, ſo kann ſich der Ritter der bayeriſchen Schulbücher-Fabrik dieſe Prachtwerke in der Univerſitätsbibliothek zu Göttingen anſehen. Der engliſche und franzöſiſche Staat läßt auch Staatspapiere und andere wichtige Documente, die ſich nicht für Privatdruckereien eignen, auf ſeinen Preſſen drucken, während der bayeriſche Staat ſolche Produkte mit ungeheuren Koſten außer Landes (in Frankfurt gegenwärtig) anfertigen, ſeine zahlreichen Preſſen aber mit den von ihm zwangsweiſe eingeführten Schulbüchern beſchäftigen läßt, wodurch er die berechtigten Buchdruckereien und Buchhandlungen des Landes an den Bettelſtab bringt. Darin, Hr. Miniſterialrath, liegt der gewaltige Unterſchied zwiſchen der engliſchen und franzöſiſchen, und der berüchtigten bayeriſchen Staatsbuchdruckerei. Während die erſtern für Kunſt und Wiſſenſchaft errichtet ſind, und die berechtigten Gewerbsleute nicht beeinträchtigen, ſind der bayeriſchen Staatsdruckerei Kunſt und Wiſſenſchaft fremd, und während ſie ihren eigenen Bedarf an Kunſtarbeiten außerhalb des Landes fertigen läßt, mäſtet ſie ſich von dem geraubten Eigenthum der durch ſie verarmten bayeriſchen Buchdrucker und Buchhändler durch fabrikmäßige Anfertigung von geiſttödtenden, jede Concurrenz ausſchließenden Schulbüchern. — Neben Bayern iſt es Oeſterreich allein, welches unter dem Geiſtesdrucke des Metternich'ſchen Jeſuitenſyſtems ſeit mehr als vierzig Jahren gelitten hat, deshalb fühlen dieſe beiden Länder im gegenwärtigem Augenblick auch die jammervolle Armuth an erleuchteten Köpfen ſchmerzlich genug, und würde dies heilloſe Unterrichtsweſen noch eine Generation ſo fortgeſetzt worden ſeyn, ſo wäre die Intelligenz in fraglichen Ländern verſchwunden, und durch das bösliche Hinhalten hinter dem Fortſchritte ein completter Geiſtesbankerott die nothwendige Folge geweſen. — Oeſterreich hat aber mit ſeinen „planmäßigen Schulbüchern" nur den Geiſt des Volkes, nirgends aber die materielle Wohlfahrt der betreffenden Gewerbe zu unterdrücken getrachtet. Die geiſttödtenden Bücher Oeſterreichs ſind in den Privatdruckereien Tyrols, Böhmens, Mährens *rc.* *rc.* gedruckt worden, und mit dem Verkaufe derſelben durfte ſich Niemand außer den berechtigten Buchhändlern befaſſen. — In Bayern aber hat man durch die Ausdehnung des alten, aus den finſtern Zeiten der Prieſterherrſchaft ſtammenden Privilegiums des von den Jeſuiten geſtifteten „goldenen Almoſens" — einerſeits, und durch das neu ertheilte „Privilegium an den kath. Bücherverein" andererſeits, faſt Alles, was im Buchhandel als Bedürfniß zu betrachten iſt, aus dieſem weg und zum größten Theile in die Hände des Clerus geſpielt. Bei ſolchen Thatſachen bleibt der, dieſen beiden Privilegien bereits in mehreren öffentlichen Blättern gemachte Vorwurf unwiderlegbar, daß in keinem civiliſirten Staate der Welt ähnliche Gewerbsbeeinträchtigungen von Seite des Staats gegen hochbeſteuerte Gewerbe beſtehen, und von keinem Volk der Erde, außer dem langmüthigen bayeriſchen, geduldet werden. — Der Katalog des Central-Schulbücher-Verlags ſagt klar und deutlich: „Jedermann, ohne Unterſchied des

Digitized by Google

Glaubens und Standes, kann dieſe Artikel mit 20 pCt. Rabatt beziehen und wieder verkaufen" —; und aktenmäßig iſt es, daß unter dem Miniſterium Abel die königl. Studienrectorate und andere ſolche Anſtalten amtlich aufgefordert wurden, den Bedarf an Schulbüchern für ihre Anſtalten anzugeben, welcher ihnen unter gänzlicher Ausſchließung der conceſſionirten Buchhandlungen von der Adminiſtration zugeſendet, und ſolche Anſtalten durch den bemerkten Rabatt auf die unwürdigſte Weiſe zum Bücherhandel verleitet worden ſind. — Solche unverantwortliche Beamten-Willkürherrſchaft gegen den Gewerbsſtand iſt wider alles göttliche und menſchliche Recht, und kann um ſo weniger länger geduldet werden, als der Staat unter keiner Bedingung ein Recht hat zur Ausübung irgend eines Gewerbes; — gebt dem König, was des Königs iſt — aber auch dem Bürger, was des Bürgers iſt — das heißt den ausſchließlichen, ungeſchmälerten Betrieb ſeines Gewerbes, von dem er mit Weib und Kindern leben, von deſſen Erträgniß er an Fürſt und Staat Abgaben entrichten muß. — Was die Preiſe der in dieſer Anſtalt gedruckten Bücher betrifft, ſo wird dieſelben jeder Buchdrucker oder Buchhändler eben ſo billig herſtellen, wenn er die Sicherheit eines ſo großen Abſatzes für das ganze Land hat, wie ſie dieſe Anſtalt ſich durch die gehäſſigſten Mittel zu verſchaffen gewußt hat; die Preiſe der in Preußen, Sachſen, Würtemberg ꝛc., wo nirgends eine ſolche Anſtalt beſteht, eingeführten Schulbücher geben Beleg dafür Ja, dem berühmten Chriſtoph von Schmid würde jeder andere Verleger für eine bibliſche Geſchichte, Katechismus, kleine Erzählungen ꝛc. bei gleich billigen Preiſen gern ein zehnfach höheres Honorar bezahlt, und dennoch ein ſchönes Geſchäft damit gemacht haben, da dieſe vortrefflichen Schriften in der Hand des Geſchäftsmannes einen weit größeren Abſatz nach den übrigen deutſchen Staaten gefunden haben würden, als ihn der von allen Seiten geächtete bayeriſche Schulbücherverlag zu erzielen vermochte. — Endlich ſoll ein in Ausſicht geſtellter wohlthätiger Zweck, nämlich die Errichtung einer Penſionsanſtalt für Schullehrer den Raub an den Gewerben beſchönigen oder gar rechtfertigen; dies Mittel, ſchlechte Handlungen zu entſchuldigen, iſt eben ſo abgenützt als nirgend anerkannt, da man ja ſelbſt dem heil. Criſpinus das Stehlen der Häute verargte, aus denen er doch den armen Leuten Schuhe fertigte, was dem bayeriſchen Schulbücherverlag noch Niemand nachgeſagt hat, da er den aus ſeinem ſchmutzigen Inſtitute erzielten Nutzen zu ganz andern Zwecken verwendet, als zur Unterſtützung der Armen.

Augsburg, den 19. Sept. 1848.

Albr. Volkhart, Buchdrucker.

Mannichfaltigkeiten.

In dem Großherzogthum Baden ſind in Betreff der Beſchränkung der Grundherren einige wichtige Beſtimmungen erlaſſen worden. Der befreite Gerichtsſtand iſt ganz beſeitigt, ebenſo das Exemtionsrecht wegen Gütergefällen. Es ſteht denſelben keine Forſt- und Jagdpolizei, kein Patronatsrecht, kein Recht des Kirchengebets und des Trauerläutens, keine Begünſtigung hinſichtlich der Gemeindelaſten und Gemeindedienſte mehr zu, auch die Mitwirkung bei Rügegerichten, Kirchen- und Schulenviſitationen, ſogar die eigene Polizei im Umfange ihrer Schlöſſer und Wohnungen iſt ihnen entzogen. Die ſtandesherrliche Stellung der Grundherren ſoll ſo lange gelten, als die Verfaſſung keine Abänderung erleidet. Garantirt iſt den Grundherren das Tragen eigener beliebiger Uniformen, Aufenthalt und Dienſt in jedem Land zu nehmen und das badiſche Bürgerrecht neben dem eines anderen Staates auszuüben. (Drfz.)

Die Köln. Z. enthält folgende Anzeige: Kölner Mitbürger! Was ſagt Ihr von einer Arbeiter- und Demokraten-Verſammlung im Eiſer'ſchen Saale, die bei dem Bericht über Lichnowsky's und Auerswald's Tod und demſelben vorhergegangenes Leiden in ein langes ſataniſches Lachen, mit Bravo's und Händeklatſchen begleitet, ausbricht und den Redner akkompagnirt mit: „War noch viel zu gelind! Muß beſſer kommen! Dem ganzen reichen Pack und der lumpigen Bourgeoiſie wird's noch ganz anders gehen!" — von einer Verſammlung, deren Redner über Regierung, National-Verſammlung und wie Mitglieder ſich ausdrücken, über die lumpige Bourgeoiſie und das reiche Pack unbarmherzig herfallen und erklären, alle Mittel anzuwenden, ebengenannte zu ſtürzen!

Korreſpondenz.

Mainz, 25. Sept.

Der Deutſchkatholicismus, der ja jetzt auch in Wien und München(!!!) Boden gewonnen, hat hier feſte Wurzeln geſchlagen und verbreitet ſich immer mehr übee alle Kreiſe der Geſellſchaft. Ein unwiderlegbares Zeugniß dafür gibt der Zuwachs der Mitglieder der Gemeinde, deren äußere, materielle Exiſtenz vollſtändig geſichert iſt. Daß dieſelbe noch nicht an die Erbauung einer Kirche denken könnte, iſt der außerordentlich bewegten Zeit zuzuſchreiben, doch wird in der Stille für dieſen Plan thätig gewirkt, ſo daß derſelbe, ſobald ſich nur ein ſicherer Blick in die Zukunft thun läßt, mit Eifer zur Ausführung gebracht werden wird. Neben dem wackeren Geiſtlichen der Gemeinde, Hrn. Engelmann, haben in den letzten Zeiten auch andere Geiſtliche Gottesdienſt gehalten, und geſtern hörten wir Hrn. Graf aus Wiesbaden, einen Mann, der in jeder Weiſe den Erwartungen entſpricht, die man über ihn gehegt. Der Gottesdienſt iſt ſtets ſehe zahlreich beſucht und alle Anfeindungen gegen die Gemeinde, wie ſie ſonſt wohl vom Volke ausgegangen, ſind verſtummt. Die Pfeile, die von Zeit zu Zeit in den Jeſuitenblättern (und an dieſer Schmutzliteeatur ſind wie hier reich) gegen die Deutſchkatholiken abgeſchoſſen werden, haben für dieſelben bisher weſentlichen Nutzen gehabt, und man könnte in ihrem Intereſſe nur wünſchen, daß die Ultramontanen ihre Angriffe auf den Deutſchkatholicismus fortſetzten, wenn man ſich mit ſolchem Wunſche nicht eines argen Verſtoßes gegen den guten Geſchmack ſchuldig machte.

Obererlenbach, 24. Sept.

In unſern betrübten Zeitverhältniſſen ſcheint man ſich beſonders darauf zu legen, das Vollmaß der Schlechtigkeit und tiefſten Verkommenheit nach allen Seiten hin zur Schau zu tragen. Dies machte ſich ſo recht in der Nacht vom 22. auf den 23. Sept. an dem in unſerer Pfarrkirche verübten Kirchendiebſtahl bemerkbar Auf eine wahrhaft ſchaudererregende Weiſe ſuchte man aus dem Tabernakel unſerer Kirche die Monſtranz und den Speiſekelch zu rauben und die geweihten Hoſtien hinter den Altar zu ſchütten und mit Füßen zu zertreten. Es will uns bedünken, daß die ruchloſen Böſewichte, welche mit räuberiſch frevelnder Hand gewaltſam die Kirche und den Tabernakel erbrochen, Mitglieder jener Rotte ſind, die ſeit lange ſchon ihr Diebesſpiel treibt mit den geſtohlenen Heiligthümern und früher im badiſchen und heſſiſchen Odenwald und auch ſchon in mehreren Kirchen Rheinheſſens und Starkenburgs Jagd gemacht Es wäre zur endlichen Entdeckung der betreffenden Kirchenplünderer gewiß nicht ohne Nutzen, wenn der jetzige Unterſuchungsrichter des vorliegenden Diebſtahls ſich in Verbindung ſetzte mit den großh. Landgerichten Hirſchhorn und Lorſch, welche ähnliche Unterſuchungen ſchon geführt, aber nichts zu ermitteln vermochten, und von den dortigen Akten Einſicht nähme; vielleicht führte eine Akten-Comparation endlich einmal auf eine ſichere Spur der Diebe. Möchte jeder Goldſchmied und wer immer mit Gold und Silber handelt, recht vorſichtig ſeyn im Ankauf der bezeichneten Gegenſtände und bei Zutragung derſelben als Ehrenmann thun, was Pflicht und Gewiſſen erheiſchen!

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 28. Sept. Wallenſteins Tod, Trauerſpiel in 5 Abth. von Schiller. (Gaſtrolle) Schwediſcher Hauptmann: Hr. Meaubert, vom Theater zu Zürich.

Druck und Verlag von Heller und Rohm — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publicität.

Nro. 263. Freitag, den 29. September 1848.

Fürſt Lichnowsky und General v. Auerswald.

(Berlin, 23. Sept.) Die Voſſiſche Zeitung äußert ſich heute: Der Fürſt Lichnowsky, der General v. Auerswald! Zwei Männer verſchiedenſten Sinnes, Alters und Charakters, doch Beide Eins darin, daß das Vaterland ſtolz auf ihre patriotiſche Hingebung in ſeinen jetzigen, gewaltigen Umſchwüngen und Erſchütterungen ſeyn muß, ſind auf eine Weiſe dem Leben entriſſen, für die die Sprache kein Wort hat! Die abweichend lautenden Berichte beweiſen, daß über einen Theil der Vorgänge noch ein düſterer Schleier gebreitet iſt; wir wollen ihn hier nicht heben, um uns den troſtloſen Anblick des Entſetzlichen nicht zu erneuern. Doch ein Wort der Erinnerung, der Anerkennung, ſey den Dahingegangenen geweiht, das ſeine Kraft nur in der Wahrheit ſuchen will. Der General v. Auerswald hat nicht jene blendende Stellung in der Zeit eingenommen, die ihn, wie ſeinen Todesgefährten zu einem Allgekannten gemacht, ihn unter die entſchieden öffentlichen Charaktere geſtellt hätte. Doch einſtimmig wird ihm das Zeugniß, daß er jetzt, in der Lebensfrage des Vaterlandes, als ein Mann der Klarheit, Mäßigung und Entſchloſſenheit gewirkt hat, dem Ehre und Vaterlandsliebe unverbrüchliche Heiligthümer geweſen. Wehe der meuchleriſchen Waffe, die ſo edle Manneseigenſchaften in Blut erſtickt! Ehrendes, unvergängliches Andenken dem Würdigen, deſſen Laufbahn ſo düſter endete! — Fürſt Felix Lichnowsky vereinigte glänzende Eigenſchaften in einem Grade, wie ſie nur Wenigen zu Theil werden. Wir verſchließen das Auge nicht ſeinen Fehlern, wollen ſeine Vergangenheit nicht loben! Die Kraft des Talents, des überbrauſenden Lebensmuthes, hat ihn auf falſche Bahnen geführt; überall aber hat er den ritterlichen Muth bewährt, der ihn bis zum letzten Augenblick ſeines ſchreckenvollen Endes nicht verließ. Jugend und Lebensſtellung, und die mit der letzten eingeſogenen Lüfte, mögen ſeine Verirrungen erklären. Doch mit dem wachſenden Ernſt des Alters, und vollends mit dem ſchweren Ernſt der Zeit, verbrauſ'te der flüchtige, ſchäumende Moſt, und es begann ſich ein dem Edleren empfänglicher Geiſt immer freier und kräftiger herauszuklären. Schon der vereinigte preußiſche Landtag muß ihm dafür lautende Zeugniſſe zollen. Kraft und Talent warfen ſich auf würdige Richtungen; ſuchte er auch darin noch gern den Glanz, den Schimmer, ſo war doch der Kern ſeines Wollens gediegen und verſöhnte ihm ſchon damals manche ſonſt feindſelige Geſinnung. Das Erdbeben, deſſen erſte Donnerſchläge unter dem Boden von Paris widerhallten, erſchütterte Europa. Mit raſch entzündetem Willen, mit muthigem Vertrauen, warf ſich der Fürſt mitten in die wilden Strudel der Bewegungen. Ein kühner Schwimmer, weckte die Gefahr ſeine Kräfte. Mag ihn auch hier das Abentheuerliche gelockt, das Würfelſpiel großer Geſchicke gereizt haben; eines warmen, vaterländiſchen Sinnes war er ſich dennoch in ſeinem Innerſten als des lebendigen Urquells bewußt, der ſein Thun leitete. Von dieſem erfüllt, durchglüht, hat er in Frankfurt mit preußiſchem und deutſchem Muth (mit dem Worte) gekämpft, und alle blitzenden Waffen ſeines Talents geltend gemacht. Er war eine Macht! Das zog ihm den erbitterten Haß der Gegner zu! Er war eine Macht, nicht nur durch ſeine gelenkige Kraft, durch ſeine immer wache Geiſtesgegenwärtigkeit und die ſtets ſchlagfertige Gewandtheit der Rede, ſondern auch durch die Wärme ſeiner Geſinnung. Er trug das Gefühl für das engere und umfaſſendere Vaterland in der geſunden Vereinigung in ſich, die allein im Stande iſt, das wahrhaft Gute und Heilſame zu fördern, zur rechten Zeit Opfer zu bringen und Rechte feſtzuhalten. Und dieſer innerſten Geſinnung getreu, hat er das glänzende Wort, die muthige That geübt! Das muß ihm Jeder anerkennen. Das letzte Jahr ſeines Lebens iſt ein Verſöhnungsjahr für die Irrungen der früheren. Mit ſeinen großen Spuren hat es die der kleinen Fehlſchritte ſeines Lebensgangs verwiſcht. Dieſes Anerkenntniß drängt ſich aus der innerſten Wahrheit unſerer Empfindungen hervor; in dieſem Sinne mögen wir ſein Andenken ehren, ſeinen ſchauervollen Tod betrauern.

Gedanken eines alten Republikaners über Republiken und Föderativ-Staaten.

Geſchrieben im Kloſter Muri 1834.

Zwietracht iſt die Erbſünde aller Föderativ-Staaten, wenn die Genoſſen des Bundes, in voller Selbſtſtändigkeit zu einander, für Kraft und Macht des Bundes nichts von ihren Rechten opfern, aber von ihm Alles zu ihrem Nutzen begehren. Die Geſchichte ſämmtlicher Föderativ-Staaten, der vereinten Stämme Israels, wie der griechiſchen Republiken, der Staaten des deutſchen Reiches, wie der niederländiſchen Provinzen oder der ſchweizeriſchen Kantone, iſt eine faſt ununterbrochene Verkettung von Zerwürfniſſen, Zänkereien und Kriegen. Merkwürdig iſt dabei, daß demungeachtet Conföderationen von Völkerſtämmen und Nationen ein längeres Leben erreichten, als ihr innerer Zuſtand erwarten ließ. Die moſaiſche Bundesrepublik hatte bei 400 Jahre gedauert, ehe ſie an die Stelle des unſichtbaren Jehovah einen ſichtbaren König forderte; der griechiſche Staatenbund lebte ſeit Stiftung der Amphictyonen bis zur Schlacht von Chäronea und dauerte über 800 Jahre; nächſtihm erſcheint die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft mit einer Lebensdauer von 500 Jahren; die vereinigte niederländiſche Conföderation brachte es ſeit der Utrechter Union kaum auf die Hälfte dieſer Zeit.

Nur kleine Völker können in republikaniſcher Form beſtehen,

Digitized by Google

worin ſie ſtaatsbürgerliche Freiheit in höchſter Fülle walten laſſen, ſo daß jeder Bürger ſeinen unmittelbaren Antheil an der Geſetzgebung und Ernennung der Obrigkeit nimmt. Der geringſte Zuwachs an Bevölkerung macht die Verſammlung des ganzen Volkes in einer Landesgemeinde unmöglich; es muß ſich begnügen, die Sorge für die wichtigſten Angelegenheiten den von ihm erwählten Stellvertretern zu überlaſſen. So wird die unmittelbare Theilnahme an den öffentlichen Geſchäften in eine ſehr mittelbare verwandelt, und dieſe in gleichem Grade immer beſchränkter, als in repräſentativen Republiken die Volksmaſſen größer werden. Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit dem Genuſſe der bürgerlichen Freiheiten und Rechte.

Je kleiner die Republik iſt, um ſo weniger wird es gefährlich, die freie Verfügung der Bürger über ihre Perſon und ihr Eigenthum nicht durch zahlreiche Geſetze zu begränzen. In größeren Staaten, bei vervielfältigten Intereſſen, Verhältniſſen und Reibungen der bürgerlichen Zuſtände iſt eine ſtärkere geſetzliche Schutzwehr, und daher engere Begränzung der Freiheit der Einzelnen, wie der Gemeinden und Stände unvermeidbar. Im häuslichen Kreiſe einer Familie darf Manches ohne Furcht geſtattet und lockerer gebunden ſeyn, als in einem weitläufigen Gemeinweſen von Tauſenden nicht zu erlauben wäre, ohne Unordnung, Zerrüttung und gänzliche Auflöſung zu erzeugen. Es war ein gewagter Einfall, Frankreich mit 32 Millionen Menſchen zu einer *einzigen* Republik umzugeſtalten.

Die Geſchichte kennt keine Republik von ſo ungeheurem Umfange, weil ſolche in ſich ſelber unmöglich iſt, oder dem Volke keine höhere Freiheit gewähren könnte, als jede wohleingerichtete conſtitutionelle Monarchie. Für große Staaten iſt das monarchiſche Prinzip Naturnothwendigkeit. Das *republikaniſche* Rom, als es die Welt beherrſchte, war nur innerhalb der Mauern der Hauptſtadt, außer deren Ringmauern wohnten Unterthanen und zinsbare Bundesgenoſſen. Die nordamerikaniſchen Vereinsſtaaten ſind, mit ihrer dünnen Bevölkerung auf weiten Landſtrecken, kleinen Staaten gleich. New-York, die volkreichſte derſelben, zählt auf einem Flächenraum ſo groß wie Altengland, wo 13 Millionen leben, noch nicht 2 Millionen Einwohner. Wenn dereinſt New York mit England gleiche Bevölkerung beſitzt, wird es entweder in eine Menge kleinerer Freiſtaaten zerſplittert, oder einer Monarchie ſo ähnlich ſehen, wie ein Haupthaar dem andern. Da alſo nur kleine Staaten republikaniſcher Formen fähig ſind, müſſen ſie, um nicht bei feindlichem Anſtoß von den großen Staaten zertreten zu werden, Conföderationen mit ihres Gleichen eingehen, oder ſich, wie die Republik St. Marino, Andorra, Krakau, die joniſchen Inſeln, die freien Städte Deutſchlands, unter den Schutz mächtiger Nachbarn ſtellen. Der Föderalismus gewährt den Republiken zu ihrem ſelbſtſtändigen Staatsleben und ihrer Freiheit die Kraft eines größeren Reiches zum Widerſtand gegen fremde Gewalt; dieſe Kraft ſteigt in gleichem Maße, wie ſich das bloße Schutzbündniß der kleineren Staaten zu einem förmlichen *Einheitsbund* Aller erhöht, worin ſie mit eigenen Geſetzen und Regierungen für ſich daſtehend, von ihrer Souveränetät ſo viel an die allgemeine Bundesgewalt übertragen, als hinreicht, um als ein einziger, als ein Bundesſtaat, Friedſamkeit und Ordnung im Innern, Ehrfurcht im Ausland zu erzielen.

Mächtige Fürſtenreiche beſitzen, was ſchwächere Staaten durch den Föderalismus erſt zu gewinnen ſuchen; nämlich die Mittel zur Selbſtvertheidigung und Concentrirung der Staatskraft in *einer* Hand. Aber die Freiheit, deren ſich die Bürger kleiner Republiken erfreuen, finden größere Staaten ebenfalls auf dem Wege des Föderalismus, oder eines Quaſi-Föderalismus der zu ihnen gehörenden Provinzen und Völkerſchaften.

(Heinrich Zſchocke in der maleriſchen Schweiz.)

Der Studenten-Congreß in Eiſenach.

I.

H (*Eiſenach*, 24. Sept.) Die Abgeordneten zu dem allgemeinen deutſchen *Studentenparlament* ſind bereits hier eingetroffen und ziehen fröhlich und jubelnd durch unſere Straßen. Es ſind faſt alle deutſche Univerſitäten durch Abgeordnete (auf 100 Studirende einen) vertreten; aus Berlin, Erlangen und Jena nicht; letztere Univerſität aus zwei entgegengeſetzten Gründen: die liberale Partei, weil ſie von einer Studentenſchaft als Corporation nichts wiſſen, ſondern den Studirenden ganz in den Staatsbürger aufgehen laſſen will, und die Gemäßigten, weil ſie im Voraus überzeugt ſind, daß die Entſchiedenen in dem Parlamente die Oberhand behalten werden. Berlin hat für ſein Nichterſcheinen gar keinen Grund angegeben, und die Erlanger waren ſchon auf ihren Ferienreiſen, als die Einladung dorthin erging. —

II.

H (*Eiſenach*, 26. Sept.) Das *Studentenparlament* (auch Congreß und Geſammt-Ausſchuß genannt) ſaß geſtern, als an ſeinem *erſten* Tage, bis Abends zehn Uhr, konnte jedoch noch nicht an die Hauptgegenſtände der Berathung kommen. Man prüfte die Legitimationen der Abgeordneten Seitens einer hiezu ernannten Commiſſion und beanſtandete keine, wählte das Präſidium und die Secretäre (wobei die Wahl des erſteren auf *Holze* in Breslau fiel und man auch von vornherein die Wahl auf *einen* Tag beſchränkte) und nahm den Entwurf einer Geſchäftsordnung vor. Eine lange Debatte entſpann ſich darüber, ob man die zufällig anweſenden Studirenden derjenigen Univerſitäten, welche den Congreß nicht beſchickt, mit *berathender* Stimme zu den Verhandlungen zulaſſen ſollte. Ein Theil meinte, man ſollte dieſes, um auch die Bedürfniſſe dieſer Univerſitäten kennen zu lernen, während der andere ſolches nicht mit der Würde der Verſammlung, an welcher jene Univerſitäten ſich nicht hätten betheiligen *wollen* (die Berliner Studentenſchaft ſagte in ihrer ablehnenden Antwort geradezu: Ihr könnt uns ja das Beſchloſſene ſchreiben), vereinbar fand. Die letztere Anſicht ward denn von der Verſammlung adoptirt. Der Vorort, zu welchem Beeslau erwählt war, konnte über ſeine Thätigkeit nicht Vieles ſagen. Er habe die Protokolle des Vorparlamentes viel zu ſpät und auch in ſolcher Geſtalt erhalten, daß er drei Tage Zeit gebraucht, um ſie zum Behufe der Circulation unter den Univerſitäten zu bearbeiten. Student Rhode, welcher dieſe Protokolle nach Breslau überbracht, behauptete ſogar, daß ſie abſolut unleſerlich geweſen und daß ganze Stücke daran gefehlt, und hätte auf die Anfragen der einzelnen Univerſitäten, welches der Zweck der gegenwärtigen Verſammlung ſey, nur auf Das, was die Protokolle dürftig darüber enthielten, verweiſen können. Die Verſammlung hielt es nun für das Angemeſſenſte, über dieſen vorortlichen Bericht gar nichts zu äußern. Die Hauptgegenſtände der heutigen Berathung ſind: die Berichte der einzelnen Univerſitäten, die Prüfung der von der Docentenverſammlung in Jena gefaßten Beſchlüſſe, die Idee einer deutſchen Akademie, und die Reviſion der Beſchlüſſe des Vorparlamentes. Bei den zwei letzteren Gegenſtänden werden die zwei entgegengeſetzten Richtungen unter den Mitgliedern ſich bedeutend geltend machen. Ein Theil, der conſervative, möchte nämlich das Eigenthümliche der Studentenſchaften und Univerſitäten erhalten wiſſen, während der andere auf Verwiſchen deſſelben und Centraliſirung der Lehranſtalten bringt. Letztere Partei, die ſogenannte radikale, ſcheint jedoch ſchon in der Majorität zu ſeyn. — Noch muß ich berichtigend bemerken, daß auch Wien keine Abgeordneten geſchickt

Digitized by Google

und daß die Zahl der übrigen Abgeordneten noch nicht ſiebzig beträgt.

Die kirchlichen Verhältniſſe der Gemeinde Kirchbrombach im heſſiſchen Odenwald

ſind bereits mehrfach in entſtellter Weiſe in öffentlichen Blättern beſprochen worden. Das Wahre iſt, wie wir zuverläſſig erfahren, Folgendes: Vom *Glauben* iſt bei der ganzen Streitigkeit nicht die Rede. Es haben nicht nur die Wortführer der ſich ſo nennenden freien Gemeinde mehrfach erklärt, daß ſie ſich vom Glauben der Landeskirche nicht losſagen wollen, ſondern es hat auch das Kirchenregiment mehrfach auf's Beſtimmteſte ausgeſprochen, daß es im Glauben Jedem ſeinen freien Weg laſſe, ohne auch nur zu unterſuchen, ob die behauptete Abweichung eine wirkliche ſey oder nicht. Die Phraſe, daß man die am 6. März errungene Glaubensfreiheit beeinträchtige, iſt daher um ſo mehr eine hohle Verdächtigung, als im Großherzogthum Heſſen auch ſchon vor dem 6. März Glaubenszwang fremd war. Es handelt ſich lediglich von *äußerlichen* Dingen, in welchen ein Theil der Gemeinde dem Oberkonſiſtorium, das heißt dem Kirchenregiment, nicht gehorchen will, deſſen Haupt der evangeliſche, durch ſeine Gerechtigkeit und ſein wohlwollendes Herz ausgezeichnete Großherzog, und von deſſen Organen eines das Oberkonſiſtorium iſt. Viele Glieder der Gemeinde waren mit ihrem Geiſtlichen unzufrieden. Gegen dieſen war eine Unterſuchung eingeleitet, welche nicht von dem Oberkonſiſtorium, ſondern dem vormaligen ſtandesherrlichen Konſiſtorium vielleicht nicht mit dem erforderlichen Nachdruck geführt, aber auch von den Unzufriedenen nicht beeilt wurde. An die oberſte Behörde in der evangeliſchen Landeskirche oder an das großherzogl. Miniſterium war vor dem Umſchwung der politiſchen Verhältniſſe keine Beſchwerde gelangt. Nach dem 6. März wurden die Beſchwerden gegen den Geiſtlichen mit Ungeſtüm vorgebracht. Es wurde nun die Unterſuchung gegen den Geiſtlichen einem Kommiſſär übertragen, dem Geiſtlichen ein Vikar beigegeben, und ſobald der Stand der Unterſuchung eine nähere Beurtheilung zuließ, entſchieden, daß der angefochtene Geiſtliche nicht wieder bei dieſer Gemeinde in Funktion treten ſolle, vorbehältlich ſeiner Anſtellungsfähigkeit überhaupt und ſeiner Anſprüche auf den Gehalt, über welche nur nach beendigter Unterſuchung entſchieden werden kann. Hiermit war der Wunſch der Gemeinde offenbar im Weſentlichen erfüllt, und Alles geſchehen, was ohne Rechts-Verletzung geſchehen konnte. So beruht denn der ganze Grund der Aufkündigung des Gehorſams gegen das Kirchenregiment darin, daß ein Theil der Gemeinde ſich zu einer Verbindung mit einem jungen Geiſtlichen hinreißen ließ, den das Kirchenregiment zuerſt als Vikar beſtellt hatte, ſpäter aber durch einen andern zu erſetzen räthlich fand. Weder der junge Geiſtliche, noch ſeine Anhänger haben ſich über Verfolgungen zu beklagen. Daß man aber dieſen Anhängern die Theilnahme am Kirchenvermögen und den Mitgebrauch der Kirche verſagt, daß man Ungeſetzlichkeiten, namentlich auch gewaltſames Eindringen in die Kirche als ſtrafbar behandelt, und den nöthigen militäriſchen Schutz gegen Wiederholung von Gewaltthätigkeiten in Ausſicht ſtellt, wird Niemand befremden, der weiß, was Rechtens iſt, und dem die Ordnung heilig iſt. Glauben die Anhänger jenes Geiſtlichen, daß die Kirche einer zur Landeskirche gehörenden Gemeinde, aus welcher ſie behaupten ausgetreten zu ſeyn, ihnen zuſtehe, weil ſie die Mehrzahl bilden, oder daß ſie wenigſtens den Mitgebrauch haben; ſo können ſie deßhalb den Rechtsweg betreten, der ihnen gewiß nicht verſagt werden wird, obwohl er keine Ausſicht auf Erfolg hat. Die aus einer Gemeinde Auswandernden oder Austretenden, mögen ſie die Mehrzahl bilden oder nicht, geben ihren Anſpruch am Vermögen auf. Wohin würde es auch führen, wenn an demſelben Gegenſtand zwei Gemeinden Theil nähmen, deren eine dem Kirchenregiment gehorcht, die andere nicht, und wie kann man dieſem zumuthen, etwa bittweiſe die Theilnahme zu geſtatten, die als Recht gefordert und mit Gewaltthätigkeiten erzwungen werden ſoll? So iſt der Stand der Sache, der allerdings und um ſo mehr zu bedauern iſt, als die Gemeinde viele achtbare Glieder enthalten, und der ſie führende junge Geiſtliche ſchätzbare Eigenſchaften beſitzen ſoll. Möge richtige Einſicht und Verſöhnlichkeit in die Gemeinde zurückkehren!

Darmſtadt, den 25. Sept. 1848.

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Im Tempel der *Wahrheit* gibt es, wie in jedem andern, mehr Laien als Prieſter.

— Die *Liebe* beginnt mit dem Auge, die *Freundſchaft* mit dem Herzen.

— Das *Gewiſſen* iſt nur das Kind des *Wiſſens*.

— Gebräche es dem Menſchen nicht an Einſicht ſeiner wahren Intereſſen und an den Gütern, wozu das Leben und ſeine Natur ihn berechtigen, ſo wäre die Erde ein Paradies ſelbſtbewußter Unſchuld und Glückſeligkeit. Das *Gebrechen* allein ſetzt das *Verbrechen* in die Welt.

— Der Menſch handelt immer in Abſicht auf ſeine Glückſeligkeit. Wenn er ſich irrt, ſo irrt er ſich nur in den *Mitteln*, nie in der *Abſicht* ſelbſt. Irrthum, Laſter und Verbrechen ſind daher weiter nichts als falſche *Vernunftſchlüſſe* in Rückſicht auf unſer eigenes und fremdes Intereſſe. Die Todesſtrafe kann und muß demnach auch nur als ein Ueberreſt der Barbarei in Sitten und Geſetzgebung angeſehen werden. Der Richter — dieſer Heilkünſtler der ſittlichen Weltordnung — erklärt, wie es ehedem die Aerzte bei der ſiphilitiſchen Seuche thaten, daß gewiſſe moraliſche Krankheiten unheilbar ſind, und daß der Kranke kraft des Geſetzes dem Henker zu überliefern ſey. — Ein Kunſtſtück der geprieſenen Aufklärung und Civiliſation des 19ten Jahrhunderts! — Wahrhaftig, wenn wir nicht, wie Leibnitz behauptete, „in der *beſten* Welt“ leben, ſo leben wir wenigſtens in der *abgeſchmackteſten*.

— Koſtete dem Menſchen die Ausübung der Tugend unter *allen* Umſtänden und Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens die Aufopferung der heiligſten Rechte und Intereſſen ſeiner Perſon, ſo wäre der Gott, der ſie ihm geboten, der fürchterlichſte ſeiner *Tyrannen* geweſen.

— Aber die menſchlichen Geſetze ſind nicht die Geſetze der Natur — nicht die Geſetze Gottes. Dieſe ſind leicht und allgemein, veredeln und beglücken; jene ſind ſchwer und in ihrer Form buntſcheckig, wie die Feſtjacke eines Poſſenreißers; das Ebenbild Gottes ſchrumpfen ſie zum Zwergen ein, ja, würdigen es in Tauſenden unter das Thier herab.

— *Gerechtigkeitsgefühl* iſt wie ein klarer Spiegel im Innern der Seele: es zeigt uns der Andern Bildniß unverſtellt neben dem unſrigen.

— Das zugeſtandene *Recht* war bis heute nur der Wiederſchein der *Gerechtigkeit* in der Welt.

— Die Weiſen kuriren ſchon ſeit Jahrtauſenden an den Thoren, ohne daß ſich die Zahl und das Uebel ihrer Patienten merklich vermindert hätte. Die armen Aerzte! ſie kennen wohl den Sitz des Uebels, aber ſie haben nicht die Macht, die äußere Atmoſphäre, welche den Krankheitsſtoff erzeugt, zu ändern; zudem ſind die Thoren zu eigenſinnig und ungeſchickt, ihre Rathſchläge zu befolgen.

Digitized by Google

— Am Selbſtbetrug leidet die Welt am meiſten.
— In der Jugend träumt, in reiferen Jahren genießt und im Alter betrachtet man das Leben.

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

Der Frankfurter Correſpondent der „Times“ ſchreibt d. d. Frankfurt, 9. September, nachdem er Dahlmann's Verfahren in der Waffenſtillſtandsfrage getadelt: „Als Dahlmann mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt wurde, ſoll zwiſchen ihm und dem Erzherzog-Reichsverweſer folgende Zwieſprache ſtatt gefunden haben: „Was iſt Ihr Programm?“ fragte der Prinz ſehr höflich. „Ich werd' es Ew. kaiſ. Hoheit in Kurzem vorlegen“, ſagte der Profeſſor, „indeſſen kann für jetzt nichts anderes unſer Plan ſeyn, als die Nichtratification des Waffenſtillſtandes und eine energiſche Kriegsführung, welche Dänemark zwingen wird, liberale Friedensbedingungen zu gewähren.“ „Ach, ſehr gut! ich bin Ihrer Meinung,“ antwortete der Reichsverweſer, „aber wo ſind unſere Mittel? Preußen iſt Ehren halber verbunden, an der Uebereinkunft, die es ratifizirt hat, feſtzuhalten; Oeſterreich, ich geb' Ihnen mein Wort, kann keinen einzigen Grenadier entbehren; Baiern denkt mit einiger Aengſtlichkeit an ſeine franzöſiſche Gränze, da die Zeitungen von einem Lager bei Straßburg und einem andern bei Metz ſprechen; Würtemberg und Baden richten ihre Augen nach derſelben Seite. In der That, Hr. Dahlmann,“ ſchloß der Erzherzog mit gutmüthigem Lächeln, „ich glaube, das Bataillon dieſer freien Stadt Frankfurt wird die ganze Armee ſeyn, auf die wir mit Sicherheit zählen können.“

In einer Zeit, wo Deutſchland ſich durch die heftigſten Stürme von innen und außen bedroht ſieht, muß es gewiß von Wichtigkeit ſeyn, zu erfahren, von welchen Momenten das Schickſal Deutſchlands abhängt. In der 74. Sitzung der Reichsverſammlung hat nun dieſen Faden, an welchem das Schickſal Deutſchlands hängt, der Hr. v. Laſſaulx aufgefunden, indem er bei der Frage über die Freiheit neuer Religionsgenoſſenſchaften ausrief: „Ihre Entſcheidung hierüber wird über das Schickſal Deutſchlands entſcheiden!“ (Fr. Bürgerbl.)

Der Nürnberger Correſpondent erzählt, daß neulich bei der Volksverſammlung in Heilbronn Theobald Kerner, Juſtinus Sohn, eine feurige Rede mit den Worten geſchloſſen hat: „Jeder Hochverräther iſt mein Freund.“

Korreſpondenz.

Aus der Pfalz, 27. Sept.

Dem Aufrufe der rheinheſſiſchen Lehrer in Nro. 258 dieſer Blätter zur Abhaltung eines allgemeinen deutſchen Lehrer-Congreſſes in Frankfurt ſchließen ſich auch die Schullehrer der bayriſchen Pfalz, mindeſtens die des Bezirks Frankenthal, an. Letztere hielten nämlich geſtern eine Verſammlung zu dieſem Ende ab, ſprachen ſich einſtimmig für Beſchickung dieſes Congreſſes aus und wählten (ihrer ſind ungefähr 400) die Lehrer Lorenz Groß in Eppſtein und Ignaz Lehmann in Mußbach zu ihren Vertretern, Philipp Schneider in Mußbach und Peter Gärtner in Iggelheim zu deren Erſatzmännern. Wir glauben die Hoffnung ausſprechen zu dürfen, daß alle Lehrer des Geſammtvaterlandes ſich bei dieſer deutſchen Angelegenheit betheiligen werden.

Heidelberg, 26. Sept.

Daß die Eingabe des Heidelberger Sprachvereins bei der verfaſſunggebenden Reichsverſammlung in Frankfurt kein großes Glück machen werde, war vorauszuſehen, weil im Allgemeinen der Sinn für deutſche Reinſprache leider! noch nicht erwacht iſt und die Ausführung der Sache ſomit als eine Unmöglichkeit erſcheint. Doch hätte man nicht Spott und Hohn erwartet, wie einige Mitglieder des Reichstags geäußert haben ſollen, wodurch ſie ſich ſelbſt und die Verſammlung gebildeter Männer nicht ſehr ehrten. Es iſt nur ein Zeichen, daß es immer Menſchen gibt, welche ihre Stellung nicht recht auffaſſen und begreifen, wozu ſie da ſind, wie es ein Freund und Vertheidiger der Reinſprache in der Allgemeinen und in der Karlsruher Zeitung gründlich darlegte. Denn wer von dem Volke geſandt iſt und um des Volkes willen da iſt, der ſoll auch volksverſtändlich, d. h. rein deutſch, ſprechen, und nicht mit fremden Zungen, die das Volk nimmer verſteht. Die Nachwelt wird nicht begreifen, wie man eine ſolche unläugbare Wahrheit nicht einſehen wollte. Deſſen ungeachtet nimmt der Verein einen erfreulichen Fortgang durch Vermehrung der Mitglieder und Herausgabe von Schriften, die zur Förderung der Sache dienen. So erſchien erſt neulich von Dr. Henrici in Goslar eine Abhandlung: „Ueber das zunehmende Bedürfniß einer Reinigung der deutſchen Sprache von Fremdwörtern“, welche, obſchon noch mit einer Menge von entbehrlichen Fremdwörtern verſehen, doch viel Gründliches und Schönes im Ganzen enthält. Die reichen geſchichtlichen Angaben ſind aus guten Quellen geſchöpft und eine Menge Fremdwörter aus allen Fächern mit Geſchick und Glück verdeutſcht angegeben. Die Schrift, die mit Fleiß und Liebe ausgearbeitet iſt, darf Jedermann als einen erfreulichen Beitrag zur Sprachreinigung empfohlen werden. Wenn ſich immer mehr ſolcher tüchtiger Männer der Sache mit Eifer annehmen, ſo kann eine gute Wirkung für das Ganze nicht ausbleiben.

Eiſenach, 23 Sept.

Während überall um uns ſich ein politiſches Leben entwickelt, herrſcht hier faſt durchgängig eine indifferente Stille, welche ſogar in gewiſſen Kreiſen gern geſehen zu werden ſcheint. Wenn aber Indifferentismus überhaupt ein Zeichen von Mangel an Verſtand und Gemüth und ein böſer Vorwurf iſt, ſo iſt er in unſerer Zeit, wo unſere ganze Staatseinrichtung auf die Theilnahme der Staatsbürger und auf politiſche Bildung berechnet conſtruirt werden ſoll, ein noch viel größerer. Die Ruhe, welche Alles gehen läßt, wie es geht und fünf gerade ſeyn läßt, iſt gewiß auch nicht die rechte Bürgerpflicht. Gleichwohl fehlt es an Anregungen von Außen nicht, wohl aber von Innen. So hat jetzt der conſtitutionelle Geſammtverein in Weimar zur Bildung von Vereinen in gleichem Sinne und Anſchluß an ſich aufgefordert, aber ohne Erfolg hier; ein ſolcher Verein würde gerade hier den größten Theil der Bewohner zu Anhängern haben. Selbſt unſeren Deputirten in Frankfurt, welcher vor längerer Zeit die Meinung ſeiner Wähler in Bezug auf die thüring'ſche Frage zu wiſſen, in einer Anſprache den Wunſch äußerte, hat man ohne Antwort gelaſſen. Man ſcheint ſich vor allen öffentlichen Verſammlungen zu fürchten und der beſſere Theil ſich nicht Kraft und Energie genug zuzutrauen, um über etwa bei einer ſolchen Verſammlung auftauchende anarchiſche Elemente das Uebergewicht zu behaupten. So werden auch hier gewiß nicht ausbleibende Wühlereien den beſſern Theil ungerüſtet finden. — Die Lehrerverſammlung wird, trotz einiger Proteſtationen aus Süddeutſchland, noch Ende dieſes Monats hier ſtattfinden und jedenfalls ſehr ſtark beſucht werden, weshalb der hieſige Stadtrath bereits für die Unterbringung der Theilnehmer Vorſorge trägt. — In einer vor zwei Tagen in unſerer Nachbarſtadt Gotha abgehaltenen Zuſammenkunft der Aktionäre der thüringiſchen Eiſenbahn iſt der Bau einer Bahn von Weißenfels nach Leipzig vor der Hand verworfen worden.

Theater-Anzeige.

Freitag, 29. Sept. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Abth. (theilweiſe nach einem Plan von St. Georg) von W. Friedrich, Muſik von Friedrich von Flotow. Nancy: Letzte Rolle der Frau Lutz.

Samſtag, 30. Sept. Dorf und Stadt, Schauſpiel in 2 Abth. und 5 Akten mit freier Benutzung der Auerbach'ſchen Erzählung: „Die Frau Profeſſorin“, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google